Biblioteka
U.M.K.
Toruń
55706
III

Spamer's

Weltgeschichte

9.

Spamers
Illustrierte Weltgeschichte

IX

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Spamers Illustrierte Weltgeschichte

Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte

unter Mitwirkung von

Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt
und Dr. K. Sturmhoefel

neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt

von

Prof. Dr. Otto Kaemmel

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Neunter Band

Geschichte der Neuesten Zeit

II



Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Kunstbeilagen und Karten

Leipzig
Verlag und Druck von Otto Spamer
1897

No 230.
IX.

Illustrierte Geschichte der Neuesten Zeit

Zweiter Teil

Von dem Beginne des nationalen Kampfes gegen Napoleon I.
bis zum Kaisertum Napoleons III. (1808—1852)

von

Prof. **Dr. B. Volz**

In dritter Auflage

bearbeitet von

Dr. Konrad Sturmhoefel

Mit 308 Text-Abbildungen sowie 12 Beilagen und Karten

KREIS-LEHRER-BIBLIOTHEK ZABRZE

Leipzig

Verlag und Druck von Otto Spamer

1897

1927/1726
9

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen vor.

55.706
III





Inhalt

der

Illustrierten Weltgeschichte.

Neunter Band.

Geschichte der Neuesten Zeit. II.

Dritter Zeitraum.

Der Widerstand der Nationalitäten (1808—1815).

Seite

Der Krieg in Spanien (1808—1813) 4

Neue Rüstungen gegen Spanien. Rasche Gewinnung Nordspaniens. Einnahme von Madrid [Dezember 1808] (4). — Eigenmächtige innere Maßregeln (5). — Der englische Feldzug in Spanien (1808). Guerillakrieg (6). — Saragossa. Gerona. Soult in Portugal (1809). Wellesleys Landung und Soults Rückzug (8). — Die Schlacht von Talavera de la Reyna [Juli 1809] (9). — Joseph wieder in Madrid. Weitere Niederlagen der Spanier. Joseph in Andalusien. Napoleons Verfügungen (10). — Belagerung von Cadiz (1810). Einberufung und Eröffnung der Cortes (11). — Verfassungsarbeiten. Charakter der neuen Verfassung. Neue Truppensendungen Napoleons. Kämpfe an der spanisch-portugiesischen Grenze (12). — Wellington (13). — Einnahme von Coimbra. Die Kämpfe von Torres Vedras. Soult Oberbefehlshaber. Rückzug der Engländer (14). — Kämpfe in Ostspanien. Neuer Feldzug Wellingtons in Spanien (1812). Der Kampf bei den Arapilen (15). — Wellingtons Einzug in Madrid. Joseph wieder in Madrid. Wellingtons Rückzug. Die Wirkung der russischen Nachrichten von 1812. Schlacht bei Vittoria [1813] (16). — Spaniens völlige Befreiung von den Franzosen (18).

Die Erhebung Österreichs im Jahre 1809 18

Spannung mit Österreich. Reformen in Österreich (18). — Patriotischer Aufschwung. Kriegsgründe. Vorschnelles Losschlagen Österreichs (20). — Erzherzog Karl und die Süddeutschen. Stimmung und Lage Süddeutschlands (22). — Baden. Württemberg (23). — Bayern. Tirol. Erhebung der Tiroler. Andreas Hofer (24). — Erfolge des Tiroler Aufstandes (25). — Kriegsplan und Ausmarsch der Österreicher. Zaudernde Kriegführung Karls. Napoleons erste Maßregeln (26). — Eckmühl. Regensburg (28). — Napoleon vor Wien (29). — Die Kämpfe gegen die Tiroler. Schlacht am Berge Isel. Der Rheinbund. Das Königreich Westfalen (30). — Stellung Preußens. Stimmung Preußens (31). — Katts, Dörnbergs und Schills Erhebungsversuche (32). — Schill (33). — Der italienische Kriegsschauplatz. Der polnische Kriegsschauplatz. Napoleon in Wien (34). — Die Schlacht von Aspern [21./22. Mai 1809](35). — Napoleon nach der Schlacht (37). — Das französische Heer auf der Lobau. Folgen der Schlacht bei Aspern. Aufstandsversuche in Deutschland (38). — Herzog Wilhelm von Braunschweig (39). — Der Feldzug des Herzogs in Sachsen (40). — Erzherzog Karl nach Aspern. Napoleon nach Aspern (41). — Napoleon überschreitet die Donau (42). — Die Schlacht von Wagram (43). — Macdonald. Kampf um Znaim (44). — Waffenstillstand. Der Rückzug des Braunschweigers (46). — Die Expedition nach Walcheren (47). — Der Tirolerkrieg (48). — Vordringen der Türken. Kaiser Franz und die Tiroler (49). — Napoleons Friedensvorschriften. Friedensverhandlungen (50). — Das Stapssche Attentat. Der Abschluß des Friedens (51). — Letzte Schicksale der Tiroler. Andreas Hofers Tod (52). — Folgen des Friedensschlusses für Österreich. Charakter des Kaisers Franz. Heraufkommen Metternichs (53).

Die österreichische Heirat und das Konkordat von Fontainebleau 55

Heiratspläne Napoleons. Josephinens Stellung dazu (55). — Die Scheidung (56). — Werbung Napoleons um eine Großfürstin. Stimmung für eine österreichische Verbindung (57). — Annahme der Werbung in Wien (58). — Stimmung in Wien (59). — Geburt des Königs von Rom. Zwist in der kaiserlichen Familie (60). Abdankung Ludwigs und Einverleibung Hollands. Lucian Bonaparte. Einverleibung Roms. Pius VII. bannt Napoleon (61). — Gefangennahme des Papstes (1809). Der Papst in Savona. Das französische Nationalkonzil [1810] (62). — Portalis verabschiedet. Das Konkordat von Fontainebleau (63).

Seite

Preußens Erstarkung 64

Friedrich Wilhelm II. (64). — Friedrich Wilhelm III. Die Königin Luise. Preußens Lage (66). — Allgemeine Not im Lande. Notwendigkeit einer Neuordnung des Staates. Teilnahmlosigkeit des Volkes (67). — Das königliche Kabinett. Nachteile der bisherigen Verwaltung. Die Kriegs- und Domänenkammern (68). Steins Rückberufung. Der Freiherr vom Stein (69). — Sein Amtsantritt (70). — Steins Mitarbeiter. Das Edikt vom 17. August 1807 (72). — Verordnung vom 27. Juli 1808. Steins Brief an Wittgenstein. Die Städteordnung vom 19. November 1808 (73). — Steins Verabschiedung und politisches Testament. Seine Achtung. Fachminister und Oberpräsidenten. Anwendung der neuen Prinzipien auf das Heer. Scharnhorst (74). — Säuberung des Offizierstandes. Reorganisation der Militärverwaltung. Beseitigung des Adelsprivilegs (76). — Widerspruch gegen die Heeresreform (77). — Der Tugendbund (78). — Die Dichter des Zeitalters. Fichtes Reden an die deutsche Nation (79). — Aufschwung des religiösen Lebens. Die Gründung der Berliner Universität (80). — Rückkehr Friedrich Wilhelms nach Berlin. Wachsen des patriotischen Geistes in Berlin. Friedrich Ludwig Jahn (81). — Der Tod der Königin Luise (82). — Hardenberg leitender Minister. Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates. Reformgesetze (83). — Die Organisationsgesetze. Versuch einer Volksvertretung (84).

Der russische Feldzug 84

Verstimmung zwischen Rußland und Frankreich (84). — Die Einverleibung Oldenburgs (86). — Höchste Verstimmung Rußlands. Napoleon brüskiert Rußland. Speranskijs Reformen (87). — Speranskijs Sturz (88). — Stimmung in Rußland. Frieden von Bukarest. Vertrag mit Schweden. Preußen und Rußland (89). — Scharnhorst in Rußland. Russische Pläne. Kaiser Alexander und Österreich. Gneisenaus und Friedrich Wilhelms Ansichten über Volkserhebung (90). — Preußens Bündnis mit Frankreich. Die französischen Forderungen. Bündnis Frankreichs mit Österreich. Napoleons Pläne (91). — Napoleon in Dresden. Stärke der französischen und russischen Truppen (94). — Die polnische Frage. Fall von Smolensk und seine Folgen (95). — Die Schlacht von Borodino (98). — Die Russen räumen Moskau. Einzug der Franzosen in Moskau. Der Brand Moskaus (100). — Zuchtlosigkeit des französischen Heeres. Kaiser Alexander lehnt alle Verhandlungen ab. Verhängnisvolles Zaudern Napoleons (101). — Die ersten Rückzugsgefechte. Übergang über die Beresina (104). — Napoleon verläßt das Heer. Das Ende des Feldzuges (106).

Der Frühjahrsfeldzug der Preußen und Russen 106

Die Trümmer der Großen Armee in Deutschland (106). — Die Zwangslage Friedrich Wilhelms. Rußlands Schwäche. Stimmung in Paris. Neue Rüstungen (107). — Abwartende Stellung Österreichs. Die Entscheidung Friedrich Wilhelms. York und die Konvention von Tauroggen (108). — Wirkungen der Konvention. Ostpreußens Rüstungen (110). — Stellung der Regierung zu York. Abreise des Königs nach Breslau (111). — Die Stellungnahme der Russen. Verhandlungen mit Österreich. Preußische Verhandlungen mit Rußland (112). — Der Vertrag von Kalisch. Der Aufruf vom 3. Februar 1813 (113). — Der Bruch mit Napoleon. Aufruf an mein Volk (114). — Begeisterung und Opferwilligkeit. Patriotische Dichtung (115). — Landwehr und Landsturm. Stärke der preußischen Armee (116). — Die ersten Kriegsereignisse. Einzug der Preußen und Russen in Berlin. Die Russen in Hamburg (118). — Der Zentralverwaltungsrat. Die süddeutschen Staaten. Schweden. Blücher erhält den Oberbefehl. Übertragung des Kommandos an Wittgenstein. Schlacht bei Großbeeren (120). — Rückzug der Russen. Österreichische Verhandlungen (121). — Schlacht bei Bautzen. Stimmung des Siegers (122). — Französische Reaktion in Norddeutschland. Hamburgs Fall (123). — Oudinots Vorstoß auf Berlin. Waffenstillstand in Aussicht. Hoffnung Napoleons auf Österreich. Rußlands Stellung zum Waffenstillstand (124). — Napoleon selbst dazu genötigt. Waffenstillstand von Poischwitz. Überfall der Lützower (125).

Der Kampf der Großen Allianz und der Umsturz des napoleonischen Reiches 126

Veränderte Konstellation in der europäischen Lage. England und der Reichenbacher Vertrag (14. Juni). Langsame Schwenkung Österreichs (126). — Österreichs Bedingungen für Napoleon. Metternichs Unterredung mit Napoleon zu Dresden am 26. Juni (127). — Geschickte Hinziehungsverhandlungen Metternichs. Die Aufhebung des Waffenstillstandes. Verspätete Versuche Napoleons (129). — Der Kriegsplan von Trachenberg. Scharnhorsts Ende. Fürst Schwarzenberg (132). — Preußens Ausnutzung des Waffenstillstandes. Die Schlacht an der Katzbach [26. August] (134). — Die Dresdener Schlacht [26. und 27. August] (135). — Siegreiche Kämpfe bei Kulm (136). — Schlacht bei Großbeeren (137). — Gadebusch. Hagelberg. Napoleons wachsende Verstimmung. Schlacht bei Dennewitz (138). — Bülow. Vordringen der Verbündeten (139). — Auflösung des Rheinbundes. Napoleon zur Aufgabe von Dresden gezwungen (140). — Blücher überschreitet die Elbe. Die Völkerschlacht bei Leipzig. Das Gelände um Leipzig (141). — Die Schlacht am 16. Oktober. Kämpfe im Süden der Stadt. Möckern (143). — Der 17. Oktober. Der 18. Oktober. Der Kampf im Osten der Stadt. Der Kampf südlich der Stadt (144). — Einnahme Leipzigs. Rückzug der Franzosen. Einzug der Verbündeten in die Stadt (146). — Napoleons Rückzug (147). — Schlacht bei Hanau [30. Oktober] (148). — Die weitere Befreiung Deutschlands. Rückkehr zur alten Ordnung (149). — Metternichs Friedensanerbot an Napoleon. Entrüstung darüber bei den Preußen (150). — Vorbereitung zum Rheinübergang. Blüchers Rheinübergang (151). — Französische Opposition gegen Napoleon. Napoleon und der Gesetzgebende Körper (152). — Schlacht von Brienne. La Rothière. Friedenskongreß in Chatillon (153). — Glückliche Gefechte Napoleons. Beschluß von Chaumont. Kämpfe um Laon (154). — Blüchers Erkrankung. Arcis sur Aube. Napoleon plant einen Vorstoß nach Osten. La Fère Champenoise. Kämpfe vor Paris (155). Kapitulation von Paris. Stimmung in Paris. Die Entscheidung über die Zukunft Frankreichs (156). — Die Kandidatur Bernadottes. Die provisorische Regierung (157). — Entsetzung Napoleons. Ludwig XVIII. Napoleons Abdankung. Graf Artois in Paris (158). — Dotationen der kaiserlichen Familie. Napoleons Reise nach Elba. Ludwigs XVIII. Rückkehr. Erster Pariser Frieden (160).

Die Neuordnung Europas und der Feldzug in Belgien 162

Ehrungen für Blücher u. s. w. Zusammentritt des Wiener Kongresses (162). — Widerstreit der Interessen. Talleyrand in Wien. Metternich. Eifersucht auf Preußen (163). — Die polnische und die sächsische Frage. Zuspitzung der letzteren. Abfindung Preußens (164). — Napoleons Rüstungen. Seine Landung in Frankreich (165). — Die napoleonischen Soldaten (166). — Haltung der Bürgergarde. Zunehmende Erfolge Napoleons

Seite

(167). — Neys Übergang. Flucht Ludwigs XVIII. Napoleon in Paris. Seine Ächtung. Murats Kampf und Niederlage (168). — Das Maifeld von 1815. Erneuerung der Allianz (169). — Kriegsbereitschaft Preußens. Das Verfassungsversprechen. Meuterei der Sachsen in Lüttich (170). — Napoleon in der Offensive. Bei Ligny (171). — Rückzug der Preußen auf Wavre. Dispositionen für Waterloo. Marsch der Preußen am 18. Juni (172). — Die Schlacht bei Waterloo und La Belle Alliance. Ankunft der ersten Preußen. Napoleons Niederlage und Flucht (173). — Zusammenkunft Blüchers und Wellingtons (174). — Grouchy von Napoleon fälschlich beschuldigt. Napoleon wieder in Paris (175). — Die Regierungskommission und Fouché. Blücher vor Paris. Übergabe von Paris. Blücher in St. Cloud (176). — Blüchers Auftreten in Paris. Ankunft der Monarchen in Paris (177). — Frau von Krüdener. Die Heilige Allianz (178). — Der zweite Pariser Frieden (179). — Napoleons Schicksal (180). — Napoleon auf St. Helena; sein Tod. Murats Ausgang. Royalistische Reaktion in Frankreich (181). — Wohlthätige Einsicht Ludwigs XVIII. Der Fortgang des Wiener Kongresses. Die Ergebnisse des Kongresses (182). — Verhalten des Kongresses gegen Deutschland. Die deutsche Bundesakte (183).

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft während des Konsulats und des Kaiserreichs. Geistesleben in Frankreich 184

Rouget de l'Isle. Lebrun (184). — M. J. Chénier. A. Chénier. Frau von Staël (185). — Chateaubriand (186). — Bonald. J. de Maistre. Nodier. Barante. Constant (187). — Béranger. Das Theater (188). — Lemercier u. a. Die Oper (189). — Das Ballett. Naturwissenschaften (190). — Philosophie. Geschichtschreibung (191). — Ägyptologie und orientalische Sprachen. Künste. Malerei. J. L. David (192). — Régnault. Guérin. Girodet-Trioson. Gros. Gérard (194). — Plastik. Architektur (195). — Die Tracht. Charakter des kaiserlichen Hofes. Allgemeiner Charakter der Gesellschaft (196). — Die öffentliche Meinung und die Aushebungen. Handel, Gewerbe und die Kontinentalsperre (197). — Die öffentliche Meinung in den letzten Jahren (198). — Italienisches Geistesleben im napoleonischen Zeitalter. Dichtung (198). — Geschichtschreibung. Kunst. Canova und seine Schüler (200).

Die Entwickelung der Vereinigten Staaten von Nordamerika 201

Uneinigkeit zwischen den Einzelstaaten. Die Verfassung von 1787. Die Hauptparteien (201). — Washingtons Präsidentschaft [1789—1797] (202). — Die Baumwollenproduktion. Jeffersons erste Präsidentschaft [1801—1805] (203). — Erwerbung Louisianas. Jeffersons zweite Präsidentschaft [1805—1809] (204). — Madison Präsident. Krieg mit England (205). — Die Monroedoktrin (206). — Die Sklavenfrage. Die Gründung von Liberia (207). — Behandlung der Sklaven. Neue Staaten und die Sklavenfrage (208). — Freihandel und Schutzzoll. Verkehrswege (209).

Vierter Zeitraum.

Die Epoche der Heiligen Allianz (1815—1830).

Die Erklärlichkeit einer Reaktion. Die Heilige Allianz (210). — Inhalt der Heiligen Allianz. Verhältnis der drei Vormächte zur Allianz (211).

Deutschland bis zur Wiener Schlußakte 212

Die deutsche Wissenschaft (212). — Die Aufrichtung des Deutschen Bundes. Der Stein-Hardenbergsche Vorschlag (213). — Die Metternichsche Bundesakte. Mangelhaftigkeit der Bundesakte (214). — Haller. Adam Müller. Karl von Rotteck (215). — Verfassung von Weimar. Jena und die Burschenschaft (216). — Die Schmalzsche Berichtigungsschrift (217). — Reaktionäre Umgebung des Königs. Das Wartburgfest (218). — Eindruck des Festes. Der Aachener Kongreß (219). — Die allgemeine deutsche Burschenschaft. Geheimbünde. Die Radikalen in der Burschenschaft (220). — Ermordung Kotzebues. Attentat auf Ibell. Folgen der That (221). — Die Karlsbader Beschlüsse. Die süddeutschen Verfassungen (222). — Preußen und die Verfassungsfrage. Gründe des Scheiterns der preußischen Verfassung (223). — Die Wiener Schlußakte (224).

Spanien und seine Kolonien. Portugal. Brasilien 225

Die Lage in Spanien. Aufstände (225). — Abfall der Kolonien (226). — Staatliche Neubildungen (227). Bolivars Verdienste um Peru. Die übrigen südamerikanischen Kolonien (228). — Mittelamerika und Mexiko. Stellung Englands zu den Aufständischen. Portugal (229). — Brasilien unabhängig (1822). Dom Miguel (230).

Die Revolution und die Reaktion in Italien. Die Kongresse von Troppau und Laibach 232

Die Lage in Italien. Sardinien. Parma. Toscana. Modena. Kirchenstaat (232). — Neapel. General Wilhelm Pepe (233). — Die Carbonaria. Die Revolution in Neapel (234). — Aufstand in Sizilien. Der Kongreß von Troppau (235). — Der Kongreß von Laibach. Die Österreicher in Neapel. Sardinien (236). — Der Kongreß von Verona und die Reaktion in Spanien. Kongreß von Verona. Haltung Frankreichs (238). — Krieg Frankreichs mit Spanien (239).

Die Befreiung Griechenlands 240

Zerfall der Heiligen Allianz. Die europäische Türkei. Innere Zustände. Abfall der Vasallenstaaten (240). — Die Griechen. Die Hetärie (241). — Ali Pascha von Janina. Alexander Ypsilanti (242). — Greuel gegen die Fanarioten in Konstantinopel. Aufstand in Griechenland. Stellung Europas zum griechischen Aufstande (243). — Unterstützung des Aufstandes. Die Kämpfe auf den Inseln und zur See. Mehemed Alis Eingreifen. Ibrahim (244). — Eroberung von Mesolongion. Unterwerfung Mittelgriechenlands. Wachsende Sympathie Europas. England (246). — Rußland. Nikolaus I. (247). — Der Dekabristenaufstand. Allianz Rußlands und Englands. Aufschwung der öffentlichen Meinung. Vernichtung der Janitscharen (248). — Vertrag von Akjerman. Zutritt Frankreichs zur Anglo-russischen Allianz. Seeschlacht von Navarino (250). — Eindruck der Schlacht. Nikolaus' Haltung. Rußlands Kriegserklärung an die Türkei (251). — General Diebitsch siegt über Reschid Pascha. Paskiewitsch in Asien (252). — Friede von Adrianopel. Kapodistrias Diktator (253). — Königswahl Leopolds von Koburg. Ablehnung des Koburgers (254). — Ermordung Kapodistrias' Wahl des Prinzen Otto von Bayern (255).

Seite

Die Restauration in Frankreich und die Julirevolution 255

Klarheit Ludwigs XVIII. über seine Aufgabe. Die Schwierigkeiten der neuen Regierung. Ludwigs XVIII. erste Kammerauflösung (255). — Ministerium Richelieu. Der Kongreß zu Aachen (256). — Ministerium Decaze. Höhepunkt der liberalen Bewegung und Reaktion (257). — Ermordung des Herzogs von Berry. Geburt des Herzogs Heinrich von Bordeaux. Politische Folgen des Mordes (258). — Ministerium Villèle. Änderung des Wahlgesetzes. Weitere Reaktion. Tod Ludwigs XVIII. (259). — Karl X. Entschädigung der Emigranten (260). — Ablehnung der Majorate. Staatliche Dotierung der Nonnenklöster. Anwachsen der ultrareligiösen Richtung (261). — Krönung Karls X. Entlassung Villèles. Ministerium Martignac (262). — Entlassung Martignacs (263). — Staatsstreichgedanken des Königs. Ministerium Polignacs. Die Ultraradikalen Buonarottis. Talleyrand (264). — Herzog Philipp von Orléans (265). — Anfänge des Ministeriums Polignac. Sein großer europäischer Plan (266). — Expedition gegen Algier. Karl X. erläßt die Ordonnanzen (268). — Protest der Zeitungen. Beginn der Revolution. Der 28. Juli (269). — Der 29. Juli (270). — Neubildung der Nationalgarde. Der Herzog von Orléans als Statthalter vorgeschlagen (271). — Orléans nimmt die Wahl an. Der Herzog auf dem Stadthause. Ende des Königtums Karls X. (272). — Ausgang Karls X. Der Betrug des Herzogs von Orléans (274).

Die wirtschaftliche Lage und die Parlamentsreform in England 276

Englands Lage in der napoleonischen Zeit. Parteilage im Parlament (276). — England nach der Kontinentalsperre (277). — Rückgang des Handwerks. Finanzlage (278). — Armenpflege. Arbeiterelend. Robert Owen. Die Luddistenrevolten (279). — Revolten auf dem Lande. Strafrechtspflege. Romilly und die Reform der Kriminaljustiz (280). — Polizeiwesen. Volksunterricht. Bell-Lancaster-System (281). — Die Getreidepreise (282). — Malthus und Ricardo (283). — Bildung einer demokratischen Partei. Jeremias Bentham (284). — William Cobbett. Zunehmende Reformbewegung (286). — Die Spafieldversammlungen. Stellung der Regierung (287). — Lord Castlereagh (288). — Umsturzgesetzgebung. Die Fremdenbill. Das neue Parlament von 1819 (289). — Die rotton boroughs (290). — Die Massacre von Peterloo. Die Knebelbills (291). — Die Verschwörung der Catostraße. Georg IV. als Prinz von Wales (292). — Unglückliches Verhältnis zu seiner Gemahlin (293). — Der Scheidungsprozeß. Castlereaghs Ende. George Canning (294). — Cannings Verwaltung (295). — Ministerium Wellington-Aberdeen. Die Katholikenemanzipation (296). — Georgs IV. Tod. Wilhelm IV. Erneute Ablehnung der Wahlreform (297). — Die Reformbill im Oberhause (298). — Durchführung der Wahlreform. Sklavenemanzipation (299).

Englisches Geistesleben im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts 299

Die Romantik. Walter Scott (299). — Romantik und Naturpoesie (300). — Die „satanische Schule". Der „Weltschmerz" (301). — Lord Byron (302). — Shelley (303). — John Keats. Moore. Elliot. Hood. Englische Kunst: Malerei und Plastik (304).

Fünfter Zeitraum.

Bewegungen in Europa seit der Julirevolution (1830—1848).

Allgemeiner Eindruck der Revolution. Verschiedene Empfänglichkeit in den einzelnen Ländern. Völlige Durchbrechung der Heiligen Allianz (305).

Der Abfall Belgiens 306

Die Vereinigung Belgiens und Hollands. Ihre Nachteile. Verfassung der vereinigten Lande (306). — Gegenseitige Beschwerden. Die liberale Opposition in Belgien. Louis de Potter (307). — Der belgische Katholizismus (308). — Verstaatlichung der Schulen. Erbitterung der Geistlichkeit. Hartnäckigkeit der Regierung (309). — Bündnis zwischen den Klerikalen und Liberalen. Die konstitutionelle Assoziation (310). — Das Konkordat. Fortgang der klerikalen Bewegung. Zeitungskrieg (311). — Van Maanen. Gründung des offiziellen „National". De Potters Prozessierung. Einlenken der Regierung (312). — „Treu bis zur Infamie". Verständigung mit der Kurie. Königliche Botschaft vom 11. Dezember 1829. Wirkung derselben. Wiedererwachende Opposition (313). — Gegenopposition. Potters Ausweisung. Bekanntwerden der Julirevolution (314). — Gendebien in Paris. Vorzeichen der Revolution (315). — Ausbruch der Revolution. Bildung der freiwilligen Bürgerwehr. Der Umschlag am 27. August (316). — Van der Linden d'Hoogvorst. Van de Weyer. Adresse an den König (317). — Revolten und ihre Wirkung auf den König. Die Deputation im Haag. Audienz beim König. Unterhandlungen mit dem Prinzen von Oranien. Einzug Oraniens ohne Truppen in Brüssel (318). — Der Prinz stimmt der Personalunion zu. Entlassung van Maanens (319). — Neue Unruhen in Brüssel. Prinz Friedrich zu Hilfe gerufen (320). — Glückliche Gefechte der Regierungstruppen. Entscheidung zu gunsten der Brüsseler. Unabhängigkeitserklärung [4. Oktober 1830] (321). — Die Nachgiebigkeit des Königs vergeblich. Bombardement von Antwerpen (322). — Appell König Wilhelms an die Großmächte. Die Londoner Konferenz. Der Nationalkongreß. Potters Rücktritt. Unabhängigkeit Belgiens anerkannt (323). — Die belgische Verfassung. Die Thronfrage. Die Kandidatur des Prinzen Leopold (324). — Prinz Leopold von Sachsen-Koburg (325). — Annahme der Wahl (326). — Erneuerung des Krieges mit Holland (327). — Abänderung der 18 Artikel. Übergabe von Antwerpen. Friedensschluß. Holland nach dem Kriege. Belgiens Aufschwung (328).

Der Aufstand Polens 329

Politische Unreife Polens. Die Verfassung von 1817 (329). — Wirkungen der Verfassung. Unzufriedenheit der höheren Stände. Enttäuschung des Kaisers. Wachsende Mißstimmung (330). — Großfürst Konstantin. Stellung der polnischen Parteien (331). — Zunahme der Geheimbünde. Geplantes Attentat. Schließung des Reichstages (332). — Wirkung der Julirevolution. Vorbereitung des Volkes. Die französischen Pläne des Zaren (333). — Krieg gegen Frankreich beschlossen (334). — Bestimmung über die polnische Armee (335). — Revolutionsbeschluß. Mißlingen des Attentats auf den Großfürsten (336). — Mißlingen des Angriffs auf die Kavalleriekasernen. Ermordung russischer Offiziere. Vergebliche Loyalität der polnisch-russischen Offiziere (337). — Abzug des Großfürsten. Der Verwaltungsrat. Chlopicki Oberbefehlshaber der Truppen. Gründung der „Patriotischen Gesellschaft" (338). — Rückzug Konstantins aus Polen. Die Provi-

Seite

sorische Regierung. Chlopicki Diktator (339). — Die Gesandtschaft an den Zar. Chlopickis Rücktritt (340). — Direktorium. Das Ausland. Die polnische Armee. Die ersten Treffen (341). — Schlacht bei Grochow. General Skrzynecki. Waffenruhe (342). — Überfall der Russen in Praga. Unfälle in Norden und Süden (343). — Schlacht bei Ostrolenka [Mai 1831] (344). — Rückzug auf Warschau. Diebitsch' Tod. Parteihader in Polen (345). — Antrag auf Statthalterschaft. Verratsgerüchte. Auswärtige Verhältnisse (346). — Zaudern Skrzyneckis (347). — Dembinski Oberfeldherr. Durch Prondzynski ersetzt. Pöbelausschreitungen am 15. und 16. August (348). — Krukowiecki Präsident. Ramorino gegen die Russen. Erstürmung der Schanzen von Wola (349). — Krukowieckis Verrat. Übergabe Warschaus. Verlust der letzten Streitkräfte (350). — Polens Unterwerfung. Das „Organische Statut". Stimmung in Polen. Parteihader im Ausland fortgesetzt (351). — Polnische Litteratur in dieser Periode (352).

Rußland unter Kaiser Nikolaus I. Die Eroberung des Kaukasus. Die Türkei . . . 352

Rußlands Inneres unter Nikolaus I. (352). — Litterarische Bewegung. Bekämpfung der klassischen Richtung durch die Gesellschaft „Arsamaß". Gribojedow (353). — Puschkin. Lermontow. Gogol (354). — Rußlands innere Verhältnisse als Grund seiner Ausdehnungspolitik. Folgen der Peterschen Reformen. Das sogenannte Testament Peters des Großen (355). — Der Kaukasus die erste Etappe nach Indien. Formation des Kaukasus. Bevölkerung (356). — Allmähliches Vordringen der Russen im Kaukasus. Erster großer Aufstand der Tschetschenzen (358). — Der Murschid Kasi-Mollah (359). — Eroberung von Himry (360). — Hamsad Bei. Schamyl (361). — Eroberung von Achulgo. Schamyl erneuert den Kampf (362). — Niederlage des Generals Grabbe. Einnahme von Dargo (363). — Schamyls Gefangennahme. Sein Tod. Völlige Unterwerfung des Kaukasus (364).

Die orientalische Frage 365

Unruhen der türkischen Vasallenvölker. Besiegung der Bosniaken und Albanesen. Mehemed Ali von Ägypten (365). — Ausbruch des Krieges mit den Türken (366). — Ibrahims Fortschritte. Chosrew Pascha und Reschid Mehemed (367). — Schlacht bei Konjeh. Rußland bietet Hilfe an. Frankreichs Intervention (368). — Friede von Kutajah. Vertrag von Unkiar-Skelessi (369). — David Urquhart. Rußland wirbt Bundesgenossen (370). — Erbitterung in England. Handelsvertrag von Balta Liman. Rußland und die Donaufürstentümer. Serbien. Montenegro (371). — Rußland in Asien. Persien. Expedition nach Khiwa. Afghanistan (372). — Kampf der afghanischen Prätendenten. Russisch Amerika (373). — Ägypten. Fortschritte Ägyptens in Arabien. Scheinbare Unterwürfigkeit Mehemeds. Rußlands zuwartende Stellung (374). — Englands Einflüsterungen. Rüstungen des Sultans. Lady Stanhope. Kriegserklärung. Absetzung. Chosrews (375). — Schlacht bei Nisib (376). — Sultan Mahmuds Ende. Sein Charakter. Abdul Meschid Sultan (377). — Unbestimmte Haltung der Großmächte (378). — Hattischerif von Gülhane. Die Londoner Quadrupelallianz. Frankreichs kriegerische Anwandlung (379). — Frankreich läßt Mehemed im Stich. Folgen des Londoner Vertrages — Meerengevertrag (380).

Unruhen in Italien 381

Fortschritte des Jesuitenordens (381). — Mittelalterlichkeit des Papsttums. Stadt und Land Rom. Louis Philipps Stellungnahme zu Italien (382). — Menotti und der Herzog von Modena (383). — Republik in der Romagna. Zerfahrenheit in der Insurrektion. Papst Gregor XVI. (384). — Bentivoglios Adresse. Gregors Hilfegesuch an Österreich. Einmarsch der Österreicher. Unterwerfung der Romagna (385). — Prinz Louis Napoleon. Die Kurie zu Reformen gezwungen (386). — Strenge des Papstes. Neue militärische Maßregeln gegen die Romagna. Ausschreitungen der Papalini (388). — Die Franzosen in Ancona (389). — Reaktion in Ancona. Kardinal Albani. Neapel (390). — Sardinien. Das „junge Italien" (391). — Buonarotti. Mazzini (392). — Einfall in Savoyen (393).

Bürgerkrieg in Spanien 393

Spanien nach dem Abzuge der Franzosen. Wirkung der Julirevolution (393). — Ferdinands schwankende Gesinnung. Die Königin Maria Christine (394). — Die pragmatische Sanktion Karls IV. Krankheit des Königs (395). — Aufhebung und Wiederherstellung der pragmatischen Sanktion (396). — Tod des Königs. Isabella. Maria Christine Regentin (397). — Anfänge des Bürgerkriegs. Die Basken. Zumalacarregui und seine Scharen (398). — Don Carlos' Lage. Ministerwechsel und Verfassungskämpfe (399). — Die Regentin wendet sich an Frankreich und England. Miguel und Don Carlos aus Portugal vertrieben. Don Carlos in Spanien (400). — Charakter des Kriegs und der Karlisten (402). — Neuwahlen. Die Königin und Muñoz. Die neue Verfassung (403). — Ende des Bürgerkriegs. Espartero. Fortgang der Parteikämpfe (404). — Die Erhebung der Exaltados (405). — Espartero Ministerpräsident und Regent. Sein Sturz. Narvaez (406). — Isabella Königin. Wirtschaftliche Zustände. Einwohnerzahl. Handel. Geistiges Leben (407).

Thronstreit in Portugal 408

Dom Miguel (408). — Gegenregierung auf Terceira. Gärung im Lande (409). — Wirkungen der Julirevolution. Aufstände in Lissabon und Oporto. Dom Pedro in Brasilien (410). — Wirkungen der Julirevolution (411). — Dom Pedro dankt ab (412). — Dom Pedro landet in Portugal. Sieg Napiers bei St. Vincent (413). — Kämpfe um Lissabon. Anwachsen der Partei Dom Pedros. Vertrag von Evoramonte (414). — Dom Miguels Ausgang. Neugestaltung Portugals (415). — Die Carta de ley. Dom Pedros Tod. Maria da Gloria Königin (416). — Ihr Tod. Wirtschaftliche Zustände Portugals. Handel und Marine. Litteratur (417).

Fortschritte der Reformbewegung in England 417

Wirtschaftlicher Aufschwung. Sklavenbefreiung. W. Wilberforce. Die Emanzipationsbill (418). — Soziale Gesetzgebung. Gewerke und Konsumvereine (419). — Armengesetzgebung (420). — Munizipalreform (421). — Brand des Parlamentsgebäudes. Mißstände in Irland. Irland unter Georg III. (422). — Unmögliche soziale Zustände (423). — Widerstand gegen den protestantischen Zehnten (424). — Die Koerzionsbill. Aufgabe der Bill (425). — Die Orangelogen (426). — Thronwechsel. Prinzessin und Königin Victoria. Verlobung mit Prinz Albert. Der Prinzgemahl (428). — Bentham und Gesinnungsverwandte (429). — Parlamentsreform. Die Chartistenbewegung (430). — Das Manchestertum. Anti corn law league (431). — Richard Cobden. Verbreitung seiner Ideen. Unerfahrenheit der Königin (432). — Robert Peel (433). —

Seite

Krieg mit China. Rücktritt des Ministeriums (434). — Das Ministerium Peel. Vergebliche Petition der Chartisten. Agitation in Irland (435). — Peel beantragt die Aufhebung der Korngesetze. Kabinett Russell (436). — Volksschulwesen (437). — Geistiges Leben. Verkehrswesen (438).

Bewegungen in Deutschland und in Preußen 439

Hegelsche Philosophie (439). — Preußenhaß. Herzog Karl von Braunschweig (440). — Seine Mißregierung (441). — Ausbruch der Revolution (442). — Beseitigung des Herzogs. Unruhen in Hannover, in Göttingen (443). — Hannover erhält eine Verfassung. Hessen-Kassel (444). — Revolution in Kassel. Die Bewegung in Sachsen (445). — Krawalle in Leipzig und Dresden. Die sächsische Verfassung (446). — Bewegungen in den übrigen Staaten (447). — Mecklenburg. Die süddeutschen Staaten. Hessen-Darmstadt (448). — Nassau (449). — Württemberg. Bayern (450). — Die Münchener Kunst. Cornelius. Schnorr. Rottmann. Kaulbach. Schwind. Adam. Heß. Architektur. Klenze. Gärtner (451). — Ziebland. Ohlmüller. Bildhauerkunst. Thorwaldsen. Rauch. Schwanthaler. Politischer Charakter Ludwigs (452). — Preußen. Die Zollreform (453). — Der Zollverein. Gegenströmungen (454). — Vertrag mit Hessen-Darmstadt (455). — Der Eimbecker Vertrag. Preußens Konsequenz. Reste des Widerstandes (456). — Die süddeutsche Presse. Johann Wirth. Sieg des Preßvereins (457). — Das Hambacher Fest. Folgen des Festes (458). — Die Burschenschaft (459). — Die Burschenschaften und der Vaterlandsverein. Der Frankfurter Putsch (460). — Die Frankfurter Zentralbehörde. Strenge der Zensur (461). — Ministerzusammenkunft in Münchengrätz. Folgen der Reaktion (462). — Heinrich Heine. König Ernst August von Hannover (463). — Protest der Göttinger Professoren (464). — Der Göttinger Verein. Die Union (465). — Die gemischten Ehen. Freiere Strömungen in der katholischen Kirche (466). — Vorgehen gegen Erzbischof Droste zu Vischering (467). — Seine Verhaftung. Erzbischof Dunin (468). — Tod Friedrich Wilhelms III. Kriegsgeschrei Frankreichs. Kriegerische Stimmung in Deutschland (469). — König Friedrich Wilhelm IV. Sein Charakter. Erste Regierungshandlungen (470). — In Königsberg (472). — Die Berliner Huldigung. Rückschlag der Stimmung (474). — Jacobys Vier Fragen (475). — Unentschlossenheit des Königs. Unzulänglichkeit der ständischen Ausschüsse. Friedrich Wilhelm IV. und die Bischöfe (476). — Grundsteinlegung in Köln. Sieg des Ultramontanismus. Der heilige Rock von Trier. Der Deutschkatholizismus (478). — Ronge. Czerski (479). — Strömungen in der evangelischen Kirche. Schleiermacher. Paulus. Neander. De Wette. Die Orthodoxie und die Tübinger Schule. Minister Eichhorn und die Lichtfreunde (480). — Die Generalsynode und das Religionspatent (481). — Ständische Pläne des Königs. Die Verfassungskommission (482). — Der Prinz von Preußen und die Verfassungsfrage. Ergebnis der Beratungen. Das Patent vom 3. Februar 1847 (483). — Eröffnung des Vereinigten Landtages. Die Antwortadresse des Vereinigten Landtages (484). — Die Opposition im Landtage (486). — Die Ausschußfrage. Schluß des Landtages (487). — Die Stellung des Königs. Einfluß von Preußens Haltung auf das übrige Deutschland. Aufhebung der ständischen Ausschüsse (488).

Litterarisches und sonstiges Kulturleben in Deutschland. Die allgemeine Entwickelung der exakten Wissenschaften während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 489

Die Romantik. Novalis (Hardenberg). Die Gebrüder Schlegel. Voß. Baggesen. Tieck (489). — Brentano. Achim von Arnim. Görres. De la Motte Fouqué. Heinrich von Kleist (490). — Die Schicksalstragödien. Gegensatz unsres Denkens. Arndt (491). — Körner. Schenkendorf. Rückert (492). — Platen. Immermann. Chamisso (493). — Die ausgehende Romantik. Die schwäbischen Dichter. Uhland (494). — Pfizer. Goethe im Alter (495). — Jean Paul. Heinrich Heine (496). — Börne. Das junge Deutschland. Gutzkow. Laube. Die politische Lyrik (498). — Herwegh. König Friedrich Wilhelm IV. und Herwegh (499). — Hoffmann von Fallersleben. Prutz. Dingelstedt. Opposition gegen die radikale Lyrik. Geibel. Hebbel (500). — Mosen. Gottschall. Droste-Hülshoff. Redwitz (501). — Putlitz. Kinkel. Roquette. Freiligrath. Geschichtschreibung (502). — Litteraturgeschichte und Germanistik. Klassische und orientalische Philologie. Philosophie. Herbart (505). — Pädagogik (506). — Erziehung und Unterricht. Volksschulunterricht (507). — Die exakten Wissenschaften. Alexander von Humboldt (508). — Leopold von Buch. Elie de Beaumont. Lyell. Geographie. Karl Ritter. Reisen. Der Südpol (509). — Nordpol und nordwestliche Durchfahrt. Afrika (510). — Asien. Nordamerika. Mittel- und Südamerika. Australien. Mathematik und Physik (511). — Astronomie. Spektralanalyse. Licht. Wärme (513). — Chemie (514). — Medizin. Die Entwickelungstheorie (516). — Die technischen Fortschritte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Telegraph (518). — Dampfmaschinen und Eisenbahnen (519). — Dampfhammer. Elektrizität zur Bewegung und Beleuchtung. Nähmaschine (520). — Kunst. Cornelius in Berlin (521). — Die Nazarener. Overbeck. Veit. Die Düsseldorfer (522). — Dresden. Berliner Malerei (524). — Berliner Architektur (525). — Baukunst in Württemberg, Baden, Braunschweig, Hamburg (526). — Dresden. Semper. Wiener Baukunst. Wiener Plastik. Berliner Plastik (527). — Christian Daniel Rauch. Seine Schüler (528). — Dresden. Rietschel. Hähnel. Musik (530). — Mozart. Beethoven. Weber (531). — Marschner. Spohr. Kreutzer. Franz Schubert. Robert Schumann. Mendelssohn-Bartholdy (532). — Lortzing. Italienische und französische Oper. Rossini. Schauspielkunst (533). — Opernsänger und -Sängerinnen. Das Ballett (534).

Die Nationalitätserregungen in den österreichischen Landen und der Aufstand in Polen . 535

Österreichs Bevölkerung. Charakter der Regierung Franz' I. (535). — Friedrich von Gentz. Die Geheimpolizei. Österreichische Dichter (536). — Wirtschaftliche und Verwaltungsverhältnisse. Die Zillerthaler. Äußere Politik. Tod Franz' I. Kaiser Ferdinand I. (538). — Die Staatskonferenz. Österreichische Stabilität und russischer Einfluß (539). — Schwäche der Regierung. Das Tschechentum (540). — Vergeblicher Widerstand der Regierung. Die Ungarn. Petöfy. Eötvös (541). — Die Südslawen. Graf Szechenyi (542). — Die Radikalen. Deak. Kossuth (543). — Schwierige Stellung des Palatins. Der Gewerbeschutzverein (544). — Tod des Palatins. Die „Illyrier". Die Slowaken. Italiener und Polen (545). — Lombardo-Venetien (546). — Neue Einigungspläne für Italien. Pius IX. (547). — Äußerste Spannung der Gemüter. Galizien Die Polen im Auslande (548). — Geheime Umtriebe in Posen (549). — Miaroslawski Verhaftung. Ausbruch des Aufstandes in Krakau. Politische Zustände in Galizien. Österreich annektiert Krakau (550).

Wirren in der Schweiz. Der Sonderbundskrieg 551

Demokratische Bewegung in der Schweiz. Der Siebener Bund. Zürich und die Berufung von David Fr. Strauß. Parteikämpfe in Luzern (551). — Der Sonderbund. Die Großmächte und die Schweiz (552). — Entscheidender Schritt des Sonderbundes. General Dufour und die Niederlage des Sonderbundes (553). — Unterwerfung. Die neue Verfassung. Preußen und Neuenburg (554).

Seite

Das Bürgerkönigtum in Frankreich 555

Die Stellung des Bürgerkönigtums. Die Anerkennung der Mächte (555). — Reinigung des Beamtentums. Das erste Ministerium. Charakter des Königs (556). — Unversöhnlichkeit der Republikaner. Die Notlage (558). — Gedrückte Finanzlage. Ungenügende Erweiterung des Wahlrechtes. Lafayette (559). — Vergebliches Attentat auf Vincennes. Der Prozeß Polignacs. Ministerwechsel. Beendigung des Prozesses Polignac. Beseitigung Lafayettes (560). — Konservative Änderung des Gemeinde- und Wahlgesetzes (561). — Ministerium Perier. Die neue Kammer. Tumulte in Paris (562). — Rebellion in Lyon und im Süden. Die Herzogin von Berry (563). — Organisierung der republikanischen Partei. Periers Tod. Das Ministerium Soult (565). — Wachsende Korruption. Strenges Preß- und Vereinsgesetz. Aufruhr und Straßenkampf in Lyon und Paris. Neuwahlen. Ministerwechsel (566). — Thiers. Fieschis Attentat. Septembergesetze. Schulgesetz (568). — Ministerium Molé-Montalivet. Napoleonkultus. Louis Napoleon in Straßburg (569). — Algier. Abd el Kader. Wechselnde Kriegsereignisse. Vertrag von Tafna. Eroberung von Constantine (570). — Zweimalige Kammerauflösung und Ministerwechsel. Thiers wiederum Minister. Neue Kämpfe in Algier. Frankreichs Niederlage in der Orientfrage (572). — Französische Kriegswallungen (573). — Ministerium Soult-Guizot. Guizot als Minister. Louis Napoleon in Boulogne (575). — Beisetzung Napoleons I. Wiederausbruch des Kriegs mit Abd el Kader. Wegnahme der Smala. Krieg mit Marokko. Isly (576). — Letzter Aufstand Abd el Kaders (577). — Abd el Kader wieder in Marokko. Seine Gefangennahme. Störungen der entente cordiale (578). — Parteigetriebe. Attentate auf den König. Eigenwilligkeit des Königs (579). — Tod des Herzogs von Orléans. Einseitiges Interesse für die Bourgeoisie (580).

Sechster Zeitraum.

Die revolutionären Erhebungen des Jahres 1848, ihr Scheinerfolg und ihre Bewältigung (1848—1852).

Charakter der Revolution von 1848. Anwachsen des sozialen Elends (581). — Soziales und politisches Übergewicht des Kapitals. Die Arbeitermassen in ihrer Stimmung. Jeremias Bentham (582). — Einwirkungen von Benthams Gedanken. St. Simon (583). — Comte. Rodrigues. Bazard-Enfantin. Die Simonistische Religion. Die Familie Enfantin zu Menilmontant (584). — Fourier (585). — Cabet (586). — Louis Blanc. Arago (587). — Lamennais. Proudhon (588).

Die Februarrevolution 588

Die spanischen Heiraten (589). — Opposition. Finanzlage. Einfluß der Litteratur. Notlage der ländlichen Bevölkerung. Reformbankette (590). — Widerstand des Königs gegen Reformen. Zunehmende Erregung. Sorglosigkeit der Regierung (591). — Paris. Wehrlosigkeit der Regierung. Verbot des Reformbanketts vom 22. Februar. Der 22. Februar. Der 23. Februar. Guizot demissioniert (592). — Die Katastrophe vor dem Ministerium des Äußern. Thiers Minister. Bugeaud Kommandant. 24. Februar. Widerspruch zwischen Thiers und Bugeaud (593). — Bugeaud im Kommando der Nationalgarde durch Lomoricière ersetzt. Letzte Ermannung des Königs. Bugeaud enthoben. Louis Philipps Abdankung (594). — Louis Philipp verläßt Paris. Flucht und Ende Louis Philipps (596). — Das Chateau d'Eau und seine Eroberung (597). — Der Herzog von Nemours. Der Pöbel in den Tuilerien. Helene von Orléans in der Kammer. Die Entscheidung (598). — Der Pöbel bei den Deputierten (599). — Wahl der provisorischen Regierung. Oudinots verspäteter Versuch. Lamartine (600). — Antritt der provisorischen Regierung (602). — Proklamierung der Republik (603). — Anarchie am 25. Februar. Nationalwerkstätten (604). — Die Montagnards. Unzufriedenheit der Kleingrundbesitzer. Konservative Neuwahlen (605). — Gegensatz in der provisorischen Regierung. Zurückdrängung der „Roten". Verhetzung des Volkes. Ledru-Rollins Verrat. Der 15. Mai (606). — Sieg der Gemäßigten. Die Nationalwerkstätten (607). — Trostlose Finanzlage. Wachsen der antirepublikanischen Stimmung. Finanzielle Zwangsmaßregeln. Reform der Nationalwerkstätten (608). — Drohende Stimmung der Arbeiter. Das Arbeiterparlament (609). — Beginn energischer Maßregeln. Die Juntschlacht. Cavaignac Diktator (610). — Cavaignac Haupt der Vollziehungsgewalt. Verfolgungsprozeß. Die neue Verfassung (612). — Konservative Neuwahlen. Gründe der republikanischen Stimmung. Die Präsidentenfrage (613). — Louis Napoleon Präsident (614).

Französisches Kulturleben aus dem zweiten Viertel des Jahrhunderts 615

Gegensätze der litterarischen Entwickelung. Lamennais. Lamartine (615). — Victor Hugo (616). — Die Demimonde-Litteratur. Klassizismus. Der soziale Roman. Weibliche Autoren (617). — Sue. Das Feuilleton. Philosophie (618). — Unterrichtswesen (619). — Geschichtschreibung. Litteraturgeschichte (620). — Kunst. Malerei (621). — Plastik (622). — Architektur. Mode (623).

Das Sturmjahr in Deutschland 623

Ursachen und Beginn der Bewegung. Nationale Zeitströmungen. Heppenheimer Versammlung (623). — Offenburger Versammlung. Bayern. Ministerium Abel und die Lola Montez (624). — Die Kleinbeschwerden des Bürgertums. Nachgiebigkeit der Regierung (625). — Politische Unfähigkeit der Massen. Preßfreiheit. Der Liberalismus und die nationale Idee. Hilflosigkeit des Bundestags (626). — Berufung des Vorparlaments (627). — Die Gagernschen Vorschläge. Ratlosigkeit Metternichs. Finanzielle Panik. Der Preßburger Reichstag. Kossuth (628). — Prag. Wien. Studentenadresse. Die Menge vor dem Landhaus (629). — Zunehmende Anarchie. Die Haltung der Staatskonferenz (630). — Metternichs Abdankung. Bewaffnung der Studenten und der Bürgerschaft (631). — Anzeichen kommender Pöbelherrschaft. Beschluß der Verfassungserteilung. Beginn der Bewegung in Preußen. Einwirkung der Februarrevolution auf Preußen. Haltung des Berliner Magistrats. Die Versammlung unter den Zelten. Üble Einwirkungen der Versammlungen (632). — Wachsende revolutionäre Stimmung. Entgegenkommen des Königs. Vollständige Umkehr des Königs (633). — Neues Ministerium. Der Gegensatz zwischen Liberalen und Radikalen. Zunehmende Aufruhrstimmung. Die Kölner Deputation (634). — Die Deputation und Bekanntmachung des Berliner Magistrats. Szene auf dem Schloßplatze (635). — Die Schußkatastrophe. Beginn des Aufstandes

Seite

(636). — Rascher Barrikadenbau. Erbitterung gegen das Militär. Erbitterung des Militärs. Vergebliche Versöhnungsversuche des Königs (637). — Fortgang des Barrikadenkampfes. Der Kampf in der Königstraße (638). — Deputationen des Königs. Proklamation des Königs. Rückzug der Truppen aus der Stadt (639). — Die Totenparade. Ausschreitungen des Pöbels. Neues Ministerium (640). — Vorwiegen der monarchischen Stimmung. Die Polen. Organisierung des Aufstandes in Posen. Niederwerfen der polnischen Insurrektion (641). — Neue Unruhen in Berlin. Der „deutsche Ritt" des Königs. Beerdigung der Barrikadenkämpfer (642). — Bedeutung der Leichenfeier. Trennung der Radikalen und Liberalen. Vorparlament. — Nationalversammlung in Frankfurt. Das Vorparlament. Gegensätze in der Versammlung (643). — Gagerns Vorschlag angenommen. Anerkennung der Beschlüsse des Parlaments. Der Fünfziger Ausschuß (644). — Heckers Umtriebe. Gefecht bei Kandern (645). — Gefecht bei Dossenbach. Einfluß der Niederlagen auf die Wahlen zur Nationalversammlung (646). — Eröffnung der Nationalversammlung. Das Lepelsche Promemoria (647). — Unbillige Zusammensetzung der Nationalversammlung. Parteigruppierung. Präsidentenwahl. Heinrich von Gagern (648). — Der Mangel einer Zentralgewalt. Antrag auf ihre Schaffung. Gagerns kühner Griff (649). — Die Stellung des Reichsverwesers. Erzherzog Johann (650). — Auflösung des Bundestags. Das Reichsministerium (651). — Machtlosigkeit der Reichsregierung. Die Grundrechte. Dänemark und Schleswig-Holstein. Friedrich Wilhelm IV. für die Elbherzogtümer (652). — Der Waffenstillstand von Malmö (653). — Stellung der Nationalversammlung zu dem Waffenstillstand. Radikale Umtriebe (654). — Niederwerfung des Aufstandes. Ermordung Lichnowskys und Auerswalds Belagerungszustand (655). — Revolte in Baden. Entwickelung der Revolution in Wien. Die Volksparteien. Die Erdarbeiter (656). — Zusammenströmen des Gesindels nach Wien. Unmut der besitzenden Bevölkerung. Mißbrauch der Preßfreiheit. Verleihung einer Verfassung (657). — Pöbelausschreitungen. Das politische Zentralkomitee. Flucht des Kaisers und ihre Wirkung (658). — Die Hofkamarilla. Die akademische Legion (659). — Ungarn. Der Slawenkongreß. Eröffnung des Kongresses in Prag (660). — Fürst Windischgrätz in Prag (661). — Aufstand in Prag. Allmähliches Zurückdrängen der Erdarbeiter in Wien. Der Sicherheitsausschuß gegen Pillersdorf. Pillersdorf entlassen. Ministerium Doblhoff (662). — Der konstituierende Reichstag. Die Bauernemanzipation. Zunehmende Selbständigkeit Ungarns (663). — Radikale Opposition. Ungarns Selbständigkeit anerkannt. Selbständigkeitswünsche der Slowenen und Serben. Kroatien. Ban Jellachich (664). — Jellachichs berechneter Ungehorsam. Rückkehr des Kaisers nach Wien (665). — Beseitigung der Erdarbeiter. Strengere Maßregeln gegen die Ungarn. Entlassung der Minister und Rückkehr ins Amt (666). — Jellachich gegen Ungarn. Gegenmaßregeln Kossuths. Der Banus geschlagen. Bruch Ungarns mit dem Kaiser (667). — Die Ungarndeputation im Reichstag. Meuterei. Aufruhr in der Stadt. Ermordung Latours (668). — Erstürmung des Zeughauses (669). — Der Kaiser nach Olmütz. Windischgrätz. Generalissimus. Kossuth Regent von Ungarn. Sieg des Radikalismus in Wien (670). — Sendung der Nationalversammlung. Robert Blum (671). — Zerfahrenheit im Lager der Aufständischen. Windischgrätz vor Wien. Herannahen der Ungarn. Wiederaufnahme des Kampfes. Eroberung Wiens (672). — Die Bestrafung der Aufständischen. Reichstag zu Kremsier. Abdankung Kaiser Ferdinands. Entwickelung der revolutionären Bewegung in Preußen. Kurze Session des Vereinigten Landtages. Die Bürgerwehr (674). — Radikale Umtriebe. Maßgebende Zeitungen. Straßenpresse. Politische Vereine (675). — Volksversammlungen. Die Arbeiter. Unentschlossenheit der Liberalen. Stimmung in der Provinz (676). — Der Verfassungsentwurf. Die preußische Nationalversammlung (677). — Adreßdebatte. Obstruktionspolitik der Linken. Demonstration im Friedrichshain (678). — Sturm auf das Zeughaus (679). — Der Pöbel gewinnt die Herrschaft. Ministerwechsel (680). — Das Fest zu Potsdam. Die Großgrundbesitzer (681). — Der Armeebeschluß. Zunehmende Anarchie (682). — Energielosigkeit des Ministeriums. Der 7. September. Rücktritt des Ministeriums. Beckerath (683). — Die Parteien der Nationalversammlung. Zusammenziehung der Truppen. Das Ministerium Pfuel (684). — Zunehmende Frechheit des Pöbels. Beginn der Verfassungsverhandlungen. Rede des Königs an seinem Geburtstage (685). — Straßenkampf am 16. Oktober. Begräbnis der gefallenen Arbeiter (686). — Der demokratische Kongreß. Präsidentenwechsel. Antrag Waldecks (687). — Unruhen in den Provinzen. Organisation des Widerstandes in Berlin. Pfuel entlassen (688). — Die Adreßdeputation in Potsdam. Das Ministerium Brandenburg (689). — Vertagung der Nationalversammlung. Opposition der Versammlung. Haltung der Provinz (690). — Einrücken der Truppen (691). — Auflösung der Bürgerwehr (692). — Die „Fraktion Unruh" (693). — Plan einer Empörung. Wrangels Maßregeln. Belagerungszustand. Entwaffnung der Bürgerwehr (694). — Der Steuerverweigerungsbeschluß. Einmischung der Frankfurter Versammlung. Brandenburger Versammlung (695). — Die oktroyierte Verfassung (696). — Verfassungsberatung. Kaiserwahl und Ende der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt. Sinkendes Ansehen der Frankfurter Versammlung. Stellung der Versammlung zu Österreich. Gagern Präsident des Reichsministeriums (696). — Groß- und Kleindeutsche. Gagerns Verhandlungen mit Österreich. Streit um die Kaiserfrage. Fertigstellung der Verfassung (697). — Die Verfassung den Regierungen vorgelegt. Preußens Stellungnahme (698). — Einspruch der vier Königreiche und Österreichs. Der „Weidenbusch". Österreichs Forderungen. Der Welckersche Antrag. Erblichkeit der Kaiserkrone (699). — Die Kaiserwahl. Die Kaiserdeputation. Stimmung des Königs (700). — Schwanken des Königs (701). — Empfang der Kaiserdeputation. Die Deputation beim Prinzen Wilhelm (702). — Gutachten über die Reichsverfassung. Stellung der Einzelstaaten. Plan eines Sonderbundes (703). — Zunahme des Radikalismus. Aufruhr in Dresden. Die Dresdener Vorgänge in der Nationalversammlung. Gagerns Entlassung. Abberufung der preußischen Abgeordneten (704). — Unruhen in der Rheinprovinz. Aufstand in der Pfalz (705). — Aufstand in Baden. Austritt der Gemäßigten aus der Nationalversammlung (706). — Verlegung nach Stuttgart. Das Rumpfparlament (707). — Ende des Rumpfparlaments (708).

Die Niederwerfung Ungarns 708

Hilfsgesuch an das Ausland. Versuch eines Ausgleichs mit den Slawen (708). — Siebenbürgen. Militärische Lage Ungarns (709). — Wirkung des Thronwechsels. Einmarsch der Österreicher. Görgei. Anfängliche Rückdrängung der Ungarn (710). — Zustand der ungarischen Truppen. Sieg Schlicks bei Kaschau (711). — Schlicks Niederlage bei Tokai. Bem und Dembinski mit Oberbefehlen betraut. Sieg der Österreicher bei Kapolna. Dembinski abgesetzt (712). — Schwarzenberg und das Novemberministerium (713). — Der Reichstag von Kremsier. Oktroyierung einer Verfassung. Charakter der Verfassung vom 4. März. Bems glückliche Kriegführung in Siebenbürgen (714). — Einmarsch und Zurückweisung der Russen. Zurückdrängung der Serben. Die Schlacht auf dem Rakosfelde. Siegreiches Gefecht von Waitzen (716). — Räumung Ungarns.

Seite

Debreczin (717). — Innere Folgen des Sieges über die Österreicher. Unabhängigkeitserklärung der Republik Ungarn. Geteilte Auffassung der Erklärung im Lande. Kossuth Gubernator (718). — Görgei erobert Ofen. Abkommen Österreichs mit Rußland. Laue und ängstliche Stimmung in Ungarn. Lähmender Gegensatz zwischen Görgei und Kossuth. Siegeszuversicht der Österreicher (719). — Haynau. Stärke des österreichischen und russischen Heeres. Verbot des ungarischen Papiergeldes (720). — Erste Erfolge der Russen. Görgei als Kriegsminister von Kossuth abgesetzt. Rückzug Görgeis auf Vilagos. Niederlagen der anderen ungarischen Heerführer (721). — Sieg Haynaus bei Temesvar. Kossuths Abdankung. Kapitulation von Vilagos (722). — Kapitulation der Festungen. Strenge der österreichischen Kriegsgerichte. Die Flüchtlinge (723).

Die nationale Erhebung Italiens 723

Erbitterung der Italiener gegen Österreich. Beginn der Bewegung (723). — Österreich der Feind aller Freiheitsbestrebungen. Sardinien. Der Papst. Pius IX. (724). — Die Popularität des neuen Papstes. Eigentliche Gesinnung des Papstes. Verfassung. Venetien in Aufruhr (725). — Mailand. Teilnahme Italiens am lombardischen Aufstande. Radetzky. Anfängliches Vordringen der Sardinier (726). — Santa Lucia. Unschlüssige Stimmung Karl Alberts. Umtriebe Mazzinis. Schwankende Haltung des Papstes. Allokution des Papstes (728). — Zwiespältige Politik des Papstes. Aufstand auf Sizilien (730). — König Ferdinands Staatsstreich. Greuel in Neapel (731). — Fortschritte Radetzkys. Garibaldi. Vermehrung der österreichischen Armee. Wechselndes Kriegsglück. König Albert proklamiert sich zum König von Oberitalien (732). — Vergebliche Versöhnungsversuche Österreichs. Schlacht von Custozza und ihre Folgen. Karl Albert schließt Frieden (734). — Roms Rüstungen. Ermordung des Ministers Grafen Rossi. Pöbelunruhen. Flucht des Papstes (735). — Rom Republik. Toscana (736). — Karl Albert erneuert den Krieg (737). — Unzulängliche Kriegsbereitschaft des Königs. Der Feldzug von 1849 (738). — Schlacht von Novara. Karl Alberts Abdankung. Victor Emanuel schließt Frieden. Haynau in Brescia (740). — Niederwerfung des Aufstandes in Toscana. Der Kampf auf Sizilien. Unterwerfung der Insel (741). — Die römische Frage (742). — Oudinots Angriff auf Rom. Eroberung Roms. Unpolitische Haltung des Papstes (743). — Wiedereroberung von Venedig. Der italienische Nationalverein (744).

Der Staatsstreich und das zweite Kaiserreich in Frankreich 744

Antirepublikanische Stimmung. Die „napoleonische Idee". Die Familie des Prinzen Bonaparte (745). — Hortense Beauharnais. Louis Napoleons Jugendjahre. Persönlichkeit des Prinzen. Die „Politischen Träumereien" (746). — Fialin-Persigny. Straßburger Putsch. Die „Idées Napoléoniennes" (747). — Der Gefangene von Ham. Napoleons Flucht. Rückkehr nach Frankreich (748). — Zunehmende Popularität des neuen Präsidenten (749). — Der Verein der „Rue de Poitiers". Die Sozialdemokraten in der Legislative. Die klerikale Partei (750). — Die republikanische Opposition gegen den Prinzpräsidenten (751). — Ledru-Rollins Angriff auf die Regierung. Rasche Niederwerfung eines sozialistischen Aufstandes. Die Botschaft des Präsidenten und das neue Ministerium (752). — Das Schulgesetz (753). — Das Wahlgesetz. Preßgesetz. Legitimistische und orléanistische Umtriebe. Heerschau zu Satory. Geschickte Politik des Präsidenten gegenüber der Legislative (754). — Ablehnung des Antrags auf Verfassungsänderung. Anwachsen der monarchischen Stimmung (755). — Napoleon und die Armee. Einverständnis der Offiziere der Pariser Garnison. Fühlung mit dem Auslande (756). — Änderung des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1850. Leroy-St. Arnaud (757). — Antrag auf Änderung des Wahlgesetzes. Die Sitzung vom 17. November 1851 (758). — Graf Morny. Der Vorabend des Staatsstreiches. Die letzte Beratung (759). — Druck der Proklamation. Verhaftungen vorbereitet. Die Verhaftungen (760). — Kammer geschlossen. Aufstellung Magnans. Die Proklamation (761). — Protest der Abgeordneten. Der hohe Gerichtshof (762). — Gleichgültigkeit der gebildeten Klassen. Beginnender Widerstand. Schwache Aufruhrversuche am 3. Dezember (763). — Barrikadenkämpfe am 4. Dezember. Unruhen in der Provinz schnell beseitigt. Das Plebiszit (764). — Freilassung und Verbannung der Verhafteten. Die neue Verfassung. Dekrete gegen die Orléans. Kluge Verwaltung des Prinzpräsidenten in der Übergangszeit (765). — Vorsichtiges Abwarten des Präsidenten. Geistlichkeit und Militär bevorzugt. Populäre Maßregeln. Rundreise des Prinzpräsidenten. Das Kaisertum in Sicht (766). — Ergebnis des Plebiszits. Der Senatskonsult vom 7. November. Vieillard (767). — Die Volksvertretung in St. Cloud. Proklamation des Kaiserreichs. Hofämter. Haltung der Mächte (768).

Die Reaktion in Deutschland 768

Österreichs Stellung zur deutschen Einheitsfrage (768). — Die vergebliche Sendung des Generals von Canitz nach Wien. Das Dreikönigsbündnis (769). — Auflösung. Feldzug Preußens in der Pfalz. Waghäusel (770). — Energisches Auftreten des Prinzen von Preußen gegenüber Österreich und der Schweiz. Rastatt. Bestrafung der Rebellen. Verfassungsänderung in Preußen (771). — Die von den Königreichen vereinbarte Reichsverfassung. — Die Gothaner. Beitritt der deutschen Staaten zu dem schon aufgelösten Dreikönigsbündnis. Schleswig-Holstein. Eckernförde. Düppel. Kolding. Gudsö. Fridericia (772). — Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark. Verkehrte Anschauungsweise Friedrich Wilhelms IV. (773). — Friedrich Wilhelm IV. doch zu Rüstungen gedrängt. Das Vierkönigsbündnis. Das Unionsparlament zu Erfurt (774). — Unerwartetes Abschwenken Preußens. Schwarzenbergs Umtriebe gegen die Union (775). — Hinarbeiten Österreichs auf den Bundestag. Fürstenkongreß in Berlin. Erneuerung des Bundestages. Reaktionsbestrebungen Österreichs (776). — Hassenpflug und der Verfassungskonflikt. Die süddeutschen Königreiche. Die Warschauer Konferenzen (777). — Tod des Grafen Brandenburg. Entlassung von Radowitz. Manteuffel Minister. Bronzell. Zusammenkunft in Olmütz (779). — Manteuffel in Olmütz. Der nationale Krieg in Holstein. Ende des Aufstandes. Unterwerfung der Schleswig-Holsteiner (780). — Reaktion in Hessen. Aufhebung der Verfassung in Österreich. Dresdener Konferenzen. Wiederzusammentritt des Bundestages (782). — Die reaktionär-feudale Partei. Reaktion das Ziel des Bundestages. Reaktion in den Einzelstaaten (783). — Wachsen der politischen Erkenntnis. Grundlagen zu Preußens Neugestaltung (784).

Beilagen und Karten.

Seite

Karte von Mitteleuropa (1811) mit Nebenkarten:
Der Rheinbund (1810), Deutschland zur Zeit des Deutschen Bundes (1815—1866) 3

Schluß des eigenhändigen Schreibens König Friedrich Wilhelms III. an den Minister Freiherrn von Stein vom 24. November 1808 76

Erstürmung der großen Rajewskischanze in der Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812. Nach der Natur gezeichnet von A. Adam 100

Brief Blüchers vom 16. Juli 1813. Nach dem im Besitz der Verlagsbuchhandlung befindlichen Originale . . 134

Der Sieg bei Leipzig. Nach dem Gemälde von Peter Krafft gestochen von J. Scott 148

Der Wiener Kongreß 1815. Nach dem Gemälde von J. Isabey 184

Die Birnen des Philipon („Charivari" vom Januar 1834) 564

Abdankung Louis Philipps am 24. Februar 1848. Faksimile des Originals im Staatsarchiv zu Paris . . 596

Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen (Vossische Zeitung) vom 22. März 1848 640

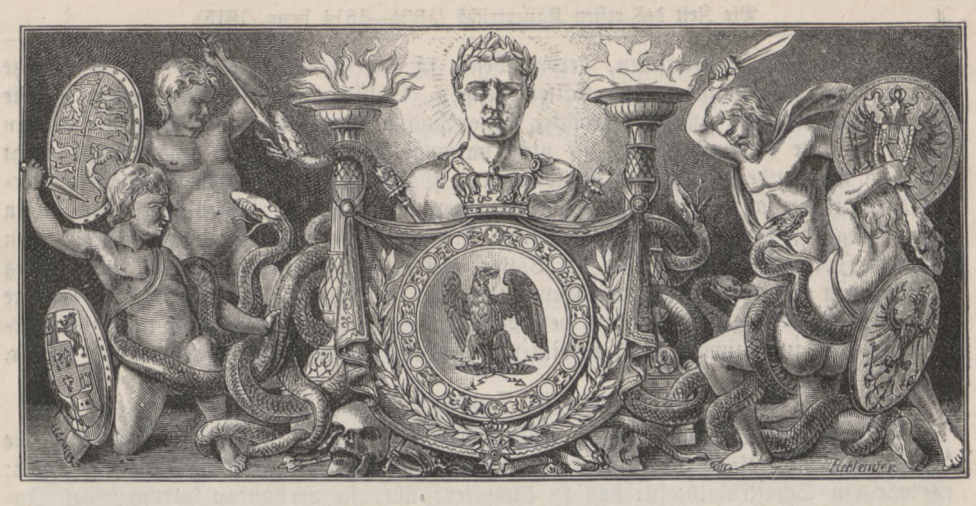
Die Schlacht von Novara am 24. März 1849. Nach dem Leben gezeichnet und lithographiert von den Brüdern Adam in München 740

Eigenhändiger Brief des Prinzen Louis Napoleon Bonaparte vom 14. Oktober 1841 746

Eigenhändiges Schreiben des Prinzen von Preußen an den Freiherrn R. von Stillfried in Berlin vom 26. Mai 1849 772

Geschichte der neuesten Zeit.

II.



Dritter Zeitraum.

Der Widerstand der Nationalitäten (1808—1815).

Prinz Wilhelm von Preußen stand einmal im Jahre 1808 unter dem Triumphbogen in Paris, dem stolzen Denkmale der Siege Napoleons. Da erfaßte ihn plötzlich, wie er nachher Vertrauten erzählte, er wußte selbst nicht wie, die Ahnung, daß alle diese Herrlichkeit der napoleonischen Herrschaft keinen Bestand haben würde. Woher aber sollte dem Allgewaltigen der Überwinder erstehen?

Welchen Zweck, durfte man billig fragen, hatte es, den Occident in ein Reich zu vereinigen? Als Napoleon sich auf den Orient stürzte, hatte er, kann man sagen, ein zivilisatorisches Interesse. Dann galt es ihm, das Reich Karls des Großen wieder zu errichten; dies Ziel war erreicht: nunmehr stellte sich die Idee einer europäischen Gesamtmonarchie vor den Geist des unüberwundenen Eroberers. Allein nur durch die Vernichtung der historisch gewordenen Eigenart der Nationen ließ sich Europa zu einem festen einheitlichen Staatsbau zusammenfügen. Jeder Schritt weiter auf der Bahn der Eroberung über die karolingischen Grenzen hinaus mußte ihn also in Konflikt mit den Nationalitäten bringen: nicht mehr gegen den Thron, sondern gegen die Eigenart der Völker richteten sich seine Angriffe. An dem Widerstande der Nationalitäten ist der Gewaltige zerschellt.

Das Verständnis für einen solchen Gegner ging Napoleon ganz ab. Von der Gewalt sittlicher Gedanken in der Menschenbrust hatte er, der die Benutzung materieller Kräfte wie kein andrer verstand, keine Ahnung: hier lagen die Grenzen seiner Befähigung. Er hatte altverwachsene Stämme zerschnitten, aus den Stücken nur nach Anleitung der Landkarte Staaten gebildet, andern andre Fürsten gegeben. Zwar in Italien und dem Rheinbundsdeutschland war es geglückt: in diesen vielgeteilten Ländern fehlte eben das Nationalgefühl einer historisch gewordenen Staatsgemeinschaft. Ebenso leicht, meinte er, würden auch Preußen, Österreich und Spanien sich seine Neugestaltungen gefallen lassen. Er ahnte dabei nicht, daß eine Nation ein lebendiges Wesen ist, das die Abreißung von Gliedern, Eingriffe in seine Eigenart nur mit Schmerz erträgt und mit seiner ganzen Lebenskraft sich anstrengt, seine

Nationalität wiederzugewinnen, deren Wesen in der Gemeinehre und einem Schatze gemeinsamer Anschauungen und Sitten besteht. Völlig gleichgültig ist dabei, ob die neuen Einrichtungen, an sich betrachtet, besser sind als die alten oder nicht: sie werden als Gewaltakte empfunden, weil sie nicht national sind. Denn auf dem Gefühle, nicht auf dem Verstande beruht die Nationalität. Daher eben fehlte dem nüchternen Verstandesmenschen auf Frankreichs Throne jeder Maßstab der Würdigung für diesen neuen Gegner, der mit elementarer Kraft sich gegen ihn erheben sollte, als er, von innerem Zwange gedrängt, auch die Völker, welche in jahrhundertelanger Entwickelung zu Nationen geworden waren, mit Gewaltthat und Unterjochung bedrohte. Zwar solange sie vereinzelt ihm gegenüberstanden, vermochte er sie zu besiegen, wenn auch nicht zu unterwerfen: aber im Sturme ihres vereinten Ingrimms zerbrach ihm Schwert und Zepter.

Der Krieg in Spanien (1808—1813).

Napoleon glaubte nicht an die Macht der Ideen: in Spanien zuerst sollte er sie kennen lernen. Die Spanier hatten ein Phantom ihrer alten Monarchie hergestellt; es war ein Schattenbild, für das sie kämpften: aber sie verstanden darunter den Inbegriff alles dessen, was ihnen ehrwürdig und wert war. Für Napoleon aber galt es, in den Spaniern zugleich ihre Genossen, die Engländer, zu treffen und das gefährliche Beispiel, das Spanien den gespannt lauschenden Österreichern und Preußen gab, nachdrücklich zu vernichten.

Neue Rüstungen gegen Spanien.

Der Kaiser ließ daher die erst für 1810 dienstpflichtigen Rekruten, 80000 Mann, schon 15 Monate vor der Zeit zu den Fahnen einberufen und andre 80000 Mann, die aus den letzten vier Jahrgängen zurückgestellt waren, nachträglich ausheben. Diese junge Mannschaft wurde teils in französische, teils aber in deutsche und italienische Garnisonen gelegt, dafür aber nicht nur die altgedienten, sieggewohnten Regimenter von dorthin nach Spanien beordert, sondern auch die Truppen der Vasallen, zumal der Rheinbundfürsten: der Treue der wehrlos Gemachten durfte er sicher sein. Schon drei Wochen nach seiner Abreise von Erfurt befand sich der Kaiser in Bayonne, einige Tage später bei seiner Armee in Spanien.

Rasche Gewinnung Nordspaniens.

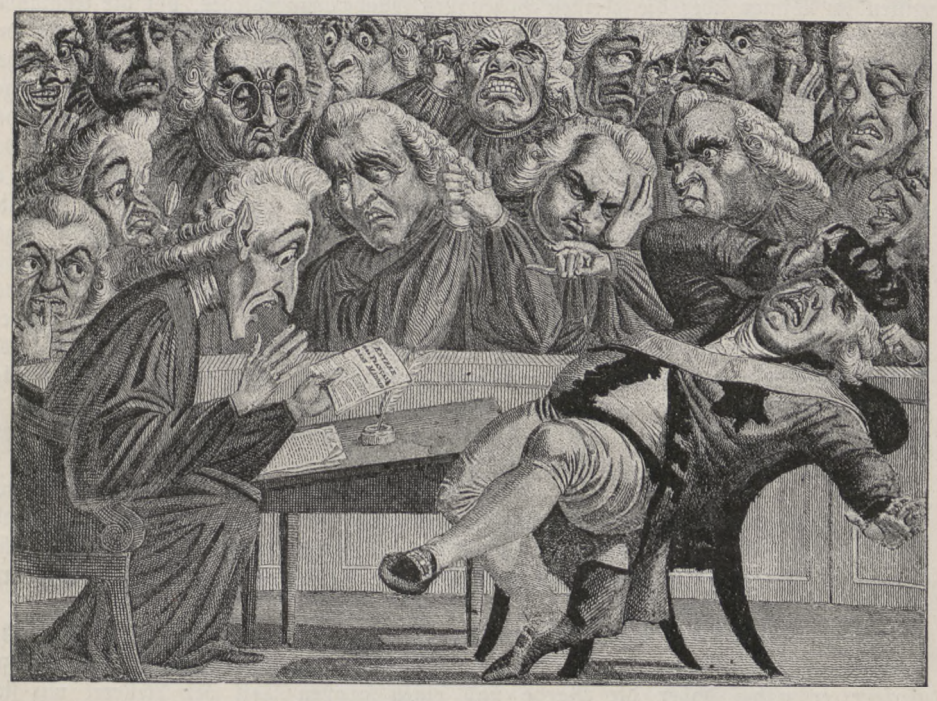
Er brachte den französischen Waffen den Sieg. Freilich hatten die Spanier mit Einschluß des englischen Hilfskorps nicht mehr als 130000 Mann den 200000 Feinden entgegenzustellen; überdies waren die Insurgentenführer durch ihre früheren Erfolge so übermütig geworden, daß sie ohne einheitlichen Kriegsplan ihre schlecht disziplinierten Scharen in offenem Felde dem größten Feldherrn seiner Zeit entgegenzustellen wagten. Niederlage traf sie auf Niederlage: Soult, der das französische Zentrum führte, schlug Belvedere bei Gamonal unweit Burgos; am gleichen Tage, dem 10. November, siegte der rechte Flügel der französischen Aufstellung unter Victor und Lefebre über die Korps de la Romanas und Blakes bei Espinosa, und am 23. November zersprengte Lannes mit den Regimentern des linken Flügels die Scharen, welche Castaños und Palafox herangeführt hatten, bei Tudela. Das Land bis an den Ebro und Altkastilien war damit der französischen Herrschaft wieder unterworfen.

Einnahme von Madrid (Dez. 1808).

Napoleon richtete jetzt seinen Marsch auf Madrid, geradeswegs durch das hohe und kalte Gebirge von Guadarama. Die direkte Straße führte über den Paß der Somma Sierra, ein Plateau, welches von zwei kahlen, abschüssigen Bergen eingefaßt war. Hier hatte der spanische General San Benito eine Schanze aufgeworfen, die mit zwölf Feldgeschützen armiert war. Am 30. November um acht Uhr morgens langte die Garde am Fuße des Passes an: Napoleon befahl den Gardejägern zu Pferde und den polnischen Lanzenreitern, die Stellung zu nehmen. Zweimal wurden sie zurückgeworfen, aber bei dem dritten Angriffe drangen sie den Abhang hinauf und nahmen die Schanze. Diese glänzende Waffenthat übte einen solchen Eindruck auf die Spanier, daß die 12000 Mann San Benitos jeden Gedanken an Widerstand aufgaben und sich in jäher Flucht davonmachten. Der Kaiser gelangte bis vor die Thore von Madrid, ohne auch nur einem einzigen Spanier zu begegnen. Am 2. Dezember, am Jahrestage der Krönung, wie es das Bulletin vom 5. Dezember 1808 rühmte,

stand er auf den Höhen oberhalb Madrid. „Dieser Zeitpunkt, der für Frankreich eine so lange Reihe seliger Tage eröffnet hat, weckte in allen Herzen die süßesten Erinnerungen und flößte allen Truppen eine Begeisterung ein, die sich in tausend Ausrufungen Luft machte."

Die Zentraljunta flüchtete sich nach dem Süden, aber die Hauptstadt war zur kräftigsten Gegenwehr entschlossen. Sie war von einer einfachen Mauer umgeben, nur der Palast Buen Retiro war mit starken Befestigungen versehen, die er Murat verdankte. In der Stadt befanden sich 6000 Soldaten, außerdem mehrere Tausend bewaffnete Mönche und Bauern. Die Thore wurden verrammelt, die Straßen verbarrikadiert, gegen 100 Kanonen an geeigneten Stellen aufgefahren; von den Kirchen läuteten die Glocken. Die Aufforderung, sich zu ergeben, beantworteten die Bewohner



2. König Georg und sein Konseil beim Empfang der Nachricht vom Einzuge der Franzosen in Madrid. Französisches Spottbild aus der Zeit.

mit Wutgeschrei: da ließ Napoleon die Stadt von einer Anhöhe vor dem Thore von Fuencarral beschießen; zugleich erstürmte Victor den Buen Retiro. Das wirkte: in der Nacht verließen die spanischen Truppen die Stadt, und diese kapitulierte am 6. Dezember, um sechs Uhr morgens.

Eigenmächtige innere Maßregeln.

An demselben Tage ordnete Napoleon, ohne den König Joseph auch nur zu befragen, die Aufhebung der Inquisition und die Verminderung der Klöster auf ein Drittel an; außerdem erließ er ein Dekret, durch welches die Feudalrechte, die persönliche Dienstbarkeit, der Zunftzwang und die Binnenzölle abgeschafft wurden. So wurde die „Verjüngung" Spaniens in Angriff genommen: gewiß sehr wertvolle Geschenke, aber den Spaniern verhaßt, weil sie ihnen von Fremden aufgedrängt wurden. Und zugleich wurde ganz Spanien unter Kriegsrecht gestellt. — Joseph, durch dies Vorgehen seines kaiserlichen Bruders tief verletzt, bot ihm schriftlich seine Verzichtleistung auf den spanischen Thron an. Aber der Stadt Madrid bemächtigte sich die Furcht, daß Spanien ganz unter die französische Herrschaft gestellt werden möchte: die städtischen Behörden und die Geistlichkeit sandten daher eine Deputation an Napoleon,

welche um die Wiedereinsetzung des Königs Joseph bat, um dadurch wenigstens den Schein der Selbständigkeit zu retten. Der Kaiser gewährte die Bitte: zum zweitenmal hielt Joseph seinen Einzug in die Hauptstadt, weder entschieden genug, sich zu einem wirklichen Volkskönige Spaniens zu machen, noch niedrig genug, ganz der willenlose Satrap seines Bruders zu werden.

Der englische Feldzug in Spanien (1808).

Dieser jähe Zusammenbruch des spanischen Widerstandes durchkreuzte vollkommen die Pläne der Engländer. In Lissabon war unter General John Moore ein englisches Korps gelandet, ein andres unter General Baird in Coruña. Moore war, um den Spaniern Hilfe zu bringen, am 13. November schon bis Valladolid gelangt; er zog Baird an sich und war nun Soult, den Napoleon zu seiner Beobachtung aussandte, gewachsen. Da verließ der Kaiser selbst mit 60000 Mann Madrid und zog mitten im Winter über die beeisten Höhen des Guadaramagebirges, um die Engländer zwischen zwei Feuer zu bringen. Allein Glatteis und Schneestürme verzögerten den Marsch durch das pfadlose Gebirge, so daß Moore, noch rechtzeitig von dem Nahen des zweiten Gegners benachrichtigt, seinen Rückmarsch antreten konnte. Ein schwieriges Unternehmen: aber trotz der nachdrängenden Franzosen, trotz des großen Trosses, den er mit sich schleppen mußte, trotz der Unwegsamkeit der Gegend und der Unbilden des Winterwetters hielt der Wackere doch sein Söldnerheer in so straffer Zucht, daß es den Franzosen nicht gelang, irgend welchen Vorteil über ihn zu erringen. Endlich wurde Coruña erreicht. Mehrere Tage verteidigte sich hier Moore erfolgreich gegen Soult, dem Napoleon am 1. Januar 1809 allein die weitere Verfolgung der Engländer überlassen hatte. Unter fortwährenden Gefechten am Ufer des Meeres nahmen die englischen Truppen ihre Einschiffung vor und fuhren von dannen; den schwerverwundeten Baird nahmen sie mit sich, Moore aber hatte in den letzten Kämpfen die Todeswunde empfangen; eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm die Schulter, wenige Stunden danach hatte er ausgelitten. Mit ihren Säbeln gruben seine Soldaten in der Nacht ihm das Grab und bestatteten ihren ebenso hochherzigen wie tapferen General am Strande des Ozeans (16. Januar 1809).

Napoleon aber entschloß sich, als er in Valladolid ein Schreiben des Königs von Bayern erhielt, der ihm von dem rastlosen Fortgange der Rüstungen Österreichs Kunde gab, das spanische Kriegstheater zu verlassen. Seinem Bruder stellte er den alten Marschall Jourdan als militärischen Beirat zur Seite: am 23. Januar 1809 traf er wieder in Paris ein.

Napoleon war bei seiner Abreise der Meinung, daß nach den errungenen Erfolgen nun Joseph allein im stande sein würde, die spanische Insurrektion niederzuwerfen; er nahm daher die Garde und einen großen Teil der Reiterei mit sich. Immerhin blieb noch eine Streitmacht von mehr als 180000 Franzosen in Spanien zurück. Allein Joseph wie der alte Jourdan standen bei den napoleonischen Marschällen in geringem Ansehen; man nahm wenig Rücksicht auf sie, vielmehr zog ein jeder General es vor, für sich, unbekümmert um die andern Korps, zu operieren. Dadurch ging die Einheit der Kriegführung durchaus verloren.

Guerillakrieg.

Zwar im offenen Felde zeigten die Spanier sich kaum irgendwo den französischen Waffen gewachsen; sie warfen sich daher in die befestigten Städte oder in die Gebirge, welche ihnen zu natürlichen Festungen wurden. Die spanischen Soldaten verschwanden mehr und mehr; der Krieg wurde zu einem Guerillakriege, in dem sich die bis zur fanatischen Wut ausgeartete Erbitterung ebenso warnend zeigte, wie spanische Ausdauer und spanischer Heldenmut in der ewig ruhmvollen Verteidigung Saragossas, das unter Palafox zwei Monate (Dezember 1808 bis Februar 1809) den Franzosen Widerstand leistete.

Das Land bedeckte sich mit unzähligen Insurgentenbanden, die ihre Thätigkeit darauf richteten, kleine Abteilungen des Feindes zu überfallen, ihm seine Depots wegzunehmen, ihm seine Kommunikationen abzuschneiden und allenthalben den Nationalhaß lebendig zu erhalten. Freilich wurden sie durch ihre Zuchtlosigkeit und ihre Räubereien zugleich zu einer Geißel für ihre eignen Landsleute; aber doch stand die ganze Bevölkerung zu ihnen, mit Gift und Dolch die Franzosen vertilgend, wo es nur anging. Die Franzosen steckten die Klöster in Brand und



3. Aus den Kämpfen in Spanien: Gefecht bei Ripoll in Katalonien (Dezember 1809).
Nach der Natur gezeichnet von C. Langlois (dem Adjutanten des Generals Gouvion St. Cyr). Lithographiert von Engelmann.

erschossen jeden Gefangenen, der nicht regulärer Soldat war: sie wollten schrecken, aber sie reizten nur die Wut der Rache. Es war ein Krieg ohne Erbarmen und ohne Ende. Verwegene Gesellen standen an der Spitze dieser Guerillabanden: in Neukastilien der Offizier Diaz Porlier, genannt el Marquesito, und der Bauer Martin Diaz, den seine Leute el Empecinado nach seinem Geburtsdorfe nannten, in Leon und Altkastilien der Pfarrer Merino und der Kapuziner Julian, in Biscaja Ballesteros, in Navarra die beiden Mina, Oheim und Neffe.

Saragossa. Don Palafox hatte sich wieder nach Saragossa geworfen; 20 000 Mann verteidigten die jetzt besser befestigte Stadt. Am 21. Dezember 1808 begannen die Franzosen unter Moncey und Suchet die Belagerung; es gelang ihnen sehr bald, sich der Außenwerke zu bemächtigen. Dann erhielt Junot das Kommando: von drei Seiten suchte der Feind gegen die Stadt vorzudringen; Minengänge wurden angelegt. Dennoch vermochte Junot gegen den Heldenmut der Verteidiger nichts auszurichten. Am 22. Januar 1809 gab er den Oberbefehl an Lannes ab. Mit 50 schweren Geschützen ließ Lannes drei Breschen in die Stadtmauer schießen; dennoch verwarf Palafox jede Aufforderung, sich zu ergeben. „Bis zur letzten Lehmwand", wie er im Kriegsrate sagte, war er entschlossen, sich zu verteidigen. In der Stadt brach Krankheit aus; Hunderte starben täglich an der Seuche; es fehlte an Decken, an Arznei, bald selbst an Nahrungsmitteln. Die leichteste Wunde ging sofort in Brand über. Palafox selbst lag krank in einem Keller und leitete von hier aus den Kampf der Verteidiger. Haus für Haus mußten die Franzosen, durch die Breschen eindringend, erstürmen, Stockwerk für Stockwerk vom Keller bis zum Dache. Und war aller Widerstand vergeblich, so steckten die Spanier das Haus in Brand oder sprengten es in die Luft. Den Minen des Feindes begegneten sie durch Gegenminen: mit Säbel und Bajonett wurde dann unter der Erde gekämpft.

So kam nach und nach der vierte Teil der Stadt in die Hand des überlegenen Feindes; endlich bemächtigte er sich auch der Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro: nun stand ihm an der Flußseite die Stadt offen. Palafox, gänzlich erschöpft, mußte den Oberbefehl an den General San Marc abgeben, und dieser, die Vergeblichkeit weiteren Widerstandes einsehend, da nur noch 9000 Mann in der Stadt waffenfähig waren und 6000 Leichen unbegraben auf den Straßen und vor den Kirchen lagen, überlieferte Lannes am 20. Februar 1809 den Trümmerhaufen, in welchen 16000 französische Bomben die Stadt verwandelt hatten. Unedel genug rächten sich die Franzosen an Palafox für den heldenmütigen Widerstand, den er ihnen entgegengesetzt hatte, indem sie den Schwerkranken gegen die Kapitulationsbedingungen gefangen nahmen und bis 1814 in Haft behielten.

Gerona. Nicht minder heldenmütig widerstand das kleine Gerona den Angriffen der Franzosen. Monatelang mühte sich Gouvion St. Cyr mit 15000 Mann Rheinbundstruppen, die kleine katalonische Bergfeste einzunehmen, allein er vermochte den Heroismus des greisen Generals Alvarez nicht zu überwinden. Erst St. Cyrs Nachfolger im Kommando, Augereau, nahm die Feste durch Kapitulation am 10. Dezember 1809: auch Don Alvarez mußte seine Kühnheit im Gefängnis büßen.

Soult in Portugal (1809). **Unterdessen hatte sich Soult von Galicien aus nach Portugal gewandt, um durch Besetzung des Landes eine neue Landung der Engländer zu verhindern. Unter fortwährenden Gefechten mit den Scharen de la Romanas überschritt er den Minho und erstürmte Oporto. Mehrere Wochen verweilte er mit seinen verwilderten Soldaten in der reichen Handelsstadt, von der Hoffnung festgehalten, sich hier eine Krone zu erobern. Wirklich war unter dem gebildeten und begüterten Teile der Bewohner der Wunsch ziemlich allgemein, der Marschall möchte die Regierung übernehmen, dem frechen Gebaren des Pöbels ein Ende machen und eine dauernde Ordnung begründen.**

Nikolas Soult war der Sohn eines Bauern, 1769 in St. Amand bei Castres (Dep. Tarn) geboren. Mit sechzehn Jahren trat er als Gemeiner in die französische Armee und hatte es in sieben Jahren noch nicht weiter als bis zum Unteroffizier gebracht. Erst der Revolutionskrieg gab ihm vielfache Gelegenheit, sich hervorzuthun; seit 1792 Leutnant, wurde er dann Adjutant Hoches in der Moselarmee, dann Stabschef des Generals Lefebre, und nachdem er zur Nordarmee kommandiert war, rückte er am 11. Oktober 1794 zum Brigadegeneral auf. Als Divisionsgeneral kämpfte er zunächst 1799 mit Masséna in der Schweiz und dann 1800 in Italien gegen Russen und Österreicher, geriet in Gefangenschaft, wurde aber nach der Schlacht von Marengo wieder freigegeben. Mit Hingebung schloß er sich Napoleon an, wurde bei Errichtung des Kaiserreichs Marschall und nach dem Frieden von Tilsit Herzog von Dalmatien, nachdem er mit größter Auszeichnung sowohl an dem österreichischen wie an dem preußisch-russischen Kriege teilgenommen hatte: ein ehrgeiziger Mann und ein tapferer Soldat, hoch gewachsen; das überreiche Haar hing ihm wie eine Mähne um den Kopf. Die Königskrone von Nordlusitanien darauf zu setzen, ward ihm aber nicht vergönnt; er hatte in Oporto zu lange gezögert. —

Wellesleys Landung und Soults Rückzug. **Während die Franzosen am Douro rasteten, war Wellesley, jetzt zum Generalissimus der englischen Truppen auf der Iberischen Halbinsel ernannt, in Lissabon gelandet und rückte nun, nachdem auch die portugiesische Regierung ihn als Oberfeldherrn anerkannt hatte, mit 25 000 Mann englischer und portugiesischer Truppen über**

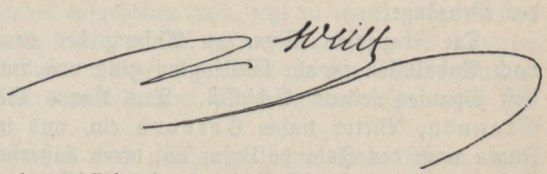

MITTELEUROPA
im Jahre 1811.
bearbeitet von Carl Wolf.
Maſsstab 1: 8.000.000.
DER RHEINBUND
im Jahre 1810.
Maſsstab 1: 12000000.
DEUTSCHLAND
zur Zeit
des deutschen Bundes
1815 - 1866.
Maſsstab 1: 12000000.
Rheinbund
Abkürzungen.
A. Fürstentümer Anhalt
E. Fürstent. Erfurt (Franzöſ.)
FR. Grossherzogt. Frankfurt
H. Grossherzogt. Hessen
HO. Fürstentümer Hohenzollern
I. Fürstentum Isenburg
L. Fürstent. Von der Leyen
LI. Fürstent. Liechtenstein
LP. Fürstentümer Lippe
O. Fürstent. Lübeck (Oldenburg)
R. Fürstentümer Reuss
S. Fürstentümer Schwarzburg
SA. Königreich Sachsen
W. Fürstent. Waldeck u. Pyrmont
WE. Königreich Westfalen
Deutscher Bund
Abkürzungen.
A. Herzogt. Anhalt
BR. Herzogt. Braunschweig
HN. Landgrafsch. Hessen-Homburg
HS. Kurfürstent. Hessen
L. Fürstent. Liechtenstein
LP. Fürstentümer Lippe
O. Grossherzogt. Oldenburg
PR. Königreich Preussen
R. Fürstentümer Reuss
S. Fürstentümer Schwarzburg
W. Fürstent. Waldeck u. Pyrm.

Coimbra heran. Soult geriet dadurch in die Gefahr, von Spanien abgeschnitten zu werden. Unverzüglich brach er auf, überstieg auf höchst gefährlichen Gebirgspfaden das Gebirge von Catalina und gelangte nach Orense in Galicien. Aber ein großer Teil seiner Armee war in dem Gebirge zu Grunde gegangen, die Kriegskasse, alles Gepäck und Geschütz war den nachsetzenden Engländern in die Hände gefallen, und was ihm von Mannschaft noch geblieben, war entmutigt, unbotmäßig, die Kleider zerfetzt, die Schuhe zerrissen. Ney, der in dem nordwestlichen Galicien stand, half wohl mit



4. Nicolas Jean de Dieu Soult, Herzog von Dalmatien und Marschall von Frankreich.

Nach dem Gemälde von Rouillard lithographiert von Delpech.



der notwendigsten Ausrüstung aus, weigerte sich aber, sich Soult anzuschließen. So zog denn dieser weiter auf Zamora zu, um sich mit dem Korps des Marschalls Victor zu vereinigen.

Die Schlacht von Talavera de la Reyna (Juli 1809).

Wellesley nämlich hatte am Fuße der Berge von Catalina die Verfolgung Soults aufgegeben und sich ostwärts gewandt, um im Verein mit dem spanischen Korps des Generals Cuesta das Heer Victors zu vernichten. Cuesta aber verweigerte die Mitwirkung, in der Hoffnung, vor der Ankunft der Engländer Madrid einnehmen zu können. Allein von Victor bei Alcabar zurückgeschlagen, zog sich jetzt Cuesta auf die heranziehenden Engländer zurück. Auch den vereinigten Heeren deuchte Victor sich gewachsen und drängte den König Joseph, der sich in seinem Hauptquartier mit Jourdan befand, zur Schlacht. Schon war Soult auf dem Anmarsche von Zamora her und ließ Joseph die dringendsten Vorstellungen machen, nicht vor seiner Ankunft eine

Schlacht zu wagen. Jedoch Joseph mißachtete die besonnenen Mahnungen des Abwesenden: er gab am 27. Juli 1809 seine Zustimmung zu dem Angriffe, mit dem die Schlacht bei Talavera de la Reyna (am Einflusse des Alberche in den Tajo gelegen) begann. Waren ja die Engländer nur noch 110 km von der Hauptstadt entfernt.

Die Franzosen versuchten, eine Anhöhe zu erstürmen, die vor der Armee der Verbündeten lag. Der Angriff mißlang. Am folgenden Tage erneuten sie beim ersten Morgengrauen ihren Angriff und gewannen wirklich die Höhe. Allein eine furchtbare Attacke des Generals Hill warf sie wieder herunter. Das Feuer schwieg. Erschöpft von der Kampfesarbeit und der Glut der höher steigenden Sonne, fanden sich Franzosen und Engländer an den Ufern eines Baches zusammen, der die beiden Heere trennte: mit Händen und Kochgeschirren schöpften sie das erquickende Naß, die Waffen in der Linken. Kein Schuß fiel; niemand dachte daran, die Auflösung der Reihen des Gegners zu benutzen. — Ruhig lag Wellesley im Grase auf dem Gipfel eines Hügels, die feindlichen Linien beobachtend. Da machte Victor der friedlichen Pause ein Ende. „Wenn die Anhöhe nicht genommen wird, so braucht man sich nicht mehr mit Kriegführen abzugeben", meinte er und ließ die ganze französische Schlachtlinie zum Angriffe vorgehen. Allein nach heftigen Kämpfen sah sie sich in ihre alten Stellungen zurückgedrängt. Die Engländer verfolgten indes ihren Sieg nicht weiter; sie blieben auf den Höhen von Talavera gelagert und ließen am folgenden Tage die Franzosen ungestört ihren Rückzug bewerkstelligen.

Joseph wieder in Madrid.

Wellesley, ob dieses Sieges in ganz England verherrlicht, erhielt den Titel „Viscount Wellington von Talavera", aber thatsächliche Vorteile brachte der Tag den englischen Waffen nicht. Sobald Soult seine Vereinigung mit dem weichenden Victor hergestellt hatte, mußte die englische Armee sich ohne Säumen über den Tajo nach Badajoz zurückziehen, ohne ihre Verwundeten und Kranken aus Talavera mitnehmen zu können. Das ihm nachziehende spanische Heer Cuestas holte Soult, der den Oberbefehl über die Armee König Josephs übernommen hatte, am Tajo ein und trieb es mit leichter Mühe bei Arzobispo (unterhalb Talavera am Tajo gelegen) auseinander. Unbekannt mit der Niederlage Cuestas, suchte eine zweite spanische Armee unter General Venegas von Toledo her Madrid zu bedrohen. Auch sie erlag den französischen Waffen bei Almonacid am 11. August. Im Triumph konnte jetzt Joseph in seine Hauptstadt zurückkehren.

Weitere Niederlagen der Spanier.

Die Zentraljunta hatte sich nach Sevilla geflüchtet. Sie bot jetzt, was von spanischen Heeren noch vorhanden war, auf, um Joseph wieder aus Madrid zu vertreiben. Wellington riet auf das dringendste, daß die Spanier sich auf die Verteidigung der Pässe der Sierra Morena beschränken möchten, um den Süden zu schützen, sich aber nicht auf eine Feldschlacht in der Ebene einlassen sollten: man mißachtete seinen Rat, und die Spanier wurden in Neukastilien am 9. Nov. 1809 bei Ocaña und alsbald bei Alba de Tormes aufs Haupt geschlagen. Damit verschwinden die regulären Heere gänzlich, und die Guerillabanden übernehmen ausschließlich den Kampf gegen die fremden Bedränger.

Joseph in Andalusien.

Die Franzosen stiegen zu Anfang des neuen Jahres über die Sierra Morena nach Andalusien hinab: Wellington ging von Badajoz nach Portugal zurück und überließ Spanien seinem Schicksal. Das Korps Sebastianis besetzte ohne Schwertstreich Granada, Victor nahm Cordova ein, und in fluchtähnlicher Eile rettete sich die Junta nach der Isla de Leon, auf deren äußerster Spitze das feste Cadiz liegt. König Joseph hielt in Sevilla, der Hauptstadt Andalusiens, „unter den Akklamationen des ganzen Volkes", wie er seinem Bruder berichtete, seinen Einzug. Sein Bestreben war jetzt vor allem darauf gerichtet, das Land mit seiner Herrschaft zu versöhnen; er knüpfte Unterhandlungen mit mehreren Guerillaführern an, organisierte die Regierungsbehörden, förderte in jeder Weise das Wohl des Landes: sein Ziel war, als Nationalherrscher den Spaniern zu erscheinen.

Napoleons Verfügungen.

Allein das war nicht die Meinung Napoleons, daß Joseph die Interessen Spaniens denen Frankreichs entgegenstellen sollte. Er übertrug den Oberbefehl in Andalusien Soult; Joseph behielt nur eine einzige Division zu seiner Verfügung. Das Kommando gegen Wellington erhielt der Marschall Masséna. Den Sold jedoch für diese Heere sollte von nun an bis auf zwei Millionen Frank, die Frankreich zugab, Spanien allein aufbringen, und endlich wurden durch Dekret vom 8. Februar 1810

die Provinzen Katalonien, Aragonien, Biscaja und Navarra zu französischen Gouvernements gemacht, um so auf die Einverleibung in Frankreich vorbereitet zu werden. Bald aber erschien auch dies noch ungenügend: auch die Landschaften Burgos, Valladolid, Valencia und Toro erhielten französische Verwaltung; bis an den Duero wollte Napoleon die Grenze Frankreichs vorrücken. Diese Gewaltmaßregeln entfachten aufs neue den Ingrimm der Spanier; die drohende Zerstückelung ihres Vaterlandes erschien ihnen zugleich als Schädigung und als Schimpf. Was in den bedrohten Provinzen die Waffen tragen konnte, strömte den Guerillabanden zu: wilder als zuvor entbrannte der Kampf. Um so höher wuchs zugleich unter den französischen Soldaten die Abneigung gegen einen Krieg, der ihnen nur unerhörte Beschwerden und Gefahren, aber wenig Ruhm und Lohn eintrug. Die Erfolglosigkeit aller Anstrengungen steigerte die Zwietracht unter den Feldherren und lockerte die Disziplin in den Regimentern: man war trotz aller Siege, trotz aller Menschenopfer im Grunde nicht weiter als zwei Jahre zuvor.

Belagerung von Cadiz (1810)

Zu dieser Mißgestaltung der Dinge in Spanien, die endlich den König Joseph zu der Bitte drängte, daß Napoleon ihm die spanische Krone wieder abnehmen möge, trugen sehr wesentlich auch die Vorgänge bei, welche um und in Cadiz sich abspielten. Als die Mitglieder der Zentraljunta auf der kleinen Löweninsel Zuflucht suchten, hatte sich im Februar 1810 auch der wackere Herzog von Albuquerque mit einem Korps von 8000 Mann dorthin vor den Franzosen zurückgezogen. Marschall Victor rückte ihm nach, aber der Herzog wollte von Ergebung nichts wissen. Albuquerque trat zwar, da er mit der Stadtverwaltung in Streit gekommen, vom Kommando zurück. Der unfähige Engländer Blake war kein Ersatz für ihn, aber es blieben wenigstens die örtlichen Vorteile. Die Insel war fest, der Verkehr mit den Engländern zur See ungehemmt, die reiche Handelsstadt Cadiz bot, wessen man bedurfte, in Fülle. Und als sich vollends durch weiteren Zuzug die Zahl der Verteidiger vervierfachte, als ein englisches Korps unter dem tapferen Graham zur Unterstützung anlangte, als die nahen Gebirge, die Sierra Nevada, wie die Sierra Morena, den Franzosen zur Seite und im Rücken sich mit verwegenen Guerillabanden füllten, während zugleich bei den Belagerern die Disziplin sich immer mehr lockerte: da wurde die Belagerung völlig aussichtslos und schleppte sich ohne jedes Ergebnis hin.

Einberufung der Cortes.

Trotz dieser verhältnismäßigen Sicherheit hatte sich doch der weitaus größte Teil der Mitglieder der Junta auf englischen Schiffen davongemacht, um auf Umwegen in die Heimat zurückzugelangen. Die Zurückbleibenden betrachteten sich als „Regentschaft", aber die Autorität einer Zentralregierung fanden sie nicht, am wenigsten in der sehr liberal gesinnten Stadt Cadiz. Sie entschlossen sich daher, was schon längst von der Zentraljunta beschlossen, aber immer wieder aufgehoben war, jetzt zu thun: allgemeine Cortes als Landesvertretung nach Cadiz einzuberufen. Eine Vertretung des ganzen Volkes war es freilich nicht, was einberufen wurde, die privilegierten Stände wurden ausdrücklich von der Wahl ausgeschlossen; dem liberalen Bürgerstande entstammten fast sämtliche Deputierte.

Eröffnung der Cortes.

Am 24. September 1810 wurden in dem Schauspielhause des kleinen Seestädtchens Isla de Leon — in Cadiz selbst herrschte das Gelbe Fieber — die Cortes mit größter Feierlichkeit eröffnet. In ihre Hände legte die Regentschaft nun ihre Macht nieder. Freilich waren die Cortes bei weitem nicht vollzählig. Von 208 Mitgliedern waren nur 150 erschienen, und ihre Geltung erstreckte sich nicht über die kleine Insel hinaus, denn in den übrigen Gegenden verfuhren die Guerillaführer und die Stadtjunten, die sich in der Zeit der Verwirrung gebildet hatten, nach Gutdünken, ohne sich an die Beschlüsse der Landesvertretung zu kehren; nur der Beschluß einer Rekrutenaushebung fand Gehorsam, so daß mit dem Jahre 1811 wieder reguläre Truppen im Felde erschienen, die sich indes an kriegerischem Mute mit den Guerillabanden nicht entfernt messen konnten.

Trotz dieser anfangs so sehr geringen Geltung, war in den Cortes doch der Punkt gewonnen, von dem aus der Kampf gegen Frankreich eine neue Gestalt gewann.

Bisher hatte gegenüber der großen Masse der Bevölkerung, welche für Altspanien kämpfte und selbst die Wiedereinführung der Inquisition verlangte, der aufgeklärte Mittelstand eine deutliche Hinneigung zu der liberalen Regierung Josephs gezeigt. Diese „Josephinos" traten jetzt ganz der liberalen Bewegung bei, die von den Cortes in Cadiz ausging: und die Regierung König Josephs verlor damit den einzigen Anhalt, den sie bisher noch in der Bevölkerung Spaniens gehabt hatte. Seine ehrlichsten Anstrengungen, das Wohl Spaniens gegen Napoleon zu vertreten, verhallten jetzt völlig wirkungslos.

Verfassungsarbeiten.

Das Ziel der Cortes war, die Erneuerung der spanischen Verhältnisse, an deren Notwendigkeit kein Einsichtiger zweifelte, durch eigne Kraft, nicht im Gefolge einer Fremdherrschaft, herbeizuführen. Sie übertrugen daher am 30. Oktober 1810 die Führung einem Regentschaftsrate von drei Personen, um sich selbst ausschließlich der Beratung einer Verfassung, welche die Wiedergeburt Spaniens bewirken solle, zu widmen. Zwar gab es in den Cortes, obgleich die privilegierten Stände von der Wahl ganz ausgeschlossen worden waren, doch eine Anzahl Verfechter der alten Zustände; aber die Zahl dieser „Serviles" war weit in der Minderheit. Die Liberalen beherrschten die Versammlung durchaus: ihnen gehörten die einflußreichsten Redner, wie der Rektor der Universität Salamanca, Muñoz Torrero, und der gefeierte Schriftsteller Antonio de Capmany an; ihre hochfliegenden Ideen trug die „Patriotische Wochenschrift", welche der Dichter Quintana herausgab, zugleich in beredten Leitartikeln und feurigen Hymnen in das Land hinaus. Ein hoher patriotischer Schwung ging durch die Beratungen; es konnte nicht ausbleiben, daß er vielfach über das Angemessene hinaus die Gemüter fortriß. Zu einer Zeit, wo alles darauf ankam, alle Stände zu dem großen Werke der nationalen Wiedergeburt zu vereinen, machten die Cortes durch die Zurückforderung aller jemals vom Staate veräußerten Güter den hohen Adel zu ihrem unversöhnlichen Gegner.

Charakter der neuen Verfassung.

Die Volkssouveränität wurde als das oberste Prinzip der Verfassung hingestellt. Eine Zustimmung des Königs und der privilegierten Stände zu der vom Volke erwählten Regierungsform wurde nicht als erforderlich angesehen. Die Republik konnte und sollte demnach als zulässig gelten. Der Zusammentritt der Cortes wurde nicht an eine Einberufung durch den König gebunden. Die Minister wurden den Cortes verantwortlich gemacht. Den Kolonien wurde Vertretung in den Cortes bewilligt. Verwaltung und Justiz, Militärwesen, Steuern und Unterricht wurden im allgemeinen nach den Bestimmungen der französischen Konstitution vom Jahre 1791 geregelt. Nur die Religion behielt ihre alte Stellung: das römisch-katholische Bekenntnis wurde als Staatsreligion bezeichnet; von Toleranz gegen Andersgläubige war keine Rede.

Am 23. Januar 1812 waren die Beratungen über diese Verfassung beendet; alle anwesenden Mitglieder der Cortes, 148 an der Zahl, unterzeichneten sie und traten am 18. März 1812 in der Karmeliterkirche am Meeresstrande zusammen, um sie feierlich zu beschwören. Draußen auf der See heulte ein wütender Orkan; von der andern Seite donnerten die französischen Kanonen gegen die Festung: das war das Wiegenlied der „Konstitution vom Jahre Zwölf".

Neue Truppensendungen Napoleons.

Napoleon, aus dem Kriege gegen Österreich als Sieger heimgekehrt, machte die größten Anstrengungen, um endlich der Halbinsel Herr zu werden. In langen Reihen zogen die siegreichen Regimenter von der Donau nach Spanien: man konnte die französische Truppenmacht, welche 1810 in Spanien kämpfte, auf 370000 Mann schätzen. Davon erhielt der Marschall Masséna ein Heer von 55000 Mann zugeteilt, um Portugal zu erobern und die Engländer ins Meer zu werfen. Denn es war klar, daß ohne den Besitz von Portugal an die Unterwerfung Spaniens nicht zu denken war. Nur den dringenden Bitten Napoleons gab der Marschall nach, als er das schwierige Kommando nach langem Widerstreben übernahm.

Kämpfe an der spanisch-portugiesischen Grenze.

Unter die Befehle Masséna war auch Ney gestellt; allein zwei Monate lang hielt ihn die Belagerung von Ciudad Rodrigo, einer Grenzfestung Spaniens gegen Portugal, am Agueda gelegen, einem Nebenflusse des Duero, und von Almeida auf, bevor



5. Arthur Wellesley, seit 1814 Herzog von Wellington.
Nach dem Gemälde von R. Home gestochen von J. Minasi (1814).

er sich mit Masséna verbinden konnte. Jenes wurde am 11. Juli 1810 unter Beihilfe Masséna's, dieses, eine portugiesische Grenzfestung gegen Spanien, am 27. August durch Verräterei der Portugiesen genommen. Jetzt erst wandte sich Masséna gegen Wellington.

Wellington.

Sir Arthur Wellesley, jüngerer Sohn des Lords Garret Colley, Grafen von Mornington, war am 1. Mai 1769 zu Duncancastle in Irland geboren. Die Familie Colley war altenglisch, jedoch schon unter Heinrich VIII. nach Irland ausgewandert, wo sie mit dem Erbgute auch den Namen der ausgestorbenen Familie Wesley oder Wellesley annahm. In Eton erzogen, wurde er auf die Kriegsschule von Angers in Frankreich geschickt, um sich für den militärischen Beruf auszubilden. 1787 trat er in ein englisches Regiment als Fähnrich ein, war jedoch schon sieben Jahre später Oberstleutnant und ging 1797 mit seinem Regiment nach Indien, wo sein ältester Bruder Richard Colley, Marquis von Wellesley, Generalgouverneur war. In Indien gab Sir Arthur glänzende Beweise seines strategischen Talentes: er trug sehr wesentlich zur Erstürmung von Seringapatnam, der Residenz Tippu Sahibs, bei; er kämpfte siegreich gegen den Rajah von Beror bei Assye und zwang die Maharatten zum Frieden.

Der Ruf mit Einsicht gepaarter Tapferkeit und Festigkeit ging ihm voraus, als er 1805 nach Europa zurückkehrte, so daß die Stadt Newport auf der Insel Wight ihn ins Parlament wählte. Unter Lord Cathcart machte er dann den Zug gegen Kopenhagen mit und führte 1808 die erste englische Hilfsarmee nach Portugal, mit der es ihm gelang, Junot zur Konvention von Cintra zu nötigen. Der Auftrag der Oberbefehlshaber, welche die Konvention abgeschlossen hatten, diese im Parlamente zu verteidigen, führte ihn nach England zurück. Allein 1809 betrat er von neuem, jetzt mit dem Oberbefehl bekleidet, den Boden Portugals, wo es seine nächste Sorge war, die portugiesische Armee zu organisieren, ihr englische Offiziere zu geben und sie in jeder Weise kriegstüchtig zu machen. Auch jetzt war es wieder nicht Kühnheit, sondern besonnene Überlegung, Vorsicht und Beharrlichkeit, der er seine Erfolge verdankte; seine Truppen hielt er in strenger Mannszucht, aber er sorgte zugleich rastlos für ihre angemessene Verpflegung und für zweckmäßige Unterkunft der Verwundeten und Kranken, allen ein Vorbild schlichter Zuverlässigkeit und einfacher Lebensart: der vollkommene Gegensatz zu der Roheit, Liederlichkeit und schmutzigen Habsucht des sicherlich sehr befähigten Strategen, den jetzt Napoleon gegen ihn gesandt hatte.

Einnahme von Coimbra.

Vor der vereinigten Macht Masséнas und Neys zog sich Wellington in dem gebirgigen Thale des Mondego gegen Coimbra glücklich zurück, indem er das Land, sowie er es räumte, in eine Einöde verwandelte; bei Todesstrafe mußten die Einwohner ihre Häuser verlassen, ihre Geräte vernichten, Vieh und Lebensmittel mitnehmen. So fanden die Franzosen, die selbst keine oder nur wenig Lebensmittel mit sich führten, nach dem eignen Berichte Masséнas nur Abgründe und Wüsten und keine menschliche Seele. Erst auf den steilen Granitfelsen der Sierra de Alcoba vor Coimbra hielt Wellington stand. Vergebens stürmten die Franzosen bei der Kartause Buzaco am 27. September 1810 gegen die sehr feste Stellung der Engländer an: mit großen Verlusten wurden sie zurückgetrieben. Da zeigte ihnen ein Bauer einen Bergpfad, den Paß Coramula, auf welchem sie die Stellung der Engländer umgehen und sich der Stadt Coimbra, die auf Wellingtons Befehl von ihren sämtlichen Einwohnern verlassen war, bemächtigen konnten.

Die Kämpfe von Torres Vedras.

Wellington, sich links umgangen sehend, richtete seinen Marsch jetzt südwärts nach Lissabon und zog sich in die Verschanzungen zurück, die er bei Torres Vedras am Meere seit einem Jahre hatte anlegen lassen. 30 Schanzen mit 140 Geschützen bildeten die erste Verteidigungslinie, 65 mit 150 die zweite, 11 Werke mit 96 Kanonen hart am Meeresufer die dritte; zu ihrer Verteidigung hatte Wellington 70 000 Mann, denen englische Schiffe reichliche Zufuhr brachten. Masséna rückte heran, aber nur 45 000 Mann stark, wagte er keinen Angriff. Bald litten seine Leute in dem ringsum verödeten Lande die größte Not; sie wurden um so erbitterter, weil sie wußten, daß der Marschall einen erheblichen Teil der zu ihrer Verpflegung bestimmten Gelder unterschlug. Masséna wandte sich an den Kaiser um Hilfe; Napoleon sandte ihm ein kleines Korps unter Foy zu und befahl außerdem Soult, von Sevilla nach Portugal Masséna zu Hilfe zu ziehen. Allein bevor Soult den Weg nach Portugal mit dem Schwerte sich bahnen konnte, hatte Masséna schon den Rückzug angetreten. Sechs Wochen lang, bis tief in den November hinein, hatte er den größten Mühseligkeiten getrotzt und durch die stete Bedrohung das nahe Lissabon wohl fast zur Verzweiflung gebracht, Wellington aber nicht das Geringste anhaben können. Im kläglichsten Zustande erreichte seine Armee im März 1811 Ciudad Rodrigo, von wo sie sechs Monate zuvor zur Eroberung Portugals als ein stattliches Heer aufgebrochen war. Ney war der Held des Rückzuges; er hielt die Verfolger im Schach. Sobald jedoch die Gefahr vorüber war, entsetzte ihn Masséna mißgünstig des Kommandos. Wellington unterdessen, den Franzosen hart auf dem Fuße nachdrängend, suchte das feste Almeida zu erobern. Masséna machte den Versuch, die belagerte Festung von Ciudad Rodrigo aus zu entsetzen. Allein er wurde zurückgeworfen. Jedoch die tapfere Besatzung sprengte ihre Festung in die Luft und schlug sich glücklich zu Masséna durch.

Soult Oberbefehlshaber. Rückzug der Engländer (1811).

Da rief der Kaiser, durch diese Mißerfolge in den höchsten Unwillen versetzt, den alten Marschall in Ungnade nach Frankreich zurück: den Oberbefehl über die französischen Truppen in Spanien erhielt Soult, das Kommando über das Korps Masséнas wurde Marmont übertragen. Soult hatte unterdessen die starke Grenzfeste Badajoz erobert; jetzt kehrte er nach Andalusien zurück. Wellington versuchte zweimal im Laufe

des Jahres sie wiederzugewinnen, aber Mortier, dem Soult den Oberbefehl in der Festung übertragen hatte, leistete erfolgreichen Widerstand. Daher zog sich, als Soult und Marmont zum Entsatze heranrückten, die englische Armee am 18. Juni 1811 unter Aufgabe der Belagerung von Badajoz wieder nach Portugal zurück, Westspanien den Franzosen überlassend.

Kämpfe in Ostspanien.

Unterdessen hatten auch im östlichen Spanien die französischen Waffen manchen Erfolg gehabt. Hier führte Suchet das Kommando. Tortosa und Tarragona fielen durch Sturm in seine Hand; Tausende von Wehrlosen ließ er bei dem Sturm am 18. Juni 1811 hinmorden, um den Namen der Franzosen weithin gefürchtet zu machen. Durch Sturm gewann er im Juli den klosterreichen Montserrat. Dann brach er von Katalonien nach Valencia auf. Murviedro, das alte Sagunt, leistete ihm Widerstand; ein spanisches Heer unter Blake zog zum Entsatze heran. Allein Blake, dem es an Feldherrentalenten mangelte, wurde trotz der großen Tapferkeit seiner Truppen am 25. Oktober 1811 besiegt. Nun konnte sich auch Murviedro nicht länger halten. Blake hatte unterdessen bei Quarta am Guadalaviar ein befestigtes Lager bezogen. Am 25. Dezember stürmte es Suchet und warf einen Teil der feindlichen Armee nach Murcia, während Blake mit dem Hauptteile sich nach Valencia rettete. Am 28. Dezember versuchte er einen Ausfall, der aber mißglückte. Dann erwiesen sich die Befestigungswerke Valencias zu ausgedehnt für seine Truppen, überdies hatte er wohl den Mut verloren. Am 1. Januar 1812 eröffnete Suchet die Laufgräben, am 4. Januar zog sich Blake auf die eigentliche Stadt zurück, die nun drei Tage lang bombardiert wurde. Am 9. Januar schloß Blake eine Kapitulation ab, die diese große Stadt von 150 000 Einwohnern in die Hände der Franzosen brachte. 20 000 Mann, der Rest von Blakes Armee, fielen dadurch kriegsgefangen in die Hand der Franzosen, überdies eine unendliche Menge Kriegsmaterial aller Art. Zur Belohnung für diesen großen Erfolg wurde Suchet, den Napoleon schon im Juli 1811 zum Marschall erhoben hatte, jetzt zum Herzog von Albufera ernannt.

Der Riesenkampf Napoleons gegen Rußland begann und nahm seine ganze Sorge und Kraft in Anspruch: aus Spanien wurde ein großer Teil der französischen Truppen abgerufen. Dafür wurde der Oberbefehl über die Zurückbleibenden, deren Zahl immer noch gegen 200 000 betrug, endlich einmal in eine Hand gelegt; Joseph wurde damit betraut und wiederum Jourdan ihm zur Seite gegeben. Er war im April 1811 in Paris gewesen, um die dornige Krone Spaniens in die Hand seines kaiserlichen Bruders zurückzugeben; aber er hatte sich bereden lassen, auf dem freudelosen Throne auszuharren. Der Oberbefehl sollte ihm jetzt eine Kräftigung sein; indes weder Soult in Sevilla, noch Suchet in Valencia zeigten viel Neigung, sich ihm unterzuordnen. Marmont in Salamanca war seine einzige Stütze. Gegen diesen aber richtete sich jetzt der Angriff Wellingtons.

Neuer Feldzug Wellingtons in Spanien (1812).

Mit dem Beginn des neuen Jahres war die englische Armee wieder auf spanischem Boden erschienen. Nach kurzer Belagerung hatte Wellington am 19. Januar 1812 die Festung Ciudad Rodrigo erstürmt, wofür die Cortes ihn zum Herzog von Ciudad Rodrigo, der Prinzregent Georg zum Grafen von Wellington ernannten. Im April brachte er dann auch das feste Badajoz, bevor Soult zu Hilfe herbeieilen konnte, durch Sturm in seine Hand. Das Korps des Generals Hill gegen den Tajo zwischen Soult und Marmont schiebend, wandte er sich jetzt gegen Leon. Marmont wich von Salamanca vor ihm nach dem Duero zurück; nachdem er jedoch die Division Bonnet an sich gezogen, rückte er, obgleich immer noch einige tausend Mann schwächer als die Engländer, gegen sie zum Angriffe vor. Das Kriegsglück war ihm abhold; der Kampf des 23. Juli vor Salamanca endete mit dem Rückzuge der Franzosen.

Der Kampf bei den Arapilen.

Vor Salamanca am Flusse Tormes liegen zwei größere Steinhügel, die Arapilen genannt. Auf dem einen nahm Bonnet mit der französischen Vorhut Stellung, auf dem andern that Wellington desgleichen. Marmont erwartete an diesem Tage, dem 21. Juli, einen Angriff; er erfolgte nicht, da auf Grund einer Rekognoszierung des Herzogs von Beresford die Stellung der Franzosen für zu günstig angesehen wurde. Ja, die am folgenden Tage vorgeschobenen englischen Truppen wurden zurückgezogen. Da machte am 23. Juli, wider den ausdrücklichen

Befehl Marmonts der General Maucune, nachdem er eben vorher auf seine Anfrage einen abschlägigen Bescheid erhalten, einen Angriff auf die Weichenden. Nun ritt Marmont selbst von seiner Stellung weg, um den Angriff zu verbieten, da platzte eine Granate dicht neben ihm, zerschmetterte ihm den Arm und riß ihm die Seite auf, so daß er den Oberbefehl sofort an General Bonnet abgeben mußte, aber dieser, auch bald verwundet, mußte die Führung dem General Clausel überlassen, und so kam durch die Unheitlichkeit des Befehls Unordnung in die französischen Reihen. Diesen Umstand benutzte Wellington, um nun seinerseits zum Angriff, in jene weiten Lücken eindringend, überzugehen. Die Franzosen wurden bis zum Duero zurückgedrängt, rastlos verfolgt von den Guerillascharen des Empecinado.

Wellingtons Einzug in Madrid.

Der Sieger von Salamanca wandte sich gegen Madrid. Joseph mußte seine Hauptstadt verlassen: er nahm zu Suchet seine Zuflucht, der damals gerade am Xucar einer kleinen englischen Armee gegenüberlag; diese war unter dem Befehle des Generals Maitland, eines tüchtigen Offiziers, weiter südlich, in Alicante gelandet, und zwar kam sie von Sizilien herüber, wo sie leider unter den Oberbefehl eines ebenso unbedeutenden wie selbstwilligen Obergenerals gestellt war, des Lords William Bentink, der auf Sizilien zurückblieb. Unter dem lauten Jubel der Bevölkerung hielt Wellington am 12. August 1812 in Madrid seinen Einzug: am folgenden Tage wurde die Konstitution vom Jahre Zwölf in der Reichshauptstadt feierlichst verkündigt. Auch Victor gab jetzt die Belagerung von Cadiz auf.

Joseph wieder in Madrid. Wellingtons Rückzug.

Auf die Befreiung des Nordens hatte jetzt Wellington, zum Oberfeldherrn sämtlicher spanischer Truppen ernannt, seinen Sinn gerichtet. Allein Burgos, unter des wackeren Dubretons Befehlen, widerstand mannhaft den fünfmal wiederholten Stürmen. Am 22. Oktober 1812 gab Wellington die Belagerung auf, da die unterdessen vereinigten Armeen Soults und des Königs Joseph ihm den Rückzug nach Portugal abzuschneiden drohten. Ihre Vereinigung war lediglich durch den Widerstand Dubretons ermöglicht worden. Die Engländer mußten Madrid wieder räumen, und Joseph konnte in die Hauptstadt zurückkehren. Und als nun vollends auch Marmonts Korps, jetzt unter Souhams Kommando, zu Soult stieß, stand eine französische Feldarmee von 70000 Mann Wellington gegenüber, vor welcher der Vorsichtige langsam gen Ciudad Rodrigo zurückwich. Er langte dort am 18. November mit einem allerdings völlig demoralisierten Heere an. Der Rückzug hatte 8—9000 Mann gekostet, ein großer Teil, man sagt ein Drittel der Armee, lag infolge von Strapazen und Ausschweifungen gröblichster Art in den Spitälern.

Die Wirkung der russischen Nachrichten von 1812.

Die Schreckensnachrichten, welche den Untergang der napoleonischen Heere in den Eisfeldern Rußlands meldeten, konnten nicht anders als ermutigend auf die spanische Insurrektion wirken. Hatten doch schon am 20. Juli 1812 die Cortes in Cadiz zu Weliki-Luki einen Bundesvertrag mit Rußland geschlossen, um von den beiden Enden Europas her den gemeinsamen Feind zu vernichten. Eben diese Nachrichten hatten nicht nur zur Folge, daß wiederum ein Teil der französischen Armee in Spanien nach Deutschland marschieren mußte, wohin sich auch Soult auf Befehl des Kaisers begab, sondern daß sich auch der Zurückbleibenden das Gefühl bemächtigte, für eine aufgegebene Sache zu kämpfen. Außer stande, den immer zahlreicher und dreister auftretenden Guerillabanden zu widerstehen, zog sich die ganze französische Kriegsmacht jetzt hinter den Ebro zurück, nur noch darauf bedacht, die Pyrenäenpässe zu sichern. Am 18. März 1813 hatte Joseph Madrid verlassen, das er nie wiedersehen sollte.

Schlacht bei Vittoria (1813).

Sofort war auch Wellington wieder in Bewegung. Mit 60000 Engländern und Portugiesen und einem Hilfskorps von 40000 Spaniern erschien er im Mai in Salamanca; am 21. Juni 1813 traf er bei Vittoria, einem in der Provinz Alava an einem der Quellflüsse des Ebro, dem Zadora, gelegenen Städtchen, auf Josephs Heer, das, da die Korps von Foy und Clausel zur Flankendeckung in ziemlicher Entfernung detachiert waren, noch nicht 25000 Mann stark ihm gegenübertrat. Sofort ging Wellington zum Angriff über: das französische Heer wurde besiegt und auseinandergesprengt und suchte in hastiger Flucht den Weg über die Pyrenäen. Der ganze Artilleriepark und 2000 mit Geld und allerhand Wertvollem beladene Wagen fielen in die Hände der Sieger. Joseph entging mit knapper Not der Gefangenschaft, indem er, ganz wie zwei Jahre später der Bruder, seinen Wagen verließ und auf einem Pferde sein Heil in der Flucht suchte.



6. Aus den Kämpfen in Spanien: Einnahme des Forts San Dimas am Montserrat am 28. Juli 1812.
Nach der Natur gezeichnet von M. C. Langlois (dem Adjutanten des Generals Gouvion St. Cyr). Lithographiert von Engelmann.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Spaniens völlige Befreiung von den Franzosen.

Die Folge dieses Sieges der Verbündeten war, daß jetzt auch Suchets Stellung unhaltbar wurde. Er hatte sich lange und rühmlich gehalten, allerdings Generalen gegenüber wie Sir John Murray, der dann, vor ein Kriegsgericht in England gestellt, wegen seiner — Dummheit freigesprochen wurde. Um nicht von den Pyrenäenpässen abgeschnitten zu werden, trat er seinen Rückmarsch, von einem englisch-spanischen Heere unter dem Spanier Elio verfolgt, nordwärts an. Napoleon ernannte Soult zum Generalstatthalter von Spanien und sandte ihn dorthin zurück, indem er Joseph wegen seines Mangels an militärischem Talent die heftigsten Vorwürfe machte. Indes der verlorenen Sache war auch durch Soult nicht mehr zu helfen: nur Pampelona und San Sebastian widerstanden noch den Engländern. Soult bildete in aller Eile ein neues Heer, um die belagerten Festungen zu entsetzen, aber Wellington schlug ihn in einer Reihe von Gefechten, welche die letzten Tage des Juli erfüllten, bis an die Bidassoa, den Grenzfluß zwischen Spanien und Frankreich, zurück. Da gelang es Wellington, San Sebastian, die Hauptstadt von Guipuzcoa, am 31. August 1813 zu erstürmen: am 7. Oktober 1813 überschritt er die Bidassoa. Am letzten Tage des Monats kapitulierte auch Pampelona. Spanien war frei: kein französischer Soldat stand mehr auf seinem Boden.

Freilich war durch den erbitterten Krieg der Wohlstand vernichtet; die Felder lagen wüst; viele Städte waren in Trümmerhaufen verwandelt; die Staaskasse war leer; Krieg und Seuchen hatten das Land verödet. Aber der gewaltthätige Plan Napoleons war mißlungen; viele Tausende braver Soldaten waren vergeblich hingeopfert; die spanische Nation hatte sich gegen die Fremdherrschaft behauptet; an dem nationalen Widerstande, der an Wellington einen glänzenden Organisator gefunden hatte, war die Macht Napoleons zerbrochen.

Die Erhebung Österreichs im Jahre 1809.

Spannung mit Österreich.

In größter Eile war am 22. Januar 1809 Napoleon aus Spanien nach Paris zurückgekehrt. Allenthalben sah er Verschwörungen und beginnende Feindseligkeiten, so nach innen, wie nach außen. Gleich nach seiner Rückkehr ließ er Fouché und Talleyrand in sein Kabinett kommen, um sie in Gegenwart des Erzkanzlers Cambacérès, des Erzschatzmeisters und des Ministers des Seewesens, Décrès, der Konspiration mit seinen Feinden zu beschuldigen. Nach außen aber richteten sich seine Blicke schon von Spanien aus auf Österreich, über das ihm von den Königen von Bayern und Württemberg die genauesten und zu gleicher Zeit beunruhigendsten Mitteilungen gemacht worden waren.

Schon wenige Monate vorher hatte Napoleon zu einer Aussprache in dieser Richtung in nicht gerade passender Weise Gelegenheit genommen, als nämlich das diplomatische Korps am 15. August 1808 im Schlosse von St. Cloud versammelt war, um seine Glückwünsche dem Kaiser zu seinem Namenstage wie alljährlich darzubringen. Napoleon trat in den Audienzsaal; jedes Gespräch verstummte; er blieb einige Augenblicke stehen; die Augen aller Anwesenden richteten sich auf ihn; dann schritt er mit ernster Miene bis auf zwei Schritte an den Grafen Metternich, den österreichischen Gesandten, heran. „Wohlan, Herr Botschafter", sagte er, laut die Stimme erhebend, „was will der Kaiser, Ihr Herr? Gedenkt er mich nach Wien zurückzurufen?" Jetzt ließ er, Ende Februar, als der französische Gesandte Andréossy Wien wegen der dortigen Rüstungen schon verlassen hatte, sich Metternich rufen, um ihm eine womöglich noch gröbere Standrede zu halten: „Das sind schöne Nachrichten aus Wien! Was soll das heißen? Ist man von der Tarantel gestochen? Wer bedroht Euch denn? Wem zürnt Ihr denn? Wollt Ihr noch das Weltall in Brand setzen? Wie? Als ich meine Armee noch in Deutschland hatte, fandet Ihr Eure Existenz nicht bedroht; aber jetzt, da ich sie in Spanien habe, findet Ihr sie in Gefahr. Das ist doch eine merkwürdige Logik!" u. s. w.

Reformen in Österreich.

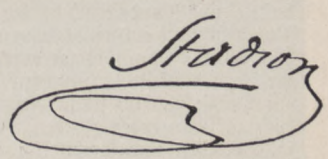
In der That hatte sich in Österreich manches geändert. Das Österreich des Jahres 1808 war nicht mehr dasjenige, welches drei Jahre zuvor den raschen Schlägen Napoleons erlegen war. An die Stelle Ludwig Cobenzls war seit 1806 Graf Philipp Stadion getreten, geb. 18. Juni 1763, einem alten alamannischen Geschlechte entstammend, ein Mann, den schon der scharfblickende Kaunitz als einen „gesetzten Kavalier mit vortrefflichen Studien, vieler Brauchbarkeit und besten sittlichen Charakters"

bezeichnet hatte. Sein Streben ging dahin, durch zeitgemäße Reformen das österreichische Staatsleben zu kräftigen, neu zu gestalten und auf den großen Kampf gegen Napoleon vorzubereiten. Mit Recht erkannte er, und er stimmte darin aufs genaueste mit Metternich überein, in Napoleon den geschworenen Feind jeder legitimen Regierung. Er sah ganz klar voraus, daß ein Ruhepunkt in dem fieberhaften Streben nach Ruhm und Macht nicht eintreten, eine ruhige, abgeschlossene Entwickelung nicht möglich sein werde. Er und Metternich begegneten sich in der Anschauung, daß in Napoleon geradezu das böse Prinzip verkörpert sei. Insbesondere seit der Übertölpelung des spanischen Königshauses meinten beide, daß er das Böse um des Bösen selbst willen erstrebe und thue. Dabei kam Stadion, den man wohl auch den österreichischen Stein zu nennen pflegt, auf einen der österreichischen Aristokratie damals nicht gerade geläufigen Gedanken, daß man diesem Manne, dessen ganze Machtfülle in seiner französisch-nationalen Stellung lag, nicht anders begegnen könne, als indem man sich auch in Österreich um die Entwickelung eines nationalen Bürgersinns bemühe. Selbst erfüllt mit warmem Gefühle für Ehre und Volkswohl, suchte er, soweit dies nach aller Vorentwickelung und namentlich bei dem Charakter des Kaisers Franz möglich war, die Geistesfesseln zu lockern, den Sinn für gemeinnützige Interessen zu beleben, Aufklärung zu befördern und das Heerwesen zu verbessern. Bald durchdrang ein neuer Geist der Standesehre die Armee; ihr zur Seite trat die Landmiliz oder Reserve und die Landwehr: ein Volk in Waffen kündigte sich an. Am 12. Mai 1808 unterzeichnete Kaiser Franz ein Patent, das die Landmiliz einzurichten befahl. Alle waffenfähigen Mannschaften sollten ausgebildet werden und dann des Rufes harren, der sie als Ersatzmannschaft einzog. Ihm folgte am 9. Juni ein zweites, kraft dessen die nicht im Heere dienenden Männer von 18—25 Jahren eine Landwehr zur Verteidigung des heimischen Bodens zu bilden hatten. Mit hohem Gedankenfluge war Graf Stadion in allem und jedem der unermüdlich Drängende, Treibende. Vorsichtig, in zögernder Bedächtigkeit stand neben ihm Erzherzog Karl, seit 1806 Oberfeldherr des österreichischen Heeres, aber sein Ziel war das gleiche; auch ihm war es außer Zweifel, daß die geistigen und sittlichen Kräfte des Volkes losgebunden werden mußten,



7. Johann Philipp Graf von Stadion.

Nach dem Gemälde von Joh. Ender gestochen von Fr. Fleischmann.



um eine Wiederherstellung Österreichs herbeizuführen; unabläßig war er vor allem um bessere Ausbildung der Armee bemüht. Selbst Kaiser Franz empfand etwas von der patriotischen Strömung, der politischen Bedeutung des Volksgeistes.

Patriotischer Aufschwung.

Indes in einem Punkte standen sich die beiden Patrioten Stadion und Erzherzog Karl schroff entgegen. Für Stadion war das Ziel all seiner Reformen, daß das österreichische Volk sich in neuer Kraft gegen den erhebe, der das Vaterland so tief gedemütigt hatte; Karl jedoch wollte durchaus den Frieden mit Frankreich gewahrt wissen. Allein Stadion erlangte bald das Übergewicht über den Bedenklichen. Die junge Kaiserin Ludovica von Este, des Kaisers Franz dritte Gemahlin, war voll kriegerischer Begeisterung, nicht minder der Erzherzog Johann, Karls volksbeliebter jüngerer Bruder. Ja, bald verlangte das ganze Volk in patriotischem Kriegseifer die Abrechnung mit dem Überwinder; begeisterten Schwunges stimmten Österreichs Dichter Kriegslieder an, ihnen voran die Brüder Heinrich Joseph und Matthäus von Collin.

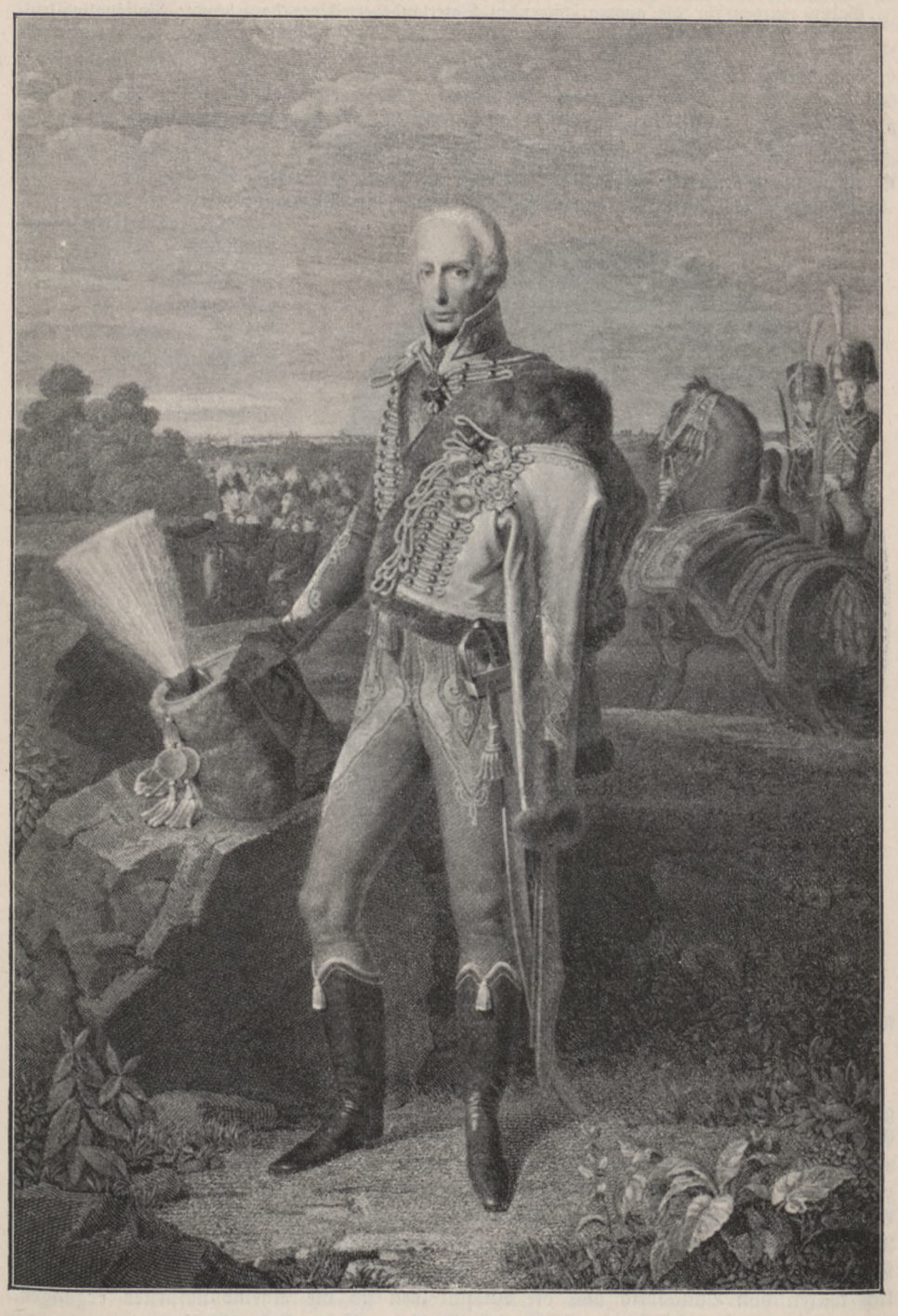
Kriegsgründe.

Schon im Jahre 1807 begannen die Rüstungen. Eben als Rußland und Preußen den Tilsiter Frieden abschlossen, bot Österreich bewaffnete Vermittelung an. Es war zu spät. Immer erdrückender wurde das Übergewicht Frankreichs in Europa und erfüllte Österreich mit Mißtrauen und gerechter Besorgnis. Die Errichtung des Herzogtums Warschau erweckte in dem österreichischen Galizien Insurrektionsgelüste. Die Kontinentalsperre, der sich Österreich hatte anschließen müssen, verschloß die natürlichen Handelswege des Kaiserstaates und zerrüttete den Staatshaushalt. Dazu kam nun, daß auf Grund der Erfurter Abmachungen Rußland sich anschickte, die Moldau und Walachei zu erobern. Durfte Österreich die Donaumündungen in Rußlands Hände fallen und sich dadurch von dem Schwarzen Meere absperren lassen? Es war eine Lebensfrage für Österreich, um die es schon mehr als einmal das Schwert gezogen hatte. Selbst der Erzherzog Karl war für ein Einschreiten Österreichs an der unteren Donau. Und als Napoleon über die Pyrenäen gegangen war, um Spaniens Erhebung niederzuwerfen, entschloß sich Kaiser Franz, einer Erhebung Österreichs unter der Führung seiner Dynastie seine Zustimmung zu geben.

Die Entwickelung der spanischen Verhältnisse und ihr Rückschlag auf die Stimmung in Frankreich ließen einen solchen Entschluß durchaus berechtigt erscheinen. Mochten auch Napoleon und seine Feldherren hier und dort und da siegen, eine endgültige Bedeutung erlangten diese Siege nicht. Der spanische Aufstand blieb eine eiternde Wunde, die die besten Kräfte Frankreichs, finanziell und militärisch, aufsaugte. Es war ein bedeutsames Zeichen, daß Napoleon, schon unzufrieden mit einem Teile der spanischen Generale, auch an der Zuverlässigkeit Fouchés und Talleyrands, übrigens auch andrer, zu zweifeln begann. Hatten doch jene beiden Männer von jeher eine feine Witterung von der Lebensfähigkeit jedes Systems gehabt, dem sie gerade dienten. In der Bevölkerung Frankreichs entwickelte sich ohne Zweifel ein immer tiefer eindringendes Mißvergnügen über den nicht enden wollenden Krieg, der die Geschäftslage von Monat zu Monat verschlechterte, über die immer weiter greifenden Aushebungen, die der Industrie und Landwirtschaft die besten Arbeitskräfte entzog und die zurückbleibenden verteuerte. Nunmehr stand ein neuer Krieg vor der Thür. Noch in Spanien hatte Napoleon eine Neuaushebung von 80000 Mann angeordnet. Schon griff er bis zum Jahrgange 1810 voraus und auf die Reste der früheren Konskriptionen seit 1806 zurück. Dabei wies das Budget des Jahres 1808 ein Defizit von 90 Mill. Frank auf; wenn dies auch keine übergroße Summe war, so war es doch ein warnendes Zeichen. Eines freilich wog alles das reichlich auf: Napoleon war jedenfalls gerüstet und kampffertig.

Vorschnelles Losschlagen Österreichs.

Schwarzenberg wurde nach St. Petersburg, Hruby nach Berlin gesandt, um eine neue Koalition gegen Napoleon zustande zu bringen. Allein Rußland, nur von dem Verlangen erfüllt, die lange erstrebten türkischen Eroberungen einzubringen, lehnte jede Mitwirkung ab, und Preußen, noch in den Fesseln der französischen Besatzung, konnte nicht mehr thun, als insgeheim rüsten, um nötigenfalls dem Wiener Hofe Beistand zu bringen. Nur England war zur Hilfeleistung nicht abgeneigt. Nun aber brach Österreich so hastig los, daß England so gut wie Preußen für den Anfang des Feldzuges jede Mitwirkung unmöglich gemacht war: Stadion glaubte nicht nur, daß Österreich an Streitkräften Napoleon zweifellos überlegen wäre, sondern er gedachte auch durch rasches Losschlagen das ganze Süddeutschland mit fortzureißen.



8. Franz I., Kaiser von Österreich
in der (von Maria Theresia eingeführten) ungarischen Generalsuniform.
Nach dem Gemälde von P. Krafft gestochen von C. Rahl.

Erzherzog Karl und die Süddeutschen.

Mit begeisterter Opferfreudigkeit zog Österreich hinaus in den Krieg. Reiche patriotische Gaben wurden für die ausmarschierenden Vaterlandsverteidiger dargebracht: Nationalsubskriptionen wurden für die Familien der ausrückenden Landwehrmänner eröffnet; die Fahnenweihe der Freiwilligen gestaltete sich zu einem Nationalfeste und zeigte aller Welt die innige Übereinstimmung zwischen Volk und Herrscherhaus. Der glühende Haß gegen die drohende napoleonische Zwingherrschaft machte die zahllosen Stämme Österreichs zu einer Nation. Erzherzog Karl, im Begriff, gen Westen zu marschieren, ließ begeisterte Proklamationen an die Süddeutschen vorausgehen, um sie aufzurufen für die gemeinsame deutsche Sache. Friedrich Gentz, der geistvolle Schriftsteller, und Friedrich von Schlegel, der Dichter, beide aus dem Norden nach Österreich eingewandert, führten die Feder als scharfe Angriffswaffe in seinem Hauptquartier. „Deutsche", rief in Österreichs Namen der Erzherzog den Rheinbundsvölkern zu, „unsre Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Österreich war Deutschland glücklich und selbständig, nur durch Österreichs Beistand kann es beides wieder werden. Deutsche, würdigt eure Lage! Nehmt die Hilfe an, die wir euch bieten! Wirkt mit zu eurer Rettung!" Auch in dem Heeresbefehl vom 6. April 1809 schlug Erzherzog Karl nationale Saiten an: „Auf euch, meine teuren Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigentum haben; ihr sollt die Schmach nicht teilen, Werkzeuge der Unterjochung zu werden; ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten; euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten und auf den Leichen erschlagener Vaterlandsverteidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdlinge zu bahnen. Auf euch wartet ein schöneres Los. Die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahnen geflüchtet; eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und eure deutschen Brüder — jetzt noch in feindlichen Reihen — harren auf ihre Erlösung."....



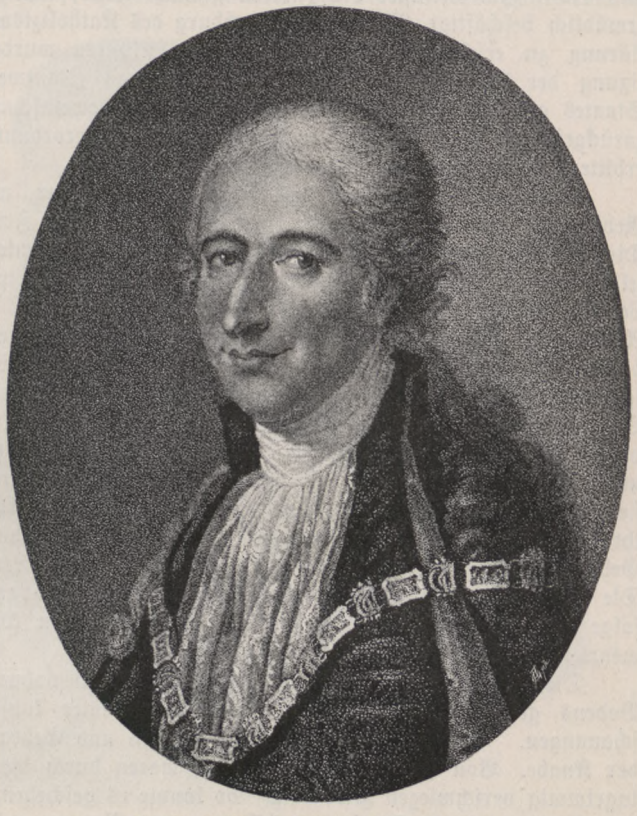
9. Max I. Joseph, König von Bayern.

Nach einem gleichzeitigen Miniaturgemälde in der Kunst- und Altertümersammlung des Heidelberger Schlosses.

Stimmung und Lage Süddeutschlands.

Aber die süddeutschen Könige beschwerten sich über die Zumutung, „Spaniens großes Beispiel" nachahmen zu sollen: sie sahen darin den Versuch, „demagogische Grundsätze" und „einen die bürgerliche Ordnung untergrabenden Schwindelgeist" zu verbreiten. Sie verdankten ihre neuschimmernde Herrlichkeit Napoleon und waren es zufrieden, dessen gekrönte Präfekten zu sein. Um so weniger Veranlassung hätte das Volk gehabt, mit den neugeschaffenen Verhältnissen zufrieden zu sein. Durch die Rheinbundsakte waren die einzelnen Staaten verpflichtet, mindestens ein Prozent ihrer Bevölkerung vollständig gerüstet stets zu Napoleons Verfügung zu halten. Noch kürzlich waren von Valladolid aus die Ausschreiben an die Rheinbundfürsten ergangen, die gleich und pünktlich von ihnen die Stellung ihrer Kriegskontingente verlangte. Statt des alten Werbesystems war die französische Konskription eingeführt worden, welche dem Wohlhabenden den Loskauf verstattete und dadurch schmerzlich empfundene Ungleichheiten schuf. Das Volk sah seine Söhne für den Kriegsruhm eines ausländ-

dischen Eroberers ins Feld rücken; wie viele kehrten gar nicht oder als Krüppel wieder zurück; denn der Kaiser sah in den Rheinbündlern nicht viel mehr als Kanonenfutter und stellte sie, wo es anging, stets in das Vordertreffen. Dazu kam die allgemeine Steigerung der Preise, welche die ewigen Kriege im Gefolge hatten. Und wagten einmal die Fürsten, über neue Lasten für die Kriege zu klagen, so ließ der Kaiser sich kurzweg die Einnahmebudgets dieser Vasallenstaaten vorlegen und bestimmte über die Verwendung der Einkünfte. Für die Erniedrigung, welche in alle dem lag, hatte der Süddeutsche kein Gefühl: eine deutsch-patriotische Gesinnung hatte es in diesen Gegenden seit Jahrhunderten nicht mehr gegeben. Ja der süddeutsche Rheinbundsoffizier that sich etwas darauf zu gute, des Franzosenkaisers Scherge und Büttel zu sein, wenn dieser in preußische Festungen Rheinbundstruppen als Garnison legte oder sie gegen die Tiroler Insurgenten marschieren ließ.



10. Maximilian Joseph, Graf von Montgelas.
Nach dem Gemälde von Joseph Hauber (1804) gestochen von Rauschmayr.

Baden. Württemberg.

Zwar an Unmut und Mißbehagen fehlte es in dem Süden Deutschlands nicht: aber es richtete sich gegen den Stock, der traf, nicht gegen die Faust, welche den Stock führte. Denn um den immer neuen Anforderungen des Zwingherrn gerecht werden zu können, bedurfte es einer straffen Verwaltung, deren Voraussetzung die rasche Uniformierung der mannigfach verschiedenen Bestandteile war, aus denen Napoleon diese Staaten zusammengesetzt hatte. Wohl war der ehrwürdige Großherzog Karl Friedrich von Baden (1738—1811) mit wahrhafter Humanität bemüht, die notwendigen Härten zu lindern und mit milder Hand die buntscheckigen neuen Gebiete seinem Staate einzuordnen. Aber um so schroffer beugte der König Friedrich von Württemberg (1797—1816) die ihm zugefallenen Reichsritter und Reichsstädte unter sein Zepter und verschuldete damit nicht zum wenigsten den unerträglichen Hochmut und die widrige Anmaßlichkeit, mit der seine Beamten bis zum Exekutor herab seinen Unterthanen, neuen wie alten, begegneten, so daß auch die verständigsten Anordnungen nur dazu dienten, den Mißmut im Lande zu schüren. Das zeigte sich bald nach dem Beginne des Krieges in der Deutschordenskomturei Mergentheim, die bis zum Ausbruche des Krieges im Besitze des Erzherzogs und früheren Deutschmeisters Anton gewesen, aber nunmehr von Napoleon eingezogen und an König Friedrich von Württemberg gegeben worden war. Hier drückte dessen Herrschaft dermaßen, daß die Mergentheimer sich empörten, die württembergischen Beamten außer Landes jagten und sich dann verzweifelt gegen die anrückenden Truppen des Königs wehrten. Die Stadt

wurde erobert und mit barbarischer Wut verheert; wer übrig blieb, den suchte dann die königliche Justiz heim.

Bayern. Höheren Flug nahm König Max Joseph von Bayern (1799—1825). Ihm schwebte eine süddeutsche Großmachtsstellung vor. Reichlich wurde die Münchener Akademie ausgestattet, bedeutende Gelehrte wurden aus dem Norden nach Bayern berufen. Rasch folgten sich die wichtigsten Gesetze: die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, die bäuerlichen Zehnten beseitigt, die Konskription eingeführt. Der Minister Graf Montgelas, geboren am 10. September 1759 zu München, einem savoyischen in Bayern eingewanderten Geschlechte entsprossen, den Max Joseph 1799 von Zweibrücken mitgebracht und 1806 zum Minister des Innern gemacht hatte, war ebenso rücksichtslos wie unermüdlich beschäftigt, Bayern, die Hochburg des Katholizismus, der Toleranz und Aufklärung zu erschließen. Eine Menge von Klöstern wurde aufgehoben, Gleichberechtigung der Konfessionen wurde verkündigt, das Schulwesen unter die Aufsicht des Staates gestellt. Bayern wurde damit zu der Gemeinschaft mit der deutschen Kultur zurückgeführt; aber die Hast, mit der alle diese Verordnungen ergingen, verletzte und erbitterte jeden, dem das Altgewohnte wert war.

Tirol Niemand aber empfand die neuen Zustände tiefer, als das einfache und biedere Gebirgsvolk der Tiroler, das durch den Preßburger Frieden Bayern zugeteilt war. Die Grobheit und Rücksichtslosigkeit der bayrischen Beamten reizten den Ingrimm der selbstbewußten Jäger und Bauern, sie haßten die Konskription, die ihre Söhne außer Landes brachte, sie verabscheuten mit aller Inbrunst, bigott wie sie waren, die Aufklärung und die religiösen Neuerungen. Im übrigen blieb es auch nicht bei bloßen Neuerungen, sondern vielfach machten sich Offiziere und Soldaten der Besatzungsarmee der unflätigsten Angriffe auf die Kirchen und ihre Vertreter schuldig. So kam es, daß die Tiroler alles, was von Bayern kam, verwarfen, ohne zu prüfen, ob es gut oder schlecht war: sie wollten ungeschädigt bleiben, wie sie waren, wie sie unter der vielhundertjährigen Herrschaft Österreichs gewesen waren. Darum verlangten sie zurück nach dem österreichischen Zepter, von dem sie glaubten, daß es die Wahrung ihrer Nationalität ihnen verbürge. Dazu kam die Entwertung des österreichischen Geldes, das ja bei der traurigen Finanzlage dieses Landes meist Papiergeld war. Die wohlhabenderen fürchteten, daß ihre in Österreich angelegten Kapitalien ihnen infolge der veränderten Zeitverhältnisse verloren gehen könnten. Neue Steuern vermehrten die Unzufriedenheit.

Die Gefahr des Hochgebirges macht seinen Bewohner kühn, die Kargheit seines Bodens genügsam, die Abgeschiedenheit der Thäler konservativ in Sitten und Anschauungen. Vertrautheit mit den Bergpfaden und Gebrauch des Stutzens lernt schon der Knabe. Von Haus aus schweigsam, waren durch die Fremdherrschaft diese Leute ingrimmig verschwiegen geworden. So konnte es geschehen, daß sich eine Verschwörung von Hunderten und Tausenden bildete gegen Bayern und Franzosen, ohne daß sich unter ihnen ein unvorsichtiger Plauderer, geschweige denn ein Verräter gefunden hätte.

Erhebung der Tiroler. Willig glaubten die Tiroler den Versprechungen, welche ihnen Österreich im Frühling 1809 machte, und als ein österreichisches Korps unter General Chasteler am 9. April durch das Pusterthal nach Tirol heranzog, da empfingen sie es mit Glockengeläut und festlichen Aufzügen: Feuerzeichen auf den Bergen kündigten die Stunde der Erhebung an, Mehl und Blut schwamm die Flüsse herab, den Thalbewohnern zur Mahnung. Jede Gemeinde trat unter Waffen und wählte sich selbst nach alter Germanensitte ihren Führer: jeder Stand war recht, nur der Manneswert entschied. Neben dem wagehalsigen Wildschützen Joseph Speckbacher stand Joachim Haspinger, der Kapuziner mit dem roten Barte, und Martin Teimer, der Gastwirt, ein alter Soldat. Denn nur „Waffen und ein alttirolisches Herz und männlichen Entschluß" verlangte in seinem Aufrufe Erzherzog Johann, der unvergessene frühere Statthalter der gefürsteten Grafschaft Tirol.

Andreas Hofer. Die größte Rolle aber spielte Andreas Hofer, geboren 22. November 1767, wegen seines ehrenhaften Charakters wie wegen seines religiösen Eifers bei seinen

Landsleuten hoch angesehen. Am Strande der Passer stand sein Wirtshaus, vier Stunden aufwärts von Meran. Der Sandwirt war ein Mann von mittlerer Größe, aber breitschulterig-gedrungenem Wuchse, den Kopf etwas vorgebeugt, mit breitem offenem Gesichte, von dem dunkelbraun der dichte Bart lang herabflutete, langsam in seinen Bewegungen und langsam im Sprechen, aber mit einem Anfluge von Humor in seiner Rede weise, treuherzig und bieder.

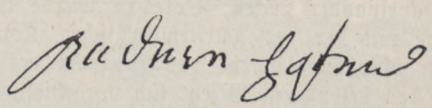
Erfolge des Tiroler Aufstandes.

Am 10. April 1809 brach in dem ganzen Lande zugleich der Aufstand aus; allenthalben sahen sich die Bayern angegriffen; allerorten kamen die Tiroler mit ihren Stutzen zum Vorschein, die auf 500 Schritt sicher trafen, verrammelten die Wege und Schluchten, befestigten die Höhen. Hofer versammelte die Männer des Passeierthales



11. Andreas Hofer.

Nach einer gleichzeitigen Lithographie.



vor seinem Sandhofe und führte sie, über 1000 Mann stark, über den Jaufenpaß nach Sterzing gegen das Korps des Obersten Bärenklau; von Süden her rückte der Vortrab Chastelers heran: so wurden die Bayern über den Brenner zurückgeworfen. Sepp Speckbacher hatte die Innthaler aufgerufen und bei Hall die Bayern geschlagen. Von allen Seiten drängten nun die Insurgenten gegen Innsbruck vor: am Iselberge mußte sich General Kinkel, der Kommandant, ergeben, und die Landeshauptstadt war in der Hand der Freischaren.

Am nächsten Tage kam ein französisches Korps von 4000 Mann unter General Bisson über den Brenner gegen Innsbruck herangezogen. Aber dicht vor der Stadt wurde es von allen Seiten mit Übermacht angegriffen und, nachdem es sich vergeblich durch Verhandlungen mit Teimer die Schande, vor Bauernhaufen die bisher sieg-

reichen französischen Waffen strecken zu müssen, zu ersparen gesucht, gleichfalls zur Ergebung gezwungen. Das war ein großer Erfolg: mehr als 6000 Soldaten mit 7 Kanonen waren in die Hände der aufständigen Bauern gefallen; Tirol war von ihnen in wenig Tagen befreit worden; nur in der kleinen Feste Kufstein behauptete sich noch die bayrische Besatzung. Freilich nahte zur Rache, im Etschthale heraufziehend, mit 11 000 Franzosen Baraguay d'Hilliers; aber Chasteler und die Tiroler wandten sich gegen ihn und schlugen ihn bei Trident aufs Haupt, so daß er eiligen Marsches nach Italien zurückweichen mußte. Der Aufstand war glänzend gelungen; die Tiroler hatten das Gefühl, als ob die himmlischen Heiligen ihnen vorangefochten; kein Feind stand mehr auf Tiroler Boden: in Innsbruck hefteten sie wieder den kaiserlichen Doppeladler an.

Kriegsplan und Ausmarsch der Österreicher.

Mit Bewunderung blickte ganz Europa auf die Heldenthaten der kühnen Tiroler: wie glückverheißend erschien dieser Anfang des Krieges! Allein jäh kam der Umschlag. Und er kam, wie früheres Unglück, davon, daß man die alten Fehler beging und an der alten Fechtweise festhielt. Auch hatte man noch in letzter Stunde den Kriegsplan geändert. Dem Entwurfe des Generals Grafen Grünne folgend, nach dem das in Böhmen gesammelte Heer nach dem Niederrhein gehen und dort die Verbindung mit Hannover und England suchen sollte, hatte man alle Truppen dahin beordert, um dann plötzlich den Plan Mayers von Hohenfeld auszuführen, der zum Hinaufmarsch längs der Donau geraten; für diesen Plan war aber so gut wie nichts vorbereitet.

Mit drei Armeen rückte Österreich ins Feld; die Hauptarmee, 200 000 Mann stark, führte Erzherzog Karl nunmehr also gegen Bayern; mit 80 000 Mann zog Erzherzog Johann nach Süden zum Kampfe gegen den Vizekönig von Italien und zur Befreiung Tirols; mit 36 000 Mann sollte Erzherzog Ferdinand von Este Galizien gegen das Herzogtum Warschau, das unter Poniatowski im Felde erschien, und gegen Rußland decken.

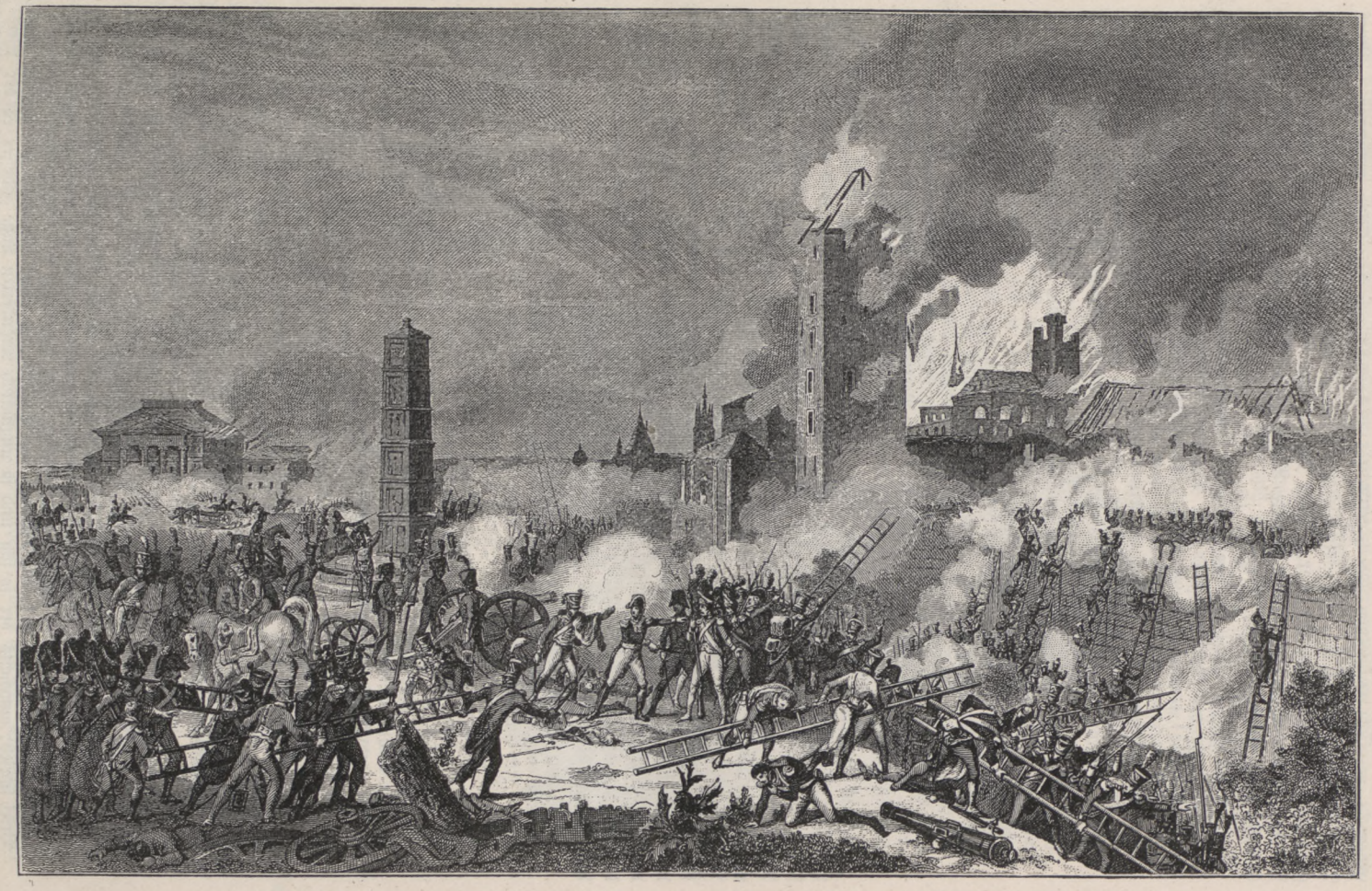
Zaudernde Kriegführung Karls.

Erzherzog Karl gab sich immer noch der Hoffnung hin, daß sich die süddeutschen Rheinbundfürsten für Österreich in dem bevorstehenden Kampfe erklären würden; sie dachten nicht daran; so verlor er über dem vergeblichen Warten kostbare Tage. Zu der Zeit, da er am Rheine den Franzosen hätte entgegentreten können, überschritt er erst den Inn. Noch standen die französischen Truppen in Deutschland weit voneinander getrennt; Davout marschierte von Nürnberg auf Regensburg zu, Oudinot war erst bis Augsburg gelangt, Masséna noch weiter zurück. Die Gefahr war groß, daß die Österreicher sich zwischen ihnen einschieben möchten. Es war das die Anordnung Berthiers, der dafür von Napoleon hart getadelt wurde.

Napoleons erste Maßregeln.

Durch den optischen Telegraphen erhielt Napoleon Bericht über den Anmarsch der Österreicher: unverzüglich verließ er Paris; am 16. April war er in Ludwigsburg. Sofort ließ er in Gewaltmärschen die einzelnen Korps in der Richtung auf die Donau näher aneinander rücken; Lefebre wurde mit der Führung des bayrischen, Vandamme mit der des württembergischen Kontingents betraut; aus den Rheinbundstruppen überhaupt wurde das Zentrum des Aufmarsches gebildet, über welches der Kaiser den besonderen Befehl sich vorbehielt.

Am 18. April langte Napoleon in Ingolstadt an; der Zusammenstoß mit dem Feinde war jetzt unvermeidlich. Erzherzog Karl, obwohl an Truppenzahl überlegen, hatte in dem Winkel zwischen Isar und Donau seine Armee in künstlichen Aufstellungen verzettelt, seiner Meinung nach, um die drohende Vereinigung der feindlichen Abteilungen zu verhindern. Napoleon aber wußte mit gewohnter Taktik so geschickt zu manövrieren, daß er allenthalben, wo es zum Kampfe kam, in der Übermacht erschien und durch eine Reihe von siegreichen Gefechten gegen die zerstreuten Teile des österreichischen Heeres, welche den 18. und 19. April ausfüllen, die Vereinigung seiner ganzen Armee zustande brachte und nun in der Lage war, in imposanter Haltung mit Nachdruck die Offensive zu ergreifen. Von dem Satze, daß man getrennt marschieren, aber vereint schlagen müsse, hatten die Österreicher zunächst immer nur den ersten Teil begriffen.



12. Die Erstürmung von Regensburg am 23. April 1809. Nach dem Gemälde von Thevenin gestochen von Adam.

Eckmühl. **Drei Tage lang, am 20., 21. und 22. April ward nun bei Abensberg und Pfaffenhofen, bei Landshut und endlich bei Eckmühl um den Sieg gerungen. Zwei Tage begnügte sich Karl, die feindlichen Angriffe nur abzuwehren, erst am dritten ging auch er zum Angriff über. Aber der blutige Tag von Eckmühl endete mit der Niederlage der Österreicher: der direkte Rückzug auf Wien war ihnen verlegt, nur die Straße nach Böhmen noch offen.**

Einen großen Anteil an dem glücklichen Ausgang dieser Kampfestage für die französischen Waffen hatte der Marschall Davout: Napoleon belohnte ihn, indem er ihn zum Fürsten von Eckmühl ernannte. Louis Nicolas Davout oder Davoust, geboren 1770 zu Annaux in Burgund, stammte aus der altburgundischen adligen Familie d'Avout. Als Knabe schon zum Soldaten bestimmt, war er auf der Kriegsschule in Brienne Napoleons Schulkamerad; 1785 trat er als Unterleutnant in die Armee; allein 1793 ward er als Edelmann wieder aus derselben entfernt, obgleich er sich als eifriger Republikaner gezeigt hatte. Im nächsten Jahre jedoch wieder eingestellt, fand er unter Pichegru Gelegenheit, durch militärische Klugheit und durch Mut sich hervorzuthun, so daß er schnell avancierte. Als der Stern Napoleons aufging, wurde er dessen enthusiastischer Verehrer, später sein treuer Freund. Er begleitete Napoleon nach Ägypten; unter Desaix zurückgekehrt, kommandierte er bei Marengo die Konsulargarde. Gegen seine Soldaten war er streng bis zur Härte, mit den übrigen Generalen stand er, nicht ohne eigne Schuld, sich vielfach schlecht, namentlich haßte er Bernadotte, den er für einen Intriganten hielt; in den rein menschlichen Charakterzügen als Sohn, Gatte, Vater ist er sehr hoch zu stellen. Seine außerordentliche Umsicht und schlaue Gewandtheit als Heerführer bewies er bei Austerlitz, bei Auerstädt, wo Napoleon seine Verdienste durch Verleihung des Herzogstitels anerkannte, und nicht zum wenigsten jetzt in den Kämpfen um Regensburg.

Regensburg. **Das Ergebnis dieser Kämpfe war, daß sich der Erzherzog Karl genötigt sah, mit seinem Heere über die Donau zu gehen. Noch war Regensburg mit seiner festen Donaubrücke in seiner Hand. So zog sich denn das österreichische Heer nach Regensburg hin und überschritt teils in der Stadt auf der alten Steinbrücke, teils unterhalb derselben auf einer Schiffbrücke den Strom. Sobald die Franzosen den Abzug des Gegners bemerkten, in der ersten Morgenfrühe des 23. April, machten sie sich zum Nachsetzen auf. Lannes ließ die Schiffbrücke in Brand schießen, aber schon war fast die ganze österreichische Armee über den Strom hinüber, und mit heldenmütiger Ausdauer hielten kleine Abteilungen von Reiterei und Fußvolk den heranbrängenden Feind zurück, welcher mit Nachdruck Regensburg beschoß, um die Stadt und damit die Steinbrücke in seine Gewalt zu bekommen.**

Schon war es darüber Nachmittag geworden, aus der Stadt schlugen die Flammen der brennenden Häuser empor, als den Kaiser, wie er etwas näher heranritt, eine feindliche Kugel traf. „Ich bin getroffen", sagte er ruhig zu seinem Gefolge. Er meinte, daß die Kugel von einem Tiroler gekommen wäre. „Denn das sind gute Schützen", setzte er hinzu. Er stieg vom Pferde, die Ärzte zogen ihm den Stiefel aus: aber die Kugel, welche den Stiefel durchschlagen hatte, war schon zu matt gewesen, um mehr als eine starke Kontusion hervorzubringen. Rasch verbreitete sich die Kunde; die Soldaten der nächsten Abteilungen verließen ihre Reihen und drückten dem Kaiser ihre Teilnahme aus; er reichte den nächsten die Hand, dann stieg er, nachdem ein leichter Verband angelegt war, wieder zu Pferde und durchritt die Reihen der Soldaten, um die erregten Gemüter zu beruhigen.

Regensburg war nicht sonderlich befestigt, nur mit einer einfachen Mauer und einem tiefen Graben umgeben, aber die Österreicher verteidigten die Stadt mit unüberwindlicher Tapferkeit. Es wurde Abend. Immer ungeduldiger drängte Napoleon den Marschall Lannes, die Stadt zu nehmen. Es ist eine Bresche geschossen, die Mauertrümmer haben den Graben zum Teil ausgefüllt, aber wer von den französischen Grenadieren an den offenen Rand des Grabens hinaustritt, wird sofort von den Verteidigern der Stadt weggeschossen. Da springt Lannes vor, die Brust mit Ordenszeichen bedeckt und ergreift eine Sturmleiter. „Ihr sollt sehen", ruft er den Grenadieren des 85. Regiments zu, „daß euer Marschall nicht aufgehört hat, ein Grenadier zu sein." Seine Adjutanten nehmen ihm die Leiter aus den Händen, aber hingerissen drängen die Grenadiere im Haufen nach: die Bresche wird erstürmt, die Franzosen sind in der Stadt. Kämpfend ziehen sich die Österreicher von Straße zu Straße zurück; die meisten entrinnen glücklich über die Brücke und folgen dem abziehenden Heere nach.

Der Erzherzog nahm seinen Marsch nach Cham; auf dem Paß von Tauß überschritt er den Böhmerwald, um in Böhmen sein Heer wiederherzustellen. Denn die fünftägigen Kämpfe hatten ihn den dritten Teil seiner Armee gekostet. Der Erzherzog war über diese Mißerfolge so bestürzt, daß er schon nach der Schlacht von Eckmühl an seinen Bruder, den Kaiser, einen Brief schrieb; angesichts der so jäh und so unglücklich veränderten Lage gäbe er es der Weisheit des Monarchen anheim, ob nicht besser jetzt ein rascher Frieden zu schließen sei. Kaiser

Franz sprach in seiner Antwort die Hoffnung aus, daß es doch so schlimm nicht mit ihm und der Armee stehen möchte, ermächtigte aber den Erzherzog zu einer vorläufigen Anfrage. Daraufhin sandte dieser einen sehr merkwürdigen Brief an Napoleon, dessen Autorschaft allerdings dem General Grafen Grünne zugeschrieben wird; er ist vom 29. April aus dem Hauptquartier Neumark, zwischen Cham und Klattau datiert, „Sire", heißt es in diesem Schreiben. „Ew. Majestät haben mir Ihre Ankunft durch Geschützdonner gemeldet, ohne mir Zeit zu lassen, Sie zu begrüßen. Kaum von Ihrer Gegenwart in Kenntnis gesetzt, konnte ich sie im voraus an den Verlusten spüren, die Sie mir verursacht haben. Sie haben mir, Sire, eine Menge Leute gefangen genommen: auch meine Truppen haben einige Tausend Gefangene gemacht, da nämlich, wo Sie die Operationen nicht leiteten: Ich schlage Ew. Majestät den Austausch Mann für Mann, Offizier für Offizier vor. Wenn Ihnen dies Anerbieten angenehm ist, wollen Sie mich Ihre Entscheidung an dem zum Austausch bestimmten Orte wissen lassen. Ich fühle mich geschmeichelt, Sire, mit dem größten Feldhauptmann der Welt zu kämpfen. Ich würde noch glücklicher sein, wenn mich das Schicksal ausersehen hätte, meinem Vaterlande die Wohlthat eines ehrenvollen Friedens zu verschaffen. Wie sich auch die Ereignisse des Krieges oder die Möglichkeit des Friedens gestalten mögen, bitte ich Ew. Majestät zu glauben, daß mein Herz mich Ihnen immer entgegenführt und daß ich mich gleichermaßen geehrt fühle, den Degen oder die Friedenspalme in der Hand Ew. Majestät zu finden." Über diesen Brief schrieb Napoleon an Davout: „Etwa in acht Tagen wird man eine Antwort geben können. Diese Leute sind ebenso niedrig gesinnt im Unglück, als anmaßend und hochmütig bei dem geringsten Strahle des Glücks." Doch wurde die Antwort nie gegeben; das war auch eine und zwar eine verdiente Antwort. Wie stach dieser Brief von der Sprache der Aprilproklamationen ab.



13. Marschall Franz Joseph Lefebre, Herzog von Danzig.
Nach dem Kupferstiche von Forestier.

Napoleon vor Wien.

Außer den durch die Gefechte erlittenen Verlusten war der linke Flügel unter Hiller abgedrängt worden, der seinen Rückzug über den Inn nehmen mußte. Nur eine kurze Strecke verfolgte Davout die abziehende Armee des Erzherzogs, dann kehrte er nach der Donau zurück. Denn der Gedanke Napoleons war, wiewohl Karl in Böhmen und der siegreiche Aufstand in Tirol seine Flanken bedrohte, doch auf dem kürzesten Wege gegen Wien vorzugehen, um, wie vor vier Jahren, Österreich gleich ins Herz zu treffen. Hiller auf dem Fuße nachrückend, stand er am 10. Mai vor den Mauern der Kaiserstadt.

Gegen die Gefahr, die von seiten der siegreichen Tiroler seinem rechten Flügel drohte, suchte sich Napoleon dadurch zu sichern, daß er die Bayern unter Lefebre gegen sie sandte.

Der Herzog von Danzig, Franz Joseph Lefebre oder Lefebvre, war ein Deutscher, eines Müllers Sohn aus Ruffach im Elsaß. Geboren 1755, trat er sehr jung in das Regiment der französischen Garde, in welchem er es bis zum Sergeanten brachte. Um so schneller stieg er während der Revolution empor: 1799 war er Divisionsgeneral und Kommandant von Paris. Die Unterstützung des Staatsstreiches brachte ihn mit dem Ersten Konsul in enge Beziehungen, der die Zuverlässigkeit des Generals schätzen lernte, wenn er auch eine hervorragende militärische Befähigung nicht in ihm zu erkennen vermochte. So wurde Lefebre doch mit dem Kaiserreiche Marschall; allein den Ruhm, welchen er durch die Eroberung von Danzig gewonnen, sollte er in Tirol wieder drangeben, nachdem er auch in Spanien nicht zur Zufriedenheit seines Herrn gekämpft hatte.

Die Kämpfe gegen die Tiroler.

Speckbacher lag vor Kufstein, als die Bayern nahten; er wich bis gegen Schwaz zurück: aber hier wurde sein Widerstand gebrochen und der Flecken in Brand gesteckt. Ein andres bayrisches Korps war unterdessen gegen den Strubpaß vorgegangen; die Insurgenten verteidigten ihn mit äußerster Hartnäckigkeit, aber mit stürmender Hand nahmen ihn die Bayern und stiegen in das Innthal hinab. Gegen den General Chasteler, einen belgischen Emigranten, hatte Napoleon die Ächtung geschleudert; in dem 23. Bulletin hatte er gedroht, den „sogenannten" Chasteler, sobald er würde gefangen sein, vor ein Kriegsgericht zu stellen und binnen 24 Stunden erschießen zu lassen: das hatte den Mut des Mannes gebrochen. Ohne energischen Widerstand ließ sich das österreichische Korps bei Wörgl zurückdrängen und zog dann ostwärts von dannen. Der Weg nach Innsbruck lag frei vor den Bayern: am 19. Mai hielt Lefebre seinen Einzug in die Landeshauptstadt.

Schlacht am Berge Isel.

In greulichen Schandthaten, in Mord, Brand und Mißhandlung machten die Bayern jetzt ihrem Rachedurste Luft. In unbändigem Ingrimm erhob sich dagegen das mannhafte Volk der Berge; an die 6000 Mann sammelten sich in wenig Tagen um Hofer, auch der österreichische General Buol ließ sich bewegen, mit 3000 Mann an dem Kampfe der Vergeltung teilzunehmen. Über den Brenner zog Hofer gegen den Iselberg heran, fort und fort mehrte neuer Zuzug seine Schar; Speckbacher und Teimer stießen mit ihren Haufen zu ihm. Haspinger, der rotbärtige Kapuziner, zog mit dem Kruzifix in der Hand den Freischaren voran; die Bayern warfen sich ihnen entgegen; am 29. Mai wurden die Bayern am Isel durch Hofer und Buol aufs Haupt geschlagen, unter dem Schutze der Nacht retteten sich die Trümmer des Korps nach Kufstein. Hofer zog in Innsbruck ein, während Speckbacher den enteilenden Bayern nachsetzte und die Belagerung Kufsteins von neuem aufnahm. Zum zweitenmal war Tirol befreit, und Kaiser Franz versprach den Tirolern, in keinen Frieden zu willigen, der das treue Land Tirol von Österreich trenne.

Durch dies Beispiel angefeuert, standen nun auch die Nachbarn der Tiroler, die Leute von Vorarlberg, auf. Von dem Advokaten Anton Schneider angeführt, trieb das Bauern- und Jägervolk die französischen und württembergischen Truppen aus dem Lande und besetzte Bregenz; selbst nach Konstanz dehnte es seine verwegenen Streifzüge aus. Bis an die Schweizergrenze hin war allenthalben aus dem altösterreichischen Alpenlande der gallische Hahn verjagt.

Der Rheinbund.

Der Rheinbund, welcher den Süden und Norden Westdeutschlands zusammenknüpfen sollte, hatte in Wahrheit sie mehr als je voneinander entfremdet. Im Süden war alles umgestaltet, napoleonisch geworden; im Norden dagegen blieben die Fürstenhäuser und die Landesgrenzen unverändert, und damit behaupteten sich auch die alten Institutionen; nur daß die französische Konskription eingeführt werden mußte. Der Herzog von Anhalt-Köthen war der Einzige, welcher französische Verwaltung und Rechtspflege in dem „Anhalt-Köthenschen Reiche" anbefahl.

Das Königreich Westfalen.

Um so härter stieß bei der zähen norddeutschen Art die Umgestaltung aller Verhältnisse an, welche die Errichtung des Königreichs Westfalen mit sich gebracht hatte. Napoleon wollte, daß diese Neuschöpfung ein Musterstaat würde, welcher die napoleonische Herrschaft namentlich den Preußen als wünschenswert sollte erscheinen lassen. Und wirklich ließen die Hessen, bei denen der schmähliche Soldatenhandel ihrer Kurfürsten unvergessen war, die Einführung einer konstitutionellen Verfassung, die Beseitigung der Standesvorrechte, die Aufhebung der gutsherrlichen Gewalt und der

Leibeigenschaft sich gern gefallen; die ungewohnte Höflichkeit der neuen königlichen Beamten fand viel Beifall, und mit großer Befriedigung sahen die Bauern, daß die Wache im Schlosse zu Kassel vor ihren Abgeordneten ebenso gut das Gewehr präsentierte, wie vor den adligen Herren. Aber doch faßte das Volk kein Vertrauen zu einer Regierung, deren vornehmste Vertreter eine Sprache redeten, die es nicht verstand. Vielmehr steigerte sich, zumal in den früher preußischen Landesteilen des Königreiches, von Jahr zu Jahr der Widerwillen, den die wüsten Orgien des Königs Hieronymus, die Frechheit der französischen Abenteurer, die sich allenthalben eindrängten, und die Spürerei der Geheimpolizei einflößten; immer fester wurzelte sich die Meinung ein, daß diese unwürdige Wirtschaft nicht von Bestand sein würde. Die andauernden Geldverlegenheiten des Königs mußten diesen Glauben stärken und begannen selbst Napoleon zu arg zu werden. Doch trug der König nicht allein die Schuld daran; hauptsächlich war es die unerschwingliche Kriegskontribution, die dem Lande von demselben Daru abgepreßt wurde, der schon in Preußen seine unübertrefflichen Talente für dieses Geschäft bewiesen hatte. Die Hessen auferlegte Schatzung betrug fast 26 Millionen Frank. Leider fehlte es auch in den altpreußischen Landen nicht an Charakterlosen, die wie Johannes von Müller vor dem neuen Herrn krochen und schmeichelten, aber unendlich viel größer war die Zahl der Leute vom Schlage des trotzigen Heinrich von Krosigk, der die königlich westfälischen Gendarmen in sein Spritzenhaus einsperren ließ und sehnsüchtig ostwärts über die Elbe nach Preußen ausschaute.

Stellung Preußens.

Aber Preußen rührte sich nicht! Österreich warf 1809 Napoleon den Fehdehandschuh hin und warb um preußische Waffengemeinschaft, und Preußen faßte an den Schwertgriff, aber es ließ das Schwert in der Scheide — und es that recht daran. Noch waren seine Oderfestungen in den Händen Frankreichs, in Danzig und Magdeburg lagen starke französische Besatzungen, jeden Augenblick bereit, in Preußen einzurücken: es würde seine Existenz aufs Spiel gesetzt haben, ohne Sicherheit für irgend welchen günstigen Erfolg, wenn es in den Kampf gegen Frankreich eingetreten wäre. Dennoch war es zu dem gefährlichen Wagnis bereit: es stellte die Kontributionszahlungen an Frankreich ein und kaufte für das Geld Pferde und begann im geheimen die Armee in Kriegszustand zu setzen. Natürlich aber verlangte es, nachdem der ohne vorherige Verständigung mit Rußland und Preußen abgeschlossene Friede Österreichs 1805 den demütigenden Vertrag von Schönbrunn Preußen aufgezwungen hatte, daß Österreich sich verpflichte, nicht wieder irgend welchen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen und dadurch Preußen der Rache Napoleons preiszugeben. Es verlangte einen bindenden Vertrag mit Österreich zu schließen, durch welchen Preußen die Wiederherstellung in seine alten Grenzen für den Fall des Sieges gewährleistet würde. Das war aber mit nichten die Meinung des Kaisers Franz: er wollte ihm nur den gegenwärtigen Besitzstand verbürgen, wie der Tilsiter Frieden ihn festgestellt habe. Also Preußen sollte alles wagen, um nichts zu gewinnen.

Dennoch brach Preußen die Verhandlungen nicht ab: es bat den Zaren um die Zusicherung, daß Rußland keinen Angriff auf Preußen mache, wenn es sich mit Österreich verbände. Allein Rußland lehnte die Zusage ab. Da bat denn Friedrich Wilhelm den Zaren wenigstens um das Versprechen, den völligen Untergang des preußischen Staates nicht zugeben zu wollen; indes Alexander erklärte, wenn auch unter lebhaften Freundschaftsbeteuerungen, nichts dabei thun zu können, wenn Preußen durch den bevorstehenden Krieg aus der Reihe der europäischen Staaten gestrichen werden sollte. Ja er stellte sogar dicht an der preußischen Grenze ein russisches Armeekorps auf, um sofort Preußen zu besetzen, wenn es doch an Österreichs Seite in den Kampf eintreten sollte. Das entschied die Entschließung des Königs: er hatte den Mut, das Schwert nicht zu ziehen.

Stimmung in Preußen.

Wohl gehörte Mut dazu. Denn das allgemeine Verlangen in Preußen war, sich nach dem Beispiele der Spanier und Tiroler zu erheben und die verhaßten fremden Bedrücker aus dem Lande zu jagen. Atemlos schaute man auf das sich wappnende Österreich. Als daher die Entscheidung des Königs gegen den Krieg ausfiel, ergriff

eine tiefe Verstimmung das Volk, mit wahrhafter Erbitterung verurteilte man die Friedensliebe des Königs: denn die wenigsten kannten die Gründe, welche seine Entschließung bestimmt hatten. Und der Vielgeprüfte nahm auch die schwerste Prüfung auf sich, daß sein Volk in Mißkennung sich von ihm abwandte. „Borussia, du schläfst!" schrieb Blücher; und dem Alten fuhr der Gedanke durch den Kopf, Preußen zu verlassen, um in fremden Diensten für das deutsche Vaterland zu streiten.

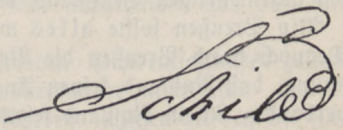
Katts, Dörnbergs und Schills Erhebungsversuche.

Von den jüngeren preußischen Offizieren nahm wirklich eine Anzahl ihren Abschied, um in den Reihen der Österreicher gegen die verhaßten Franzosen mitzukämpfen; noch mehr schlossen sich der Verschwörung an, welche im Königreich Westfalen unter



14. Ferdinand von Schill.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.



Offizieren und Beamten zu dem Zwecke entstanden war, durch gleichzeitige Aufstände in verschiedenen Gegenden die Sache Österreichs zu fördern, und ihre Verbindungen bis Berlin und Schlesien erstreckte. Gescheitert sind zwar diese Aufstandsversuche sämtlich, aber sie zeigen, wie mächtig der Ingrimm gegen die französische Gewaltherrschaft im ganzen Norddeutschland gärte.

Schon am 3. April erhob sich in der nunmehr westfälisch gewordenen Altmark der frühere preußische Hauptmann von Katt mit einer Anzahl Kameraden; indes der Anschlag, Magdeburg zu überrumpeln, mißglückte; doch gelang es Katt, nach Österreich zu entkommen, von wo er später nach Spanien ging. Einige Wochen später, am 22. April, brach in den hessischen Gemeinden an der Schwalm und Diemel ein weitverzweigter Aufstand aus; an die Spitze trat der Oberst von Dörnberg, der früher in preußischen Diensten gestanden hatte und seit seiner

Rückkehr nichts anders als geheime Rüstungen zu diesem Aufstande betrieben hatte, obwohl er, natürlich um den Schein zu wahren, in die Dienste Jerômes getreten war. Übrigens hielt er den Zeitpunkt zum Losschlagen für verfrüht, meinte aber, aus gewissen Anzeichen schließend, daß er verraten sei, nicht länger zaudern zu dürfen. Kürassiere rückten gegen die Erhebung heran, allein Dörnberg bewog sie, sich neutral zu halten, und führte nun die Scharen der Aufständischen, etwa 8000 Mann, gen Kassel, um den König dort gefangen zu nehmen. Allein französisch-westfälische Truppen unter General Eblé verlegten den Insurgenten den Weg und zersprengten sie durch Kartätschenschüsse. Dörnberg rettete sich wie Katt nach Österreich. Nach Österreich, und zwar nach Prag, hatte sich auch der Dichter Heinrich von Kleist begeben, um der nationalen Sache seine Feder zu widmen. Sein glutsprühendes Gedicht, „Germania an ihre Kinder" entstammt dieser Periode.

In enger Verbindung mit Dörnberg stand Ferdinand von Schill (geb. 6. Januar 1776), rühmlichst bekannt durch seinen Anteil an der Verteidigung Kolbergs. Sein verwegenes Freikorps war nach dem Friedensschlusse in ein Husarenregiment verwandelt und er zum Inhaber gemacht worden; das Fußvolk, das er geführt hatte, wurde als leichtes Bataillon unter dem Namen „Bataillon Schill" formiert; mit diesen seinen Getreuen war er, das war der Ehrenlohn der Tapferen gewesen, an der Spitze der preußischen Truppen nach dem Abzuge der Franzosen von Berlin in die preußische Hauptstadt eingerückt, gefeiert wie keiner als die Verkörperung des alten kriegerischen Preußengeistes. Zahllose erwarteten in begeisterter Verehrung von ihm die Zurückführung besserer Zeiten, so daß der schlichte Soldat, berauscht von der allgemeinen Bewunderung, sich schließlich selbst zu außerordentlichen Dingen erkoren wähnte. Eingeweiht in die Pläne Katts wie Dörnbergs, Mitglied des westfälischen Geheimbundes, sah er sich längst von den Franzosen bespioniert. Wirklich gelang es den Franzosen, in Magdeburg einen Westfalen, Namens Romberg, mit Briefen von Schill und Proklamationen, die er in der Heimat verbreiten sollte, abzufangen. Da faßte Schill raschen Entschluß. In der Hasenheide vor Berlin auf dem Exerzierplatze versammelte er am 28. April seine Husaren um sich und forderte sie auf, zur Befreiung Deutschlands mit ihm hinauszuziehen. Er gab vor, im geheimen Auftrage des Königs zu handeln: da folgten ihm in begeisterter Zustimmung Offiziere wie Gemeine, alle bis auf den letzten Mann, unter jenen Adolf von Lützow, der spätere Führer der Freischaren. Über Potsdam und Wittenberg nach Halle ging der verwegene Zug. Der König rief ihn zurück, aber er folgte nicht; denn er glaubte den Willen des Königs nicht frei. Die Besonnenen waren bedenklich, aber auf die Menge wirkte die That hinreißend. Von dem leichten Fußvolk, das er vor Kolberg angeführt hatte, zogen unter Leutnant von Quistorp 160 Mann ihm nach; zu Hunderten stießen von allenthalben her Freiwillige zu seiner Schar: so groß war das Vertrauen zu ihm, aber auch der Ingrimm über die französische Anmaßung. Schill.

Aus Magdeburg zog dem verwegenen Major eine Abteilung französischer und westfälischer Soldaten entgegen: er schlug sie bei Dodendorf am 5. Mai. Aber die Massenerhebung des Volkes in Westfalen, die er erwartete, erfolgte nicht. Die Nachrichten von Napoleons Siegen an der oberen Donau lähmten die Unternehmungslust: das Wagnis war mißlungen. So wandte sich denn Schill nach Norden, um die Küste zu gewinnen. Am 15. Mai besetzte er die mecklenburgische Festung Dömitz an der Elbe, verließ sie aber bald wieder, da er einsah, sie nicht halten zu können, und machte sich nach Stralsund auf. Hieronymus ächtete ihn und setzte einen Preis auf seinen Kopf; der französische Gouverneur von Schwedisch-Pommern schickte polnische Reiterei und zwei Bataillone mecklenburgische Truppen Schill entgegen, als er ostwärts von Rostock auf Stralsund zustrebte. Aber die Mecklenburger hatten wenig Lust, mit ihm zu kämpfen: bei Damgarten ließen sich 600 Mann mit 34 Offizieren von ihm gefangen nehmen. Da sandte Napoleon ein 6000 Mann starkes Korps von Westfalen, Dänen, von denen ein Bataillon, das holsteinische, von dem Major Fritz von Moltke, dem Vater unsres berühmten Feldmarschalls, befehligt wurde, und Holländern unter General Gratien zu seiner Verfolgung aus. Durch einen kühnen Handstreich brachte Schill am 25. Mai Stralsund in seine Gewalt; hier hoffte er, englische Unterstützung an sich ziehen zu können. Denn zur Verteidigung der Festung war seine Schar von 1600 Mann zu schwach. Vergeblich suchte man ihn zur Überfahrt nach Rügen zu bewegen, wo er die Engländer viel sicherer erwarten konnte. Aber er bestand mit der ihm eignen Hartnäckigkeit auf seinem Plane. Unverzüglich ging Gratien zum Angriff vor; Stralsund wurde erstürmt, und in dem heftigen Straßenkampfe fand Schill am 31. Mai mit Hunderten seiner tapferen Waffengefährten unter den Säbelhieben der Feinde seinen Tod. Nur einer kleinen Schar von 180 Reitern gelang es, am Frankenthore sich und ein paar hundert Infanteristen, die sich angeschlossen hatten, einen Weg durch die Feinde zu bahnen, und zwar auf Grund einer ganz förmlich abgeschlossenen Kapitulation, und nach Preußen zu entrinnen; 557 Mann wurden gefangen genommen und größtenteils wie Banditen auf den französischen Galeeren in Brest und Cherbourg angeschmiedet. So wenig wußte Napoleon bei dem Feinde die Tapferkeit zu ehren! Schills Haupt wurde vom Rumpfe getrennt und wie das eines Mörders oder berühmten Räuberhauptmanns in Alkohol gesetzt; so wanderte es zunächst nach Kassel. Die gefangenen Schillschen Offiziere, alles blühende Jünglinge in den Zwanzigern, ließ Napoleon zum Tode verurteilen und in Wesel am 16. September erschießen. Ihres Anführers würdig ertrugen sie den Tod: eine Binde um die Augen verschmähend, brachten sie ihrem Könige ein Hoch aus und kommandierten dann selbst „Feuer!" Zehn sanken auf der Stelle tot zu Boden; der Elfte, schlecht getroffen, riß die Weste auf. „Hierher, Grenadiere!" rief er den französischen Soldaten zu, auf

sein Herz weisend. Einen Augenblick später hatte auch er ausgelebt. Aber unvergessen, weiter wirkend im Volke, blieb ihr Heldenmut, ihre todeskühne Hingebung wie des Siegers blutdürstige Rache. Gerade das grausame Vorgehen Napoleons gegen die Aufständigen bewies, daß er diesen „Briganten" und ihren Erhebungsversuchen mehr Aufmerksamkeit schenkte, als er merken lassen wollte.

Im übrigen war Napoleon der Meinung, daß die Entscheidung an der Donau auf dem großen Kriegstheater allen solchen Versuchen bald ein Ende bereiten würde. Zeigten sich doch schon die Folgen der siegreichen Kämpfe um Regensburg auf den Schauplätzen, auf denen die Erzherzöge Ferdinand und Johann die Flanken der großen Armee des Erzherzogs Karl zu decken hatten.

Der italienische Kriegsschauplatz.

Erzherzog Johann hatte den Süden der österreichischen Monarchie gegen Italien zu schützen. Am 16. April war es ihm gelungen, Eugen, den Vizekönig von Italien, bei Sacile zu schlagen, so daß die Franzosen bis Verona hatten zurückgehen müssen. Dennoch zwangen die Nachrichten, welche von der Niederlage der großen Armee Johann zugingen, die Österreicher, sich seinerseits wieder zurückzuziehen. Eugen mit Macdonald zur Seite drängte jetzt den Erzherzog über Laibach zurück, und als es vollends zur Gewißheit wurde, daß Napoleon sich in den Besitz von Wien gesetzt, mußte Johann seinen Marsch nach Ungarn richten. Sein Bruder, der Palatin von Ungarn, Erzherzog Joseph rief das ungarische Aufgebot auf, aber die meist noch unbärtigen Rekruten, welche das Aufgebot der Armee zuführte, vermehrten wohl die Zahl, aber nicht die Streitbarkeit der Armee, als sie die Leitha überschritt, während zur Verstärkung des Vizekönigs aus Dalmatien Marmont mit altgedienten Regimentern heranzog, um das Übergewicht ganz auf dessen Seite zu bringen.

Der polnische Kriegsschauplatz.

Nicht anders hatten sich die Verhältnisse auf dem polnischen Kriegstheater gestaltet. Hier stritt Erzherzog Ferdinand von Este gegen die Truppen des Herzogtums Warschau, an deren Spitze Joseph Poniatowski stand. Auch hier war der Erfolg anfänglich sehr günstig gewesen; Ferdinand hatte bei Raszyn am 19. April die Polen besiegt und sich der Stadt Warschau bemächtigt; am 14. Mai hatte er sogar den Brückenkopf von Thorn erstürmt, um dadurch für die Erhebung Preußens, auf die er rechnete, einen Stützpunkt abzugeben. An der Grenze standen nur acht Tagemärsche weit von Ferdinand die Russen unter dem Fürsten Galizyn als Napoleons Verbündete: allein sie hatten alles ruhig geschehen lassen, und Ferdinand war überzeugt, daß sie so handeln würden. Sonst würde es auch unverständlich sein, daß er Galizien gänzlich ohne Deckung ließ. Von dort her aber kam infolgedessen eine Wendung des Kriegsglücks.

Im Rücken der Österreicher zettelten nämlich die Polen in Galizien eine Verschwörung an; sie schlugen die Österreicher bei Gora, und Poniatowski drängte den Erzherzog wieder gegen die österreichische Grenze zurück; nun setzten sich auch die Russen in Bewegung und schoben sich zwischen die Österreicher und die Polen; sie traten meist dann in Aktion, wenn es galt, mit oder vor den Polen, die ja bei der augenblicklichen Lage ihre Verbündeten waren, eine polnische Stadt zu besetzen und dadurch den Österreichern zu entziehen. Napoleon war aufs äußerste über die russische Art der Kriegführung erbittert und soll schon damals geäußert haben: „Ich werde also doch noch mit Alexander Krieg führen müssen!" — Es konnte ihn wenig befriedigen, daß Galizyn zu wiederholten Malen ihm schrieb, er sei im Begriff, nach Olmütz aufzubrechen; denn in Wirklichkeit that er es nicht und konnte es auch gar nicht, da ihn ausdrücklicher Befehl an der Weichsel und in der Umgegend von Krakau festhielt. Immerhin blieb dem Erzherzog bei dem zweideutigen Benehmen der Russen mit seinen gelichteten Scharen nichts andres übrig, als den Rückzug nach Mähren anzutreten.

Napoleon in Wien.

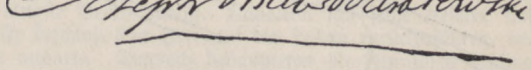
„Die Franzosen mögen sagen, was sie wollen", meinte der alte Blücher, „der Herr Napoleon ist nach Wien in die Mausefalle gegangen." Indes so gewagt der Zug nach Wien erscheinen mochte, so war doch jetzt durch diese Mißerfolge der österreichischen Flankenarmee, die durch den meisterhaften Feldzug Napoleons an der oberen Donau hervorgerufen waren, des letzteren Lage wesentlich sicherer geworden, zumal

da sich auch Wien, nur durch 15 000 Mann Landwehr unter dem jugendlichen Erzherzog Maximilian verteidigt, schon nach drei Tagen den Franzosen am 13. Mai nach Abzug der Landwehrgarnison ergeben hatte.

Auf das nördliche Ufer der Donau hatte sich sowohl das Hillersche Korps, welches sich mannhaft, wenn auch vergeblich vom Inn bis nach Wien den Heranmarsch der Franzosen aufzuhalten bemüht hatte, wie auch Erzherzog Maximilians kleine Armee nach der Kapitulation der Hauptstadt zurückgezogen. Die Versuche Napoleons, die Vereinigung dieser beiden Korps mit der aus Böhmen heranmarschierenden Armee des Erzherzogs Karl zu verhindern waren, mißlungen, so daß jetzt eine



15. Fürst Joseph Poniatowski.
Nach dem Gemälde von Antoine Brodowski gestochen von James Hopwood.



Streitmacht von etwa 80 000 Mann auf dem nördlichen Donauufer vereinigt war. Ihnen hatte Napoleon, nachdem er das Davoutsche Korps an sich herangezogen, etwa 90 000 Mann entgegenzustellen. Beide Heere trennte der breite Strom.

Die Schlacht von Aspern 21./22. Mai 1809.

Schon am 13. Mai hatte Napoleon den Versuch gemacht, die Donau bei Nußdorf oberhalb Wiens zu überschreiten: allein der Versuch war mißlungen. So entschied er sich denn dafür, den Übergang unterhalb der Stadt zu wagen, wo die beiden Inseln, der Schneiderhaufen und die Lobau, den Strom in drei Arme teilen, zumal die Bewaldung der Lobau seine Bewegungen dem Gegner verbergen mußte. Er ließ die schwachen österreichischen Besatzungen von der Insel vertreiben und durch Schiffbrücken die Verbindung der Inseln mit dem Südufer herstellen: 600 Schritt waren von dem Ufer bis zum Schneiderhaufen, 300 von da bis zur Lobau; nur noch ein schmaler Flußarm von 160 Schritt Breite war bis zu dem linken Ufer zu überschreiten. Auch er wurde mit Hilfe von 15 großen Kähnen überbrückt, ohne daß es die Österreicher gehindert hätten. Man mußte diese Unthätigkeit, die auch



16. Erzherzog Karl.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

französischerseits schon damals für einen großen Fehler angesehen wurde, unbegreiflich finden, wenn wir nicht heute aus zwei Quellen wüßten, daß Erzherzog Karl eigentlich gar keine Schlacht beabsichtigt hat, sondern einen Rückzug nach einem der von ihm beliebten „strategischen Punkte", dem Bisamberg anzutreten; dieser war nach seiner Meinung der Schlüssel der ganzen Stellung, obgleich er im Hintergrunde der großen Ebene des Marchfeldes lag. Er ist dann auch für die Entscheidung der Schlacht gar nicht in Betracht gekommen, um so mehr die Dörfer Aspern und Eßling, die zu befestigen man auffallenderweise unterlassen hatte. Der Erzherzog mißtraute seinem Heere, von dem sein Stabschef General von Wimpffen vier Tage vor der gewaltigen Schlacht ihm in einem Gutachten ein jämmerliches Bild entworfen hatte. —

Am Abend des 20. Mai ging General Lasalle mit vier leichten Reiterregimentern hinüber auf das linke Ufer, zersprengte die österreichischen Vorposten und säuberte die ganze Uferebene, die, auf einer Strecke von anderthalb Meilen vom Flusse sanft ansteigend, zu den Höhen von Neusiedel und Wagram ausläuft. Auf diesem Felde hatte einst Rudolf von Habsburg seinem Hause die Herrschaft über die österreichischen Lande erkämpft: um denselben Preis sollte jetzt von neuem hier gestritten werden.

Hart an dem schmalen Donauarme auf dem linken Ufer liegt das Dorf Aspern, eine Viertelmeile davon etwas weiter landeinwärts Eßling, beide für das übergehende Heer von der größten Wichtigkeit; unverzüglich besetzte daher Masséna Aspern, Lannes Eßling. Da riß der Strom, durch das frühe Schmelzen des Alpenschnees plötzlich um mehrere Fuß gestiegen und reißend dahinflutend, aus der längsten Brücke mehrere Kähne mit sich fort. Napoleon war nun doch, wenn auch die Brücke während der Nacht wiederhergestellt wurde, bedenklich, ob er, eine so wenig zuverlässige Brücke im Rücken, es wagen könne, eine Schlacht zu liefern; allein seine Generale glaubten, daß die besetzten Dörfer nicht aufgegeben werden dürften. Sie zogen dann immer neue Kolonnen über die schwankende Brücke herüber; von einem Feinde aber war nichts zu sehen.

Da erkannte am 21. Mai um Mittag der Marschall Berthier, Napoleons Generalstabschef, vom Eßlinger Kirchturme aus das Heer des Erzherzogs Karl, wie es in einem weiten Halbmonde über die geneigte Ebene des Marchfeldes heranmarschiert kam, um die Franzosen in den beiden Donaudörfern einzuschließen. Und nicht lange, so gingen sie unter rauschenden Schlachtfanfaren zum Sturme auf die beiden Dörfer vor; um 4 Uhr nachmittags begann die Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Heftigkeit gefochten; mit stürmischem Ungestüm griffen die Österreicher an; mit zäher Ausdauer verteidigten die Franzosen jedes Haus. Fünfmal erobern die Österreicher Aspern, um es immer wieder zu verlieren; endlich als sie es zum sechstenmal erstürmt haben, bricht die Nacht herein und macht dem Kampf ein Ende. Aspern blieb in der Hand der Österreicher, aber in Eßling behaupteten sich die Franzosen. Eine Entscheidung war nicht gegeben.

Die ganze Nacht hindurch marschierten ohne Unterbrechung die französischen Brigaden von der Lobau hinüber auf das Schlachtfeld, so daß Napoleon am 22. Mai die Übermacht so entschieden auf seiner Seite hatte, wie er sie am 21. nicht gehabt hatte. Schon um 2 Uhr morgens, beim ersten Grauen des neuen Tages begann der Kampf von neuem: Masséna ging zum Sturm auf Aspern vor; es wiederholte sich das blutige Spiel des vergangenen Tages. Da versuchte Napoleon die Entscheidung durch eine gewaltige Kavallerieattacke gegen das österreichische Zentrum herbeizuführen; Lannes führte sie an. Mit größter Standhaftigkeit hielten die Österreicher die Wucht des Angriffs aus, aber ermüdet vom vorigen Tage, begannen sie doch allmählich zurückzuweichen. In diesem kritischen Augenblicke ergriff Erzherzog Karl selbst die Fahne des Regiments Zach und führte, durch sein Beispiel sie anfeuernd, die wankenden Reihen zurück in den Kampf; Reserven wurden herangezogen und die Franzosen wieder in ihre alten Stellungen zurückgedrängt. Lannes ritt hin und her, den Mut der Seinen aufrecht zu erhalten, unbekümmert um die Kugeln, die ihn umflogen; endlich gab er den dringenden Bitten seiner Offiziere nach und stieg vom Pferde. Aber in demselben Augenblicke zerschmetterte ihm eine Kugel beide Kniee. Bessières, der neben ihm stand, hob mit Hilfe eines Offiziers den blutenden Helden auf; er wurde auf einen Kürassiermantel gelegt und nach dem Donauufer hinabgetragen, wo auf der Stelle die notwendige Amputation vorgenommen wurde.

Immer höher war die Donau gestiegen, immer reißender ihre Strömung geworden. Die Österreicher ließen Schiffsmühlen, Flöße, Balken gegen die Brücken der Franzosen hinabtreiben, um sie zu zerstören. Es gelang; die längste Brücke zerriß; Napoleon sah seine Reserve auf dem rechten Donauufer abgeschnitten. Er beschloß sein Heer auf die Lobau zurückzuführen, bevor der Mißerfolg zu einer Niederlage ausarte. Dennoch behaupteten die Franzosen Eßling und von Aspern wenigstens noch einige zerschossene Haustrümmer; gingen diese verloren, so stand den Österreichern der Angriff auf die Brücke selbst offen. Er ließ daher bei Masséna anfragen, ob er sicher wäre, sich in Aspern zur Deckung des Rückzuges zu halten. Der alte Marschall saß, erschöpft von der langen Anstrengung, auf einem Steinhaufen. „Sagen Sie dem Kaiser", antwortete er, mit Heftigkeit aufstehend, dem Adjutanten, „daß ich zwei, sechs, vierundzwanzig Stunden aushalten werde, kurz, so lange es die Rettung des Heeres erfordert."

Napoleon übertrug die Leitung des Rückzuges Masséna. Dann ritt er langsam von dem Schlachtfelde zu dem Stromufer hinab. Lange Reihen von Verwundeten waren hier niedergelegt, immer neue wurden herbeigetragen. Auf einer Lagerstätte von grünen Zweigen lag Lannes. In sichtlicher Bewegung eilte der Kaiser auf ihn zu und sprach die Hoffnung aus, ihn am Leben erhalten zu sehen; aber der Todwunde fühlte die Wahrheit. „Sie werden", antwortete er dem Kaiser, „Ihren besten Freund und Ihren treuesten Waffengefährten verlieren. Leben Sie und retten Sie das Heer!" Seine Ahnung erfüllte sich; neun Tage nachher erlag er der furchtbaren Verwundung.

Napoleon nach der Schlacht.

Die Schlacht war vorüber, die erste, die der Kaiser nicht gewonnen. Die „Kanaillen von Österreichern" hatten ihm, wie er selbst gestand, den Sieg aus der Hand gewunden. Auf der Lobau hielt er Kriegsrat mit seinen Marschällen; auch

Davout, dessen Korps durch die Zerstörung der Brücke auf dem rechten Donauufer abgeschnitten war, kam dazu auf einem Kahne herüber. Es kam Napoleon nicht darauf an, Rat zu erhalten, sondern vielmehr einer Entmutigung seiner Generale vorzubeugen. Dann ließ er sich auf das rechte Donauufer übersetzen nach Kaiser-Ebersdorf, wo er in einen tiefen, totenähnlichen Schlaf verfiel, so daß die Generale sich flüsternd über die Möglichkeit seines Ablebens unterhielten. Unterdessen leitete Masséna mit größter Kaltblütigkeit den Rückzug. Um Mitternacht marschierte zuerst die Garde zurück, dann folgten ununterbrochen in langen Kolonnen die andern Korps. Allenthalben sah man den alten Marschall, wie er die Ordnung aufrecht erhielt, die Wankenden ermunterte. Kein Verwundeter, kein Geschütz wurde zurückgelassen; was an Gewehren und Panzern am Ufer lag, wurde aufgerafft, um nicht als Trophäe den Österreichern in die Hände zu fallen. Schon drängten die feindlichen Schützen heran, auf die Abziehenden feuernd, als endlich auch, der allerletzten einer, der Marschall über die Brücke ritt und dann die Halttaue derselben kappen ließ.

Das französische Heer auf der Lobau.

Das ganze französische Heer wurde nach der Lobau in Sicherheit gebracht: zwei Tage mußte es dort ohne Munition, ohne Nahrung ausharren, bis die Brücke nach dem rechten Ufer wiederhergestellt war, dicht neben einer Stadt von 400000 Einwohnern — soviel zählte damals Wien — festgebannt, deren Bevölkerung jeden Augenblick über die erschöpfte und zerrüttete Menge der Geschlagenen, aufgestachelt durch das stolze Gefühl des Sieges der nationalen Sache, herfallen konnte! „In dieser Lage", so schrieb damals ein Augenzeuge, „hätte sich vielleicht die ganze Armee ergeben für Brot, Salz und trinkbares Wasser." Manch einem der französischen Generale ging der Gedanke durch den Kopf, wie das besiegte Heer wohl am besten nach Frankreich zurückgebracht werden könnte; nur der Kaiser war fern von jeder Entmutigung.

Folgen der Schlacht von Aspern

Der Nimbus der Unbesiegbarkeit, welcher bisher Napoleon umglänzt hatte, war zerstört. War auch seine Armee nicht zersprengt und vernichtet, so war es doch jedem klar, daß der große Schlag, den der Kaiser beabsichtigt hatte, ihm mißlungen war. Mißlungen nicht infolge genialer Anordnungen des gegnerischen Feldherrn, sondern infolge der todesverachtenden Tapferkeit eines Heeres, das nicht aus Söldnern, sondern aus vaterlandsliebenden und kaisertreuen Männern des Volkes gebildet war. Das belebte die Hoffnungen aller Gegner des französischen Übergewichts: man knüpfte an den Tag von Aspern die Erwartung eines Umschwunges der europäischen Dinge. Am größten war natürlich die Aufregung in Österreich. Die Pilgerscharen, welche zum Feste des heiligen Nepomuk gen Prag wallfahrteten, sangen Spottlieder auf Napoleon und Preisgesänge auf den tapferen Erzherzog und die brave Landwehr. Kaiser Franz sandte den Oberst Steigentesch nach Königsberg an den König von Preußen, um ihn jetzt zur Waffenerhebung zu drängen. Aber Friedrich Wilhelm verhielt sich auch jetzt ablehnend: er sah in dem Erfolge von Aspern nicht eine Besiegung Napoleons, sondern, wie es wirklich war, nur die Abwehr eines Angriffs. „Gewinnen Sie noch eine Schlacht", soll er zu Steigentesch gesagt haben, „und wir sind vereinigt." Ihm erschien es als oberste Notwendigkeit, erst die eignen Rüstungen zu beenden, bevor er sich in irgend welche Verbindlichkeiten einließ; denn immer hielt ihn die Sorge fest, von Österreich wieder im Stiche gelassen zu werden. Steigentesch versuchte auf andre Weise die Entschließung des Königs zu erzwingen; er berichtete die halb entgegenkommenden Äußerungen Friedrich Wilhelms dem westfälischen Gesandten Linden, der sie sofort Napoleon mitteilte. Man wollte den König kompromittieren und ihn dadurch zum Entschlusse drängen: allein Friedrich Wilhelm bewahrte fest seine Haltung; Preußen trat nicht in den Kampf ein.

Aufstandsversuche in Deutschland.

Der alte Blücher war aber um so kampflustiger; er bat den König, ihm nur 30000 Mann anzuvertrauen, und er werde alle Franzosen aus dem Lande jagen. Dann wieder wandte er sich an den König, ihm zu erlauben, daß er nur mit einem Korps (16000 Mann) über die Elbe gehen dürfe. „Ich bürge", schrieb er, „mit meinem Kopfe dafür, daß ich die von uns jetzt getrennten Provinzen wieder in Besitz nehme. — Welchen Dank wird Ew. Königl. Majestät die ganze deutsche Nation zollen, wenn sie sieht, daß Sie entschlossen sind, sie von ihrem unerträglichen Joche zu befreien!" Ja, man fürchtete bei Hofe sogar, Blücher möchte

nach Schills Beispiel eigenmächtig losbrechen. Wirklich schrieb er an Gneisenau, der seinen Abschied genommen hatte, um nach England zu gehen: „Nimmt der König nicht keine Partie, thun wir keine Schritte zur Zerbrechung unserer Fesseln: nun, da trage sie, wer da will! ich nicht.“ Indes bald veränderte sich die Weltlage.

Unterdessen war aber auf die Siegeskunde von Aspern da und dort in den deutschen Landen der Aufstand wieder ausgebrochen. In der Umgegend von Marburg erhoben sich die Bauern unter der Führung eines früheren preußischen Offiziers, des greisen Oberst Emmerich, und des Professors Sternberg; aber den französischen Truppen des Generals Boyer waren sie nicht gewachsen: die Insurrektion wurde mit blutiger Strenge unterdrückt. In Franken, in dem altpreußischen Ansbach, erschien mit einem fliegenden Korps Karl von Nostiz, der früher Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand gewesen war, unter österreichischer Fahne. Jubelnd



17. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Öls.
Nach dem Gemälde des Hofmalers Tunica.

empfing ihn das alte Preußenvolk. In Nürnberg öffnete die Bürgerschaft ihm, als die bayrischen Beamten sich widersetzen wollten, gewaltsam die Thore, verhaftete die Beamten und riß allenthalben die bayrischen Wappen herunter. Und in Böhmen sammelte der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig seine „Legion der Rache“.

Herzog Wilhelm von Braunschweig.

Geb. am 9. Oktober 1771, war er der vierte und jüngste Sohn des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, ein feuriger, früh nach Ungebundenheit strebender Knabe, den der Vater mit unnachsichtiger Strenge erziehen ließ. Ohne Hoffnung auf die Thronfolge setzte er sich das Ziel, in einer ausländischen Armee eine hohe militärische Stellung zu erringen. Als Stabskapitän trat er in das preußische Heer ein, in dem auch sein Vater diente. In der Rheincampagne gab er Beweise persönlicher Tapferkeit; 1792 wurde er gefährlich verwundet. Die Erbschaft der Fürstentümer Öls und Bernstadt in Schlesien, die ihm nach einer noch vom Großen Friedrich 1786 getroffenen Bestimmung mit dem Tode seines Oheims 1805 zufiel, gab ihm eine freiere Stellung; der unerwartete Tod seines älteren Bruders rückte ihn, da seine beiden andern älteren Brüder fast gänzlich erblindet waren, dem Throne nahe. An dem Kriege gegen Frankreich nahm Herzog Wilhelm, seit 1800 preußischer Generalmajor, in dem Korps des Herzogs Karl August von Weimar teil, während sein Vater den Oberbefehl über die preußische Armee führte; zum

thätigen Eingreifen in den Kampf bei Auerstädt indessen kam er nicht. Auf dem Rückzuge traf er mit seinem schwerverwundeten und des Augenlichtes beraubten Vater in Wasserleben bei Wernigerode zusammen, wo ihn dieser zur Nachfolge in der Regierung mit Übergehung der beiden älteren Söhne berief. Dann machte der Herzog Wilhelm den ganzen Rückzug des Blücherschen Korps mit, geriet durch die Kapitulation von Ratkau in französische Kriegsgefangenschaft, ward jedoch auf Ehrenwort entlassen und eilte nun sofort nach Ottensen bei Altona an das Schmerzenslager seines Vaters. Indes er traf ihn nicht mehr unter den Lebenden: am 10. Oktober 1806 war Herzog Ferdinand gestorben. Nur das letzte Geleit konnte er dem unglücklichen Vater noch geben.

Das Herzogtum Braunschweig wurde zu dem Königreiche Westfalen geschlagen, ohne daß Kaiser Alexander in Tilsit für seinen Schwager — denn auch Herzog Wilhelm war, seit 1804, mit einer Tochter des Erbprinzen von Baden vermählt — sich verwandte. Friedrich Wilhelm begab sich nach Brüssel. Dort starb ihm im Herzeleid über die Bedrängnis der Zeit im April 1808 die innig geliebte Gattin: der Gedanke setzte sich bei ihm fest, daß wie den Verlust von Vater und Thron, so auch ihren Tod Napoleon verschuldet hätte. Mit der ganzen Kraft seiner starken Seele warf er seinen Haß auf den gekrönten Corsen und gab sich in seiner Verbitterung dem brennenden Verlangen nach Rache hin. Als deutscher Reichsfürst verbündete er sich mit Österreich, als dies die Waffen gegen Frankreich erhob, und sammelte, ein ihm von den Österreichern angebotenes Kommando ausschlagend, in Böhmen, in den Städten Nachod und Braunau, ein eignes Korps, die „Legion der Rache". Er gab seinen „Schwarzen" als Uniform einen schwarzen Schnürenrock mit blauen Aufschlägen: den Tschako zierte ein Roßschweif, darunter ein Totenkopf mit kreuzweis gelegten Gebeinen von weißem Metall. Mit unerschütterlichem Vertrauen hing die verwegene Schar an ihrem tapferen Führer, dem stattlichen Manne schlichten Wesens, der jede Mühe und Entbehrung mit ihnen teilte. Männer, voll deutscher Kraft, voll Ingrimmes über den fränkischen Übermut, darunter auch Dörnberg und Katt, sammelten sich als Offiziere um ihn: denn nicht der Rache bloß, der Befreiung des Vaterlandes galt ihr Kampf.

Der Feldzug des Herzogs in Sachsen.

Schon am 21. Mai war der Herzog mit etwa 1200 Mann über die sächsische Grenze gegangen und hatte Zittau besetzt; allein der sächsische General Thielmann, der mit wenigen Tausend Mann die Aufgabe erhalten hatte, Sachsen gegen einen etwaigen Angriff Österreichs zu decken, überfiel die vom Herzog in der Stadt zurückgelassene geringe Besatzung am 30. Mai und zersprengte sie. Indes noch in der nächsten Nacht that der Herzog dem sächsischen Korps das Gleiche und trieb es wieder aus Zittau hinaus. Nun nahm auch Österreich an dem Unternehmen des Herzogs Anteil. Es sandte den General Am Ende mit 13 Bataillonen Fußvolk, einer Abteilung Schützen, 4 Schwadronen und 2 Batterien, im ganzen etwa 10000 Mann, zu Hilfe. Am 9. Juni vereinigte sich der Herzog mit ihnen zu Aussig und rückte nun wieder, die Avantgarde führend, in Sachsen ein. Die wenig zahlreichen Truppen des Generals Thielmann, dem die Beschützung Dresdens anvertraut war, zogen sich ohne Gegenwehr zurück, und am 11. Juni rückten der Herzog und die Österreicher in Dresden ein. Mit lautem Freudengeschrei begrüßten die Dresdener den einmarschierenden Feind: so wenig billigten sie die Rheinbundspolitik ihres Königs. Sehr streitbar war das Auftreten der Österreicher nicht, ebensowenig wie ihr Führer über irgend welche kriegerische Eigenschaften verfügte. Am Ende ließ die Landwehr, die er bei sich hatte, fleißig in der Neustädter Allee exerzieren: ein schmuckloses, vierschrötiges Volk in grauen Waffenröcken von filzartigem Tuche, deren Musik die Dresdener „allerliebst" fanden.

Von dieser Landwehr ließ Am Ende 300 Mann als Besatzung in Dresden zurück; dann brach er, „von den Segenswünschen der Bewohner begleitet", am 19. Juni mit dem Herzog vereint gegen Leipzig auf. Wiederum wich Thielmann vor ihm zurück, und auch die Leipziger empfingen die kaiserlichen Truppen mit Freuden, eine Menge Bürger eilte ihnen entgegen und drängte sich freundschaftlich zwischen die Reihen der Einmarschierenden. Indessen in denselben Tagen traf der König von Westfalen mit 16000 Mann an der Saale ein; ihm gesellte sich Thielmann zu. Vor dieser Übermacht mußte Am Ende Leipzig räumen, wo nun am 25. Juni Hieronymus seinen pomphaften Einzug hielt. In Oschatz übernahm den Oberbefehl über alle in Sachsen und Franken stehenden Truppen der Feldmarschallleutnant Kienmayer, welcher nun das Korps in vier getrennten Abteilungen den Rückzug antreten ließ, deren eine Am Ende weiter führte. Gerade auf diese warf sich Thielmann mit seinen Sachsen, welche die Avantgarde des westfälischen Korps bildeten. Bei dem Dorfe Marbach kam es zu einem hitzigen Gefechte, welches mit dem Rückzuge der Sachsen und West-

falen endete; aber Am Ende, zu schwach, um Dresden wieder zu besetzen, wandte sich auch rückwärts nach dem Passe von Nollendorf. König Hieronymus war in Dresden eingezogen und hatte darob ein Tedeum singen lassen; jetzt brach er gegen Kienmayer auf, welcher nun zum zweitenmal Am Ende gegen Dresden in den Rücken des Feindes vorschickte; mit Kienmayer hatte sich der Herzog vereinigt: da wurde durch die Nachrichten, welche aus dem Hauptquartier des Erzherzogs eintrafen, die Räumung Sachsens von allen österreichischen Truppen notwendig. Doch legte der Herzog den Sachsen ziemlich ansehnliche Lieferungen für sein inzwischen auf 2000 Mann angewachsenes Freikorps auf und drang nun zusammen mit Kienmayer nach Franken vor; Marschall Junot, der Herzog von Abrantes, wurde bei Berneck geschlagen, worauf sich der Herzog mit Kienmayer gegen den König Hieronymus wandte, der von Dresden aus ihnen nachgezogen war. Allein der König wich mit seinen Westfalen vor ihnen nach Schleiz, ja nach Erfurt zurück; Herzog Wilhelm übernahm, da die Österreicher nach Böhmen zurückbeordert wurden, allein die Verfolgung der Westfalen, in der Hoffnung, durch sein Vordringen nach Norddeutschland einen Volkskrieg gegen die Franzosenherrschaft dort anfachen zu können, als von der Donau her ihm Kunde zuging, die alle seine Erwartungen vernichtete.

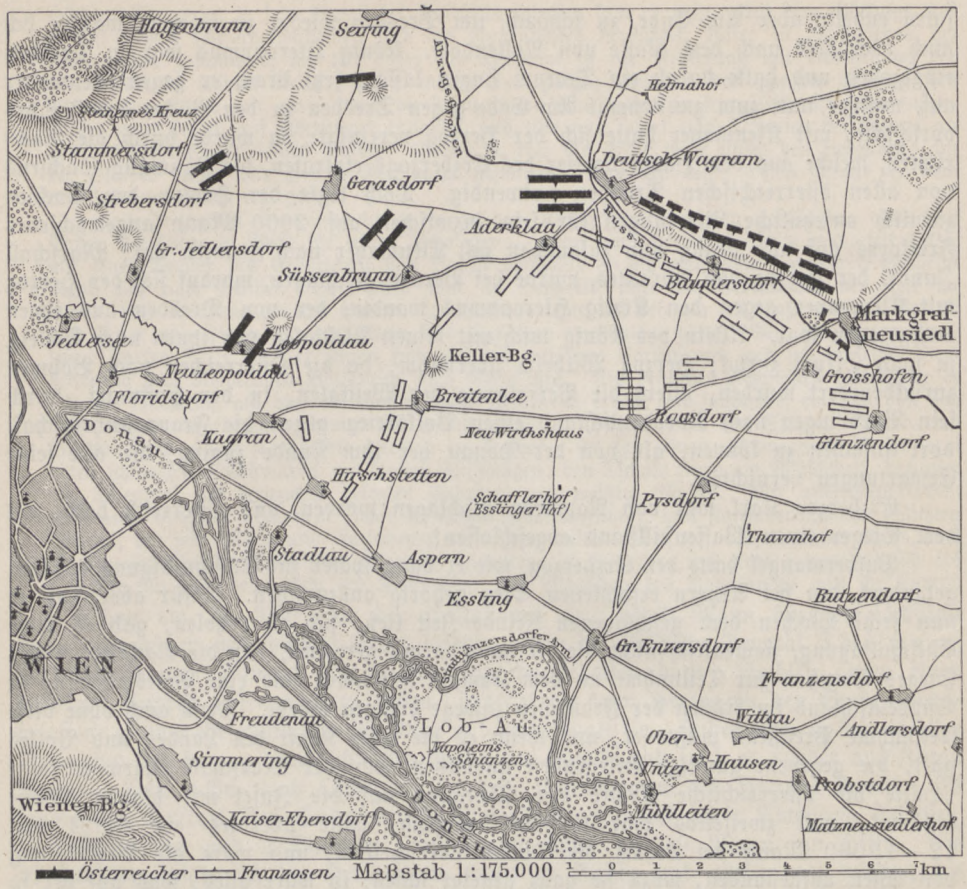
Erzherzog Karl nach Aspern.

Erzherzog Karl war von Napoleon geschlagen worden, und Österreich hatte mit dem Sieger einen Waffenstillstand abgeschlossen!

Pulvermangel hatte den Erzherzog, wie er dann später zur Entschuldigung äußerte, gehindert, den bei Aspern erfochtenen Sieg gehörig auszunutzen. Dafür aber, daß er nun sechs Wochen dem geschlagenen Feinde Zeit ließ, sich zu erholen, gab es keine Entschuldigung, namentlich nicht die, er habe darauf gerechnet, daß die Nachricht seines Sieges Preußen zur Teilnahme an dem Kampfe bestimmen und eine Volkserhebung in Süddeutschland im Rücken der Franzosen zuwege bringen würde. Denn auch ohne diese Teilnahme Preußens mußte er, und wenn es die letzte Kraft des Landes und Volkes galt, die gegebene günstige Gelegenheit ausnutzen, von der Marschall Marmont sagt: „Hätte die österreichische Armee den Übergang auf die Insel mit blanker Waffe erstürmt, und zweifellos war ihr das möglich, hätte überdies ein Korps von 12—15000 Mann bei Krems die Donau überschritten, und wäre die Bevölkerung von Wien aufgestanden, wozu sie ganz geneigt schien, so wäre alles, was auf der so berühmt gewordenen Insel versammelt war, das Korps Masséna, das von Lannes, die Gardereiterei, alle Truppen, unfehlbar gefangen genommen oder vernichtet worden." Dem Erzherzog Johann, der vor dem Vizekönig bis über die ungarische Grenze zurückgewichen war, ging der Befehl zu, auf Preßburg zu marschieren. An der Raab zog Johann das ungarische Aufgebot an sich, welches der Erzherzog Joseph ihm zuführte; aber trotz dieser Verstärkung war er nicht im stande, dem nachdrängenden Vizekönige zu widerstehen: er wurde am 14. Juni an der Raab geschlagen und weit abgedrängt; erst bei Komorn vermochte er die Donau zu überschreiten und zog nun dem Strome entgegen auf Preßburg und das Marchfeld zu.

Napoleon nach Aspern.

Unterdessen hatte Napoleon die wochenlange Kampfespause, die ihm gewährt wurde, mit fieberhafter Thätigkeit ausgenutzt, um sich in stand zu setzen, die erlittene Niederlage wieder wett zu machen; er wollte, wenn er wieder nach dem Marchfelde ginge, auf jeden Fall des Sieges sicher sein. Zwei Tage lang war seine Lage auf der Insel Lobau eine höchst gefährdete gewesen; man hatte Pferde schlachten müssen, weil es an ausreichenden Lebensmitteln durchaus gefehlt hatte; das einzige Getränk der Soldaten war das lehmige Wasser der Donau gewesen, in der Hunderte von Leichen vorübertrieben. Rastlos und umsichtig zugleich betrieb der Kaiser in Person, was not that. Herden von Schlachtvieh wurden aus Ungarn herbeigetrieben, der Adel und die Klöster mußten Wein in ganzen Wagenladungen liefern; Bäckereien wurden auf der Insel angelegt, große Vorräte von Holz und Pulver dort angehäuft. Eine Chaussee wurde durch die Insel geführt, eine feste Pfahlbrücke nach dem Südufer der Donau gebaut. Schanzen wurden errichtet, Batterien mit mehr als 100 schweren Geschützen dem Nordufer des Stromes gegenüber angelegt, Flachboote von größter



18. Plan der Schlacht bei Wagram.

Tragkraft gezimmert, um das rasche Übersetzen großer Truppenmassen zu ermöglichen. In den ersten Julitagen hatte er 160000 Mann mit 584 Geschützen zum Übergange bereit.

Auch der Erzherzog hatte erhebliche Verstärkungen an sich gezogen, so daß seine Streitmacht 110000 Mann mit 452 Kanonen betrug. Sie war demnach um ein Drittel schwächer als die französische, doch stand in nur zehn Stunden Entfernung bei Preßburg die Armee des Erzherzogs Johann und etwas weiter zurück bei Komorn der Erzherzog Joseph mit fast 8000 Mann ungarischen Aufgebotes. Karl erwartete den Übergang der Franzosen an der alten Stelle: täglich donnerten hier die französischen Batterien auf dem Nordufer der Lobau — um die Österreicher in die Irre zu führen; denn in Wahrheit hatte sich Napoleon entschieden, von dem Ostufer der Insel in der Richtung auf Wittau zu den Übergang zu unternehmen.

Übergang Napoleons über die Donau.

Ein furchtbares Gewitter mit Sturm und Regengüssen brach am Abend des 4. Juli 1809 los; rabenschwarze Nacht unter dichtbewölktem Himmel deckte Strom und Inseln, nur durch das Aufblitzen einzelner Kanonenschüsse auf Sekunden erhellt. Da ließ Napoleon abends gegen 9 Uhr unter dem Schutze des Unwetters sein Heer den Übergang antreten; schnell wurden sechs Brücken gleichzeitig über den Strom gelegt — zu deren Errichtung hatte der Kaiser eigens 1200 Zimmerleute aus Antwerpen kommen lassen, die ihre Aufgabe zunächst auf dem Lande fertig stellten, so daß dann die eigentliche Überbrückung wenig Zeit erforderte — und nun marschierten in ununterbrochenem Zuge die Regimenter die ganze Nacht hindurch hinüber. Wenigstens 50000 Mann

standen schon, als der Morgen tagte, von den Brücken ostwärts bis gegen Wittau hin, die Korps von Masséna und Oudinot; in langen Reihen folgten ihnen unter den Augen des Kaisers, der auf einer geringen Erhöhung des östlichen Inselufers hielt, Davouts sieggewohnte Grenadiere, und immer weitere Tausende rückten ohne Unterbrechung nach.

Ein Kranz niedriger Erhebungen umgrenzt im Bogen an der Nordseite das Marchfeld. Gerade nördlich von Wittau bildet er ein flaches Plateau, vor welchem der Rußbach sich hinwindet, der Donau zustrebend. Vor der Südostecke dieses Plateaus liegt das Dorf Markgrafneusiedel, nordwestlich davon in der Biegung des Baches das Dorf Deutsch-Wagram. Von hier führt die Fahrstraße über die Dörfer Aderklaa und Süssenbrunn in südwestlicher Richtung nach der Donau, Wien gegenüber, während gerade westwärts die Bodenschwelle sich weiter erstreckt, bis sie mit dem Bisamberge die Donau erreicht. An ihrem Anstieg liegen die Dörfer Gerasdorf und Stammersdorf. Auf diesem langen Höhenzuge hatte die österreichische Armee Stellung genommen bis nach Markgrafneusidel hin; an den Erzherzog Johann erging die Ordre, von Preßburg sich in Marsch zu setzen, um bei Markgrafneusiedel an den linken Flügel der Hauptarmee sich anzuschließen. Ehe er anlangte, war die zweite große Schlacht dieses Krieges geschlagen, die nicht minder als die vor wenig Wochen geschlagene den Ruhm der österreichischen Armee Europa kund thun und die Hoffnung in den Herzen der Patrioten stärken sollte.

Die Schlacht von Wagram.

Der Tag verging mit Gefechten gegen vorgeschobene Korps des Erzherzogs Karl. Erst gegen 6 Uhr abends näherten sich die Franzosen der starken Stellung der Österreicher hinter dem Rußbache. Hier mußte die Entscheidung fallen. Sollte Napoleon warten, bis Erzherzog Johann seinen Platz bei Markgrafneusiedel eingenommen hätte, und bis der langgedehnte rechte Flügel der Österreicher zu stärkerem Widerstande sich fester zusammengezogen haben würde? Konnte er das Zentrum des Gegners durchbrechen, so war die Schlacht entschieden. Er gab daher, wiewohl die Sonne schon tief stand, den Befehl zum Angriff: Davout sollte den linken Flügel der Feinde festhalten, Masséna den rechten beschäftigen, Oudinot aber, durch Bernadotte und den Vizekönig Eugen verstärkt, gegen das österreichische Zentrum, welches durch das Korps Hohenzollern hinter Baumersdorf am Rußbach und rechts von diesem durch das Korps Bellegarde bei Wagram gebildet wurde, zum Angriff vorgehen. Allein Fürst Hohenzollern setzte Oudinot entschlossenen Widerstand entgegen, während der Vizekönig die Verbindung zwischen Hohenzollern und Bellegarde zu durchbrechen sich vergeblich anstrengte. Hier wurde mit Kolben und Bajonett gekämpft. Schon wichen die Österreicher, als Erzherzog Karl selbst herbeieilte und die wankenden Bataillone von neuem gegen den Feind führte. Vor dem Kartätschenfeuer der Österreicher, vor den ungestümen Attacken ihrer Reiter mußten jetzt die Franzosen, von panischem Schrecken erfaßt, in fluchtähnlicher Eile zurückgehen. Die einbrechende Nacht rettete sie.

Ebenso wenig Erfolg hatte während dessen Bernadotte gehabt, welcher 11 Bataillone Sachsen zum Sturm gegen Wagram heranführte. Zwar gelang es ihm, in das Dorf einzudringen, aber Bellegarde warf ihn wieder hinaus und nötigte ihn zu eiligem Rückzug auf Aderklaa, wo erst um Mitternacht die Bataillone sich wieder sammelten. Der ganze Angriff war mißlungen: die Österreicher behaupteten sich allenthalben in ihren Stellungen. Erst eine neue Schlacht konnte die Entscheidung bringen.

Während der Nacht entschloß sich der Erzherzog Karl, seine Defensivstellung aufzugeben und zu einem umfassenden Angriffe auf den Feind überzugehen. Zu dem Ende erhielt Bellegarde Anweisung, bis auf Aderklaa vorzugehen, während die Truppen des rechten Flügels unter Klenau und Kolowrat über den Süssenbrunner Fahrweg hinaus bis Breitenlee nördlich von Aspern vorrücken sollten. Auf dem linken Flügel sollte Fürst Rosenberg von Markgrafneusiedel sich ebenfalls in Vormarsch setzen, so daß mit dem Eintreffen des Erzherzogs Johann, der nochmals zur Eile gemahnt wurde, die französische Armee von drei Seiten umfaßt worden wäre. Es kam bei diesem Plane jedoch alles darauf an, daß die Korps alle genau zur rechten Zeit ihre Stellungen einnahmen. Diese Voraussetzung trat nicht ein; der Vorstoß Rosenbergs erfolgte zu frühzeitig, Erzherzog Johann kam zunächst überhaupt nicht.

Napoleon hatte während der Nacht seine Truppen enger aneinander gezogen; aus den Bewegungen des Feindes erriet er dessen Plan, ihn zu erdrücken, und war bereit, mit gesammelter Kraft ihm zu begegnen. Dem heranziehenden Erzherzog Johann sandte er die Reiterdivision Arrighi entgegen und wartete die weitere Entwickelung ab. Zuerst, in der Frühe des 6. Juli, setzte sich Rosenberg in Bewegung; Davout drängte ihn wieder auf Markgrafneusiedel zurück. Unterdessen war Bellegarde auf Aderklaa vorgerückt. Gegen ihn sandte Napoleon Masséna vor; der alte Marschall, durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt, führte sein Korps, in einem Wagen sitzend, ins Feuer: Aderklaa wird erstürmt, aber sofort ist der Erzherzog selbst zur Stelle und treibt die Franzosen wieder aus dem eroberten Dorfe hinaus. Da bildet Napoleon unter

Macdonalds Führung eine gewaltige Angriffskolonne, um den rechten Flügel der Österreicher von dem Zentrum abzutrennen, während Davout von neuem gegen Rosenberg vorgeht. Markgrafneusiedel, ein blutgetränkter Trümmerhaufen, wird trotz heftigster Gegenwehr von Davout erstürmt; Rosenberg muß sich, durch Davouts Kavallerie nachdrücklich verfolgt, weit zurückziehen, so daß auch Hohenzollern, jetzt von Davout in der Flanke bedroht und von Oudinot in der Front angegriffen, aus seiner Stellung weichen muß. Nun rückt auch Macdonald in seiner alten republikanischen Generalsuniform zum Angriff vor. Ein furchtbares Kartätschfeuer aus 100 Geschützen hat ihm den Weg gebahnt. Zwischen Breitenlee und Aderklaa stürmt er ungestüm vor; jahrelang in Ungnade will er sich jetzt die Huld des Kaisers zurückerobern. Von beiden Seiten faßt der Erzherzog die gewaltige Sturmkolonne. Napoleon schickt ihr die Gardekavallerie und General Nansouty's Kürassiere zu Hilfe; sie werden von den österreichischen Geschützen zerschmettert. Truppen über Truppen zieht Napoleon heran, alle Bedenken außer acht lassend: denn an diesem Angriff hängt die Entscheidung der Schlacht. Die Österreicher, auf das äußerste bedrängt, weichen langsam zurück, Schritt für Schritt bis hinter Süssenbrunn; unter furchtbaren Verlusten drängt Macdonald ihnen nach und erobert Süssenbrunn: da bricht der Erzherzog die Schlacht ab, es war um 2 Uhr; die wackeren Gardegrenadiere mit Kolowrats Korps und Liechtensteins Reitern verlassen in stolzer Haltung, unverfolgt das Schlachtfeld. Der Tag ist entschieden.

Mit furchtbaren Opfern hat Napoleon den Sieg erkauft. In fester Ordnung, ruhig wie auf dem Exerzierplatz, gehen die Österreicher zurück, 12 feindliche Adler als Trophäen mit sich nehmend, während sie nur eine Fahne in den Händen des Siegers lassen. Aber sie räumen doch das Schlachtfeld und bekennen sich selbst damit als besiegt: das gibt in der öffentlichen Meinung, wenigstens von Frankreich, den Ausschlag.

Drei Stunden, nachdem Erzherzog Karl den Kampf aufgegeben, traf Johann ein. Aber mit den 11 000 Mann, die er herbeiführte, würde er, auch wenn er rechtzeitig angelangt wäre, in einem Kampfe, wo Hunderttausende gegeneinander stritten, die Entscheidung nicht geändert haben. Jetzt kehrte er nach Ungarn zurück, während die große Armee nach Mähren auf Znaim und Iglau zu von dannen zog.

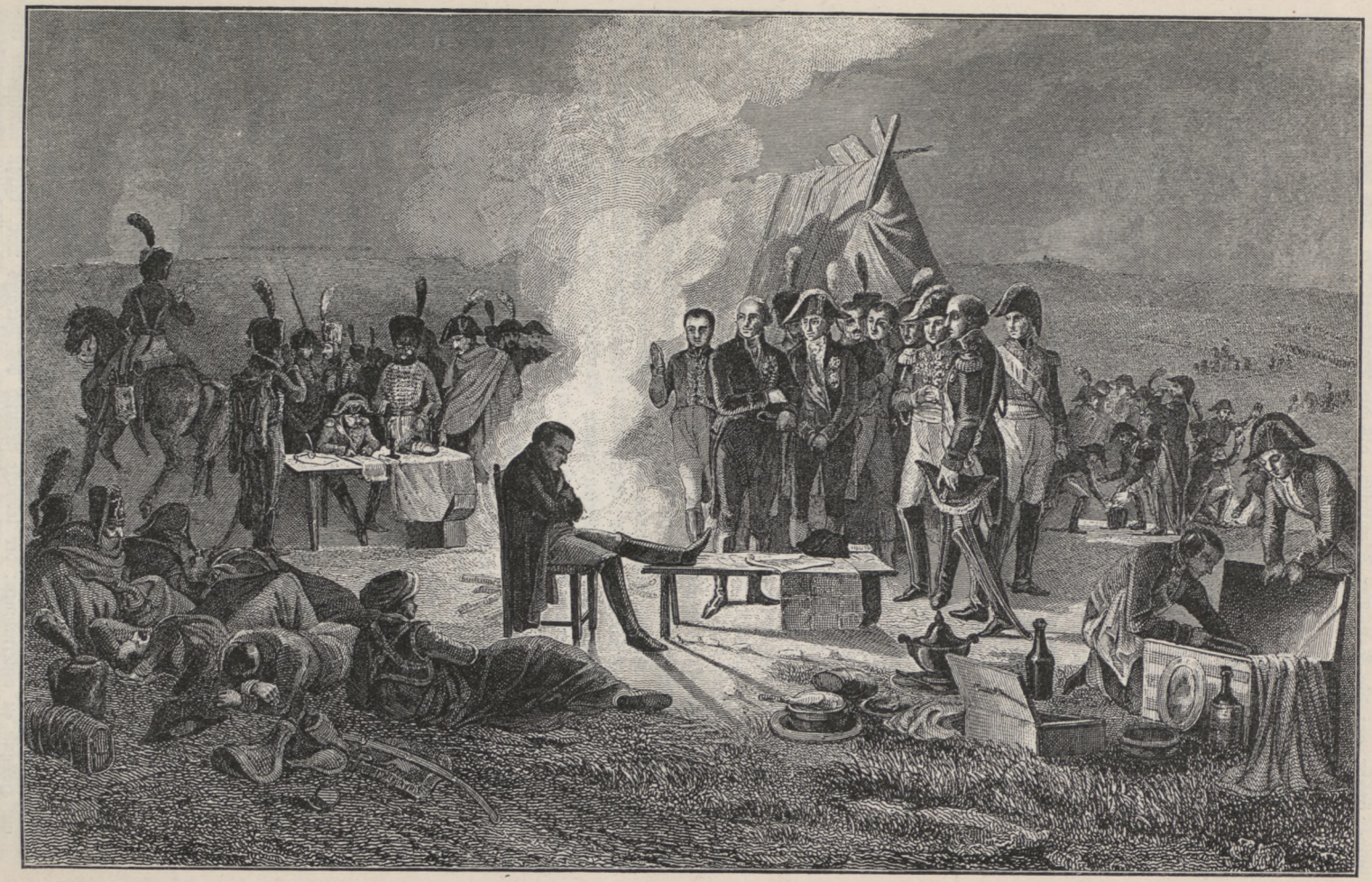
Macdonald.

Der Held des Tages von Wagram auf französischer Seite war Macdonald. Geboren am 17. November 1765 zu Sancerre im Departement Cher, entstammte er einer altadligen schottischen Familie. Sein Vater noch hatte in der Schlacht bei Culloden 1745 für den Prätendenten Karl Eduard gefochten und war dann nach Frankreich ausgewandert. 1784 trat er in französische Kriegsdienste. Den Grundsätzen der Revolution durchaus ergeben, wurde er schon 1793 Brigadegeneral; 1796 focht er als Divisionsgeneral am Rhein und in Italien unter Bonaparte, in den folgenden Jahren in Rom, in Neapel und in Oberitalien gegen Russen und Österreicher. Ins Toscanische zurückgeworfen, wußte er an der genuesischen Küste entlang Moreaus Armee zu erreichen. Bei dem Staatsstreiche war er für Bonaparte thätig, geriet aber in der nächsten Zeit in Ungnade, weil er sich in dem Prozesse Moreaus — seines alten Waffengefährten im italienischen Feldzuge — mit großer Wärme und anerkennenswertem Mute annahm, er blieb daher bis 1809 ohne Kommando, wo er endlich dem Vizekönig beigegeben wurde. Bei Wagram söhnte er den Kaiser wieder ganz mit sich aus. „Ah, der Tapfere! der Tapfere!" sagte Napoleon in gerechter Bewunderung, als er des Generals Standhaftigkeit in der gefährlichen Bedrängnis bemerkte; er machte ihn zum Herzog von Tarent und zum Marschall von Frankreich.

Zugleich mit Macdonald erhielten die Marschallswürde Marmont und Oudinot; aber zu danken war der Sieg niemand als Napoleon allein. Seine strategische Begabung hatte, wie in den Kämpfen um Regensburg, so auch in den Tagen von Wagram in großartiger Weise sich bewährt. Dabei hatte er wiederum eine geradezu unglaubliche Spannkraft des Geistes und Körpers bewiesen: in der Zeit vom 4.—6. Juli hatte er von 72 Stunden 60 wachend zugebracht, allenthalben selbst unermüdlich aufmerksam und thätig. Allein, wenn der Erfolg weniger glänzend war als vor vier Jahren, so lag der Grund dafür darin, daß die französische Armee, durch die fortwährenden Kriege mehr und mehr ihrer geübtesten Soldaten beraubt, nicht mehr die frühere Überlegenheit über einen Gegner behauptete, der an patriotischer Hingebung ihr gleich kam und die Grundsätze der neuen Taktik ihr abzulernen anfing.

Kampf um Znaim.

Die Hartnäckigkeit des Widerstandes, den Napoleon gefunden, ließ noch eine lange Dauer des Feldzuges erwarten. Der Kaiser ließ daher in Wien, um an der Hauptstadt einen festen Stützpunkt für weitere Unternehmungen zu haben, große Vorräte aufhäufen und die Stadt in Verteidigungszustand setzen: erst dann nahm er die Verfolgung des Feindes nach Mähren auf. Um die Stadt Znaim kam es am 11. Juli zu einem erbitterten Kampfe; am Nachmittage brach über dem Schlachtfelde ein heftiges Gewitter los, der Regen goß in Strömen herab: das Gewehrfeuer mußte schweigen; mit Säbel und Bajonett wurde weiter gekämpft. Gegen Abend neigte sich die Entscheidung



19. Biwak Napoleons auf dem Schlachtfelde von Wagram in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1809.
Nach dem Gemälde von Adolphe Roehn gestochen von Aubert.

immer mehr auf die Seite der Franzosen, als die Botschaft kam, daß die beiden Kaiser Waffenstillstand miteinander geschlossen, und dem Kampfe ein Ende machte.

Waffenstillstand.

Dem blutigen Würfelspiele auf dem Marchfelde hatte am 6. Juli Kaiser Franz von der Höhe des Bisamberges aus zugeschaut. Als er sah, daß Fürst Rosenberg von Markgrafneusiedel zurückgedrängt wurde, sagte er kalt zu seinem Gefolge: „Nun wollen wir nach Hause gehen!“ Es war begreiflich, daß dieser Mann in sich nicht die Kraft zu entschlossenem Widerstande fand. Aber auch Erzherzog Karls Kraft schien weiteren Aufgaben nicht mehr gewachsen zu sein. Sobald die Schlacht von Znaim sich zu ungunsten der Österreicher neigte, sandte er den Fürsten Johann Liechtenstein, das Haupt der Friedenspartei am Hofe, zu Napoleon und bat um Waffenstillstand. Napoleon war bereit, ihn auf eine Woche zu gewähren, wenn ihm der dritte Teil der Monarchie eingeräumt würde. Und Kaiser Franz, in dem festen Komorn geborgen, genehmigte die ungeheuerliche Forderung, als wäre hoffnungslos alles verloren, nur um der Unbequemlichkeit und der ihm verhaßten Störungen seiner Gemütsruhe endlich einmal ledig zu werden. So wurde denn infolge des am 18. Juli abgeschlossenen Waffenstillstandes von Znaim Südmähren, Ostgalizien, Nordwestungarn, das ganze Erzherzogtum Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien und auch das treue Tirol mit Vorarlberg, im ganzen 225 000 qkm, ein Drittel der Monarchie, mit $8^1/_2$ Millionen Einwohnern, den Franzosen eingeräumt. Erzherzog Karl, den einesteils seine Kränklichkeit, anderseits die abfällige Beurteilung seiner Kriegführung seitens der Kriegspartei am Hofe, namentlich seitens der kaiserlichen Damen schwer kränkte, legte verstimmt den Oberbefehl über die österreichische Armee nieder, Stadion zog sich enttäuscht von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurück; in Altenburg an der ungarischen Grenze trat sein Nachfolger, Graf Klemens Metternich, am 15. August mit Champagny zusammen, um aus dem Waffenstillstande den Übergang zum Frieden zu gewinnen.

Der Rückzug des Braunschweigers.

Der abgeschlossene Waffenstillstand umfaßte auch das Korps des Herzogs von Braunschweig, welcher nach dem Abzuge Kienmayers die Verfolgung des Königs Hieronymus allein auf sich genommen hatte. Allein der Herzog wies den Schutz des Waffenstillstandes entschieden zurück: nicht als österreichischer General, sondern als deutscher Reichsfürst führe er den Krieg gegen Napoleon. Im Begriffe, diesem Entschlusse Ausführung zu geben, versammelte er am 24. Juli beim Ausmarsch aus Zwickau seine Offiziere und erklärte ihnen seine Absicht, nach Norddeutschland auf eigne Hand vorzudringen. Zwar die Hoffnung, den Volkshaß dort zum Ausbruche eines Volkskrieges zu steigern, mußte er nach dem Erliegen Österreichs wieder aufgeben: aber gelang es, die Meeresküste zu erreichen, so bot England, wohin von Dörnberg und von Oppen vorausgesandt wurden, eine sichere Zuflucht. Wohl erschien einigen von den Offizieren das Unternehmen aussichtslos; sie erhielten, dreißig an der Zahl, wie sie es wünschten, den Abschied; unter den Mannschaften folgten etwa 200 ihrem Beispiel. Aber die übrigen — es waren 1300 Mann Fußvolk, 650 Reiter und 80 Mann Artillerie mit 4 Geschützen — waren entschlossen, dem verwegenen Führer zu folgen. So begann denn jener denkwürdige Rückzug von der böhmischen Grenze mitten durch Feindesland bis an die Gestade der Nordsee, welcher, wie den Mut und das Geschick der „Schwarzen“, so auch die innere Schwäche der neugeschaffenen napoleonischen Vasallenstaaten zeigte.

Mit dem Schwerte bahnte sich Herzog Wilhelm seinen Weg; am 26. Juli war er in Leipzig, am 29. langte er in Halberstadt an. Ein ganzes westfälisches Infanterieregiment warf sich ihm hier entgegen: er nahm die befestigte Stadt unter nicht geringen Opfern — etwa 600 Mann waren tot oder verwundet — mit Sturm und machte nach äußerst hartnäckigem Kampfe, namentlich mit den eigentlich westfälischen Kompanien, fast das ganze Regiment kriegsgefangen. Von hier brach er am 30. Juli nach Braunschweig auf; feierlich protestierte er hier in einer Proklamation gegen die feindliche Besitznahme seines Erblandes und nahm Besitz von dem Erbe seiner Väter. Etwa 200 Braunschweiger Bürger schlossen sich ihm an. Man brachte ihm die Nachricht, daß England im Begriffe stände, mit einem ansehnlichen Landungsheere einen Angriff auf Holland zu unternehmen; der lebhafte Wunsch des Herzogs war, daran wenigstens teilnehmen zu können, da nunmehr offenbar auf eine Landung der Engländer in Norddeutschland

nicht zu rechnen war. Schon aber rückte am 1. August der General Reubell mit 5000 Mann westfälischer Truppen heran, um ihm den Weg zu verlegen, während von Süden her der General Gratien nahte: die Gefahr, daß die schwarze Legion eingeschlossen würde, war groß. Sofort brach sie von Braunschweig auf, allein schon nach einer halben Stunde stieß sie bei dem Dorfe Ölper auf das Korps Reubells. Ein hitziges Gefecht entspann sich zwischen den ungleichen Gegnern: die Schwarzen leisteten entschlossen Widerstand, dem Herzog selbst wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Die Nacht brach herein: wider Erwarten zog sich Reubell zurück, wohl um am andern Tage, mit Gratien vereinigt, den Kampf wieder aufzunehmen. Die Gefahr des Augenblicks brach einigen Offizieren den Mut: ihrer sechzehn forderten den Abschied; aber der Herzog blieb ungebeugt. In Eilmärschen strebte er, allenthalben bereitwillige Verpflegung findend, der Weser zu, dicht hinter ihm Reubell und Gratien mit 8000 Mann. Am 4. August erreichte der Herzog den Strom bei Nienburg und zog ohne Verzug über Hoya stromabwärts nach Elsfleth und Brake, während eine ganz kleine Abteilung unter Korfes, der bisher die Artillerie kommandiert, um den Feind zu täuschen und nach Bremen abzuziehen, dahin entsandt wurde. Es gelang, Reubell von der richtigen Fährte abzulenken, und unbehindert konnte der Herzog sich einschiffen. Kaum reichten die vorgefundenen Fahrzeuge aus, die Heldenschar des Herzogs aufzunehmen. Bei Bremerlehe stand das dänische Korps, das zu Schills Untergange in Stralsund mitgewirkt hatte: es schoß mit Kanonen auf die vorbeifahrenden Schiffe des Herzogs. Doch glücklich erreichte die Flottille die hohe See, wo, auf sie wartend, ein kleines britisches Geschwader lag, das mit einem donnernden Salut seiner Geschütze die tapfere Schar begrüßte und an Bord nahm. Auch der Schar, die nach Bremen geeilt war, gelang der Anschluß.

Damit waren die verwegenen Schwarzen, die 460 km weit mit 11 siegreichen Gefechten ihren Weg durch Feindesland sich gebahnt hatten, der Gefahr glücklich entronnen. Die englischen Schiffe brachten sie nach Helgoland, von wo sie nach kurzer Rast nach Grimsby an der Mündung des Humber übergesetzt wurden. Zu wahrhaften Volkshelden, die in zahlreichen Gedichten in Deutschland wie in England gefeiert wurden, machte der kühne Zug den „unbesiegten Welfen" und seine Legion: allein die Hoffnung, sofort wieder in den Kampf gegen Napoleon geführt zu werden, erfüllte sich ihnen nicht; erst im nächsten Jahre wurden sie zu Wellington nach Spanien gesandt. Die große englische Expedition war schon zwei Wochen vor ihrer Ankunft in England in See gegangen.

Die Expedition nach Walcheren.

Der Bann der Kontinentalsperre lastete nicht bloß auf dem Kontinente, er lastete auch schwer auf England; 2500 Bankerotte brachen infolge derselben in einem Jahre in England aus. Es lag daher im Interesse Englands, alles aufzubieten, um aus dieser Zwangslage befreit zu werden. Zugleich mit den Rüstungen Österreichs begann daher auch England, ohne mit ihm verbündet zu sein, die umfassendsten Rüstungen zu einer Landungsexpedition, wie nie eine größere von den Küsten Englands abgegangen ist. Lord Canning verlangte, daß sie sich nach dem nördlichen Deutschland richte, um mit dem österreichischen Angriffe zusammenzuwirken und einer Erhebung Preußens einen Rückhalt zu geben, Lord Castlereagh dagegen forderte, daß sie sich, unbekümmert um die allgemeine Weltlage, gegen Antwerpen wende, das mit seinen im Arsenal aufgehäuften Vorräten, mit seinen Werften und Docks, mit den unter seinen Mauern auf der Schelde ankernden Kriegsschiffen eine Bedrohung für England zu sein schien. Castlereagh siegte: am 30. Juli 1809 gingen 34 Linienschiffe und 22 Fregatten unter Admiral Strachan mit 39 000 Mann Landungstruppen an Bord vor der Insel Walcheren in der Scheldemündung vor Anker.

Lord Chatham, des verstorbenen William Pitt ältester Bruder, führte den Oberbefehl über die Landungsarmee. Anstatt sofort gegen Antwerpen, das nicht mehr als 3000 Mann Besatzung hatte, vorzugehen, eroberte er zunächst Middelburg, Vere, Rammekens und brachte durch ein mehrtägiges Bombardement auch Vlissingen in seine Hand. Darüber waren Wochen vergangen: der Regentschaftsrat in Paris hatte sie wohl zu benutzen gewußt. Fouché, der Polizeiminister, hatte den Präfekten der Norddepartements Frankreichs den Befehl erteilt, unverzüglich die Nationalgarden mobil zu machen; Cambacérès und Clarke, denen ein solches Aufrufen der Bevölkerung bedenklich war, hatten den Befehl auf die vorhandenen regulären Truppen und die Gendarmen beschränkt: immerhin waren dadurch 20 000 Mann französischer, holländischer und belgischer Soldaten zusammengebracht, mit denen König Ludwig von Holland gegen Walcheren vorrückte, während auf Fouchés Betreiben die Verteidigung Antwerpens Bernadotte übertragen wurde. Der Marschall weilte damals in Paris; infolge seines mißlungenen Angriffs auf Aderklaa am 5. Juli, den er in einen Sieg

verwandeln wollte, war die alte Spannung zwischen ihm und dem Kaiser zum Ausbruche gekommen, und er seines Kommandos enthoben worden.

Von einer raschen Einnahme Antwerpens konnte jetzt nicht mehr die Rede sein; dazu kam, daß bösartige Fieber unter den englischen Soldaten um sich griffen und täglich Hunderte hinwegrafften. Noch war der August nicht zu Ende, so war schon der vierte Teil der Landungsarmee tot oder lag krank in den Lazaretten. Da faßte der englische Kriegsrat den Entschluß, die Expedition als hoffnungslos aufzugeben. Die Hälfte der Truppen schiffte sich ohne Verzug ein und kehrte nach England zurück; die übrigen blieben bis zum Winter auf Walcheren zurück, wo sie ebenfalls zurückgeholt wurden. Die gewaltige Rüstung, die in ein zwergenhaftes Unternehmen ausgelaufen war, mußte das Gelächter des Feindes herausfordern. Canning verbarg seinen



20. Das Bombardement von Vlissingen im August 1809.
Nach der Zeichnung von Kockock gestochen von R. Winkeles.

Unmut darüber nicht: es kam zu einem Duell zwischen ihm und Castlereagh, so daß beide aus dem Kabinett austraten. — Auch in Frankreich folgte ein Nachspiel: Bernadotte wurde zur Armee zurückgerufen; der Kaiser wollte, wie es schien, den Unzuverlässigen unter Augen haben. Auch Fouché blieb die Eigenmächtigkeit, mit der er die Volkskraft, ohne den Kaiser zu fragen, hatte aufrufen wollen, unvergessen.

Der Tirolerkrieg.

Mußte es doch Napoleon in seiner Nähe an den Tirolern erfahren, ein wie gewaltiger, schier unbezwinglicher Faktor, einmal wachgerufen, die Volkskraft ist.

Nach langer Täuschung über die wirkliche Lage, die unverantwortlicherweise von den österreichischen Behörden selbst verheimlicht wurde, erfuhren erst am 27. Juli die Tiroler mit Schrecken die Kunde von dem Znaimer Waffenstillstand, der sie bedingungslos den Franzosen überließ; mit Bestürzung sahen sie die österreichischen Soldaten ihr Land räumen. Wie paßte das zusammen mit jenem kaiserlichen Handschreiben, das den treuen Tirolern den Ausgang der Schlacht bei Aspern mitteilte und feierlich er-

klärte, daß die treue Grafschaft Tirol mit Einschluß des Vorarlbergs nie mehr vom Körper des österreichischen Kaiserstaates getrennt werden solle und daß der Kaiser keinen andern Frieden unterzeichnen werde, als den, der dieses Land unauflöslich an seine Monarchie knüpfte? Racheschnaubend kehrten unter Lefebres Befehle die Franzosen und Bayern zurück; an 40 000 Mann rückten von drei Seiten her in das Land ein, während der Kronprinz von Württemberg mit seinen Truppen und einer Abteilung Badener nach Vorarlberg zog; wieder bezeichneten Unthaten und Mißhandlungen aller Art ihren Weg. Man mußte jedoch diesmal den Franzosen und dem bei ihnen befindlichen Kontingent Sachsen nachrühmen, daß sie anfangs Mannszucht hielten. Die Ausschreitungen gingen von den Bayern aus, die auch, entgegen den Absichten Lefebres, unsinnige Instruktionen, würdig des Konventes von 1793, mitbrachten. Zunächst war von Widerstand nirgends die Rede: am 30. Juli besetzte Lefebre unangefochten Innsbruck.

Jetzt aber ermannten sich die Tiroler. Hofer, der persönlich Speckbacher veranlaßte wieder umzukehren, als er mit den abziehenden Österreichern den Bergen der Heimat den Rücken kehren wollte, erließ am 2. August von Sterzing aus ein Landsturmaufgebot, dem alsbald, von einigen Gemeinden noch am selben Abend, Folge geleistet ward. In hellen Haufen strömte den altbewährten Führern das Volk der Berge zu. Sofort sandte Lefebre von Innsbruck über den Brenner Truppen gegen die Zusammenrottung; es war die Division Rouyer, deren Vortrab das Rheinbundskontingent von Gotha und Altenburg bildete. Bei Mittenwalde im Eisackthal ereilte sie am 4. August das Verhängnis. Kaum waren die Sachsen in das enge Thal eingedrungen, als von beiden Seiten her die Tiroler Baumstämme und Felsblöcke auf die Feinde herabstürzten und zugleich aus der Höhe ein mörderisches Feuer gegen sie eröffneten. Schrecklich gellte das Jammergeschrei der Zerschmetterten, der Hilferuf der in die brausende Eisack Gestürzten: noch heute heißt der Platz die „Sachsenklamm". Was am Leben blieb, streckte am folgenden Tage, dem 5. August, die Waffen. Lefebre wollte von Innsbruck her Hilfe bringen: aber die Tiroler trieben ihn zurück. Auch die durch das Pusterthal andringenden Feinde mußten wieder nach Klagenfurt zurückweichen.

Vordringen der Tiroler.

Nun gingen die Tiroler selbst auf Innsbruck vor, das Lefebre mit 25 000 Mann und 40 Kanonen gegen die 20 000 Insurgenten Hofers und Speckbachers verteidigte. Mit Mühe widerstand er am 13. August dem Ungestüm der Bauern und Jäger; am 14. mußte er seine Mannschaft in der Stadt zusammenziehen, in der folgenden Nacht verließ er, in einen Soldatenmantel gehüllt, mit dem Rest seiner Truppen das „verwünschte" Land. Der tapfere Sandwirt besetzte die Stadt und übernahm in seiner schlichten Weise die Regierung der wieder befreiten Heimat als „kaiserlicher Oberkommandant in Tirol". Kaiser Franz sandte ihm eine goldene Gnadenkette, in der das wackere Bergvolk eine Gewähr sah, daß er sie nicht verlassen würde.

Kaiser Franz und die Tiroler.

Wie eitel war jene Hoffnung der treuen Tiroler! Denn Kaiser Franz war der nationale Aufschwung, der während des Krieges zu Tage getreten war, in tiefster Seele zuwider. Jahrelang hatte er Stadion gewähren lassen; nun aber doch der erwartete Erfolg, die Besiegung Frankreichs, ausgeblieben war, kehrte er wieder nur um so entschiedener zu seiner alten Anschauung zurück: allenthalben in Deutschland fand der Heldenmut der Tiroler begeisterte Zustimmung, bei ihrem Kaiser erweckte er Abneigung. Ihn beschäftigte mehr als alles die Unbequemlichkeit, nicht in gewohnter Weise in Wien leben zu können, und nicht minder die Furcht vor den geheimen Plänen des siegreichen Gegners. Um dieser wie jener ledig zu werden, war er zu jedem Zugeständnis bereit. Dazu kam, daß ihn innerlich die Sorge drängte, daß er Wien sich mehr und mehr mit der Herrschaft der Fremden aussöhnen sah.

Mit patriotischem Ingrimme hatten die durch Stadion aufgerüttelten Wiener die französische Okkupation herannahen sehen. „Die Spitzbuben bombardieren uns", schimpften sie, als Napoleon durch Granaten die Kapitulation erzwang. Und der einziehende Sieger sah allenthalben finstere, feindselige Mienen. Daß unmutige Gärung in den Gemütern aller Volksklassen wogte, war unverkennbar. Aber Andréossy, den Napoleon zum Gouverneur ernannt hatte, hielt strenge

Mannszucht unter den französischen Soldaten. Eben noch hatte in Wien infolge der Absperrung von Ungarn eine gewaltige Brotteuerung geherrscht; Napoleon sorgte sofort für ausreichende Zufuhr und brachte das ganze Verpflegungswesen zur größten Zufriedenheit der Bevölkerung in Ordnung. Die beutebeladenen französischen Truppen brachten in den Kleinhandel Leben, nach lustiger Soldatenart ließen sie viel draufgehen, so daß sogar der Kurs der Guldenzettel sich zu heben anfing. Das alles wirkte sehr versöhnlich. Die duldsame französische Polizei ließ ruhig die von der österreichischen Zensur verbotenen Bücher passieren: jetzt erst durfte man Schillers Dramen in Wien lesen. Das gewann auch die Gebildeten: kaum jemand in Wien äußerte Verlangen nach dem Ende der französischen Besetzung. Nach dem Waffenstillstand war es ganz gewöhnlich, daß sich Napoleon von Beifallsrufen der Wiener begrüßt sah.



21. Grenadier der alten Garde Napoleons. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Napoleons Friedensvorschriften.

Indes Napoleon selber drängte zum Frieden. Freilich waren die Friedensbedingungen, die er aufstellte, so außerordentlich, so weit über die wirkliche Sachlage, da doch Österreich keineswegs vernichtet am Boden lag, hinausgehend, daß er heftigen Widerstand erwarten mußte. Aber er verstand es, diesen Widerstand zu brechen. Gleich nach der Besetzung Wiens hatte er einen Aufruf an die Ungarn ergehen lassen, in welchem er sie zum Abfalle von Österreich aufrief. Nicht daß er wirklich diesen Abfall wollte: ihm galt es vor allem, den Kaiser Franz in Furcht zu setzen. Den gleichen Zweck hatte er im Auge, wenn er vor Zeugen zu Ney sagte: „Um der Sache ein Ende zu machen, werde ich den Großherzog von Würzburg herbeirufen und die kaiserliche Krone auf sein Haupt setzen": eine Drohung, die natürlich dem Kaiser Franz hinterbracht wurde und bei dessen Charakter mitwirkte, ihn gefügig zu machen.

Friedensverhandlungen.

In Altenburg an der Grenze Ungarns waren die Minister versammelt, um den Frieden zustande zu bringen: es schien aber Napoleon aussichtsvoller, wenn er selbst die Unterhandlung in die Hand nehme. Und er that es auf seine Weise. Auf sein Verlangen wurde außer dem österreichischen Militärbevollmächtigten Grafen Bubna der Fürst Johann von Liechtenstein als Beauftragter des Kaisers zu ihm gesandt. Liechtenstein wollte Metternich mitbringen, es wurde ihm mitgeteilt, das würde der Kaiser nicht gestatten, der in Metternich den Urheber des Krieges sähe. Der Fürst war ein warmer Patriot, ein tapferer Soldat, der bei Wagram mit Auszeichnung gefochten hatte, aber ein Staatsmann war er nicht. Er sah in Napoleon nur den Soldaten, dem er sich ziemlich gleich deuchte: wie wollte er da dem Manne entrinnen, der es wie keiner verstand zu schmeicheln, zu verlocken, den Menschen eine trügerische Sicherheit einzuflößen, sie fortzureißen und durch scheinbare Offenherzigkeit zu hintergehen, sie zu binden, ohne ihnen Zeit zur Überlegung zu gönnen, oder auch die Bedenklichen mit drohenden Worten für die Folgen ihrer Zögerung verantwortlich zu machen?

Mehrmals in der Woche erschienen Liechtenstein und Bubna im Schönbrunner Schlosse, wo Napoleon wieder Quartier genommen: sie frühstückten mit dem Kaiser, konferierten mit ihm ein oder zwei Stunden lang und kehrten dann geradeswegs nach Komorn zum Kaiser Franz zurück, um ihm Bericht zu erstatten. Auf die Minister,

welche in Altenburg verhandeln sollten, wurde gar keine Rücksicht genommen. Es war dagegen sichtlich, wie sehr sich Napoleon bemühte, seinen Gästen eine gute Meinung von sich beizubringen, um sie für sich zu gewinnen.

Das Staps'sche Attentat.

Darüber war der Herbst herbeigekommen. Um die Österreicher in Atem zu erhalten, als rechne er gar nicht auf das Zustandekommen des Friedens, hielt Napoleon jeden Morgen um 9 Uhr über die verschiedenen Truppenkorps auf dem Schönbrunner Schloßhofe Parade ab. Wie gewöhnlich kam er auch am 12. Oktober die Treppe, die aus dem Schlosse in den Hof führte, herab; auf den untersten Stufen pflegte er sich aufzustellen; wer dem Kaiser eine Bitte vorzutragen oder eine Bittschrift zu überreichen wünschte, konnte es hier thun. Es fiel also kaum auf, daß ein junger Mensch, mit einem schlichten blauen Rocke und einem militärischen Hute bekleidet, mit einer Bittschrift in der Hand dem Kaiser auf dem Fuße nachfolgte, während dieser auf die Truppen zuschritt. Ney, der neben Napoleon ging, bedeutete den Bittsteller, nach der Parade dem Kaiser die Schrift zu übergeben; allein dieser erwiderte, seine Bitte lasse keinen Aufschub zu, er müsse sofort den Kaiser sprechen. Damit drängte er sich unter die Generale, welche das Gefolge des Kaisers bildeten. Da faßte ihn Rapp, Napoleons Adjutant, ärgerlich am Rock und sagte ihm, er solle zurücktreten. Indes bei dieser Berührung glaubte Rapp den Griff eines Messers in der Rocktasche des Bittstellers zu fühlen; er hielt ihn fest und übergab ihn zwei Gendarmen, die ihn in die Wachstube brachten. Bei der Durchsuchung fand man wirklich ein Messer mit einer großen, zweischneidigen Klinge bei ihm, mit dem er, wie er ohne Umschweife einräumte, den Kaiser hatte ermorden wollen. Es war Friedrich Staps, der erst siebzehnjährige Sohn eines Predigers in Naumburg, ein junger Mensch von fast mädchenhafter Erscheinung, der den Gedanken des Tyrannenmordes wie einen Befehl des Himmels auffaßte.



22. Soldat der französischen Linie (1810). Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Nach der Parade von dem Vorfalle unterrichtet, ließ Napoleon den Verhafteten vor sich führen. Es entspann sich folgendes Gespräch: „Was wollten Sie mit Ihrem Messer machen?“ „Sie töten!“ „Sie sind ein Narr oder ein Illuminat.“ „Ich bin kein Narr und weiß nicht, was ein Illuminat ist.“ „Dann sind Sie krank.“ „Nein, ich fühle mich ganz gesund.“ „Warum wollten Sie mich töten?“ „Weil Sie das Unglück meines Vaterlandes sind.“ — Nun mußte der Arzt Corvisart ihm den Puls fühlen. Der Puls schlug ganz ruhig. „Nicht wahr, ich bin gesund?“ fragte Staps den Arzt. „Sie sind ein exaltierter Kopf“, begann der Kaiser wieder, „ich will Ihnen verzeihen und das Leben schenken.“ „Ich will keine Verzeihung“, erwiderte Staps und erklärte auf die Frage, ob er im Begnadigungsfalle dem Kaiser dankbar sein werde, mit kaltblütiger Ruhe, er werde im Gegenteil ihn bei der nächsten Gelegenheit zu töten suchen. Er wurde nun durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am 17. Oktober erschossen; den Zeitungen wurde jedoch verboten, des Attentats irgendwie Erwähnung zu thun. Auf Napoleon machte der Vorgang einen überaus tiefen Eindruck.

Der Abschluß des Friedens.

Napoleon hatte das Gefühl bekommen, „von zehntausend Vendéen umgeben zu sein“; Deutschland war ihm unheimlich geworden; es drängte ihn, Wien zu verlassen. Am folgenden Tage ließ er Liechtenstein und Bubna nicht eher von sich, als bis er sie dazu gebracht hatte, allen seinen Forderungen zuzustimmen. Das Ergebnis der

Verhandlungen wurde zu Papier gebracht, um am nächsten Tage der Genehmigung des Kaisers Franz unterbreitet zu werden. Liechtenstein unterschrieb diesen Entwurf; dann durfte er sich — es war 5 Uhr morgens — zurückziehen. Um 10 Uhr hatte er Postpferde nach Komorn bestellt; da weckten ihn, wie der Tag anbrach, Kanonenschüsse, durch welche Napoleon die „Unterzeichnung des Friedens" feiern ließ. In höchster Aufregung begab sich Liechtenstein nach Schönbrunn, um von Napoleon Rechenschaft zu fordern; allein soeben war der Kaiser mit seinem Gefolge von Wien abgereist.

Und Kaiser Franz? Er ratifizierte den ihm in so gewaltthätiger Weise aufgedrungenen Frieden, welcher Österreich um 225 000 qkm verkleinerte, ihm über $8^1/_2$ Millionen seiner Unterthanen raubte, es vom Meere abschnitt und ringsum in starke Fesseln schlug. Zu gunsten Bayerns verzichtete Österreich durch diesen Frieden auf Salzburg, Berchtesgaden und das oberösterreichische Innviertel; zu gunsten Frankreichs auf Görz, Villach, Triest, Krain und auf alle Gebiete am rechten Ufer der Save, dazu auf Istrien mit den dazu gehörigen Inseln; zu gunsten Sachsens auf mehrere böhmische Enklaven; zu gunsten Warschaus auf Westgalizien und Zamosk; zu gunsten Rußlands auf Ostgalizien, ausgenommen Brody. Selbstverständlich war der Bruch mit England. Außerdem setzten Geheimartikel fest, daß Österreich fortan nicht mehr als 150000 Mann unter der Fahne halten solle. Die Kriegsschatzung, die anfänglich 100 Millionen Frank hatte betragen sollen, wurde allerdings auf 85 Millionen ermäßigt.

Letzte Schicksale der Tiroler.

Den galizischen Insurgenten gewährte Kaiser Franz Verzeihung, dafür billigte Napoleon im 10. Artikel des Friedens den aufständischen Tirolern und Vorarlbergern Amnestie zu; um aber des Volkes sicher Herr zu werden, teilte er Tirol zwischen Bayern, Illyrien und das Königreich Italien und ließ von drei Seiten zugleich Truppen zur Besetzung einrücken. Innsbruck fiel wieder in die Gewalt der Bayern, welche durch brutale Greuel sich für die Niederlagen der vergangenen Monate rächten. Wohl leisteten die Tiroler Widerstand, aber, von Österreich im Stiche gelassen und unter sich ohne festen Zusammenhalt, gaben sie mehr und mehr den Mahnungen des Erzherzogs Johann und namentlich der offenbar ehrlich gemeinten Milde des Vizekönigs Eugen, der zum Oberbefehlshaber gegen Tirol ernannt war, nach und nahmen die Amnestie an. Auch Hofer unterwarf sich, indem er am 8. November nach allen Seiten Aufforderung zur Niederlegung der Waffen schickte. Haspinger entrann nach der Schweiz, während Speckbacher, monatelang in einer Gletscherhöhle verborgen, endlich glücklich nach Österreich entkam.

Andreas Hofer.

Nach wenig Tagen indes bereute Hofer seinen Entschluß und erhob am 12. November die Waffen von neuem, obwohl der Vizekönig am selben 12. November auf Friedensbruch Todesstrafe gesetzt hatte. Schuld daran trug der unselige Einfluß des Johann Nepomuk von Kolbe, eines überspannten und verlogenen Schwarmgeistes, der im Pusterthale die Erhebung geleitet hatte und auch jetzt wieder zu entflammen suchte. Seinen Lügenberichten, daß Österreich in einer neuen Erhebung begriffen sei, glaubte Hofer, gleichzeitig in zu hochgespanntem Ehrgefühl durch Kolbe leicht überzeugt, daß er die gemeinsame Sache am letzten aufgeben dürfe. Wieder entbrannte der Guerillakrieg im Passeyer- und im Pusterthale. Jedoch sehr bald außer stande, mit seiner kleinen Schar der feindlichen Übermacht zu widerstehen, entwich der unbeugsame Sandwirt mit seiner Familie hoch auf die Alm in eine Sennhütte. Der Vizekönig setzte einen Preis auf seinen Kopf, und wirklich fand sich ein Strolch, der sich zum Verrate erkaufen ließ. Am 27. Januar 1810 wurde Hofer in seiner Alpenhütte verhaftet und unter empörenden Mißhandlungen, mit bloßen Füßen über Schnee und Geröll, mit seinem Sohne nach Mantua geschleppt. Napoleon befahl, eine Fürbitte des Kaisers Franz besorgend, die denn auch zu spät ankam, Beschleunigung des Verfahrens gegen Hofer; auf Grund der Verordnung vom 12. November verurteilte das Kriegsgericht den Unbeugsamen, der sich weigerte, Reue zu bekennen oder um Gnade zu bitten, zum Tode. In schlichter Fassung, wie seine Weise war, ohne Zagen wie ohne eitles Gepränge, selbst den Feinden imponierend, ertrug er den Soldatentod in

der Morgenfrühe des 20. Februar 1810; ein echter Blutzeuge der Volkstreue, dessen Gedächtnis weit über die Berge seiner Heimat hinaus bei aller Unzulänglichkeit seines geistigen Könnens hoch in Ehren bleibt.

Folgen des Friedensschlusses für Österreich.

Kaiser Franz kehrte in die Hofburg zurück; eine schwere Aufgabe harrte seiner. Tiefe Wunden schlug der Verlust der Meeresküste und der durch den 16. Artikel des Friedens bestimmte völlige Anschluß des Kaiserstaates an die Kontinentalsperre dem österreichischen Handel, harte Schläge versetzte die Abtretung der Hälfte der Wieliczkaer Salzwerke, der gewinnreichen Quecksilberwerke von Idria und der großen Eisenhämmer von Villach an Frankreich der österreichischen Industrie; eine überhohe Kontribution war zudem auf den Staat gelegt worden, während die Staatseinkünfte durch die Landabtretung um 11 Millionen Gulden jährlich gekürzt waren, und, was vielleicht das allerschwerste war, Österreich war durch den Friedensschluß ganz von Deutschland getrennt worden. Das alles verlangte Heilung, Linderung; war Kaiser Franz der Mann zu helfen und zu bessern, neue Hilfsquellen zu eröffnen, die Erlahmung der sittlichen Kraft im Volke zu heilen, das Vertrauen zu der Regierung wieder aufzurichten, den Glauben an eine bessere Zukunft zu pflanzen? Eines schöpferischen Talentes, eines großen Blickes, energischer Kühnheit bedurfte es dazu; Kaiser Franz besaß weder das eine noch das andre.

Charakter des Kaisers Franz.

Stundenlang saß Franz jeden Tag an seinem Schreibtische und führte die Regierung wie ein pedantischer Kanzlist, in gedankenloser Geschäftigkeit die Zeit hinbringend. Er wurde es z. B. nicht müde, bei Gelegenheit einer großen Wassersnot auf die Unterstützungsgesuche wieder und wiederum eigenhändig zu schreiben: „Eine Understützung von einhunterd Gulden bewülligt." Äußerlichkeiten, Personalfragen interessierten ihn, aber grundsätzliche Maßregeln, weitgreifende sachliche Veränderungen nahm er nur zögernd und ungern in die Hand und verschleppte sie, solange es nur anging. Denn sie erforderten Nachdenken, geistige Arbeit; nichts aber war ihm widerwärtiger als geistige Anstrengung. Deswegen waren ihm auch die Beratungen des Ministerialrats, wenn sie einmal stattfanden, unerquicklich, aber Audienzen erteilte er mit unversiegbarer Geduld; unzählige Menschen strömten an den Audienztagen in die Hofburg; er hörte sie alle an und gab jedem einen freundlich klingenden, freilich nichtssagenden Bescheid in dem gemütlichen Wiener Dialekte, so daß selten einer ihn verließ, ohne von der einfachen, biederen Art, von der Menschenfreundlichkeit des Kaisers erbaut zu sein, wenn auch sonst ein Ergebnis der Audienz nicht zu Tage trat.

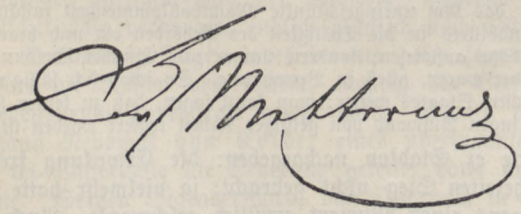
Allein hinter der scheinbaren Gutmütigkeit und den spießbürgerlichen Manieren des Kaisers barg sich Gleichgültigkeit gegen alle höheren Interessen, Furcht vor jeder hervorragenden Persönlichkeit, Mißtrauen gegen jedermann; was seine eigne Person anging, erschien ihm unendlich wichtig, was er andre für ihn thun oder leiden sah, rechnete er für nichts. Er betrachtete den Staat als sein Privateigentum, über das ihm uneingeschränkte Machtvollkommenheit zustände; darum griff er unaufhörlich durch Handbillets in die Thätigkeit der Behörden ein und brachte, da seine Billets niemals feste Grundsätze aufwiesen, sondern immer nur Einzelentscheidungen ohne allen Zusammenhang untereinander waren, alles in Verwirrung. So schob sich lässig und unklar die Verwaltung des österreichischen Staates weiter: man kann sagen, daß zu keiner Zeit ein so großer Staat mit einem so geringen Aufwand von geistiger Arbeit regiert worden ist.

Heraufkommen Metternichs.

Mit innerem Widerstreben hatte er Stadion nachgegeben: die Erweckung freier Volkskräfte hatte den bestimmt prophezeiten Sieg nicht gebracht; ja vielmehr hatte die Krone auf dem Haupte Kaiser Franzens einen Moment ernstlich geschwankt. Auch zu Bubna hatte Napoleon eine Andeutung fallen lassen, daß er an die Entthronung Franzens dächte. Um so entschiedener kehrte nach dem Friedensschlusse Kaiser Franz zu der altösterreichischen Politik zurück, welche auf Erweiterung der Hausmacht losteuerte und in dem Volke lediglich Steuerzahler sah. Dies brachte es mit sich, daß an die Stelle des ideal gerichteten Stadion ein Mann wie Metternich trat.

Graf Clemens Metternich-Winneburg stammte aus einer reichsfreien Familie; er war am 15. Mai 1773 in Koblenz geboren. Sein Vater, auf dem Rastatter Kongreß kaiserlicher Bevollmächtigter, war mehr Hofmann als Staatsmann. Durch seine Vermählung mit einer Enkelin des Fürsten Kaunitz trat der junge Graf Clemens in nähere Beziehungen zu der österreichischen Aristokratie: er wurde Gesandter in Dresden und 1803 in Berlin. Durch Laforest Napoleon empfohlen, kam er auf dessen Wunsch 1806 als österreichischer Gesandter nach Paris. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine vornehme Art, sein glattes, gefügiges Wesen stimmten bald Napoleon günstig für ihn, so daß es ihm gelang, dessen Mißtrauen über die österreichischen Rüstungen wiederholt zu beschwichtigen. Gerade seine mannigfachen Beziehungen zu dem französischen Hofe und seine genaue Kenntnis desselben — namentlich hatte er den Charakter Napo-





23. Clemens Wenzel Lothar Fürst von Metternich.

Nach dem Gemälde von F. Gerard gestochen von Dav. Weiß.

leons mit größter Genauigkeit erforscht — ließen ihn als die geeignete Persönlichkeit für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nach Stadions Rücktritt erscheinen: er übernahm am 8. Oktober 1809 das Ministerium, um es erst nach 39 Jahren wieder niederzulegen. Nach der Äußerung Napoleons, die Liechtenstein mitgeteilt wurde, als er Metternich zu den Friedensverhandlungen hatte heranziehen wollen, konnte man den Widerspruch des Imperators erwarten; es erfolgte keiner. Napoleon wußte, daß im Augenblicke Metternich auch für seine Interessen noch die günstigste Persönlichkeit war.

Des neuen Ministers klar vorgezeichnete Aufgabe war, den französischen Kaiser zu besänftigen, Österreich nach keiner Richtung hin bloßzustellen und doch vorsichtig und gewandt den rechten Moment zum Handeln zu erspähen. Mit dem günstigsten Erfolge hat er sie gelöst.

Vom Rheine her brachte Metternich den leichten Lebenssinn, die flüchtige Auffassung der Pflicht, die kluge Berechnung der Personen und der Sachlage bei geringer Schätzung alles Grundsätzlichen. Er gewann durch eine gewisse graziöse Würde und durch die leichte Form des Verkehrs: obgleich ohne gründliche Kenntnisse, war er doch gewandt genug, um selbst hochgebildeten Männern das Gespräch mit ihm anziehend zu machen. Als Fremder mit den inneren Zuständen Österreichs unbekannt, trübte ihm niemals die Rücksicht auf innere Schwierigkeiten den Blick; er trieb die Diplomatie wie eine Kunst, für die ihm Österreich nicht das Ziel,

sondern nur der Ausgangspunkt war; ein Gefühl von Verantwortlichkeit hat ihn niemals eingeengt. Bestechlich war er nicht; in Finanzsachen vornehm unwissend, war er sehr häufig des Geldes bedürftig und nahm ohne Besinnen Geschenke an, aber in seiner Politik ließ er sich nicht dadurch beeinflussen. Er betrachtete sich nicht als den Minister Österreichs, sondern als den Sachwalter des konservativen Europa. Kühner Entschlüsse war er unfähig; hinzuhalten und zu beschwichtigen galt ihm als die höchste Weisheit. Auch er war allerdings, ehe der Krieg ausbrach, für diesen im Sinne des Grafen Stadion energisch eingetreten; zu der Hoffnung auf die erwachende Kraft des österreichischen Volkes kam die andere, daß man in Paris und Frankreich so gereizt gegen Napoleon sei, daß die erste größere Niederlage eine Revolution hervorrufen würde. In diesen Hoffungen sah er sich getäuscht, und so ging in ihm wohl etwas Ähnliches vor, wie in Kaiser Franzens beschränktem Kopfe: er begann Volkserhebungen nicht nur als etwas Nutzloses, sondern sogar unter Umständen als etwas sehr Gefährliches zu betrachten, eine Stimmung, die mit den Jahren immer mehr zunahm.

Zu seinem Herrn und Kaiser paßte Metternich vortrefflich, obgleich er niemals dessen Günstling war, ja Jahre gebraucht hat, um sein Vertrauen zu gewinnen. Wie Franz verlangte er passiven Gehorsam, um ungehindert den Einfluß Österreichs nach außen zur Geltung bringen zu können; auch ihm galt Opposition für Beleidigung, auch ihm stand sein persönliches Behagen über dem Wohle des Ganzen. Auf die Details der Geschäfte verstand er sich nicht; es war dem Kaiser eine Befriedigung, in deren Erledigung gewissermaßen der Kanzleirat seines Ministers zu sein, denn dadurch blieb dem allezeit mißtrauischen Franz das Gefühl, daß eigentlich er selber die Geschäfte besorge.

Das waren die beiden Männer, in deren Hand jetzt die Geschicke Österreichs lagen. „Massen von Papier und die nichtige Dummheit oder Faulheit", wie der Minister von Stein an Pozzo di Borgo schrieb, wurden an die Stelle der freien Thätigkeit des Menschen gesetzt. Und als nun vollends durch das Finanzpatent vom 20. Februar 1811, durch welches der Staat seinen Gläubigern einen Akkord von 20 Prozent aufzwang, der Staatsbankrott erklärt wurde, da schien die Lage des Kaiserstaates ebenso trostlos in der Gegenwart, wie hoffnungslos für die Zukunft. Von diesem Österreich, mußte man meinen, hatte Napoleon nichts zu fürchten.

Die österreichische Heirat und das Konkordat von Fontainebleau.

Heiratspläne Napoleons.

Nach wie vor blieb für Napoleon als Hauptfrage die Auseinandersetzung mit England. Solange England nicht gebeugt war, fehlte dem gewaltigen Staatsbau, den er aufgeführt hatte, durchaus die Gewähr der Dauerhaftigkeit. Wie aber sollte er das meerbeherrschende anders beugen, als daß er es ganz von dem Kontinente Europas ausschloß? Wohl hatte ihn die Besiegung Österreichs diesem Ziele um einen Schritt näher gebracht, aber zugleich auch zur endgültigen Regelung seiner Beziehungen zu Rußland gedrängt: ein selbständiges Rußland neben dem napoleonischen Universalreiche erschien unmöglich; es schloß die Möglichkeit einer Hemmung oder gar Bedrohung Frankreichs in sich. Freilich verknüpfte die beiden Kaiser eine enge Freundschaft: aber war sie fest genug, auch trotz der Verschiedenheit der Interessen Rußland dauernd in die Gefolgschaft Frankreichs zu bannen? So war schon in Erfurt Kaiser Napoleon der Gedanke gekommen, sie durch eine verwandtschaftliche Verbindung mit Alexander zu kräftigen und ihr die Gewähr der Dauer zu geben: er ließ im tiefsten Vertrauen bei seinem kaiserlichen Freunde um die Hand von dessen Schwester für sich anhalten. Alexander verwies ihn an seine Mutter; die Kaiserin-Mutter schnitt alle Verhandlungen dadurch ab, daß sie die Großfürstin ohne Verzug mit dem Herzog von Oldenburg verlobte. Trotzdem ließ Napoleon seinen Gedanken nicht ganz fallen. Es kam noch ein anderes Motiv ins Spiel; der Kaiser wünschte auf das lebhafteste zur Befestigung und Begründung der Dynastie einen Sohn. Von Josephine, die am 23. Juni 1763 geboren, also sechs Jahre älter war wie er und das 46. Jahr schon überschritten hatte, war ein solcher nicht mehr zu erhoffen. Schon im Jahre 1807 ließ sich Napoleon eine Liste von Prinzessinnen aus den großen Häusern Europas anfertigen, die ihm bei der Wahl einer zweiten Gattin dienlich sein sollte.

Josephinens Stellung dazu.

Von den Absichten des Kaisers war durch Fouché ein unbestimmtes Gerücht zu Ohren Josephinens gedrungen; sie fühlte sich in ihrer Stellung als Kaiserin und Gattin bedroht und gab sich alle Mühe, der Sache auf den Grund zu kommen. Indes die Ein-

geweihten blieben verschwiegen, nur eine gewisse Unsicherheit, die Napoleon nach seiner Rückkehr aus Schönbrunn seiner Gemahlin gegenüber zeigte, erhielt ihr Mißtrauen rege.

Es war am 30. November 1809. In düsterem Schweigen war die Tafel in den Tuilerien vorübergegangen. Der Kaiser begab sich nach seiner Gewohnheit in den Nebensalon; langsam folgte ihm die Kaiserin Josephine, von bangen Ahnungen gequält. Als sie allein waren, eröffnete er ihr die Notwendigkeit einer Ehescheidung. „Nein, ich kann es nicht überleben!" schrie Josephine laut auf und stürzte ohnmächtig auf den Fußboden nieder. Mit Hilfe des Grafen Bausset, den er aus dem Vorzimmer herbeigerufen, trug sie der Kaiser in ihr Schlafzimmer. Voller Bestürzung über den Vorfall sprach er sich zu Bausset aus. „Das Interesse Frankreichs und meiner Dynastie", sagte er, „hat meinem Herzen Gewalt angethan. Die Trennung ist für mich eine harte Pflicht geworden."

Die Scheidung.

Noch einige Male gab es aufregende Szenen zwischen dem Kaiser, der seine Gefühle für seine Gattin und deren Kinder nicht verbarg, und diesen selbst. Endlich fand sich Josephine in ihr Schicksal, um so eher, als Napoleon ihr und den Kindern die bindendsten Versicherungen gegeben hatte, daß er ihre Zukunft so ehrenvoll und sorgenfrei gestalten werde, wie es nur unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Mit der Einwilligung Josephinens war nach den Bestimmungen des Code civil ein Ehescheidungsgrund gegeben; im übrigen anerkannte die französische Gesetzgebung die Ehescheidung schon seit 1792. Den Bestimmungen des Gesetzes entsprechend, beschied der Kaiser auf den 15. Dezember 1809 den Erzkanzler des Reiches Cambacérès und den Staatssekretär Regnaud de Saint-Angely in die Tuilerien; nach dem kaiserlichen Familienstatute hatten diese beiden Würdenträger die Obliegenheiten von Zivilstandsbeamten bei der kaiserlichen Familie zu erfüllen. Vor ihnen und in Gegenwart seiner ganzen Familie verlas zuerst der Kaiser mit zitternder Stimme und Thränen in den Augen — er hielt dabei die weinende Josephine bei der Hand — eine durchaus würdige Erklärung, in der er seinen Willen, diese Ehe zu trennen, zugleich mit der Anerkennung dessen, was ihm Josephine bisher gewesen, kundgab und seine Absicht aussprach, ihr auch fernerhin den Titel und Rang einer Kaiserin bewahren zu wollen. Darauf wollte auch Josephine ihre Erklärung vorlesen; aber Thränen erstickten ihre Stimme, und an ihrer Statt that es Regnaud. Auch diese Erklärung war durchaus würdig gehalten, und mit Recht sagte der französische Geschichtschreiber Thiers, diese Worte seien die schönsten gewesen, die je unter ähnlichen Umständen ausgesprochen worden wären. Über den ganzen Vorgang schrieb der Erzkanzler ein Protokoll nieder, das alle Anwesenden unterzeichneten, an der Spitze Napoleon und Josephine. Dieses Protokoll ging sogleich dem Ministerrate zu, der noch am selben Abende den Gesetzesvorschlag über die Trennung der kaiserlichen Ehe abfaßten. Diese Vorlage erhob am folgenden Tage, am 16. Dezember 1809, der Senat zum Beschluß, dessen erster Artikel kurz und bündig lautete: „Le mariage contracté entre l'empereur Napoléon et l'impératrice Joséphine est dissous." Mit einer Jahresrente von 3 Millionen Frank zog sich Josephine auf das ihr überwiesene Schloß Malmaison zurück, wo sie ihre Tage zwischen thränenreiche Klagen und die Sorge um ihre Toilette teilte.

Schwieriger gestaltete sich die Frage der kirchlichen Trennung, an deren Notwendigkeit Napoleon gar nicht gedacht hatte; Cambacérès mußte ihn darauf aufmerksam machen, namentlich rücksichtlich der Bedenken katholischer Höfe im Falle einer bei ihnen erfolgenden Werbung. Er erhielt den Auftrag, diese Sache zu erledigen. Er berief infolgedessen eine Kommission von sieben Prälaten, an der Spitze den Kardinalbischof von Montefiascone, den früheren Abbé Maury, uns bekannt aus der Zeit der Konstituierenden Versammlung. Sie erkannten, absehend von dem Grunde, daß Napoleon die kirchliche Einsegnung seiner Ehe im Jahre 1804 nicht gewollt, also schon der Mangel seiner Einwilligung die Ehe ungültig mache, aus zwei Gründen auf Nichtigerklärung, nicht Scheidung, der Ehe, weil entgegen den kanonischen, auf dem Konzil von Trient festgesetzten Bestimmungen, die Eheschließung ohne die vorgeschriebenen zwei Zeugen und ferner auch nicht vor dem zuständigen Pfarrer erfolgt sei. Diese Entscheidung, der sich der Erzbischof und das Offizial von Paris anschloß, wurde am 12. Januar 1810 gegeben; sie mußte Napoleon um so lieber sein, als er die Mitwirkung des Papstes dabei nicht brauchte, der diese Gelegenheit sicher benutzt hätten, um sich für die ihm gewordene schnöde Behandlung zu rächen.

Während der Scheidungsprozeß sich abwickelte, nahm Napoleon mit Eifer den Gedanken einer russischen Verbindung wieder auf. Durch eine Depesche vom 22. November 1809 beauftragte er seinen Geschäftsträger in St. Petersburg, vertraulich beim Zaren anzufragen, ob er mit Rücksicht auf die schon zu Erfurt ausgetauschten Meinungen geneigt sei, eine Werbung Napoleons um seine Schwester anzunehmen und im Familienrate zu befürworten, insbesondere der Kaiserin-Mutter gegenüber, die sich ja offenbar ablehnend verhielte. Der Zar erbat sich zu diesen Unterhandlungen Zeit, legte aber anscheinend große Bereitwilligkeit an den Tag und glaubte auch die Zustimmung seiner Mutter und der übrigen Familienglieder gewinnen zu können. Doch ließ er durchblicken, daß die Einwilligung wesentlich abhängig sein würde von der Unterzeichnung eines Geheimvertrags, in welchem Napoleon versprach, nie selbst das Königreich Polen wiederherzustellen und es auch andern nicht zu gestatten. Mit der Redaktion dieses Vertrags, dessen Verpflichtungen für Napoleon unter Umständen recht unbequem werden konnten, war man gerade in Petersburg beschäftigt, als am 17. Dezember 1809 eine weitere Depesche Napoleons einlief, in der er sich mit allen etwa zu stellenden Bedingungen, soweit sie das Staatswohl nicht gefährdeten, einverstanden erklärte, selbst mit der Errichtung einer griechischen Kapelle. Alexander fuhr fort zu zögern und vermehrte dadurch die Ungeduld Napoleons. Am 16. Januar 1810 war die zehntägige Frist abgelaufen, die Herr von Caulaincourt dem Zaren zur Entscheidung gewährt hatte; am 21. Januar hatte dieser noch nicht geantwortet. Darüber erstattete der Gesandte nun Bericht, indem er zugleich den Polen betreffenden Geheimvertrag beifügte. Als der Kurier mit diesen Depeschen am 6. Februar in Paris eintraf, war die Entscheidung schon gefallen. Nach langem Schwanken hatte sich Napoleon für ein andre Prinzessin, für die Tochter des Kaisers Franz, Marie Luise, entschieden.

Werbung Napoleons um eine Großfürstin.

Am Pariser Hofe gab es zwei Parteien, eine russisch gesinnte, deren Wortführer namentlich Murat, des Kaisers Schwager war, und eine österreichische, die ihr Hauptquartier in Malmaison hatte. Nachdem sich Josephine in die Thatsache der Ehescheidung gefunden, nahm sie begreiflicherweise das größte Interesse an der Persönlichkeit, auf die die zweite Wahl des Kaisers fallen würde. Sie war, schon aus Rücksichten für die Religion, für die nächst der russischen nur noch denkbare österreichische Heirat; sie sprach sich persönlich zu ihren gunsten aus und ließ auch durch Eugen dazu raten. Talleyrand, in diesen Dingen keine zu verachtende Autorität, folgte derselben Ansicht.

Stimmung für eine österreichische Verbindung.

Unter solchem Einflusse hatte Napoleon durch einen Vertrauten, den Grafen Alexander Laborde, im Dezember 1809 unter der Hand bei Metternich anfragen lassen, wie man sich wohl zur Werbung des Kaisers um Marie Luise stellen würde. Es durfte freilich Stimmung für eine solche Familienverbindung nach dem, was man jüngst erlebt hatte, in Wien nicht vorausgesetzt werden; aber das drohende Gespenst einer noch engeren Verbindung zwischen Rußland und Frankreich ließ anders darüber denken. Metternich schrieb an den österreichischen Gesandten in Paris infolgedessen am 25. Dezember 1809 eine Instruktion, daß er, im Falle bei ihm eine Werbung stattfinde, diese nur zum Bericht nehmen, im übrigen aber nur seiner persönlichen Auffassung Ausdruck geben solle, nämlich der Kaiser werde wohl seine Tochter nie zu einer Ehe zwingen, die mit den Vorschriften der Religion im Widerspruch stehe; doch solle er sich über die dabei für Österreich etwa abfallenden Vorteile zu unterrichten suchen und im allgemeinen mit nichten eine ablehnende Haltung zeigen.

Eine direkte Werbung erfolgte zunächst noch nicht. Dagegen konnte die in Paris zurückgebliebene Gräfin Metternich am 3. Januar 1810 ihrem Gatten merkwürdige Dinge erzählen, die sie in Malmaison am Tag vorher erlebt hatte. Sie hatte da zunächst den Vizekönig von Italien vorgefunden, der sehr viel von Metternich gesprochen, und dann sei Eugens Schwester, die Königin von Holland, hereingekommen, habe sie der gut österreichischen Gesinnung der ganzen Familie versichert und die überraschende Mitteilung gemacht, daß ihr Bruder Napoleon die Werbung um die Hand der Erzherzogin angeraten habe. Kaum habe sie sich von ihrem Erstaunen erholt gehabt, als auch schon die Kaiserin eingetreten sei und von ihren die gleiche Richtung nehmenden Wünschen gesprochen habe. Sie sei ziemlich sicher, daß der Kaiser ihrem Wunsche folgen werde; jedenfalls werde sie heute, da der Kaiser sich zum Frühstück angesagt habe, noch einmal über das Thema mit ihm sprechen; sie werde dann der Gräfin näheres mitteilen lassen. Dies unterblieb zwar, da die Königin von Holland unterdessen erkrankte, aber die Gräfin konnte ihrem Briefe ein paar Tage später wenigstens noch als Schluß hinzufügen, daß sie beim letzten Empfange des Kaisers mit ihm habe Karte spielen dürfen und daß er sie mit Artigkeiten überhäuft habe. — Auch ein Bericht Schwarzenbergs bestätigte die wachsende Sympathie für die österreichische Heirat und konnte Äußerungen des Ministers des Äußern mit-

teilen, die, wenn auch nicht offiziell, so doch bezeichnend waren für die Stimmung des Kaisers. Ihm konnte nun auch unter dem 27. Januar Metternich die Bereitwilligkeit des Kaisers und der Erzherzogin versichern, da ja unterdessen durch die Entscheidung der geistlichen Kommission auch das kirchliche Hindernis beseitigt war.

Napoleon entscheidet sich für die Erzherzogin.

Am 21. Januar hatte Napoleon wegen der Heiratsfrage den Staatsrat berufen. Es kam auch die eventuelle Wahl einer sächsischen Prinzessin, die man angeboten erhalten hatte, zur Sprache; aber die Majorität, darunter der Vizekönig Eugen und Talleyrand, erklärte sich für die österreichische Verbindung; Murat und Cambacérès, letzterer mit nicht unwesentlichen Gründen, waren für die russische. Der Kaiser entließ die Versammlung darauf mit seinem Danke, ohne jedoch seine Entscheidung zu verraten. So schwerwiegend das war, was Cambacérès geäußert, es fielen doch auch die Gründe der gegnerischen Partei ins Gewicht, die noch dazu die Majorität war und Leute umfaßte, denen der Kaiser ein möglichst uninteressiertes Urteil zutrauen durfte. Mehr noch mußte auf ihn bestimmend einwirken, daß man ohne sichtbaren Grund in Petersburg zauderte, den ersten Machthaber des Kontinents zum Eidam und Schwager anzunehmen, während das älteste Fürstenhaus der Welt, von Sachsen gar nicht zu reden, eine so lobenswerte Beflissenheit an den Tag legte. Hierzu kam die große Jugend der Großfürstin, die das 16. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte und damit sehr wahrscheinlich Napoleons Hauptwunsch auf einige Zeit die Gewährung versagte. Je weniger das ausgehende Jahr 1809 die österreichische Verbindung zu begünstigen schien, um so mehr wuchsen deren Aussichten mit jedem Tage des neuen Jahres, der die ersehnte Antwort aus St. Petersburg immer noch nicht kommen sah. Als endlich am 6. Februar 1810 Caulaincourts Bericht anlangte, brachte er, abgesehen von dem polnischen Geheimvertrag nichts Endgültiges. Und nun zeigte es sich, daß Napoleon sich schon entschieden. Am selben 6. Februar mußte Herr von Champagny nach St. Petersburg schreiben und der russische Botschafter Fürst Kurjakin in Paris benachrichtigt werden, daß die Langsamkeit des Petersburger Hofes den Kaiser, der nicht warten könne, der Bevorzugung enthebe, die er sich der Schwester seines Verbündeten seit Erfurt zur Pflicht gemacht habe; Alter und Religion sprächen sowieso gegen den Plan. Gleichzeitig bezeichnete er in den bestimmtesten Ausdrücken den polnischen Vorschlag für unannehmbar. — Der Bruch mit Rußland war innerlich vollzogen. —

Annahme der Werbung in Wien.

Am selben Tage, der die Entscheidung gegen Rußland brachte, schrieb Napoleon dem Minister Champagny ein zweites Mal, er solle ihm am nächsten Morgen den Ehevertrag Ludwigs XVI. bringen und auf Mittag den Fürsten Schwarzenberg bitten lassen. Abgesehen von den notwendigsten Änderungen behielt Napoleon jenen Vertrag bei, und so konnte ihn Schwarzenberg schon am 7. vorläufig unterzeichnen; am nächsten Tage war sein Botschaftssekretär Floret auf dem Wege nach Wien. Und ebenso rasch, soweit es eben die damaligen Verkehrsmittel und Wege zuließen, erfolgte das übrige. Am 5. März erschien zu feierlicher Werbung in Wien der Marschall Berthier, Fürst von Wagram. Der bejahrte Fürst — er war 1753 geboren — wußte der immerhin delikaten Mission mit Takt sich zu entledigen. In jugendlicher Begeisterung hatte er an Lafayettes Seite für die Nordamerikaner gefochten, dann in dem Feldzuge in der Lombardei und vier Jahre später bei Marengo sich sehr hervorgethan, ganz besonderen Ruhm aber als Chef des Generalstabes seit 1805 gewonnen, als er es meisterhaft verstand, die Kriegsdispositionen, welche Napoleon stets nur in den allgemeinsten Zügen gab, im Detail zu entwickeln und durchzuführen. Zum Fürsten von Neufchatel und zum Vizeconnetable von Frankreich erhoben, hatte er sich 1808 mit einer bayrischen Prinzessin, der Tochter des Prinzen Wilhelm, vermählt: ein Mann, ebenso besonnen wie rechtlich, durch seinen Charakter wie durch seine Bildung — er war der Sohn des Gouverneurs des Kriegshotels in Paris — unter den napoleonischen Generalen hervorragend.

Entgegenkommend wurde die Werbung aufgenommen; schon am 11. März fand durch Prokuration die Vermählung statt, wobei Erzherzog Karl die Stelle des Bräutigams vertrat; der greise Erzbischof von Wien, der vor einem Jahre die Waffen zum Kampfe gegen den französischen Kaiser geweiht hatte, segnete jetzt die neue französische Kaiserin.



Marie Louise

24. Marie Luise, Kaiserin der Franzosen.
Gemälde von Simon Gérard.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Stimmung in Wien.

Die Stimmung in Wien über diese überraschende Verbindung war im allgemeinen große Freudigkeit und Zufriedenheit, wenn schon die Patrioten trauerten. Was sollte auch Österreich thun? In seiner jetzigen Lage hätte es eine Werbung Napoleons an sich nicht abweisen können, und wäre das anfängliche Projekt einer russischen Heirat verwirklicht worden, so hätte Österreich ernstlich für seine Existenz zu fürchten gehabt. Metternich war, wie er an Schwarzenberg nach Paris schrieb, weit davon entfernt, sich Illusionen zu machen über die Tragweite der Verbindung; es sei ein großer Abstand zwischen der Heirat und der Aufgabe des von Napoleon bisher befolgten Systems. Aber man erhoffte wenigstens ein paar Jahre der Ruhe für die innere Entwickelung. Das zeigte sich auch an der Börse, wo die Kurse beim Bekanntwerden der Verlobungsnachricht augenblicklich stiegen. Als ein Pfand des Friedens nahm insbesondere die Wiener Bevölkerung die Verheiratung auf; sie gebärdete sich nach dem Berichte des Marschalls Berthier wie toll vor Freude und hätte ihm beinahe die Pferde ausgespannt. So schwamm auch am Tage der Vermählung, einem Sonntage, ganz Wien in Wonne, und abends war die Stadt aufs glänzendste beleuchtet.

Die Erzherzogin Marie Luise am 21. Dezember 1791 geboren, schlank von Wuchs, blond, mit blauen Augen und frischen Farben, war eine einnehmende Erscheinung; aber in ihrem Wesen hatte sie etwas Kaltes und Ablehnendes. Am 13. März verließ sie Wien, von der Bevölkerung mit Kundgebungen aufrichtigster Sympathie begleitet. Man fühlte ganz richtig, daß sie sich der Erhaltung des Friedens zum Opfer brachte. In Braunau wurde sie, als sie die österreichische Heimat verließ, von der Königin von Neapel, Napoleons Schwester, am 16. März mit größtem Pompe empfangen und nach Frankreich geleitet. In Compiègne, so war das Programm, sollte sie am 27. März mit ihrem Gemahle zusammentreffen; allein Napoleon, voller Ungeduld, fuhr ihr in seinem gewöhnlichen grauen Überrocke in einer einfachen Kalesche, nur von seinem Schwager Murat begleitet, entgegen. In Courcelles wartete er, unter dem Vordache der Kirche stehend — es regnete stark — auf den Zug der Kaiserin. Sobald der Wagen der Kaiserin, um die Pferde zu wechseln, anhielt, sprang Napoleon auf den Schlag und warf sich seiner Gemahlin um den Hals. So begrüßte er sie und geleitete sie selbst nach Compiègne. Am 1. April fand die zivilrechtliche Vermählung in St. Cloud statt, welcher am nächsten Tage die kirchliche Trauung in Paris durch den Kardinal Fesch folgte; fünf Königinnen trugen dabei der jungen Kaiserin die Schleppe.

Prunkvolle Feste, Gnadenerweisungen aller Art feierten das Ereignis; nach dem Beispiele Alexanders des Großen verheiratete Napoleon 6000 seiner Veteranen mit Töchtern ihrer Gemeinden, freigebig selbst die Aussteuer bestreitend. Kantaten, Hymnen, Dithyramben ohne Zahl priesen die Verbindung des Nachfolgers Karls des Großen mit „der Tochter der Cäsaren". Selbst der im Faubourg St. Germain mit abfälliger Kritik der neuen Verhältnisse beschäftigte alte Adel schien zum Teil bereit, seine Überlieferungen aufzugeben und sich einem Hofe zu nähern, der soeben durch die Verbindung mit dem ältesten Herrscherhause Europas eine Art Legitimität erworben hatte. Anderseits standen alte Republikaner grollend abseits; sie sahen in der Heirat den offenen Abfall von den Grundsätzen der Revolution, die drohende Rückkehr zu dem alten Regime. Und als bei dem Ballfeste, durch welches Fürst Schwarzenberg die Vermählung feierte, der Tanzsaal, ein hölzerner Anbau am österreichischen Botschaftshotel in der Chaussée d'Antin in Flammen aufging und eine Menge Menschen dabei zu Tode kam, da gedachte mancher des ähnlichen Unglücks, das die Vermählung Ludwigs XVI. mit der Erzherzogin Marie Antoniette verdüstert hatte, und prophezeite nichts Gutes aus dieser neuen Vermählung mit einer Österreicherin.



25. Medaille auf die Taufe des Königs von Rom (1811).
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen zu Wien.)

Das Verhältnis Napoleons zu seiner neuen Gattin strafte jedoch solche Prophezeiungen Lügen. Er fühlte sich in jeder Richtung befriedigt und suchte das auch an den Tag zu legen. Es wird erzählt, daß Metternich, der zur politischen Ausbeutung der neuen Lage und zur Beratung der unerfahrenen Erzherzogin im April 1810 nach Paris gegangen war, von Napoleon kurzerhand in das Zimmer Marie Luisens geführt und mit ihr allein gelassen worden sei; sie sollte ihm völlig ihr Herz ausschütten. Bei dieser Gelegenheit sagte die Erzherzogin: „Man glaubt in Wien wahrscheinlich, daß ich mich vor meinem furchtbaren Gemahl sehr fürchte. So sagen Sie denn meinen alten Landsleuten, daß er mehr Furcht vor mir hat, als ich vor ihm."

Die Geburt des Königs von Rom.

Die Geburt eines Sohnes am 20. März 1811 — Napoleon gab ihm den stolzen Titel eines Königs von Rom — erfüllte dem Kaiser einen lange gehegten Herzenswunsch und erhob ihn, wie man meinen durfte, auf den Gipfel des Glückes. Selbst die Bourbons in England ergaben sich jetzt in stiller Resignation.

Zwist in der kaiserlichen Familie.

Unterdessen vereinsamte aber Napoleon in seiner eignen Familie immer mehr. Gegen seinen Bruder Joseph war er verstimmt, weil dieser nicht eine Marionette in der Hand des Kaisers sein wollte, sondern ernstlich danach strebte, die Spanier mit seiner Herrschaft auszusöhnen. Noch entschiedener sträubte sich Ludwig dagegen, nur der gekrönte Präfekt seines Bruders in Holland zu sein. Die Kontinentalsperre vernichtete von Monat zu Monat mehr den Wohlstand des Staates, der zu seinem

Gedeihen durchaus auf den Zwischenhandel angewiesen war. Daher handhabte Ludwig die Sperre mit Milde und Nachsicht und stellte überhaupt das Wohl Hollands über die Rücksicht auf Frankreich. Die Spannung zwischen den Brüdern wurde endlich so stark, daß Napoleon mit Gewaltmaßregeln drohte. Allein Ludwig war zum Widerstande entschlossen und versagte den unter Oudinot einmarschierenden französischen Truppen den Eintritt in Breda und Bergen op Zoom. „Ist der König von Holland verrückt geworden?" fragte Napoleon, als er davon hörte.

Abdankung Ludwigs und Einverleibung Hollands.

Diesmal gab Ludwig noch nach und ließ es geschehen, daß Holland bis an den Rhein und Waal mit Frankreich vereinigt wurde; als aber unter allerhand Vorwänden Napoleon eine holländische Stadt nach der andern besetzte und den Kreis um Amsterdam immer enger ziehen ließ, da dachte Ludwig daran, die Dämme zu durchstechen, das Land unter Wasser zu setzen und die Unabhängigkeit Hollands auf das äußerste zu verteidigen. Indes seine Minister erwarteten von jedem Widerstande nur Verderben für das Land: was sollte Ludwig thun? Um die Aussöhnung zwischen Holland und Frankreich zu erleichtern, entsagte er am 1. Juli 1810 zu gunsten seines ältesten Sohnes der holländischen Krone und begab sich in der Stille unter dem Namen eines Grafen von St. Leu nach Böhmen, bei den Holländern das Andenken eines redlichen und wohlmeinenden Mannes hinterlassend. Napoleon aber nahm auf die Bedingung der Thronentsagung keine Rücksicht, sondern sprach schon am 9. Juli die Vereinigung ganz Hollands mit Frankreich aus, „um die Kontinentalsperre strenger durchzuführen". Lebrun wurde zum Statthalter ernannt. Die Jahresrente, welche der Senat Ludwig zusprach, lehnte dieser mit Entschiedenheit ab; er lebte fortan in privater Zurückgezogenheit, während die Königin Hortensia, die schon lange von ihrem Gatten getrennt lebte, fortfuhr, am Tuilerienhofe eine Rolle zu spielen.

Lucian Bonaparte.

Lucian Bonaparte hatte sich durch Napoleons Opposition gegen seine Ehe schon früher, wie erzählt wurde, gekränkt gesehen; dann hatte ihm Napoleon Aussicht gemacht, seine Tochter mit Ferdinand VII. von Spanien zu verheiraten, hatte aber die ganze Sache plötzlich abgebrochen. Die Gewaltthätigkeiten Napoleons gegen den Papst in Rom hatten die Brüder vollends entzweit. So hatte Lucian es für geraten gefunden, sich der Machtsphäre seines Bruders ganz zu entziehen. Am 5. August 1808 schiffte er sich nach Nordamerika ein. Allein sein Schiff wurde von den Engländern aufgebracht; er kam als Gefangener nach England, wo er mit poetischen Beschäftigungen die Zeit ausfüllte.

Einverleibung Roms.

Rom, seit dem Februar 1808 schon in der Gewalt der Franzosen, war eine französische Stadt geworden. Als das Gebiet des Kirchenstaates in das Königreich Italien einverleibt worden war, hatte Papst Pius VII. eine Bannbulle vorbereitet, durch welche er den Fluch über diejenigen aussprach, welche sich der Besitzungen der Kirche bemächtigten. Wen anders als den Kaiser Napoleon meinte sie? Blieb nun auch diese Maßregel dem Kaiser verborgen, so entgingen ihm doch die Sympathien nicht, welche der Papst bei dem Beginne des österreichischen Krieges für die Sache Österreichs wiederholentlich an den Tag legte. Sobald er daher die ersten schweren Schläge bei Regensburg gegen Österreich geführt hatte und in Wien eingezogen war, verfügte er am 17. Mai 1809 von Schönbrunn aus, daß alle Länder, welche „Karl der Große, Kaiser der Franzosen, Unser erhabener Vorfahr" dem römischen Bischofe einst zu Lehen übergeben, jetzt wieder mit Frankreich vereinigt, Rom aber in dem französischen Kaiserreiche eine freie Reichsstadt werden sollte. So wurde Rom am 10. Juni ein Bestandteil des napoleonischen Reiches: die Klöster wurden aufgehoben, die fremden Priester ausgewiesen und allen Bischöfen und Geistlichen anbefohlen, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten; der Papst sollte nur Bischof von Rom sein; auf der Engelsburg wurde die französische Fahne entfaltet.

Pius VII. bannt Napoleon.

„Es ist vollbracht!" sagte der Kardinal Pacca zu Pius, diese Nachrichten ihm überbringend. „Consummatum est!" wiederholte der Papst und ließ auf das Drängen seines Staatssekretärs die seit Jahr und Tag bereit liegende Bannbulle allenthalben jetzt anheften: exkommuniziert und verflucht wurde der Kaiser Napoleon! Wie die Spanier darauf hinhorchten und an dem Banne ihre Waffen schärften!

Gefangennahme des Papstes (1809).

Vier Wochen ließ die kaiserliche Antwort auf diesen Fehdebrief auf sich warten. Während dieser Zwischenzeit hielt sich der Papst zurückgezogen im Palaste des Quirinal in Rom. Er war darauf gefaßt, daß ein Gewaltstreich gegen ihn unternommen werden würde, und hatte seinen Schweizergarden jede Gegenwehr verboten. Die Erwartung täuschte ihn nicht. Am 6. Juli 1809 abends um $^1/_2$11 Uhr überstiegen französische Soldaten auf Leitern an mehreren Stellen die Umfassungsmauer des Quirinal, entwaffneten die Schweizergarde und schlugen das Thor des Palastes ein. Der Papst hatte sich schon zu Bette begeben: der Lärm erweckte ihn aus dem Schlafe; er stand auf, kleidete sich an und forderte den Kardinal Pacca, der sich sofort zu ihm begeben hatte, auf, die verschlossene Zimmerthür zu öffnen. In dem Augenblick wich sie indessen schon unter den Kolbenstößen der französischen Soldaten aus den Angeln. Der General Radet, von Miollis mit der Verhaftung beauftragt, trat mit blankem Degen ein, hinter ihm drängten sich die Soldaten, die Muskete in der Hand. In rücksichtsvollster Weise, nicht ohne Verwirrung kündigte er dem Papste an, daß er den Befehl habe, ihn auf der Stelle mit dem Kardinal Pacca fortzuführen. „Mein Sohn", entgegnete Pius, „das ist eine Mission, welche den göttlichen Segen auf Sie nicht herabziehen wird." Dann nahm er von dem Nachttische, welcher vor seinem Bette stand, sein Brevier und sein Kruzifix: „Ich bin bereit."

In dem Hofe des Palastes hielt ein geschlossener Wagen; der Papst stieg mit dem Kardinal hinein, Radet setzte sich zu ihnen; in scharfem Trabe ging es zum Thore hinaus auf der Chaussee nach Florenz. „Wir haben gut daran gethan", wandte sich Pius an Pacca, „die Bulle am 10. Juni zu veröffentlichen; jetzt würde es zu spät sein!"

Der Papst in Savona.

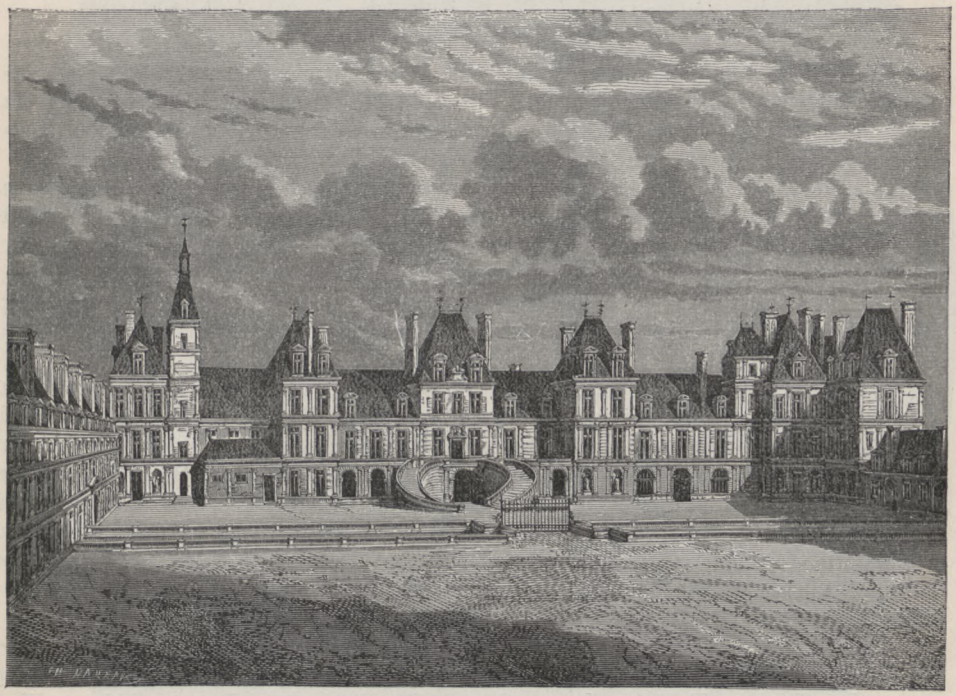
Mit Ergebung ertrug der Papst, dem Savona an der genuesischen Küste zum Aufenthalte angewiesen war, sein Schicksal, allein seine Standhaftigkeit ist eine ebenso verbreitete, wie unbegründete Sage: die allgemeine Sympathie, die dem ehrwürdigen Gefangenen zu teil wurde, hat einen unerschütterlichen Helden aus dem unsicher hin und her Schwankenden machen wollen. Nicht sowohl die Bannbulle, welche die nach Paris berufenen Kardinäle unumwunden für einen Mißbrauch der päpstlichen Gewalt erklärten, bereitete dem Kaiser Ungelegenheiten, als die Weigerung des Papstes, die neuernannten Bischöfe zu bestätigen. Napoleon setzte daher am 16. November 1809 eine kirchliche Kommission unter dem Vorsitze des Kardinals Fesch ein mit dem Auftrage, über die Grenzen der Befugnis des Papstes, über Bann und Konkordat, ein Gutachten abzugeben. Auf Grund desselben ließ der Kaiser die Artikel des gallikanischen Klerus vom Jahre 1682 als französisches Staatsgesetz am 25. Februar 1810 erneuern. Nunmehr versprach der Papst 27 Prälaten, die sich bittend an ihn wandten, die Bestätigung.

Das französische Nationalkonzil (1810).

Die Meinung Napoleons war, daß ein Nationalkonzil die Repräsentation der höchsten kirchlichen Gewalt übernehmen sollte; er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen würde, ein solches unter die weltliche Herrschergewalt zu beugen. Er ließ sich hierbei auch wenig stören durch die Vermittelung Österreichs, das in dieser Sache Metternich im April und Mai in Paris thätig sein ließ. Am 17. Juni 1810 traten die Kirchenfürsten Frankreichs und Italiens in der Kirche Notre Dame zu Paris unter dem Vorsitze des Kardinals Fesch zusammen. Die einzige Aufgabe dieses Konzils, welche der Kaiser ihm gestellt hatte, war, die Ordnung der kanonischen Einsetzung der Bischöfe zu regeln: er wollte, daß, wenn der Papst sie nicht binnen sechs Monaten vollzöge, dann der Erzbischof von Paris die Bestätigung auszusprechen haben sollte. Indes er hatte sich völlig in dem Geiste der Versammlung getäuscht. „Richtet", rief der greise Erzbischof von Bordeaux aus, „über den Papst, wenn Ihr es wagt, und verurteilt die Kirche, wenn Ihr es könnt." Das Konzil begann seine Verhandlungen mit dem Gelöbnisse des Gehorsams gegen den Papst. Entrüstet darüber erklärte der Kaiser, daß er nichts mehr von dem Konkordate wissen wolle, welches der Papst sich weigere auszuführen. „Sire", erwiderte der Erzbischof von Florenz, „Euer Majestät wird nicht mit eignen Händen das schönste Blatt Ihrer Geschichte zerreißen." „Die Bischöfe haben sich wie Memmen geführt!" rief ihm zornig der Kaiser zu. „Nein, Sire", ant-

wortete der Prälat ruhig, „sie sind nicht Memmen, denn sie haben die Partei des Schwächeren ergriffen." Statt aller Antwort drehte ihm Napoleon den Rücken zu.

Indessen begab sich doch eine Deputation des Konzils nach Savona und bat den Papst, dem Verlangen des Kaisers zuzustimmen: Pius that es in einem Breve, das er an das Konzil richtete. Inzwischen aber hatte Napoleon schon die Sitzungen der geistlichen Versammlung am 11. Juli schließen lassen. Einige der widerstrebenden Prälaten wurden in den Turm von Vincennes gesperrt, andre durch Drohungen eingeschüchtert oder durch Versprechungen geködert, so daß, als der Kaiser die Wiedereröffnung der Sitzungen am 5. August befahl, die Versammlung ohne viel Diskussion das kaiserliche Dekret annahm. Der Erzbischof von Bordeaux war der einzige, welcher



26. Schloß Fontainebleau.

offen zu protestieren wagte; nicht mehr als 13 oder 14 der Kirchenfürsten schlossen sich ihm an, indem sie bei der Abstimmung sitzen blieben. Am 20. September bestätigte der Papst den Beschluß des Konzils.

Portalis verabschiedet.

Die Schwierigkeiten indes, welche das Konzil bereitet hatte, wurden die Veranlassung, daß der Minister Portalis seine Entlassung erhielt, von den alten Beratern des Kaisers der dritte, dessen er sich entäußerte: 1808 schon war Talleyrand verabschiedet worden, im Sommer 1810 Fouché, angeblich wegen der Eigenmächtigkeiten, welche er sich zur Vertreibung der Engländer von Walcheren hatte zu schulden kommen lassen, in Wahrheit, weil der Kaiser zu dem alten Terroristen kein volles Vertrauen hegte.

Das Konkordat von Fontainebleau.

Das Konzil hatte dem Kaiser den Geist gezeigt, welcher den Klerus beseelte; er beschloß, sich also des Papstes definitiv zu versichern. Pius wurde im Sommer 1812 von Savona nach Frankreich gebracht, wo ihm das Schloß von Fontainebleau zum Aufenthalt angewiesen wurde. Nur mit ganz zuverlässigen Leuten umgab Napoleon hier den heiligen Vater, dem die Bestätigung des Konziliarbeschlusses doch die heftigsten Gewissensbisse verursachte. So wurde der durch die Einsamkeit und körperliche Leiden ermattete Papst zu einer völligen Unterwerfung unter den Kaiser willfährig gemacht.

Aus dem russischen Feldzuge eben zurückgekehrt, suchte ihn hier Napoleon auf und brachte ihn, in fünftägigen Verhandlungen bald heftig drohend, bald liebenswürdig überredend, dahin, daß er am 25. Januar 1813 das Konkordat von Fontainebleau unterzeichnete, worin er den Metropolitanbischöfen das Recht einräumte, nach Verlauf von sechs Monaten die vom Kaiser ernannten Bischöfe zu bestätigen, seine Residenz in Avignon zu nehmen versprach und eine Staatsbesoldung von 2 Mill. Frank annahm, also indirekt auf die weltliche Herrschaft Verzicht leistete. Nach zwei Monaten jedoch widerrief Pius, vornehmlich durch Pacca und Consalvi bestimmt, das Konkordat; die Mißerfolge in Deutschland zwangen den Kaiser, seinen Gefangenen frei zu lassen. Am 24. Mai 1814 kehrte Pius, von den Römern jubelnd begrüßt, in seine alte Hauptstadt zurück.

Preußens Erstarkung.

Es steckt in dem preußischen Staate eine Lebensenergie sondergleichen. Im Zusammenhange seiner Geschichte betrachtet, ist selbst die Katastrophe von Jena ihm ein Segen geworden; sie brachte nicht bloß den Grad, sondern auch die Art der Erkrankung zu Tage und wies damit auf den rechten Weg zur Heilung hin.

Die mannigfachen Gebiete, welche die brandenburgischen Hohenzollern meist durch Personalunion unter ihrem Zepter vereinigt hatten, faßte zuerst der Große Kurfürst zu einer Staatseinheit zusammen. Friedrich Wilhelm I., Preußens „größter innerer König", schuf die strenge und gerechte Verwaltungsordnung, die dem preußischen Staate, wie einst dem römischen, in den Tagen der Bedrängnis seine Widerstandsfähigkeit gab. Friedrich der Große fügte die gesicherte Rechtspflege, die Anfänge geistiger Freiheit hinzu.

Friedrich Wilhelm II.

Unter Friedrich Wilhelm II. (1786—1797), dem Nachfolger des großen Friedrich, verdoppelte der preußische Staat fast seinen Umfang. Freilich sind seine Erwerbungen in Polen meist wieder verloren gegangen; aber doch haben sie nicht nur dazu gedient, dem Staate im Nordosten festen Zusammenhang zu geben, sondern sie haben auch bei der Wiederherstellung des Staates den Maßstab der Rekonstruktion geliefert. Friedrich Wilhelm II. ist es überdies gewesen, der den gleichsam abhanden gekommenen Gedanken einer engen Verbindung des preußischen Staates mit Deutschland zu vollem Ausdruck gebracht und zu einer Art friedlichen Protektorates ausgebildet hat.

Im Innern indessen herrschte dieser König nicht mit jener durchgreifenden Autorität, die man unter seinem großen Vorgänger gewohnt gewesen war; er ließ dem eignen Ermessen der Behörden freiere Hand. Die Räder der Staatsmaschine griffen nicht mehr so genau ineinander. Auch das Militär ward nicht mehr in der bisherigen unbedingten Unterordnung gehalten. Aber zog er auch die Zügel der Gewalt nicht so scharf an wie sein Vorgänger, so verlor er sie doch nie aus den Händen. Er war weder unthätig noch unfleißig, aber ihm fehlte die konsequente und zielbewußte Ausdauer. Durch geistvolle Bemerkungen, die er auf die Eingaben der Minister setzte, gab er die Direktive für die vielverschlungenen Geschäfte, ohne jedoch den durchdringenden Scharfblick und die Übersicht über das Ganze, wie sein Vorgänger, auch nur entfernt zu besitzen. Er hatte einen angebornen Sinn für Erleichterungen des bürgerlichen Lebens, auch einiges Verständnis für die deutsche Litteratur und Kunst. Doch rechtfertigte er hier nicht die auf ihn gesetzten Erwartungen. Die lebhafte Sympathie, mit der das Volk seine Thronbesteigung begrüßt hatte, blieb ihm auch nicht auf die Länge treu. Daß der König wieder in die Kirche ging, fand lebhafte Zustimmung; aber seine Religionsedikte, die in dem berüchtigten Wöllner ihren geistigen Vater hatten, wollte niemand billigen. Und nicht zum wenigsten schadeten dem persönlichen Ansehen des Königs die skandalösen Ausschreitungen seines Privatlebens und die im Zeitalter der Aufklärung doppelt lächerliche Richtung auf das Mystische und Übernatürliche, der er sich je länger je mehr hingab und die eine Anzahl höchst fragwürdiger Existenzen zu bestimmenden Stellungen brachte (s. Bd. VII, S. 599 ff.).



27. Friedrich Wilhelm III.

Nach dem Leben gemalt von F. Gerard (Paris 1814), gestochen von J. Forster.

Friedrich Wilhelm III.

Fast mit Widerstreben bestieg sein Sohn Friedrich Wilhelm (III.) am 16. November 1797, 27 Jahre alt, den Thron. Mit wahrhafter Bescheidenheit trat der junge König unter die Minister. „Sie haben Ihren besten Freund verloren; wollen Sie mich annehmen?“ sagte er zu ihnen und reichte einem jeden die Hand. Sittliche Reinheit und Einfachheit des Gemütes waren ihm eigen; von den Staatsgeschäften aber verstand er zunächst noch wenig. Doch unterzog er sich den Arbeiten der Regierung mit gewissenhafter Pünktlichkeit. Er war nicht geistreich, ohne Verständnis für die modernen Ideen, ja ihnen entschieden abgeneigt; aber er besaß eine schlichte Rechtschaffenheit und strenge Pflichttreue. Schwer schenkte er jemand sein Vertrauen; aber das einmal gefaßte zog er dann auch nicht zurück. Für Verbesserungen bewährte er einen offenen Sinn; doch wartete er Zeit und Gelegenheit dazu mitunter zu sorgsam ab. Unvermittelten und weitaussehenden Neuerungen war er abhold; eine ruhige Fortentwickelung des Staates wäre ihm das Liebste gewesen. Darum entsprach das System des Friedens und der Neutralität, das ihm sein Vater hinterlassen, durchaus seinem Sinne. Von ehrgeizigen Entwürfen war er weit entfernt. Ungewandten Wesens, des freien Wortes wenig mächtig, hatte Friedrich Wilhelm eine Scheu vor öffentlichem Hervortreten; er war zurückhaltend bis zur Schüchternheit. Das Mißtrauen in seine eigne Einsicht machte ihn unsicher und unentschlossen und raubte ihm den Mut der Initiative. Daher fehlte es seinem Thun an Schwung und rechter Wärme.

Die Königin Luise.

In seinen Tugenden wie in seinen Unzulänglichkeiten der vollkommene Gegensatz zu dem genialen Emporkömmling auf Frankreichs Throne hatte er doch eines mit ihm gemein: ihm fehlte wie jenem das Verständnis für die Macht sittlicher Ideen. Allein ihm war das Glück zu teil geworden, in seiner Gemahlin eine Lebensgefährtin zu finden, welche das Ideal der Weiblichkeit, von dem er beseelt war, verkörperte und in manchem Betracht sein Wesen harmonisch ergänzte. Die Königin Luise, eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, 1776 am 10. März geboren, lebt als das Ideal einer Fürstin in der Erinnerung des preußischen Volkes in sonniger Verklärung fort. Anziehend durch die holde Anmut ihrer Erscheinung, durch die ungesuchte Natürlichkeit ihres Wesens, gewann sie die Gemüter durch ihre Herzensgüte und imponierte doch zugleich durch die sittliche Reinheit ihrer Gedanken, welche Wort wie Miene widerspiegelte. Die Mängel ihrer französischen Erziehung war sie noch als Kronprinzessin bestrebt durch ernste Studien, namentlich der Geschichte und der neueren deutschen Litteratur auszugleichen. Raschen Geistes, reger Einbildungskraft urteilte sie stets nach hohen Gesichtspunkten und übte, obgleich sie sich von den Staatsangelegenheiten durchaus fernhielt, auf ihren Gemahl den segensreichsten Einfluß; ihr starker Mut, ihr froher Sinn wurden in den Tagen des Unglücks ihm Trost und Stütze, während er mit der ganzen Kraft seines Herzens sie als sein Kleinod umfaßt hielt. Sie wußte es selbst nicht, wie sehr sie durch das Beispiel, das sie gab, dem Preußenvolke half, das Unheil der Zeit, dessen Schatten bis in die ärmsten Hütten fiel, mit gestählter sittlicher Kraft zu tragen. Ihr Beispiel wurde Vorbild für hoch und gering.

Preußens Lage.

Es war eine trostlose Zeit, die für Preußen auf den Tilsiter Frieden folgte. Eine unerschwingliche Kriegssteuer war auf die vier Provinzen gelegt, welche jetzt noch den preußischen Staat bildeten. Bis sie bezahlt wäre, blieben die Franzosen als Herren im Lande und zogen aus den besetzten Landesteilen die Einkünfte zur Verpflegung ihrer Besatzungstruppen ein. Im Frankfurter Frieden 1871 wurde Frankreich eine Kontribution von 5 Milliarden Frank aufgelegt, d. h. die Bruttoeinnahme von etwa $2^1/_2$ Jahren, vom 1. Oktober 1806 bis zum 15. Oktober 1808 zog Frankreich aber aus Preußen an Kontributionen, Verpflegungen und Lieferungen 1 Milliarde und 129 Millionen Frank, d. h. die Bruttoeinnahme des damaligen Preußens in sechzehn Jahren! Es war das schamloseste Raubsystem, das von Berlin aus Daru im Auftrage Napoleons übte, der Preußen auf diese Weise, nachdem er es nicht hatte vernichten können, langsam zu erwürgen gedachte. Vergeblich bemühte sich Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, durch Unterhandlungen in Paris eine Erleichterung der unerschwinglichen Last zu erreichen; vergeblich bot er sich selbst mit seiner Gemahlin,

der hochherzigen Prinzessin Marianne von Homburg, dem Kaiser als Geisel an, um nur den Abzug der französischen Okkupationstruppen zu bewirken, welche, 160000 Mann stark, das ganze Land mit einziger Ausnahme von Ostpreußen besetzt hatten. Mit der offenen Gewalt ließ der Unterdrücker treulose Hinterlist Hand in Hand gehen. Durch den Vertrag von Bayonne vom 10. Mai 1808 verkaufte Napoleon für 20 Millionen Frank an den König von Sachsen das Recht, sich im Herzogtum Warschau preußische Kapitalien, die dort von der preußischen Bank, der Seehandlung, der allgemeinen Witwenkasse und von Privatleuten angelegt waren, im Betrage von 30 Millionen anzueignen, während doch Artikel 25 des Tilsiter Friedens ausdrücklich bestimmte, daß diese Kapitalien durch die Abtretung des Großherzogtums in keinerlei Weise berührt werden sollten.

Allgemeine Not im Lande.

Die Wirkungen der französischen Aussaugung zeigten sich bald; die preußische Bank stellte ihre Zahlungen ein; der Kurs des preußischen Papiergeldes sank auf 27 Prozent, d. h. auf wenig über ein Viertel des Nennwertes. Eine Anleihe von einer Million Thalern, welche der preußische Staat machen wollte, war selbst nach drei Jahren noch nicht untergebracht; so gering war das Vertrauen zu seiner Zahlungsfähigkeit. Die Einkommensteuer stieg in der Provinz Preußen bis auf 20 Prozent. Die königliche Familie in Königsberg mußte sich die größten Einschränkungen auferlegen: der Hof speiste von irdenem Geschirr; zu einem neuen Kleide konnte der König seiner Tochter nicht mehr als fünf Thaler geben, mehr hatte er nicht. Das silberne Prunkgeschirr, wie der Schmuck der Königin waren längst verkauft. Bettelhafte Dürftigkeit zeigte sich allenthalben: man trank Zichorienbrühe oder eine Abkochung gerösteter Eicheln statt Kaffee, man entsagte dem Gebrauche des Zuckers, man rauchte Huflattich und Kirschblätter. Den König überkam mitunter das Gefühl, als sei er an all dem Elend, das er um sich sah, schuld, als sei er dazu geboren, vom Unglück verfolgt zu werden. Nur dem mutigen Zuspruche seiner Gemahlin gelang es, die Bitterkeit über die Gegenwart in seiner Seele nicht Herrin werden zu lassen über die Vorsorge für die Zukunft.

Notwendigkeit einer Neuorganisation des Staates.

Die Aufgabe der Zukunft aber konnte nur eine sein: der französischen Herrschaft mit ihrer markverzehrenden Erpressung, mit ihrer frechen Anmaßung und heimtückischen Spionierei ledig zu werden. Dazu aber bedurfte es der ganzen Kraft des Volkes, das sah ein jeder.

Der jähe Zusammenbruch des ganzen Staates hatte offenbart, daß nicht das Heer allein die Schuld der Katastrophe trug, daß vielleicht die größere Schuld in der Organisation des alten Staates lag. Man erkannte, daß der alte Staat weder eine energische Zusammenfassung seiner Kraft möglich machte, noch dem einzelnen eine freie Entwickelung der Kräfte gewährte.

Mit einfachen und ergreifenden Worten hat die Königin Luise dieser Erkenntnis Ausdruck gegeben in einem Briefe aus dem Frühling 1808 an ihren Vater: „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen wußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andre Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns."

Teilnahmlosigkeit des Volkes.

Die erschreckendste Wahrnehmung aber war die, daß die große Masse des preußischen Volkes mit resignierter Teilnahmlosigkeit den Zusammenbruch des preußischen Staates, als ginge er sie kaum etwas an, mit angesehen und einen Ingrimm gegen die Fremdherrschaft erst zu fassen begann, als deren Leiden sie unmittelbar trafen. Hier also galt es einzusetzen und die Volksmasse mit Teilnahme für den Staat zu erfüllen, den Staat ihr wert zu machen und das Bewußtsein in ihr zu erwecken, daß in der Freiheit und Kraft des Staates ihr eignes Wohlsein mit beschlossen sei. Was demnach not that, war die Umgestaltung der Staatsbehörden, die Befreiung des Individuums, die Reorganisation der Wehrkraft und mit und über allem die Belebung eines bewußten Patriotismus. Nur hierdurch konnte Preußen werden, was es sein sollte.

Eine allgemeine Vorstellung von der Unzulänglichkeit der Verhältnisse hatte der König schon vor der Katastrophe von 1806. Er gab ihr Ausdruck durch die scharfen Kabinettsordres vom 23. November 1797 und vom 26. Juli 1800; allein da er die Ursache nur in der Nachlässigkeit der Beamten sah, während sie viel tiefer lag, so konnten seine strengen Mahnungen nicht die Wirkung haben, die er sich davon versprach.

Das königliche Kabinett.

Aus dem Geheimen Staatsrat, der von dem Kurfürsten Joachim Friedrich 1605 als oberste Zentralbehörde für alle Staatsangelegenheiten eingesetzt war, hatten sich allmählich drei Departements entwickelt, bei denen nunmehr der Schwerpunkt der Geschäfte lag. Die auswärtigen Angelegenheiten waren schon unter dem Großen Kurfürsten der kollegialischen Beratung im versammelten Staatsrate entzogen und zur Erledigung an Konferenzen überwiesen worden, welche der Landesherr in seinem Kabinett mit einigen dazu besonders geeigneten Mitgliedern des Staatsrats abhielt. So hatte sich für diese Angelegenheiten das Kabinettsministerium gebildet, welches wie unter Friedrich dem Großen so unter Friedrich Wilhelm III. mit zwei Kabinettsministern besetzt war. Lange waren dies Haugwitz und Hardenberg gewesen, bis an Haugwitz' Stelle der General von Zastrow trat. Das zweite Departement war dasjenige für Finanzen und Inneres oder das Generaldirektorium, welches 1806 aus acht Ministern bestand. Von diesen verwalteten vier Provinzialdepartements, vier Realdepartements, nämlich die Kassen-, Stempel- und Postsachen; das Bergwerks- und Hüttenwesen; die Militärsachen und das Zoll-, Manufaktur- und Kommerzwesen. Das dritte endlich war das Justizdepartement oder Justizministerium, dem auch die geistlichen Angelegenheiten, der Unterricht, die Kolonie- und Lehnssachen unterstanden. Die Geschäfte teilten sich unter vier Justizminister. — Zu diesen 14 Ministern kam noch als fünfzehnter der dirigierende Staats- und Kriegsminister für Schlesien, welcher in bezug auf Finanz- und Polizeiverwaltung selbständig war.

Nachteile der bisherigen Verwaltung.

Der Nachteil der Provinzialdepartements lag deutlich zu Tage. Denn einerseits war ein Minister nicht im stande, alle ihm in einer Provinz anvertrauten Geschäftszweige, Domänen, Forsten, Polizei, Unterricht, Bauten u. a., mit gleicher Gründlichkeit zu kennen und mit gleichem Interesse zu umfassen; anderseits bildete sich in den Provinzen ein gewisser örtlicher, einseitiger Geist aus, so daß man mit Recht das alte Preußen einen „föderativen Staat" nennen konnte. Nicht selten kamen auch zu derselben Zeit bei demselben Geschäftszweig in den verschiedenen Provinzen verschiedene Grundsätze zur Anwendung: einheitliche allgemeine Maßregeln waren wegen der fehlenden Einheit unmöglich auszuführen. — Dazu kam, daß die Minister dem Könige nicht selbst Vorträge hielten. Die Kabinettsräte erstatteten ihm Bericht über die eingegangenen Sachen und legten ihm die Verfügungen der Minister zur Unterschrift vor. Dadurch gewannen sie den größten Einfluß auf die Behandlung der Staatsgeschäfte, indem sie, ursprünglich Beamte untergeordneter Art, sich zu Vermittlern zwischen den Ministern und dem Könige aufwarfen und die Geltung der Minister herabdrückten. Die Rolle ist bekannt, welche die Kabinettsräte Beyme und Lombard bei Friedrich Wilhelm III. spielten.

Die Kriegs- und Domänenkammern.

Unter den Departements standen als Provinzialbehörden der Regierung die Kriegs- und Domänenkammern voran; ihre Hauptthätigkeit war die Finanzverwaltung, namentlich die Aufsicht über die Domänen. Das Organ der Kreisverwaltung war der Kreistag, hauptsächlich aus den adligen Rittergutsbesitzern gebildet. Die Verhandlungen des Kreistages leitete der Kreisrat, welcher zwar vom Kreistage gewählt wurde, aber doch den Schwerpunkt seiner Stellung völlig auf dem Gebiete der Staatsverwaltung hatte; die Regelung des Kontributionswesens und des Lehnskanons sowie die Rekrutenaushebung lag ihm vor allem ob.

Mit dem Landrate endete in Wahrheit in Preußen der moderne Staat; darunter kam der alte Patrimonialstaat, welcher dem Einflusse der Staatsregierung fast durchaus entzogen war. Bis zu der großen Masse der ländlichen Bevölkerung reichte die Geltung der Staatsbehörden nicht hinab; in ihnen sah sie ein Fremdes, das zu weiter

nichts da zu sein schien, als Geld und Rekruten aus den Dörfern zu holen. Die Städte dagegen waren gänzlich abhängig von der Zentralgewalt; sie dienten eigentlich nur als Packhöfe für die Accise; die Magistrate wurden mit Invaliden besetzt. Wohl hatte sich eine Vertretung der Bürgerschaft, „als welche doch niemals vollzählig zu erscheinen pflegt", in einem Bürgerausschusse erhalten, aber seine Befugnisse in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten waren gering.

So ging ein Riß durch das preußische Volk: die große Masse der ländlichen und städtischen Bevölkerung hatte keinen Anteil am Staate; was sie von ihm etwa erfuhr, war Druck, nicht Fürsorge. Dazu kamen die Beschränkungen, die dem Besitze und Erwerbe des einzelnen auferlegt waren und die Volksklassen kastenartig voneinander schieden. Adlige Güter durften nur von Adligen besessen werden; der Bürgerliche bedurfte zum Erwerbe eines adligen Rittergutes landesherrlicher Erlaubnis. Bauernland durften nur Bauern besitzen, Bürger nur dasjenige, was zu den Städten gehörte. Jeder Klasse der Bevölkerung war zudem ihr besonderes Streben bestimmt. Der Edelmann bebaute sein Gut und übte die Gerichtsbarkeit über die Bauern aus, die von ihm abhingen; aber er durfte kein Bauernland besitzen oder bebauen, auch kein Gewerbe treiben; nur dem Könige durfte er in einem Zivil- oder Militäramte dienen. Der Bauer bebaute seinen Fleck Landes, indem er dem Herrn bestimmte Dienste erwies, vorausgesetzt, daß er nicht als Rekrut ausgehoben wurde. Der Bürger besaß das Recht auf Handel und Gewerbe, deren Ausübung mit wenigen Ausnahmen auf die Städte beschränkt war.

Es war eine Revolution, durch welche die Umgestaltung aller dieser Verhältnisse erfolgte, aber eine Revolution von oben, welche das Ergebnis einer freien Überzeugung von der Notwendigkeit der Umgestaltung im Interesse des Staatswohles, nicht aber die Folge einer Bewegung des Volkes gewesen ist. Der unglückliche Krieg hatte die Notwendigkeit bewiesen: kaum war der Friede geschlossen, so wurde Hand an das große Werk gelegt, den preußischen Staat gewissermaßen neu zu schaffen.

Steins Rückberufung.

Der Tilsiter Frieden zerschlug die hochfliegenden Pläne Hardenbergs. Napoleon verlangte die Entlassung des Ministers, und als Friedrich Wilhelm einwandte, er könne ihn nicht entbehren, riet er ihm, wie man erzählt: „Nehmen Sie den Baron Stein; es ist ein Mann von Geist." Nachdrücklicher empfahl Hardenberg, der am 10. Juli 1807 sein Amt niederlegte, dem Könige den Minister als „den einzigen Mann, welcher den Staat aus seinem Unglück wieder aufzurichten vermag." So sehr stimmte er den Gedanken zu, welche Stein in seiner Denkschrift „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der preußischen Monarchie" im Juni 1807 entwickelt hatte. Der König überwand sich und rief den Mann, den er vor wenigen Monaten erst im Unmute beleidigt und in schroffer Ungnade entlassen hatte, an seine Seite zurück. So erhielt Friedrich Wilhelm zu einer Zeit, wo er ernstlich an Abdankung dachte, da er sich zum Unglück seines Landes geboren glaubte, er und sein Volk zur guten Stunde den Retter.

Freiherr vom Stein.

Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein war am 26. Oktober 1757 in Nassau an der Lahn geboren, mitten in dem buntesten Ländergemenge der Kleinstaaterei. Es war ein ehrenfestes, stolzes Haus, dem er entstammte, das sich in seiner Reichsunmittelbarkeit allen Fürsten des Reiches gleich deuchte. Wegen der strengen Sittlichkeit, die er schon als Jüngling zeigte, bestimmte ihn, den vierten Sohn des Hauses, die Familie zum Stammhalter. Er studierte seit 1773 in Göttingen die Rechte, trieb aber mit Eifer dabei englische Geschichte und das Studium der dortigen Verfassung und Volkswirtschaft, wie denn seine Neigung mehr auf Verwaltung und Politik ging. Besonderen Eindruck machte auf ihn Adam Smiths Buch von der Natur und den Ursachen des Reichtums der Nationen; lebhaft ergriffen ihn auch Justus Mösers Erzählungen von der Bauernfreiheit der germanischen Urzeit. Ein starker sittlicher Idealismus bildete sich in ihm aus. Nach Vollendung seiner Studien besuchte er das Reichskammergericht zu Wetzlar, den Reichstag zu Regensburg und den Reichshofrat in Wien, um überall gleich angewidert von „lauter erstarrten Formen und leerem Buchstabenkram" den Entschluß zu fassen, seine Kraft nicht dem absterbenden Reiche, sondern dem aufstrebenden Staate Friedrichs des Großen zu widmen. Auf Veranlassung des ihm verwandten Ministers Heinitz trat Stein 1780 als Referendar im Bergwerks- und Hüttendepartement in preußische Dienste; er avancierte 1782 zum Oberbergrat und erhielt 1784 die Leitung der westfälischen Bergämter, der Mindenschen

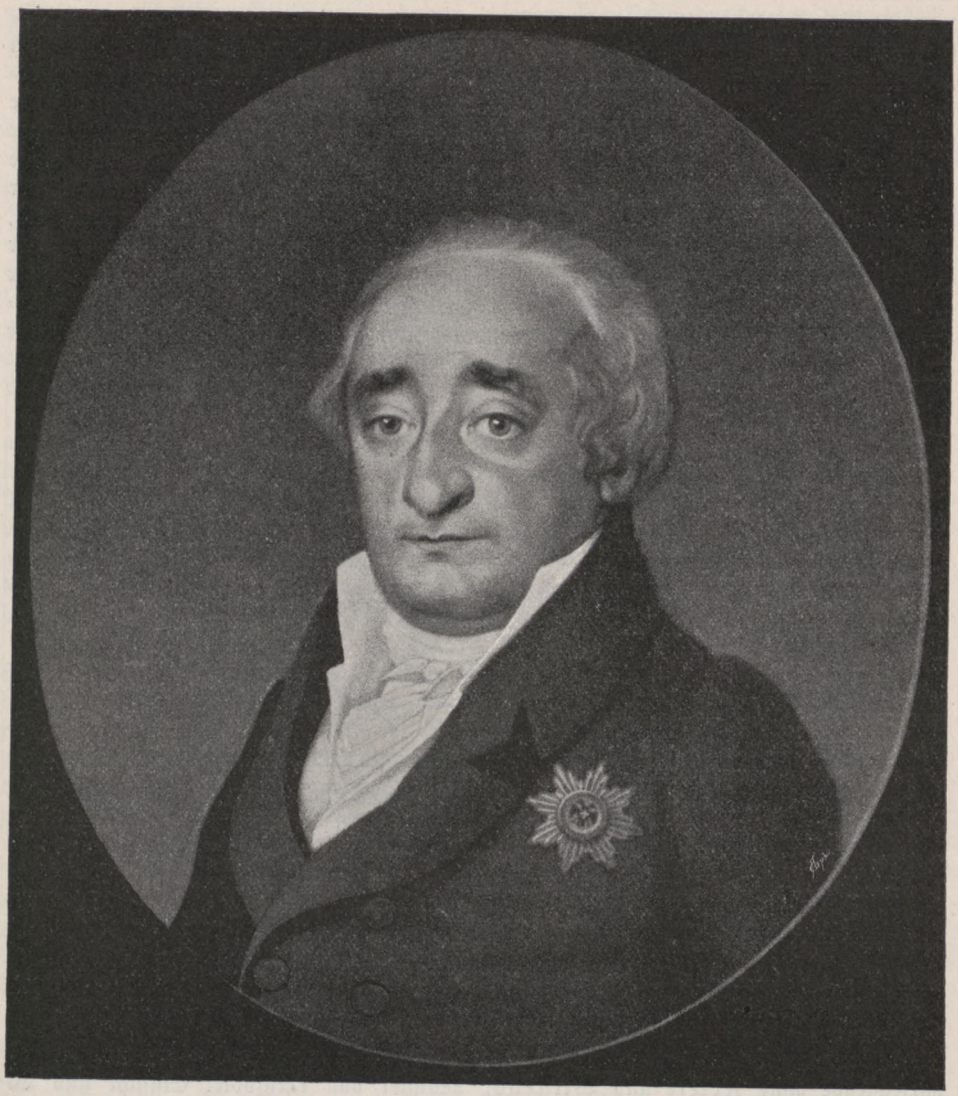
Bergwerkskommission und des Fabrikwesens in der Grafschaft Mark. In dieser Stellung wirkte er schon ungemein segensreich, und ihm verdankte man die Schiffbarmachung der Ruhr, die Anlage von 20 Meilen Kunststraßen in der Grafschaft Mark, eine Reform der Accise u. a. m. Seit 1796 war er Oberpräsident der westfälischen Kriegs- und Domänenkammer. Im Jahre 1802 schickte ihn die Regierung nach Münster zur Einverleibung der neu angefallenen westfälischen Landesteile, die Blücher soeben militärisch erworben hatte. Seit dieser Zeit datierte die herzliche Hochachtung, die beide im einzelnen doch so verschieden gearteten und ausgebildeten Männer für einander hegten. 1804 trat Stein in das Generaldirektorium als Minister für das Zoll- Manufaktur- und Kommerzwesen ein. Unablässig auf Verbesserungen drängend, empfand er mit Unmut die Hemmungen, die in dem Verkehr mit dem Landesherrn durch die Kabinettsräte lagen: sie zu beseitigen war sein eifriges Streben. Der König erkannte in ihm bald einen „denkenden, großer Konzeptionen fähigen Kopf" und begann sein Vertrauen Stein zuzuwenden. Stein war es, der nach der Katastrophe von Jena, als alles den Kopf verloren hatte, sämtliche in Berlin befindliche Kassen rettete. Er folgte dann am 20. Oktober dem Könige, der ihn an Stelle von Haugwitz zum Minister des Auswärtigen machen wollte. Stein aber lehnte ab mit dem Hinweis darauf, daß die Kabinettsregierung, die sich zwischen den König und seine Minister eingedrängt habe, ihm den Eintritt in das ihm angetragene Amt unmöglich mache; es müsse ein mit dem Könige unmittelbar verkehrender und aus den Ministern sich zusammensetzender Staatsrat gebildet werden. Wirklich wurde der Kabinettsrat Lombard entlassen und durch die Kabinettsordre vom 16. Dezember 1806 das Verhältnis der Minister zum Könige umgestaltet: ein sogenanntes Konseil mit drei Departements wurde gebildet, für das Militärwesen unter Rüchel, für die auswärtigen Angelegenheiten unter General von Zastrow, für die inneren und die Finanzgeschäfte unter Stein; zugleich wurde unmittelbarer Verkehr der drei dirigierenden Minister mit dem Könige und gemeinsame Beratung derselben festgesetzt, aber den Kabinettsrat Beyme behielt der König bei und bestimmte ihn zum Protokollführer bei den Ministerkonferenzen.

Stein konnte sich, da diese Verordnungen nur vorläufig getroffen waren, Hardenberg ihm zurückgesetzt zu sein schien, „schädliche Personen" dagegen beibehalten waren, nicht entschließen, die ihm bestimmte Stellung anzunehmen. Der König jedoch, wie es scheint aus Mißverständnis, erteilte ihm Weisungen, als wäre alles in Ordnung, wogegen Stein sich natürlich verwahrte. Dazu kam wieder ein Beweis für die Fortexistenz der alten Kabinettsregierung. Durch Kabinettsordre war das Finanzdepartement angewiesen worden, für die Kosten der napoleonischen Hofhaltung — man wollte dadurch Napoleon für einen baldigen Frieden günstig stimmen — 100000 Thaler auszuzahlen; Stein, den der König doch als das Haupt dieses Departements ansah, war dabei gar nicht gefragt worden. Als der König nun über Fortdauer dieser Zahlung gefragt, Steins Gutachten darüber verlangte, lehnte dieser ab; erstens gehöre die Sache, die übrigens unerhört sei, gar nicht in seinen Amtsbereich, sondern in das auswärtige Amt, und zweitens sehe er das Konseil in dieser Form, entsprechend seinen schon früher gemachten Äußerungen, als überhaupt nicht bestehend an. Das brachte den König bis zum Bruche gegen den Minister auf. Es war in der trübsten Zeit des Krieges, die königliche Familie mußte von Königsberg nach Memel flüchten; Stein, obwohl selbst krank, schickte sich an, sein am Nervenfieber schwer erkranktes Kind zu verlassen und dem Könige an die äußerste Grenze des Reiches zu folgen, als ihm ein Feldjäger — es war am Abend des 3. Januar 1807 — ein eigenhändiges Schreiben des Königs brachte, worin ihm dieser sein „respektwidriges und unanständiges Benehmen" vorhielt, ihn einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener" nannte und darauf hinwies, daß sich der Staat keine große Rechnung auf Steins fernere Verdienste mache. Eine halbe Stunde darauf bat Stein den König in sehr scharfer und bitterer Form um seine Entlassung. Er erhielt sie in herben Worten am folgenden Tage durch ein kurzes Billet des Königs; nicht einmal die gewöhnliche Form wurde ihm gewährt.

Steins Amtsantritt.

Fieberkrank lag Stein auf seiner Stammburg Nassau danieder, als Hardenberg ihn im Namen des Königs zur Oberleitung der Staatsgeschäfte zurückrief. Auch Blücher schrieb an ihn und ebenso des Prinzen Louis Ferdinand Schwester, die Fürstin Luise Radziwill. Da diktierte denn Stein seiner Gemahlin die zusagende Antwort an den König; die Krankheit nahm auf der Stelle eine günstige Wendung: am 30. September 1807 traf der Willensstarke in Königsberg ein. Sein Gedanke war, die Revolution mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung zu verwirklichen: er wollte das alte preußische Wesen in seiner Urtüchtigkeit, aber umgeformt nach den Ideen der Zeit. „Soll die Nation veredelt werden", so war seine Meinung, „so muß man dem unterdrückten Teile derselben Freiheit, Selbständigkeit und Eigentum geben und ihm den Schutz der Gesetze angedeihen lassen."

In Gestalt und Wesen wollte er manchen an die streitbaren Ritter der Reformationszeit gemahnen: eine breitschulterige, gedrungene Gestalt mit einer starken Eulennase, über den dunklen, blitzenden Augen buschige, hoch emporgezogene Brauen. Sein



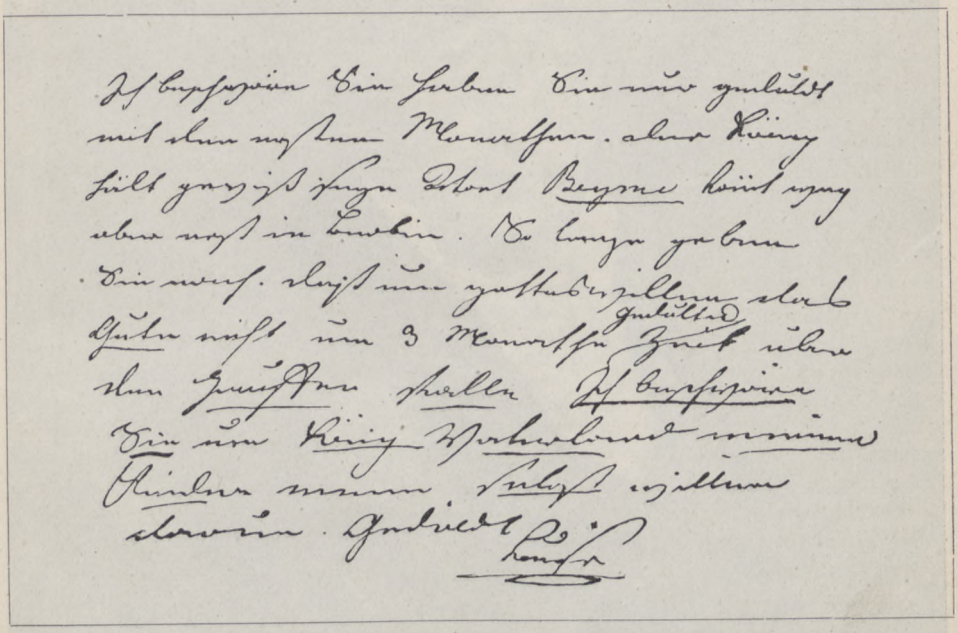
28. Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein.
Gemalt und geschabt von P. J. Lützenkirchen.

Auftreten war derb, wuchtig, rücksichtslos, die Formen eckig und herb, die Rede gedankenschwer, ungeduldig hervorbrechend; sein Sinn ohne Vorurteile und Selbstsucht, immer auf das Große, das Ganze gerichtet, ohne Eitelkeit, ohne Ehrgeiz, vor allem ohne Furcht, herrisch, gebietend, überwältigend, eine Natur im schweren und großen Stil.

Am 4. Oktober 1807 übernahm Stein sein Amt. Er war ein großer Skizzierer; er faßte die Sachen großartig auf, nahm von dem Detail wenig Notiz, übersah die Schwierigkeiten, welche dies mit sich brachte, und verlangte die Ausführung, ohne sich darum zu kümmern, wie. Aber seine gewaltige intellektuelle und moralische Kraft verstand es, die Gemüter zu durchdringen und fortzureißen, fremde Talente zu beseelen und zu leiten. Die Feder hat er selbst wenig geführt, aber doch hat er in Wahrheit alles geschaffen, was während seines Ministeriums zustande gekommen ist.

Die Mitarbeiter Steins.

Als oberste Zentralbehörde fand Stein bei seinem Amtsantritte die Immediatkommission vor, welche aus Klewitz, Stägemann, Niebuhr, Altenstein und Schön bestand. Den beiden letzten wurde gewöhnlich der Vortrag anbefohlen; dadurch erschienen sie, obgleich sie die Mitte der Dreißiger kaum überschritten hatten, als die wichtigsten Mitglieder der Kommission. Altenstein war ein entschiedener Anhänger der Steinschen Ideen; keiner verstand so wie er im Steinschen Geiste ohne eigne Zuthat zu arbeiten. Schön strebte die strikte Durchführung der Grundsätze der Smithschen Volkswirtschaft und des Kantschen Naturrechtes an, ein Mann von Geist, aber von einem Selbstbewußtsein, das sich ab und zu gegen Stein, namentlich aber später gegen Hardenberg auflehnte. Minister für Alt- und Neuostpreußen war Schrötter, der mit offenem Sinne für die großen Grundsätze der Reformgesetzgebung eine außerordentliche Geschäftskenntnis und ein feines Verständnis für die



29. Faksimile eines Handschreibens der Königin Luise an den Freiherrn von Stein (Herbst 1807).

Durchführung der neuen Ideen verband. In seinem Departement fungierten als vortragende Räte Friese und Wilckens, Männer von ebensoviel Einsicht und Besonnenheit als unerschöpflicher Arbeitskraft. Die laufende Verwaltung dieses Departements führte Morgenbesser.

Das Edikt vom 17. Aug. 1807.

Jene Immediatkommission hatte ein Edikt ausgearbeitet und schon am 17. August 1807 dem Könige eingereicht, welches bestimmt war, wie es in den Eingangsworten heißt, „alles zu entfernen, was den einzelnen seither gehindert habe, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig ist". Es war hauptsächlich das Werk Schöns, aber es lag durchaus in der Richtung der Gedanken Steins. Daher gab dieser dem Könige, der sich am 23. August sehr beifällig geäußert hatte, bereitwillig seine Zustimmung: fünf Tage nach seinem Amtsantritte — am 9. Oktober 1807 — wurde es veröffentlicht: ein Werk von der allergrößten Bedeutung. Alle kastenartigen Einengungen des Besitzes werden aufgehoben; die Erbunterthänigkeit des Landvolkes wird beseitigt; Erwerbung von Grundeigentum wird einem jeden ohne Rücksicht auf den Stand gestattet; Gesindezwang, Schutzgeld und andre Beschränkungen des Bauernstandes werden abgeschafft; Edelleuten, Bürgern und Bauern wird der Übertritt in das städtische Gewerbe oder die Landwirtschaft frei gewährt; von Standesschranken ist ferner nicht die Rede. Zu einem gleichberechtigten Staatsbürgertume ist der Grund

gelegt; die ständische Gesellschaftsordnung, die in Frankreich durch eine blutgetränkte Revolution gestürzt worden war, war durch das Werk weniger staatskundigen Männer und das einsichtige Entgegenkommen des Herrschers beseitigt.

Verordnung vom 27. Juli 1808.

Finanzielle und auswärtige Angelegenheiten, zumal die Sorge um die Abzahlung der französischen Kontribution, nahmen Stein bis tief in den Sommer 1808 in Anspruch; vom März bis zum Mai weilte er sogar in Berlin im Verkehr mit den französischen Machthabern. Nach seiner Rückkehr jedoch entwickelte sich in Königsberg eine außerordentlich rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung, deren Ziel einerseits die Schaffung einer freien Ordnung für die Landgemeinden und die Städte, anderseits die Organisation der Behörden des Staates war. In dieser Zeit schuf er die am 27. Juli 1808 erlassene Verordnung, die dem Edikte vom 9. Oktober des Vorjahres erst die eigentliche Bedeutung gab, über die Verleihung des Eigentums von Grundstücken an deren Immediateinsassen in den Domänen von Ostpreußen, Litauen und Westpreußen.

Reste einer freien Gemeindeordnung hatte Stein noch in Westfalen vorgefunden; aber als Muster schwebten ihm die altgermanischen Zustände vor. Seine Gedanken nahmen hohen Flug. Über die frei waltenden Gemeinden sollten sich Kreis- und Provinzialvertretungen erheben, den Abschluß dieser ständischen Organisation die Nationalrepräsentanten der Reichsstände bilden. So sollte mit Beseitigung des alten absoluten Beamtenregiments das gesamte Volk fest an den Staat geknüpft und durch die Entwickelung des Gemeinsinnes die sittliche Kraft des Volkes gehoben werden, bis die Zeit zur Abschüttelung der Fremdherrschaft gekommen wäre.

Steins Brief an Wittgenstein.

Da fiel ein Brief Steins an den Fürsten Wittgenstein den Franzosen in die Hände, in dem er von der wachsenden Erbitterung sprach, die man nähren müsse, namentlich auch durch Verbreitung von wahren Nachrichten über die spanischen Befreiungskämpfe; man müsse auch in Hessen und Westfalen geeignete Verbindungen unterhalten, überhaupt energische und gutgesinnte Männer allenthalben zu einen suchen, denn man müsse sich auf gewisse Fälle vorbereiten. Damit war der Plan, den er im innersten Herzen gegen die Franzosen hegte, enthüllt. Längst war diesen der deutsche Mann unheimlich; sie sahen in seiner rastlosen Thätigkeit die Umtriebe eines Verschwörers. Am 8. September 1808 ließ Napoleon den Brief im Moniteur abdrucken; gehässige Bemerkungen wurden hinzugefügt, welche Stein das Gewitter zeigten, das sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte. Er drängte daher, solange es für ihn noch Tag war, mit seinen Reformarbeiten zum Abschlusse zu kommen; denn er sah, daß nunmehr sein längeres Verweilen im Amte eine drohende Gefahr für Preußen in sich schlösse.

Die Städteordnung vom 19. Nov. 1808.

Am weitesten gefördert war die Städteordnung. Einen im Steinschen Sinne verfaßten Entwurf zu einer „Organisation der Munizipalverfassung", der der Feder des Geheimen Rates Frey entstammte, hatte Stein am 17. Juli 1808 der Immediatkommission mitgeteilt. Stein und nach ihm Altenstein, Klewitz, Stägemann hatten dann dazu ihre Bemerkungen und Abänderungsvorschläge gemacht. So entstand die Ordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie, die, nachdem sie die Zustimmung des Königs erhalten hatte, am 19. November 1808 veröffentlicht wurde. Die Städteordnung gab den Bürgern in weitgezogenen Grenzen die selbständige Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten anheim, die staatliche Oberaufsicht wurde auf das Notwendigste beschränkt. Der Unterschied zwischen Groß- und Kleinbürgern hörte auf; es gab nur noch ein Bürgerrecht, das niemand versagt werden durfte, der sich in der Stadt niederließ. Es wurde dadurch in den Bürgern ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre erweckt, das Streben nach Einsicht in die städtischen Angelegenheiten wachgerufen und ihnen damit die beste Vorbereitung für eine spätere Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten gegeben. Denn neben dem Bürgerrechte erwuchsen auch Bürgerpflichten, die in der Übernahme öffentlicher Ämter ausgeübt wurden. Der aus dem Bürgermeister und aus juristisch oder technisch gebildeten besoldeten und aus unbesoldeten, den angesehensten Bürgern entnommenen Stadträten bestehende Magistrat ist die ausübende Behörde des Willens der Bürgerschaft, die sich durch die

Stadtverordneten vertreten läßt. Aus diesen beiden Körperschaften bilden sich durch Wahl alle die Deputationen, die sich mit den einzelnen Zweigen der städtischen Verwaltung zu beschäftigen haben. Es ist also die Stadtverwaltung geschaffen, die in ihren Grundlagen in Preußen noch heute besteht.

Steins Verabschiedung und „politisches Testament".

Fünf Tage nach der Veröffentlichung nahm Stein seine Entlassung. Bei den obersten Verwaltungsbehörden machte ein Schreiben die Runde, in welchem der Scheidende die Summe seiner Bestrebungen darlegte und ernst mahnend auf das hinwies, was noch zu thun übrig bleibe, um eine bessere Zukunft anzubahnen. Man nannte die Schrift „Steins politisches Testament"; allein sie war von Schön verfaßt und von Stein erst nach langem Bedenken und halb wider Willen gut geheißen.

Steins Ächtung. Fachminister und Oberpräsidenten.

Von Bayonne aus schleuderte Napoleon am 16. Dezember 1808 dem trefflichen Manne die Achtserklärung nach: „Der Namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht", wurde für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt, seine Güter konfisziert und seine Verhaftung befohlen. Allein er war schon vor den französischen Häschern in Österreich in Sicherheit. So bewirkte denn die Ächtung weiter nichts, als daß sie die Aufmerksamkeit aller Patrioten auf die großartigen Ideen Steins hinlenkte. Das Departement der inneren Angelegenheiten übertrug der König jetzt dem Grafen Dohna, dasjenige der Finanzen Altenstein. Sie brachten die Entwürfe Steins über die Organisation der staatlichen Behörden zum Abschlusse: am 16. Dezember 1808 erschien das Publikandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden, durch welche im Interesse der Regierungseinheit durchweg Fachminister eingeführt, die Kabinettsräte endgültig beseitigt und die Oberpräsidenten zu ständigen Kommissarien des Ministeriums in den Provinzen gemacht wurden, und am 26. Dezember 1808 die Verordnung, welche die Kriegs- und Domänenkammern in Regierungsbehörden umschuf. Aber doch fehlte dem neuen Minister des Innern, wiewohl er ein Mann von der größten Redlichkeit und von den besten Gesinnungen eines vernünftigen Fortschrittes beseelt war, die kühne Entschiedenheit des Willens, um auf den Wegen Steins fortzugehen. Dohna sammelte Materialien über Materialien zu der Landgemeindeordnung, aber kam darüber niemals zu dem Entschlusse der Ausführung. Dem großen Gedanken der Nationalrepräsentation war aber der König selbst abgeneigt. So blieb Steins Gesetzgebung unvollendet: ein großartiger Torso!

Anwendung der neuen Prinzipien auf das Heer.

Eine Hauptsorge Steins war gewesen, Preußen wieder wehrhaft zu machen. Ein großer Teil der preußischen Armee war auseinandergelaufen, 15 000 Mann lagen als Kriegsgefangene bei Nancy: es mußte also die Armee so gut wie ganz neu geschaffen werden. Die Mittel dazu brachte Stein durch die äußerste Sparsamkeit in allen Verwaltungszweigen, durch die Ausgabe von Schatzscheinen mit Zwangskurs und durch den Verkauf eines Teiles der Staatsdomänen auf. Indes eine Wiederherstellung des Heeres in der Weise, wie es gewesen war, war, abgesehen davon, daß die alte Weise nach keiner Richtung sich bewährt hatte, jetzt unmöglich. Die neuen Reformgesetze hatten den Volksklassen zu einander und zu dem Ganzen eine völlig veränderte Gestalt gegeben: dem mußte notwendig bei der Reorganisation des Heeres Rechnung getragen werden. Das erkannte der König so gut wie Stein. Es wurde daher am 25. Juli 1807 eine Kommission eingesetzt mit dem Auftrage, nicht bloß die Schäden der alten Heeresorganisation aufzudecken und zu beseitigen, sondern die Grundzüge einer Neugestaltung der Armee, wie sie aus den Reformgesetzen sich ergeben mußte, aufzustellen. Man fand die rechten Männer, wenn auch nicht unter den Generalen; Oberstleutnant von Gneisenau, die Majors von Grolman und von Boyen, der Hauptmann von Klausewitz wurden zu Mitgliedern dieser „Militär-Reorganisationskommission" ernannt; zu ihrem Leiter aber berief der König den Generalmajor von Scharnhorst.

Scharnhorst.

Gerhard Johann David Scharnhorst war am 12. November 1755 zu Bordenau unweit Celle im Hannöverschen geboren; sein Vater war ein nicht unbemittelter Landwirt, doch begnügte er sich, durch einen Prozeß in Bedrängnis geraten, den Sohn die Dorfschule besuchen zu lassen und zur Hilfe bei ländlichen Arbeiten heranzuziehen. Indes der Knabe, durch die

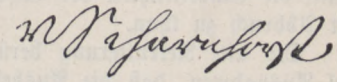
Erzählungen eines invaliden Unteroffiziers im Dorfe begeistert, wollte nicht Landmann, sondern Soldat werden; er schwärmte für den Gedanken, dermaleinst als Unteroffizier Vorposten zu befehligen. Endlich gab der Vater, dessen Verhältnisse sich auch mittlerweile gebessert hatten, dem Wunsche nach.

Der Graf Wilhelm zu Lippe-Bückeburg, ehemals ein berühmter portugiesischer General, hatte im Steinhuder Meere das Fort Wilhelmstein angelegt und darin eine Militärschule errichtet, in die er niemand, ohne ihn selbst zu prüfen, aufnahm. Scharnhorst bestand die Prüfung nicht, dennoch bewilligte ihm der Graf, von dem kräftig-frischen Wesen des fünfzehnjährigen Knaben angezogen, den Eintritt. Er gehörte der Schule von 1773—77 an. So tüchtig eignete sich Scharnhorst nun die fehlenden Kenntnisse an, daß er schon nach wenig Jahren als Fähnrich in ein hannöversches Regiment eintreten, nicht bloß die Unteroffiziere, sondern auch die älteren



30. Gerhard von Scharnhorst.

Nach dem Gemälde von Bury gestochen von Bollinger.



Offiziere des Regiments zu unterrichten hatte. Auch durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch zu versehen, machte er sich damals bekannt; schon als Artillerieleutnant wurde er erster Lehrer an der Kriegsschule in Hannover. Auch schriftstellerischen Ruf erwarb er sich jetzt durch verschiedene Schriften, besonders durch ein 1792 erschienenes „Militärisches Taschenbuch zum Gebrauch im Felde". Den Rheinfeldzug machte er unter General von Hammerstein, namentlich während der Verteidigung von Menin bei einem Ausfalle todesverachtende Kühnheit beweisend, mit solcher Auszeichnung mit, daß er von dem Könige von England einen Ehrensäbel empfing. Im Jahre 1801 indes trat er, vom Herzoge von Braunschweig empfohlen, als Oberstleutnant in preußische Dienste, wo er sich, dem Generalstabe zugeteilt, um das militärische Unterrichtswesen die größten Verdienste erwarb. Als Generalquartiermeister des Herzogs von Braunschweig bei Auerstädt zweimal verwundet, machte er doch Blüchers Rückzug nach Lübeck mit. Nach der Auswechselung begab er sich auf den Kriegsschauplatz nach Ostpreußen, kämpfte ruhmvoll bei Eylau mit, wo der Sieg lediglich durch sein rasches Eingreifen

den Franzosen entrissen wurde, und wurde nach dem Friedensschlusse, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach Kriegsminister, um die militärische Wiedergeburt Preußens ins Werk zu setzen.

Welche Fülle gediegener Kenntnisse, welche durchdringende Verstandesschärfe, welche unbeugsame Energie des Willens verbarg sich hinter dem unscheinbaren Äußern des Mannes! Man mußte Scharnhorst kennen, um ihn nicht zu übersehen. Seine Haltung war nachlässig, sein Benehmen verlegen, faltenreich das Gesicht, das Auge leise verschleiert. Er war gleichgültig gegen Ehrenbezeugungen wie gegen Zurücksetzung, sein Wesen verschlossen, nur im vertrautesten Kreise gab er sich rückhaltlos. Unerschütterlich verfolgte er seinen Zweck, an dessen endlicher Erreichung er niemals zweifelte: eine jener klaren und festen Naturen, an denen nichts blendet und besticht, deren innere Gediegenheit aber überzeugt und bezwingt. Aber wie herbe war sein Geschick! Er, dem mehr als jemand sonst das preußische Volk es verdankte, daß es wieder fähig gemacht war, die Freiheit zu gewinnen: er mußte sterben, als eben die Morgenröte der neuen Freiheit tagen wollte. Bei Großgörschen schwer verwundet, starb er, weil er sich Schonung versagte, in Prag am 28. Juni 1813.

Säuberung des Offizierstandes.

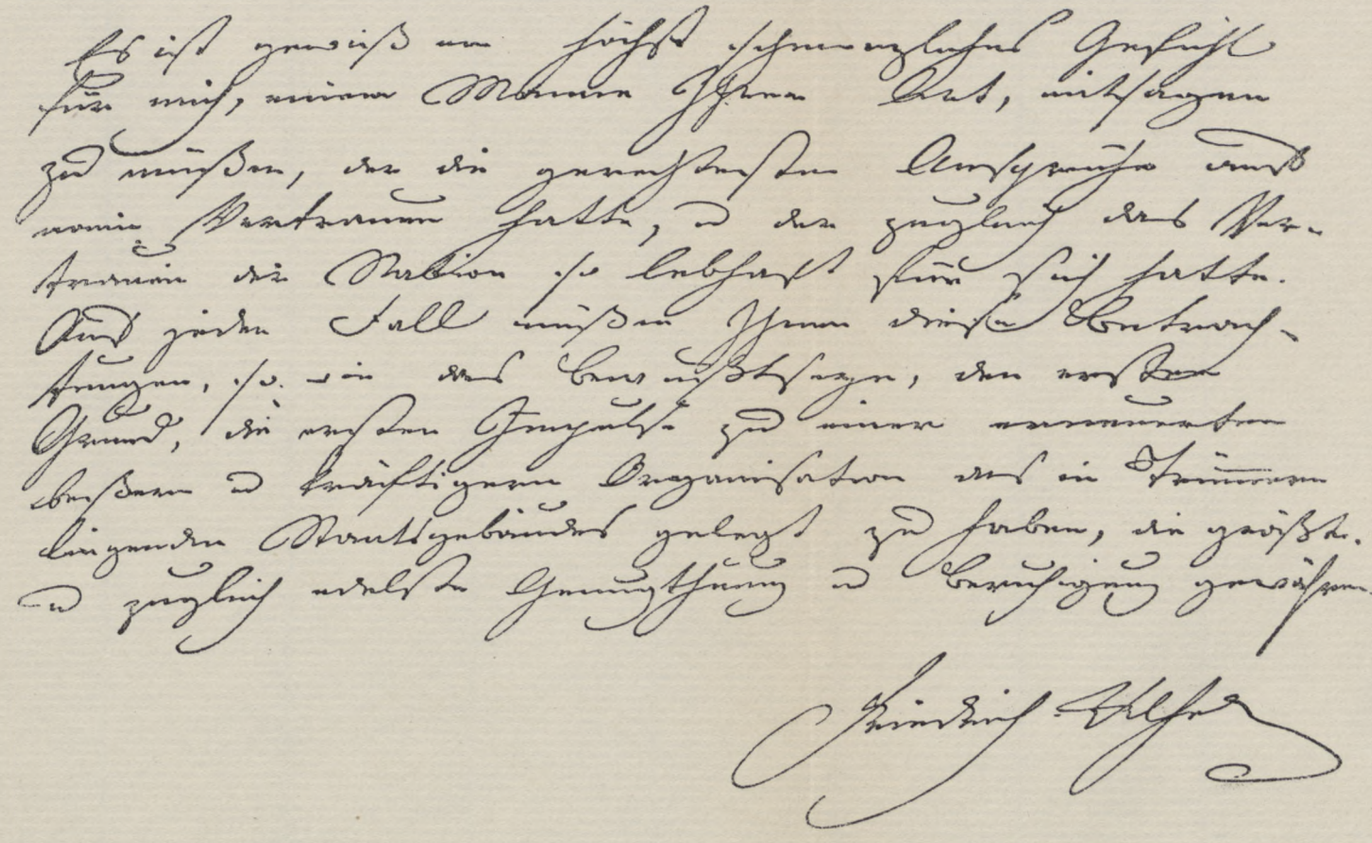
Die Reorganisation des Heeres wurde damit begonnen, daß jeder Offizier, welcher bei einer der zahlreichen Kapitulationen während des letzten Krieges beteiligt gewesen war, sich über sein Verhalten vor einem Kriegsgerichte auszuweisen hatte: Alle, denen es nicht gelang, sich völlig zu rechtfertigen, wurden kassiert, mehrere selbst zum Tode verurteilt. So wurde zunächst das Offizierkorps gesäubert.

Reorganisation der Militärverwaltung.

Danach wurde zur Umgestaltung der militärischen Oberbehörden geschritten. Bisher war die Verwaltung zwischen den Generaladjutanten, Generalen und dem Kriegskollegium geteilt. Daher fehlte es an Einheitlichkeit und Schnelligkeit, den Grundzügen einer guten Verwaltung. Der Generaladjutant, gewöhnlich ein Infanterieoffizier, legte dem Könige ohne Vorbereitung alle Fragen des Ingenieurwesens vor, alle höheren den Krieg betreffenden Dispositionen wie alle Einzelheiten des Infanterie- und Kavalleriedienstes. Infolgedessen blieb der König fast durchweg ohne sachgemäße Information. Im Kriegskollegium wurden gewöhnlich invalide Generale untergebracht, welche, allen Änderungen feind, nur bestrebt waren, das alte System aufrecht zu erhalten, so daß ein invalider unmilitärischer Geist die Militärverwaltung durchdrang. Dadurch wird es begreiflich, daß 1806 die preußische Armee die schlechtesten Musketen in Europa hatte, daß für die Verteidigung des Landes, selbst der wichtigen Elblinie nicht das Geringste vorgesehen war, daß 1807 das Korps Lestocqs den Winterfeldzug ohne Mäntel machen mußte, obgleich sie seit dem Herbste fertig in den Magazinen lagen. Die Organisation des höheren Dienstes wurde daher völlig verändert. Ein Offizier des Generalstabes bearbeitete die Angelegenheiten, welche den Krieg betrafen, ein andrer die persönlichen Angelegenheiten, ein dritter die Rekrutierungssachen. Alle Geschäfte wurden mit den höheren Offizieren der verschiedenen Waffengattungen gründlich erörtert und durch das Generalkriegsdepartement unter einheitliche Gesichtspunkte gebracht, bevor sie dem Könige vorgelegt wurden. Für die Bearbeitung der ökonomischen und finanziellen Angelegenheiten wurde ein eignes Departement gebildet, dessen Dirigent bei dem Vortrage im Kabinett stets zugegen war, damit die Einheitlichkeit der Geschäftsbehandlung bewahrt bleibe, ohne der Schnelligkeit Abbruch zu thun.

Beseitigung des Adelsprivilegs.

Die alte Rekrutierung berücksichtigte, um die Kraft des Volkes zu schonen, so viel Ausnahmen, daß die Aushebung thatsächlich fast nur auf den Bauernstand fiel. Die Lücken wurden durch Anwerbung fremdländischer Abenteurer ergänzt, zu deren Zügelung es grausamer Strafen bedurfte. Die adligen Junker galten für die geborenen Offiziere dieser Soldaten, die durch die Dienstzeit von 20 Jahren fast zu einer Kaste wurden. Sobald nun aber die neue Gesetzgebung dem Landvolke Selbstgefühl und die Vorstellung von Rechten zu geben anfing, war dies auf Unwissenheit und Furcht basierte Regierungssystem nicht zu halten. Die Ausnahmen mußten fallen; die Verteidigung des Vaterlandes wurde eine Ehrenpflicht des ganzen waffenfähigen Volkes. Das bedingte Herabsetzung der Dienstzeit und führte zur Beseitigung aller entehrenden Strafen; die Fremdwerbung fiel weg und mit ihr die alte Härte der Bestrafung. Die Erhöhung der Durchschnittsintelligenz der Soldaten verlangte, auch höhere Forderungen an die Bildung der Offiziere zu stellen, für die nicht mehr der



Schluß des eigenhändigen Schreibens König Friedrich Wilhelms III.
an den Minister Freiherrn vom Stein
vom 24. November 1808.

Taufschein als Patent ausreichen konnte. War doch Scharnhorst selbst von bürgerlicher Herkunft. Mag er selbst seine Reformen rechtfertigen, die sich als die natürlichen Konsequenzen der Steinschen Gesetzgebung ihm ergaben.

„Ich könnte", schrieb er an den König Friedrich Wilhelm, „über die neuen Einrichtungen in der Armee um so beruhigter sein, als die meisten Gedanken des neuen Systems einfach Ew. Majestät Gedanken sind, die durch die Kommission ausgeführt worden sind. Aber wie wenige wissen dies! Und selbst für Ew. Majestät verlangen manche Punkte genauere Erklärung. — Müssen die Kinder von Edelleuten das Vorrecht haben, in ihrer großen Unwissenheit und schwachen Kindheit zu Offizieren ernannt zu werden, während Leute von Bildung und Kraft unter sie gestellt werden ohne Hoffnung auf Beförderung? Um so viel besser ohne Zweifel für die adligen Familien, aber schlecht für das Heer: es wird niemals die Achtung der Nation gewinnen und es wird der Spott der andern gebildeten Klassen sein. — Muß denn das Alter die höheren Posten ausschließlich besitzen, so daß thätige, lebensvolle ehrgeizige Männer zurückgehalten werden, und träge, gleichgültige Dummköpfe mit wenigen Ausnahmen an die Spitze kommen? Wenn viele sonst achtungswerte Leute glauben, daß die Disziplin nicht ordentlich aufrecht erhalten werden kann, wenn es nicht irgend einem Fähnrich von 16 Jahren und einem rohen Offizier erlaubt ist, einen alten Soldaten grausam für ein unbedeutendes Ding, einen unschuldigen Fehler bei den Übungen oder an der Kleidung zu bestrafen: so kann dies kaum anders denn als ein Vorurteil angesehen werden. Wenn die Nation selbst als die Verteidigerin des Landes zu betrachten ist, so muß sie nicht in dieser neuen Eigenschaft mit den entehrendsten Strafen bedroht werden, die nur sehr selten dem Auswurf des Volkes auferlegt werden. Aber wenn wir wünschen, die Fremden, die Vagabunden, die Dummköpfe, die Diebe, die Räuber und andre Verbrecher aus ganz Deutschland zurückzuhaben, die die Nation ruinieren und die Armee bei den Bürgern verhaßt machen, und dann, sobald der Marsch beginnt, desertieren, dann ohne Zweifel werden wir nicht fähig sein, ohne die alten Strafen zu handeln. Für schändliche Menschen werden wir auch schändliche Strafen brauchen. — Den Geist des Heeres zu heben und zu beleben, es enger mit dem Volke zu verbinden und es zu seinem großen und wichtigen Berufe zu führen: das ist der Grundsatz, der in der Tiefe der neuen Einrichtungen liegt, und er sollte zuerst von denjenigen studiert werden, welche über sie urteilen wollen."



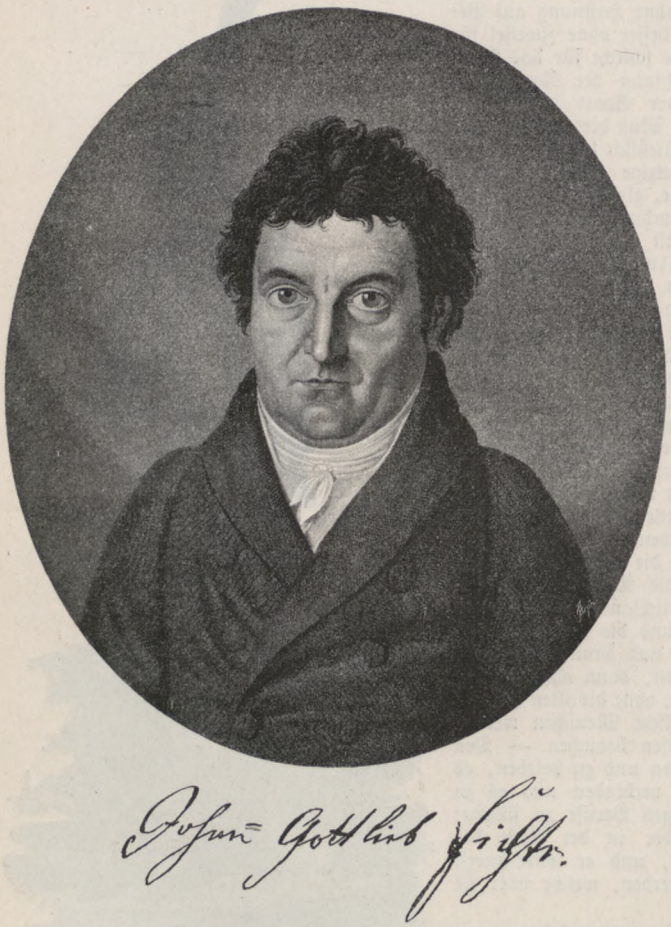
31. Preußischer Grenadier vom Regiment Kaiser Alexander (um 1810).

Widerspruch gegen die Heeresreform.

Freilich fehlte es Scharnhorst und seinem großen Werke nicht an Widersachern und herben Tadlern: grimmig schalt General York auf das neumodische Wesen, das die alte strenge Zucht vernichte, und inständig beschworen die Grafen Finckenstein und Dohna im Verein mit einer großen Anzahl andrer ostpreußischer Edelleute den König, dem Adel doch das alte Vorrecht der Befreiung vom Kriegsdienste zu retten. Aber Friedrich Wilhelm, wie er schon für Steins Reformen gegen die widerspenstigen Junker in den Marken und in Ostpreußen eingetreten war, ließ sich auch jetzt nicht an Scharnhorst irre machen, um so weniger, als er selbst an den Entwürfen zur Reorganisation, wie wir heute wissen, sehr großen Anteil gehabt hatte; unbehindert ging die Reorganisation ihren Gang, die Nation in eine Armee umzuformen. Zwar verstattete der

Tilsiter Frieden nur 42000 Mann bei den Fahnen zu halten; aber immer nach einigen Monaten, wenn sie notdürftig ausgebildet waren, wurden sie entlassen und neue 42000 einberufen. „Krümper" nannte man, vielleicht mit leichtem Spott, diese halb ausgebildeten Soldaten, mit dem Namen der Pferde, welche aus dem Krumpfmaß der den Schwadronen erteilten Fourage unterhalten wurden, um im Notfalle als Ersatz zu dienen. So bildete hinter dem stehenden Heere sich die Reserve; aber hinter ihr schwebte noch eine Landwehr und ein Landsturm Scharnhorst vor der Seele, bis das ganze Volk waffenkundig und kriegsmutig zu einem Volkskriege wäre, dem ähnlich, dessen Lohe über die Pyrenäen bis in die Ebenen Preußens herüberleuchtete.

Der Tugendbund.



32. Johann Gottlieb Fichte.
Nach dem Gemälde von Dähling (1808) gestochen von Jügel.

Und fürwahr, man dürstete in Spanien nicht heißer nach Befreiung von den Unterdrückern als in Preußen. Jetzt wo die Bedrückung und der freche Hochmut der fremden Herren an den einzelnen herantrat, vollzog sich eine Wandlung der Gemüter ohnegleichen. Abgethan war die dünkelhafte Flachheit der Poesie eines Nicolai und andrer aufklärerischen Geister, die zumeist in den Kreisen der Halbgebildeten als Orakel gegolten hatten, abgethan die rührsame Gefühlsschwelgerei, die überschwenglich für Jean Pauls Schriften geschwärmt hatte. Einen Moment warf sich alles auf die Schmähschriften, welche in den Tagen des Unglücks erschienen, triefend von Lästerungen auf alles, was bisher in Preußen gegolten hatte, ebenso voll Tadel über Haugwitz und Lombard wie über Hardenberg und Blücher. Dann aber trat der Umschwung ein. Ingrimm gegen die Fremdherrschaft erfaßte die Gemüter; aber zugleich drang die Überzeugung in immer weitere Kreise, daß nur von einer Wandlung des Volkes die Wiederkehr besserer Zeiten zu hoffen wäre. Allerorten traten die Männer ratschlagend zusammen, hier und dort bildeten sich geheime patriotische Vereine, um die Möglichkeit der Wiedererhebung des Vaterlandes zu besprechen. So entstand in Königsberg der Tugendbund, mit Zustimmung des Königs durch Bardeleben, Mosqua und Bärsch, eifrige, aber einflußlose Patrioten, ins Leben gerufen. Freilich greifbare Erfolge hatten sie nicht; auch der Tugendbund wuchs nicht über 350 Mitglieder und löste sich auf das Geheiß des Königs am 31. Dezember 1809 wieder

auf. Aber er trug dazu bei, den Ingrimm gegen die Franzosenherrschaft zu schüren und den Sinn auf ideale Güter zu richten.

Die Dichter des Zeitalters.

Wie eine Erquickung fiel damals Goethes Faust in die Gemüter, dessen erster Teil 1808 erschien. Dies echte Gold lauterster Poesie erhob und tröstete zugleich und stärkte das Vertrauen zu dem deutschen Volke, das im stande war, so Herrliches hervorzubringen; so gedankentief war das Gedicht und zugleich so volkstümlich! Es hatte guten Grund, daß Königin Luise gerade in Goethes Dichtungen ihren Trost suchte. Ganz anders wirkten Schillers vor wenigen Jahren erschienene Dramen mit ihrem Heldenpathos; schienen sie nicht wie von einem Seher für eine trostesbedürftige Zukunft geschrieben? Wie gesättigt mit Beziehungen zur Gegenwart erschienen die Jungfrau von Orléans und zumal Wilhelm Tell! Aber mächtiger als er entflammte Heinrich von Kleist die Herzen, der mit einer Glut patriotischer Begeisterung, mit einer Wucht des Hasses zu dem Volke sprach, wie nie zuvor ein deutscher Dichter. Ihm ist gegen die Franzosen alles recht:

„Schlagt sie tot: das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!“

ruft er in grimmigem Hasse den Deutschen zu. Seine Hermannschlacht ist ein einziger gewaltiger Weckruf an die Deutschen, und seinen Prinzen von Homburg schließt er mit dem Schlachtruf: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ Auch Ernst Moritz Arndt wollte mit seinem „Geiste der Zeit“ — der erste Teil erschien 1807 — mit rechtem, treuem Zorn die Welschen hassen lehren; mit herbem Ernste rief der Treffliche die Jugend auf zum Widerstande gegen die Unterdrückung der Welt. Die Mahnung blieb unvergessen, wie 1813 beweisen sollte.



33. Friedrich Schleiermacher.
Gezeichnet von F. Lieder (1817), gestochen von Fr. Bolt.

Fichtes Reden an die deutsche Nation.

Gerade unter den Augen der Franzosen erhob im Winter von 1807—1808 in dem großen Saale der Akademie in Berlin Johann Gottlieb Fichte seine ernste Stimme in den „Reden an die deutsche Nation.“ Männer, Frauen, Jünglinge lauschten seinen kerndeutschen Worten, während die Wirbel der französischen Trommeln von der Straße heraufdönten. Schonungslos deckte er die Schäden der Zeit auf, pries die Großthaten der Vergangenheit, forderte, daß man mit opferfreudiger Liebe zum Vaterlande sich durchdringe, mahnte, daß die Bürgschaft des Sieges nicht in der

Stärke der Armeen, sondern in der Kraft des Gemütes liege, und gebot, ein neues Geschlecht heranzuziehen durch eine solche geistige Bildung, daß diese nur ein Mittel für die sittliche Bildung sei. Mit der Überzeugung des Sehers weissagte er, daß das in Selbstsucht verkommene alte Geschlecht erst verschwinden müsse bis auf den letzten Mann, ehe die Zeit der Freiheit und Klarheit in Deutschland tagen könne. Wie mußte sein stolzes Wort namentlich die Träger dieser Zukunft, die mit Andacht lauschenden Jünglinge emporreißen, jenes stolze Wort: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend."

Aufschwung des religiösen Lebens.

Der Ernst der Zeit führte auch zu einer Erneuerung des religiösen Lebens, nicht in der Form eines kirchlichen Dogmatismus, wie sie Friedrich Wilhelm II. durch das berufene Wöllnersche Religionsedikt angestrebt hatte, sondern als freies Gott suchendes und an Gott sich hingebendes Vertrauen, wie es die Königin Luise als ihr Bekenntnis aussprach: „Ich glaube fest an Gott, wie auch an eine sittliche Weltordnung. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin." Erbauungsbücher sind es daher, welche jetzt wieder den Weg in die Familien finden: Krummachers sinnige und gefühlswarme Parabeln und die Stunden der Andacht von Zschokke, der die ganze sichtbare Welt als ein Gleichnis des unsichtbaren Gottesreiches faßt. Der Aarauer Dichter hatte sie geschrieben, um sich selbst in schmerzlichem Verluste zu trösten: so wurde das Buch in schwerer Zeit ein Trost für viele. Im Jahre 1809 bestieg dann Friedrich Schleiermacher die Kanzel der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, um mächtiger noch, als es durch seine Schriften geschehen war, durch sein geistvolles, tief eindringendes Wort eine gesunde und kräftige Religiosität in die Hunderte zu pflanzen, die allsonntäglich zu ihm strömten. Beide aber, Fichte wie Schleiermacher, fußten auf der idealen Pflichtlehre Kants. Wenn irgend eine Nation einem ihrer Philosophen zu Danke verpflichtet ist, so gilt diese Pflicht für die unsere. Während der große Denker und Herrscher zu Sanssouci teils durch sein geschriebenes Wort, mehr durch seine Thaten im Gegensatz zum Absolutismus des Zeitalters lehrte, daß der König der erste Diener des Staates sei, erwuchs unter seiner Waltung der schlichte Königsberger Denker, dessen Fuß die Bannmeile seiner Vaterstadt nie überschritten hat, dessen Geist folgenden Zeitaltern das Gesetz gab. In einer Zeit, da man in Frankreich einen ganzen Staat daran setzte, um die Menschenrechte zur Thatsache zu machen, schuf unter dem Einflusse eines ernsteren Himmels Kant die Lehre von den Menschenpflichten, von dem kategorischen Imperativ. Warum soll man seine Pflicht erfüllen? Etwa weil Pflichterfüllung unter Umständen Vorteile und Ehren bringt? Nein, man soll sie um ihrer selbst willen erfüllen. Das ist das Mark, das den hohlen Röhren, von denen der Seher bei Fichte predigt, eingefügt werden und die modernden Gebeine wieder zur Auferstehung bringen soll. Das ist das, was der Preuße des Friedericianischen Zeitalters als seine „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" kennen gelernt hatte.

Die Gründung der Berliner Universität.

Aus dieser geistigen Erhebung des preußischen Volkes ist die Stiftung der Berliner Universität hervorgegangen. Es macht einen ergreifenden Eindruck, daß in der Zeit der größten materiellen Not, der drückendsten Fremdherrschaft der preußische Staat eine Pflegestätte der höchsten geistigen Interessen ins Leben ruft. Eine Deputation hallescher Professoren, die nach dem Tilsiter Frieden sich zu dem Könige nach Memel begab, hatte den Gedanken dazu angeregt. Wilhelm von Humboldt gewann den König dafür: am 16. August 1809 genehmigte Friedrich Wilhelm die Gründung einer Universität in Berlin in großem Maßstabe. Zu Michaelis 1810 eröffneten in dem Palaste des Prinzen Heinrich berufene Lehrer und Forscher ihre Vorlesungen. Da fanden sich Gelehrte ein von namhaftestem Rufe: die Theologen Schleiermacher, de Wette und Marheineke, Fichte der Philosoph, die Rechtsgelehrten Biener, Eichhorn und Savigny, die Mediziner Hufeland, Gräfe und Reil, die Philologen F. A. Wolf, Heindorf und Aug. Boeckh. Es bewahrheitete sich, was Humboldt unter dem 10 Juli 1809 an den König schrieb, daß dieser sich aufs neue alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessiere, durch die Stiftung einer solchen Anstalt aufs

engste verbinden und neuen Eifer und neue Wärme für das Aufblühen seiner Staaten erregen werde. Wie stach solche Sprache und solcher Plan von den Ansichten Napoleons über den Unterricht, insbesondere über den höheren Unterricht ab!

Rückkehr Friedrich Wilhelms nach Berlin.

So heftig pulsierte schon im Frühling 1809 der freiheitsdürstende Geist in dem preußischen Volke, daß, als auf die Kunde des Sieges von Aspern Friedrich Wilhelm immer noch mit dem Anschlusse an das siegreich kämpfende Österreich zögerte, das ungestüme Verlangen nach Befreiung in manchem Gemüte die alte preußische Königstreue verdunkelte. Nicht wenige wurden irre an dem Könige, ja man hörte den ungeduldigen Wunsch, daß der König die Krone seinem Bruder, dem ritterlichen Prinzen Wilhelm abtreten möchte. Indes sehr bald durchbrach diesen Nebel die volle Popularität, in welcher Friedrich Wilhelm stand. Die würdige Art, in welcher er das Unglück des Staates als sein eignes fühlte und ertrug, und die Bescheidenheit, mit der er seinen bewährten Beratern gegenüber auf die eigne Meinung verzichtete, hat gerade in jenen schwersten Zeiten die Volksbeliebtheit des Königs fest in den Herzen der Preußen begründet. So gestaltete sich denn, als er nach dem endlichen Abzuge der Franzosen am 23. Dezember 1809 in seine Hauptstadt zurückkehren konnte, die lange Reise fast zu einem Triumphzuge. Mit rührender Freude begrüßte Berlin das lange entbehrte Herrscherpaar.

Wachsen des patriotischen Geistes in Berlin.

Die Rückkehr des Königs wurde bedeutungsvoll für die Befestigung der patriotischen Stimmung in Berlin. Denn wenn auch die Menge der Bevölkerung von patriotischer Begeisterung erfüllt war, so hatte doch noch im Jahre 1808 Niebuhr mit Recht in einem Briefe an Stein darüber geklagt, daß er in den höheren Kreisen Berlins nicht selten Äußerungen „der äußersten Hoffnungslosigkeit“ begegnet wäre und Klagen gehört hätte über „die unglückliche Vereitelung der wohlthätigen Systeme Haugwitz' und Zastrows.“ Das besserte sich jetzt mehr und mehr: die Stimmung der Provinzen wurde auch in Berlin die herrschende. Denn Berlin, meist befangen in Gemeindeinteressen, litterarischen Händeln und Theaterklatschereien, war damals sehr weit davon entfernt, die tonangebende Landeshauptstädt, die Richtschnur für die eigenartig entwickelten Provinzen zu sein. Schon auf dem Ordensfeste am 18. Januar 1810, an welchem der König alle Dekorierten bis zu den Briefträgern herab, die das allgemeine Ehrenzeichen erhalten hatten, im weißen Saale an seine Tafel lud, zeigte es sich, daß auch in Berlin der Geist patriotischer Hoffnung der herrschende geworden. Die Spenersche Zeitung war sein Organ.

Friedrich Ludwig Jahn.

In dieser Zeit wanderte auch ein Mann in Berlin ein, der bei aller Schrullenhaftigkeit seines Wesens doch den Kopf voll vieler guter, wenn auch nicht immer klarer Ideen hatte. Es war das Friedrich Ludwig Jahn, dessen bedeutendster und bis auf den heutigen Tag maßgebend gebliebener Gedanke es war, durch Hebung der Volkskraft auch die moralische Stärke der gedemütigten Nation wieder zu heben. Im Jahre 1809 nach Berlin gekommen und 1810 am Kölnischen Gymnasium angestellt, eröffnete er 1811 seine Turnanstalt in der Hasenheide.

Fr. Ludwig Jahn war am 11. August 1778 zu Lanz in der Priegnitz geboren, einem Orte, der an der Grenze mehrerer deutschen Gebiete liegend, ihn schon frühzeitig auf das aufmerksam machte, was er später scherzweise „der deutsche Bunt“ zu nennen pflegte. Sein Vater war am Orte Pastor. Nach einiger Vorbildung in Salzwedel kam er nach dem grauen Kloster in Berlin, und nachdem er dies verlassen, studierte er in Halle und einigen andern Universitäten Theologie. Dann setzte er seine Studien in Greifswald fort, wo er mit dem neun Jahre älteren Ernst Moritz Arndt bekannt und befreundet wurde, und lebte dann, mit dem consilium abeundi belegt, im Mecklenburgischen als Hauslehrer, erst bei einem Baron Lefort in Neubrandenburg, dann auf einer Glashütte bei Waren bei einem gewissen Strecker. Im Jahre 1805 ging er nach Jena, um sich dort zu habilitieren. Als der Krieg von 1806 ausbrach, wollte er, zu Fuß wandernd, wie immer, die preußische Armee erreichen, um sich da einstellen zu lassen. Aber man sah den eigentümlichen Mann, der durchaus nicht in den Rahmen des alten Preußen hineinpaßte, für einen — französischen Spion an. Zwar erwies sich bald die Grundlosigkeit dieses Verdachtes, aber es war auch mit seiner militärischen Laufbahn vorbei. Unterdes war die Schlacht von Jena und Auerstädt geschlagen; dies Unglück des Vaterlandes bleichte dem treuen Manne in einer Nacht das Haar. Er wurde unmittelbar nach der Schlacht freigelassen und flüchtete dann mit den unter Blücher stehenden Abteilungen nach Lübeck. — Manches an dem

trefflich gesinnten Manne erscheint uns und erschien auch schon den Zeitgenossen grotesk und übertrieben: so sein erbitterter Haß nicht nur gegen die Franzosen, sondern überhaupt gegen alles Welsche und Fremde. Auch in seinem Buche: „Deutsches Volkstum“ findet sich neben vielem recht Guten und Beherzigenswerten, wie z. B. seiner schon dort aufgestellten Ansicht über die Landwehr und über Volksvertretung manches Schrullenhafte und Konfuse. Aber die Absicht war gut, und er hat an seinem Teil redlich mitgewirkt, den patriotischen Geist zu beleben im Gegensatz zu der noch vor wenigen Jahren zur Schau getragenen weltbürgerlichen Gleichgültigkeit.

Der Tod der Königin Luise.

Der Mann indessen, dem die Patrioten ihre Hoffnungen entgegenbrachten, der König, vermochte sich diesen Hoffnungen nicht zu erschließen. Das Verständnis für die Macht der Ideen ging ihm ab, und von seiner Seite war jetzt die herrliche Frau genommen, die in allen Drangsalen ihn aufgerichtet hatte, die Königin Luise. Ihr



34. König Friedrich Wilhelm III., der Kronprinz und Prinz Wilhelm am Sterbebette der Königin Luise zu Hohenzieritz am 19. Juli 1810.

Nach der Zeichnung von Heinrich Dähling gestochen von Daniel Berger (1811).

Trost war all die schwere Zeit über der 126. Psalm gewesen, die Hoffnung der Gefangenen Zions: am 19. Juli 1810 hatte ihr auf Schloß Hohenzieritz in ihrer mecklenburgischen Heimat der König die Augen zugedrückt, „seines Lebens Sterne“.

Aus demselben Briefe, dem schon oben eine Stelle entnommen wurde, mag zur besseren Charakteristik der herrlichen Frau auch das noch mitgeteilt sein, was sie ihr politisches Glaubensbekenntnis nennt: „Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, d. h. klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach den Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint, alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. — Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessere Menschen, und durch die

Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will — alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang. Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden."

In tiefster Seele fühlte der König ihren Verlust; das Volk aber sah in Luisen fortan einen Schutzengel für die gute Sache. Und fürwahr, diese bedurfte eines solchen. Hardenberg leitender Minister.

Dohna und Altenstein zeigten sich der Erbschaft Steins nicht gewachsen. In seiner Not, Napoleon gerecht zu werden, sah Altenstein keinen andern Weg als denjenigen, zu welchem schon Schön vor zwei Jahren geraten hatte: einen Teil von Schlesien an Frankreich abzutreten, d. h. das kleine Preußen noch mehr zu verkleinern. Er sprach sich darüber zu dem Fürsten Wittgenstein aus; allein dieser, über die Ehrlosigkeit des Gedankens empört, machte dem Könige sofort davon Mitteilung: Altenstein erhielt seine Entlassung; das Finanzministerium wurde Hardenberg übertragen. Einige Monate später, am 3. November 1810, wurde auch Graf Dohna entlassen: das Ministerium des Innern übernahm ebenfalls Hardenberg. Zwar sträubte sich Napoleon lange, den Wiedereintritt des von ihm vor vier Jahren verfemten Staatsmannes zu gestatten; aber endlich glaubte er der Versicherung, daß Hardenberg der einzige Mann wäre, welcher die Gewähr böte, daß Preußen seinen finanziellen Verpflichtungen gegen Frankreich nachkäme.

Hardenbergs Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates.

Schon im September 1807 hatte Hardenberg von Riga aus dem Könige eine Denkschrift „über die Reorganisation des preußischen Staates" übersandt, worin er, ähnlich wie Stein in der Nassauer Denkschrift, seine Meinung über das ausgesprochen hatte, was Preußen auch jetzt noch not thäte. Diese Denkschrift Hardenbergs ist eine der größten Staatsschriften, welche jemals geschrieben worden sind. Zum Teil auf Arbeiten Niebuhrs und Altensteins beruhend, verbreitet sie sich über die auswärtigen Verhältnisse, über die Grundverfassung des Innern, über das Militärwesen, über Polizei und Finanzen, über Religion und Rechtspflege, ebenso eingehend über allgemeine Grundsätze, wie über spezielle Details. Hardenberg steht darin ganz auf dem Standpunkte des modernen Liberalismus; ihm gilt als oberstes Prinzip, die brauchbaren Ideen der französischen Revolution auf Preußen zu übertragen. Er will, wie er sagt, „eine Revolution von oben, welche nicht durch gewaltsame Impulsionen, sondern durch die Weisheit der Regierung die Veredelung der Menschheit fördere". Eine Regierung, führt er aus, habe in Harmonie mit dem Zeitgeiste und dem Weltplane der Vorsehung zu verfahren, und dürfe ja nicht zurückschrecken vor dem, was der Zeitgeist als Hauptgrundsatz fordere, vor möglichster Freiheit und Gleichheit. Die natürliche Freiheit des Individuums bildet für ihn den Ausgangspunkt. Daher verlangt er Beweglichkeit des Grundbesitzes, Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit. Nur einen Zwang läßt er gelten, die allgemeine Schulpflicht, damit der Mensch nicht unerzogen bleibe.

Hardenbergs Reformgesetze.

Ehe solche Gedanken in die Wirklichkeit umgesetzt wurden, hatte Hardenberg noch eine Zusammenkunft mit Stein in Böhmen, um persönlich verschiedenes noch mit dem ersten Verfechter der Reform in Preußen zu besprechen. Darauf erschien am 27. Oktober 1810 das „Edikt über die Finanzen des Staates", welches in Verbindung mit weiteren Edikten vom 28. Oktober die Grundsteuerbefreiungen, den Zunftzwang, die Banngerechtigkeiten, die Naturallieferungen und die Vorspanndienste aufhob und alle Einwohner der Monarchie gleichmäßig nach ihrem Vermögen zu den Steuern heranzog, den Wohlhabenden aber besondere Luxussteuern auferlegte, für männliche Bediente, Haushofmeister, Kutscher, Köche, Kunstgärtner, Hunde, Reit- und Kutschpferde, Wagen in Federn und mit Verdeck. Indem das Edikt vom 28. Oktober über die „Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer" den Betrieb irgend eines Gewerbes von der Lösung eines Gewerbescheins abhängig machte, dafür aber den Betrieb des in diesem Scheine genannten Gewerbes in allen Staaten der Monarchie erlaubte, wurde das Prinzip der Gewerbefreiheit ausgesprochen; die geistlichen Güter wurden eingezogen, der Handel mit den Landesprodukten und der Marktverkehr freigegeben, eine zeitgemäße

Gesindeordnung am 8. November erlassen. Dazu erklärte das Gesetz vom 11. September 1811 alle auf dem bäuerlichen Grund und Boden ruhenden Lasten für ablösbar und bestimmte das Maß, nach welchem die Grundherrschaften entschädigt werden sollten. Dieses Gesetz, das übrigens seine volle Billigung durch eine königliche Kabinettsordre vom 6. September erhalten hatte, vollendete durch Verleihung freien Eigentums an die Bauern der Rittergüter die Bauernbefreiung in Preußen, ganz im Sinne des Gesetzes vom 27. Juli 1808, das die gleiche Wohlthat den Bauern auf den königlichen Domänen verliehen hatte. — Das Edikt ferner vom 14. September „Zur Beförderung der Landeskultur", gab jedem Grundbesitzer, soweit er nicht durch Reallasten und anderweite Verpflichtungen gehindert war, das Recht, über seinen Besitz nach Belieben frei zu verfügen. Den Juden wurden durch das Edikt vom 11. März 1812 mit unerheblichen Einschränkungen die Rechte von Staatsbürgern verliehen.

Die „Organisationsgesetze".

Wesentlich andrer Art waren die „Organisationsgesetze" Hardenbergs; die Verordnung vom selben 27. Oktober 1810 über die Verfassung aller obersten Staatsbehörden errichtete einen Staatsrat und ein Kabinett, schuf aber zugleich den Staatskanzler, der in beiden Behörden die leitende Stellung einnahm. Insbesondere wurden ihm die Ministerien des Innern und der Finanzen, die Angelegenheiten des Königlichen Hauses und die Oberleitung der auswärtigen Geschäfte übertragen: ein Kompromiß mit den früher von Stein vertretenen Ideen. Das „Gendarmerie-Edikt" sodann vom 30. Juli 1812 rief das militärisch organisierte Korps der Gendarmen ins Leben zur Beseitigung der Mängel, „welche der Wirksamkeit der Staatsverwaltung in Beziehung auf das platte Land hinderlich sind".

Indessen nicht in diesen Organisationsgesetzen, welche auf die Einführung einer französisch-westfälischen Büreaukratie hinausliefen, liegt die Hauptbedeutung der gesetzgeberischen Thätigkeit Hardenbergs, sondern in jenen wirtschaftlichen Reformgesetzen, welche jedem Preußen die freieste Disposition über seine Kräfte und sein Eigentum gaben.

Versuch einer Volksvertretung.

Als letzte und oberste Stufe der Reformen stellte das Finanzedikt vom 27. Oktober 1810 eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen als für das Ganze in Aussicht, deren Rat der König gern benutzen wolle. Aber schon der erste Versuch dazu im Februar 1811 mit einer Versammlung berufener Notablen erwies, daß eine solche Vertretung, wenigstens in solcher Form, durchaus nicht zeitnoch auch zweckgemäß sei. Die in dieser Versammlung vorhandenen Ritterbürtigen, insbesondere aus der Mark, allerdings diejenigen, die durch die neue Gesetzgebung zu den schwersten Opfern herangezogen waren, erwiesen sich dermaßen widerhaarig, daß man die Hauptführer, den Grafen Finckenstein und den Freiherrn v. d. Marwitz ein paar Wochen nach Spandau setzte. Von einem Geiste für das Allgemeine und irgendwelcher Opferwilligkeit für das Interesse der Gesamtheit war gar nichts zu spüren. Aus diesen Kreisen gingen Ansichten hervor wie die, daß es noch eine große Frage sei, ob die Quitzows, Rochows u. s. w. so schlecht gewesen seien, wie die den Fürsten ergebenen Schriftsteller sie geschildert hätten. — War es vielleicht augenblicklich nicht an der Zeit, ehe die neuen Gesetze ihre Wirkung gezeigt hatten, eine Vertretung irgend welcher Art darüber zu befragen, so war es jedenfalls die schlechteste Art von Vertretung, die man befragt hatte. Es zeigte sich hier dieselbe Halbheit, die Hardenberg schon früher an den Tag gelegt hatte und die ihn in späteren Tagen so übel auszeichnen sollte.

Der russische Feldzug.

Wenn auch die innere Erstarkung Preußens entschiedene Fortschritte machte, an einen Kampf mit Frankreich ohne einen mächtigen Bundesgenossen konnte es keinesfalls denken. Die Patrioten sahen verlangend nach Rußland; aber die Einsichtigen unter ihnen konnten es sich nicht verhehlen, daß der offenbar bevorstehende Entscheidungskampf zwischen Rußland und Frankreich vor allem Preußens Existenz in Frage stellte.

Verstimmung zwischen Rußland und Frankreich.

Der Wetterkundige sah diesen Krieg unvermeidlich wie ein Verhängnis herankommen; er ergab sich aus der ganzen Lage der beiden Staaten. Dem ehrgeizigen Sinne Kaiser Alexanders hatte zu Tilsit die Eroberung Konstantinopels und des ganzen türkischen Reiches vorgeschwebt; indes die Donau wollte Napoleon doch nicht die



35. Napoleon I., Kaiser der Franzosen (um 1812).
Nach dem Gemälde von Amable-Louis-Claude Pagnest.

russischen Doppeladler überschreiten lassen. Alexander mußte daher bald inne werden, daß Frankreich den Türken den Rücken stärke. Je mehr ihm aber die Hoffnung auf die Eroberung der Türkei schwand, um so wichtiger wurde ihm die polnische Frage. In der Errichtung des polnischen Herzogtums Warschau sah er eine Gefahr für Rußland. Wie leicht konnte der polnische Kleinstaat der Ausgangspunkt einer allgemeinen Erhebung Polens, von dem ja Rußland die ganze östliche Hälfte besaß, werden! Wohl hatte daher Napoleon, als er die Hand einer Großfürstin erstrebte, von Alexander durch Caulaincourt einen Vertragsentwurf vorgelegt erhalten, dessen erster Artikel bündig lautete: „Das Königreich Polen wird nie wieder hergestellt werden." Wir wissen, daß Napoleon nicht daran dachte, sich in dieser Weise die Hände zu binden. Er verweigerte die Ratifikation des von Caulaincourt schon unterschriebenen Vertrags und ließ einen Gegenantrag aufsetzen, der Frankreich bei allem Entgegenkommen doch eine Hinterthür ließ. Es hatte also den Anschein, als wenn Napoleon mit Polen doch irgend welche geheimen Pläne verfolge, welche Rußlands Besitz in Polen bedrohen mußten. Dazu kam nun die Verstimmung über die Kontinentalsperre. Napoleon hatte durch den Tarif von Trianon auf die wichtigsten Kolonialwaren, um nicht bloß den direkten englischen Handel, sondern auch allen Zwischenhandel abzuschneiden, so hohe Zölle gelegt, daß der neue Tarif einem Verbote ziemlich gleich kam. Alexander dagegen, der zu Tilsit dem Sperrsystem beigetreten war, erkannte je länger um so deutlicher die verderblichen Folgen desselben für Rußland. Auf das Betreiben des aufgeklärten Speranskij erließ er daher am 31. Dezember 1810 eine Zollordnung, welche sowohl die Einfuhr überseeischer Waren unter neutraler Flagge gestattete, als auch englischen Schiffen unter gewissen Modalitäten die russischen Häfen öffnete. Für die so in Rußland eingeführten Kolonialwaren bildete sich in dem österreichischen Grenzstädtchen Brody nun ein großer Markt aus, von dem sie ihren Weg im geheimen in eben solchen Massen in das östliche Deutschland fanden, wie es durch Schmugglerschiffe von den englischen Niederlagen auf Helgoland für das nördliche Deutschland geschah. Daher sah Napoleon in dem russischen Zolldekret eine geheime Unterstützung seines unbezwungenen Gegners England.

Die Einverleibung Oldenburgs.

Zum Ausbruche brachte die Spannung Napoleon selbst. Um dem helgoländer Schmuggel ein Ende zu machen, erklärte er am 13. Dezember 1810 das deutsche Land von der holländischen Grenze bis zur Elbe mit Einschluß der Hansestädte, mehr als 33700 qkm mit etwa 1200000 Einwohnern, für einverleibt in Frankreich, unbekümmert darum, daß er durch die Besitznahme von Hamburg und Lübeck den Tilsiter Frieden brach, welcher die Elbe für Frankreich als Grenze setzte. Durch diese Gewaltmaßregel wurden außer der Schmälerung des Königreichs Westfalen drei deutsche Fürsten ihrer Länder beraubt. Der kleine Herzog von Ahremberg und der Fürst von Salm mußten zu der Vergewaltigung schweigen; aber Herzog Peter von Oldenburg, mit Entschiedenheit das ihm von Napoleon als Entschädigung gebotene Erfurt zurückweisend, wandte sich um Hilfe an seinen Schwager, den Kaiser Alexander, der überdies ja gleich ihm ein Prinz von Holstein-Gottorp war. Indes mit völliger Nichtachtung dieser nahen Beziehungen Oldenburgs zu Rußland, mit offener Verletzung der Bestimmung des Tilsiter Friedens, welcher die Integrität Oldenburgs garantierte, ließ Napoleon in Oldenburg die öffentlichen Kassen versiegeln und in dem Lande französische Verwaltung einrichten. Es bezeichneten diese Einverleibungen, für die man keine andre Erklärung finden konnte, als daß sie „durch die Umstände geboten seien", den Höhepunkt napoleonischer Rücksichtslosigkeit und Brutalität. Selbst seinen nächsten Freunden und Verwandten begann bange zu werden um die Zukunft. Niemand anders als der frivole, sonst nur auf ausschweifende Lust bedachte Hieronymus war es, der im Dezember 1811 eine beredte Warnung an seinen Bruder ergehen ließ: Die Gärung sei aufs äußerste gestiegen und warte nur den günstigen Zeitpunkt zum Ausbruche ab, denn die Leute hätten nichts mehr, sähen den Ruin ihrer Existenz vor Augen und würden also zu jedem verzweifelten Schritte bereit sein.

„Das ist eine Ohrfeige, die man einer befreundeten Macht vor den Augen Europas gibt", soll Alexander gesagt haben, als man ihm die Nachricht brachte. Die Stellung Caulaincourts, der von jetzt ab an Stelle der früheren Vertraulichkeit mit formeller Kälte behandelt wurde, war unhaltbar geworden; der Herzog von Vicenza bat im Frühjahr 1811 um seine Abberufung und wurde dann durch den General Lauriston ersetzt, dessen militärischer Ton sehr von der hofmännischen Verbindlichkeit seines Vorgängers abstach. Kaiser Alexander aber ließ durch den Fürsten Kurjakin, seinen Gesandten in Paris, Napoleon einen Protest zur Wahrung der Rechte des holsteinschen Hauses überreichen, wie er einen solchen auch allen europäischen Höfen mitteilen ließ. Napoleon indes fand dies Papier sehr im Widerspruche mit seinen Gefühlen persönlicher Freundschaft für Alexander und verlangte die Zurücknahme. Kurjakin weigerte sich natürlich, den Protest zurückzunehmen; da erschien denn Graf Champagny, Talleyrands Nachfolger, bei ihm, legte das Papier versiegelt auf den Tisch und verschwand ohne weitere Erklärung. Dem Kaiser Alexander war damit der Fehdehandschuh hingeworfen. Höchste Verstimmung Rußlands.

Unverzüglich begann nunmehr die Anhäufung großer militärischer Streitkräfte an der Oder und in Danzig, während, um Zeit zu gewinnen, die diplomatischen Verhandlungen weitergeführt wurden, natürlich ohne zu irgend welchen Ergebnissen zu gelangen. Immer die alten Forderungen und Beschwerden werden von beiden Seiten wiederholt: keiner der beiden Gegner weicht einen Schritt zurück, aber keiner will auch als der Angreifer erscheinen. Scheinverhandlungen.

Am 15. August 1811, dem Napoleonstage, war große Cour in den Tuilerien; alle Gesandten und Großwürdenträger des Reiches waren zugegen. Gewissermaßen den Ohren von ganz Europa wollte Napoleon seine Beschwerden vortragen, als er auf den Fürsten Kurjakin zuschritt und ihn anherrschte: „Ich begreife euer Verfahren nicht; entweder habt ihr Hintergedanken, oder eure Regierung hat den Kopf verloren und macht es wie der Hase, der Blei in den Kopf bekommen hat: er läuft, ohne zu wissen, wo er anrennen wird. — Ich bin nicht dumm genug, um zu glauben, daß ihr euch um Oldenburg kümmert; ich sehe klar, daß es sich um Polen handelt. Ihr schreibt mir Kriegsprojekte zu gunsten Polens zu, und ich fange an zu glauben, daß ihr es seid, die sich Polens bemächtigen wollen, indem ihr euch vielleicht einbildet, das sei das einzige Mittel, eure Grenzen an dieser Seite zu sichern. Daraus wird nichts!" Und so ging es noch in Verweisen und Drohungen eine ganze Weile fort: es war klar, Napoleon wollte Rußland zur Entscheidung drängen. Natürlich waren alle, die zugegen gewesen waren, der Meinung, daß der Ausbruch des Krieges jetzt unmittelbar bevorstände. Preußen begann sich sofort mit allem Eifer und ganz offen zu rüsten, um allen Eventualitäten so sehr wie möglich gewachsen zu sein. Jedoch der Fürst Rumjanzow, Rußlands auswärtiger Minister, glaubte immer noch nicht an den Krieg: er gab Kurjakin die Weisung, alles zu beseitigen, wodurch das russische Bündnis mit Frankreich gelockert werden könnte. Und es mußte scheinen, als wenn Kaiser Alexander seine Meinung teile. Napoleon brüskiert Kurjakin.

Die freundschaftlichen Beziehungen Alexanders zu Napoleon schienen den Russen ihren Ausdruck auch in einer Reihe von Reformen zu finden, welche während der letzten Jahre vorgenommen waren. Graf Michael Speranskij, als Sohn eines Geistlichen 1771 im Gouvernement Wladimir geboren, und, nach Beendigung seiner mathematischen Studien doch bald auch als juristisch denkender Kopf erkannt und 1809 zum Wirklichen Geheimen Rate befördert, trat in dieser Stellung als eine Art russischer Hardenberg auf, indem er in vielgeschäftiger organisatorischer Thätigkeit die inneren Zustände Rußlands zu bessern bemüht war. Er drang darauf, bei Beförderungen nicht bloß das Dienstalter, sondern vor allem die Tüchtigkeit in Anschlag zu bringen, er ordnete den Staatshaushalt, er war beschäftigt, nach dem Muster der Klarheit und Übersichtlichkeit des Code Napoleon ein einheitliches Gesetzbuch für die Russen aufzustellen, er dachte ernstlich daran, die Leibeigenschaft aufzuheben. Speranskijs Reformen.

Natürlich verletzte eine solche reformatorische Thätigkeit zahllose Interessen. Zumal die geplante Aufhebung der Leibeigenschaft schien dem altrussischen Adel unerträglich.

In Moskau, der nationalen Hauptstadt, war seit den Tagen Peters des Großen der Mittelpunkt des grollenden Altrussentums, der Sammelplatz aller Unzufriedenen und Mißvergnügten. Hier wurden die Maßregeln der Regierung mit Haß und Mißachtung aufgenommen, hier wurden Pläne geschmiedet, die Partei in den Besitz der Regierungsgewalt zu bringen, den Zaren in ihre Netze zu ziehen. An der Spitze dieses Treibens stand der Graf Rostoptschin. Diesen Leuten galt Speranskij, „der Jakobiner", als der Anstifter alles Unheils. An Rumjanzow, den Abkömmling der alten Bojaren, obgleich er viel mehr Franzosenfreund war, wagten sie sich nicht; aber



36. Fedor Wassiljewitsch, Graf Rostoptschin, Generalgouverneur von Moskau.
Nach dem Gemälde von E. Gebauer gestochen von F. Meyer.

den gescheiten Emporkömmling zu stürzen, wurden alle Hebel der Intrige und Verleumdung angewandt. Friedrich Wilhelm hatte zugestimmt, daß ein paar Heißsporne der altpreußischen Adelspartei, welche Hardenbergs Reformen hartnäckig widerstrebten, verhaftet und auf die Festung geschickt wurden: Alexander opferte seinen aufgeklärten Ratgeber den altrussischen Reaktionärs.

Speranskijs Sturz.

Am Abend des 29. März 1812 ließ der Kaiser Speranskij zu sich bescheiden. Die Unterredung dauerte lange; es war 10 Uhr vorüber, als der Graf in höchster Aufregung aus dem Kabinett des Kaisers trat. Mit Thränen in den Augen packte er im Vorzimmer seine Papiere zusammen: da öffnete sich noch einmal leise die Thür des Kabinetts: „Noch einmal leben Sie wohl, Michael Michailowitsch!" rief der Kaiser dem Scheidenden in seiner sentimentalen Weise nach. Aber vor seiner Hausthür hielt schon, als er in der Nacht heimkehrte, eine mit Postpferden bespannte Kibitke, welche den Gestürzten nach Nishnyj Nowgorod, nachher sogar nach Perm in die Verbannung führte. Giftige Gerüchte verbreiteten sich jetzt, welche Speranskij,

der nicht einmal ein Freund Frankreichs gewesen war, wie das Zolledikt vom 31. Dezember 1810 bewies, zu einem bestochenen Verräter stempeln wollten, der das „heilige" Rußland an Napoleon habe ausliefern wollen. Es ist wahr, die öffentliche Meinung war sehr aufgeregt in diesen Tagen der Spannung: der Krieg gegen Frankreich wurde mit jedem Tage populärer in Rußland; die altrussische Partei ließ es an nichts fehlen, den Haß gegen Frankreich zu entfachen. Es galt für ausgemacht, daß Napoleon im Begriffe stände, über das heilige Rußland herzufallen.

Stimmung in Rußland.

Alexander hatte geglaubt, einem allgemeinen Verlangen des Volkes nachzugeben, als er Speranskij verbannte: aber er war keineswegs entschlossen, sich nun der altrussischen Partei ganz hinzugeben. Auf seine Einladung erschien Stein in St. Petersburg. Doch konnte der Kaiser nicht umhin, sich dem Begehren der öffentlichen Meinung anzubequemen: man wollte nichts vom Ausland, nichts von Frankreich haben, niemand dachte an Eroberungen, aber man war entschlossen, es nicht zu dulden, daß Napoleon seinen Fuß nach Rußland hineinsetze. Nur als Verteidigung gedacht war der Krieg bei dem russischen Volke populär. Dies wirkte bestimmend auf die Haltung des Kaisers ein: es entschied über den Kriegsplan, wie über die Politik.

Frieden von Bukarest.

Alexander hielt den Krieg für unvermeidlich; aber der gewaltige Gegner imponierte ihm. Den Kampf gegen die Türkei führte er nur noch verteidigungsweise; er wollte nur die Moldau und Walachei behaupten, um sie an Österreich gegen Galizien auszutauschen. Denn ihm schwebte eine kurze Zeit die Idee vor, Polen wiederherzustellen und dadurch die Polen als ihr neuer König zum Kampfe gegen Frankreich fortzureißen. Als aber dieser Gedanke an dem Mißtrauen der Polen zerbrach, gab er die Donaufürstentümer auf und schloß mit der Türkei am 28. Mai 1812 den Frieden zu Bukarest, den Pruth als Grenze sich gefallen lassend.

Vertrag mit Schweden.

Vorher schon hatte sich Alexander mit Schweden verständigt. So günstig dort die am 25. August 1810 erfolgte Wahl Bernadottes zunächst für Frankreich zu sein schien bei der verwandtschaftlichen Stellung des neuen Kronprinzen zu Napoleon (s. Bd. VIII., S. 658), so schien dieser, wie aus einem Berichte Metternichs vom 10. September 1810 an seinen Kaiser hervorgeht, doch nicht übermäßig davon erbaut zu sein, obgleich er an sich froh war, den alten Jakobiner los zu sein. Sachliche Differenzen ergaben sich denn in Bälde genug. In der That war auch für Schweden die Durchführung der Handelssperre einfach unmöglich, und niemand sah das mehr ein, als der neugewählte Thronnachfolger, von dem Napoleon selbst zugestand: „C'est une tête!" Nun hatte aber Napoleon die Interessen und die Ehre Schwedens soeben aufs empfindlichste gekränkt: ohne irgend welche Erklärung oder Entschuldigung war im Januar 1812 General Friant in Schwedisch-Pommern eingerückt. So entschloß man sich — trotz Finnland — zu einer Verständigung mit Rußland. Am 5. April 1812 wurde zu Petersburg ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen. Beide Mächte machten sodann zu Örebro ihren Frieden mit England, Schweden am 20. April 1812, Rußland am 12. Juli desselben Jahres.

Preußen und Rußland.

Eine Stellung eigentümlicher Art, man kann sie nicht eben eine loyale nennen, nahm Alexander Preußen gegenüber ein. Dort hofften alle Patrioten auf ihn und drängten den König, sobald die Spannung zwischen Rußland und Frankreich einen Krieg für unvermeidlich erscheinen ließ, zur Schilderhebung gegen Napoleon. Insofern gab der König wenigstens nach, als er die Festungen Spandau und Kolberg besser befestigen und mit Proviant versorgen ließ und zu rüsten begann. Mit Mißtrauen gewahrte es Napoleon und wies den Grafen Saint-Marsan, seinen Gesandten in Berlin an, sofort Berlin zu verlassen, wenn auf seine Vorstellungen hin den Rüstungen nicht Einhalt gethan würde. Gleichzeitig wurde dem in Hamburg die Elbarmee von 100 000 Mann befehligenden Marschall Davout der Befehl, sofort nach Abreise des Gesandten in Preußen einzudringen und auch die Truppen der Königreiche Westfalen und Sachsen und des Großherzogtums Warschau mobil machen zu lassen. Gegen diese beabsichtigte Erdrückung von allen Seiten her plante Gneisenau einen Volkskrieg, den er dem Könige in einer Denkschrift vom September 1811 zu empfehlen suchte,

nachdem er schon den 8. August einen Plan zur Vorbereitung eines Volksaufstandes überreicht hatte. Aber der König war nicht dafür zu gewinnen; er schrieb seine Gedanken über die Lage in einem Aufsatze am 3. November nieder, nachdem ihm Hardenberg über dasselbe Thema einen dem Kriege günstigen Vortrag gehalten hatte. Die Hauptgedanken waren darin, daß ein Krieg gegen Napoleon nur denkbar sei im Vereine mit Rußland und Österreich und mindestens die Zurücktreibung der Franzosen bis über den Rhein zum Ziele haben müsse; daß eine Erhebung erst dann seine Zustimmung erhalten werde, wenn er offenbar erkenne, daß es Napoleon auf die völlige Vernichtung Preußens abgesehen habe; daß man in der Zwischenzeit aber seine Existenz so gut als möglich zu fristen suchen müsse. An demselben 3. November trafen Nachrichten aus St. Petersburg ein, die klärlich darthaten, daß man auf Rußland nicht zählen dürfe!

Scharnhorst in Rußland. Russische Pläne.

Am 4. Oktober hatte Scharnhorst, den der König zu einer vertraulichen Anfrage dahin geschickt hatte, seine erste Audienz beim Zaren gehabt und war von diesem in die genialen Pläne des russischen Generalstabs eingeweiht worden; auf Grund dieser war dann am 17. Oktober ein sehr dürftiges Abkommen getroffen worden. Danach sollte die russische Armee, in zwei Heere geteilt, hinter unwegsamen Sümpfen auf der Linie von Riga bis Pinsk in verschanzten Lagern aufgestellt, den Angriff erwarten. Dasjenige Heer, gegen welches sich Napoleon wenden würde, sollte zurückweichen, das andre aber den Feind in der Flanke fassen. Der General Phull, ein früherer preußischer Offizier, hatte diesen Plan entworfen und Alexander ihn angenommen, mitbestimmt durch das glänzende Beispiel, das Wellington in den Linien von Torres Vedras gegeben. Scharnhorst verwarf diesen Plan, dem Napoleon leicht durch Zweiteilung auch seiner Armee begegnen könne, gänzlich; überdies überlieferte er Preußen schutzlos dem Feinde. Er forderte, daß die russische Armee einen kühnen Vorstoß bis an die Elbe mache: nur so könne Preußen bewahrt werden. Allein mit einer gewissen Empfindlichkeit wies Alexander diesen Plan zurück; er wußte, daß der Krieg, sobald er die Grenze Rußlands überschritten, aufhören würde populär zu sein. Und hatte überhaupt Rußland einen Feldherrn, der im stande gewesen wäre, einen so kühnen Kriegsplan mit Geschick und Entschlossenheit durchzuführen? Es war nicht zu erreichen, daß Rußland eine bindende Verpflichtung zu einem militärischen Zusammenwirken mit Preußen übernahm.

Geheime Pläne Alexanders und Österreichs.

Worin lag aber der Grund für diese ablehnende Haltung? Kaiser Alexander sah bei dem bevorstehenden Zusammenstoß mit Frankreich die Zertrümmerung Preußens als etwas Selbstverständliches an; genug, wenn er es dazu zu bringen wußte, den ersten Anprall der Franzosen aufzuhalten. Dann meinte er sich von dem herrenlos gewordenen Staate die Lande bis an die Weichsel zu nehmen. Das vertraute er Anfang Februar 1812 dem österreichischen Gesandten St. Julien an und eröffnete dabei Österreich Aussichten auf Schlesien. Auch Österreich rechnete auf die gleiche Eventualität und war entschlossen, Napoleon für den bevorstehenden Krieg ein Hilfskorps freiwillig anzubieten, damit man dann den gewünschten Preis aus der Hand des Siegers um so sicherer erhalte. Wie hätte da Scharnhorst, der unter dem Namen Ackermann nach Wien kam und am 2. Dezember 1811 zum erstenmal von Metternich empfangen wurde, irgend etwas erreichen sollen! Die erste Bedingung also für einen Krieg gegen Frankreich, die der König ganz richtig aufgestellt hatte, blieb völlig unerfüllt.

Gneisenaus und Friedrich Wilhelms Ansichten über Volkserhebung.

Friedrich Wilhelm hatte auch noch einen andern Grund, dem von Scharnhorst empfohlenen Plane seine Zustimmung zu versagen: er mißtraute der Wirksamkeit und Fähigkeit eines Volksaufgebotes. So bemerkte er in dem Gneisenauschen Aufsatze zu dem Abschnitte „Wie die Milizen gegen den Feind agieren“ u. a.: „Mangel an Lebensmitteln, keine Gewohnheit an Entbehrungen und Ausdauer, noch weniger Erfahrung im Kriege und einige Flinten- und Kanonenschüsse zerstreuen diese Legion.“ Zu einem andern Abschnitte: „Weitere Bemerkungen zu dem Aufsatze über die Milizen“ schrieb der König an den Rand: „Als Poesie gut!“ Darauf bezog sich Gneisenau in seiner Eingabe vom September 1811, indem er am Schlusse sagte: „Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses sage, abermals Poesie schuld geben, und ich will mich gern hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland sind nichts andres als Poesie, keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt,

wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, die wir mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blicken, würde eine ruhige glückliche Lage in stiller Eingezogenheit finden können, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig, Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit, des Hasses gegen die Fremdlinge fesseln ihn an seinen alten Herrn, mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden; für ihn gibt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie und zwar der edelsten Art. An ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang, und zur Ehre will ich es mir rechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daran setzen, um Ew. Majestät alles zu retten. Denn wahrlich zu einem solchen Entschluß gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht. Viel sind der Männer, die so denken, und weit stehe ich ihnen an Adel der Gesinnung nach, aber ich will mich bestreben, ihnen ähnlich zu werden."

Preußens Bündnis mit Frankreich.

Friedrich Wilhelms zweite Voraussetzung für die Entfesselung des nationalen Verzweiflungskampfes war die bestimmte Überzeugung von der Absicht des Imperators, Preußen überhaupt zu vernichten. Daß diese Absicht zunächst nicht vorläge, schloß der König daraus, daß seit Ende Oktober 1811 Verhandlungen vom französischen Gesandten über ein Kriegsbündnis mit Frankreich begonnen hatten. Es ergab sich aus ihnen, daß der Kaiser wenigstens vor der Hand Preußen nicht vernichten, d. h. zum äußersten Widerstande aufreizen wollte, weil er seiner als Durchgangsstraße für die beabsichtigte Heerfahrt nach Rußland bedurfte. Indem Friedrich Wilhelm das und jenes an dem angebotenen Vertrage zu ändern vorschlug, gewann er Zeit zu den schon erzählten Verhandlungen mit Rußland und Österreich. Bei dem uns bekannten Ergebnisse und angesichts der ganzen Lage Preußens war es schließlich selbstverständlich, daß Friedrich Wilhelm endgültig sich für das französische Bündnis entschloß. Ehe er aber in der Lage war, irgend welche selbständige Entscheidung zu treffen, war schon seine Politik durch den Vertrag vom 23. Februar 1812 bestimmt worden. Am 22. Februar hatte Napoleon dem preußischen Gesandten von Krusemarck eine Urkunde zustellen lassen zur Unterschrift, für die Krusemarck nur 24 Stunden zur Ein- und Durchsicht zugebilligt erhielt. Er unterschrieb, weil er ganz genau die Zwangslage seines Königs kannte, die einen Ausweg aus dieser Enge nicht gestattete.

Die französischen Forderungen.

Aber so groß war die Erbitterung über diesen Zwang der Lage in Preußen, daß 21 insbesondere höhere Offiziere auf einmal ihren Abschied nahmen, um nicht an der Seite Frankreichs kämpfen zu müssen. — Der Inhalt des Vertrages war für Preußen ungünstig genug. Die militärische Leistung Preußens war allerdings sehr gering bemessen, nur 20 000 Mann sollte es stellen. Um so größer aber waren die andren Leistungen. Sie betrugen 200 000 Zentner Roggen, 24 000 Zentner Reis und trockene Gemüse, 2 000 000 Flaschen Bier, 400 000 Zentner Weizen, 650 000 Zentner Heu, 350 000 Zentner Stroh, 6 000 000 Scheffel Hafer, 44 000 Ochsen, 15 000 Pferde, 600 000 Pfund Pulver, 300 000 Pfund Blei und 3600 bespannte Wagen, die von der Elbe bis zur russischen Grenze zu dienen hatten. Neben diesen enormen Lieferungen aber blieb der französischen Armee immer noch die Beitreibung von Lebensmitteln gestattet, d. h. die Ausplünderung und Aussaugung eines an sich schon an den Bettelstab gebrachten Landes. Preußen sollte die Straße bilden, auf der nach dem Ausdrucke Saint-Marsans der Kaiser seine Armee wie einen reißenden Strom an den Niemen werfen wollte.

Bündnis Frankreichs und Österreichs.

Dem Bündnis Napoleons mit Preußen folgte ein solches am 14. März 1812 mit Österreich. Fürst Karl von Schwarzenberg unterzeichnete einen Vertrag, der Österreich zur Stellung eines Hilfskorps von 30 000 Mann verpflichtete. Es sollte aber dieses Heer nur unter der Leitung österreichischer Generale stehen und im betreffenden Falle lediglich von Napoleon selbst Befehle annehmen, auch durfte es nicht geteilt werden. Österreich hatte aber nicht die geringste Lust, im Ernste sich mit Rußland zu überwerfen. Somit schloß es einen Geheimvertrag mit dem Zaren, daß diese 30 000 Mann nur zum Schein ins Feld rücken, wirkliche Feindseligkeiten zwischen den beiden Armeen nicht stattfinden sollten.

Napoleons Pläne.

Napoleon hatte unterdes im größten Maßstabe seine Rüstungen vollendet; er lebte und webte in der Tendenz, jeden widerstrebenden Willen zu beugen: nur einen Willen noch sollte es fortan auf dem Kontinente Europas geben. Er war nicht darüber



37. **Sensburg, Hauptquartier des Vizekönigs Eugen, am 13. Juni 1812. Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von Albert Adam.**

Auf dem Marktplatze von Sensburg, einer kleinen Stadt in Ostpreußen, sieht man ein Durcheinander von französischen und italienischen Soldaten aller Waffengattungen, von Proviant- und Furagewagen, deren Bespannung man mit Gewalt von den armen Bauern requiriert hat, und um diese Wagen Kriegskommissare, Lebensmittellieferanten, Militärbäcker, Equipagen des Vizekönigs, Marketenderkarren, Soldaten der italienischen Garde Bereiter mit Handpferden u. s. w. jeder auf seinen Quartierzettel wartend. — Das Blatt gibt uns zugleich eine treffliche Ansicht eines ostpreußischen Städtchens um jene Zeit.



38. Übergang über die Düna bei Beschenschowitschy am 24. Juli 1812. Nach dem Leben gezeichnet von A. Adam.

Das Blatt zeigt die Überschreitung dieses reißenden Flusses durch eine Division bayrischer Kavallerie unter dem Befehle des Generals Preysing. Sie hat etwa 200 Schritte unterhalb der Brücke, welche die Armeeleitung herstellen ließ, eine Furt gefunden und bewirkt so ihren Übergang. Kaum am andern Ufer angelangt, ordnen sich die Eskadronen bereits wieder zum Kampfe. Die bayrische Kavallerie hat sich bei den Gefechten an der Düna sehr hervorgethan.

zweifelhaft, daß er Rußland, sei es durch Drohung, sei es durch Gewalt, überwinden würde: dann mußte auch England fallen. Man erzählt, daß der Gedanke ihm durch den Kopf gegangen sei, von Moskau aus durch Persien nach Indien zu ziehen und es den Engländern abzunehmen.

Napoleon in Dresden.

Unter dem Vorgeben, das russische Ultimatum zu beantworten, welches Kurjakin am 27. April übergeben hatte und das die Zurückziehung der französischen Truppen aus Schwedisch-Pommern und Preußen verlangte, wurde Graf Narbonne an den Kaiser Alexander, der sich schon in Wilna bei der Armee befand, gesandt. Indessen nicht sowohl Verhandlungen galt es, als den Eindruck zu beobachten, welchen die ungeheure Machtentfaltung Napoleons in den maßgebenden russischen Kreisen hervorbrachte. In Dresden wollte Napoleon den Bericht Narbonnes abwarten. Er traf dort am 17. Mai ein. Während er hier weilte — seine Gemahlin hatte ihn begleitet — stellten sich die Rheinbundfürsten von allen Seiten her zur Begrüßung ein. Es war ein Triumph für Napoleon, daß auch das Kaiserpaar von Österreich erschien. So ungern Friedrich Wilhelm III. von Preußen es auch that, er mußte doch, wenn er das Mißtrauen des Imperators nicht noch mehr erwecken wollte, ebenfalls seinen Besuch anmelden und erhielt daraufhin eine Einladung Napoleons. Er traf zwei Tage vor der Abreise Napoleons am 26. Mai in der sächsischen Hauptstadt ein, begleitet von seinem ältesten Sohne und von Hardenberg, um vom Kaiser mit dem gefühllos-rohen Wort empfangen zu werden: „Sie sind Witwer?“ Geflissentlich vernachlässigte Napoleon den König, dem er sogar den Königssalut bei der Ankunft verweigert hatte, und seine Vasallen suchten es ihm natürlich gleichzuthun. Der Kronprinz hat jene Tage in Dresden nie vergessen.

Der Einmarsch in Rußland beschlossen.

Als eine glanzvoll prunkende Einleitung seines großen Feldzuges hatte Napoleon diese Dresdner Fürstenversammlung gemeint; am 28. Mai langte Narbonne dort an mit dem Berichte, daß Alexander in Wilna von einem Nachgeben in der Frage in der Kontinentalsperre, die Napoleon die Hauptsache war, weit entfernt, vielmehr zu dem hartnäckigsten Widerstande mit den Waffen in der Hand offenbar entschlossen sei. Sofort verließ Napoleon Dresden und befahl den Einmarsch seiner Truppen in Rußland. Heerschau wurde hier und dort gehalten: alle Korps riefen begeistert dem Kaiser ihr „Vive l'Empereur!“ zu; nur ein Korps schwieg, als er musternd die Reihen hinabritt. Es war das Hilfskorps der verbündeten Preußen!

Stärke der französischen Macht.

Niemals hatte Europa eine gewaltigere Armee gesehen, als die war, welche jetzt gegen den Niemen, den Grenzfluß Rußlands vorrückte. Sie umfaßte zehn Korps unter Davout, Oudinot, Ney, dem Vizekönig Eugen, Poniatowski, Gouvion St. Cyr, Reynier, Vandamme, Victor und Macdonald. Dazu kam die alte Garde unter Lefebre, die junge Garde unter Mortier, die Gardereiterei unter Bessières, das Kavalleriekorps Murats und das österreichische Hilfskorps unter Schwarzenberg. Das preußische Hilfskorps war zum größten Teile Macdonald zugeteilt, ein Teil der Reiterei jedoch unter Murat gestellt. Rechnet man hierzu noch die später nachrückenden Ersatzkorps, so ergibt sich eine Gesamtstärke von mindestens 610 000 Mann und 182 000 Pferden mit 1276 Geschützen, welche zu dem Kampfe gegen Rußland aufgeboten wurden, nach einer andern Berechnung hat Napoleon in diesem Kriegsjahr insgesamt 1 187 000 Mann auf den Beinen gehabt; etwa 439 000 Mann davon eröffneten den Feldzug; Tausende sind ihnen als Ersatz nachgefolgt. Macdonald war bestimmt, die linke Flanke zu decken, Schwarzenberg die rechte, während Napoleon mit raschem Vorstoße der Hauptmacht die Russen zu vernichten trachtete.

Stärke der russischen Truppen.

Alexander hatte dagegen im Felde die erste Westarmee unter Barclay de Tolly, die 104 250 Mann zählte, dann die zweite Westarmee unter Fürst Bagration in Stärke von 37 000 Mann. Dazu kam dann eine Reservearmee unter Graf Tormassow von 38 000 Mann. Da auch die Österreicher auf dem Plan erschienen, bedurfte es eines Heeres, um Wolhynien und Podolien zu decken; Bagration mußte die Hälfte seiner Armee an Tormassow zum Schutze der bedrohten Provinzen abgeben und war nunmehr mit den ihm verbleibenden Truppen von vornherein zu jeder

selbständigen Aktion unfähig. Die Vereinigung der beiden Armeen wurde unerläßlich: der russische Kriegsplan, den Gneisenau von Anfang an verworfen hatte, war, bevor er zur Ausführung kam, in sich zusammengestürzt.

Folgen des falschen russischen Feldzugsplanes.

Scharnhorst war infolge des preußisch-französischen Bündnisses von seinem Amte zurückgetreten; aber der König bewahrte ihm unverkürzt sein Vertrauen, und der General blieb die maßgebende Persönlichkeit in allen militärischen Dingen. Er riet dem Grafen Lieven, dem russischen Gesandten in Berlin, den Krieg nunmehr nach Partherart zu führen, den unendlichen Raum als Waffe zu benutzen und den Feind tief in das öde Innere des weiten Reiches zu locken und dann zu vernichten. Auch Gneisenau stimmte dem bei. Aber der russische Hochmut verwarf den klugen Rat. Nur der Notwendigkeit nachgebend, nicht aus freiem Entschlusse, wichen die Russen vor dem eindringenden Feinde zurück. Denn nur weiter rückwärts war die Vereinigung der beiden Armeen bei der Nähe des Feindes noch möglich. Barclay de Tolly gab die Stellung in dem festen Lager von Drissa auf und wich zurück, während Bagration unter wiederholten Gefechten über den Dnjepr gedrängt, Anschluß an ihn zu gewinnen suchte. Dieses fortwährende Ausweichen der russischen Heere kam den Russen, die keine Ahnung von der Stärke Napoleons hatten, sehr unerwartet: sie sahen darin offenbaren Verrat der Fremden, zumal der Deutschen, welche im Rate ihres Kaisers waren. Das Verlangen nach einer Schlacht ward allgemeiner: Barclay entschloß sich dazu, sobald bei Smolensk die Vereinigung mit Bagration gelungen war.

Die polnische Frage.

Napoleon hatte in der Nacht vom 23. zum 24. Juni bei Kowno den Niemen überschritten. Am 25. Juni zog er in Wilna ein. Strömendes Regenwetter und das grüne Futter brachten ihm größere Verluste, als der Feind sie ihm hätte verursachen können. 10 000 tote Pferde hatte er auf der Straße nach Wilna zurücklassen müssen. In dieser Zeit trat auch die polnische Frage mit ihren Schwierigkeiten an ihn heran. Im Vertrauen auf ihn hatten die Polen sich am 26. Juni zu einem Reichstage in Warschau versammelt und dort die Wiederherstellung Polens proklamiert. Am 14. Juli erschien eine polnische Deputation vor dem Kaiser mit der Bitte, ihren Beschluß gut zu heißen. Wie sehr schlug es ihre hochfliegenden Hoffnungen nieder, als er ihnen erklärte, die Rücksicht auf Österreich verböte es ihm, in die Wiederherstellung der alten Republik zu willigen! Nur zur Gewinnung ihrer in den Händen Rußlands befindlichen Landesteile wußte er sie zu ermuntern; dann werde die Vorsehung die Heiligkeit ihrer Sache mit Erfolg krönen und ihre hingebende Vaterlandsliebe belohnen. Zu seinem Vertrauten, dem Grafen Narbonne aber sprach er es aus, daß die Wiederherstellung der polnischen Republik ihm die größte Verlegenheit bereiten würde und daß man den Geist revolutionärer Freiheit mit allen Mitteln unterdrücken müsse.

Der Fall von Smolensk.

Am 17. August trafen die Franzosen bei Smolensk auf die vereinigten russischen Heere. Mit Heftigkeit wurde von beiden Seiten gekämpft, ohne daß es doch zu einer Entscheidung gekommen wäre. Indes in der Nacht steckten die Russen die alte Stadt in Brand und zogen weiter ostwärts von dannen; nichts als eine rauchende Brandstätte nahmen die Franzosen am andern Morgen in Besitz. Ohne Verzug drängte Napoleon ihnen nach; durch das Treffen bei Valutina-Gora erstritt er sich den Übergang über den Dnjepr.

Folgen davon.

Der Fall des altehrwürdigen Smolensk erregte mit der tiefsten Erbitterung die höchste nationale Begeisterung. Die Armee ordnete den General Wilson, einen Engländer, der im russischen Hauptquartier den Feldzug mitmachte, an den Kaiser ab, um sich über das beständige Zurückgehen, das der Armee anbefohlen sei, zu beklagen und, eine Führung des Krieges bis zum Äußersten zu verlangen. Alexander ließ zurückmelden, daß er, ehe er mit Napoleon in Friedensunterhandlungen eintreten würde „sich lieber den Bart bis auf den Nabel wachsen und Kartoffeln in Sibirien essen wollte". Dann begab er sich, um das Volksaufgebot aufzurufen, nach Moskau: auf der letzten Station vor der Hauptstadt empfing ihn der Pope in seinem Talar mit einem Kreuze auf der silbernen Schüssel. Der Kaiser stieg aus dem Wagen, warf



39. **Smolensk am 18. August 1812.** Nach dem Leben gezeichnet von A. Adam.

Napoleon war außer sich, als sein Blick auf nichts fiel, als auf Trümmer, zwischen denen sich die Verwundeten hinschleppten, und rauchende Aschenhaufen, wo menschliche Skelette lagen, gedörrt und geschwärzt durch das Feuer. Was für eine Frucht des Sieges? Diese schöne Stadt wo seine Soldaten endlich Obdach, Lebensmittel, eine reiche Beute finden sollten Entschädigung für so viele Mühsale, war nichts als ein Schutthaufen auf dem man biwakieren mußte.



40. **Übergang über den Dnjepr bei Dorogobuzg am 26. August.** Nach dem Leben gezeichnet von A. Adam.

Die Brücke über den Dnjepr, die die Russen zerstört hatten, wurde bei persönlicher Anwesenheit des Vizekönigs wiederhergestellt. Da das Wasser nicht tief war und man möglichst wenig Zeit verlieren wollte, ging ein Teil der Infanterie, während man noch arbeitete, seitwärts der Brücke über den Fluß, die Artillerie und der Train versuchten es auf der andern Seite, hatten aber wegen der steilen und unebenen Ufer viel größere Schwierigkeiten.

sich auf die Kniee und küßte in tiefer Bewegung das Kreuz. Mit Begeisterung empfing ihn Bürgerschaft und Adel in der heiligen Stadt. „Laß uns sterben oder siegen!“ war ihr Zuruf. Eine Landwehr wird errichtet, der Adel ruft seine Leibeignen zu den Waffen. Alle Gouvernements bis an die Grenze hin erfüllen sich mit dem begeisterten Getümmel einer freiwilligen Volksbewaffnung. Das Altrussentum steht an der Spitze dieser Bewegung. Barclay de Tolly gilt als Fremder, wenngleich seine Familie schon 1689 aus Schottland in Livland eingewandert war; er wird des Oberbefehls enthoben, den der Kaiser dem alten Feldmarschall Kutusow, einem Waffengefährten Suworows, der Volksstimme nachgebend, überträgt.

Die Schlacht von Borodinó.

Das Volk sah in den Franzosen nichts andres, als was die Tataren vor Jahrhunderten ihm gewesen waren. Es steckte, wie es damals gethan, die Holzhäuser in Brand, flüchtete mit Vieh und Habe in die Wälder und sandte die junge Mannschaft zu dem Aufgebote. Wie eine ungeheure Öde erschien den Franzosen daher das Land, während sie nun auf Moskau vorrückten. Den Regengüssen folgte glühende Hitze; durstig, matt, von furchtbarem Staube halb erstickt, wälzte sich der Zug dahin; oft fehlte es an Lebensmitteln, stets an einem nächtlichen Obdach. Zu Tausenden gingen die jungen Soldaten zu Grunde, der Strapazen ungewohnt, Tausende verließen heimlich ihre Regimenter und schlossen sich den zahllosen Schwärmen der Marodeure an, die den Heereszug umgaben; schon in Wilna hatte Napoleon einen Tagesbefehl gegen die Marodeure erlassen und eine besondere Truppe bilden müssen, die auf die Marodeure Jagd machen sollte; Anfang August hatte Napoleon schon den dritten Teil seiner kampffähigen Mannschaft eingebüßt, Anfang September gar die Hälfte; nicht mehr als 155000 hatte er noch zur Verfügung, als er bei Borodinó, $7\frac{1}{2}$ km von der Moskwa, auf die Russen stieß, die entschlossen waren, ihm den Eintritt in das nur noch $112\frac{1}{2}$ km entfernte Moskau zu verwehren. Kutusow ließ in Erwartung der Schlacht das Bild der heiligen Jungfrau von Smolensk von Popen durch das Lager tragen und wies in seinem Tagesbefehle auf die Umstände hin, die es notwendig machten, dieses Heiligtum unter freiem Himmel, allen Unbilden und Zufällen ausgesetzt, herumzutragen; er erinnerte an des Gegners gottverachtende Ruchlosigkeit, die zweifellos seinen Untergang herbeiführen müsse; die verbrannten Städte und Dörfer verlangten nach Rache, wie die Weiber und Kinder der Soldaten nach Schutz. Napoleon auf der andern Seite, infolge einer Erkältung so heiser, daß er kein vernehmliches Wort sprechen konnte, ließ vor seinem Zelte zur Anfeuerung der Soldaten das Bild seines kleinen Sohnes ausstellen; es zeigte den jungen König von Rom in einer Wiege sitzend, wie er mit einem Balle spielte. Die Graubärte der alten Garde traten heran und machten ihre Bemerkungen. „Hoffen wir“, sagte ein Sergeant, „daß er den Spuren seines Vaters folgen wird.“ „Wünschen wir ihm unterdessen einen Schnurrbart!“ meinte ein andrer, als sei er doch nicht ganz sicher, daß das Werk Napoleons, bis sein Sohn erwachsen wäre, Bestand haben würde.

Zu beiden Seiten der Straße nach Moskau hatten in tiefen Linien die Russen Aufstellung genommen, als am 7. September in der Morgenfrühe das blutige Ringen begann. Schweigend rückten die Franzosen in ihre Stellungen; nur vom rechten Flügel schallte Gesang herüber:

„Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte.“

Es waren die preußischen Reiter in Murats Korps, die Schillers Reiterlied angestimmt hatten. Eine furchtbare Kanonade leitete die Schlacht ein, die, von 6 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags dauernd, eine der blutigsten werden sollte, die die Geschichte kennt. In erbittertem Kampfe wurde der linke Flügel der Russen einige Tausend Schritt zurückgedrängt, der rechte aber behauptete sich. Der Hauptkampf drehte sich im Zentrum um die große Rajewskischanze, die zuletzt in den Händen der Franzosen blieb: aber sechs- und achtfach deckten die Toten die Zugänge zu derselben, füllten die Gräben aus, lagen im Innern übereinandergeschichtet. Endlich schwieg die Schlacht, zahllos waren die Opfer auf beiden Seiten; die Russen biwakierten auf dem



41. Marsch der Grenadiere der kaiserlichen Garde auf Moskau (10. September 1812). Nach dem Leben gezeichnet von A. Adam.

Schlachtfelde, dann zogen sie sich in so guter Ordnung auf Moskau zurück, daß Kutusow glaubte behaupten zu können, die Sieger wären seine Russen. Miloradowitsch, des gefallenen Bagration Nachfolger, deckte ebenso geschickt wie tapfer den Rückzug.

Die Russen räumen Moskau.

Damit entschied sich auch Moskaus Schicksal. Kutusow hielt mit seinen Korpsführern Kriegsrat: die Meinungen waren geteilt, Bennigsen riet, vor den Thoren Moskaus den Franzosen entgegenzutreten, Barclay de Tolly war dafür, die Stadt preiszugeben und erst hinter Moskau wieder eine Schlacht zu wagen. Rostoptschin, der Militärgouverneur von Moskau, wies auf das Verlangen der Bewohner hin, gegen den Feind geführt zu werden. „Wenn uns Gott nicht günstig ist", setzte er hinzu, „alsdann wird die Stadt in Flammen aufgehen!" Der greise Feldmarschall entschied sich für die Meinung Barclays. Am Morgen des 14. September zog Kutusow durch Moskau, und fast die ganze Bevölkerung der Stadt, 180000 Seelen, schloß sich ihm an. Aber noch waren sie nicht aus den östlichen Thoren hinaus — Platows Kosaken waren noch in der Stadt — als Murat schon gegen 2 Uhr nachmittags vor den Westthoren stand. Um die Stadt zu schonen, schloß er ein Abkommen mit Miloradowitsch, das den Russen ungehemmten Abzug gewährte. Eine Stunde später langte der Kaiser vor der Stadt an und hielt auf einer Anhöhe. Fast unabsehbar lag das Häusermeer vor ihm; Hunderte von Kirchen in fremdartiger Bauart mit zahllosen grünen, gelben und roten Türmchen erhoben sich daraus. Wie ein silberner Streif zog die Moskwa durch die Landschaft, während ringsum aus Gärten und Baumgruppen Schlösser und Landhäuser emporragten.

Einzug der Franzosen in Moskau.

Als nun der Kaiser in die Stadt einzog, erschrak er tief über die unheimliche Öde, die da herrschte. Niemand erschien, ihn zu begrüßen, die Stadt war totenstill. Breite ungepflasterte Straßen durchzogen die Stadt, von hölzernen, schindelgedeckten Häusern eingefaßt. Die Thüren und Fensterläden waren geschlossen; nur hier und da stand ein Blumentopf mit türkischer Kresse vor den Fenstern. Allmählich wurden die Häuser ansehnlicher, zum Schmuck an der Front vielfach mit Alabasterplatten überkleidet, so daß die Holzpaläste dadurch das Ansehen mächtiger Steinbauten gewannen; die Straßen wurden enger und vielgewunden: man nahte sich dem Mittelpunkte der Stadt, dem Kreml, jenem Durcheinander von Palästen, Kirchen und Klöstern zwischen grünen Rasenbeeten, das eine mächtige weiße Mauer umschloß. Im Kreml nahm der Kaiser sein Quartier; aber auch hier war alles öde und totenstill. Ihre beste Habe hatten die Einwohner bei ihrem Abzuge mitgenommen und unter dem Schutze des abziehenden Heeres in Nishnij Nowgorod Zuflucht gesucht; auch die Löschmannschaft mit den Feuerspritzen hatte Rostoptschin dorthin gesandt. Von den 200000 Einwohnern Moskaus war niemand zurückgeblieben, als einige Tausend Mann Gesindel und Sträflinge.

Der Brand Moskaus.

Mit sichtlicher Genugthuung hatte Napoleon in den alten Zarenpalast seinen Einzug gehalten: von hier aus gedachte er den Russen den Frieden zu diktieren, während indes sein Heer sich an den Hilfsmitteln der großen Stadt erholen und neu organisieren würde. Er sandte dem Kaiser Alexander Friedensvorschläge zu: allein Alexander antwortete ihm nicht darauf. Denn er brauchte nicht, wie Napoleon erwartete, durch die Rücksicht auf Moskau in seinen Entschließungen sich bestimmen zu lassen: als er Napoleons Anträge erhielt, war Moskau nicht mehr. Schon in der ersten Nacht war in der Stadt Feuer ausgebrochen; bei der Größe derselben wurde es wenig beachtet. Bedenklich wurden die Franzosen erst, als sie am 15. September einzelne Straßen in Flammen aufgehen sahen und vergebens nach Löschgerät in der Stadt suchten. Da flammte es aber am 16. gegen Mittag an verschiedenen Stellen auf, das Feuer fand in den Holzhäusern leichte Nahrung; schon am Nachmittag zog sich ein dicker, schwarzer Rauch über einen großen Teil der Stadt hin. Ein starker Nordwestwind erhob sich und, des Feuers Wut anfachend, trug er die Flammen bis in die entlegensten Stadtviertel. Hoch wirbelten die Feuersäulen in die Luft, brennende Feuergarben wurden von dem heftiger werdenden Winde weit fortgetrieben; von Viertelstunde zu Viertelstunde gewann das Feuer an Ausdehnung: bald bildete die Stadt ein



Erstürmung der großen Schanze in der Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812.

Nach der Natur gezeichnet von A. Adam.

Zum drittenmal hatten die Russen ihren linken Flügel wiederhergestellt, gegenüber Ney und Murat; da rief dieser die Reiterei unter Montbrun zu Hilfe. Doch dieser General war gefallen, Caulaincourt ersetzte ihn. Der König zeigt ihm den neuen Flügel des Feindes, man muß in ihn eindringen bis auf die Höhe seiner großen Batterie; da soll Caulaincourt, während die leichte Kavallerie den errungenen Vorteil verfolgt, mit seinen Kürassieren plötzlich nach links abschwenken, um jene fürchterliche Redoute, deren Front schon der Vizekönig bestürmt, im Rücken zu fassen. „Sie werden mich sofort dort sehen", erwiderte Caulaincourt, „lebend oder tot!" Sofort brach er los und warf alles vor sich nieder, was ihm in den Weg kam, dann mit seinen Kürassieren nach links abschwenkend, drang er als der erste in jene blutige Schanze ein. Da traf ihn eine Kugel und warf ihn tot vom Pferde. Seine Eroberung ward sein Grab.

unabsehbares Flammenmeer. Selbst der Zarenpalast im Kreml geriet in Brand; nur mit Mühe entging Napoleon der ihn umdrohenden Gefahr. Er mußte die Stadt verlassen und in das eine halbe Stunde entfernte Lustschloß Petrowski ziehen. Erst nach zwei Tagen ließ die Gewalt des Feuers nach; am 20. September endlich fiel Regen und löschte den ungeheuren Brand.

Neun Zehntel der Stadt waren in Asche gesunken. Rostoptschins Drohung hatte sich erfüllt. Auch in sein eignes Landhaus bei Woronowo hatte er die Brandfackel geworfen. Am Schloßthore fanden die Franzosen einen Bogen Papier angeklebt, auf dem mit großen Buchstaben in französischer Sprache geschrieben stand: „Ich habe Feuer an mein Schloß gelegt, das mich eine Million kostet, damit kein französischer Hund darin wohne."

Zuchtlosigkeit des französischen Heeres.

Das französische Heer war obdachlos geworden; schlimmer war für Napoleon, daß durch die Niederbrennung Moskaus ihm das Pfand entwunden war, durch dessen Besitz er geglaubt hatte, den Frieden erzwingen zu können; aber das schlimmste für ihn war, daß der Brand sein Heer völlig demoralisierte. Schon auf dem Hermarsche hatte die Zuchtlosigkeit erschreckende Dimensionen angenommen. Jetzt hatten sich die Soldaten aus der brennenden Hauptstadt reiche Beute erplündert, die sie in Sicherheit bringen wollten. Allnächtlich schlichen sich ganze Scharen von den Biwaks weg, schlossen sich dem Trosse und den Marodeuren an und versuchten auf eigne Hand den Weg aus Rußland zu finden. Zusehends lichteten sich die Bataillone, und auch bei denen, die zurückblieben, zeigten sich Unlust und Unbotmäßigkeit. Man kann getrost behaupten, daß an ihrer Zuchtlosigkeit, nicht an der Kälte des nahenden Winters die französische Armee vornehmlich zu Grunde gegangen ist. Denn dadurch verlor sie die Widerstandsfähigkeit gegen Gefahren und Strapazen.

Alexander lehnt alle Verhandlungen ab.

Der Herbst war ungewöhnlich milde. Kutusow hatte südwärts bei Kaluga Stellung genommen, doch that er nichts, die Franzosen zu beunruhigen. Napoleon hatte am 20. September an Alexander geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Noch gab er die Hoffnung auf Frieden nicht auf. Er sandte den bisherigen Gesandten in Petersburg, General Lauriston, am 5. Oktober in das Hauptquartier Kutusows, um über den Frieden zu unterhandeln. Kutusow antwortete kühl, es sei, als er zur Armee gesandt worden sei, das Wort Frieden nicht einmal ausgesprochen worden. Auch einen Waffenstillstand lehnte er ab, ließ sich aber erweichen, darüber an den Zaren zu berichten. Er erhielt dafür von seinem Herrn einen scharfen Verweis; Alexander war gesonnen, den Krieg bis zur Vernichtung zu führen. Seine Flotte hatte er den Engländern zur Verfügung gestellt und dafür Subsidien im Betrage von 700000 Pfund zugesichert erhalten. Bei seiner unentschlossenen Natur und manchen den Franzosen auch jetzt noch freundlich gesinnten Strömungen am Petersburger Hofe war es von großer Wichtigkeit, daß ein Mann von so felsenfester Überzeugung und so grundsolidem Franzosenhasse, wie der Freiherr von Stein, sich in der Umgebung des Zaren befand.

Verhängnisvolles Zaudern Napoleons

Damit aber, daß Alexander jede Annäherung bedingungslos ablehnte, stürzte das Luftschloß unhaltbar zusammen, an dem Napoleon seit Beginn des Feldzuges gebaut hatte, an dem er mit der ganzen Hartnäckigkeit, deren er fähig war, festgehalten. „Nach ein oder zwei Schlachten bin ich in Moskau und Alexander liegt vor mir auf den Knieen", hatte er im Mai des Jahres in Dresden geäußert. Nun war er in Moskau, und Alexander dachte nicht daran, auch nur einen Fingerbreit nachzugeben, noch viel weniger, sich ihm zu Füßen zu legen. Um so bedenklicher war die eigne Lage. In einem spitzen Keil 900 km weit in ein ödes und verwüstetes Land getrieben, hatte diese erschöpfte Armee in der Flanke ein wohlgerüstetes feindliches Heer stehen, war umringt von einer in tödlichem Hasse entflammten Bevölkerung, verfügte über keine Magazine, keine hinreichenden Munitionsvorräte und war, wie schon bemerkt, völlig demoralisiert. Schleunigster Rückzug war geboten, nachdem Lauristons Sendung erfolglos gewesen war und Antwort aus Petersburg nicht kam. Und immer noch konnte sich Napoleon nicht dazu verstehen; seine Eitelkeit wollte die Niederlage nicht zugestehen; er heuchelte Sorglosigkeit, als ob noch alles allein von seinem mächtigen Willen abhinge.



42. Feldlager der französischen Armee vor Moskau am 20. September 1812. Nach dem Leben gezeichnet von A. Adam.



43. Gefecht mit Kosaken. Nach dem Leben gezeichnet von A. Adam.

So erließ er am 15. Oktober eine neue Verordnung für das Théâtre Français in etwa 100 Artikeln und unterhielt sich mit seinen Generalen über Heldengröße auf der Bühne und im Trauerspiele. Endlich mußte auch er an den Rückzug denken, den er mindestens drei Wochen zu spät antrat. Am 18. Oktober brach das Heer auf: ein ungeheurer Zug mit Beute beladener Packwagen, dessen Bedeckung zu bilden der einzige Zweck der Armee zu sein schien. Ein Akt ohnmächtiger Wut bezeichnete diesen Schritt: Napoleon ließ durch den noch zurückgebliebenen Mortier am 23. Oktober den Kreml in die Luft sprengen.

Die ersten Rückzugsgefechte.

Immerhin zählte, durch mehrmaligen Nachschub verstärkt, das Heer noch über 100000 Mann; aber die Russen waren ihm in ihrer beweglichen Artillerie und leichten Kavallerie weit überlegen. Die französische Reiterei hatte unendlich gelitten; ihr, wie der Artillerie waren die Pferde wie Fliegen gefallen. Um so empfindlicher war es daher, daß sich Kutusow sofort am 18. Oktober bei Winkowo auf Murats Reiterei warf und ihr nicht bloß die größten Verluste beibrachte, sondern auch 36 leichte Geschütze abnahm. Ebenso mißlang der Vorstoß völlig, den Napoleon am 24. Oktober auf Kutusow bei Malo-Jaroslawec unternahm, um die für die Verpflegung so notwendige südlichere Straße für den Heimweg zu gewinnen. Fast wäre er selbst dabei eine Beute der flüchtigen Kosaken Platows geworden. Es blieb nichts andres übrig, als über das Schlachtfeld von Borodinó mit seinen Tausenden unbegrabener Leichen den Marsch direkt auf Smolensk zu richten. Noch immer war die Witterung selbst in den Nächten sehr milde. Erst am 4. November meldete sich der Winter mit leichtem Schneefall; die Nacht vom 6. zum 7. November brachte den ersten empfindlichen Frost, mit ihm einen Schneesturm und eisigen Nordwind; hier ging wieder ein großer Teil Pferde zu Grunde, da ihnen die geschärften Hufeisen fehlten. Gefallene Pferde bildeten von nun an das Hauptnahrungsmittel, da es an Brot gebrach. Die Kälte stieg dann bis zum 16. November auf 17 Grad, nahm aber dann wieder etwas ab, sonst würde sie allein den Rest des napoleonischen Heeres vernichtet haben. So ging der Zug langsam über die öden, schneebedeckten Steppen, umschwärmt von den flüchtigen Kosaken und gedrängt durch Kutusows durch Pelzkleidung geschützte Reiterscharen. Ney führte die Nachhut; zu den bei Borodinó erfochtenen Lorbeeren fügte der „Fürst von der Moskwa“ neue hinzu: Tag für Tag die nachdrängenden Feinde abwehrend, war er unter den letzten gewöhnlich der letzte.

Der Übergang über die Beresina.

Endlich war Smolensk erreicht; der Kaiser war schon am 9. November dort, es dauerte aber bis zum 13., ehe sich die ganze Armee vereinigt hatte. Noch etwa 40000 Mann mochten kampffähig beisammen sein; mindestens ebenso groß aber war die Zahl der Kranken, der Verwundeten, der Marodeure, des Trosses. Die reichen Magazine boten Aussicht auf Tage der Erholung und Ruhe: aber die Soldaten in ihrer Zuchtlosigkeit plünderten sie und verschleppten, was sie fanden. Da nahte von Süden her die russische Donauarmee unter Admiral Tschitschakow, um im Verein mit dem General Wittgenstein den Franzosen den Übergang über die Beresina und damit den Heimweg zu verlegen. Ohne Verzug mußte von Smolensk aufgebrochen werden: bei Krasnoi wurden die Russen zurückgedrängt und am 22. November die Beresina erreicht. Die Flußbrücke war noch in den Händen der Russen. Indessen bei dem Dorfe Studianka im Angesichte des Feindes ließ Napoleon zwei Übergänge über den Fluß herstellen, um ihn überschreiten zu können. Die Beresina war hier etwa 150 Schritt breit und $2\frac{1}{2}$—3 m tief. Träge floß sie über den moorigen Grund dahin, mit langsam treibenden Eisschollen bedeckt. Material zum Brückenbau war nicht vorhanden, weil man aus Mangel an Zugtieren den letzten noch übrigen Brückenzug verbrannt hatte: die benachbarten Häuser wurden zerstört, um Holz zu gewinnen, Wagen wurden als Unterbau in den Fluß gestürzt, so daß bald ein Teil der Brücke 20 cm tief ins Wasser sank. Über diesen unsicheren Bau zogen die Soldaten hinüber, nachdem Oudinot am 27. November die Russen nach blutigem Gefechte soweit zurückgedrängt hatte, daß der Übergang einigermaßen ermöglicht wurde; aber Tausende von Nachzüglern wurden im Gedränge in den Fluß gestürzt oder fielen in die Hände der Russen.



44. Trümmer der aus Rußland zurückkehrenden französischen Armee auf dem Durchzuge durch Berlin.

Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Am 28. November, während Victor heldenmütig gegen Wittgenstein kämpfte, noch mehr aber am 29. wurde das Elend am diesseitigen Ufer unbeschreiblich. Herzzerreißendes Jammergeschrei erfüllte die Lüfte: so groß war die Masse der Ertrunkenen, daß von ihren Leichen in dem Flusse sich eine umfangreiche Insel bildete. Erbarmungslos wüteten das russische Geschütz und die russischen Lanzen unter den Zurückbleibenden; die Leiden an der Beresina können wohl als Gipfelpunkt des Entsetzens angesehen werden, das über diese unselige Armee verhängt war. Aber denen, die hinübergekommen waren, drohte jetzt ein andrer grimmiger Feind. Höher und höher stieg in der letzten Novemberwoche die Kälte; bald betrug sie 20 Grad, vom 3. Dezember an mehrere Tage lang 27 Grad. Sich niederzusetzen war sicherer Tod. Blutigrot stand die Sonne am klaren Himmel, während der Zug der Elenden, vermummt, todesmatt, über das weite Schneefeld dahinschlich. Am Wege entlang lagen die Toten, häufig noch um die erloschenen Biwakfeuer gruppiert.

Napoleon verläßt das Heer.

In Malodeczno, einige Meilen hinter Minsk an der Straße nach Wilna, diktierte Napoleon das 29. Bulletin dieses Feldzuges. Es wurde darin der französischen Nation die Vernichtung der Großen Armee mitgeteilt, als Ursache dazu lediglich die furchtbare Kälte angegeben. Am Schlusse des Ganzen aber konnte man die beruhigende Versicherung lesen: „Die Gesundheit Sr. Majestät ist niemals besser gewesen." — Dann eilte er der Armee, deren Vorhut erst am 8. Dezember in Wilna ankam, dorthin voraus. Die ganze Artillerie und Bagage, auch die Kriegskasse, hatte zurückgelassen werden müssen. Hier setzte er sich am 5. ~~Oktober~~ in einen Schlitten und jagte mit nur vier Begleitern von dannen, den Oberbefehl über die elenden Heeresträmmer Murat übertragend. Er wollte der Unglückskunde zuvorkommen, daß das gewaltige Heer in Rußland zu Grunde gegangen sei. Nicht zum mindesten stachelte ihn auch die Botschaft, daß in Paris auf die fälschliche Nachricht von seinem Tode unter der Führung des Generals Mallet eine Volkserhebung stattgefunden habe; freilich war es gelungen, sie schnell zu unterdrücken: aber an seinen Thronerben hatte niemand dabei gedacht; so wenig war die Dynastie Bonaparte in den Gemütern der Franzosen angewurzelt!

Am 14. Dezember langte Napoleon in Dresden an: ein lustiges Liedchen trällernd stieg er die Treppe des Schlosses hinauf, um dem bestürzten Könige von Sachsen den Untergang der Großen Armee zu berichten. Am 17. brachte der Moniteur das 29. Bulletin und versetzte Frankreich in die tiefste Trauer. Folgenden Tages am späten Abend traf Napoleon selbst in den Tuilerien ein, am Morgen des 19. empfing er seine Minister.

Das Ende des Feldzuges.

Unterdessen hatte Murat am 10. Dezember Wilna verlassen; nur 4300 brauchbare Soldaten folgten ihm noch; wacker genug erwehrten sie sich der nachdringenden Feinde. Aber nicht mehr als 450 Mann Infanterie und 600 Gardereiter überschritten bei Kowno den Niemen. Geschwärzten Antlitzes, mit langem, struppigrotem Barte trat ein Mann in Gumbinnen ins französische Hauptquartier. „Endlich bin ich hier!" rief er tief aufatmend aus, seinen dicken braunen Pelzrock aufknöpfend. „Wer sind Sie?" fragte man ihn. Niemand kannte ihn; so verwildert sah er aus. „Ich bin die Arrièregarde der Großen Armee, der Marschall Ney", antwortete der Tapfere. „Auf der Brücke von Kowno habe ich den letzten Schuß gethan und unsre letzten Waffen in den Niemen geworfen!"

Der Frühjahrsfeldzug der Preußen und Russen.

Die Trümmer der Großen Armee in Deutschland.

Wie hinter einem dichten Vorhange war für Europa die „Große Armee" in Rußland verschwunden gewesen. Monatelang hörte man, nachdem sie den Niemen überschritten hatte, nichts von ihr; dann schwirrte ein unbestimmtes Gerücht durch die Luft, die Franzosen hätten Moskau in Brand gesteckt, und wieder folgte monatelang tiefe Stille. Da brachten Schiffe nach Dänemark die Nachricht, daß die französische Armee geschlagen und auf dem Rückzuge sei. Der junge Dahlmann in Kiel hörte davon und schrieb es rasch seinen Freunden in Berlin. Wie ein Blitz durchdrang die frohe Mär die Kreise der Patrioten: Alle fühlten es, daß damit die Stunde der Befreiung

geschlagen habe; aber doch wagte keiner mit voller Zuversicht ein solches Glück zu hoffen. Sie brauchten indes nicht lange zu warten, so hatten sie die vollgültige Bestätigung vor Augen. Abgerissen, hohläugig, die Füße mit Lumpen umwickelt, manche erblindet oder taub durch die Kälte, mit Ungeziefer bedeckt, halb stumpfsinnig: so kamen allerorten die elenden Trümmer der „Großen Armee" über die preußische Grenze, die meisten, um in Freundesland sich hinzulegen und zu sterben. Was jeder gefunden, hatte er um Kopf und Schultern gehängt; alte Säcke, zerrissene Pferdedecken, Teppiche, frisch abgezogene Häute von Hunden und Katzen sollten gegen die markzerstörende Kälte schützen. Da sah man Grenadiere in großen Schafpelzen, Küraſſiere in Weiberröcken. Und was den Leuten noch furchtbarer erschien: die Kälte schien nicht aus ihren Leibern gebannt werden zu können, wie unsinnig drängten sie sich in den Häusern an den glühenden Ofen und verbrannten sich daran, und ihr Hunger schien sich nicht stillen zu lassen. Das war die Vergeltung dafür, daß sie im Vorjahre, als sie nach Osten zogen, mit so unerhörtem Übermute mit Speise und Trank gewüstet hatten. Die Straßenjungen aber sangen höhnend hinter ihnen ein Lied her, in dem es hieß: „Trommler ohne Trommelstock, Küraſſier im Weiberrock, Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd! Mit Mann und Roß und Wagen, So hat sie Gott geschlagen." Oder sie erhoben gellend den Ruf: „Die Kosaken kommen!" Dann begann die erschreckte Schar schneller ihren jammervollen Marsch fortzusetzen. Uneingedenk der reichlich einst von den Übermütigen erlittenen Unbilden pflegte und erquickte deutsche Gutmütigkeit die Unglücklichen in jeder Weise; aber ein Gedanke durchglühte dabei alle Herzen: das ist Gottes Finger, jetzt oder nie ist die Zeit, die französischen Ketten zu brechen!

Die Zwangslage Friedrich Wilhelms.

Die Ungeduld des Volkes erwartete, daß der König Friedrich Wilhelm sich sofort an die Spitze der Erhebung stellen würde; aber kaum einer erwog die Schwierigkeit der Lage, in der sich Preußen befand. Noch waren die Franzosen in den Marken stark genug, um eine plötzliche Erhebung auf der Stelle niederzuschlagen. Preußen hatte von Frankreich für Lieferungen auf Grund des Vertrages vom 24. Februar 1812 noch 94 Millionen Frank zu fordern, deren das völlig ausgesogene Land in keiner Weise entbehren konnte. Wie würde aber Napoleon bei dem geringsten Anscheine von Feindseligkeit seinen Verpflichtungen nachkommen? Konnte überhaupt ohne die Teilnahme Österreichs eine Waffenerhebung gegen Frankreich von irgend welcher Aussicht auf Erfolg sein? Überdies glaubte aber bei seiner Gewissenhaftigkeit Friedrich Wilhelm durch das wenngleich erzwungene Bündnis an Frankreich gebunden zu sein.

Rußlands Schwäche.

Nicht zum geringsten war es daneben auch die Schwäche der russischen Streitkräfte, welche gegen den Anschluß an Rußland bedenklich stimmen mußte. Der sechsmonatige Feldzug hatte die Russen 300 000 Soldaten gekostet. Kutusow hatte höchstens noch 40 000 Mann bei sich; und noch nicht einmal so stark waren die Korps Tschitschakows und Wittgensteins. Was für Erfolge ließen sich von so geringen Streitkräften erwarten? Und wie viel Zeit mußte vergehen, bis sich Rußland bei den ungeheuren Entfernungen im Innern des Reiches und bei der Spärlichkeit seiner Bevölkerung wirklich aktionsfähig gemacht hatte? Es war nicht anders: wenn Preußen sich jetzt zur Waffengemeinschaft mit Rußland entschloß, so mußte es bereit sein, die Hauptlast des Krieges gegen Napoleon zu tragen, und von Rußland nicht Hilfe zu verlangen, sondern sie ihm zu gewähren.

Stimmung in Paris. Neue Rüstungen.

Denn das entging keinem Einsichtigen, daß viel früher als die Russen Napoleon wieder kampfbereit auf dem Plan sein würde. Wohl hatten wirre Gerüchte von der meuterischen Stimmung des Heeres die Franzosen beunruhigt, wohl hatte das 29. Bulletin allenthalben Bestürzung verbreitet. Als aber schon am Abend nach dem Bekanntwerden des letzteren der Kaiser selbst in den Tuilerien eintraf, da erfolgte alsbald ein Umschlag der Stimmung. Es imponierte den Parisern gewaltig, daß er in vier Tagen die Reise von Dresden bis nach Paris gemacht hat. „Er ist doch ein außerordentlicher Mensch!" meinten sie und vergaßen darüber beinahe den Untergang des Heeres in Rußland. Er säumte nicht, sie darüber zu beruhigen, daß er durchaus keine neuen Opfer von ihnen verlange, ließ aber in aller Stille trotzdem die umfassendsten Kriegs-

rüstungen betreiben, um im Frühjahr mit überwältigender Heeresmacht wieder im Felde zu stehen.

Abwartende Stellung Österreichs.

Unter diesen Umständen erschien für Preußen das Verhältnis zu Österreich besonders wichtig. Seit Monaten schon hatte sich Hardenberg redlich bemüht, mit Metternich zu gutem Einvernehmen zu gelangen. Der Flügeladjutant von Natzmer, der im September als preußischer Bevollmächtigter nach Wien gesandt worden war, hatte dort auch sehr freundliche Aufnahme gefunden: an freundschaftlichen Beteuerungen ließ es Metternich nicht fehlen, aber zu bestimmten Versprechen war er nicht zu bringen. Dennoch erklärte sich Friedrich Wilhelm am 29. Oktober zu einem Wechsel seines politischen Systems, d. h. zur Lossagung von Frankreich bereit, wenn Österreich sich mit Preußen verbünden wollte. Aber Kaiser Franz blieb zurückhaltend. Auch der Untergang der französischen Armee änderte in dieser reservierten Haltung nichts, nur daß das österreichische Hilfskorps unter Schwarzenbergs Führung den Befehl erhielt, sich auf Warschau zurückzuziehen, während zugleich Graf Bubna nach Paris gesandt wurde, um Napoleon der friedfertigen Gesinnungen seines kaiserlichen Schwiegervaters zu versichern. Es war klar, daß Österreich erst die weitere Entwickelung der Dinge abwarten wollte, bevor es seine Entschlüsse faßte.

Die Entscheidung Friedrich Wilhelms.

In Preußen indessen hatte Friedrich Wilhelm sich nun endlich entschieden. Er wollte, sei es mit, sei es ohne Österreich, in der Rolle eines bewaffneten Vermittlers zwischen die kriegführenden Kaiser treten und zu diesem Zwecke sofort sich rüsten. Weigerte sich Napoleon, die Vermittelung anzunehmen, so wollte Preußen von dem französischen Bündnisse zurücktreten und von Schlesien aus das Volk zum Kampfe gegen die französischen Zwingherren aufrufen. Ein mannhafter Entschluß: am 26. Dezember 1812 hatte der König ihn gefaßt, und noch war das alte Jahr nicht zu Ende, als die Beurlaubten des Heeres schon einberufen und mit der Formierung von 52 Reservebataillonen begonnen wurde. Von Dresden aus hatte Napoleon von Preußen die Erhöhung des Kontingents auf 30 000 Mann verlangt: so erschienen denn die preußischen Rüstungen als lediglich infolge dieser Forderung geschehend; sorgfältig wurde dieser Schein aufrecht erhalten, denn, solange noch die Franzosen Herren im Lande waren, bedurfte es der größten Behutsamkeit, um deren Verdacht und gewaltthätige Gegenmaßregeln zu vermeiden. Der König stimmte darin völlig mit seiner kriegerisch gesonnenen Umgebung überein, daß jetzt der Wendepunkt gekommen sei. Aber die Lage Preußens erforderte nach seiner ganz richtigen Überzeugung eine Scheinpolitik; äußerlich wollte man am französischen Bündnisse festhalten, um dadurch die militärischen und diplomatischen Vorbereitungen zum Befreiungskampfe verschleiern zu können. Nichts konnte daher unwillkommener, ja gefährlicher sein als die Nachricht, daß das preußische Bundeskontingent in Rußland unter York eigenmächtig von Frankreich abgefallen sei. „Da soll einen ja der Schlag rühren!“ habe der König zu ihm gesagt, so berichtete Hardenberg dem französischen Gesandten St. Marsan, und habe sofort alle Maßregeln gegen den Befehlshaber der preußischen Truppen, den General York, nämlich Suspendierung und Stellung vor ein Kriegsgericht, genehmigt. In der That war die Situation für ihn sehr bedenklich; er sah den ganzen vorsichtigen Plan verraten, Preußen niedergeworfen, bevor es sich hatte erheben können, aber doch gab sich dabei in ihm eine gehobene Stimmung kund: das bemerkten der Kronprinz und Prinz Wilhelm, unser nachmaliger Kaiser, recht wohl; Kaiser Wilhelm I. selbst hat seinerzeit diese Erinnerung erzählt und hinzugefügt, er und sein Bruder hätten anfangs gar nicht gewußt, wie sie ihren Vater verstehen sollten, dann aber sei es ihnen klar geworden.

York und die Konvention von Tauroggen.

Hans David Ludwig von York war 1759 in Potsdam geboren. Sein Vater Jonathan von York, der Sohn eines pommerschen Predigers Jarke, war unter Friedrich II. emporgekommen. Mit 13 Jahren trat Hans als Junker in das preußische Heer; aber infolge eines ganz unpassenden Benehmens gegen einen Kameraden, das er trotz des an ihn gegangenen Befehles nicht sein ließ, mußte er schon als Leutnant seinen Abschied nehmen, nachdem er erst ein Jahr auf der Festung verbüßt hatte. Er ging in holländische Dienste, kämpfte gegen England am Kap der guten Hoffnung und auf Ceylon, kehrte aber unter Friedrich Wilhelm II. in den preußischen Dienst zurück. Bei Altenzaun und Lübeck bewährte er seinen Ruf, war aber mit Scharn-

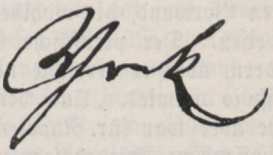
horsts Reformen keineswegs einverstanden, ebenso wie er voll leidenschaftlichen Hasses alle Steinschen Reformen als das Erzeugnis eines unsinnigen Kopfes angesehen hat. Er war ein Mann von Entschlossenheit und tiefem, aber zurückgehaltenem Feuer, wegen seines schroffen, strengen, sarkastischen Wesens — „scharf wie gehacktes Eisen" nennt ihn Arndt — von seinen Soldaten sehr gefürchtet; aber seiner Umsicht und Tapferkeit vertrauten sie unbedingt.

Nach Grawerts Erkrankung war das Kommando über das preußische Kontingent, das dem Korps Macdonalds zugeteilt war, auf York übergegangen. Das Korps hatte sich tapfer bei Eckau geschlagen und die Russen gegen Riga zurückgedrängt; als aber der Rückzug der Großen Armee begann, mußte Macdonald sich ebenfalls zurückziehen; Wittgenstein wurde gegen ihn gesandt, um ihn abzuschneiden. Infolgedessen beeilte jener seinen Marsch, ohne bei der Verpflegung auf die Preußen Rücksicht zu nehmen; es kam darüber zu einem sehr gereizten Briefwechsel



45. Hans David Ludwig von York (seit 3. Juni 1814 Graf von Wartenburg).

Nach dem Gemälde von Dahling gestochen von A. Smith.



zwischen York und dem Oberbefehlshaber. Diese Spannung kam den Russen zu statten, als sie nun bei dem Umschwung der Lage York zum Übertritte auf ihre Seite zu veranlassen suchten: er könne der Retter seines Vaterlandes und des gesamten Deutschland werden. Der Marchese Paulucci, der Gouverneur von Riga, erinnerte ihn an das Beispiel des Spaniers de la Romana, und Kaiser Alexander ließ ihm durch Paulucci sagen, daß er im Falle des Übertrittes sich verpflichten wolle, die Waffen nicht niederzulegen, ohne Preußen eine Gebietsvergrößerung verschafft zu haben, infolge deren es seinen alten Rang unter den Mächten Europas wieder einnehmen könne.

Wohl mußte dem Kaiser der Übertritt Yorks als Einleitung des Bündnisses mit Preußen überaus wertvoll sein. Dagegen kennen wir die Stellung des Zaren zu Preußen aus seinen Verabredungen mit Österreich vor Ausbruch des Krieges, und auch in dem durch Paulucci gemachten Versprechen waren die Versicherungen des Zaren recht allgemeiner Natur. Überdies nahm Paulucci unterdessen Memel in Besitz und meinte, daß dessen Einverleibung jetzt gerade eine passende Zeit gefunden habe. Instinktmäßig und wohl auch nachgerade mit russischer Eigen-

art bekannt geworden, ging York sehr vorsichtig und mit deutlich gezeigtem Mißtrauen zu Werke. Auch war die Abneigung des russischen Volkes gegen einen auswärtigen Krieg in Betracht zu ziehen. Kutusow machte in Wilna Halt, er wollte nicht, zufrieden mit der Abwehr des französischen Angriffs, die Waffen über die Grenzen Rußlands hinaustragen; Alexander aber war entschlossen, den Krieg wirklich zu Ende, bis zur Besiegung des Gegners zu führen. Da war es von der höchsten Wichtigkeit bei dem Zustande des französischen wie des russischen Heeres, auf wessen Seite die 20000 Preußen standen, die in dem Feldzuge wenig gelitten hatten: sie konnten ebensowohl den Russen den Eintritt in Preußen verwehren, wie die Franzosen über die Weichsel werfen. York sandte mit den russischen Anerbietungen am 5. Dezember seinen Adjutanten Seydlitz nach Berlin, der dort am 13. Dezember ankam, und ließ um Verhaltungsmaßregeln bitten. Der König glaubte keine andre Weisung geben zu können, als daß York nach den Umständen handeln möge, jedenfalls solle er „nicht über die Schnur hauen", denn „Napoleon sei ein großes Genie und wisse immer Hilfsmittel zu finden". Die Verantwortung war also York ganz allein überlassen. Allein bevor noch Seydlitz, der am 21. Dezember abgefertigt wurde, zurückkehrte, fiel schon die Entscheidung. Indem nämlich Macdonald am 18. Dezember vor den anrückenden Truppen Wittgensteins zurückwich, unterbrachen Kosaken die Verbindung zwischen York und ihm und hinderten jenen, nach Tilsit weiterzumarschieren. Wittgensteins Generalquartiermeister Diebitsch hatte mit York am 24. Dezember im freien Felde zwischen den russischen und preußischen Truppen eine Unterredung, in welcher er auf das bestimmteste die schon durch Paulucci mitgeteilte Zusicherung Kaiser Alexanders dem General wiederholte. Eine zweite Unterredung folgte am 26. Dezember, zufolge deren die Feindseligkeiten eingestellt wurden; man hielt zunächst noch den Schein aufrecht, als könne York in seiner abgeschnittenen Lage nicht anders handeln. Am 29. Dezember kam Seydlitz mit seiner unbestimmten Antwort. Überdies bewies die Ankunft einer Ordonnanz von Macdonald, daß die Wege wieder frei seien; sie brachte den Befehl, auf Piktupönen weiter zu marschieren. Da kam Clausewitz mit einer Darlegung, daß am 31. Dezember der russische General d'Auvray wieder zwischen den französischen und preußischen Heeresteil sich zu werfen im Anmarsche sei und den General York dann, wenn noch keine Entscheidung erfolgt sei, als Feind behandeln werde. Das machte Eindruck; nach schweren inneren Kämpfen schwenkte York von dem Wege nach Tilsit, den Macdonald gezogen war, ab und wandte sich nach Tauroggen zu, bereit, auf den angebotenen Vertrag einzugehen. Die Freude seiner Offiziere gab sich laut darüber kund. „Ihr habt gut reden", wandte er sich zu ihnen, „mir aber, mir Altem wackelt der Kopf auf den Schultern." Am 30. Dezember 1812 fand in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen die Unterzeichnung einer Konvention statt. Sie bestimmte, daß die preußischen Truppen innerhalb eines bestimmt bezeichneten Bezirks eine neutrale Stellung einnehmen sollten, falls nicht der König ihren Zurücktritt zu den Franzosen befehle; jedoch werde dann das preußische Korps bis zum 1. März keine Dienste gegen die Russen leisten: wogegen Alexander seine frühere Zusage wiederholen ließ.

Wirkungen der Konvention.

Die That Yorks hatte eine ungeheure Wirkung. Diese Auflehnung gegen die Politik seines Königs, wie er sie faßte, war doch die erste selbständige Regung des nationalen Bewußtseins: mit ihr, kann man sagen, beginnen die Befreiungskriege. Sie nahm mit einem Male den Bann von den wogenden Gemütern; wie ein frischer Ostwind vertrieb sie die Schwüle der politischen Atmosphäre. Unaufhaltsam pflanzte sich von der Ostgrenze die Erhebung und Begeisterung durch die preußischen Lande fort.

Napoleon geriet über die Nachricht von dem Abfalle Yorks in heftigen Zorn, oder vielmehr der große Komödiant stellte sich so. Die That bot ihm einen brauchbaren Vorwand, die wohlbegründeten Schuldforderungen Preußens jetzt hartnäckig abzuweisen. Der preußische Gesandte Krusemark gab sich alle Mühe, die Sache zu fördern, aber er erreichte nichts weiter, als daß ihn der Kaiser an den Herzog von Bassano verwies. Und der Minister wieder wies ihn an den Kaiser. Die Hauptsache aber war für Napoleon, daß er jetzt ein Mittel gefunden zu haben glaubte, um die offenbare Friedenssehnsucht des französischen Volkes verstummen zu machen, den nationalen Dünkel aufzureizen. Die That Yorks sollte als ein Attentat auf die Ehre Frankreichs gelten: um dies zu rächen, verlangte er eine neue Aushebung. Die Bestürzung über dies neue Aufgebot war nach seinen früheren Friedensversicherungen zwar groß, aber die alte Begeisterung erwachte doch bei vielen wieder, und es kam sogar ein freiwilliges Aufgebot von 16000 Reitern zustande; 22000 Pferde mit Sätteln und Riemenzeug entstammten ebenfalls freiwilligen Beiträgen. Der Senat natürlich bewilligte auch die verlangten Neuaushebungen.

16 000
22 000

Ostpreußens Rüstungen.

Friedrich Wilhelm entsetzte den General, der zu früh, wie Hardenberg sagte, „dem Fasse den Boden ausgeschlagen" hatte, sofort seines Kommandos wie seiner Stellung als Generalgouverneur der Provinz Preußen. Da die Absetzungsordre

nicht in amtlicher Form ihm mitgeteilt wurde, sondern nur durch Zeitungsnachrichten ihm bekannt wurde, so kehrte sich York nicht daran. Gleichzeitig überdies erschien am 26. Januar der Major Thile bei ihm mit Befehlen, aus denen York die wahre Gesinnung des Königs entnehmen konnte, und erhielt der General Bülow den Befehl, mit der Ergänzung der Wehrkräfte Westpreußens fortzufahren. Zehn Millionen Tresorscheine wurden kreiert und geheime Unterhandlungen mit Rußland angeknüpft. Unter verstelltem Namen teilte Hardenberg das stille Einverständnis des Königs mit Kaiser Alexander Stein mit, welcher jetzt als Bevollmächtigter Rußlands in Königsberg erschien. Diese Mitteilung hob die Schwierigkeiten, die Auerswald, Schön, York in erster Linie der von Stein gewünschten Einberufung eines Landtages von Ost- und Westpreußen entgegengesetzt hatten. Er trat am 5. Februar zusammen; 55 Abgeordnete aus Ostpreußen, Litauen und dem diesseit der Weichsel gelegenen Westpreußen, versammelten sich unter dem Vorsitze des Geheimen Rates von Brandt, beriefen aber sofort durch eine Abordnung den General York zum Leiter der Versammlung. Er wurde begeistert empfangen und veranlaßte den Landtag, einen Ausschuß zu wählen, mit dem er das Notwendige bespreche. Das geschah, und binnen drei Tagen waren die wesentlichsten Beschlüsse gefaßt: außer den 6000 Mann, die er schon ausgehoben, bekam York noch 13 000 Rekruten bewilligt, eine Landwehr von 20 000 Mann wurde errichtet und die älteren Bewohner als Landsturm aufgeboten. Die Genehmigung des Königs war vorbehalten, doch wurde bei der Dringlichkeit der Umstände sofort auch ohne dieselbe zur Ausführung geschritten. Alle waffenfähigen Männer zwischen dem 45. und 60. Jahre bildeten den Landsturm, mit Sensen, Piken, überhaupt jedem tödlichen Instrument bewaffnet, nur in den Umrissen militärisch organisiert, bestimmt, den Feind von den Grenzen abzuhalten. Zur Landwehr sollten alle Männer bis zum 45. Jahre gehören, ohne Unterschied des Standes und der Religion, nur Geistliche und Lehrer ausgenommen; sie war in Uniform und Exerzitium einfacher als die Linie, nicht durchweg mit Gewehren bewaffnet, aber doch so weit militärisch organisiert, um neben der Linie verwandt zu werden. Die ganze Provinz trat mit Begeisterung unter Waffen. Ernst Moritz Arndts Schriften „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" und „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" in der schlichten, körnigen Sprache der heiligen Schrift geschrieben, thaten das ihrige, den Enthusiasmus zu schüren.

Stellung der Regierung zu York.

Man verbarg sich, als man diese Beschlüsse zu einer Volksbewaffnung gegen den Volksfeind faßte, keineswegs, wie groß das Wagnis wäre: mußte doch das Mißlingen desselben Vaterland und Existenz kosten; aber man vertraute darauf, daß der König das nicht mißbilligen werde, was in dem Geiste patriotischer Treue unternommen war.

Wohl war es klar, daß die Regierung die Bewaffnung der Provinz Preußen billigte, denn sie hinderte nicht, daß General York sich nach wie vor als Generalgouverneur von Preußen gerierte und die Ausführung dieser Beschlüsse energisch in seine Hand nahm: aber zu offener Zustimmung war, solange das ganze Land noch nicht kriegsbereit war, die Zeit noch nicht gekommen. Hardenberg sandte den Fürsten Hatzfeld, einen unbedingten Bewunderer des Kaisers, nach Paris, angeblich um die Zahlung der 94 Millionen zu betreiben, in Wahrheit um Napoleons Zorn über Yorks Abfall zu beschwichtigen. Den ersten Zweck erreichte er nicht, völlig dagegen den zweiten. Dem französischen Gesandten in Berlin gegenüber hatte Hardenberg leichteren Stand: der Marquis St. Marsan, ein gebildeter Sardinier, von Hochachtung gegen den König, von Wohlwollen gegen das Volk erfüllt, wollte offenbar manches nicht sehen.

Abreise des Königs nach Breslau.

Dennoch verbreiteten sich dunkle Gerüchte in Berlin, daß die Franzosen damit umgingen, sich der Person des Königs als Geisel für die Ruhe des Volkes zu bemächtigen. Man bemerkte, daß Augereau, der in den Marken kommandierte, mit St. Marsan Besprechungen hielt; es erweckte Sorge, als das Korps des Generals Grenier in Berlin einrückte und sogar den Versuch machte, sich in Potsdam, der Residenz des

Königs, gegen die ausdrückliche Bestimmung des Februarvertrages vom Jahre 1812 einzuquartieren. Um so wachsamer war Hardenberg: am Abend des 17. Januar erkannte er, daß etwas im Werke war. Er ließ sechs Pferde vor seinen Wagen legen und jagte nach Potsdam hinaus: mit scharfen Patronen versehen, trat die Potsdamer Garnison unter dem Vorwande einer Parade vor dem Herzoge von Koburg unter das Gewehr, und das Leibregiment in Berlin erhielt den Befehl, nach Potsdam zu marschieren. In Berlin war die Aufregung grenzenlos; aber alles blieb ruhig. Noch einige Tage weilte der König in Potsdam; Donnerstag den 21. Januar fand die Einsegnung des Kronprinzen statt, der in seinem Glaubensbekenntnis der allgemeinen Zuversicht Worte gab: „Ich glaube an den, der zum Übermut spricht: bis hierher und nicht weiter!" Dann erfolgte am nächsten Tage die Abreise des Königs und seiner Familie — auch St. Marsan schloß sich auf Einladung Hardenbergs an — nach Breslau. In Berlin wurde zur Erledigung der laufenden Angelegenheiten eine Regierungskommission unter dem Grafen Golz mit der Weisung eingesetzt, die freundlichen Beziehungen zu Frankreich so lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Nur der geschickten Art, mit der Hardenberg eben diese Beziehungen zu erhalten gewußt hatte, war es zu verdanken, daß der König ungefährdet aus Berlin kam und Napoleon selbst, durch St. Marsans und Augereaus Berichte völlig über die loyale Haltung Preußens beruhigt, die Reise des Königs nach Breslau gut hieß.

Die Stellungnahme der Russen.

Nach Breslau zu kommen, hatte Kaiser Alexander den König bitten lassen, sowohl zu seiner persönlichen Sicherheit, als zur Erleichterung der Verhandlungen mit Rußland. Denn während die russischen Generale zumeist, der alte Kutusow voran, den Krieg im Grunde mit der Vernichtung der französischen Armee als beendet betrachteten und, was doch hauptsächlich die Fehler der Franzosen und die Elemente herbeigeführt hatten, sich als Heldenthat anrechneten, sah Alexander die französische Niederlage nicht bloß als eine Befreiung Rußlands, sondern als den Anfang des Umsturzes der napoleonischen Herrschaft an: ein Verdienst von welthistorischer Bedeutung. Da aber die russischen Truppen nur etwa ein Viertel der Stärke hatten, mit der man in dem russischen Hauptquartiere groß that, so war eine weitere Aktion nur unter dem Anschlusse Preußens möglich. Dennoch traten sie allenthalben als Herren auf und zeigten nicht übel Lust, alles preußische Land bis an die Weichsel für sich in Besitz zu nehmen. Aber doch waren sie vorsichtig genug, in richtiger Erkenntnis ihrer stets energisch abgeleugneten Schwäche, sich erst im Februar 1813 über die Weichsel hinüber zu wagen. Zugleich mit ihnen, so unwillkommen es ihnen auch war, setzte sich York mit dem ostpreußischen Aufgebot in Bewegung: er wollte nicht, daß sie als die Befreier Preußens erschienen.

Verhandlungen mit Österreich.

Diesem Auftreten der Russen gegenüber war auch bei den Verhandlungen über den Abschluß eines Bündnisses mit ihnen, welche aus der Konvention von Tauroggen sich ergaben, die höchste Vorsicht notwendig. Hardenbergs Meinung war gewesen, sich mit Österreich zu verbünden; zweimal wurde Knesebeck als preußischer Bevollmächtigter nach Wien geschickt, aber er brachte auch das zweite Mal nicht mehr von dort zurück, als die Erklärung Metternichs, daß Österreich niemals gegen eine Allianz Preußens mit Rußland sein würde. Allerdings hatte Knesebeck die Überzeugung gewonnen, daß Österreich über kurz oder lang sich doch auch der gemeinsamen Sache Europas werde anschließen müssen, und hatte seiner Überzeugung durch eine Denkschrift vom 6. Februar Ausdruck gegeben, die einer andern von Ancillon, dem Erzieher des Kronprinzen nachdrücklich begegnete: es war darin nämlich von der Rückkehr zum alten System und dem Fallenlassen der Befreiungspläne die Rede. Der König war mit seltener Thatkraft zum Kriege entschlossen und zeigte es schon darin, daß er Scharnhorst in den am 28. Januar niedergesetzten Kriegsausschuß berief. Ein Wunder, daß Saint Marsan gegen diese Wahl nicht Einspruch erhob; offenbar wollte er auch hier nicht sehen und nicht hören.

Preußische Verhandlungen mit Rußland.

Knesebeck aber wurde nun am 9. Februar an den Kaiser Alexander nach Kalisch gesandt; in dem Vertragsentwurfe, den er mitnahm, war als oberste Forderung Preußens ausgesprochen, daß Rußland sich verpflichte, die Waffen nicht niederzulegen, ohne Preußen die Länder wiederverschafft zu haben, die es vor dem Kriege von 1806

besessen, Hannover und Bialystok ausgenommen. Preußen versprach fernerhin, zu den 150 000 Mann russischer Truppen 80 000 Mann zu stellen, und erwartete von Rußland dessen augenblickliches Vorgehen bis an die Oder und dann an die Elbe. Allein Alexander hegte geheime Pläne für eine Wiederherstellung Polens, von denen er selbst zum Fürsten Czartoryski äußerte, daß, wenn sie bekannt würden, sie ohne Zweifel Österreich und Preußen in die Arme Frankreichs treiben würden. Zudem gab es im russischen Hauptquartier Leute, die es ganz gern gesehen hätten, wenn Preußen sich Hals über Kopf in einen Krieg gestürzt und nach langem, aufreibendem Ringen Rußland das letzte entscheidende Wort gegönnt hätte; Kutusow gehörte selbstverständlich zu ihnen. Somit empfing der Zar Knesebeck zwar sehr freundlich, und es schien fast, als wolle er dessen Vertrag gleich unterzeichnen; dann aber ließ er ihn bis zum 21. Februar warten, um ihm nunmehr einen Gegenvertrag vorzulegen, den Knesebeck entschieden nicht annehmen konnte. Hinter seinem Rücken sandte nun der Zar diesen Vertrag durch den Staatsrat Anstett als Bevollmächtigten — Stein war ihm nur als Begleiter mitgegeben — nach Breslau. Die Truppenzahl war darin festgehalten, aber für die russischen Truppen nicht bestimmt, wann sie aufzubrechen hätten. Von der Wiederherstellung des alten Preußen in seinen statistischen, geographischen und finanziellen Verhältnissen war zwar auch die Rede, aber nur ein Teil des Herzogtums Warschau war eingeräumt worden.

Der Vertrag von Kalisch.

Eine ganze Nacht hindurch überlegte König Friedrich Wilhelm bei sich, ob er auf Warschau verzichten und diesen vagen russischen Bundesentwurf annehmen solle. Er hatte erkannt, daß sein Volk den sofortigen Ausbruch des Kampfes gegen Frankreich verlange; er hatte gelernt, zu der Begeisterung seines Volkes Vertrauen zu fassen: er übertrug dies Vertrauen auf seinen Bundesgenossen und unterschrieb am 26. Februar mehr hochherzig als vorsichtig den russischen Vertragsentwurf ohne Änderung. Scharnhorst wurde in das russische Hauptquartier nach Kalisch gesandt, und auch dort am 1. März 1813 das Bündnis Preußens mit Rußland unterzeichnet.

Der Grund zu diesem Bündnisse war schon im Januar gelegt worden; in denselben Tagen, in denen Hatzfeld nach Paris ging, wurde der Flügeladjutant von Natzmern zu Alexander in geheimer Sendung geschickt, um sich über die Absichten des Kaisers zu unterrichten. Seitdem wurden die Rüstungen Preußens mit doppeltem Eifer betrieben. Denn um in der schwierigen Lage, in der es sich befand, Bedeutung zu gewinnen, mußte Preußen vor allem mächtig und wehrhaft erscheinen. Schon vor dem Ende des Januar waren die Krümper und die neuen Rekruten auf ihren Sammelplätzen. An vielen Orten hatte man mit Musik sie eingeholt und weiter geleitet: denn jedermann fühlte mit frohem Herzen, wem die Rüstung galt.

Der Aufruf vom 3. Februar 1813.

Daher machte auch die Übersiedelung des Königs nach Breslau im Volke den freudigsten Eindruck. Jetzt war er ja frei — war die allgemeine Empfindung — und konnte handeln, wie er wollte. Mit Spannung erwartete man die Maßregeln, die der König jetzt treffen würde. Da erschien, vom 3. Februar datiert, als ein bedeutungsvolles Anzeichen der veränderten Lage die „Bekanntmachung in betreff der zu errichtenden Jägerdetachements". „Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staates", beginnt der Aufruf, „erheischt eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen größeren Aufwand gestatten. Bei der Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußischen Monarchie von jeher beseelt und sich in Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten geäußert haben, bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesen Gefühlen und dem Durst nach Thätigkeit, welcher so vielen braven jungen Leuten eigen ist, eine bestimmte Richtung anzuweisen" u. s. w. Gegen wen, war nicht gesagt: aber wer hätte es nicht gefühlt? Diese freiwilligen Jägerabteilungen sollten dazu dienen, diejenigen jungen Leute, welche, bisher vom Dienst befreit, doch wohlhabend genug waren, sich selber auszurüsten, in einer ihrer Erziehung angemessenen Form zum Militärdienste heranzuziehen. Zugleich sollte er eine Prüfung der Opferbereitschaft des Volkes sein.

Wie Feuersglut, in Sparren und Balkenwerk schwelend, wenn kräftiger Windshauch hineinfährt, in flammender Lohe zum Himmel emporschlägt, fesselos, unwiderstehlich: so brach jetzt die Begeisterung des preußischen Volkes zu Tage. Was bisher an ingrimmigem Welschenhaß verborgen geglüht hatte, offenbarte sich jetzt als helle Kampfesfreudigkeit, als Opfermut ohnegleichen. Tag für Tag strömten die Freiwilligen nach Breslau; aus Berlin allein meldeten sich in drei Tagen 9000. Der König stand mit Scharnhorst am Fenster des Breslauer Schlosses: als aber der lange Wagenzug, der immer neue Freiwillige herbeibrachte, schier gar nicht enden wollte, da brach sein altes Mißtrauen in die Volksbegeisterung, und die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen. Auch Hardenberg war „wie elektrisiert"; der Kaiser Napoleon, sagte er zu St. Marsan, werde in Preußen ein zweites Spanien finden, bereit zu jedem Opfer. Aber Napoleon hatte darauf nur das freche Wort: „Die Preußen sind keine Nation; sie haben keinen nationalen Stolz: sie sind die Gascogner von Deutschland."

Der Bruch mit Napoleon. Aufruf an mein Volk.

Rasch folgten sich jetzt die Ereignisse. Der Aufruf, vom 3. Februar 1813 datiert, erschien am 9. Februar in den Berliner Zeitungen, die ihn schnell durch das ganze Land trugen. Am selben Tage unterzeichnete der König eine ergänzende Verordnung, die Aufhebung der bisherigen Befreiungen von der Militärdienstpflicht betreffend. Am 12. Februar machte ein Armeebefehl bekannt, daß der König nach längerer und gewissenhafter Prüfung der Handlungsweise des Generals York seine Rechtfertigung anerkenne und ihm den Oberbefehl über seine Truppen in Preußen und Pommern als Zeichen seiner Anerkennung erteile. Am 15. Februar forderte der König von den Franzosen die Räumung von Danzig und den Oderfestungen mit der drohenden Erklärung, daß er nach der Haltung Napoleons seine weiteren Schritte bemessen werde. Die Ablehnung dieses Ultimatums hatte dann die Kriegserklärung an Frankreich zur Folge. Kaiser Alexander war am 15. März, von dem Jubel der Bevölkerung empfangen, nach Breslau gekommen. Das war die erste offene Manifestation des Kalischer Bündnisses: St. Marsan verstand sie und reiste ab. Am folgenden Tage sandte ihm Hardenberg eine Erklärung nach, welche die Beschwerden Preußens seit Tilsit zusammenfaßte, den Bund mit Rußland und den Entschluß zum Kriege mit Frankreich ihm verkündete. Und am 17. März erließ der König den „Aufruf an Mein Volk"; er erschien am 20. März in der Schlesischen Privilegierten Zeitung und hatte den preußischen Staatsrat Theodor Gottlieb von Hippel zum Verfasser. Es schloß sich daran ein Aufruf „An mein Kriegsheer", ebenfalls vom 17. März datiert, und dann, vom 10. März datiert, dem Geburtstage der Königin Luise die „Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes". Zugleich verordnete er, daß die Namen der Gefallenen in den Kirchen auf ehernen Tafeln aufgezeichnet und der dankbaren Nachwelt überliefert werden sollten. Die ganze Nation forderte er darin zur Teilnahme an einem Kampfe auf, welcher der Befreiung des Vaterlandes gelte; mit einfachen, eindringenden Worten schlug er die tiefsten Saiten an, welche in dem Gemüte einer edlen Nation erklingen können: so hatte noch niemals ein absoluter König zu seinem Volke gesprochen!

Nachdem der König auf die durch den Tilsiter Frieden geschaffenen, unhaltbaren Zustände hingewiesen, die dem Lande alle möglichen Opfer auferlegt, aber nicht die Segnungen des Friedens gebracht haben, auch auf seine ehrliche Absicht alle Verträge gewissenhaft einzuhalten, die aber von der andern Seite nur Übermut und Treulosigkeit erfahren hätten, heißt es folgendermaßen in dem Aufruf An mein Volk: „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer: Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsre Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unsrer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen

und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer!

Große Opfer werden von allen Seiten gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht geringe die Zahl und Mittel unsrer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsre Existenz, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesen würdet Ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.“

Begeisterung und Opferwilligkeit.

Es war eine Zeit ohnegleichen, diese Wochen des Februar und März. Der Aufruf vom 3. Februar hatte sich an die Gebildeten im Volke gerichtet; jetzt rief der König das ganze Volk: und alle, alle kamen! Die Begeisterung zu steigern war nicht möglich, aber sie setzte sich fort bis in die entlegensten Dörfer, bis in die Hütten der Ärmsten. Die Universitäten lösten sich auf, da die Studenten zu den Waffen eilten. Professor Steffens hielt am 8. Februar unter den Augen und Ohren des französischen Gesandten an Stelle seiner Vorlesung eine hochbegeisterte Ansprache und führte dann aus der Vorlesung seine sämtlichen Hörer zum Werbeplatz der freiwilligen Jäger. Die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer: aus Berlin allein stellten sich 370 Primaner und Sekundaner unter die Fahnen. Kaufleute und Künstler, Handwerker und Bauern eilten herbei. In Pommern mußten die Behörden ihre Thätigkeit einstellen, weil die Beamten alle zu den Waffen drängten: Dorf und Stadt regierte unterdes sich selber. Wer nicht selbst mehr die Waffen führen konnte, half mit freiwilligen Gaben zur Ausrüstung eines andern. Beamte verzichteten auf ihre Besoldung, Bergknappen in Schlesien auf ihren Lohn, arme junge Leute verkauften ihre Bücher, um für sich oder andre Waffen zu kaufen. In Anklam verkaufte ein armer Schäfer seine paar Schafe, sein einziges Eigentum, um sich zum Eintritt in sein altes Regiment auszurüsten. Kinder brachten ihre Sparpfennige, Dienstboten und Invaliden gaben ihr Scherflein. Es kam vor, daß junge Mädchen, wie Ferdinande von Schmettau, ihr Haar verkauften, um den Erlös darzubringen; diese Haare des Fräuleins von Schmettau auf Bergel, anfänglich für 2 Thaler verkauft, ließ der Kommissionsrat Karl Heun zu Schmuckgegenständen verarbeiten und erzielte aus dem Verkauf 196 Reichsthaler und 8 Groschen. Ja mehr als ein Mädchen trat in Männerkleidung in die Reihen der Kämpfer. Zu Tausenden wurden die goldnen Trauringe für eiserne eingetauscht. Bauern lieferten freiwillig ihre letzten Pferde ab und spannten sich dann selbst vor den Pflug. Von jenem unheimlichen Fanatismus, der in den Revolutionszeiten die Franzosen unter die Waffen getrieben, war keine Spur. Wie eine religiöse Weihe ging es durch die Gemüter; aus der Predigt und vom Tische des Herrn weg zogen die Freiwilligen in den heiligen Krieg. Den Berlinern hielt Schleiermacher zum Abschiede über die Zeichen der neuen Zeit nach Matthäus 11, 4—6 eine ergreifende Predigt, an deren Schluß er die Mütter der jungen Krieger glückselig pries, solche Söhne geboren zu haben, sie weinten und schluchzten, aber sie waren glückselig. „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen: Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg! Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen; Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!“ So sang Theodor Körner in seinem Aufrufe, er, der selbst unter Aufgabe einer sicheren Stellung und mit Hinterlassung einer geliebten Braut aus Wien weggegangen war, um sich in Breslau bei den freiwilligen Jägern zu melden.

Patriotische Dichtung.

Die Zeitungen trugen das ihrige dazu bei, die allgemeine Begeisterung zu schüren; fast täglich brachten sie patriotische Aufsätze und Gedichte, in denen die Erregung der Zeit sich widerspiegelte. Selbst die Vossische Zeitung in Berlin, die es all die Jahre über mit den Franzosen gehalten hatte, bekam patriotische Anwandlungen. Flugblätter erschienen ohne Zahl, wie einst in den Zeiten der Reformation. Volksweisen erklangen mit einem Male in hellem Sang, und manchem Dichter gelang es, das glücklich auszudrücken, was das Herz des Volkes erfüllte. Freudig erregt sang Fouqué: „Frischauf zum fröhlichen Jagen!“ Frisch erklang Arndts „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ Dazwischen ertönten Max von Schenkendorfs schwermütige Weisen, erklirrten Rückerts „geharnischte Sonette“. Aber der Sangesreichste war der Sohn von Schillers liebstem Freunde, der junge Theodor Körner, dem an jedem Biwakfeuer in feurigem Freiheitsmute die frischen Schlacht-, und Reiterlieder entströmten.

Errichtung der Landwehr.

Seit dem Ende des Februar hatte die Bevölkerung gar nicht mehr die Anordnungen der Regierung abgewartet, sondern allerorten schon aus eigner Bewegung angefangen, sich nach dem Beispiele Ostpreußens militärisch zu organisieren. In Pommern war die Stimmung eine so erregte, daß man jeden Tag eine Erhebung der Provinz gegen die Franzosen erwartete. Da erschien an dem gleichen denkwürdigen 17. März die Verordnung des Königs zur Errichtung der Landwehr und brachte Regel in die Bewegung. Was Clausewitz in Scharnhorsts Gedanken in Ostpreußen durchgeführt hatte, wurde nunmehr mit geringen Änderungen auf die ganze Monarchie übertragen. In jedem Kreise wurden die wehrhaften Männer von 17—40 Jahren zusammenberufen, in kräftigen Worten der Zweck der Einrichtung ihnen erläutert und dann die Freiwilligen vorgerufen; was an der zu stellenden Mannschaft etwa noch fehlte, wurde durch das Los ausgehoben. In der Kirche hielt der Geistliche an die so gebildete Mannschaft eine herzliche Ansprache, in welcher er ihr das ehrenvolle und rühmliche ihres Berufes vorstellte; dann leisteten die Landwehrmänner ihren Soldateneid. Von den Gemeinden eingekleidet, erhielt die Landwehr in ihrem Kreise keinen Sold, außerhalb des Kreises trat sie in den Sold des stehenden Heeres. Eine blaue oder schwarze Litewka, weite leinene Beinkleider und eine Tuchmütze bildete die Uniform; an der war vorn ein weißes Blechkreuz angeheftet mit der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland."

Scharnhorsts Sorge, aus welcher die Verordnung vom 22. Februar hervorgegangen war, die alle Dienstbefreiungen aufhob und die Umgehung der Wehrpflicht mit strengen Strafen bedrohte, erwies sich völlig grundlos: so eifrig drängte sich die Mannschaft heran. Nur die polnische Bevölkerung in Oberschlesien und Preußen versuchte sich, natürlich umsonst, zurückzuhalten: ihr galt das preußische Vaterland nichts. Und das Unglaubliche ward Wirklichkeit: nach einigen Monaten schon nahm es die Landwehr dank dem guten Geiste, der sie erfüllte, an militärischer Haltung in der Schlacht durchaus mit der Linie auf, wenn sie auch nicht so schmuck und so kriegerisch wie diese aussah.

Der Landsturm.

Nachdem die Landwehrbataillone formiert waren, erschien am 21. April die Verordnung über den Landsturm. Er sollte die Knaben vom 15.—17. und die Männer vom 40.—60. Jahre umfassen. So drang es in das Bewußtsein des Volkes, daß dieser heilige Krieg die gemeinsame Sache aller sei. Bewaffnet, wie es die Umstände zuließen, hatte der Landsturm die Bestimmung, dem Feinde den Aufenthalt im Lande unmöglich zu machen. Er erwies sich sehr nützlich im Wach- und Botendienste und im Wegfangen der Marodeure und Versprengten und gewährte den großen Vorteil, daß nunmehr fast die gesamte Linie und Landwehr für den Feld- und Festungskrieg verfügbar wurde.

Die Stärke der preußischen Armee.

„Um nicht zu übertreiben", hatte Hardenberg für den Kalischer Vertrag die Leistung Preußens auf 80 000 Mann berechnet. Und welches war nun das Ergebnis? Zu der auf 46 000 Mann verstärkten alten Linienarmee stellte Preußen, dies ausgesogene Volk von wenig mehr als $4\frac{1}{2}$ Millionen Seelen, 95 000 Rekruten, über 10 000 freiwillige Jäger und 120 000 Mann Landwehr, zusammen 271 000 Mann. Das macht, von dem Landsturm abgesehen, einen Soldaten auf siebzehn Einwohner! Die größte kriegerische Leistung, von welcher die Geschichte der gesitteten Nationen zu berichten weiß! Was will dagegen die sogenannte Massenerhebung der Franzosen im Jahre 1793 sagen! Um so schmerzlicher, daß dem preußischen Volke, man kann wohl sagen vom ersten Tage an, der Lohn für diese Anstrengung ohnegleichen verkümmert wurde. Denn neben den 150 000 Mann, welche Rußland nach dem Kalischer Vertrage stellte, erschienen die 271 000 Preußen, die doch nur, wiewohl ihre Zahl während des Sommers durch Nachschübe noch immer höher anwuchs, für 80 000 Mann galten, lediglich als ein Hilfskorps. Nun standen aber jene 150 000 Russen vorerst auf dem Papier; erst im September erreichten die russischen Streitkräfte wirklich diese Höhe, im Frühjahr 1813 dagegen betrugen sie weit unter der Hälfte. Dennoch, auf die Ziffer des Kalischer Vertrages pochend, verlangten die



46. Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn. (Zu S. 118.)

Nach dem Gemälde von J. Stieler (1815) auf Stein gezeichnet von R. Kunz.

Russen den Oberbefehl und drängten das ihnen drei- bis viermal überlegene preußische Heer geflissentlich in die zweite Linie, während die Preußen es waren, welche den Krieg zu führen, die Schlachten zu schlagen hatten. Und diese selben unwahren Kalischer Ziffern sind später bei der Verteilung der englischen Subsidiengelder und, was das Ärgste war, bei der Bemessung der preußischen Entschädigung zu Grunde gelegt worden, ohne daß weder der König, noch Hardenberg die Ansprüche Preußens gegen die großsprecherische Anmaßung Rußlands zu verfechten im stande gewesen wären!

Unterdessen saß der Waffenschmied der deutschen Freiheit in Breslau und organisierte mit bewunderungswürdiger Umsicht und unermüdlichem Eifer die gewaltig sich erhebende Wehrkraft des preußischen Volkes. Welche Freude für Scharnhorst, wie er so seine kühn fliegenden Ideen Wirklichkeit werden sah! Aber ungeduldiger als er noch war der greise Blücher, der los auf die Franzosen wollte „wie das heilige Donnerwetter"; denn er fürchtete, die Feinde möchten zu Atem kommen, bevor man sie angriffe. Aber die Rastlosigkeit Scharnhorsts, das Ungestüm Blüchers scheiterten an der Zögerung der Russen. Alexander, ganz eingenommen von seinen Plänen, Polen wieder aufzurichten, natürlich unter seinem Zepter, verwandte seine Hauptarmee dazu, die polnischen Festungen einzunehmen. Darüber gingen die kostbarsten Wochen verloren, die Napoleon rastlos für seine Rüstungen ausnutzte.

Erste Kriegsereignisse.

Nur das Wittgensteinsche Korps ging über die Weichsel vor, aber es war viel zu schwach zu entscheidenden Unternehmungen. Mit Sorgen sah York, am 12. Februar zum Oberbefehlshaber der Truppen von Pommern und Preußen ernannt, den Vormarsch der Russen: er folgte ihnen und überschritt acht Tage nach Wittgenstein am 10. März die Oder. Ihm schloß sich General Bülow mit den Westpreußen an, und ohne weiteres rückte nun auch General Borstell mit seinen Pommern ohne Ermächtigung des Königs in die Neumark ein, um sich mit York und Bülow zu vereinigen.

Einzug der Preußen und Russen in Berlin.

Indessen längst schwärmten die Kosaken voraus, wo sie mit ihren langbärtigen Gesichtern, auf ihren kleinen dürren Pferden sich zeigten, vom Volke mit Jubel als Befreier begrüßt. Schon am 20. Februar sprengte ein kleiner Trupp in Berlin hinein, wurde aber von den Franzosen schnell wieder hinausgescheucht. Napoleon befahl seinem Stiefsohne, die Marken mit aller Macht zu behaupten und nötigenfalls selbst Berlin niederzubrennen. Zum Glück war es zu spät dazu: der Vizekönig Eugen hatte schon am 4. März vor den nahenden Preußen und Russen Berlin geräumt, nur seine Nachhut noch wurde am Thore von dem russischen Vortrabe ereilt und zu beschleunigtem Abzuge gedrängt. Am 11. März hielt Wittgenstein seinen Einzug, am 17. York mit seinen Ostpreußen. Mit unermeßlichem Jubel begrüßten die Berliner den strengen Alten: jetzt fühlten sie sich wieder frei und selbständig nach einer langen Zeit unsäglichen Druckes.

Die Russen in Hamburg.

Inzwischen war Oberst Tettenborn, ein verwegener Thüringer, der aus österreichischen in russische Dienste getreten war, mit seinen Kosaken nach Norden abgeschwenkt, um Mecklenburg und die Hansestädte von den Franzosen zu befreien. In Ludwigslust hatte er mit dem Herzoge Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin eine lange Unterredung bei verschlossenen Thüren. Die Folge war, daß der mannhafte Herzog am 14. März an Napoleon den Krieg erklärte, der erste deutsche Souverän, der einzige Rheinbundfürst, der das jetzt schon wagte. Drei Tage danach hielten die ersten Kosaken am Thore von Hamburg: Leutnant Bärsch, ihr Führer, empfing die Schlüssel der alten Hansestadt; und als am folgenden Tage Tettenborn selbst an der Spitze seiner Kosaken und Baschkiren einritt, da wußten sich die biederen Hamburger in ihrer überschwenglichen Freude auch ohne Dolmetscher mit ihren struppigen Befreiern zu verständigen, bekränzten selbst die Pferde mit Blumen und Laubwerk und rissen in aufwallendem Ungestüm die Zeichen ihrer bisherigen Knechtschaft, die „verfluchten französischen Aasgeier", von den öffentlichen Gebäuden der Stadt herunter. Ein andres russisches Korps unter Tschernytschew, durch Lübecker unterstützt, schlug am 2. April die Franzosen unter Morand bei Lüneburg, so daß die Franzosen nun auch aus Hannover und Oldenburg wichen. Bis an die holländische

Grenze war Norddeutschland frei: nur in einigen Festungen noch hielten sich die Franzosen. Der Vizekönig hatte sich über Wittenberg auf Leipzig zurückgezogen, links auf Magdeburg, rechts auf Dresden sich stützend, bis die Ereignisse ihn nötigten, nach dem starken Magdeburg sein Hauptquartier zu verlegen.

Der Zentralverwaltungsrat.

Zur Verwaltung der eroberten und noch zu erobernden Länder des Rheinbundes wurde am 19. März durch die verbündeten Monarchen ein Zentralverwaltungsrat eingesetzt, dessen Mitglieder unter dem Vorsitze Steins Kotschubey, Redeger und Schön, der Präsident von Gumbinnen, waren; er sollte die Rüstungen in diesen Ländern leiten und die Staatseinkünfte für die Verbündeten einziehen. Am 25. März ließ dann im Namen Rußlands und Preußens der Marschall Kutusow von Kalisch eine Proklamation ergehen, welche in pathetischen Worten die Rheinbundsfürsten mit Absetzung bedrohte, die der deutschen Sache abtrünnig bleiben" würden. Indes zunächst folgte nur noch ein Fürst der Mahnung: der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Luise, erklärte am 30. März den Krieg an Frankreich. Wohl schwankte der König von Sachsen und ließ seine Truppen von den französischen sich trennen, aber ein strenger Befehl Napoleons führte ihn sofort auf die Seite Frankreichs zurück. Auch Bayern ließ sich auf Unterhandlungen ein; als aber das Übergewicht sich auf die Seite Frankreichs zu neigen schien, trat Montgelas wieder unter die Fahnen Napoleons. Vollends in Württemberg wurde gegen jede deutsch-patriotische Regung gewaltthätig eingeschritten.

Die süddeutschen Staaten.

Und gerade aus Württemberg tönte die einzige Stimme herüber, die einen wärmeren Herzschlag verriet, die Lieder des trefflichen schwäbischen Sängers Uhland. Sonst blieb alles öde und tot in den Rheinbundsstaaten: nirgends eine Spur von Bewegung und deutschem Nationalgefühle, weder bei den Fürsten, noch bei den Völkern. Mit Tedeums feierte man vielmehr die ersten Siege Napoleons. Nur in den früher preußischen Landen Westfalens und in dem altpreußischen Ostfriesland fand die preußische Begeisterung Nachhall. Die gebildete Jugend, die Studenten Halles voran, schlich sich nach Preußen durch, um in den Reihen der Freikorps Lützows, oder Petersdorffs, oder Sarnowskis für die Befreiung ihres alten teueren Vaterlandes mitzukämpfen. Es war nicht anders: von Deutschland hatte Preußen nichts zu hoffen.

Schweden.

Auch von Österreich nicht: es erklärte sich für neutral, stellte jedoch in Böhmen ein Beobachtungskorps von 60 000 Mann auf. Dagegen schloß Preußen am 22. April mit dem Alliierten Rußlands, mit Schweden, gleichfalls ein Bündnis. Als Preis desselben war das dänische Norwegen versprochen. Die Folge war, daß Dänemark sich mit Frankreich verbündete.

Blücher erhält den Oberbefehl.

Noch war die Armee, welche Napoleon aus den Nationalgarden, Freiwilligen und der Aushebung für das Jahr 1814 neu gebildet hatte, weit zurück: unablässig drängte Blücher, die unersetzliche Zeit zu benutzen. König Friedrich Wilhelm hatte ihm am 8. März den Oberbefehl über die sämtlichen preußischen Truppen in Schlesien übertragen, und Kaiser Alexander das russische Korps Wintzingerodes unter sein Oberkommando gestellt. Eine überaus glückliche Wahl: denn keiner besaß so wie der greise General die Liebe und das unbegrenzte Vertrauen des Heeres, keiner verstand, selbst voll hoher Begeisterung, wie er, die Soldaten so für die Sache der Befreiung des Vaterlandes zu begeistern, keiner kam ihm an Heldensinn, Scharfblick und Ausdauer gleich. Seine Feldherrntugenden hatte Scharnhorst selbst 1806 erprobt: darum schlug er Blücher für das Oberkommando dem Könige vor und begnügte sich selbst mit der Stellung als Generalquartiermeister (Chef des Generalstabes) unter Blücher. Zum zweiten Generalstabsoffizier wurde Gneisenau ernannt, der im Unmut 1809 seinen Abschied genommen hatte und nach England gegangen, am 25. Februar 1813 aber in Kolberg den Fuß wieder auf vaterländische Erde gesetzt und mit gerührter Begeisterung den ganzen Umschwung der Gesinnung kennen gelernt hatte.

Gewinnung Sachsens.

Sofort am Tage der Kriegserklärung marschierte Blüchers Armee aus Breslau. Unterwegs nahm er ohne weiteres den Kottbuser Kreis, den 1806 Napoleon an Sachsen gegeben hatte, wieder für Preußen in Besitz. Die Franzosen wichen aus

Sachsen, doch nicht ohne daß Davout vorher die Elbbrücke bei Meißen abbrennen und zwei Bogen der Dresdner Elbbrücke in die Luft sprengen ließ. Diese beiden Vorkommnisse und das feindselige Auftreten der französischen Truppen bestimmten den König von Sachsen zu dem Befehle an den General Thielmann, der in Torgau kommandierte, die Thore dieser Stadt vor den Franzosen zu schließen und vorläufig von niemand, als von ihm Befehle anzunehmen. Schon am 30. März zog Blücher in Dresden ein; drei Tage später rückte er auf Altenburg.

Übertragung des Kommandos an Wittgenstein.

York, Bülow und Borstell waren unter Wittgensteins Oberbefehl gestellt, den Stein dazu empfohlen hatte. Der Vizekönig stand dieser märkischen Armee gegenüber. Als sie sich jedoch näher an Blücher heranziehen wollten, traten ihnen die Franzosen entgegen. So kam es am 5. April bei Möckern, unweit Magdeburg, zu dem ersten Treffen der Befreiungskriege: der Vizekönig wurde mit Nachdruck zurückgewiesen. Das war für Blücher eine erquickende Botschaft; um so ingrimmiger aber stimmte es ihn, daß er an der Saale stehen bleiben mußte. Denn die russische Hauptarmee unter Kutusow war noch sehr weit zurück und überdies so schwach, daß sie noch immerfort Verstärkungen an sich heranziehen mußte. Darüber vergingen für Blücher wieder 14 Tage in nutzlosem Warten in Altenburg, die er dazu anwandte, um Streifkorps nach dem Harz wie nach dem Main auszusenden; so glaubte er die Bevölkerung zur Erhebung bringen zu können. Da nahte endlich die russische Hauptarmee. Kutusow war am 28. April in Bunzlau gestorben; Wittgenstein führte sie jetzt, dem nunmehr die verbündeten Monarchen auch den Oberbefehl über Blücher übertragen. Von der andern Seite zog aber jetzt auch Napoleon heran mit einer Armee, welche im Verein mit den Truppen des Vizekönigs 170 000 Mann und 300 Geschütze zählte.

Schlacht von Großgörschen.

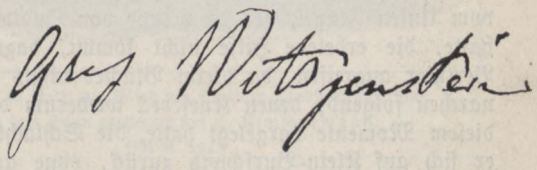
Nicht die Hälfte dieser Streitkräfte hatten die Verbündeten zur Hand, ihm entgegenzustellen, und doch war der Zusammenstoß unvermeidlich; denn schon war Napoleon bis Erfurt gelangt, während Wittgenstein bei Leipzig stand. Der Plan des russischen Oberfeldherrn war, auf der Ebene von Lützen dem auf Leipzig heranrückenden französischen Heere während des Anmarsches in die rechte Flanke zu fallen. Wäre er so energisch durchgeführt worden, wie Scharnhorst ihn klug ersonnen hatte, so würde die Überlegenheit des französischen Heeres dadurch sicher ausgeglichen worden sein. Denn anfangs hatten die Preußen, welche das erste Treffen des Angriffs bildeten, nur das Neysche Korps, die Hälfte der napoleonischen Armee, sich gegenüber. Am Abend des 1. Mai erreichte Ney nach kleineren Gefechten die Dörfer Groß- und Kleingörschen, die 18 km südwestlich von Leipzig zwischen Lützen und Markranstädt liegen. Anstatt nun aber das genannte Korps durch einen gewaltigen Stoß, namentlich mit seiner weit überlegenen Reiterei zu werfen, hielt Wittgenstein diese zurück und ließ die Preußen Kraft und Mut in mörderischen Dorfgefechten vergeuden, die Napoleon Zeit ließen, obwohl er durch den Angriff völlig überrascht worden war, immer frische Truppen vom Marsche heranzuziehen. Großgörschen, Kleingörschen und das westlich davon liegende Rahna waren unter reichem Blutvergießen mit bewundernswerter Todesverachtung wiederholt genommen worden; auch Blücher hatte einen Schuß in den Arm und einen in die Seite erhalten und mußte den Oberbefehl an York abgeben; schon aber drangen die Preußen auf Starsiedel und Kaja vor, als Napoleon selbst eingriff, der schon bis über Markranstädt hinausgedrungen war; da hatte ihn der Kanonendonner von Görschen her zur Umkehr veranlaßt. Er drängte die Preußen auf die schon genannten drei Dörfer zurück; doch erst am Abend gegen 7 Uhr fiel die Entscheidung. Von der rechten Seite der Verbündeten kam noch der Vizekönig von Italien über Eißdorf auf dem Schlachtfelde an; damit war die Schlacht zu gunsten Napoleons entschieden, obwohl die Preußen sich in Großgörschen behaupteten. Sie hatten eine namentlich bei diesen Truppen, die noch kaum im Feuer gewesen waren, bewundernswerte Tapferkeit gezeigt. Der alte Blücher, obwohl zweimal verwundet, war doch wieder in die Schlacht zurückgekehrt. Scharnhorst hatte mit seinen beiden Söhnen August und Wilhelm auf dem rechten Flügel wie ein Gemeiner mitgekämpft, in einer Art Verzweiflung, da er die völlige Unfähigkeit Wittgensteins erkannte, sich dem dichtesten

Kugelregen aussetzend. Da traf ihn gegen 7 Uhr abends eine Kugel in das eine Bein und verursachte die Wunde, die sein Ende herbeiführen sollte. Gemäß der Begabung ihres Feldherrn beschlossen in der Nacht nach der Schlacht die russischen Verbündeten, sich hinter die Elbe zurückzuziehen. Blücher war außer sich darüber. In dieser Nacht noch wolle er die Franzosen zusammenhauen. Und wirklich läßt er gegen 10 Uhr einen Kavallerieangriff auf die feindlichen Lagerreihen unternehmen. Bis an die alte Garde dringt Oberst Dolffs mit seinen Schwadronen vor: der Kaiser und sein Gefolge geraten in große Gefahr, doch zwingt Kartätschen- und Gewehrfeuer die Preußen zum Rückzug.



47. Ludwig Adolf Peter, Graf von Wittgenstein, Oberbefehlshaber der russischen und preußischen Truppen.

Nach dem Gemälde von Dähling gestochen von Fr. Bolt.



Infolgedessen hielt es Napoleon doch für ratsam, das Hauptquartier noch in der Nacht nach Lützen zurückzuverlegen. Nach Lützen hat er, obgleich dort kein Schuß gefallen ist, um der Erinnerung an Gustav Adolf willen die Schlacht benannt.

Rückzug der Russen.

Mit sichtbarer Kampfesfreude erwarteten die Preußen nun sicher die Fortsetzung der Schlacht am nächsten Morgen: war doch das 11 000 Mann starke Korps von Miloradowitsch und die russische Garde noch gar nicht zum Schlagen gekommen. Allein Wittgenstein bestimmte den Rückzug, da es der russischen Artillerie an Munition fehle: in größter Ruhe und Ordnung wurde er angetreten.

Österreichische Verhandlungen.

Die großen Verluste, die er erlitten — auch Bessières war gefallen — die feste Haltung der Preußen, der Umstand, daß er bei einem Gesamtverlust von 15000 Mann weder Geschütz erbeutet, noch Gefangene gemacht, selbst dagegen 5 Geschütze und 800 Gefangene verloren hatte, stimmten Napoleon doch bedenklich. Doch hatte das

zunächst noch keinen sichtbaren Erfolg; denn Graf Bubna, den Metternich am 11. Mai an Napoleon geschickt hatte, um die nunmehr beabsichtigte bewaffnete Vermittelung Österreichs anzukündigen und sich angemessene Gebietsvergrößerungen zusichern zu lassen, oder im Verweigerungsfalle mit Österreichs Übertritt zu den Verbündeten zu drohen, erreichte damit nichts. Zu gleicher Zeit erschien Graf Stadion im Hauptquartier der Verbündeten, und es kam hier zu einer vorläufigen Verständigung, wenn auch noch nicht zu einem wirklichen Bündnisse.

Trübe Stimmung der preußischen Armee.

Allein da rasselten schon wieder die eisernen Würfel. Mürrisch zogen die verbündeten Armeen über Meißen ostwärts zurück. Den Geist des Unmuts zu bannen, der sich wie eine düstere Wolke über seine tapferen Preußen lagern wollte, war Blüchers erste Sorge.

Auf dem Marsche ließ er sie Halt machen und ritt vor ihre Front, in seiner volkstümlichen, Platt und Hochdeutsch mischenden Weise sie anredend: „Guten Morgen, Kinder! Dit Mal hat et gut gegangen; die Franzosen sind et gewahr worden, mit wem se zu dhun hebben. Der König" — dabei schwenkt er seine Feldmütze — „läßt sich bedanken bei Euch! Dat Pulwer is alle; darum gehn wir zurück bet hinder de Elbe. Da kommen mehr Kameraden und bringen uns wedder Pulwer un Blei; un denn gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de schwere Not kriegen! Wer nu sagt, dat wir reterieren, dat is en Hundsfott, en slechter Kerl! Juten Morjen, Kinder!" Allgemeines Jubelgeschrei! Dann wandte sich der alte Held zu einem andern Regimente, allenthalben die Verstimmung verscheuchend, den Mut belebend.

Schlacht bei Bautzen.

Bei Bautzen machten die Verbündeten Halt. Nur mit der Hälfte seiner Armee war ihnen Napoleon gefolgt, mit der andern Hälfte hatte sich Ney gegen Berlin gewandt. Anstatt nun aber Napoleon anzugreifen, warteten sie ruhig so lange, bis sich der wieder zurückgerufene Ney, den York und Barclay de Tolly bei Königswartha nicht im stande gewesen waren aufzuhalten, mit Napoleon wieder vereinigt hatte, so daß nunmehr am Mittage des 20. Mai die gesamte feindliche Armee, 170 000 Mann stark, gegen die verschanzte Stellung der Verbündeten, welche nur 84 000 Mann zählten, zum Angriff vorging. Der linke Flügel derselben unter Miloradowitsch und Kleist wurde zurückgedrängt: Bautzen fiel in die Hand der Franzosen. Am folgenden Morgen begann die Schlacht von neuem. Napoleon begnügte sich damit, den linken Flügel der Verbündeten jetzt nur zu beschäftigen, während Ney sich mit großer Übermacht auf den rechten Flügel unter Barclay stürzte, ihn zurückwarf und das im Rücken des Zentrums gelegene Dorf Preititz eroberte. Blücher, der das Zentrum kommandierte, schickte Barclay sofort den General Kleist zu, mit dessen Hilfe der Ort wiedergenommen wurde. Da greift ihn Soult, den Napoleon aus Spanien hatte kommen lassen, mit Ungestüm in der Front an: stundenlang wütet der mörderische Kampf, auf den Kreckwitzer Höhen hält sich Blücher unerschüttert. Als jedoch Preititz wieder an die Franzosen verloren geht und vom linken Flügel, der die Korps von Oudinot und Macdonald aufs Haupt geschlagen hatte, die erbetene Hilfe nicht kommt, dagegen ihn selbst die Korps Marmont und Berthier angreifen, da bleibt Blücher nichts anders übrig, als dem Befehle der Monarchen folgend, denen Knesebeck wiederum die Notwendigkeit des Rückzugs gerade in diesem Momente dargelegt hatte, die Schlacht abzubrechen. In straffer Ordnung zieht er sich auf Klein-Burschwitz zurück, ohne auch nur eine Fahne oder Kanone in den Händen des Feindes zu lassen. Es war ein Sieg, der den Sieger selbst in Bestürzung versetzte. „Wie? Nach einer solchen Schlächterei", rief Napoleon aus, „keine Resultate? Keine Gefangenen? Die Menschen da werden mir nicht einen Lafettennagel übrig lassen!" Waren doch seine Verluste viel größer, als die der Verbündeten. „Wir werden hier alle bleiben!" war die Meinung der französischen Soldaten beim Anblick des Schlachtfeldes.

Stimmung des Siegers.

Auf die Verfolgung setzte der Sieger seine Hoffnung. Allein bei Reichenbach und bei Markersdorf hielten die Zurückweichenden am 22. Mai wacker Stand, und bei Haynau zersprengte Blücher am 26. Mai fast die ganze Division Maison. Fünfzig Schritte hinter dem Kaiser wurde bei Markersdorf — eben noch hatten sie miteinander gesprochen — der Großmarschall Duroc sterbend niedergestreckt, mit ihm

durch dieselbe Kugel der General Kirchner; kurz vorher war der General Bruyères gefallen. Der Verlust jenes treu bewährten Waffengenossen versetzte den Kaiser in die düsterste Stimmung: man sah ihn bis tief in die Nacht in dumpfer Verschlossenheit gebeugten Hauptes am Wachtfeuer sitzen. Einen solchen Krieg wie diesen hatte er noch niemals geführt; in zwei großen Schlachten hatte er gesiegt und doch keinerlei Trophäen in seiner Hand behalten, während die Besiegten 2 französische Adler und 50 Kanonen, die sie erobert hatten, mit sich nahmen, ohne daß er ihnen etwas anhaben konnte! Wie lange würde er so noch siegen können?

Französische Reaktion in Norddeutschland.

Sobald nur diesseit des Rheines die Armee Napoleons erschien, bevor noch irgend welche Entscheidung gefallen war, gewannen die Dinge in Norddeutschland völlig veränderte Gestalt. In schrecklicher Weise rächte es sich, daß die Befreiung Norddeutschlands mit vollständig unzulänglichen Kräften von den Russen unternommen war. Mit Drangsal ohne Ende, mit Erpressung und Blutvergießen mußte der Norden die Thorheit büßen, in den Russen eine hilfskräftige Macht gesehen zu haben.



48. Fichte in Reih und Glied des Berliner Landsturmes (1813). Nach dem Leben gezeichnet von C. Zimmermann. (Zu S. 124.)

Hamburgs Fall.

Im April schon erschien von Holland her Davout, zum Oberbefehlshaber für den Norden ernannt. Er übertrug die Exekution dem General Vandamme, der mit unersättlicher Raubgier die Wildheit eines jakobinischen Terroristen verband. An der unteren Weser, in Oldenburg, in Bremen wurden Geiseln weggeschleppt, „Verräter" erschossen, unerschwingliche Kontributionen ausgeschrieben. Am 1. Mai erschien Vandamme in Harburg: jetzt galt es Hamburg. Die Hoffnung der reichen Hansestadt stand auf den Dänen und Schweden. Aber die Dänen verließen, nachdem das Bündnis zwischen Dänemark und Frankreich abgeschlossen war, am 19. Mai die Stadt. Zwar rückten jetzt die Schweden ein; aber auch sie zogen am 26. Mai wieder ab, und in der Nacht vom 30. zum 31. Mai verließ auch Tettenborn die Stadt, sie ihrem Schicksale überlassend. Da rückte denn am 31. Mai Davout ein, ohne viel Gegenwehr zu finden. Das Bombardement der letzten Wochen und die Hoffnungslosigkeit hatte den Mut der Bewohner gebrochen. Verhaftungen, Vermögenskonfiskationen, Wegführung von Geiseln, Militärgerichte straften die unglückliche Stadt für ihren kurzen Freiheitsrausch; die Bank wurde außerdem ihrer Gelder beraubt und eine Kontribution von 48 Millionen Frank auf die Stadt gelegt. Dann begann Davout sie in eine Festung zu verwandeln; ganze Stadtteile wurden niedergerissen, Tag für Tag

mußten die Bewohner Schanzarbeit thun, endlich wurden 25 000 der ärmsten Einwohner, um die Verproviantierung zu erleichtern, aus der Stadt getrieben. Die ganze Stadt galt auf Napoleons Befehl für geächtet. Mit solchen Mitteln richtete sich die französische Herrschaft in Norddeutschland wieder auf.

Oudinots Vorstoß auf Berlin.

Auch Berlin sollte in gleicher Weise bestraft werden. Der drohenden Gefahr sich wohl bewußt, hatten die Bewohner Schanzen vor der Stadt aufgeworfen und die Bildung von Landwehr und Landsturm mit äußerstem Eifer betrieben, selbst die gelehrten Professoren der Universität, Fichte allen voran, exerzierten ganz wacker in der Hasenheide: standen doch überdies ihre Hörsäle jetzt leer. Infolge der Bautzener Schlacht glaubten die Franzosen den Weg frei: Oudinot zog von Sachsen her gegen Berlin heran. Aber General Bülow, mit einem kleinen Korps zum Schutze der Marken aufgestellt, warf sich ihm bei Hoyerswerda am 28. Mai entgegen, drängte ihn bis Luckau zurück und schlug ihn dort am 4. Juni in zehnstündigem Kampfe so entscheidend, daß der Feind unter dem Schutze der Nacht wieder von dannen zog. Berlin war gerettet, Bülows Truppen war durch die glücklichen Erfolge das Selbstvertrauen gewachsen, als die niederschlagende Nachricht, daß mit den Franzosen Waffenstillstand geschlossen wäre, allen weiteren Unternehmungen vorläufig ein Ende machte.

Waffenstillstand in Aussicht.

Nicht bloß bei dem Bülowschen Korps, sondern durchweg bei dem preußischen Heere und Volke erregte die Nachricht von dem Waffenstillstande Mißvergnügen, ja Betrübnis; niemand vermochte die Notwendigkeit einer Waffenruhe zu begreifen: so groß war, obgleich die Armee auf dem Rückzuge war, die Kampfesfreudigkeit und die Siegeszuversicht. Und mit stillem Ingrimm schrieb Gneisenau, von allen dummen Streichen, welche die verbündeten Mächte seit 20 Jahren gemacht hätten, sei der Waffenstillstand der dümmste.

Hoffnung Napoleons auf Österreich.

War es ja auch Napoleon, von welchem das Verlangen danach ausging. Der gewaltige Widerstand, auf den er bei diesem Kriege stieß, machte ihn höchst bedenklich. Was durch die Waffen ihm nicht gelungen war, wollte er daher durch Verhandlungen versuchen: das preußisch-russische Bündnis zu sprengen. Am 18. Mai sandte er Caulaincourt zu den russischen Vorposten, um eine Unterredung mit Kaiser Alexander zu verlangen. Er wurde zurückgewiesen. Am Morgen nach der Schlacht bei Bautzen erschien ein russischer Parlamentär mit der Antwort im französischen Lager. Eine freudige Aufregung gab sich unter den Soldaten kund; die Franzosen wünschten alle den Frieden und sehnten sich vom General bis zum Sergeanten lebhaft nach Frankreich zurück. Sie glaubten, der Parlamentär brächte die Einleitung zum Frieden; aber er brachte nur den Bescheid, daß der König von Preußen und der Kaiser von Rußland unter Umständen auf die vorbereitenden Verhandlungen über einen Waffenstillstand eingehen würden; das schien dem Sieger von Bautzen noch zu wenig; aber die Tage von Markersdorf und Haynau belehrten ihn eines besseren. So richtete Napoleon nun seine Hoffnung auf Österreich. Schon hatte er dem Grafen Bubna, der als Gesandter Österreichs in Dresden bei ihm weilte, die Mitteilung gemacht, daß er zu Frieden und Waffenstillstand bereit sei; er wünschte, daß Österreich ihn vermittele, da er nicht selber an die Verbündeten sich deswegen wenden mochte. Durch Bubna von Napoleons Bereitwilligkeit unterrichtet, nahm nun Graf Stadion, der Bevollmächtigte Österreichs bei den verbündeten Armeen, die Sache in die Hand. Ihn bestimmte dabei die Wichtigkeit, welche der Abschluß eines Waffenstillstandes für Österreich hatte. Denn schon konnte der Anschluß Österreichs an Preußen und Rußland kaum noch für zweifelhaft gelten: hatten doch schon die verbündeten Armeen Breslau aufgegeben und sich am Gebirge entlang auf Schweidnitz zurückgezogen, um Österreich die Hand zur gemeinsamen Aktion reichen zu können. Aber Österreichs Rüstungen waren noch weit zurück; es brauchte Zeit, sie zu vollenden.

Rußlands Stellung zum Waffenstillstande.

Nicht weniger bedurfte auch Rußland einer Waffenruhe; hielt doch selbst Wittgenstein die russische Armee für so schwach, daß er sie von Bautzen bis nach Polen zurückführen wollte. Und nicht viel anders dachte Barclay, der in diesen Tagen an

Wittgensteins Stelle den Oberbefehl erhielt. Er drohte mit sofortiger Trennung seiner Truppen von den preußischen, wenn ein Waffenstillstand durch preußische Hartnäckigkeit nicht zustande käme. Jedoch Graf Nesselrode, der Vertreter Rußlands, war bestrebt, diese Verhältnisse auf das vorsichtigste zu verschleiern. Er äußerte sich ziemlich gleichgültig zu Stadion, als läge Rußland nichts an einem Waffenstillstande: indes wolle er nicht dagegen sein, wenn Preußen ihn wünsche. Preußen also sollte vorgeschoben werden. Hardenberg ließ sich durch die Rücksicht auf Österreich bestimmen; jedoch bestand er darauf, daß dann Napoleon hinter die Oder zurückgehen und Breslau, das die Franzosen am 1. Juni besetzt hatten, wieder herausgeben müßte.

Napoleon selbst dazu genötigt.

Napoleon war dazu bereit, selbst auf Hamburg wollte er außerdem noch verzichten, wenn die Verbündeten einen Waffenstillstand von drei Monaten oder wenigstens von zwei Monaten eingehen wollten: so dringend brauchte er ihn; aber zwei Monate, sagte er zu Caulaincourt, sei das Äußerste, denn in weniger Zeit könne die französische Reiterei nicht wiederhergestellt werden. Indessen für länger als bis zum 20. Juli wollten die verbündeten Mächte auf keinen Fall ihn gewähren. Napoleon mußte sich begnügen. „Man darf sich nicht verhehlen", schrieb er an Caulaincourt, „der Waffenstillstand ist nicht ehrenvoll für mich. In der That, warum für einen Waffenstillstand von sechs Wochen einen Ort opfern von der Wichtigkeit Breslaus? Ich gebe alles auf, der Feind nichts." So zwingend erschien ihm seine Lage. Freilich auf St. Helena schrieb er: „Ich habe unrecht gethan, in den Waffenstillstand zu willigen." Aber man weiß ja, daß die Aufzeichnungen auf St. Helena gemacht sind, um das Urteil der Nachwelt irre zu führen!

Waffenstillstand von Poischwitz. Überfall der Lützower.

Am 4. Juni wurde der Waffenstillstand zu Poischwitz, einem Orte südlich von Liegnitz, von Kleist, Schuwalow und Caulaincourt unterzeichnet. Er sollte nur 46 Tage dauern und doch griff Napoleon mit beiden Händen zu. Ein Grund mit für Napoleons Drängen war auch dabei, dem Treiben der Freikorps mit einem Schlage ein Ende zu machen, welche die Verbindungen im Rücken der französischen Armee bedrohten und störten. Die Lützower hatten, durch reichlichen Zuzug verstärkt, nach der Schlacht bei Bautzen, einen verwegenen Streifzug nach Thüringen und dem Harze unternommen und streiften, ohne Kenntnis von dem Waffenstillstande zu haben, in der Gegend zwischen Plauen und Hof umher. Erst am 9. Juni erhielten sie von Hof aus Nachricht davon und wahrscheinlich auch von der Bedingung, daß sie am 12. Juni, wie alle andern verbündeten Truppen, rechtsseitig der Elbe zu stehen hätten. Es würde nunmehr Lützows Pflicht gewesen sein, sofort aufzubrechen, und er hätte auch den Termin ohne Schwierigkeiten einhalten können. Er aber wartete erst die amtliche Bestätigung ab, die ein sächsischer Hauptmann am 14. Juni brachte; man hatte im Hauptquartier bei Abschluß des Waffenstillstandes nicht gewußt, wo die Lützower sich aufhielten, woher sich die Verzögerung erklärt. Nun brach Lützow auf und unter sächsischem Geleit gelangte er am 17. Juni gegen Abend nach dem Dorfe Kitzen, südlich von Leipzig zwischen Lützen und Zwenkau gelegen. Im Augenblicke, da sie zum Biwak lagern wollten, wurden sie von 4000 Reitern, Franzosen unter General Fournier, Württembergern unter General Normann überfallen und fast gänzlich niedergemacht. Nur einundzwanzig der Braven entrannen dem heimtückischen Überfall; der fröhliche Sänger der Freischar, Theodor Körner, war, aber aus schwerer Wunde blutend, unter den Geretteten. Obwohl formell die Freischar das Recht der Schonung verwirkt hatte, weil sie ja die Bestimmungen des Waffenstillstandes nicht einhielten, so tragen doch die von langer Hand her gemachten Vorbereitungen zum Überfall so sehr den Stempel tückischer Hinterlist, daß daran sich mit Recht der Groll gegen die Fremden neu erregte, und verdiente Verachtung gegen die vaterlandslosen Söldner, die im Dienste der Fremden aus dem Überfall noch eine Ruhmesthat machten.

Der Kampf der Großen Allianz und der Umsturz des napoleonischen Reiches.

Veränderte Konstellation in der europäischen Lage.

Für das Emporsteigen des napoleonischen Weltreiches war die Uneinigkeit der drei großen Kontinentalmächte Preußen, Österreich und Rußland Voraussetzung gewesen. Aus Besorgnis vor den beiden Kaiserreichen war Preußen zu Basel aus der ersten Koalition ausgetreten. Die zweite scheiterte an dem Zerwürfnis zwischen Rußland und Österreich; die dritte löste sich in dem Moment, als Preußen sich anschickte, ihr beizutreten; die Folge davon war der Sturz auch Preußens. Jetzt zum erstenmal fanden die drei Mächte zu gemeinsamer Aktion sich zusammen; sie kämpften nicht bloß für sich, sie kämpften für Europa. Denn die Errettung der Völker Europas aus dem überwältigenden Drucke des französischen Übergewichts: das ist der Inhalt der Befreiungskriege.

England und der Reichenbacher Vertrag (14. Juni).

Die Herstellung der Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten war auch das Ziel, welches England um seiner eignen Machtstellung willen verfolgte. Schon im April sprach Lord Castlereagh es aus, daß Preußen, Österreich und Rußland wieder so groß und mächtig werden müßten, als sie je gewesen. Sobald daher der Waffenstillstand eingetreten war, richtete Hardenberg sein Augenmerk darauf, die thätige Mitwirkung Englands für die spätere Fortführung des Kampfes zu gewinnen. „Auf das dringendste", schrieb er, „brauchen wir Geld und Waffen. Wir rechnen mit Vertrauen auf die uns versprochene Hilfe von England." Die Forderung, welche England oder vielmehr der Prinzregent Georg, der infolge der hoffnungslosen Erkrankung König Georgs III. die Regierung übernommen hatte, stellte, war nicht bloß die Rückgabe, sondern auch die Vergrößerung von Hannover. Was sollte Friedrich Wilhelm thun? Bei seiner völligen finanziellen Erschöpfung war Preußen außer stande, den Krieg auf die Länge fortzuführen: er mußte sich die Wucherbedingung Englands gefallen lassen. Am 14. Juni wurde zu Reichenbach der Vertrag mit England auf Grund des Kalischer Abkommens abgeschlossen: Preußen erhielt die Hälfte der Subsidien, welche für Rußland in Aussicht genommen waren, zugesichert und um ein Drittel weniger, als England Schweden und dessen Bundesgenossen, nämlich den Hanseaten, Hannoveranern und der Legion Wallmoden gewährt hatte, nämlich je 20 Millionen Mark. Und von der weit hinter den wirklichen Verhältnissen zurückbleibenden Summe von 666 666 Pfd. Sterl. ($13\frac{1}{3}$ Millionen Mark) wurde überdies noch ein Teil in unbrauchbaren Uniformen bezahlt. Dem weniger bescheidenen Rußland wurden am nächsten Tage ohne jede beschwerende Bedingung $36\frac{2}{3}$ Millionen Mark für das Jahr 1813 zugebilligt, nur mußte es sich ebenso wie Preußen und Schweden verpflichten, keinen Separatfrieden mit Napoleon zu schließen.

Langsame Schwenkung Österreichs.

In demselben Reichenbach erklärte Österreich am 27. Juni, daß es an Frankreich den Krieg erklären werde, in vereinigtem Vorgehen mit Rußland und Preußen, wenn Napoleon bis zum 20. Juli, also dem Tage des abgelaufenen Waffenstillstandes, die von Österreich vorgeschlagenen Friedensbedingungen nicht angenommen habe. Längst hatte Stadion bei den verbündeten Mächten dafür gewirkt, und auch Metternich war so klar für den Anschluß entschieden, daß während des Waffenstillstandes die Alliierten, aber nicht die Franzosen, in Böhmen ungehindert Proviant aufkaufen durften. Jedoch immerfort zögerte Kaiser Franz noch, sich zu entscheiden: ihn mahnten die Folgen, welche die Übereilungen von 1805 und 1809 gehabt hatten. Zwar hatte er sich, um die Verhandlungen zu fördern, nach Gitschin in Böhmen begeben, aber er verlangte, bevor er sich zu aktiver Teilnahme an dem Kampfe gegen Napoleon entschlösse, den zweifellosen Beweis, daß die Vermittelung des Friedens zwischen den kriegführenden Parteien unmöglich wäre. An Anschluß an Frankreich dachte auch er nicht mehr, obgleich Napoleon versucht hatte, durch die Zusicherung von Schlesien ihn zu ködern; er betrachtete das Bündnis vom 14. März 1812 als durch die Verhältnisse gelöst. Daraus ergab sich für Metternich eine doppelte Notwendigkeit: einmal ein Friedensprogramm so mäßig und bescheiden in seinen Forderungen, daß eine Ablehnung des-

selben die Unverbesserlichkeit Napoleons wirklich bewies, und sodann eine Unterhandlung, die jeden Schein einer Möglichkeit des Ausgleiches aufgriff, um den Kaiser bei dem Versuche bis ans Ende festzuhalten und den offenen Bruch mit Frankreich so lange hinauszuschieben, bis die Waffenrüstung Österreichs, die von Kriegsbereitschaft noch sehr weit entfernt war, wirklich vollendet wäre: eine sehr schwierige Aufgabe, aber Metternich war gewandt und Schauspieler genug, um sie mit Erfolg zu lösen. Unkundige freilich haben es mit der raschen Bereitwilligkeit der Unwissenheit nicht an Vorwürfen fehlen lassen.

Österreichs Bedingungen für Napoleon.

Metternich stellte demgemäß den Entwurf eines Friedenstraktates auf, der als unerläßliche Bedingungen bezeichnete: 1 die Auflösung des Herzogtums Warschau, das ohne Einmischung Frankreichs unter die drei Mächte Österreich, Preußen, Rußland zu teilen sei, 2 eine weitere Vergrößerung Preußens durch die Rückgabe von Danzig, 3 die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich, 4 die Wiederherstellung der Hansestädte, 5 die Räumung aller in den preußischen Staaten und im Herzogtum Warschau gelegenen Festungen, die zur Zeit noch von französischen Truppen besetzt seien. Hinzugefügt waren zwei Bedingungen, welche nicht als unerläßlich gelten sollten, wenn auch Österreich „mit aller möglichen Wärme" auf ihre Annahme dringen wollte: Auflösung des Rheinbundes und Wiederaufbau Preußens in einem größeren Maßstabe in möglichster Annäherung an die Gebietsausdehnung Preußens vor 1805. Zugleich erklärte Kaiser Franz in einem eigenhändigen Schreiben an die verbündeten Monarchen sich für verpflichtet, im Falle der Ablehnung jener vier unerläßlichen Bedingungen seine Waffen mit denen der Verbündeten zu vereinigen, und versprach Ansprüchen der Verbündeten, welche über diese Bedingungen hinausgingen, wenigstens nicht hindernd entgegenzutreten. Überhaupt enthielt dieser Vertrag keine Verpflichtungen für die Verbündeten, selbst dann nicht, falls Napoleon die österreichischen Vorschläge annehmen sollte. Doch dieser war dazu nicht gewillt, wie Metternich vorausgesehen und wie er es in jener berühmten Unterredung mit Napoleon zu Dresden am 26. Juni voll bestätigt fand.

Metternichs Unterredung mit Napoleon zu Dresden am 26. Juni.

Es war eine lange Unterredung — sie dauerte von $^1/_4$ auf 12 bis $8^1/_2$ Uhr ohne Unterbrechung — welche Metternich am 26. Juni im Palast Marcolini in Dresden mit Napoleon hatte. Sie sprachen ganz ohne Zeugen miteinander in diesem „wichtigsten Augenblicke für die zukünftigen Beziehungen zwischen den beiden Reichen und für ganz Europa." Metternichs eigne Aufzeichnungen haben der Nachwelt die Kunde davon überliefert.

Napoleon erwartete mich stehend in der Mitte seines Kabinetts, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm. Er ging auf mich zu mit erkünstelter Fassung und erkundigte sich nach dem Befinden des Kaisers. Bald darauf verdüsterten sich seine Züge, und indem er sich vor mich hinstellte, sprach er mich folgendermaßen an:

„Sie wollen also den Krieg, gut, Sie sollen ihn haben. Ich habe zu Lützen die preußische Armee vernichtet; ich habe die Russen bei Bautzen geschlagen; auch Sie wollen an die Reihe kommen: es sei, in Wien geben wir uns Rendezvous. Die Menschen sind unverbesserlich, die Erfahrung ist für sie verloren. Dreimal habe ich den Kaiser Franz wieder auf den Thron gesetzt; ich habe ihm versprochen, mein Leben lang mit ihm in Frieden zu bleiben; ich habe seine Tochter geheiratet; damals sagte ich mir, du begehst eine Thorheit; aber sie ist begangen, ich bereue sie heute."

Dieser Eingang verdoppelte in mir das Gefühl der Stärke meiner Stellung; ich betrachtete mich in diesem Augenblicke der Entscheidung als den Vertreter der gesamten europäischen Gesellschaft. Soll ich es sagen — Napoleon erschien mir klein!

„Krieg und Frieden", erwiderte ich, „liegen in der Hand Eurer Majestät. Der Kaiser, mein Herr, hat Pflichten zu erfüllen, vor denen alle andern Rücksichten in den Hintergrund treten. Das Schicksal von Europa, seine Zukunft und die Ihrige, alles das liegt in Ihrer Hand. Zwischen Europa und Ihren bisherigen Zielen besteht unlöslicher Widerspruch. Die Welt bedarf des Friedens. Um diesen Frieden zu sichern, müssen Sie in die mit der allgemeinen Ruhe vereinbarlichen Machtgrenzen zurückkehren, oder aber Sie werden in dem Kampfe unterliegen . . ."

„Nun gut, was will man denn von mir?" fuhr mich Napoleon an, „daß ich mich entehre? Nimmermehr! Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Hand breit Bodens ab. Eure Herrscher, geboren auf dem Throne, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; das kann ich nicht, der Sohn des Glückes. Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein. Ich habe einen großen Fehler begangen, indem ich außer acht ließ, was mir

eine Armee gekostet hat, die herrlichste, die es je gegeben. Ich kann mich mit Menschen schlagen, aber nicht mit Elementen; die Kälte hat mich zu Grunde gerichtet. In einer Nacht verlor ich 30 000 Pferde. Alles habe ich verloren, nur nicht die Ehre und das Bewußtsein dessen, was ich einem tapferen Volke schulde, das nach so ungeheuren Unglücksfällen mir neue Beweise der Hingebung und seiner Überzeugung gegeben hat, daß ich allein es regieren kann. Ich habe die Verluste des vergangenen Jahres ausgeglichen; sehen Sie einmal die Armee an nach den Schlachten, die ich soeben gewonnen! Ich werde vor Ihnen Heerschau halten!"

„Und gerade die Armee ist es", erwiderte ich ihm, „welche den Frieden verlangt!"

„Nicht die Armee", unterbrach mich Napoleon mit Lebhaftigkeit, „nein, meine Generale wollen den Frieden. Ich habe keine Generale mehr. Die Kälte von Moskau hat sie demoralisiert. Ich sah die Tapfersten weinen wie die Kinder. Sie waren physisch und moralisch gebrochen. Vor vierzehn Tagen konnte ich Frieden schließen, heute kann ich es nicht mehr. Ich habe zwei Schlachten gewonnen, ich werde nicht Frieden schließen."

„In alledem, was Eure Majestät mir soeben gesagt", bemerkte ich, „sehe ich einen neuen Beweis davon, daß Europa und Eure Majestät zu keiner Verständigung kommen können. Ihre Friedensschlüsse waren nur immer Waffenstillstände. Die Mißgeschicke wie die Erfolge treiben Sie zum Kriege. Der Augenblick ist da, wo Sie und Europa sich gegenseitig den Handschuh hinwerfen; Sie werden ihn aufheben, Sie und Europa, und nicht Europa wird es sein, welches im Kampfe unterliegt."

„Wollen Sie mich etwa durch eine Koalition zu Grunde richten?" versetzte Napoleon. „Wie viel seid Ihr denn, Ihr Alliierten? Euer vier, fünf, sechs, zwanzig? Je mehr Ihr seid, desto besser für mich. Ich nehme die Herausforderung an. Aber ich kann Sie versichern", fuhr er mit erzwungenem Lachen fort, „im nächsten Oktober sehen wir uns in Wien. Dann wird es sich zeigen, was aus Euren guten Freunden, den Russen und Preußen, geworden ist. Zählen Sie auf Deutschland? Schauen Sie, was es im Jahre 1809 gethan hat. Um dort die Bewegung im Zaume zu halten, genügen mir meine Soldaten, und für die Treue der Fürsten ist mir die Furcht Bürge, die sie vor Euch haben. Erklären Sie Ihre Neutralität und halten Sie dieselbe, dann gehe ich auf Unterhandlungen in Prag ein . . ."

„Der Kaiser", antwortete ich, „hat den Mächten seine Vermittelung, nicht seine Neutralität angeboten. Rußland und Preußen haben die Vermittelung angenommen, an Ihnen ist es, sich heute noch zu erklären . . ."

Hier unterbrach mich Napoleon wieder, um sich in eine lange Abschweifung über die mögliche Stärke unsrer Armee zu ergehen . . . Er besprach die Gesamtheit seiner Operationen in Rußland und verbreitete sich in lange und kleinliche Einzelheiten über die Epoche seiner letzten Rückkehr nach Frankreich. Aus allem ward mir klar, wie er beständig darauf hinzielte, hervorzuheben, daß seine Niederlage von 1812 ganz auf Rechnung der Jahreszeit zu setzen, und daß seine moralische Stellung in Frankreich nie fester gewesen sei, als infolge dieser nämlichen Ereignisse. „Es war eine harte Probe", sagte er mir, „aber ich habe sie vollkommen bestanden."

Nachdem ich ihn über eine halbe Stunde angehört hatte, unterbrach ich ihn mit der Bemerkung, daß ich in dem, was er soeben gesagt, einen starken Beweis der Notwendigkeit erkenne, so wechselvollen Geschicken ein Ziel zu setzen. „Das Glück", fügte ich bei, „kann Sie ein zweites Mal wie im Jahre 1812 im Stiche lassen. In gewöhnlichen Zeiten bilden die Armeen nur einen kleinen Teil der Bevölkerung; heute ist es das ganze Volk, das Sie unter die Waffen rufen. Ihre jetzige Armee, ist sie nicht eine antizipierte Generation? Ich habe ihre Soldaten gesehen; es sind Kinder. Eure Majestät haben das Gefühl, daß Sie der Nation absolut notwendig sind; brauchen aber nicht auch Sie die Nation? Und wenn diese jugendliche Armee, die Sie heute unter die Waffen gerufen haben, hingerafft sein wird, was dann?"

Als Napoleon diese Worte hörte, übermannte ihn der Zorn; er ward bleich und seine Züge verzerrten sich. „Sie sind nicht Soldat", fuhr er mich an, „und wissen nicht, was in der Seele eines Soldaten vorgeht. Ich bin im Felde aufgewachsen, und ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen." Mit diesem Ausruf warf er den Hut, den er bisher immer in der Hand gehalten, in die Ecke des Zimmers. Ich blieb ganz ruhig, stützte mich an die Ecke eines Konsols zwischen den zwei Fenstern und sagte, tief bewegt von dem, was ich eben gehört: „Warum haben Sie mich gewählt, um mir zwischen vier Wänden das zu sagen, was Sie soeben ausgesprochen? Öffnen wir die Thüren, und mögen Ihre Worte von einem Ende Frankreichs bis zum andern ertönen. Nicht die Sache, die ich vor Ihnen vertrete, wird dabei verlieren."

Napoleon faßte sich und mit ruhigerem Tone sagte er mir folgende Worte, nicht minder merkwürdig, als die vorigen: „Die Franzosen können sich nicht über mich beklagen: um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert. Ich habe in dem Feldzuge von Moskau dreimalhunderttausend Mann verloren; es waren nicht mehr als dreißigtausend Franzosen darunter."

„Sie vergessen, Sire", rief ich aus, „daß Sie zu einem Deutschen sprechen!"

Napoleon ging wieder mit mir im Zimmer auf und ab. Beim zweiten Gange hob er den am Boden liegenden Hut auf. Sofort kam er nochmals auf seine Heirat zu sprechen. „So habe ich denn", hub er an, „einen recht dummen Streich gemacht, eine Erzherzogin von Österreich zu heiraten . . . Indem ich eine Erzherzogin heiratete, habe ich das Neue mit dem Alten verschmelzen wollen, die gotischen Vorurteile mit den Institutionen meines Jahrhunderts. Ich habe mich getäuscht und ich empfinde heute die ganze Größe meines Irrtums. Es kann mir den Thron kosten, aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben."

Von maßlosen Forderungen, welche das Selbstgefühl Napoleons hätten empören oder die Ehre Frankreichs hätten kränken können, ist also gar nicht die Rede gewesen, sondern nur davon, ob Napoleon die Vermittelung Österreichs für Unterhandlungen mit den Verbündeten annehmen wolle oder nicht. Er nahm sie nicht an; doch benachrichtigte er den Kaiser Franz am 29. Juni, daß er den österreichisch-französischen Bündnisvertrag vom 14. März 1812 nunmehr für aufgehoben betrachte. Am 30. morgens aber, da Metternich schon im Begriff war abzureisen, ließ ihn der Kaiser nochmals zu sich bitten, nachdem die vorangehenden Tage fruchtlos verlaufen waren. Hier, mit einem Male, nahm er die bewaffnete Vermittelung Österreichs an und erklärte sich bereit, bis spätestens zum 10. August, bis zu welchem Datum er um Verlängerung des Waffenstillstandes bat, Bevollmächtigte nach Prag zu senden, um unter Vermittelung Österreichs über die Aufstellung von Friedenspräliminarien zu unterhandeln. Dafür verlangte er von Metternich, daß dieser auch die verbündeten Fürsten für eine entsprechende Verlängerung des Waffenstillstandes gewinnen werde. Weshalb Napoleon so dringend eine solche wünschte, konnte Metternich nicht entgehen; es fragt sich nur, warum er selbst diese Frist in Vorschlag brachte. Er gibt uns selbst den Schlüssel, indem er erzählt, er habe sofort in der Nacht nach jener Unterredung mit Kaiser Napoleon einen Kurier an den österreichischen Obergeneral Fürsten Schwarzenberg geschickt mit der Anfrage: „Kann eine Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen den Franzosen und Verbündeten für die Vervollkommnung der österreichischen Heeresaufstellung dienlich sein? und welches wäre der nützliche und folglich allein zulässige äußerste Termin einer solchen Verlängerung?" Binnen 32 Stunden, d. h. 4 Stunden weniger, als Metternich ihm Zeit gegeben, war der Adjutant, den er geschickt, mit der Antwort zurück: „Meine Armee wird sich binnen zwanzig Tagen um 75 000 Mann verstärken; ich werde die Möglichkeit, diesen Termin zu erreichen, als einen glücklichen Umstand betrachten; der einundzwanzigste Tag würde nur eine Last sein."

Geschickte Hinziehungsverhandlungen Metternichs.

Mit größter Mühe erreichte Metternich von den Verbündeten die Zustimmung zu der Verlängerung der Waffenruhe, indem er am 4. Juli auf dem schlesischen Schlosse Ratiborschitz mit Hardenberg, Humboldt und Nesselrode unter Zuhilfenahme Stadions persönlich, am 5. Juli durch den Baron Lebzeltern mit Kaiser Alexander unterhandelte. Nur die feste Versicherung, daß ohne Genehmigung seiner Abmachungen mit Napoleon auch der Vertrag vom 27. Juni nicht existiere, d. h. also Österreich nicht mehr zu haben sei, und daß unmöglich die österreichischen Rüstungen früher vollendet sein könnten, bestimmte die Verbündeten zum Nachgeben. Zu der nach Prag einberufenen Konferenz erschienen die Abgeordneten der Verbündeten und Österreichs zur angesetzten Frist, ebenso Graf Narbonne, der zweite Bevollmächtigte Napoleons. Erst später, nachdem die Vorbesprechungen schon begonnen hatten, kam der Herzog von Vicenza (Caulaincourt) — aber ohne Vollmachten: er versicherte im Biedertone, daß man doch auf solche Formalitäten nicht weiter achten solle. Aber diese Art war zu plump, als daß irgend jemand, geschweige Metternich sich dadurch hätte täuschen lassen sollen. Sichtlich ging das Bestreben der französischen Bevollmächtigten dahin, Zeit zu gewinnen. Der 10. August kam heran und ging vorüber, ohne daß Napoleon bis Mitternacht seine Vollmachten geschickt hatte. Sofort, nachdem die Frist abgelaufen war, ließ Metternich die Pässe für die französischen Gesandten ausfertigen und legte die letzte Hand an das von Friedrich von Gentz verfaßte Kriegsmanifest, um auch dieses noch in der Mitternachtsstunde vom 10. zum 11. August, wie er sich ausdrückte, vom Stapel laufen zu lassen. Gleichzeitig befahl er die von Prag bis an die schlesische Grenze in Bereitschaft gehaltenen Feuersignale anzuzünden, als Zeichen des Abbruches der Verhandlungen und der Befugnis der verbündeten Armeen, die böhmische Grenze zu überschreiten.

Die Aufhebung des Waffenstillstandes.

Erst im Laufe des 12. August langten die Vollmachten aus Dresden an und wurden von Narbonne und dem Herzog von Vicenza präsentiert; natürlich lehnte Metternich jede Möglichkeit, noch davon Gebrauch zu machen, kühl ab. War ja auch unterdessen die Nachricht von Wellingtons Sieg bei Vittoria (21. Juni 1813) eingelaufen und hatte Metternich in seiner Politik nur bestärken können.

Verspätete Versuche Napoleons.



49. Militärtypen von 1813: links österreichischer Gardegrenadier, rechts russischer Gardist.
Gezeichnet von Horace Vernet gestochen von P. L. Debucourt.



50. Russische Offiziere (1813).
Nach der Zeichnung von Horace Vernet gestochen von Gatine.

„Was wird aus alledem?“ fragte Metternich den französischen Bevollmächtigten in Prag, als dort die Kunde von der Niederlage der Franzosen bei Vittoria einging. „Ich weiß es nicht“, antwortete Caulaincourt, „das hängt von persönlichem Belieben ab. Ich habe mich gefreut, auf der Reise die österreichischen Rüstungen wahrzunehmen; aber werden sie genügen, uns zur Vernunft zu bringen?“ „Seien Sie ruhig“, erwiderte Metternich, „Sie werden nach Wunsch bedient werden!“ Denn es war doch eine sehr ansehnliche Streitmacht, welche Österreich den Verbündeten zuführte.

Der Kriegsplan von Trachenberg.

Schon am 15. Juni hatten in Gitschin Beratungen zwischen den österreichischen Heerführern Fürst Schwarzenberg, Graf Kolowrat, Baron Duka, Graf Radetzky und dem russischen General Toll über einen gemeinsamen Operationsplan der österreichischen, preußischen, russischen und schwedischen Truppen stattgefunden, deren Ergebnis die Aufnahme der unbedingten Offensive war, deren Ziel das feindliche Feldherrnzelt und die Vernichtung seiner Hauptmacht sei. Jedenfalls aber sollte stets den Angegriffenen durch die Offensive der Nichtangegriffenen beigesprungen werden. Es war das ein Plan, den der ausgezeichnete Generalstabschef des Fürsten Schwarzenberg, Graf Radetzky ausgearbeitet hatte. Toll teilte den Plan Scharnhorst mit, welcher, seiner Wunde nicht achtend, sich nach Prag begeben hatte, um die Interessen Preußens wirksamer zu vertreten. Der treffliche Mann, geeigneter als irgend einer, den Kriegsplan zu beraten, erlag seiner Wunde schon am 28. Juni. Dieser Gitschiner Entwurf bildete die Grundlage für die Verhandlungen, welche am 12. und 13. Juli in Schloß Trachenberg über den Kriegsplan des gemeinsamen Feldzuges stattfanden. Er wurde angenommen, jedoch unter persönlicher Teilnahme des Kaisers von Rußland, des Königs von Preußen und des Kronprinzen von Schweden im einzelnen noch weiter ausgeführt.

Scharnhorsts Ende.

Scharnhorst hatte nach der Schlacht bei Großgörschen, nachdem ihm die feindliche Kugel aus dem Bein geschnitten worden war, entgegen den Warnungen der Ärzte, eine Reise nach Wien angetreten, um dort schließlich doch durch sein persönliches Auftreten die dortigen Staatsmänner zum Anschlusse zu bewegen. In Znaim angelangt, erfuhr er, daß Fürst Schwarzenberg nach Prag durchgereist sei. Gerade von ihm versprach er sich viel für seine Pläne. Obwohl sich die Wunde verschlimmert hatte, fuhr er ihm doch nach Prag nach, und dort ereilte ihn sein tragisches Schicksal eben, als er seine Absichten durch andre fast verwirklicht sah:

„In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, Euer General .....
Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.“

So sang Max von Schenkendorf von ihm und das drücken auch die Gneisenauischen Worte aus in dem am 13. Juli in der Haude-Spenerschen Zeitung erschienenen Nachruf: „Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahe standen, ihn verehrt und geliebt haben.“

Schon zu Wurschen, in der Nähe von Bautzen gelegen, hatten die Generale Wolkonski, Knesebeck und Toll einen Plan entworfen, der nunmehr zu Trachenberg, einem nördlich von Breslau an der Grenze Schlesiens gegen Posen hin liegenden Städtchen, den dortigen Verhandlungen zu Grunde gelegt wurde.

Fürst Schwarzenberg.

Die Hauptarmee sollten die österreichischen Truppen bilden, verstärkt durch Russen und Preußen. In einer Stärke von 225 000 Mann sollte sie von Böhmen aus ihre Aktion gegen Napoleon beginnen. Bei ihr wollten die verbündeten Monarchen in Person sich befinden. Den Oberbefehl über diese Armee erhielt der Fürst Karl Philipp von Schwarzenberg, geboren am 15. April 1771, zwar in seinen Entschließungen häufiger von dem pedantischen Langenau oder auch dem einflußreichen Chef der Geheimpolizei Duka beeinflußt, als von seinem tüchtigen und eifrigen Generalstabschef Radetzky, also mehr Politiker als Feldherr, aber trotzdem ein einsichtiger Soldat. Überdies war seine aristokratische, gebildete, überall ausgleichende Persönlichkeit gerade in dem Hauptquartier der Fürsten von hohem Werte; daß er den besten Willen für das Gelingen des großen Werkes hatte, ist ganz unzweifelhaft.

Von Norden her sollte die Nordarmee ihre Operationen auf Sachsen zu richten, welche 150 000 Mann stark aus Preußen, Russen, Schweden, der russisch-deutschen Legion, Mecklenburgern und einigen neugebildeten hannöverschen Bataillonen zusammengesetzt war. Ihre Führung war dem Kronprinzen von Schweden übertragen. Mit fünf Verträgen in der Tasche, die ihm Subsidien und den Erwerb von Norwegen zusicherten, war Bernadotte am 18. Mai in Stralsund ans Land gestiegen. Mit der größten Unverfrorenheit entwickelte er dem Grafen Kalckreuth, der ihn in Stralsund empfing, daß für ihn das Interesse Schwedens die einzige Richtschnur sei; und in Schloß Trachenberg erzählte er dem Grafen Stadion, daß er Napoleon



51. Fürst Karl Philipp von Schwarzenberg, Oberbefehlshaber der Hauptarmee (1813 und 1814).

Nach dem Kupferstiche von M. Steinla (1822).

früher viel zu nahe gestanden habe, um sein persönlicher Feind zu sein und zu seinem Sturze beitragen zu können, und ließ wiederholt den Gedanken durchblicken, daß, wenn Napoleon durch eine innere Revolution den Thron verlieren sollte, er selbst wohl zu seinem Nachfolger berufen werden könnte. Wohl schien danach der bewegliche und schwatzhafte Gascogner einer sehr aufmerksamen und strengen Überwachung zu bedürfen, aber dennoch blieb er dabei, sein Kommando so zu führen, daß er nicht in die Lage käme, einem Franzosen ernstlich wehe thun zu müssen, und nur im Rücken Napoleons operiere. So haben Bülow und Tauentzien, die Bernadotte untergeben waren, in offenem Gegensatze zu ihrem Oberfeldherrn ihre Siege erfechten müssen.

Zur Verbindung dieser beiden großen Armeen, aber doch auch zu selbständiger Aktion fähig, wurde aus den Preußen Yorks und den russischen Korps Langeron und Sacken die Schlesische Armee, 95 000 Mann stark, unter Blüchers Oberbefehle gebildet.

Als ein einziges großes Ganze sollten diese Armeen durch die Mischung aus verschiedenen Bestandteilen erscheinen, welche, wenn sie auch durch die politische Lage vielleicht begründet war, doch den Sieg wahrhaftig nicht erleichtert hat. Die Gesamtstärke aller für den Feldzug aufgebotenen Truppen betrug nach den amtlichen Etats 470 000 Mann mit 1455 Geschützen, denen Napoleon, ungerechnet die Besatzungen von Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, 440 000 Mann mit 1250 Geschützen entgegenzustellen hatte: das ist das „erdrückende Übergewicht", von dem die Franzosen gefabelt haben, um ihre Niederlagen zu beschönigen! Freilich hatten die Verbündeten auf eine viel stärkere Machtentfaltung gehofft; aber Rußland, das fast stets in der angenehmen Lage gewesen ist, seine Kräfte weit überschätzt zu sehen, war auch nach Ablauf des Waffenstillstandes nicht im stande, mehr als 108 071 Mann unter die Fahnen zu stellen. Die Reservearmee, welche Bennigsen aus neuen Aushebungen in Stärke von 57 000 Mann gebildet hatte, stand noch weit zurück in Polen. Es war wiederum das kleine Preußen, das mehr als die Hälfte der Streiter allein zu dem gemeinsamen Kampfe stellte.

Preußens Ausnutzung des Waffenstillstandes.

Unermüdlich hatte man in Preußen den unwillkommenen Waffenstillstand ausgenutzt, um namentlich die Landwehr zu verstärken und noch feldtüchtiger zu machen. In Schlesien war das Gneisenaus Amt gewesen. „Landwehren Sie man immer druf!" schrieb ihm Blücher, „ich höre viel Gutes davon; aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie sich ja wieder zu mich! Es ist in aller Hinsicht notwendig, daß wir zusammen sind." Gneisenau lehnte die Berufung zum Generalquartiermeister der Schlesischen Armee ab; er wollte lieber eine Brigade führen. Indes der König blieb bei dem, was er einmal angeordnet hatte, und stellte Gneisenau gegen dessen Willen auf den Posten, auf dem er, mit Blücher übereinstimmend in Vaterlandsliebe, Entschlossenheit und kühnem Mute, seinem Vaterlande unvergängliche Dienste leisten sollte.

Die Schlacht an der Katzbach (26. August).

Am 16. August war die Kündigungsfrist des Waffenstillstandes abgelaufen; allein erbittert darüber, daß die Franzosen auf dem neutralen Gebiet, das der Waffenstillstand festsetzte, Requisitionen vornahmen, rückte Blücher schon am 15. in das neutrale Gebiet ein, vertrieb die Franzosen, besetzte Breslau und drang bis zur Katzbach vor.

Napoleon kannte den Operationsplan der Verbündeten. Mit 250 Napoleonsdor hatte er einen gewissen von Gersdorff bestochen. Er glaubte der Absicht der Verbündeten dadurch zu begegnen, daß er gegen die drei Armeen der Alliierten drei französische Heere aussende und sie gleichzeitig einzeln schlüge. So hatte er die Korps von Ney und Macdonald gegen die Schlesische Armee geschickt; allein Blücher drängte diese am 17. August zurück, so daß Napoleon seine Absicht, selbst gegen Berlin sich zu wenden, aufgab und mit einem starken Hilfskorps am 21. in Löwenberg erschien. Jetzt zog sich Blücher, der Übermacht ausweichend, zurück. Allein die Nachricht von dem Vorrücken der großen Armee aus Böhmen nötigte Napoleon, bevor er Blücher hatte zum Schlagen bringen können, sich nach Dresden zu begeben; doch schien Macdonald mit 100 000 Mann stark genug, den verwegenen Gegner in Schranken zu halten. Aber er war es nicht. Blüchers Ungestüm und der Heldenmut der Preußen und Russen bereiteten ihm am 26. August eine entscheidende Niederlage an der Katzbach, oberhalb des Punktes, wo die Wütende Neiße in die Katzbach fällt, bei den Dörfern Hennersdorf und Schlaupe.

Blücher hatte durch seine Operationen vor der Schlacht die Übermacht des Kaisers von Berlin abgelenkt und zugleich Schwarzenberg den Vormarsch durch das Erzgebirge ermöglicht: sicher wichtige Erfolge! York aber wollte das nicht anerkennen; das ewige Marschieren bei den strömenden Regengüssen, welche die zweite Augusthälfte gebracht hatte, und auf den tief aufgeweichten Wegen hatte sein Korps erschöpft; mit heftigen Vorwürfen wandte er sich an Blücher. Gneisenau wies ihn streng in seine Schranken; indes Blücher meinte begütigend: „Der York ist ein giftiger Kerl, er thut nichts als räsonnieren; aber wenn er losgeht, so beißt er an wie keiner." Auch Langeron, ein französischer Emigrant, zeigte sich widerspenstig. Jedoch Blücher ließ sich nicht irre machen. Nur mit Sacken einverstanden, beschloß er am 26. August über die Katzbach zu gehen und Macdonald anzugreifen, indem er Yorks Preußen ermahnte, bei dem Regenwetter sich nicht lange mit Schießen aufzuhalten, sondern mit dem Kolben die Feinde niederzuschlagen.

Allein Macdonald war Blücher zuvorgekommen: er überschritt unweit des Dorfes Wahlstatt die Katzbach und warf sich auf Langeron, dessen Korps den linken Flügel der Alliierten bildete. Sofort änderte Blücher seinen Plan. Er heißt York so viel Franzosen über die Katzbach herüber kommen lassen, als er glaube überwältigen zu können, während er Sacken eine be-

herrschende Stellung auf der Höhe von Eichholz anweist und dessen rechten Flügel bis zur Katzbach hinabzieht. Um zwei Uhr bei heftigem Regen beginnt die Schlacht. Die Korps von York und Sacken gehen mit dem Bajonette auf den Feind los, welcher auf einer Hochfläche diesseit des durch den Regen hochgeschwollenen Flusses sich festsetzen wollte. Die Reiterei stürmt vor, Blücher, den Säbel schwingend, voran; in langer Linie drängen die Reiter gegeneinander. Aber neue Schwadronen schickt Blücher zu Hilfe, andre hauen auf die feindliche Infanterie ein; mit Bajonett und Kolben drängt das Fußvolk gegen die erschütterten feindlichen Reihen vor und wirft sie, von Kartätschenfeuer unterstützt, den steilen Thalrand in die brausenden Fluten der Katzbach und Wütenden Neiße hinab. Bis in die Nacht hinein donnern die Geschütze in die verwirrten Haufen der Flüchtigen. Es war ein glänzender Sieg, den Blücher erfochten hatte; mit größter Energie nutzte ihn der unermüdliche Held aus, fünf Tage lang rastlos den geschlagenen Feind verfolgend: 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, die Lazarettanstalten, die Feldschmiede des Feindes betrug die Beute, dazu nach Abschluß der Gefechte bis zum 1. September 18 000 Gefangene, zwei Adler und andre Trophäen. Mit Recht konnte Blücher seinen Tagesbefehl vom 1. September aus dem Hauptquartier Löwenberg mit den Worten beginnen: „Schlesien ist vom Feinde befreit.“ Jetzt ging es vorwärts gegen die Elbe.

Die Dresdener Schlacht (26., 27. August).

Dem Kriegsplane gemäß hatte sich die Hauptarmee, sobald sich Napoleon gegen Blücher wandte, in Marsch gesetzt. In vier mächtigen Heersäulen überstieg sie am 22. August das Erzgebirge in der Richtung auf Leipzig zu; allein auf Moreaus Rat, der aus Amerika jetzt bei Kaiser Alexander sich eingefunden hatte, um im Kampfe gegen Napoleon seinen alten Haß zu bethätigen, änderte sie im Gebirge die Marschrichtung und wandte sich gegen Dresden; überdies hörten sie von dem Zug Napoleons nach Löwenberg gegen Blücher und mußten also nach dem Trachenberger Plan auch schon darum ihre Richtung ändern.

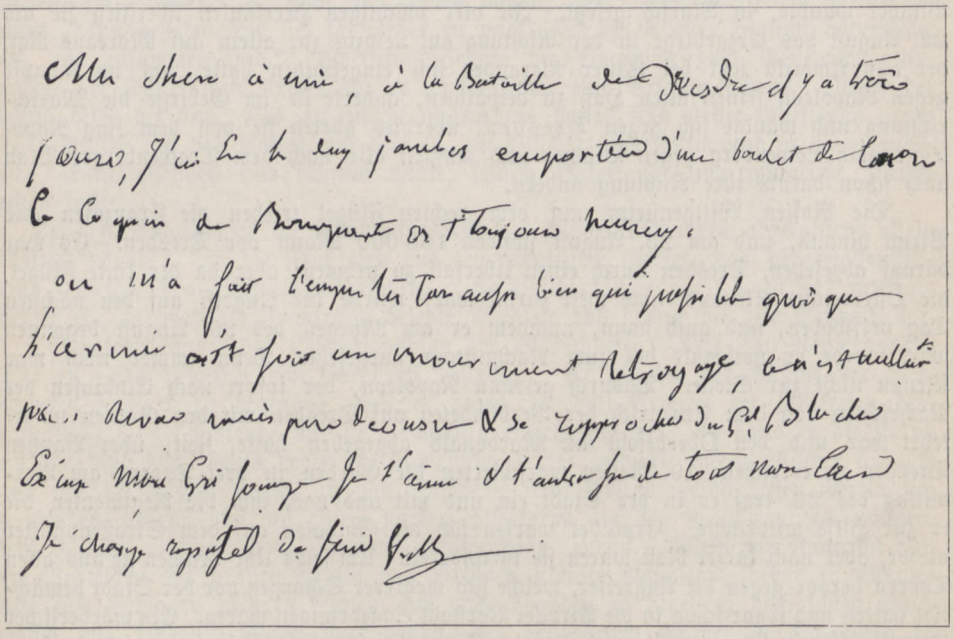
Die Russen Wittgensteins auf dem rechten Flügel trieben die Franzosen aus Pirna hinaus, und am 25. August standen 150 000 Mann vor Dresden. Es war darauf abgesehen, Dresden durch einen Überfall zu nehmen: aber da der linke Flügel, die Österreicher Klenaus, noch weit zurück war, wurde der Angriff auf den nächsten Tag verschoben, und auch dann, nachdem er am Morgen des 26. August begonnen war, wurde er nochmals bis zum Nachmittage ausgesetzt. Denn immer noch war Klenau nicht zur Stelle. Dadurch gewann Napoleon, der sofort nach Einlaufen der Nachrichten von dem Anmarsch der Verbündeten auf Dresden mit den Garden umgekehrt war und den Oberbefehl an Macdonald abgegeben hatte, Zeit, über Bautzen Dresden zu erreichen; 19 Meilen marschierten die Garden in drei Tagen: am Vormittag des 26. traf er in der Stadt ein und mit und nach ihm die Regimenter, die er zur Hilfe mitbrachte. Ermüdet warfen sich die Soldaten auf dem Straßenpflaster nieder, aber nach kurzer Rast waren sie kampfbereit. Um sechs Uhr brachen sie aus allen Thoren hervor gegen die Angreifer, welche sich mehrerer Schanzen vor der Stadt bemächtigt hatten und sogar schon in die Pirnaer Vorstadt eingedrungen waren. Ein mörderischer Kampf entspann sich: am Abend hatten die Franzosen sämtliche Schanzen wiedererobert.

In Strömen goß der Regen vom Himmel herab, als am nächsten Morgen um 8 Uhr die Schlacht von neuem begann. Die Verbündeten bildeten einen großen Halbkreis um die Stadt, in dessen Mittelpunkt, auf den Höhen von Räcknitz, sich die Monarchen befanden. Napoleon eröffnete den Angriff. Vandamme wurde die Elbe hinaufgesandt, um der verbündeten Armee die Rückzugslinie zu verlegen. Eine gewaltige Kanonade wurde auf das Zentrum gerichtet; unweit der Monarchen traf eine Kugel Moreau und verwundete ihn so schwer, daß er nach sechs Tagen starb. Dem ungestümen Reiterangriff, den Murat auf den linken Flügel unternahm, waren die Österreicher nicht gewachsen. Ihre Reiterei war noch zurück, und dem Fußvolke versagten im Regen die Gewehre; der linke Flügel wurde völlig zersprengt. Die ganze Division Metzko und ein großer Teil der Division Mumb mußte vor Murats Reitern die Gewehre strecken. Aber auch der rechte Flügel, Wittgenstein und die Preußen unter Kleist, wurde zurückgedrängt. Hier lief auch die Nachricht ein, daß General Vandamme bei Königstein die Elbe überschritten habe und die Rückzugslinie nach Böhmen ernstlich bedrohe. Da zog sich auch das Zentrum zurück, und das geschlagene Heer trat, tief entmutigt und ohne feste Haltung, in der Nacht den Rückmarsch nach dem Erzgebirge an.

Der Einfluß Moreaus wird durch eine Mitteilung Metternichs erklärt, die zu charakteristisch für Kaiser Alexander ist, als daß sie hier nicht wiedergegeben werden sollte. Zwei Tage vor der Schlacht bei Dresden ließ der Zar Metternich zu sich rufen und eröffnete ihm, er wolle sich zum Generalissimus der alliierten Armee machen, aber, da er seine Unzulänglichkeit wohl erkenne, Moreau als seinen Generalstabschef sich zur Seite stellen. Auf den dringenden Widerspruch Metternichs sagte der Zar nach langem Überlegen: „Nun gut, wir werden die Frage vertagen, aber ich mache Sie verantwortlich für all das Unglück, das daraus entstehen wird." Zwei Tage darauf war Moreau so gut wie ein toter Mann. Daraufhin sagte Alexander zu Metternich: „Gott hat sein Urteil gesprochen, er ist Ihrer Meinung gewesen." — Da versteht man wohl die Klage Knesebecks bei der schwankenden und matten Führung, daß im Hauptquartier niemand recht wisse, „wer Koch oder Kellner" sei.

Siegreiche Kämpfe bei Kulm.

Über Maxen, Altenberg, Marienberg suchten die einzelnen Korps Böhmen zu erreichen; das russische Korps Ostermanns geriet auf die große Teplitzer Straße. Diese schlug auch Vandamme ein, nachdem er die Elbe überschritten hatte, aber beim Königstein durch die tapfere Gegenwehr der Russen unter dem jungen Herzoge Eugen von



52. Faksimile des letzten Briefes des Generals Moreau an seine Gemahlin.

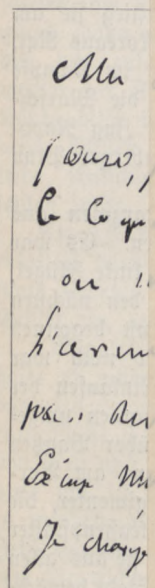
Übersetzung: Meine teure Freundin! In der Schlacht bei Dresden sind mir vor drei Tagen beide Beine durch eine Kanonenkugel weggerissen worden. Dieser Schurke Bonaparte hat doch immer Glück. Man hat mich so gut wie möglich amputiert. Wenn auch die Armee eine Bewegung nach rückwärts gemacht hat, so geschieht dies keineswegs, weil wir geschlagen sind, sondern . . . . . und um sich dem General Blücher zu nähern. Verzeihe mein Geschmiere. Ich liebe Dich und küsse Dich von ganzem Herzen. Ich bitte Rapatel, Dir weiter zu schreiben. V. M.

Württemberg so lange aufgehalten war, daß die Flüchtigen einen Vorsprung vor ihm gewonnen hatten. Er holte jedoch Ostermann ein und trieb ihn über die Nollendorfer Höhe in das Teplitzer Thal hinab. Bei Kulm indessen setzte sich Ostermann am 29. August zur Wehr; von allen Seiten war König Friedrich Wilhelm thätig, ihm Verstärkungen von den über das Gebirge herabkommenden Flüchtigen zuzuführen. Ein heftiger Kampf entspann sich, dem erst die Nacht ein Ende machte. Auch Kleists Korps, das bis Fürstenwalde gelangt war, ließ der König auffordern, Ostermann zu Hilfe zu ziehen. Indes Kleist war außer stande, auf dem nächsten Wege durch die Schlucht des Geiersberges nach dem Schlachtfelde zu gelangen; er marschierte daher auf dem Kamme des Gebirges entlang und zog dann die Nollendorfer Straße hinab. Dadurch kam er Vandamme in den Rücken, dem jetzt nichts anderes übrig blieb, als nach einem überaus tapferen Widerstand mit dem Reste seines Korps am 30. August sich zu ergeben. Der Verlust der Dresdener Schlacht war für die

Der E
für Kaiser
Schlacht be
zum Gener
kenne, Mo
spruch Met
vertagen, d
Zwei Tage
Metternich
man wohl
quartier ni

Siegreiche Kämpfe bei Kulm.

Uber
reichen; das
schlug auch
stein durch d



Übersetzung: M
gerissen worden. Die
Bewegung nach rückw
Blücher zu nähern. B

Württemberg
gewonnen ha
Höhe in das
29. August
Verstärkunge
Ein heftiger
Korps, das
zu Hilfe zu
die Schlucht
daher auf
Straße hina
übrig blieb,
am 30. Aug

Brief des Fürsten Blücher vom 16. Juli 1813.

Transskription:

Verehrter Göner

Sie haben mich durch Ihre Verfügung an den p. Will . . . . . einen abermahligen Beweiß ihrer Gütte gegeben, mein Dank bleibt ihnen wie meine Hertzlige anhänglichkeit auf imer.

Der Todt meines Freundes Scharnhorst, Gneisenau seine entfernung von mich und die verlängerung des waffen still standes, haben mich muhtloß gemagt, ich fange an an einen günstigen außgank zu verzweifflen, mein fester vorsatz wahr die armeh keine stunde früher zu verlassen, als bis sie gesigt oder vernichtet sey, ich habe die Freude erlebt, daß die armeh unter meiner anführung sigte, gott verzeihe es diejenigen die an den unglücklichen Rückzug vom Schlagt Fellde Schuld wahren welche unsehlige vollgen sind durch diesen unverzeiligen kleinmuht entstanden, ich kann ohne Ruhmsügtig zu sein sagen, daß ich mit die preusche Truppen die Schlagt entscheident gewonnen hette, nuhr ruhiger stillstand die nacht auf dem Schlagt Fellde und wihr wahren um so viell vor werts wie wihr ohne noht rück werts gekrochen sind.

ob ich gleich auf dem Schlagt Felde Dank und über häufftes Lob der beiden monarchen ein erndte, so wurde ich doch nicht gewürdiget meine meinung über unser stehen bleiben, vorwerts oder rückwerts zu gehen, sagen zu können, junge unbährtige leutte und menschen, die mit kriegwidriger gesinnung geboren und ins Felld marchirt sind, hatten vortrag, während des Krieges bin ich von die Russischen Generalle Subaltern mäßig behandelt worden, man hat mich gleich sahm alle Tage angewiesen wo ich iedes Battallion hinschicken sollte, und so bin ich für iedem unternehmen gleich sahm gelähmt worden, den einzigen Tag bei Hainau habe ich freie Hende gehabt, und da hat es sich bewiesen, waß man gegen die Francosen mit entschlossenheit auß Führen kann, ich muß befürchten, daß wenn der krig wider beginnt, ich wider in diese unglücklige verhäldnisse gesetzt werde, wobey ich nichts zu unternehmen befugt bin, nichts gewinne, mein Renomé aber . . . . . kann, alles dieses erregt den gedanken in mich, gott weiß mit wehmuht eine lauffbahn zu verlassen, die mein Glück und meine zu Friedenheit auß magten.

ich Fühle mich erleigtert meinen kumer in ihren bußen ergossen zu haben, können Sie mich waß Tröstliges sagen, so tuhn Sie es ia, ich brauche wahrhafftig auf munterung, um nicht under meinen kumer zu erligen, die vorsehung gewährt mich eine gesundheit die in meinem allter sellten ist, desto Schmerzhaffter aber ist es, nicht wirken zu können, zu dehm werde ich gentzlig ruinirt, mein Etat ist so erbermlig, daß Scharnhorst und Gneisenau sich selbst überzeugt, daß ich nicht da by bestehen kann, Der König hat mich mehr als 30 Persohnen ins Haupptquartier geschickt, die ich alle Füttern muß und ich erhalte 1000 Thlr. jährlich mehr als der General v. York und 2000 Thlr. weniger als der Feldmarschall Kalkreut, nun denken Sie den verschiedenen auff wand York hat 3 adjudanten und Kallkreuht ist mit sein knappen LEstok und sein .... allein, verzeihen sie, daß ich ihre kostbahre Zeit unterbreche, aber sprechen kann ich sie nicht, den ich bleibe mein Vorsatz meinen Posten nicht eine stunde zu verlassen getreu.

leben Sie wohl und denken an den Ihnen von gantzem Hertzen ergebenen

Strehlen den 16ten July 1813. Blücher.

Briefe des Fürsten Blücher vom 16. Juli 1813.

Faksimile des im Besitz der Verlagsbuchhandlung befindlichen Originals.

[illegible], [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]

Verbündeten ausgeglichen. Unbehelligt von den Franzosen konnte die Hauptarmee sich in Böhmen wieder organisieren und das langsam nahende Reservekorps Bennigsens erwarten.

Schlacht bei Großbeeren.

Unterdes war auch bei der Nordarmee die Entscheidung gefallen. Zwar der Kronprinz von Schweden konnte sich nicht entschließen, wie es der Kriegsplan ihm vorschrieb, sich in Vormarsch zu setzen, als Napoleon sich gegen Blücher wandte; er zog nicht einmal seine in den Marken weit zerstreuten Truppen zusammen. Dadurch erleichterte er es dem Marschall Oudinot, welchen Napoleon absandte, um Berlin, den Mittelpunkt der preußischen Volkserhebung, zu züchtigen, sehr wesentlich, tief in die märkischen Lande vorzudringen. Ja, seine Meinung war, Berlin aufzugeben und sich hinter die Spree zurückzuziehen. Dem setzte sich indessen Bülow mit Entschiedenheit entgegen: er werde nicht über die Spree folgen, erklärte er, bevor nicht zum Schutze Berlins eine Schlacht gewagt sei. Nun lenkte Bernadotte ein und nahm 15 km vor Berlin Aufstellung, die preußischen Korps auf seinem linken Flügel hinter Großbeeren und Blankenfelde. Die Franzosen kamen heran; ein kurzes Gefecht um Blankenfelde, wo Tauentzien mit preußischer Landwehr stand, entspann sich, wurde aber gegen 2 Uhr von den Franzosen abgebrochen. Dann langte das Korps des Generals Reynier, welches aus zwei sächsischen und einer französischen Division bestand, vor Großbeeren an, vertrieb die geringe preußische Besatzung des Dorfes und bezog die Biwaks. Da ging aber, ohne den wiederum an Rückzug denkenden Bernadotte zu befragen, Bülow zum Angriff vor. Es war gegen 6 Uhr abends am 23. August. Der Regen goß in Strömen herab, so daß die Franzosen gar nicht die Annäherung der Preußen bemerkten. Seinen grauen Überrock fest zugeknöpft, sprengte Bülow auf seinem kleinen Rotschimmel vor und ließ ein furchtbares Geschützfeuer auf die nichts ahnenden Feinde eröffnen. Dann erstürmte die preußische Infanterie, großenteils Landwehr, mit dem Bajonett Großbeeren und den Windmühlenberg; und als nun auch noch Borstell in der Flanke der Feinde erschien, da stürzte das ganze Korps Reyniers in wilder Flucht, völlig auseinander gesprengt, unter den Säbelhieben der nachsetzenden preußischen Reiterei von dannen. Noch einmal versuchte Arrighi — es dunkelte bereits — die Schlacht durch einen großen Kavallerieangriff wiederherzustellen; aber auch er wurde in die allgemeine Verwirrung hineingerissen.



53. General Graf Kleist von Nollendorf.
Nach dem Gemälde von v. Linger gestochen von G. A. Lehmann.

Gadebusch. Hagelberg.

General Girard hatte von Magdeburg und Davout von Hamburg aus den Angriff Oudinots auf Berlin unterstützen sollen. Wirklich drängte Davout das Korps Wallmodens zurück und besetzte Schwerin; allein die Kunde von der Niederlage Oudinots bestimmte ihn, alsbald wieder zurückzuweichen. Bei Gadebusch kam es am 26. August zu einem Scharmützel mit den Lützowern, in welchem Theodor Körner, der Sänger der deutschen Freiheit, seinen Tod fand. — Auch Girard wurde nach Magdeburg zurückgetrieben. Es waren kurmärkische Landwehrbataillone und Tschernytschews Kosaken, die sich unter General Hirschfeld am 27. August bei Hagelberg auf Girards Franzosen und Rheinbündler warfen. Mit einer Erbitterung ohnegleichen wurde gekämpft. Mit dem Gewehrkolben wie mit dem Dreschflegel arbeitend schlugen die ingrimmigen Landwehrmänner den Feinden den Schädel ein: ein ganzes Karree, das sich an eine Kirchhofsmauer lehnte, wurde so niedergemacht, daß haufenhoch übereinander mit zerschmetterten Köpfen die Franzosen — 4000 an Zahl — nach der Schlacht im Dorfe dalagen, und nur versprengte Flüchtlinge nach Magdeburg zurückgelangten.

Napoleons wachsende Verstimmung.

Bei Wittenberg hatte unterdessen Oudinots geschlagene Armee sich wieder gesammelt: hatte es doch zur Verfolgung der Besiegten, zur wirklichen Ausnutzung des Sieges Bernadotte nicht kommen lassen. Sofort beschloß Napoleon, daß sie noch einmal vorgehen sollte. Denn welchen gewaltigen Eindruck mußte es machen, wenn Berlin, der Mittelpunkt der preußischen Volkserhebung in die Hand des Feindes fiel! Er verließ Dresden. In Bautzen traf er auf Macdonalds vor Blücher immer weiter zurückweichende Truppen. „Sie kommandieren Kanaillen und nicht Soldaten!“ fuhr er Sebastiani an. „Sire, ich kommandiere keine Kanaillen“, antwortete mit Festigkeit der altverdiente General. Aber das war der Ton, in welchem der Kaiser jetzt mit seinen Generalen zu sprechen pflegte; mehr als ein Marschall wurde mit den gröbsten Schimpfwörtern von ihm traktiert. Krank war er nicht, wie man zur Erklärung seines Benehmens hat behaupten wollen: er war erkältet, jedoch bei weitem nicht so sehr, wie er es bei Borodinó gewesen war. Nein, die Mißerfolge brachten die innere Roheit seines Wesens zu Tage; denn nur der Edle ist im Unglück groß.

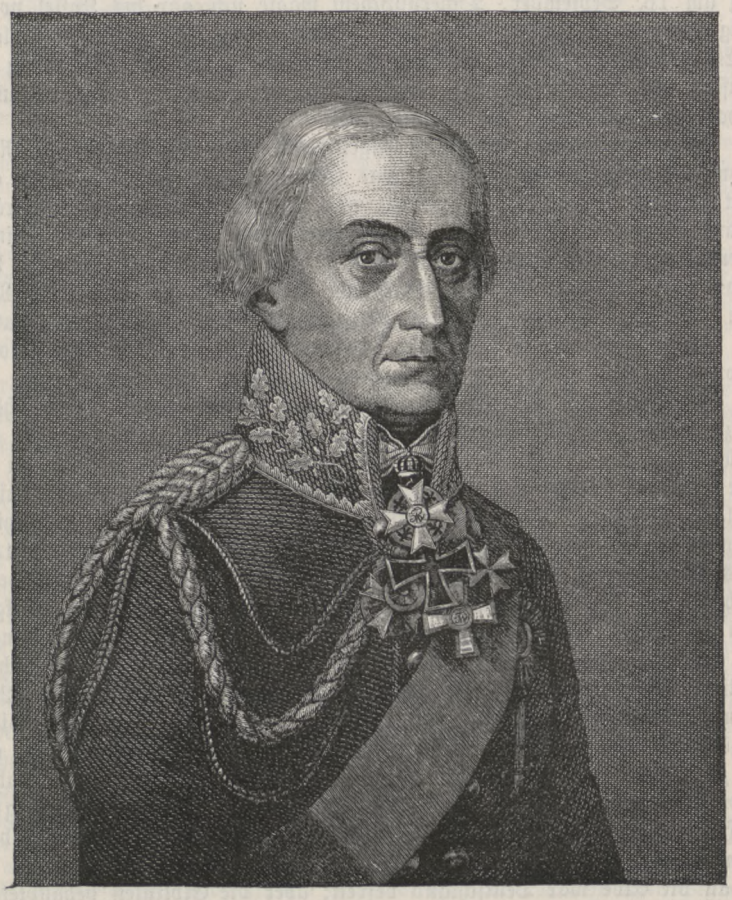
Schlacht bei Dennewitz.

Ney erhielt jetzt das Oberkommando der gegen Berlin bestimmten Armee; Oudinot wurde mit Reynier, Bertrand und Arrighi unter seinen Befehl gestellt. Mit etwa 65 000 Mann überschritt Ney den Fläming. In Schneckeneile war der Kronprinz von Schweden gegen Sachsen vorgerückt, täglich etwa eine Meile zurücklegend: am 5. September traf seine Avantgarde unter General Tauentzien bei Zahna auf die heranrückenden Franzosen. Sie wurde auf Jüterbogk zurückgedrängt, nahm aber am folgenden Tage den Kampf wieder auf. Vier Stunden lang wurde bei dem Dorfe Dennewitz mit der größten Heftigkeit gekämpft; der großen feindlichen Übermacht war Tauentzien nicht gewachsen: er begann zu weichen. Da aber erschien der General Bülow mit der Hauptmacht der Preußen und warf sich auf die linke Flanke der Franzosen; sofort schickte jetzt auch Tauentzien seine Landwehrreiter wieder vor: mehrere Karrees des Feindes wurden gesprengt, andre übergeritten. Dennewitz wurde jetzt erstürmt, obgleich sich die Württemberger sehr tapfer schlugen, und auch die Sachsen mußten aus Gölsdorf weichen. Zu ihrer Unterstützung erschien Oudinots Korps, so daß Gölsdorf wieder verloren ging. Indes General Borstell eilte zur Hilfe herbei. Da zog Ney das Oudinotsche Korps auf seinen arg bedrängten rechten Flügel. Jetzt unterlagen auch die Sachsen dem heftigen Angriff Bülows. Die beiden Flügel der Preußen gingen nunmehr gemeinsam zum Angriffe vor, und fast rechtwinkelig zu einander gestellt, preßten sie den Feind von zwei Seiten zusammen und trieben ihn in wilder Flucht von dannen. Die ganze Armee Neys war aufgelöst und zersprengt. Am Abend erschien in stattlichem Aufzuge Bernadotte mit seinen Schweden und Russen; er weigerte sich jedoch, seine Kavallerie zur Verfolgung herzugeben, aber auch ohne diese brachten die braven Landwehrreiter noch 15 000 Gefangene ein. Indessen die Ehre des Sieges nahm er wie bei Großbeeren ausschließlich für sich in Anspruch. Planmäßig wurde in unwahren Berichten der wahre Sachverhalt gefälscht und unter völliger Verdunkelung der preußischen Verdienste die Entscheidung der Schlacht auf Rechnung des

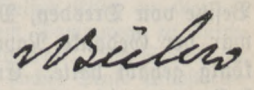
schwedisch-russischen Eingreifens geschrieben. Lange hat es gedauert, ehe man im Volke seinen wahren Befreier kennen lernte, und noch heute fehlt es nicht an Darstellungen, die den Glanz Bernadottescher Heldenthaten wieder auffrischen möchten.

Bülow.

Friedrich Wilhelm von Bülow, am 16. Februar 1755 auf dem Gute Falkenberg in der Altmark geboren, war schon mit vierzehn Jahren als Junker in die preußische Armee getreten. Im Jahre 1793 wurde er Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand. In der Rheinkampagne 1793—95 zeichnete er sich mehrfach aus, wie nicht minder in dem unglücklichen Kriege von 1806 bei der Belagerung von Thorn und von Danzig. Seine Entschlossenheit sowohl wie seine



54. General Friedrich Wilhelm Freiherr von Bülow, Graf von Dennewitz.
Nach der Zeichnung von L. Wolf gestochen von H. Petersen.



auf gründlichen Studien beruhenden militärischen Kenntnisse lenkten Scharnhorsts Aufmerksamkeit auf ihn, der ihn an den rechten Platz zu stellen wußte und sich Hervorragendes von Bülow versprach.

Ney schrieb selbst nach Dennewitz an Napoleon: „Ich bin vollständig geschlagen worden; ich glaube, es ist Zeit, die Elbe aufzugeben und sich an der Saale zu sammeln." In der That erreichten die Desertionen von der französischen Armee eben nach der Schlacht von Dennewitz ihren Höhepunkt. Zu Tausenden kamen im September die Ausreißer durch Leipzig, und keine Mühe fruchtete, sie wieder zu sammeln.

Vordringen der Verbündeten.

Unterdessen zögerten aber die kecken Freikorps nicht, die Elbe zu überschreiten und den Feind im Rücken zu belästigen. Thielmann, der auf Befehl seines reumütig wieder zu Napoleon zurückgekehrten Königs, am 10. Mai Torgau doch den Franzosen hatte übergeben müssen, dann aber seinen Abschied darum genommen und in russische

Dienste getreten war, nahm den Franzosen einen großen Transport bei Kösen ab, Mensdorff befreite in Lützen Gefangene, Colomb hob sächsische Depots auf. Und als Napoleon den General Lefebre-Desnouettes zu ihrer Bestrafung aussandte, vereinigten sie sich mit Platows Kosaken und schlugen die Franzosen bei Altenburg am 28. September aufs Haupt.

Auch von der Nordarmee drangen verwegene Detachements den Franzosen in den Rücken. Von der Marwitz befreite Braunschweig, Wallmoden, der Befehlshaber der sogenannten hannöverschen Legion, schlug ein französisches Korps an der Göhrde bei Lüneburg am 16. September, Tschernytschew wagte sich gar bis Kassel vor, vertrieb den König Hieronymus und erklärte am 1. Oktober das Königreich Westfalen für aufgelöst. Es machte den größten Eindruck in Deutschland, daß die Schöpfung Napoleons zusammenfiel wie ein Kartenhaus. Tettenborn vertrieb die Franzosen aus Bremen; nur in Hamburg behauptete sich Davout noch.

Auflösung des Rheinbundes.

Der Rheinbund begann in seinen Fugen zu krachen; Desertionen von Rheinbundstruppen zu den Verbündeten wurden etwas Gewöhnliches, und mehr als ein Rheinbundsfürst fing an, bedenklich zu werden, nur die Sorge um ihre Souveränität hielt sie noch auf Napoleons Seite fest. Denn mit allem Ernst drängte Stein auf eine straffe Neugestaltung Deutschlands, in welcher für kleine Souveränitäten kein Raum war. Das war offenbar in den Breslauer Vereinbarungen vom 19. März ausgesprochen worden, daß der deutschen Rheinbundsfürsten Entthronung harre. Insbesondere war damals Kaiser Alexander durchaus entschieden, dem König von Sachsen, Herzog von Warschau dieses Schicksal werden zu lassen. Aber Metternich stand dem entgegen, er glaubte ein zersplittertes Deutschland leichter unter Österreichs Fittichen sammeln zu können als ein wahrhaft kräftiges Deutschland; nicht weniger als es die kleinen Fürsten thaten, fürchtete er den Einheitsstaat. So wurde denn in den Teplitzer Verträgen, welche am 9. September die österreichische Allianz mit Preußen und Rußland befestigte, folgendes bestimmt: Wiederaufbau der österreichischen und preußischen Monarchie im möglichst annähernden Gebietsstande des Jahres 1805; Auflösung des Rheinbundes und vollständige und unbedingte Unabhängigkeit der zwischen Alpen, Rhein und den genannten beiden Reichen liegenden Staaten; Rückgabe Hannovers an das Haus Braunschweig-Lüneburg; freundschaftliche Vereinbarung zwischen Preußen, Österreich und Rußland über das Herzogtum Warschau; endlich in einem Geheimartikel Wiederherstellung der Länder, die unter dem Namen der 32. Militärdivision mit Frankreich vereinigt, und derjenigen deutschen Provinzen, die im Besitze französischer Fürsten sind. Demzufolge erhielt Bayern, als es sich endlich im Vertrage zu Ried am 8. Oktober den Verbündeten anschloß, die Wahrung der vollen Souveränität zugesichert; der französisch gesinnte Minister Montgelas, der sich mit Hand und Fuß gegen den Abschluß des Bündnisses gesträubt hatte, wich von seinem Posten.

Napoleon zur Aufgabe von Dresden gezwungen.

Bis an die Elbe war Deutschland befreit; aber die Elblinien behauptete mit dem Besitze von Dresden, Magdeburg und Hamburg der Gegner. Hier sich zu verteidigen war der Gedanke Napoleons, wie ihn einst Tilly gegen den heranrückenden Schwedenkönig gehabt hatte. Er begnügte sich mit ziemlich zwecklosen Unternehmungen, die sich bald gegen die eine, bald gegen die andre der verbündeten Armeen richteten. Und wirklich getraute sich die Nordarmee nicht, bevor Wittenberg und Torgau gefallen, etwas zu wagen. Da war es wiederum Blücher, der den entscheidenden Schritt that, den Bann zu brechen. Das Hauptquartier bestimmte, er sollte sich nach Böhmen zu ziehen, um den Vormarsch der Hauptarmee, zu der jetzt endlich Bennigsens Reservekorps gestoßen war, zu unterstützen. Aber der alte Held war mit Gneisenau auf einen andern Plan gekommen: er wollte die mittlere Elbe überschreiten, dadurch die Nordarmee sich nachziehen und dann Napoleon, während die Hauptarmee von vorn gegen ihn vorginge, im Rücken fassen. Das verbündete Hauptquartier ließ sich von der Richtigkeit seines Planes überzeugen, und am selben 26. September, an dem Blücher seinen Rechtsabmarsch begann, trat auch die böhmische Armee, soeben durch

Bennigsen mit 60 000 Mann verstärkt, ihren Abmarsch über Kommotau und Sebastiansberg nach Sachsen auf Marienberg und Chemnitz an. Dadurch sah sich Napoleon zur Aufgabe von Dresden gezwungen.

Blücher überschreitet die Elbe.

Bei Wartenburg ließ Blücher nachts eine Brücke über den Strom schlagen und befahl dann York, mit seinen Preußen hinüberzugehen und die Verhaue, welche die Franzosen unter Bertrand am jenseitigen Ufer angelegt hatten, zu erstürmen. York räsonnierte; er nannte den Stromübergang „ein unüberlegtes Stück", aber er gehorchte ohne weiteres, und am Morgen des 3. Oktober wurde der Sturm mit äußerster Tapferkeit glücklich ausgeführt.

Es war ein frischer Herbstmorgen, am 3. Oktober, als die Preußen in dichter Kolonne gegen das französische Kartätschenfeuer zum Sturm vorgingen. Blücher ritt unterdes an die Russen Langerons heran, welche nachfolgen sollten. „Ihr alten Moskowiter", redete er sie an, „ihr habt euren Feinden noch nie den Rücken gekehrt! Ich werde mich an eure Spitze setzen, und ihr sollt die Kerls, die Franzosen, angreifen. Schwere Not! ich weiß, ihr werdet ihnen auch heute nicht den Rücken zeigen. Pascholl!" Mit donnerndem Hurra antworteten die Russen und setzten sich in Bewegung. Aber als sie das linke Ufer erreichten, da hatten die Preußen schon die französischen Schanzen erstürmt, die Franzosen aus Wartenburg vertrieben und zum eiligen Rückzuge nach Wittenberg genötigt.

Besonders ausgezeichnet hatte sich in dem Kampfe das zweite Bataillon des Leibregiments: es waren Gneisenaus Kolberger. Als dies beim Vorbeimarsch der siegreichen Truppen vor York vorbeikam, nahm er seine Mütze ab, und seine Umgebung that ein gleiches, bis alle vom Bataillon vorüber waren. „Dies ist", sagte York, „das brave Bataillon, vor dem die ganze Welt Respekt haben muß."

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Unverzüglich rückte jetzt Blücher bis Düben vor; am 4. und 5. Oktober folgte nun wirklich Bernadotte über die Elbe nach. Als aber Napoleon auf die Kunde von dem Elbübergange der schlesischen und Nordarmee Dresden am 7. Oktober verlassen hatte und auf das an der Mulde gelegene Düben losrückte, wollte Bernadotte sofort wieder über die Elbe zurückgehen. Auch Blücher mußte mit seinen 60 000 Mann vor den 130 000, die Napoleon heranführte, ausweichen: er zog sich seitwärts an die Saale, die anmaßliche Aufforderung Bernadottes aber, sich mit ihm zu vereinigen, wies er mit Entrüstung von sich. Nachdem man sich dann im großen Hauptquartier zu Altenburg am 13. Oktober dahin verständigt hatte, daß in der großen Leipziger Ebene die Entscheidungsschlacht geliefert werden sollte, und daß Blücher zu gemeinsamem Angriff auf den Feind, von dem sich Bernadotte mit durchsichtiger Absichtlichkeit ausgeschlossen hatte, am 16. Oktober von Schkeuditz gerade auf Leipzig losgehen solle, setzte sich der greise General sofort nach Leipzig zu in Marsch. Die Stunde der Entscheidung hatte geschlagen.

Das Gelände von Leipzig.

Meilenweit nach allen Seiten dehnt sich um Leipzig eine fruchtbare Ebene, welche von vielen kleinen Gewässern in breiten sanften Einsenkungen durchzogen wird. Zahlreiche Dörfer liegen zerstreut daran. Von Osten her an Schönefeld vorüber fließt die Parthe auf Leipzig zu, um sich an der Nordseite der Stadt mit der Pleiße zu vereinigen, die dann an Gohlis vorüber das Gehölz des Rosenthals und weiterhin vorbei an dem Dorfe Möckern ihren Weg nach Norden nimmt. An der Westseite der Stadt aber bildet die Pleiße mit der Weißen Elster ein Gewirre vielfach verschlungener Flußarme, welches von Leipzig aus auf einem Dammwege zu durchschreiten ist. Am Ende dieses Dammes liegt Lindenau, damals ein Dorf. Im Süden der Stadt nimmt die Ebene etwas hügeligen Charakter an; hier liegt in flacher Senke Probstheida und weiterhin Liebertwolkwitz, von wo die Straße nordwestwärts über Wachau nach Markkleeberg an der Pleiße führt. Oberhalb und unterhalb von Markkleeberg findet sich Laubwald am Pleißenufer, ebenso wieder flußabwärts in der Gegend von Connewitz, und zwar sowohl an der Pleiße als hinüber nach der Elster zu. Es war ein Gelände, das östlich der genannten Flüsse höchst günstig für die Entfaltung großer Truppenmassen war; aber zwischen den zahlreichen Wasserläufen, welche infolge des sehr regnerischen Wetters der ersten Oktoberhälfte stark angeschwollen, waren eine Menge Hindernisse zu überwinden.

Napoleons Pläne.

Napoleons Gedanke war gewesen, sich von Düben aus auf das rechte Ufer der Elbe zu werfen und, gestützt auf die noch in seinem Besitze befindlichen Oder- und Elbefestungen, den vordringenden Feind zum Rückmarsch zu zwingen. Aber an dem Widerspruch seiner Generale und an seinen eignen Bedenken scheiterte dieser Plan. Da schreckte ihn die Nachricht auf, daß die große Reitermasse, welche er zur Deckung Leipzigs unter Murat zurückgelassen, nach einem heftigen Gefechte bei Liebertwolkwitz am 14. Oktober vor der Avantgarde der heranziehenden Hauptarmee der Verbündeten habe weichen müssen. Sofort marschierte er jetzt mit seinen


Schlacht bei Leipzig
den 16. 18. 19. October.
Nord
LEIPZIG
Am 16. Oktober
Stellung der Verbündeten
Stellung der Franzosen
Am 18. Oktober
Stellung der Verbündeten
Stellung der Franzosen
Am 19. Oktober
Angriffslinien der Verbündeten
Rückzugslinien der Franzosen

Truppen nach Leipzig ab, um die böhmische Armee zu schlagen, bevor die andern sich mit ihr vereinigen konnten. Seine Hauptmacht stellte er bei Wachau auf, den rechten Flügel unter dem Fürsten Poniatowski bis Connewitz zurückbiegend, Bertrand mußte bei Lindenau den Dammweg decken, der die einzige Rückzugslinie der französischen Armee war, und Marmont erhielt nördlich von Möckern Stellung, um den Rücken zu sichern, falls etwa doch wider Erwarten Truppen von der schlesischen oder der Nordarmee anlangen sollten.

Die Schlacht am 16. Oktober. Kämpfe im Süden der Stadt.

Es war ein regnerischer, rauher Herbstmorgen, als am Sonnabend, gemäß dem zu Altenburg im Hauptquartier am 13. Oktober gefaßten Beschluß von Norden her die schlesische Armee und von Süden her den 16. Oktober die böhmische Armee, letztere in vier mächtigen Heersäulen, zum Angriffe heranrückten: Kleist auf Markkleeberg, Eugen von Württemberg auf Wachau, Klenau mit Gortschakow auf Liebertwolkwitz. Mit einer Kanonade aus 48 Geschützen eröffnete Prinz Eugen den Angriff: auf dem Höhenzuge zwischen Wachau, Liebertwolkwitz und dem Colmberge ließ Napoleon dagegen 100 französische auffahren, welche mit furchtbarer Wirkung unter die Russen feuerten. Bald tobte auf der ganzen langen Linie der erbitterte Kampf: mehrmals wurden die angegriffenen Dörfer Markkleeberg, Wachau, Liebertwolkwitz und die Höhe des Colmberges erstürmt, um doch jedesmal wieder an die Franzosen verloren zu gehen. Um 4 Uhr nachmittags waren alle Angriffe der Verbündeten siegreich abgeschlagen und Napoleon konnte an den Sieg glauben, wenn es ihm gelang, seine nördlich von Leipzig stehenden Korps heranzuziehen.

Auch Schwarzenberg, der die vierte Kolonne selbst gegen Connewitz führte, hatte keinen Erfolg. Die unerwartet zahlreichen Hemmnisse des Geländes im Zwickel zwischen Elster und Pleiße, von denen oben die Rede war, hinderten ihn, und er traf auf einen überlegenen Feind. Das Korps Giulays vollends, das er gegen Lindenau entsandt hatte, um sich der Rückzugslinie der Franzosen zu bemächtigen, wurde aus gleichen Gründen mit Verlust zurückgewiesen. Unter diesen Umständen zog sich Schwarzenberg auf weiten Umwegen nach Wachau herum; er hoffte den arg bedrängten Russen Prinz Eugens Hilfe bringen zu können.

Hier suchte unterdes Napoleon durch einen überwältigenden Kavallerieangriff die Entscheidung zu erzwingen. Mit 8000 Reitern stürmte Murat am Nachmittage vor: er durchbrach die gelichteten Bataillone; eine große Batterie wurde genommen, die russische Gardekavallerie zurückgeworfen. Die Monarchen von Rußland und Preußen, welche mit den obersten Heerführern auf dem Wachberge bei Güldengossa sich befanden, gerieten in große Gefahr, als Orlows Gardekosaken sich den anstürmenden Feinden in die Flanken warfen, zwei reitende Batterien sie mit Kartätschen überschütteten und mehrere Kavallerieregimenter im Galopp herbeieilten und die ganze Masse der Feinde zurücktrieben.

Schon hatte Napoleon in Leipzig durch Glockengeläut seinen Sieg verkünden lassen; jetzt schwankte doch die Entscheidung wieder. Er sandte an Marmont den Befehl, mit seinem ganzen Korps nach Wachau zu eilen. Allein Marmont kam nicht; vielmehr erschien am Spätnachmittage zur Unterstützung der Verbündeten Schwarzenberg, mit dessen Hilfe es ihnen gelang, ihre verlorenen Positionen größtenteils wieder zu gewinnen und dadurch die Wage der Schlacht hier zum Stehen zu bringen. Die Entscheidung aber fiel auf dem nördlichen Schlachtfelde.

Möckern.

Gegen Mittag langte von Schkeuditz her die schlesische Armee auf der Leipziger Ebene an; die Nordarmee war noch weit zurück. Unverzüglich warf sich Blücher auf das ihm entgegenstehende Korps von Marmont. York wurde zur Rechten, Langeron zur Linken gegen den Feind entsandt; Sacken mußte zur Deckung des linken Flügels bei Radefeld stehen bleiben. Sehr geschickt zog sich Marmont nach Möckern zurück. Ein überaus heftiger Kampf entspann sich um das Dorf; Mann gegen Mann wurde um Hecken und Mauern gekämpft, jedes Gehöft mußte einzeln erstürmt werden; mit dem Kolben schlug die ostpreußische Landwehr die Feinde nieder. Viermal drangen die Preußen in das Dorf ein, viermal mußten sie es wieder aufgeben. Endlich gab das Einhauen der brandenburgischen Husaren den Ausschlag. Unter dem Schutze der Dunkelheit flüchtete sich Marmont mit den Trümmern seines Korps, die Hälfte seines Geschützes in den Händen des Siegers lassend, in wilder Eile nach Gohlis.

Dadurch sah sich Napoleon überwunden; mit seinen 177 000 Mann war er nicht im stande gewesen, dem Andrange der 194 000 Mann der verbündeten Gegner — soviel zählte die Hauptarmee und die schlesische zusammen — zu widerstehen. Wäre nun dazu Bernadotte mit den 50000 Mann der Nordarmee rechtzeitig erschienen, so war das Übergewicht erdrückend, die völlige Niederlage Napoleons entschieden, und der Tausende von Opfern, die der 18. und 19. noch erfordern sollten, hätte es nicht bedurft!

Bis tief in die Nacht hinein war Blüchers Sorge den Verwundeten, gleichmäßig von Freund und Feind, zugewandt; er ließ sie auf seinem Küchenwagen vom Schlachtfelde holen, gab Hemden und Betttücher zum Verbinden der Wunden her und bestimmte die vorhandenen Häuser zu ihrer Unterkunft. Er selbst begnügte sich mit ein paar Stunden Nachtruhe in einer halbverfallenen Schmiede: sobald der Morgen tagte, nahm er die Verfolgung des geschlagenen Feindes auf. Sacken wurde von York unterstützt, gegen Gohlis vorgeschickt, und Langeron, der am Abend Dombrowskis Polen von dem Neyschen Korps bis gegen die Parthe zurückgedrängt hatte, trieb sie bis nach Leipzig zurück, so daß, als Gohlis erobert war, Franzosen wie Polen in die Vorstädte sich zurückziehen mußten. Da langte die Weisung von Schwarzenberg

an, für diesen Tag, den Sonntag, den Kampf einzustellen: das Einrücken der 48 000 Russen Bennigsens in die Kampfeslinie sollte abgewartet werden.

Der 17. Oktober.

Auch Napoleon hielt Ruhe. Nachdem die Schlacht des 16. für ihn verloren, konnte er am 17., der von Stunde zu Stunde fast den Verbündeten Verstärkung zuführte, erst recht nicht mehr auf den Sieg rechnen. Er versuchte daher durch die Künste der Unterhandlung, sich seiner üblen Lage zu entziehen. Gegen Abend — im Laufe des Nachmittags war die Avantgarde der Nordarmee in Breitenfeld, eine Stunde nördlich von Möckern, angelangt — sandte er daher den tags vorher gefangenen österreichischen General Merveld an den Kaiser Franz mit dem Vorschlage eines Waffenstillstandes, zugleich gab er Bertrand den Befehl, den Rückzug nach der Saale zu einzuleiten. Natürlich ließen die verbündeten Monarchen das Anerbieten Napoleons in richtiger Würdigung der Sachlage ohne jede Antwort. So begann denn an dem klaren frischen Morgen des 18. Oktober — das Wetter war völlig umgeschlagen — der Kampf der Hunderttausende von neuem. Wenigstens nicht wie ein Geschlagener wollte Napoleon weichen: wie ein Manöver gedachte er mit allem Pomp den Rückzug anzutreten. Aber doch mußte er seine Truppen schon in engerem Kreise an Leipzig heranziehen.

Der 18. Oktober.

Jetzt wo die Entscheidung klar wurde, glaubte Bernadotte sich doch der Teilnahme am Kampf nicht mehr entziehen zu sollen; überdies erinnerte ihn Lord Stewart, der englische Bevollmächtigte, weniger höflich als deutlich an den Zweck, zu dem er überhaupt die englischen Subsidiengelder erhielte. Er verlangte daher, daß Blücher das Schlachtfeld zwischen Parthe und Pleiße, von welchem die Schlesische Armee schon am Sonnabend die Feinde vertrieben hatte, ihm jetzt überließe: eine Unverschämtheit, die der greise Held mit Empörung zurückwies, indem er zugleich mit Bülow sich dahin verständigte, daß dessen Preußen auch ohne den Befehl des Kronprinzen von Schweden an dem Kampfe teilnehmen würden. Dennoch begab er sich auf die wiederholte Einladung Bernadottes am Morgen des 18. Oktober nach Breitenfeld in dessen Hauptquartier. Eine stürmische Unterredung fand zwischen den beiden Heerführern statt. Eigentlich wollte Bernadotte sich nur als Reserve hinter Blüchers Armee aufstellen; endlich entschloß er sich zu dem Versprechen, die Nordarmee in die Schlachtreihe einrücken zu lassen, wenn Blücher ihm 30 000 Mann, d. h. die größere Hälfte seiner eignen Armee, überlassen wolle. Mit einer Selbstverleugnung ohnegleichen war der Sieger von Möckern bereit, das Langeronsche Korps unter Bernadottes Befehl zu stellen, um die Nordarmee überhaupt nur in Bewegung zu bringen. Damit mußte er selbst auf jede selbständige Aktion an diesem Tage verzichten. Doch waren wenigstens Sacken und York noch stark genug, sich in Gohlis zu behaupten.

Der Kampf im Osten der Stadt.

Indes es war Mittag vorüber, ehe die Nordarmee auf ihrem Platze zwischen der Parthe und Bennigsen im Südosten des Schlachtfeldes erschien. Unterdes hatte aber Blücher dafür gesorgt, daß Langeron nicht so lange zögerte. Wacker gingen die Russen zum Sturm auf Schönefeld vor, das durch Ney und Marmont mit der größten Tapferkeit verteidigt wurde. Achtmal stürmten die Russen an, dreimal wurde das Dorf erobert, dreimal ging es wieder verloren; endlich behaupteten die Russen die Trümmerstätte und drängten die Franzosen bis in die Vorstädte von Leipzig zurück.

Zur Linken Langerons kämpfte die Nordarmee, mit vieler Umsicht jetzt von Bernadotte geleitet. Bülows Preußen warfen sich auf Reynier, Paunsdorf wurde in heftigem Ringen erstürmt und endlich die Franzosen bis unter die Mauern Leipzigs zurückgetrieben. So war auch hier im Südosten des Schlachtfeldes der völlige Sieg erfochten. Im Süden jedoch, wo die böhmische Armee kämpfte, wollte es nicht in der gleichen Weise gelingen. Über Markkleeberg führte der Erbprinz von Hessen-Homburg die Österreicher gegen Connewitz heran. Aber Poniatowskis Polen leisteten bei Dölitz solchen Widerstand, daß der Kaiser noch auf dem Schlachtfelde den Fürsten Poniatowski, den Neffen des letzten Polenkönigs, zum Feldmarschall machte.

Der Kampf südlich der Stadt.

Bei Probstheida stand Napoleons Hauptmacht. Hier kommandierte der Kaiser selbst, unter ihm Murat, Augereau, Victor, Lauriston. Mit unerschütterlicher Tapferkeit mühten sich Kleists Preußen und die Russen unter Barclay de Tollys Oberbefehl das Dorf zu erstürmen und die Reihen Victors und Lauristons zu durchbrechen. Von dem Monarchenhügel nördlich von Liebertwolkwitz schauten die verbündeten Monarchen dem erbitterten, fruchtlosen Ringen zu. Doch war auch den Franzosen nicht mehr möglich, als sich im Besitze ihrer Positionen zu behaupten; denn jeden Versuch aus dem Dorfe hervorzubrechen, erstickte das furchtbare Kreuzfeuer der Batterien, die gegen Probstheida aufgefahren waren.

Erfolgreicher dagegen kämpfte Bennigsen weiter östlich; er drängte Macdonald aus Holzhausen zurück und schloß den eisernen Ring, welcher das Heer Napoleons jetzt im Norden, Osten und Süden umklammert hielt. Hier war es, auf dem äußersten rechten Flügel Bennigsens, daß, nachdem schon am Vormittage 500 sächsische Reiter zu Langeron übergegangen waren, jetzt der ganze Rest der sächsischen Truppen, noch etwa über 3000 Mann, unter General Ryssel zu den Verbündeten übertrat. Für den Gang der Schlacht war dies Ereignis bei der geringen Zahl der Übertretenden durchaus gleichgültig; ihrem Könige aber, der in Leipzig bei den Franzosen weilte, sollte es doch Nutzen bringen. Auch einige hundert württembergische Reiter führte General Normann zu den Verbündeten hinüber: aber bei dem Manne, der an dem tückischen Überfalle von Kitzen mitgeholfen, war patriotische Begeisterung kaum als Ursache seines Schrittes



56. Die Sprengung der Elsterbrücke am 19. Oktober 1813.

zu vermuten. Er wollte seinem Könige die Reiter retten, wie er selbst sagte. Gneisenau behandelte ihn mit gebührender Geringschätzung und ließ ihn sich im Hintertreffen aufstellen.

Der Abend beendigte das blutige Waffenspiel. Weiteren Widerstand zu leisten, hielt Napoleon nicht für gut; am Wachtfeuer an der Tabaksmühle, wo heute der Napoleonstein steht, befahl er den Rückzug; am nächsten Feuer machte Berthier die Dispositionen dazu. Ermüdet schlief der Kaiser auf einem Holzstuhl am Feuer ein, die Hände im Schoße gefaltet, das Bild einer gebrochenen Größe; lautlos standen die Generale um ihn herum; von allenthalben klang der Tritt der zurückmarschierenden Soldaten und das Rasseln der Geschütze durch die Nacht. Da schlug eine Granate in das Feuer: Napoleon erwachte; er ließ das Feuer auslöschen und zog sich nach Leipzig zurück, wo er im Hotel de Prusse den Rest der Nacht zubrachte.

Die Verbündeten blieben in ihren Stellungen; sie glaubten am nächsten Tage noch einmal schlagen zu müssen. Als sich aber der Frühnebel hob, sahen sie die Franzosen nach Lindenau zu von dannen ziehen: da erst wurden sie des großen Sieges inne, den sie erfochten hatten.

Einnahme Leipzigs. Der Rückzug der Franzosen.

Seit dem Vormittage des 18. schon waren die Franzosen in dichten Kolonnen westwärts abmarschiert; die ganze Nacht hindurch folgte Bataillon auf Bataillon; am Vormittage des 19. verließ auch Napoleon Leipzig. Macdonald und Poniatowski erhielten den Befehl, mit den Polen und Rheinbundstruppen die Stadt bis Mittag zu verteidigen, denn diese waren gut genug, für die Sicherung der Franzosen aufgeopfert zu werden.

Von drei Seiten her rückten am Morgen des 19. Oktober die Verbündeten gegen die Stadt. Am äußeren Grimmaischen Thor war es das Königsberger Landwehrbataillon unter Major Friccius von Bülows Korps, das sich zuerst von den alliierten Truppen den Eingang erzwang. Kurz nach Mittag war durch Ostpreußen, Pommern und einige russische Bataillone die Grimmaische Vorstadt bis zum Glacis erobert. Um die Hallesche Vorstadt kämpften die Russen Sackens und Langerons unter Blüchers Führung. Unablässig rief der Greis den Russen „Vorwärts Vorwärts“ zu, und sie gehorchten dem fremden Worte; der rüstige Feldherr aber erhielt von ihnen den Namen Marschall Vorwärts. Ein dritter Punkt, an dem die Alliierten, auch hier Russen unter Bennigsen, eindrangen, war das Petersthor, das Poniatowski tapfer aber ohne Erfolg verteidigte. Noch in den Straßen setzte sich zwar der Kampf fort, aber nur einzelne Abteilungen machten den Versuch dazu, um sich den Rückzug zu sichern. Der Rückzug ging den Ranstädter Steinweg hinaus, der damals noch in der Mitte eine breite Flutrinne und dementsprechend zu deren beiden Seiten wenig Raum hatte. Hier staute sich alles, nach der Brücke hindrängend, die vom Ranstädter Steinweg nach der Lindenauer Straße über einen angeschwollenen Elsterarm führte. Der Kaiser war von einem Ortskundigen geleitet über das sogenannte Hahnreibrückchen geritten und hatte so durch das Raundörfchen kommend, einen kleinen Vorsprung vor dem dichtesten Knäuel auf dem Ranstädter Steinwege erhalten, obgleich seine Umgebung ihm auch so noch mit flachen Hieben Platz schaffen mußte. Er befand sich schon auf der Straße nach Lindenau, als eine furchtbare Detonation ihn den Blick rückwärts lenken ließ. An der Elsterbrücke war ein Korporal mit vier Sappeuren unter der Aufsicht des Obersten Montfort aufgestellt worden mit dem Befehle die Brücke zu unterminieren und in die Luft zu sprengen, wenn der Feind sich zeige. Nun hatten einige russische Jäger vom Rosenthale am Flusse herankommend, angefangen, in die dichten Menschenmassen hineinzuschießen. Montfort hatte seinen Posten verlassen, der Korporal dachte an seine Instruktion, legte Feuer an die Lunten und in die Luft flog die dichtbesetzte Brücke. Noch waren Tausende napoleonischer Soldaten in der Stadt, denen nunmehr der einzige Ausweg abgeschnitten war: ein fürchterliches Gedränge entstand, Tausende sprangen in den hochgeschwollenen Fluß, viele gewannen das rettende Ufer, aber noch mehr ertranken in den wild wogenden Fluten; unter ihnen war auch der schwer verwundete Marschall Poniatowski. Er war auf seinem Pferde durch die Elster geschwommen, als die Elsterbrücke vernichtet war, hatte auch noch das jenseitige Ufer erlangt, dort aber erreichte ihn eine feindliche Kugel und schon durch seine erste Wunde geschwächt sank er zurück in die Fluten, mit Recht beklagt, denn er war ein liebenswürdiger, edeldenkender und mutiger Mann gewesen.

Daß man Napoleon durch Aufgabe von Lindenau entkommen ließ, haben viele Leute schon damals dem Fürsten Schwarzenberg schwer angerechnet, und es ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß das wohl mit Rücksicht auf die Verwandtschaft Napoleons mit seinem Kaiser auf geheimen Befehl geschehen sei. Mag diese Rücksicht vielleicht im stillen mitgewirkt haben, so ist sicher auch maßgebend gewesen, daß man den in die Enge getriebenen Löwen nicht bis zur Verzweiflung bringen wollte, die vielleicht doch noch einen blutgetränkten Durchbruch ermöglicht hätte. Man traute Napoleon noch zu viel zu und man wußte nicht, wie seine Armee demoralisiert war.

Einzug der Verbündeten in die Stadt.

Um 1 Uhr hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ihren Einzug in die erstürmte Stadt. Kaiser Franz folgte später nach. Der König von Sachsen hatte sich nicht geflüchtet: unter Kosakeneskorte wurde er am 23. Oktober als Kriegsgefangener nach Friedrichsfelde bei Berlin gebracht. Napoleon hatte den allzutreuen Bundesgenossen zwischen 9 und 10 Uhr morgens aufgesucht, um von ihm Abschied zu nehmen. Aus den Äußerungen, die er sehr bald danach gethan hat, hatte ihn Napoleon soeben mit der Zusage verlassen, er werde in zwei oder drei Tagen zurückkehren; und er hat es geglaubt! Nun stand er am Fenster des danach benannten

Königshauses, da wo man vom Markt in die Grimmaische Straße einbiegt; keiner der Monarchen würdigte ihn eines Blickes. Sie versammelten sich dann beim Kaiser von Österreich, um über das Los dieses Fürsten Beschließung zu fassen. Kaiser Franz und Metternich hatten sich schon dahin verständigt, ihm für den Augenblick Prag als Aufenthaltsort anzuweisen; der Kaiser von Rußland aber und König Friedrich Wilhelm hatten beschlossen, ihn nach Berlin zu schicken. Es wurde ausgemacht, daß die Monarchen den König von Sachsen nicht sehen würden; Metternich wurde beauftragt, ihn über sein Schicksal aufzuklären. Er erzählt darüber: „Ich begab mich in das Palais des Königs und ward ohne Aufschub vorgelassen. Der König erwartete mich stehend in seinem Salon und empfing mich mit Freundlichkeit. Ich entledigte mich meiner Sendung mit soviel Schonung, als nur möglich war. Der König hörte mich ohne Bewegung, aber mit dem Ausdruck vollständiger Ergebung an. Er sagte mir einige Worte und suchte mir begreiflich zu machen, daß seine Stellung von der Art war, um ihm für jede andre Haltung den Ausweg zu verschließen. Ich antwortete, daß in der Eigenschaft als Chef des Kabinetts, welches ihm kurz vorher die Hand gereicht hatte, um ihn und sein Land zu retten, ich mich verpflichtet fühle, ihm bemerkbar zu machen, daß all sein Unglück nur Folge eines ersten Fehlers sei. Der König wollte mir seinen Degen übergeben. Ich erklärte ihm, daß ich mich nicht für berechtigt halte, denselben in Empfang zu nehmen.

Während unserer Unterredung trat die Königin von Sachsen (Marie Amalie von Pfalz-Zweibrücken) in das Zimmer. Als sie den Zweck meines Erscheinens vernahm, geriet sie in eine heftige Gemütsbewegung. Sie machte mir lebhafte Vorwürfe, daß ich selbst gegen die Sache Napoleons aufgetreten sei, die sie als die Sache Gottes bezeichnete (!). Ich antwortete ihr mit Ruhe, daß ich mich nicht dazu dem König gegenüber befinde, um mit ihr den Wert dieser Sache zu erörtern." — Übrigens wurde Metternich am 20. Oktober vom Kaiser Franz in den erblichen Fürstenstand erhoben.

Napoleons Rückzug.

Am Boden lag durch den Leipziger Sieg das ungeheure Gebäude, welches, mit Stein zu sprechen, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtet und mit dem Blute und den Thränen so vieler Millionen gekittet war. Auf Nebenwegen, auf die Festung Erfurt zu, floh die Streitmacht Napoleons von dannen. Er unterließ es natürlich nicht, das französische Volk durch ein Bülletin darüber aufzuklären, daß der Sieg ohne Zweifel sich an seine Fahnen gekettet hätte, wenn nicht — die Elsterbrücke so frühzeitig gesprengt worden wäre. Den Übergang der Sachsen und Württemberger nahm man erst später zu Hilfe.

Es war kein Zweifel, daß die Schlesische Armee die Entscheidung gegeben hatte. Auf dem Markte zu Leipzig schloß Kaiser Alexander den Sieger von Möckern in seine Arme und nannte ihn den Befreier Deutschlands, und König Friedrich Wilhelm ernannte auf der Stelle Blücher zum Generalfeldmarschall, indem er mit Sinnigkeit das Patent auf den 16. Oktober, Blüchers Ehrentag, zurückdatieren ließ. Blücher nun drang jetzt auf energische Verfolgung des flüchtenden Feindes, aber die Erschöpfung der verbündeten Truppen, die Schwierigkeit der Verpflegung und die Langsamkeit der Hauptarmee hinderten, daß Erhebliches geschah. Aber auch ohnedies litten die flüchtenden Franzosen unsäglich. Von Leipzig nach Fulda waren die Wege mit verwundeten und kranken Franzosen förmlich übersäet. Nervenfieberkranke liefen im Irrsinn umher, Sterbende saßen am Wachtfeuer auf den Leichnamen ihrer toten Kameraden. In die Dörfer und Städte durften sie sich nicht hineintrauen, wollten sie nicht von den erbitterten Einwohnern totgeschlagen werden. Es bedurfte der äußersten Anstrengungen Napoleons, um aus dieser gescheuchten, verzagten Masse noch eine widerstandsfähige Streitmacht von 70000 Mann zusammenzubringen.

Auch die Verbündeten hatten viel gelitten. Sie rechneten an Toten und Verwundeten 1790 Offiziere und 40850 Soldaten. Viele Verwundete beider Parteien gingen noch aus Mangel an Verpflegung und Nahrung zu Grunde, nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch in den Lazaretten in der Stadt. Ein bedeutender Arzt und Menschenfreund in Leipzig, Reil, der wenige Tage nach der Schlacht auch am Lazarettfieber (Hungertyphus) erlag, schrieb über das Stadtinnere am 26. Oktober an Stein: „Die zügelloseste Phantasie ist nicht im stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand. Man hat unsere Verwundeten an Orten niedergelegt, die ich niemand für seinen kranken Hund anbieten möchte. Die einen tötet verpestete Stickluft, die andern reibt der Frost auf . . ." Wer aber das Schlachtfeld selbst betrat, der schauderte und fror und wünschte sein Lebelang nie wieder dergleichen zu schauen. Auf den blutgedrängten Gefilden herrschte Grabesstille, nur von dem Geschrei der Raubvögel unterbrochen. Zehn Tage nach der Schlacht fand man in einer Scheune von Meusdorf 114 verhungerte und verblutete Soldaten; kein lebendes Wesen war diesen Ärmsten zu nahe gekommen.

Schlacht von Hanau (30. Oktober).

Bei Hanau war es, wo den Flüchtigen ein bayrisches Korps unter Wrede, von Österreichern unterstützt, sich am 30. Oktober in den Weg warf. Karl Philipp Baron von Wrede war ein tapferer, aber überaus ehrgeiziger Mann. In Heidelberg 1767 geboren, war er noch in jungen Jahren Hofgerichtsrat in Mannheim und später Forstmeister geworden. Als solcher zeichnete er sich durch kräftiges Zusammentreiben der Landsturmbauern im Odenwald während des Krieges gegen die französische Republik aus, sammelte dann in der Kurpfalz ein Freikorps, das er 1799 am Neckar auf den Kampfplatz führte, und wurde nach dem Frieden als Oberst in das bayrische Heer übernommen. An allen Feldzügen der Bayern in Polen, in Tirol, in Rußland nahm er teil und erhielt 1813 den Oberbefehl über das neugebildete bayrische Heer. Nach dem Vertrage von Ried schloß er, voll Begier, selbständig zu operieren, sich nicht den Heeren der Verbündeten an, sondern marschierte über Würzburg nach Hanau, wo er sich Napoleon entgegenstellte. Auf seinem Marsche nach Würzburg zwang er bei Berührung der württembergischen Grenze den König von Württemberg zu einer Militärkonvention, durch die er sein Heer um 4000 Mann und 600 Pferde vermehrte; er hatte nun ungefähr 30 000 Mann Fußvolk und 3500 Reiter. Eine irrtümliche Depesche Schwarzenbergs, die er am 28. Oktober erhielt, ließ ihn glauben, er habe nur einen Bruchteil des napoleonischen Heeres vor sich. Als er dann am 30. Oktober beim weiteren Fortgang der Schlacht seinen Irrtum erkannte, blieb er gleichwohl wacker auf seinem Posten. Allein mit der Hoffnung, die Franzosen hier allein zu besiegen, war es nun vorbei. Zwar warf er die Feinde mehrmals wieder in den Lamboywald, aus dem sie hervorkamen, zurück; aber endlich erlag er doch dem Geschützfeuer Napoleons. Auch die Kämpfe des folgenden Tages um die Stadt Hanau, in denen Wrede selbst erheblich



57. Karl Philipp, Fürst von Wrede, der „Besiegte von Hanau" (seit 7. März 1814 königl. bayrischer Generalfeldmarschall).

Nach einem Stahlstiche von C. E. Weber.

Erklärung zu dem Bilde:

Der Sieg bei Leipzig.



1. Sir Rob. Wilson, Kön. Großbrit. Gen.-Leut.
2. Fürst Wenzeslaus zu Lichtenstein, K. K. Österr. Oberst-Leut.
3. Freiherr Karl von Langenau, K. K. Österr. Gen.-Major.
4. Werner von Trapp, K. K. Österr. Gen.-Major.
5. Graf Karl von Schullenburg, K. K. Österr. Rittmeister.
6. Freiherr Karl von Scharfenstein-Pfeil, K. K. Österr. Rittmeister.
7. Paul von Wernhardt, K. K. Österr. Oberst-Leut.
8. Wilhelm von Reiche, K. K. Österr. Oberleut.
9. Graf Joseph von Radetzky, K. K. Österr. Feldmarschall-Leut.
10. Graf Johann von Paar, K. K. Österr. Oberst-Leut.
11. Fürst Karl von Schwarzenberg, K. K. Österr. Feldmarschall.
12. Graf Karl von Clam-Martinitz, K. K. Österr. Rittmeister.
13. Alexander I. Kaiser von Rußland.
14. Franz I. Kaiser von Österreich.
15. Friedrich Wilhelm III. König von Preußen.
16. Charles William Stewart, Kön. Großbrit. Gen.-Leut.
17. Freiherr von Hacke, Kön. Preuß. Gen.-Major.
18. Fürst von Wolchonsky, Kais. Russ. Gen.-Leut.
19. Graf Ernst von Waldstein Wartenberg, K. K. Österr. Oberst-Leut.
20. Freiherr von Knesebeck, Kön. Preuß. Gen.-Major.
21. Graf von Owarof, Kais. Russ. Gen. der Kavallerie.
22. Ritter Johann von Kutschera, K. K. Österr. Feldmarschall-Leut.



Der Sieg bei Leipzig.

Nach dem Gemälde von Johann Peter Krafft gestochen von J Scott.

verwundet wurde, vermochten Napoleon nicht aufzuhalten: Wrede hatte Frankfurt und die Brücke bei Mainz noch nicht besetzen können, so daß die Franzosen jetzt ungefährdet das linke Rheinufer gewannen. Immerhin hatten die Kämpfe dieser Tage Napoleon wieder gegen 10000 Mann gekostet: ein in seiner Lage schwer zu ersetzender Verlust.

In Leipzig trennten sich die verbündeten Armeen: Schwarzenberg und Blücher folgten auf verschiedenen Wegen den flüchtigen Franzosen; die Nordarmee dagegen wurde aufgelöst. Bülow wurde zur Befreiung Hollands ausgesandt, Tauentzien erhielt den Auftrag, die in der Gewalt der Franzosen noch befindlichen Elbfestungen zu nehmen, Bernadotte zog nach Norden von dannen. Die meisten Festungen fielen in den nächsten Monaten, wie Torgau, Wittenberg, das befestigte Dresden, Küstrin, Stettin. Auch Danzig, wo der tapfere Rapp kommandierte, mußte noch vor dem Schlusse des Jahres kapitulieren. Andre dagegen hielten sich bis zum Abschlusse des Friedens, wie Magdeburg, Erfurt, Glogau, Mainz; und auch in Hamburg widerstand Davout mit Erfolg allen Anstrengungen Bennigsens. — Der Kronprinz von Schweden suchte sich jetzt völlig der weiteren Teilnahme an dem Kriege der Verbündeten zu entziehen; er überfiel Dänemark, eroberte Holstein und Schleswig, fast ohne Widerstand zu finden, und zwang dadurch Dänemark zu dem Frieden von Kiel (14. Januar 1814), in welchem Dänemark Norwegen an Schweden, Helgoland an England abtreten mußte, wogegen ihm Schwedisch-Pommern zum Ersatze überwiesen wurde. Freilich die eigenwilligen Norweger wollten von dem neuen Herrn nichts wissen; erst als ihnen die Erhaltung ihrer alten, fast republikanischen Verfassung gewährleistet war, willigten sie ein, mit Schweden in Personalunion zu treten.

Die weitere Befreiung Deutschlands.

Mit der Überwindung seines Protektors löste sich jetzt der Rheinbund von selber auf. Zum zweitenmal verließ König Hieronymus, der nach Tschernytschews Abzuge wieder auf wenige Tage zurückgekehrt war, seine Hauptstadt: das Königreich Westfalen war jetzt endgültig beseitigt. Herzog Wilhelm von Braunschweig kehrte in sein Land zurück, um sofort dessen Wehrkraft zu organisieren und den vor vier Jahren abgebrochenen Kampf gegen Napoleon wieder aufzunehmen. Auch Kurfürst Wilhelm von Hessen hielt in Kassel wieder seinen Einzug, mit lautester Freude von seinen Hessen empfangen. Aus Frankfurt erschien Meyer Anselm Rothschild und brachte dem Kurfürsten das ihm früher anvertraute Vermögen zurück: er hatte, da er es unverzinslich zu Gebote gehabt hatte, dadurch den Grund zu dem Weltreichtum seiner Familie gelegt. Des Heimgekehrten einzige Sorge war, die letzten sieben Jahre auszulöschen; was nur irgend in Hessen an die westfälische Zeit erinnerte, wurde beseitigt, selbst Zopf und Puder wieder eingeführt. Auch aus Hessen führte der Kurprinz ein stattliches Korps der Schlesischen Armee zu.

In Hannover wurde die Herrschaft des englischen Königshauses wiederhergestellt, wie auch der Herzog von Oldenburg in sein Land zurückkehrte. Die Rheinbundfürsten beeilten sich jetzt, mit der großen Allianz Frieden zu schließen und ihre Kontingente zum Kriege gegen Frankreich zur Verfügung zu stellen. Ihnen allen ward gemäß den Teplitzer Beschlüssen Landbesitz und Souveränität garantiert; ausgeschlossen wurden außer den Napoleoniden nur der König von Sachsen, der Fürst von Isenburg und der Fürst von der Leyen; der Großherzog von Frankfurt, Dalberg, entsagte freiwillig. Diese „herrenlosen“ Länder wurden der „Zentralverwaltung für Deutschland“ übergeben, welche unter dem Vorsitze Steins die Mittel derselben an Mannschaft und Geld ebenso wie diejenigen der übrigen bisherigen Rheinbundsländer für den Krieg verfügbar zu machen hatte. So wurden aus den kleindeutschen Gebieten überhaupt acht neue Armeekorps aufgestellt; das gab den Verbündeten einen Truppenzuwachs von 160000 Mann, der ihnen das zweifellose Übergewicht über die Streitkräfte Napoleons wohl sicherte, aber Deutschland blieb zur Vielstaaterei verurteilt. Denn nicht wie es für die Machtstellung und Entwickelung Deutschlands am förderlichsten war, wurde die Neugestaltung des deutschen Gebietes bis an den Rhein ins Werk gesetzt, sondern wie es am meisten den Interessen und Wünschen Österreichs und Rußlands entsprach. Aber lag nicht auch jenseit des Rheines noch deutsches Land?

Rückkehr zur alten Ordnung.

Metternichs Friedensanerbot an Napoleon.

In den ersten Novembertagen waren mit der Hauptarmee die verbündeten Monarchen in Frankfurt angelangt. Hier begann Metternich ein ähnliches Spiel, wie damals, als er die Dresdener Verhandlungen mit Napoleon begann. Man stand an der Schwelle von Frankreich, und zurückdenkend an den Eindruck, den seiner Zeit das thörichte Manifest Braunschweigs auf den Nationalstolz der Franzosen gemacht und sie alle, Royalisten wie Republikaner gegen die Eindringlinge unter Waffen gebracht hatte, beschloß Metternich, Napoleon zunächst vor den Augen der Franzosen ins Unrecht zu setzen, d. h. Friedensverhandlungen mit ihm anzuknüpfen, von denen er voraussah und hoffte, daß er sie nicht annehmen werde. Den Baron St. Aignan, bisherigen Ministerresidenten in Gotha und Weimar, den man von Weimar gefangen mitgeführt hatte, ließ er eine Art Protokoll einer Konferenz anfertigen, an der Graf Nesselrode, der Engländer Lord Aberdeen, Fürst Schwarzenberg und Metternich selbst teilnahmen, nicht Hardenberg. Man sprach da von der Wiederherstellung Frankreichs in den alten Grenzen, von der Selbständigkeit Italiens, Spaniens, Hollands, Deutschlands. Würde das Napoleon bewilligen, so solle ein Friedenskongreß zusammentreten — also noch nicht einmal wirklich der Friede geschlossen werden. Es solle dabei aber nicht etwa



58. Faksimile eines Erfurter Blockade-Geldscheines.

nur ein Frieden für das Festland zur Tagesordnung stehen, sondern unbedingt auch mit England abgeschlossen werden; ein vorbereitender Waffenstillstand wurde dem Kaiser nicht gewährt; auch sollten die Friedensverhandlungen des Kongresses den kriegerischen Gang der Unternehmungen nicht stören.

Entrüstung darüber bei den Preußen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese sogenannten Friedensanerbietungen bei allen, die ihren Zweck nicht ahnten, böses Blut machten und große Entrüstung hervorriefen, namentlich da man wußte, daß es am preußischen wie am russischen und österreichischen Hofe Leute von unzeitgemäß friedlicher Gesinnung gebe. Am wenigsten wollte Blücher etwas davon wissen, jetzt das Schwert in die Scheide zu stecken. Er sandte Gneisenau nach Frankfurt, um für Weiterführung des Krieges zu wirken, und erschien endlich selbst dort, sein lorbeerbekränztes Schwert in die Wage des Krieges zu werfen. Hart setzte er den „vornehmen Feiglingen“ zu: er sprach von „Schuften, die den Galgen verdienten“, so daß der friedfertige Knesebeck vor Ärger krank wurde. Metternich hatte sich in Napoleon nicht getäuscht. Am 25. November lief ein Schreiben des Herzogs von Bassano vom 15. datiert ein, in dem sich der Kaiser zu Friedensverhandlungen bereit erklärte, und zwar wählte er Mannheim als Ort dafür; aber über die Friedensgrundlagen schwieg er sich aus. Damit war eingetreten, was Metternich vorerst für nötig erachtet hatte, um den Fortgang des Krieges diplomatisch vorzubereiten.

Es erschien am 2. Dezember 1813 ein Manifest an das französische Volk, in dem Metternich ausging von den Neurüstungen des Kaisers und im Gegensatz dazu von der Friedfertigkeit der verbündeten Monarchen sprach, die sich noch soeben in einem wieder mißlungenen Friedensanerbieten kund gegeben habe. Mit Napoleon müsse man also und wolle man weiterhin Krieg führen, nicht mit dem französischen Volke, dem man im Gegenteil ein neues Aufblühen seines Handels, seines Kunst- und Gewerbefleißes wünsche. Auch verbürgten sich die Mächte für eine Ausdehnung des französischen Gebietes, wie sie Frankreich unter seinen Königen nie gekannt habe.

Vorbereitungen zum Rheinübergange.

Mit dem neuen Jahre sollten die verbündeten Armeen den Rhein überschreiten: die Hauptarmee, welche gegen vier deutsche Korps Kleists Preußen an Blücher abgab, über den Oberrhein: von hier aus sollte ein österreichisches Korps unter Bubna gegen Lyon sich wenden, um dem von den Pyrenäen her vordringenden Wellington die Hand zu reichen; die Blüchersche Armee sollte über den Mittelrhein gehen, während die Bayern unter Wrede im Elsaß die Verbindung zwischen Blücher und Schwarzenberg herstellten; über den unteren Rhein endlich von Holland her sollten Bülows Preußen und Winzingerodes Russen in Frankreich eindringen. Außerdem rückte ein österreichisches Korps in Italien ein. Es mochte gegen eine halbe Million Streiter sein, die zu dem neuen Feldzuge gegen Napoleon in Bewegung gesetzt werden sollte, während die Zahl der schlagfertigen Truppen Napoleons damals noch nicht über 150 000 betrug. Von diesen waren drei Korps detachiert, die Rheingrenze zu decken: Victor am Oberrhein, Marmont in der Mitte bis Koblenz, Macdonald am Unterlauf bis Nimwegen.



59. „Der Rheinische Kurier".
Spottbild auf den Rückzug Napoleons. Nach einer gleichzeitigen kolorierten Radierung.

Blüchers Rheinübergang.

In den letzten Dezembertagen bewerkstelligte Schwarzenberg bei Basel und Hüningen ohne besondere Schwierigkeiten den Stromübergang. Aber Marmont hatte sich mittlerweile auf 60 000 Mann verstärkt, während Blücher zunächst nur 50 000 Mann zur Verfügung hatte. Er verlegte daher, um Marmont zu täuschen, sein Hauptquartier nach Frankfurt und bestimmte eine Stelle zum Übergange über den Rhein, an welcher der Feind es am wenigsten erwartete. Wo der Leyenfels mit der kleinen wunderlich gebauten Pfalzburg im Strome liegt, zieht von Osten her nur ein einziger Engpaß zum Rheine hinab, während am linken Ufer nur steile Fußpfade in Schluchten zum Thalrande emporsteigen. In dichten Kolonnen zogen in der Neujahrsnacht bei dem Städtchen Caub durch den Engweg Yorks Preußen und ein Teil von Langerons Korps zu dem Strome hinab; lautlos setzte Graf Brandenburg mit 200 Füsilieren in Kähnen hinüber; ihm war befohlen, in größter Stille auf dem französischen Ufer sich festzusetzen, um den Übergang der übrigen Truppen zu decken. Aber als ihr Fuß den Boden Frankreichs betrat, übermannte die Aufregung die Wackeren: sie brachen in ein donnerndes Hurra aus und stürmten auf den engen Fußpfaden in die Höhe! Flintenschüsse antworteten ihnen, aber bald waren so viel Mannschaften hinübergesetzt, daß die Franzosen zurückgetrieben wurden. Der Brückenbau verzögerte sich, weil die Anker der Pontons dem heftigen Andrange der Fluten nachgaben. Indes in der Nacht vom 2. zum 3. Januar 1814 war der Übergang glücklich beendet. Das russische Korps St. Priests, eines französischen Emigranten, das jetzt auch Blücher zugeteilt war, ging bei Koblenz hinüber, Sacken bei Mannheim. Mit überschwenglicher

Freude begrüßten die linksrheinischen Deutschen den ruhmgekrönten greisen Marschall und sein Heer: es mußte streng verboten werden, den Leuten namentlich nicht mehr Wein zu geben, als sie wirklich brauchten. Marmont wich der Feldschlacht aus, er ging über die Saar auf Metz zurück; als Blücher ihm rastlos nachdrängte, gab er auch Lothringen auf und zog sich in die Champagne hinein: am 17. Januar rückte Blücher in Nancy, der Hauptstadt Lothringens, ein. Am Thore empfing ihn der Rat; er erinnerte die Herren an die glückliche Zeit der alten lothringischen Selbstständigkeit und stellte ihnen die Wiedervereinigung mit ihrem großen deutschen Vaterlande in Aussicht.

Opposition gegen Napoleon.

Napoleon hatte unterdes schwere Stunden in Paris verlebt. Er fühlte nicht nur, er sah es deutlich an einer Menge Anzeichen, daß er nicht mehr Herr der französischen Nation, daß er höchstens noch gefürchtet, nicht mehr geliebt war. Er hatte am 15. November 1813 durch Senatsbeschluß sich neue 300 000 Mann aus allen Jahrgängen von 1803—1814 bewilligen lassen; waren schon die Konskriptionen des Vorjahres mit allerlei ungesetzlichem und tyrannischem Drucke durchgeführt worden, was hatte man jetzt zu erwarten? Und wenn auch der Senat zu allem ja sagte, wenn auch mit geheimem Kopfschütteln, was war von dem verfassungsgemäß demnächst neu zusammentretenden Gesetzgebenden Körper zu erwarten? Also wurde ebenfalls durch einen Senatsbeschluß einfach den ausscheidenden Mitgliedern das Mandat verlängert und sogar die Besetzung des Präsidentenstuhles dem Kaiser in die Hand gegeben. Und trotz alledem begehrte diese Körperschaft auf. Das Manifest der Verbündeten begann seine Wirkung zu thun. Man hörte daraus von Friedensanerbietungen, von denen nie ein Wort zu den Ohren Frankreichs gedrungen war. Der Abgeordnete Lainé beantragte eine Adresse an den Kaiser, worin er ermahnt wurde, die trostreichen Worte Friede und Vaterland nicht ihrer Wohlthaten für das französische Volk zu berauben; worin er gebeten wurde, für die volle und rückhaltlose Ausführung der Gesetze zu sorgen, die den Franzosen Freiheit, Sicherheit der Person und des Eigentums und freie Ausübung ihrer politischen Rechte gewährleiste. Wie das erste eine Kritik der ewigen Kriege war, so war das letzte eine solche der verfassungswidrigen Einkerkerungen und Vermögensberaubungen, die Napoleon Mißliebigen hatte angedeihen lassen oder auch seine Generale sich erlaubt hatten. Napoleon stand an einem Scheidewege. Sollte er mit einem Male das System ändern, mit voller Selbstverleugnung und zugleich Selbstverurteilung dem Rufe nach Frieden, Freiheit und Recht nachgeben, vor der Nation sich als Besiegten bekennen, von nun an, wie es Talleyrand ganz geistreich ausgedrückt hat, aus einem Kaiser der Franzosen ein französischer König mit Beschränkung auf das alte Gebiet werden, dafür aber auch gegen jeden noch im Lande befindlichen Feind den Sturm nationaler Begeisterung entfesseln dürfen? Das war es eben alles, was er nicht konnte, nicht mehr konnte. Er, der die deutschen „Ideologen" äußerlich ebensosehr verachtet und verfolgt, wie innerlich gefürchtet hatte, der Volkserhebungen als den gleichgültigsten Gegner behandelt hatte, wenn nur die Fürsten treu blieben, er konnte nicht mehr zu diesem letzten Mittel greifen, das allen und ihm selber wie eine ebenso ungeheuerliche als lächerliche Lüge vorgekommen wäre. Das war es, weswegen ihn schon nach 1806 Blücher in seinem gesunden Gefühle einen „dummen Kirl" genannt und seinen Untergang staunenden und erschreckten Ohren geweissagt hatte.

Napoleon und der Gesetzgebende Körper.

Er mußte also den Gesetzgebenden Körper, der mittlerweile seinen Bericht beschlossen und dessen Druck angeordnet hatte, mit den alten Mitteln zur Raison bringen. Es geschah das bei Gelegenheit des Neujahrsempfanges, der von ihm und auch von seinem bekannten Erben für solche herzbefreiende Aussprachen gern benutzt wurde. „Abgeordnete des Gesetzgebenden Körpers!" begann er, indem er mit zornfunkelnden Augen unter sie trat, „Sie konnten viel Gutes thun, aber Sie haben viel Übles gethan. Elf Zwölftel unter Ihnen sind gut, die andern sind Verschwörer. Ich hatte Sie gerufen, um mich zu unterstützen, und Sie sind gekommen, um zu sagen und zu thun, was dem Ausland nur nützlich sein konnte .... Was wollen Sie denn? Sich etwa der Gewalt bemächtigen? Aber was wollten Sie damit thun? Wer von Ihnen könnte sie ausüben? Haben Sie die konstituierende, die gesetzgebende Versammlung, den Konvent vergessen? Würden Sie glücklicher, als jene sein? Würden Sie nicht schließlich alle aufs

Schafott wandern, wie die Guadet, Vergniaud, Danton? Und woran anderseits fehlt es denn Frankreich gerade jetzt? Sicher nicht an einem Parlamente und an Rednern, sondern an einem General! Gibt es einen unter Ihnen? Und dann, wo ist Ihre Berufung dazu? Mich kennt Frankreich, kennt es etwa Sie? .... Der Thron an sich ist nur ein Haufen von Holzklötzen mit Sammet überzogen. — Der Thron ist ein Mann, und der Mann bin ich, mit meinem Willen, meinem Charakter und meinem Ruhme! Ich kann Frankreich retten und nicht Sie! ... Wenn Sie irgend Klage zu erheben hatten, so hätten Sie eine andre Gelegenheit abwarten sollen, die ich Ihnen schon geboten hätte, ich! Und da hätten Sie mit einigen meiner Staatsräte, vielleicht mit mir selbst Ihre Beschwerden erörtern können, und ich hätte Abhilfe geschafft, soweit sie begründet waren. Aber diese Erörterung hätte unter uns stattgefunden, denn bei sich zu Hause und nicht vor der Öffentlichkeit wäscht man seine schmutzige Wäsche! Aber im Gegenteil, Sie wollten mir Schmutz ins Gesicht werfen. Ich bin, wissen Sie es nur, ein Mensch, den man tötet, aber nicht beschimpft! Herr Lainé ist ein schlechter Kerl, der durch den Advokaten Deseze mit den Bourbonen in Verkehr steht. Ich werde ein Auge auf ihn haben und auf die, die ich verbrecherischer Umtriebe für schuldig halte!" ...

Schlacht von Brienne.

Am 23. Januar verließ er Paris und stieß in Vitry sur Marne auf die Armee; Verstärkungen brachte er keine mit, Freiwillige hatten sich nicht gemeldet, von den Neuaushebungen waren viele desertiert. So meldete ihm Marmont. Nachdem er noch alles namentlich von älteren Truppen, was vorhanden war, an sich gezogen, verfügte er etwa über 62 000 Mann. Damit griff er den sorglos bei Brienne einhermarschierenden Blücher am 29. Januar an, den er bald gefangen hätte. Bei Anbruch der Dämmerung aber gelang es Blücher durch Detachierungen auf beiden Flügeln den Kaiser in die Mitte zu fassen und zurückzudrängen. Aber Napoleon begann noch in der Nacht den Kampf von neuem, und früh 3 Uhr zog sich Blücher zunächst auf Trannes zurück. Er erwartete Verstärkungen von Schwarzenberg, der dem Feldzugsplane gemäß das Plateau von Langres mit mehr als 100 000 Mann erreicht hatte, von wo man so ziemlich die aus dem Osten nach Paris führenden Heerstraßen beherrschte.

La Rothière.

Napoleon folgte Blücher und nahm, durch mehrere Dörfer und den Wald von Eclance gedeckt, Stellung bei dem Dorfe La Rothière. Zwei Tage standen sie sich gegenüber; als aber Napoleon am 1. Februar um Mittag über die Aube zurückgehen wollte, griff ihn Blücher, welcher nun die erwartete Verstärkung, die Korps des Kronprinzen von Württemberg und Giulays von der großen Armee erhalten hatte, unvermutet an. Ein heftiger Kampf entspann sich; oft umhüllte dichtes Schneegestöber die Kämpfenden; die Artillerie sank tief in den aufgeweichten Boden; unaufhörlich vernahm man Blüchers „Vorwärts!" Endlich erstürmten die Württemberger den Wald von Eclance, die Russen drangen in das viel umstrittene Dorf La Rothière ein, die Österreicher drängten den Feind von der Aube ab: der Sieg war entschieden. In der Nacht trat das Heer Napoleons in großer Auflösung den Rückzug auf Troyes an. Blücher war überzeugt, daß er Napoleon völlig vernichtet habe und daß dessen Entthronung in nächster Zeit bevorstehe; ein Glaube, den auch Alexander teilte. „Alexander", schrieb der alte Haudegen am 2. Februar, „drückte mich die hand und sagte, Blücher heütte haben sie ihren Sigen die krone ufgesetzt, die menschheit wird ihnen Segnen."

Friedenskongreß von Chatillon.

Unter dem Eindrucke dieses Sieges traten die Gesandten der verbündeten Mächte am 5. Februar zu dem Friedenskongresse in Chatillon zusammen. Caulaincourt erschien, von Napoleon beauftragt, unter jeder Bedingung Frieden zu schließen. Denn Blücher setzte sich an der Marne stromab in Marsch auf Paris! Was bot aber der Friedenskongreß zu Chatillon? Er verlangte die Rückgestaltung Frankreichs zu den Grenzen, die es vor der Revolution gehabt. Napoleon sollte nicht nur herausgeben, was er selbst erobert hatte, sondern was vor ihm schon erobert war. Er war bei Empfang des Protokolls am 8. Februar so erregt, daß er sich einschloß und stundenlang nicht zu sehen war. Lieber jeden Kampf, als diese Schmach, die ihn noch unter das Niveau des von ihm aus ähnlichen Ursachen so hart gescholtenen Direktoriums herabsetzte. Und das Glück war ihm günstig. Nach dem zu Brienne gefaßten Plane sollten sich die Heere teilen, namentlich der Verpflegung wegen. Schwarzenberg sollte Napoleon im Thale der Seine weiter verfolgen, Blücher an der Marne marschieren, Wittgenstein die Verbindung zwischen beiden aufrecht erhalten. Alexander, der fürchten mochte, daß die Preußen auf diese Weise zu schnell nach Paris kämen, zog aus

Glückliche Gefechte Napoleons.

nichtigen Gründen Wittgenstein zur Unzeit zurück, während Blücher in froher Sorglosigkeit sich schon vor Paris wähnte. Napoleon aber benutzte die Sorglosigkeit Blüchers. Er hatte das Korps Mortiers und einen Teil der Truppen Soults, die im Süden gegen Wellington kämpften, an sich herangezogen und damit seine Streitmacht wieder auf 70 000 Mann gebracht. Damit warf er sich auf der linken Flanke der Korps Blüchers und schlug sie vom 10.—15. Februar einzeln: Olsufiew bei Champaubert, Sacken bei Montmirail, York bei Chateau-Thierry, Blüchers Avantgarde bei Vauchamps und Blücher selbst in dem Reitergefecht bei Etoges. Rücksichtslos setzte sich hier der greise Feldherr dem feindlichen Feuer aus. „Wenn Ew. Exzellenz sich hier, wo nichts verloren ist, totschießen lassen", sagte sein Adjutant Nostitz zu ihm, „so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben." Da wandte Blücher sein Roß und sprengte zu dem Hauptquartier zurück.

Beschluß von Chaumont.

Die fünf Siegestage vom 10. bis 15. Februar hatten Napoleons Sinn wieder gänzlich verändert; noch gelang es ihm am 17. Februar, bei Nangis Wrede und Wittgenstein, bei Montereau am nächsten Tage den Kronprinzen von Württemberg zu schlagen. Noch von Chateau-Thierry aus rief er das französische Volk zur Erhebung gegen die eingedrungenen Fremden auf, zog Caulaincourts Vollmacht sofort zurück und wandte sich gegen Schwarzenberg, um diesen ebenso zu schlagen, wie er Blücher besiegt zu haben meinte. Den Waffenstillstand, welchen ihm Schwarzenberg zur Einleitung des Friedens anbot, verwarf er ohne weiteres. Die verbündete Hauptarmee zog sich zunächst bis Troyes zurück und dann, sich mit Blücher vereinigend, bis nach Bar an der Aube. Der Mangel an Verpflegung und der Wunsch, die Scharte wieder auszuwetzen und nicht weiter zurückzugehen, veranlaßte Blücher zu dem von den Monarchen nachträglich gebilligten Plane, nach rechts über Aube und Marne abzuschwenken, sich mit Bülow und Winzingerode, die von Holland herkamen, zu vereinigen und dann doch nach Paris vorzudringen. Dieser Vormarsch Blüchers rief Napoleon wieder an die Marne, so daß jetzt Schwarzenberg am 27. Februar die zu seiner Beobachtung zurückgelassenen Korps unter Oudinot, Gerard und Macdonald schlagen und wieder bis zur Yonnemündung vorrücken konnte, wo er vor drei Wochen gestanden hatte. Die verbündeten Fürsten einten sich am 1. März zu Chaumont zu dem Beschlusse, keinen andern als einen gemeinschaftlichen Frieden einzugehen und bis zum Ende des Krieges ihre Heere kampfbereit zu halten. Blücher wurden seinem Wunsche gemäß die heranrückenden Korps von Bülow, Winzingerode und dem Herzoge Karl August von Weimar zugeteilt und ihm vollkommene Selbständigkeit neben Schwarzenberg eingeräumt. „Der Ausgang des Feldzuges", schrieb Friedrich Wilhelm an ihn, „liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand."

Kämpfe um Laon.

Wie die „Grasteufel" sahen neben den wohlgenährten und gut gekleideten Mannschaften Bülows Blüchers Soldaten aus, als am 4. März in Soissons die Vereinigung der beiden Armeen erfolgte: aber sie waren mit Ruhm bedeckt! „Ich habe von Napoleon tüchtige Schmiere gekriegt", sagte Blücher freimütig bei der Begegnung zu Bülow, „aber ich will sie ihm reichlich zurückgeben!" Rasch besetzte er jetzt das feste Laon, und Gneisenau entwarf den kühnen Plan, Napoleon nunmehr von zwei Seiten zu fassen. Allein er scheiterte an der Nachlässigkeit Winzingerodes, so daß Woronzow, nachdem er sechs Stunden lang mit seinen Russen bei Craonne am 7. März den heftigsten Widerstand geleistet hatte, auf Blüchers ausdrücklichen Befehl sich zurückziehen mußte. Am folgenden Tage jedoch zog Blücher alle seine Truppen um das auf einem steilen Felsen gelegene Laon zusammen und schlug die erbitterten Angriffe Napoleons, welche schon in der Frühe des 9. März begannen, an allen Punkten siegreich zurück. Marmont zog von Reims heran, Blüchers linke Flanke bedrohend: aber noch in der Nacht fiel York bei dem Dorfe Athies über ihn her, nahm ihm 45 Geschütze ab und zersprengte das ganze Korps. „Bei Gott", rief Blücher bei der Siegeskunde erfreut aus, „ihr alten Yorkschen seit ehrliche, brave Kerls! Wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein." Nun löste sich auch am 19. März der mit jedem Tage überflüssiger gewordene Kongreß von Chatillon auf.

Nur mit Mühe noch hatte der greise Feldmarschall an dem Abend des 9. sich aufrecht erhalten, hatte er doch schon am Tage vorher heftig gefiebert. Jetzt steigerte sich die Krankheit so sehr, daß er mehrere Tage ans Bett gefesselt wurde und der größten Ruhe und Schonung bedurfte. Infolgedessen unterblieb die Verfolgung des geschlagenen Feindes. „Ich weiß nicht", meinte Bülow, „warum wir alles auskämpfen und uns dabei aufreiben sollen." Nur mit Mühe konnten der Generalarzt Völtzke und Gneisenau Blücher es ausreden, den Oberbefehl abzugeben: er würde auf Langeron als den nächstälteſten General übergegangen sein! Endlich nach acht Tagen konnte der alte Held, den zu dem Fieber auch eine heftige Augenentzündung quälte, in einem dichtverhängten Krankenwagen seiner siegreichen Armee nachfolgen: jedoch nicht auf Paris, sondern auf Schwarzenberg zu, den Gneisenau durch Napoleon bedroht glaubte. Blüchers Erkrankung.

Wirklich hatte sich der Kaiser, nachdem er befohlen hatte, Paris durch Schanzen und eine Aushebung von 30 000 Mann Nationalgarden zu sichern, zunächst zwar gegen Reims gewandt und dort das russische Korps St. Priests vernichtet, dann aber seine Armee geteilt. Mortier ließ er mit 15 000 Mann in Soissons, Marmont mit 6000 in Reims zurück, um Blücher zu bewachen und Paris vor ihm zu schützen, mit dem Rest seines Heeres aber, den er durch Heranziehung von Macdonald und Oudinot auf 38 000 Mann gebracht hatte, zog er gegen die große Armee. Am 19. März traf er bei Arcis an der Aube auf das bayrische Korps Wredes: es war ihm nicht gewachsen. Da rückte aber am folgenden Tage Schwarzenberg mit seiner ganzen Macht gegen ihn an. An diesem Tage wurde von beiden Seiten nach besten Kräften gekämpft; doch sah der Abend des 20. März Napoleon als Besiegten. Und dennoch wagte er, am nächsten Tage den Kampf zu erneuern. Doch trat er bald den Rückzug an, von dem vorsichtigen Schwarzenberg fast unbehelligt. Er beschloß, durch einen kühnen Zug in den Rücken der Verbündeten sie von ihrem eigentlichen Marschziele abzulenken. Allein bevor die verbündeten Feldherren diesen Plan durchschauten, fingen Tettenborns Kosaken einen Brief Napoleons auf, in welchem er seiner Gemahlin über seinen neuen Plan Andeutungen machte, und brachten ihn zu Blücher. Dieser ließ den Brief mit einem höflichen Begleitschreiben an „die erhabene Tochter Sr. Majestät des Kaisers von Österreich" weiter befördern, sandte jedoch zugleich eine Abschrift an Schwarzenberg. Es wurde nun der Beschluß gefaßt, nur 10 000 leichte Reiter unter Tettenborn und Wintzingerode dem ostwärts ziehenden Napoleon nachzusenden, um die Bewegung der Verbündeten zu verschleiern; Schwarzenberg aber erhielt den Befehl, direkt auf Paris sich in Marsch zu setzen, wohin ihm Blücher, nicht im geringsten durch den Brief beirrt, jetzt schon voranzog. Arcis sur Aube. Napoleon plant einen Vorstoß nach Osten.

Auf Marmont und Mortier hatte Blücher sein nächstes Absehen gerichtet; ihre Korps sperrten den Verbündeten den Weg nach Paris. Da stieß am 25. März unvermutet der Kronprinz von Württemberg, welcher der großen Armee voranzog, auf sie, brachte ihnen mit seiner Reiterei bei Fère Champenoise einen sehr empfindlichen Verlust bei und nötigte sie, auf Nebenwegen sich schleunigst auf Paris zurückzuziehen. Blücher dagegen traf an demselben Tage auf eine abgeschnittene Division Macdonalds unter dem General Pacthod. Sie zog sich auf Fère Champenoise zurück und geriet dadurch zwischen die verbündeten Armeen. Zu kapitulieren weigerte sie sich; so wurde sie denn ganz vernichtet. La Fère Champenoise.

Blücher, der seine entzündeten Augen durch einen großen grünen Damenhut, den er hatte aufsetzen müssen, schützte, drängte jetzt auf dem nächsten Wege nach Paris. Da aber Kaiser Alexander an der Spitze seiner Garden zur Revanche für Moskau in die französische Hauptstadt zuerst einzuziehen wünschte, so mußte das Blüchersche Heer die gerade Straße von Meaux verlassen. Dadurch verlor es einen Tag, während dessen Marmont und Mortier in Gewaltmärschen Paris erreichten und sich, durch Nationalgarden verstärkt, zur Gegenwehr vor der Stadt aufstellten, Marmont an der Ostseite auf den Höhen von Romainville und Belleville, Mortier auf dem Höhenzuge des Montmartre im Norden. Marmont eröffnete in der Frühe des 30. März die Schlacht vor Paris mit einem Angriffe auf das russische Korps des Herzogs Kämpfe vor Paris.

Eugen von Württemberg und trieb es bis nach Pantin zurück. Allein die preußische Garde erstürmte Pantin, und Barclay de Tolly drang jetzt bis an die Barrieren von Paris vor und zwang Marmont, um Waffenstillstand zu bitten. Unterdessen waren York und Kleist gegen Mortier vorgegangen, während Langeron über St. Denis die Westseite bedrohte. Nach fünfstündigem Kampfe war der Montmartre erobert und Mortier dadurch genötigt, dem Waffenstillstand Marmonts beizutreten.

Kapitulation von Paris.

Da langte Napoleon in Juvisy, 15 km von Paris, an. Durch einen Angriff auf Tettenborn bei St. Dizier hatte er zu seinem Schrecken erfahren, daß die große Armee sich nicht hinter dem Reiterkorps befand; Gefangene verrieten ihm den Marsch derselben auf Paris. Sofort machte er sich, seinen Truppen voraneilend, in einer Postchaise dorthin auf; aber der letzte Kampf war entschieden, bevor er seine Hauptstadt erreichte. Auf seinen Befehl war die Kaiserin Marie Luise mit ihrem Sohne nach Blois an der Loire abgereist; zum Statthalter hatte er seinen Bruder Joseph ernannt. Joseph nun, als er alles verloren sah, ermächtigte die Marschälle zur Kapitulation und verließ die Stadt. In der nächsten Nacht wurde die Übergabe von Paris unterzeichnet, Marmont und Mortier räumten am frühen Morgen mit den Truppen die Stadt. Wenige Stunden später hielten am 31. März Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm an der Spitze ihrer Garden, von ihren Generalen umgeben, ihren Einzug in die eroberte Hauptstadt Napoleons. Nur Blücher fehlte in dem glänzenden Gefolge; schon hatte er die Paradeuniform angelegt, als die Ärzte Einspruch erhoben; in aller Stille fuhr er erst am folgenden Abend in einem geschlossenen Wagen nach Paris, wo er in dem Palaste Fouchés Quartier nahm.

Stimmung in Paris.

Mit lautem Zujauchzen empfing die Bevölkerung von Paris die einziehenden Sieger; in den Biwaks in den Elysäischen Feldern schloß man bald Freundschaft mit den bärtigen Gardekosaken und mit den gutmütigen Grenadieren der preußischen Garde. Wohin man hörte, wurden Verwünschungen laut über den gestürzten Tyrannen, der unersättlich sein Volk zur Schlachtbank geführt. Was jedermann ersehnte, war Ruhe. Ganz besonders lehrreich für den Umschwung der Verhältnisse war die Stimmung der Presse. Noch am 30. war sie voll gewesen von den Lobeserhebungen des sieggekrönten Imperators; am 31. März bereitete sie sich durch würdevolles Schweigen auf die Heldenthat des 1. April vor, mit allen Kräften dem toten Löwen noch einen Schlag zu versetzen. Der neue Militärgouverneur von Paris, der General Baron Sacken hatte die Zensur über die Presse einem strengen Bourbonisten übertragen; das erklärt die Einmütigkeit und Selbständigkeit der Pariser Presse.

Die Entscheidung über die Zukunft Frankreichs.

Am Abend des Einzugstages fand in dem Palaste des Fürsten Talleyrand, bei dem Kaiser Alexander seine Wohnung genommen hatte, eine Beratung über das statt, was nunmehr zu geschehen habe. Um den Tisch herum saßen der König von Preußen, Schwarzenberg, Pozzo di Borgo, Nesselrode, Liechtenstein, Talleyrand und der Herzog Dalberg. Kaiser Alexander präsidierte, führte selbst häufig das Wort und stellte seine Fragen. Die Frage war, ob Napoleon den französischen Thron behalten könne, ob der König von Rom unter der Regentschaft seiner Mutter auf denselben zu setzen sei, wofür sich der Herzog von Dalberg verwandte, oder ob den Bourbons die Rückkehr auf den Thron zu verstatten sei. Einstimmig verwarf die Versammlung jede Verhandlung mit Napoleon, ebenso einhellig die Regentschaft der Kaiserin und die Nachfolge des Königs von Rom. Nun war Talleyrands Zeit gekommen. Niemals hatte er seine Verbindung mit den Bourbons ganz aufgegeben; seit er bei Napoleon in schlecht verdeckter Ungnade stand und der Kaiser Mißtrauen gegen ihn laut werden ließ, hatte der Vorsichtige seine Hoffnung auf die Bourbons gesetzt. Jetzt ergriff er das Wort und behauptete mit dreister Beredsamkeit, daß Frankreich die Rückkehr der Bourbons wünsche. Man wollte ihm nicht glauben; Fürst Liechtenstein meinte, nirgends auf dem Hermarsche habe man irgend welche Stimmung für die Bourbonen gefunden, eher noch für Napoleon, und Kaiser Alexander bestätigte das. Da rief Talleyrand den Erzbischof von Mecheln de Pradt und einen andern Anhänger, den Baron Louis, aus einem Nebenzimmer, wo er auch die Buchdrucker Gebrüder Michaud schon warten

hatte, herein als Zeugen für seine Meinung. „Wir sind alle Royalisten", erklärten sie, „und ganz Frankreich ist es wie wir." Daraufhin wurde eine Erklärung von Talleyrand verfaßt, daß die Souveräne nicht mehr verhandeln würden, weder mit Napoleon selbst, noch mit einem Mitgliede seiner Familie, daß sie den Besitzstand Frankreichs unter den Königen achten, die Verfassung, die sich die Nation geben würde, anerkennen würden und vor der Hand den Senat einluden, eine einstweilige Regierung zu bezeichnen. Diese Erklärung wurde augenblicklich den Gebrüdern Michaud eingehändigt und war eine Stunde später an den Straßenecken von Paris zu lesen.



60. Spottbild aus dem Jahre 1814 auf die Abdankung Napoleons.

Die Kandidatur Bernadottes.

Während der Verhandlungen war Alexander noch einmal auf seinen Lieblingsgedanken zurückgekommen: Bernadotte zum Könige von Frankreich zu machen. Schon in Frankfurt, dann in Troyes, hier etwa am 12. Februar, hatte der Zar dem bei Leipzig gefangenen General Reynier, der gegen den Österreicher Merveldt ausgewechselt, sich auf der Durchreise nach Paris befand, eröffnet, er wolle Bernadotte den Franzosen zum Könige geben. Daraufhin hatte Reynier erklärt, der neue Kronprinz von Schweden sei sowohl hinsichtlich seines Charakters als seiner Gaben für alle französischen Militärs ein Gegenstand der Verachtung. Jetzt meinte Alexander, es seien noch nicht alle Möglichkeiten erschöpft, und nannte leise den Namen Bernadotte. Aber Talleyrand war völlig dagegen. Einen Soldaten brauchte man nicht mehr; wollte man einen haben, so wäre doch wohl Napoleon der erste Soldat der Welt. Entweder Napoleon oder Ludwig XVIII. — Daß Bernadotte stark auf den Königsthron gerechnet, geht nicht nur aus seinem zweideutigen Betragen hervor während des Feldzuges, sondern wir haben dafür das unmittelbare Zeugnis des Fürsten Metternich und die Berichte des englischen Gesandten Lord Castlereagh.

Die provisorische Regierung.

Am folgenden Tage berief der Fürst Talleyrand als Vizegroßwahlherr den Senat: 65 Senatoren folgten seiner Einladung. Auf seinen Antrag beschloß der Senat die Einsetzung einer provisorischen Regierung, bestehend aus dem General Beurnonville, Jaucourt, dem Abbé Montesquiou und dem Grafen Dalberg, dem Neffen des früheren Fürsten Primas von Deutschland und Herzogs von Frankfurt. Der Vorsitz wurde natürlich Talleyrand übertragen, dessen Stütze im Volke nur der alte Adel, welcher sich immer nur mit stiller Reserve Napoleon angeschlossen hatte, und der am Papste hangende, seit den letzten Zerwürfnissen Napoleon in der Stille widerstrebende Teil der Geistlichkeit war. Nach dem ersten Konkordate eine Stütze des neuen Kaiserthrones, hat dieser Klerus nicht wenig dazu beigetragen, die Herzen des Volkes dem Gestürzten abwendig zu machen, so daß es nirgends zu einer bedeutenden Erhebung des Volkes zu gunsten Napoleons kam, welche ihm oder doch seinem Sohne den Thron, wie die Dinge lagen, würde erhalten haben.

Entsetzung Napoleons. Ludwig XVIII.

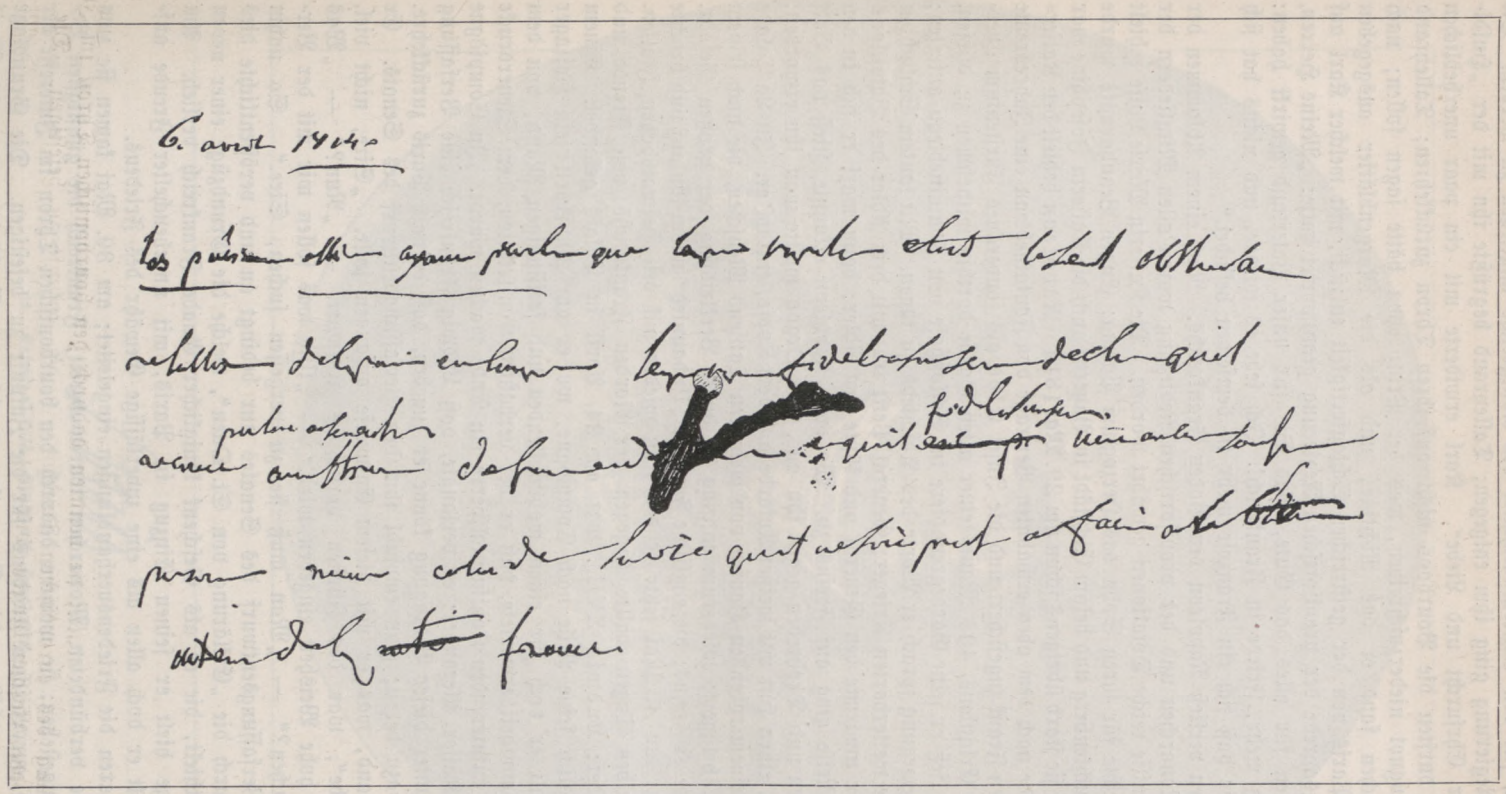
Mit einem Anfluge von Verlegenheit noch hatte Talleyrand die Einsetzung der provisorischen Regierung beantragt: diese aber begann ihre Thätigkeit damit, daß sie den Senat bestimmte, die Thronentsetzung Napoleons am 2. April auszusprechen und die Nation wie das Heer von dem Eide der Treue zu entbinden. Zugleich wurde die zwischen dem Senat und Talleyrand schon am 1. April getroffene Vereinbarung bekannt gegeben, welche die Fortdauer aller Grade und Ruhegehalte in der Armee gewährleistete, Freiheit der Religion und der Presse versprach und die öffentliche Schuld garantierte. Am 3. April traten diesem Senatsbeschlusse wiederum auf Talleyrands Vermittelung hin 77 von den 303 Mitgliedern des Gesetzgebenden Körpers zusammen und erklärten ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Senats. Beide Beschlüsse, die des Senats wie die des Gesetzgebenden Körpers, waren Rumpfbeschlüsse. Sie konnten erst Bedeutung erlangen, wenn die Hauptstütze des napoleonischen Kaisertums brach.

Napoleons Abdankung.

Es handelte sich noch um die Entscheidung der Armee. Zwischen Paris und Fontainebleau, wo Napoleon sich aufhielt, stand Marmont mit 10 000 Mann. Auf ein Zuschreiben Schwarzenbergs hin vom 4. April erklärte er, da Armee und Volk durch Senatsbeschluß von ihrem Eide entbunden seien, so sei er zu einer Verständigung bereit, vorausgesetzt, daß man seinen Truppen freien Abzug nach der Normandie mit den Waffen und Munition gönne und Napoleon Freiheit und Leben gewährleistet würde. Umgehend erhielt er Zusage und machte nun am 5. April seinen Übertritt durch Tagesbefehl bekannt. — Unterdessen beratschlagten seit dem Morgen des 3. April die beim Kaiser befindlichen Marschälle, Ney, Oudinot, Macdonald, Lefebre, nachdem sie Kenntnis von dem Senatsbeschlusse erhalten, was zu thun sei. Am 4. April erteilte Napoleon den Garden den Befehl zum Vormarsch auf Paris. Da beschlossen die Marschälle einzuschreiten; sie folgten Napoleon nach der Parade in seine Gemächer nach, und Macdonald übergab ihm ein Schreiben Beurnonvilles, des einen Mitgliedes der provisorischen Regierung, das die Entsetzung Napoleons mitteilte und die Erklärung der Verbündeten, mit Napoleon nicht mehr unterhandeln zu wollen. Napoleon konnte sich noch nicht entscheiden. Schließlich brachte er nach kurzer Abwesenheit folgende Erklärung: „Da die verbündeten Mächte bekannt gemacht haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis für die Herstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, getreu seinem Eide, daß er bereit ist, vom Throne zu steigen, Frankreich und selbst das Leben zu lassen für des Vaterlandes Wohl, das untrennbar ist von den Rechten seines Sohnes, derer der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechterhaltung der Gesetze des Kaiserreichs.“ — Also eine Abdankung zu gunsten seines Sohnes unter Regentschaft der Kaiserin und Fortbestand des Kaiserreichs in den von ihm geschaffenen Formen — das war das äußerste Anerbieten, zu dem sich am 4. April Napoleon meinte verstehen zu können. Mit dieser Erklärung, die nach den Vorgängen im Hotel Talleyrand auch nicht die geringste Bedeutung mehr haben konnte, namentlich, da man ihr den Hintergedanken ansah, auf diese Art doch die Herrschaft zu behalten, schickte er Caulaincourt nach Paris in Gesellschaft von Ney und Macdonald. Sie kamen, wie sie es selbst nicht anders erwartet hatten, mit einem ablehnenden Bescheid zurück. Überdies wurde der Schritt Marmonts bekannt, und Oudinot versicherte, daß auch die noch vorhandenen Truppen nicht folgen würden. Napoleon hatte nämlich noch am 5. April den abenteuerlichen Gedanken, sich mit den ihm allenfalls treu gebliebenen Truppen nach Italien zu seinem Stiefsohne Eugen Beauharnais durchzuschlagen. Dieser war ihm allerdings noch, entsprechend seinem tadellosen Charakter, unbedingt ergeben, wurde aber durch den Abfall Murats von der napoleonischen Sache in Italien festgehalten. So entschloß sich Napoleon zu bedingungsloser Abdankung, die er am 6. April unterzeichnete. An demselben Tage beschloß der Senat die feierliche Rückberufung der Bourbonen. Am 11. April unterschrieb Napoleon den Vertrag von Fontainebleau, der ihn nach Elba verbannte.

Graf Artois in Paris.

Am 12. April langte auch schon der Graf von Artois in Paris an. Während sein Bruder Ludwig XVIII. sich begnügt hatte, 17 Jahre seine Ansprüche auf den französischen Thron durch Proteste und Proklamationen zu wahren, war Karl von Artois der Mittelpunkt aller royalistischen Umtriebe gewesen. Jetzt erschien er mit



61. Faksimile der Abdankungsurkunde Napoleons vom 6. April 1814.

Transskription: 6. Avril 1814: Les puissances alliées ayant proclamé que l'empereur Napoléon était le seul obstacle au retablissement de la paix en Europe, l'empereur, fidèle à son serment, declare qu'il renonce pour lui et ses enfans, aux trônes de France et d'Italie, et qu'il, fidèle à son serment, n'est aucun sacrifice, même celui de la vie, qu'il ne soit prêt à faire aux intérêts de la France.

Übersetzung: 6. April 1814: Infolge der Erklärung der verbündeten Mächte, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, spricht der Kaiser Napoleon, getreu seinem Eide, für sich und seine Kinder den Verzicht auf die Throne von Frankreich und Italien aus und versichert, daß es für ihn, getreu seinem Eide, kein Opfer, selbst nicht das seines Lebens, gäbe, das er nicht für das Wohl Frankreichs zu bringen bereit wäre.

dem Anspruche, für den Generalstatthalter des Königreichs angesehen zu werden. Die provisorische Regierung ging ihm entgegen; Talleyrand begrüßte ihn mit der „Huldigung heiligster Ehrfurcht und Liebe". Karl erwiderte mit ein paar unerheblichen Worten. So durften die Bourbons nicht auf ihren Thron zurückkehren; Talleyrand veranlaßte Beugnot niederzuschreiben, was der Prinz etwa hätte sagen sollen; nach einigen Versuchen fand er das Richtige, und als die Morgenblätter ausgegeben wurden, war Paris von der geistreichen Schlagfertigkeit entzückt, mit welcher Karl auf die Begrüßungsanrede der provisorischen Regierung geantwortet hatte: „Meine Herren, ich danke Ihnen für alles das Gute, was Sie für unser Vaterland gewirkt haben: keine Spaltung mehr, Friede in Frankreich! Ich sehe es wieder, und nichts hat sich geändert, außer daß sich ein Franzose mehr in demselben befindet."

Dotationen der kaiserlichen Familie. Napoleons Reise nach Elba.

Unterdessen verließ Napoleon den Boden Frankreichs. Nach einem Abkommen der verbündeten Monarchen und der provisorischen Regierung waren allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie reiche Dotationen gewährt worden. Die Kaiserin Marie Luise erhielt mit dem Erbrechte für ihren Sohn das Herzogtum Parma; Eugen Beauharnais wurde Herzog von Leuchtenberg und bekam Eichstädt in Bayern; auch die Kaiserin Josephine war nicht vergessen; sie starb übrigens schon am 29. Mai 1814. Napoleon behielt den Kaisertitel; ihm wurde nach dem oben erwähnten Vertrage von Fontainebleau eine Jahresrente von 2 Millionen Frank zugesichert und die Insel Elba als souveränes Fürstentum überwiesen mit der Erlaubnis, 400 Mann seiner alten Garde dorthin mitnehmen zu dürfen. Am 20. April ließ er seine Gardegrenadiere im Schloßhofe von Fontainebleau antreten; in sichtlicher Bewegung sprach er Worte des Abschieds zu ihnen. Mit lautem Schluchzen antworteten die wetterharten Krieger; General Petit trat mit dem Adler des Bataillons vor; der Kaiser umarmte den General und küßte den Adler: dann warf er sich in den Wagen. Die Reise ging auf Frejus zu. Wo man Napoleon erkannte, stieß das Volk Verwünschungen und Drohreden gegen ihn aus. In Orgon wollte man ihn ermorden; in Verkleidung, einen Hut mit weißer Kokarde auf dem Kopfe, entkam er. In La Calade wurde er von einem tobenden Haufen von mehreren Tausend Menschen, die nach seinem Blute schrieen, belagert; wiederum entging er durch Verkleidung der großen Gefahr. Endlich erreichte er Frejus; die englische Fregatte „Undaunted" nahm ihn auf und brachte ihn nach Elba: am 4. Mai setzte er den Fuß wieder auf den Heimatsboden Italien.

Ludwigs XVIII. Rückkehr.

In denselben Tagen hallte dagegen der Norden Frankreichs von Freude und Jubelrufen wider: Ludwig XVIII. war am 24. April in Calais gelandet. Einem Triumphzuge glich seine Reise nach Compiègne, wo er am 29. April sein Hoflager aufschlug. Galt er doch für einen wohlwollenden und freisinnigen Mann, von dem man mit Bestimmtheit erwartete, daß er der verhaßten Konskription, dem Steuerdrucke und der alles ruinierenden Kontinentalsperre ein Ende machen würde. In Compiègne erwartete ihn Kaiser Alexander: er verlangte, daß Ludwig Frankreich eine Verfassung verleihe, nur unter dieser Bedingung könne er zugeben, daß er nach Paris zurückkehre. Ludwig war dazu bereit; man empfahl ihm den Verfassungsentwurf des Senats. Er fragte Talleyrand, was er mit diesem Entwurfe anfangen solle. „Sire, nicht viel, wie ich glaube", war des Fürsten vorsichtige Antwort. — „Nun?" — „Was Ew. Majestät hohe Weisheit eingeben wird." — „Und was sollen wir mit der Vergangenheit machen?" — „Man muß sie zu vergessen suchen, Sire." So nahm Ludwig den Verfassungsentwurf des Senates nur bedingt an und veröffentlichte dies am 2. Mai durch die „Erklärung von St. Ouen", welche die Grundzüge einer neuen Verfassung enthielt, die er als Geschenk königlicher Gnade Frankreich verlieh. Am folgenden Tage hielt er seinen Einzug in Paris, mit ungeheuchelter Freude aufgenommen: galt er doch allen als eine zuverlässige Gewähr des Friedens.

Erster Pariser Frieden.

Schon waren die Friedensverhandlungen eingeleitet; am 30. Mai kamen sie zum Abschluß. Die verbündeten Monarchen waren bereit, Frankreich die günstigsten Bedingungen zuzugestehen; sie meinten dadurch den bourbonischen Thron im Interesse der Sicherung des europäischen Friedens für die Zukunft zu befestigen. Die Grundlage der Verhandlungen bildete die Konvention, welche die Verbündeten am 23. April



62. Ludwig XVIII., König von Frankreich.

Nach der Zeichnung von P. Bouillon gestochen von P. Andonin.

mit dem Generalstatthalter abgeschlossen hatten. Frankreich versprach darin, 53 feste Plätze außerhalb seiner Grenzen ohne Entschädigung zu räumen. Ein ungeheures Kriegsmaterial an Geschützen, Waffen, Kriegsschiffen im Werte von angeblich 1500 Millionen Frank wurde damit den Verbündeten überwiesen, welche dagegen auf jede Kriegskontribution und auf die Zurückerstattung fast sämtlicher Kunstschätze, die Napoleon in der ganzen Welt zusammengeraubt hatte, auch auf alle Summen, die sie für Vorschüsse, Lieferungen u. s. w. zu fordern hatten, Verzicht leisteten. Preußen verzichtete auf rund 170 Millionen Frank. Für die Grenzbestimmung wurde der Besitzstand Frankreichs vom 1. Januar 1792 festgesetzt. Es blieben demnach bei Frankreich die Enklaven Avignon und Mömpelgard und ein Landstrich an der deutschen und belgischen Grenze mit den Festungen Landau und Saarlouis, 5600 qkm mit einer Million Einwohner. Auch seine meisten Kolonien erhielt Frankreich zurück. Dagegen wurden alle Vasallenländer von Frankreich abgetrennt. Zur endgültigen Regelung der Fragen sollten binnen zwei Monaten Bevollmächtigte aller Staaten in Wien zusammenteten, um Europa zu geben, was es seit einem Vierteljahrhundert entbehrt hatte, einen dauerhaften Frieden.

Die Neuordnung Europas und der Feldzug in Belgien.

Ehrungen für Blücher u. s. w.

Eine neue Zeit für Frankreich, für Europa begann. Der aber, der nicht zum wenigsten dazu beigetragen, sie heraufzuführen, der greise Feldmarschall Blücher, lag während dessen schwer erkrankt in Fouchés Palaste. Endlich nach Wochen überwand die kernige Natur des Einundsiebzigjährigen den bedrohlichen Ansturm der Krankheit: der Mai brachte die Genesung und zugleich Auszeichnung und Anerkennung, die der alte Held nicht ohne Widerstreben sich gefallen ließ. Zwar daß König Ludwig von Frankreich ihm öffentlich dankte, daß „Blücher anfänglich die Ursache sei, daß er seinen Thron wieder bestiegen", ließ er sich gern gefallen, aber als König Friedrich Wilhelm seinen hochverdienten Feldmarschall am 3. Juni 1814 zum Fürsten Blücher von Wahlstatt ernannte, weigerte er sich zunächst sehr entschieden gegen diese Standeserhöhung. Gneisenau, York (von Wartenburg), Bülow (von Dennewitz), Kleist (von Nollendorf) und Tauentzien (von Wittenberg) hatten gleichzeitig die Grafenwürde, Hardenberg den Fürstenhut erhalten: Blücher ließ sich nach langem Sträuben nur unter der Bedingung die Fürstenwürde gefallen, daß sie nicht erblich sei. Vollends aber die Einladung des Prinzregenten Georg, zugleich mit den verbündeten Monarchen nach England zu kommen, nahm er nur auf das ausdrückliche Verlangen König Friedrich Wilhelms an. Der Enthusiasmus der Engländer für „old Blucher" war grenzenlos, fast bis zur Narrheit. Man überschüttete ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art; vollends in Uniform sich zu zeigen, durfte er gar nicht wagen, wollte er nicht erdrückt werden. Zu Hunderten kamen die Engländer, um ihm die Hand zu schütteln; wo er erschien, erdröhnte Jubelgeschrei und Hochrufe aus Tausenden begeisterter Kehlen. Die Fürsten wurden neben ihm kaum beachtet.

„libes malchen." schrieb Blücher am 6. Juni 1814 an seine Frau, „gestern bin ich in Engeland gelandet, aber ich begriffs nicht, daß ich noch lebe, daß Volk hat mich beynahe zerrissen, man hat mich die Pferde außgespannt, und mich getragen, so bin ich nach london gekommen, wieder meinen willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht, von ihm den Regenten bin ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann, er hink mich am dunkelblauen bande sein Portrait, waß sehr Reich mit Brillianten besetzt wahr um den Halß und sagte glauben sie mich, daß sie keinen treuern Freund uf Erden haben, wie mich, ich logire bei ihm." u. s. w.

Zusammentritt des Wiener Kongresses.

Endlich verließen die verbündeten Monarchen London, um sich nach Wien zu begeben, wo nach mehrmaliger Vertagung am 18. September der Kongreß eröffnet wurde: die glänzendste Versammlung, welche Europa seit Jahrhunderten sah, aber vielleicht auch die unfruchtbarste. Den gewaltigen Ideen gerecht zu werden, welche seit einem Menschenalter aufgekommen waren, daran dachte von den Versammelten kaum einer, man begnügte sich mit einer oberflächlichen, mehr oder weniger willkürlichen Lösung der zahllos auftauchenden Fragen. Staaten wurden zusammengestellt ohne alle Rücksicht auf Nationalität, Sprache und Konfession, ganz in derselben gewaltthätigen Weise, wie Napoleon verfahren war, unbesorgt, daß solche Gebilde den Keim der Zwie-

tracht und des Todes in sich trugen. Sachliche Ansprüche galten wenig; die Persönlichkeit ihrer Vertreter, Gunst und Intrige gaben den Ausschlag.

Von außen angesehen machte der Kongreß freilich einen bedeutenden Eindruck. Die verbündeten Monarchen waren mit glänzendem Gefolge erschienen; von den deutschen Fürsten fehlten nur wenige. In den prunkvollen Sälen der Wiener Aristokratie drängten sich Hofleute und Staatsmänner, Bevollmächtigte aller Art, Prälaten und Gelehrte; aber es fehlte auch nicht an Glücksrittern und Komödianten, zweideutigen Damen und Gaunern. Ein Fest jagte das andre, Maskenbälle wechselten mit militärischen Schaustellungen, Schlittenfahrten mit Feuerwerken, Korsofahrten mit Jagden. Die Vertreter des Westens suchten in Eleganz und geistreicher Konversation sich hervorzuthun, die Halbbarbaren des Ostens verbrachten die Nächte in Trinkgelagen und Hasardspiel. Ein neues Bonmot des achtzigjährigen Fürsten von Ligne, der in witzigen Einfällen unerschöpflich war, bildete ein Ereignis, neben welchem die großen Fragen des Kongresses durchaus in den Hintergrund zu treten schienen. Es erregte Bewunderung, daß neben dem allen die Diplomaten noch Zeit zu Konferenzen fanden. Freilich wurden nicht selten wichtige Entscheidungen in der Fensternische eines Ballsaales gefällt.

Widerstreit der Interessen.

Wer nach Wien kam, wollte etwas haben. Die kleinen Souveräne strebten nach Vergrößerung ihrer Ländchen durch Mediatisierung der noch kleineren; die Mediatisierten verlangten die Wiederherstellung ihrer Reichsunmittelbarkeit; die alten Reichsritter baten um Rückgabe ihrer früheren Rechte; der Johanniterorden wollte wiederhergestellt sein; der Fürst von Thurn und Taxis forderte die Erneuerung seines alten Postmonopols; die Beamten des aufgehobenen Reichskammergerichts baten um Entschädigung; die Frankfurter Juden flehten um Bewahrung ihrer bürgerlichen Rechte; Prälaten verlangten die Aufhebung der früheren Säkularisationen; der Generalvikar von Konstanz, Heinrich von Wessenberg, strebte durch den Kongreß die Gründung einer deutschen Landeskirche ins Werk zu setzen. Dazu kamen die zahllosen fremden Diplomaten, von denen jeder bemüht war, die Sonderinteressen seines Landes durchzusetzen. Alle umschwärmten die Vertreter der verbündeten Großmächte, welche nicht bloß sich selbst, sondern auch ihnen helfen sollten.

Talleyrand in Wien.

Nur als Vertreter der persönlichen Interessen Ludwigs XVIII. war der Fürst Talleyrand zu dem Kongresse zugelassen; aber er war gewandt genug, sich bald zum Protektor einer ganzen Reihe kleinerer Staaten aufzuwerfen, so daß er binnen kurzem eine der ersten Rollen in Wien spielte. Neben ihm traten die Vertreter Rußlands hervor, Nesselrode, Rasumowski, Stackelberg. England war vertreten durch Castlereagh, Stewart, Cathcart und Clancarty, später auch noch durch Wellington. Aber die weitaus bedeutendste Persönlichkeit auf dem Kongresse war Metternich, der, mit Geschmeidigkeit und Zähigkeit nicht nur die Interessen Österreichs wahrzunehmen, sondern auch den Vertretern der kleineren deutschen Staaten die Überzeugung beizubringen wußte, daß für sie gegen Preußen die einzige Hilfe bei Österreich zu finden wäre. So scharten sich denn um Metternich der „Besiegte von Hanau", der zum Feldmarschall und Fürsten erhobene Wrede, als Vertreter Bayerns, die Württemberger Linden und Wintzingerode, der sächsische Graf Schulenburg; auch Graf Münster neigte ihm zu, der sich mit dem Plane trug, ein großes welfisch-holländisches Reich von der Elbe bis zur Schelde ins Leben zu rufen.

Metternich.

Eifersucht auf Preußen.

Gegen nichts sträubten sich diese Diplomaten mehr als dagegen, die Pflicht der Dankbarkeit anzuerkennen, welche für die Befreiung Deutschlands in erster Linie Preußen gebührte. Die begeisterte Erhebung des preußischen Volkes hatte den Beruf Preußens zur Sammlung und Führung der deutschen Nation handgreiflich an den Tag gelegt: um so größer war das Grauen, mit welchem jetzt die Kleindeutschen auf Preußen blickten: sie glaubten von seinem Ehrgeize alles fürchten zu müssen. Preußen zu hemmen, seine Kraft zu unterbinden war das Ziel, in welchem sie einmütig mit Metternich zusammentrafen. Das brachte die Vertreter Preußens von vornherein in Wien in eine Situation, die einen ganzen Mann erforderte. Wohl überragte Wilhelm von Humboldt an Gedankenreichtum und sittlichem Adel den ganzen Kongreß, aber mit unbeugsamem Nachdruck die berechtigten Ansprüche Preußens gegen Übelwollen

und schleichende Intrige zu verfechten, war er nicht der Mann; und bei Hardenberg, dem andern Vertreter Preußens, machte sich doch zuzeiten schon die Ermattung des Greisenalters geltend. So kam es, daß Preußen weniger durch sich selbst als durch die Bundesgenossenschaft Rußlands Geltung erhielt. Ein Blücher und ein Gneisenau fehlten ihm in Wien; diese vermochte Steins Sympathie nicht zu ersetzen, da er nur für die Zentralkommission und nicht als Vertreter Preußens an dem Kongresse teilnahm.

Die polnische und die sächsische Frage.

Gleich bei der ersten großen Frage trat dies zu Tage. Mit Eifer kam Kaiser Alexander auf seinen alten Plan zurück, Polen in seinem territorialen Bestande wieder aufzurichten und es dann mit Rußland in eine dynastische Verbindung zu bringen. Es sollten demnach an Preußen, zu dessen Wiederherstellung er sich in Kalisch verpflichtet hatte, nicht die alten polnischen Provinzen zurückgegeben, sondern anderweitige Entschädigungen ausfindig gemacht werden. Diese mußten sehr bedeutend ausfallen, da Hannover jetzt nicht an Preußen zurückfallen konnte, ebenso wie auch Bayern auf das äußerste sich sträubte, die alten hohenzollernschen Erblande Ansbach und Bayreuth wieder herauszugeben. Alexander glaubte nun einfach alle Schwierigkeiten zu lösen durch den Vorschlag: ganz Polen an Rußland, an Preußen ganz Sachsen. Denn der König von Sachsen, welcher sein Schicksal ganz an das Napoleons geknüpft hatte, schien jedenfalls seinen Thron verwirkt zu haben. Schon am 28. September 1814 erbot sich der Zar, alle seine Truppen aus Sachsen zurückzuziehen und die Verwaltung ganz an Preußen zu überlassen.

Zuspitzung der sächsischen Frage.

Allein war nicht Polen hauptsächlich deswegen geteilt worden, damit es nicht ganz an Rußland fiele? Und lag nicht in den Plänen Alexanders eine Gefahr für das österreichische Galizien? Auch für Preußen war es mit nichten vorteilhaft, die russischen Grenzen sich so nahe an seine Hauptstadt und russisches Gebiet sich zwischen Ost- und Westpreußen einerseits und Schlesien anderseits schieben zu lassen. Metternich war ebenso sehr dagegen, Polen an Rußland zu geben, wie er gegen die Überweisung Sachsens an Preußen war; denn es sei für Österreich bedenklich, allenthalben an Preußen zu grenzen. In diesen Ruf stimmte Wrede laut ein, der es für unmöglich erklärte, Preußen und Bayern zu direkten Grenznachbarn zu machen und dadurch Bayern jeden Augenblick einem Angriff Preußens bloßzustellen. Und wie? In Frankreich hatten die Verbündeten die Wiederherstellung der alten Dynastie der Bourbons gebilligt: in Deutschland aber sollte die nicht weniger alte Dynastie der Wettiner gestrichen werden? Dagegen protestierte im Namen des Legitimitätsprinzipes Talleyrand, und der Hochtory Castlereagh stimmte ihm zu. Es wurde vorgeschlagen, den König von Sachsen am Rheine zu entschädigen: aber das würde ihn Frankreich in die Arme geworfen haben; und ein Fürstentum in Italien ihm zu überweisen, wollte Österreich wieder nicht zugeben. König Friedrich August erließ aus seiner Haft in Friedrichsfelde am 4. November einen am 21. November am Kongreß verteilten Protest. Talleyrand machte die sächsische Sache zu der seinigen. Er gewann Österreich, dann Großbritannien für Sachsens Erhaltung. Preußen sollte am Rhein und in Polen wieder abgefunden werden und nur etwa ein Fünftel von Sachsen erhalten. Alexander dagegen wollte von keiner polnischen Abtretung wissen und verlangte das ganze Herzogtum Warschau, und Friedrich Wilhelm, der sich ganz im Widerspruche mit Hardenberg seit dem 5. November auf Rußlands Seite geschlagen, sekundierte ihm, während alle Welt, Großbritannien und Österreich voran, dagegen Front machte. Metternichs Note vom 10. Dezember war so feindlich, daß Alexander völlig mit ihm brach.

Abfindung Preußens.

In aller Stille gestaltete sich ein gewaltiger Kriegsbund gegen die Vergrößerung Preußens und Rußlands. Am 3. Januar 1815 schlossen Österreich, England und Frankreich als Vertreter der Legitimität einen Vertrag miteinander, in dem sie sich verpflichteten, sich mit Geld und Truppen gegen jeden Angriff gegenseitig zu unterstützen, der ihnen wegen ihrer Vorschläge widerfahren könnte. Bis zum Kriege indessen wollte es Alexander nicht treiben: er entschloß sich zu einer Beschränkung seiner polnischen Pläne. Daraufhin machte dann am 8. Januar Metternich den Vorschlag, Preußen zu entschädigen durch je 800 000 Einwohner in Polen, Sachsen und

Westfalen und durch eine Million jenseit des Rheins. Natürlich wies Preußen den Vorschlag zurück; denn er zerriß das preußische Staatsgebiet in zwei Hälften ohne Zusammenhang, deren Verkehr untereinander von dem guten Willen der dazwischen liegenden Kleinstaaten abhängig war, und gab dem protestantischen Lande beinahe zu einem Drittel katholische Einwohner. Zudem entsprach diese Entschädigung nicht einmal dem Territorialbestande Preußens vom Jahre 1795, vielweniger demjenigen von 1805. Dennoch stimmte unter dem allgemeinen Drängen Hardenberg am 8. Februar zu, und durch persönliches Zureden Alexanders ließ Friedrich Wilhelm sich dahin bringen, diese Entschädigung anzunehmen und selbst sie noch durch den Verzicht auf Leipzig gegen Thorn sich zu schmälern. Die Gegner Preußens hatten erreicht, was sie wollten; durch die geographische Zerreißung wie durch die jetzt hineingetragene konfessionelle Verschiedenheit schien die Kraft des preußischen Staates für alle Zeiten unterbunden. Nur mit entschuldigendem Tone wagten die Berliner Zeitungen von dieser perfiden Wiederherstellung Preußens zu berichten; den alten Blücher aber ergriff der Ingrimm darüber so gewaltig, daß er kurzweg um seinen Abschied einkam. Und wie er, so urteilte die allgemeine Meinung in Preußen über diesen am 10. Februar unterzeichneten Vertrag, welcher Preußen mit Posen, der größeren, aber dünner bevölkerten Hälfte von Sachsen und den erzbischöflichen Rheinlanden abfand: das war der Dank vom Hause Österreich für die Begeisterung, mit welcher das ganze preußische Volk, seine Existenz daran wagend, hinausgezogen war in den Befreiungskampf!

Es war ganz der Sinn der Allgemeinheit, wenn Blücher am 27. Februar an Hardenberg schrieb: „O ihr Politiker ihr Seid Schlechte Menschenkenner, der gute wiener Congreß gleicht einem Jahrmargt in einer kleinen stadt, wo ein jeder sein vieh hintreibt es zu verkauffen oder zu vertauschen, wihr haben einen tüchtigen Bollen hingebracht und einen Schabiegen ockſen eingetauscht, sagen die Berliner."

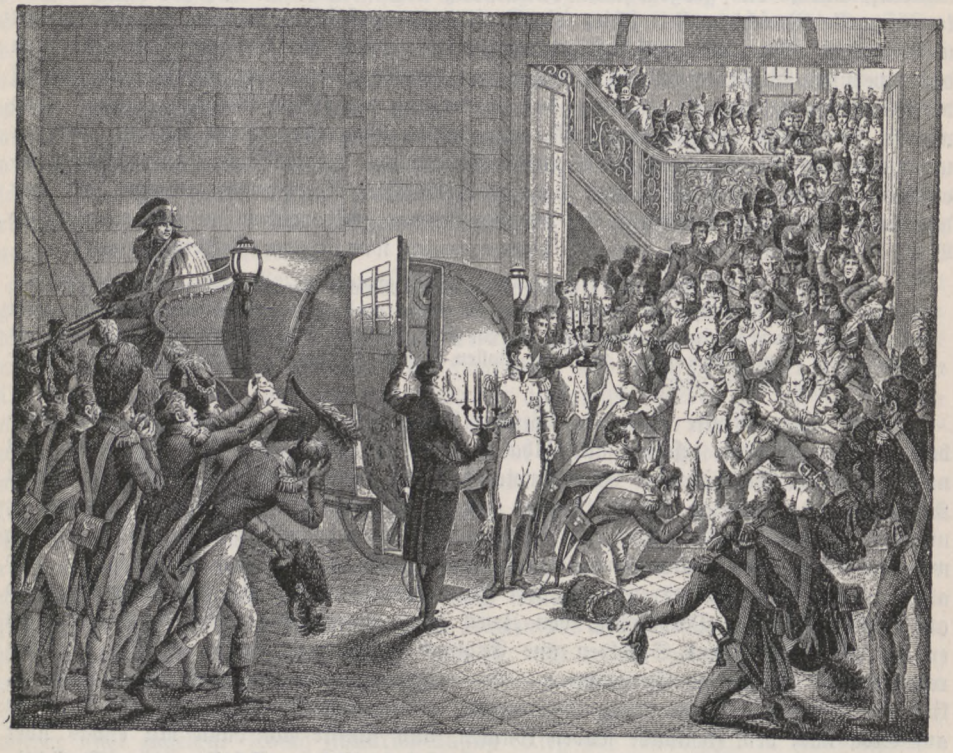
Napoleons Rüstungen.

Diese Zerwürfnisse auf dem Wiener Kongresse blieben Napoleon nicht verborgen; seine Mutter erschien auf Elba zum Besuche und dann seine Schwester mit noch genaueren Nachrichten. Er rechnete, daß die Spannung der Mächte zu einem Kriege der Verbündeten des 3. Januar gegen Rußland und Preußen führen würde, und baute darauf seinen Plan des Umsturzes der Bourbonenherrschaft. Er warb an, was sich außer seinen alten Grenadieren an Soldaten nur zu ihm finden wollte, und als er damit seine Jahresrente erschöpft hatte, wandte er sich mit der Bitte um Geld an Ludwig XVIII. Der König, den Zweck nicht ahnend und selbst in Geldnot, da er 30 Millionen Frank Schulden aus England mitgebracht hatte, erfüllte doch bereitwillig die Bitte des Entthronten. So vollendete denn Napoleon seine Rüstung, ließ die fremden Konsuln streng überwachen, daß sie keine Nachricht über die Anstalten auf Elba nach dem Festlande senden konnten, und schiffte sich dann mit etwas über 900 Mann in der Nacht des 26. Februar auf sechs kleinen Schiffen ein. Vorsichtig fast nur bei Nacht segelnd, brauchte er vier Tage zu der Fahrt von Porto Ferrajo bis zu der Bai von St. Juan bei Cannes.

Napoleon landet in Frankreich.

Mit welcher freudigen Begeisterung hatte vor 16 Jahren das französische Volk Napoleon empfangen, als er allein, aus Ägypten heimkehrend, die Küste Frankreichs betreten hatte! Jetzt begrüßte ihn kein Zuruf, als derer, die mit ihm kamen: aber auch der Ingrimm, den er im Jahre zuvor erfahren hatte, hielt sich vor der stattlichen Eskorte zurück. Niemand hinderte ihn, aber auch niemand schloß sich ihm an. Er ließ sich jedoch nicht beirren: geradeswegs zog er nach Norden, auf Paris zu. Jetzt erst erfuhr er, das seine Berechnung eines europäischen Krieges, der dem abenteuerlichen Unternehmen das Fundament hatte geben sollen, falsch gewesen war: die Mächte hatten ihren Streit beigelegt, bevor er in der Abgeschiedenheit Elbas davon hatte Kunde erhalten können. Zur Umkehr war es nun zu spät. Am 4. März brachte der optische Telegraph die Meldung von der Landung Napoleons nach Paris: König Ludwig erklärte ihn für einen Aufrührer und Hochverräter. In lebhafter Spannung vergingen zwei Tage; das trübe Wetter hinderte den telegraphischen Verkehr. Dann kam die Meldung, daß Napoleon mit seiner kleinen Schar vor Grenoble angelangt

sei. Diese Kühnheit imponierte den Franzosen; sie schien ihnen Erfolg zu verdienen: die Stimmung fing an sich zu erwärmen, man las die pomphaften Proklamationen, die Napoleon ausgehen ließ, Freiheit und Frieden versprechend, man vergaß die Erfahrung eines zehnjährigen Militärdespotismus ohnegleichen und glaubte den volltönenden Versprechungen. Hatten doch die Bourbons die freudigen Hoffnungen nicht erfüllt, die auf sie gesetzt waren. Ludwig XVIII. und namentlich sein Bruder machten sich reaktionärer Bestrebungen immer verdächtiger; nur mit Mühe war jenem die Verfassung vom 9. Juli 1814 abgerungen worden, die er doch in der Proklamation von Ouen versprochen hatte. Zudem machte sich nun erst geltend, daß die Bourbonen zunächst den schlimmeren Teil des napoleonischen Erbes angetreten hatten:



63. Ludwig XVIII. verläßt die Tuilerien am 19. März 1815.
Nach der Zeichnung von Heim gestochen von Couché fils. (Vergl. Abb. 64.)

Heilung der Kriegsschäden, Bezahlung der Kriegsschulden. Immer mehr verwirrte sich das öffentliche Urteil. Napoleon behauptete mit solcher Bestimmtheit, daß das Herz des Volkes ihm gehöre, daß man anfing zu glauben, es sei wirklich so.

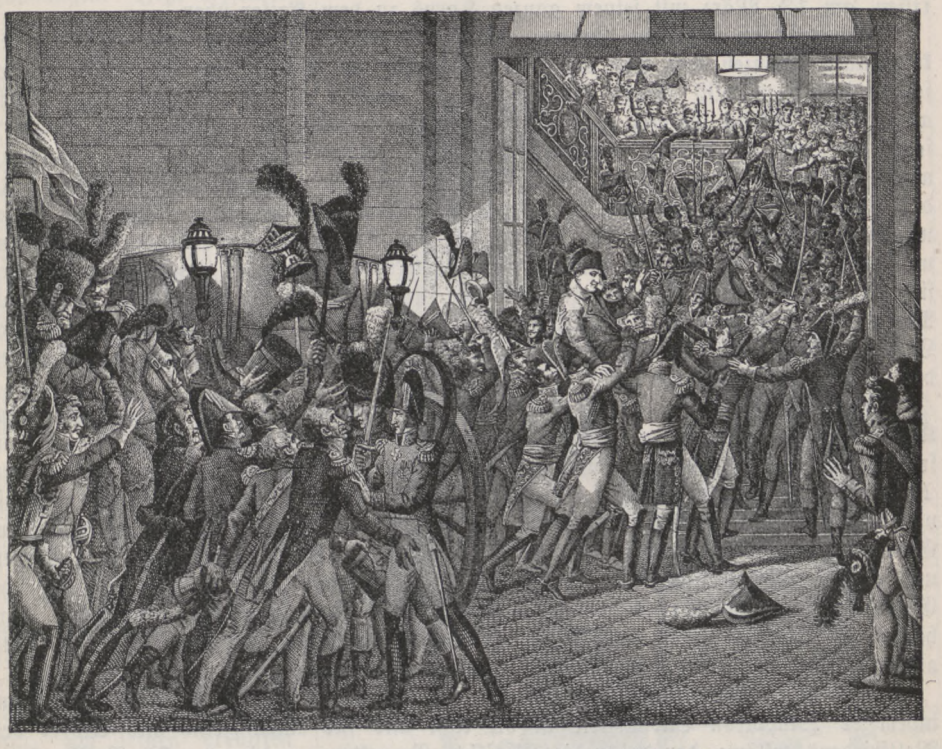
Die napoleonischen Soldaten.

Das Herz seiner alten Soldaten gehörte ihm ohne Zweifel. Die zahllosen Offiziere, welche die neue Regierung auf Halbsold gesetzt hatte — „Schnauzbärte" nannte man sie in Paris — nahmen zuerst offen Partei für den zurückgekehrten Kaiser. Ein Veilchen im Knopfloch galt als Abzeichen bonapartischer Sympathien; man sah die Schnauzbärte mit ganzen Veilchensträußen vor der Brust, die der milde Frühling reichlich lieferte, Arm in Arm in selbstbewußter Haltung durch die Straßen lustwandeln. „Das ist die Armee Napoleons", sagte man in Paris. Aber auch in der Armee König Ludwigs hatten sie zahllose Gesinnungsgenossen: so schnell hatten sich die Offizierskorps trotz massenhafter Pensionierung nicht säubern lassen; 15—20000 von ihnen waren auf Halbsold gesetzt worden und als Prediger ihres Mißvergnügens in die Departements gegangen. Und vollends die Sergeanten, die rechten Träger des

Armeegeistes, schwärmten noch alle für Napoleon. Und mit Soldaten solcher Gesinnung zog Graf Artois dem Abenteurerhaufen Napoleons entgegen.

Haltung der Bürgerkreise.

Wohl wurde jetzt auch in den bürgerlichen Kreisen manche Unzufriedenheit laut: man verlangte andre Minister, treuere Befolgung und Vervollständigung der Verfassung, aber keine Hand erhob sich für den Zurückkehrenden. Von einem allgemeinen Jubel, den bonapartische Geschichtschreiber der Welt haben weismachen wollen, war nirgends eine Spur wahrzunehmen. „Schreiben Sie", sagte König Ludwig zu den Gesandten der fremden Mächte, „Ihren Höfen, daß ich durchaus nicht über die Nachrichten, welche wir soeben empfangen haben, unruhig bin." War doch vielmehr Napoleon durch die kühl-ablehnende Haltung des Volkes so beunruhigt, daß er nicht



64. Rückkehr Napoleons in die Tuilerien am 20. März 1815.
Nach der Zeichnung von Heim gestochen von Couché fils. (Vergl. Abb. 63.)

als Kaiser, sondern als Statthalter seines Sohnes sich ankündigte, bis die Regierung selbst ihm seine Anhänger, die Soldaten der Linie, zuführte.

Zunehmende Erfolge Napoleons.

Am Engpasse von Vizille traf Napoleon auf den ersten Widerstand; ein Bataillon des 5. Regiments hatte ihn besetzt. Napoleon ging den Soldaten, die im Anschlage lagen, allein entgegen: „Wer seinen Kaiser töten will, hier bin ich", rief er ihnen entgegen. Die Soldaten ließen die Gewehre sinken; sie hatten in Italien unter Napoleon gedient: wie ein Mann schlossen sie sich ihm an. Aus Grenoble zog das 7. Regiment, seinen Oberst Labedoyère an der Spitze, ihm entgegen — und stellte sich Napoleon zur Verfügung; ihm folgte das 4. Husarenregiment. Grenoble fiel ohne einen Schuß. Der Zug ging auf Lyon. In freudiger Bewegung strömten die Soldaten Napoleon zu; Artois und Macdonald mußten sich schleunigst flüchten. Am 10. März zog Napoleon in die zweite Stadt Frankreichs ein. Diese Erfolge gaben ihm die Sicherheit zurück; jetzt proklamierte er sich als Kaiser. Auch Landvolk gesellte sich jetzt zu ihm mit Beschwerden über die Habgier der Pfaffen und den

Übermut der Edelleute. Der Kaiser erließ ein pomphaftes Manifest, in welchem er Abstellung aller Beschwerden und den Erlaß einer Verfassung nach dem Wunsche der Nation durch ein Maifeld versprach: hatte ihm doch Labedoyère gesagt, er müsse, um Erfolg zu haben, jetzt als Freund der Freiheit auftreten! Zugleich verkündete er eine allgemeine Amnestie für die Vorgänge des vergangenen Jahres, von welcher nur dreizehn Personen im ganzen ausgenommen sein sollten, darunter Talleyrand, Pasquier und vor allem die Mitglieder der früheren provisorischen Regierung.

Neys Übergang.

Über Melun und Fontainebleau schickte Ludwig den Marschall Ney gegen Napoleon, um dem stetig wachsenden Heerhaufen Napoleons in den Rücken zu fallen. Ney küßte dem Könige die Hand: „Ich bringe ihn Ihnen, tot oder lebendig", versicherte er. Bei Lons le Saunier ging er, von dem Geiste seiner Truppen fortgerissen, am 13. März mit seinem ganzen Korps zu dem Kaiser über.

Flucht Ludwigs XVIII.

Da entschloß sich denn Ludwig, womit er bisher gezögert hatte, mitsamt den königlichen Prinzen den Eid auf die Verfassung zu leisten, um das Volk zu beschwichtigen. 10 000 Mann Nationalgarden wurden zur Verteidigung von Paris aufgeboten. König Ludwig war zur Gegenwehr entschlossen. „Ich werde bleiben", sagte er, „und in meinem Armstuhl sterben." „Aber Sire", hielt seine Umgebung angstvoll ihm entgegen, „wenn Sie bleiben, werden wir alle massakriert werden." In der Chaussee d'Antin und den vornehmen Quartieren standen schon längst die Reisewagen hochbepackt bereit; wieder begann wie vor 25 Jahren das elende Emigrantenunwesen, ebenso kopflos, wie mutlos; alle nach Norden führenden Landstraßen bedeckten sich mit hochgeborenen Flüchtlingen; dorthin führte auf Befehl des Königs Marschall Marmont die königlichen Haustruppen; nachts um 1 Uhr am 20. März verließ auch Ludwig seine Hauptstadt: eine Stunde später zog General Excelmans auf den Tuilerien die dreifarbige Standarte auf.

Napoleon in Paris.

General Lemarrois, der früher Napoleons Adjutant gewesen war, sandte dem Kaiser einen sechsspännigen Galawagen entgegen; indes Napoleon lehnte ihn ab: in seiner leichten Kalesche, mit seinem gewohnten grauen Überrocke bekleidet, hielt er am 20. März 1815 abends um 9 Uhr seinen Einzug in die Tuilerien. Die Bürgerschaft von Paris blieb in frostiger Zurückhaltung; aber am Schloßportal standen in dichtem Gedränge veilchengeschmückte Schnauzbärte: sie hoben ihren Kaiser aus dem Wagen und trugen ihn mit jubelnden Zurufen die Treppe empor, wo Hortense und Josephs Gemahlin, unfähig ihre Rührung zu bergen, den Zurückgekehrten begrüßten. Sie hatten, so schien es, noch weniger als er ein Gefühl dafür, daß diese Rückkehr nichts anderes war als Meineid und dreist geplantes Verbrechen.

Napoleons Ächtung.

Das Urteil über ihn hatte schon am 15. März der Wiener Kongreß gesprochen, indem er „Napoleon Buonaparte in die Acht und für einen Feind und Störer des Weltfriedens erklärte, der dafür die öffentliche Vergeltung verdiene". Die Vollstreckung sollte nicht säumen.

Murats Kampf und Niederlage.

Während nun Napoleon das Mißtrauen Europas durch wiederholte Beteuerung der Friedfertigkeit seiner Gesinnung zu beschwichtigen suchte, vollendete sich das Schicksal seines Schwagers Murat in Neapel. In einem Momente der Aufwallung war König Joachim von Napoleon abgefallen und hatte in der Hoffnung, ganz Italien unter seinem Banner zu vereinigen, am 11. Januar 1814 mit Österreich sich verbündet gegen den Vizekönig Eugen, welcher die Sache Napoleons in Italien verfocht und allen Lockungen zum Abfalle standhaft widerstrebte. Allein Murats Hoffnung erfüllte sich nicht. Venetien und die Lombardei nahm nach der Besiegung Eugens Österreich in Besitz, nach Turin kehrte König Viktor Emanuel von Sardinien, nach Toscana Großherzog Ferdinand, nach Rom Papst Pius zurück; in Genua wurde die alte Republik wiederhergestellt und, von den Engländern unterstützt, verlangte König Ferdinand von Sizilien seine Erblande zurück. Der Papst verweigerte König Joachim die Anerkennung, der Wiener Kongreß versagte seinen Gesandten die Teilnahme an den Beratungen, Talleyrand war auf das äußerste geschäftig, den Napoleoniden zu stürzen. Murat sah sich von allen Seiten enttäuscht, ja ernstlich bedroht: so trat er mit beiden

Füßen in das andre Lager. Pauline Borghese stiftete Versöhnung zwischen ihm und Napoleon; der Kaiser warnte vor übereilten Schritten, aber Murat wollte mitwirken zur Wiederherstellung des napoleonischen Kaisertums: am 31. März 1815 rief er durch ein Manifest die Völker Italiens zum Kampfe für die Einheit und Freiheit Italiens auf und brach mit 30 000 Mann in den Kirchenstaat ein. Rasch eroberte Murat den Kirchenstaat; allein Graf Neipperg zog die österreichische Streitmacht in Oberitalien zu einem Heere zusammen und verlegte den Neapolitanern den Rückweg aus Ancona bei Tolentino. In zweitägigem Kampfe am 2. und 3. Mai wurde Murat vollständig besiegt und zu schneller Heimkehr nach Neapel gezwungen. Jetzt versuchte er zu unterhandeln; Neipperg jedoch wies alle Anträge zurück, so daß Joachim keinen andern Ausweg sah, als mit seinen Getreuen auf einem kleinen Fahrzeuge sich einzuschiffen und in Frankreich Zuflucht zu suchen. Da zogen denn die Österreicher in Neapel ein und gaben das Königreich seinem alten Herrn Ferdinand von Sizilien zurück. Murats Geschick war nun ganz an dasjenige Napoleons geknüpft.



65. **Die Konsultation.** Spottbild auf die Hundert Tage.

„Lieber Vetter, wie finden Sie meinen Zustand?" (im französischen Wortspiel état zugleich = Staat) frägt Napoleon den Arzt, den Erzkanzler Cambacérès. — „Schlecht, Sire", antwortet dieser, „es kann nicht lange dauern, Ew. Majestät haben eine zu schlechte Konstitution."

Das Maifeld von 1815.

Mit großem Pompe hatte Napoleon noch das Maifeld am 1. Juni abgehalten, auf welchem er in römischer Imperatorentracht die versprochenen freisinnigen Zusatzgesetze zur Verfassung beschwor; dann brach er mit allem, was er an Truppen verfügbar hatte, auf, um seinen errafften Thron gegen die angriffsbereiten Heere der Verbündeten zu verteidigen.

Erneuerung der Allianz.

Auf Grund des Vertrages von Chaumont vom 1. März 1814 hatten sich Österreich, Preußen, Rußland und England am 25. März 1815 zu einem neuen Bunde verständigt, nach welchem jede der Mächte 150 000 Mann zur Bezwingung Napoleons ins Feld zu stellen sich verpflichtete. England behielt sich dabei vor, einen Teil seines Kontingentes durch Subsidienzahlung auszugleichen. Auch die übrigen Kongreßmächte traten nacheinander diesem Bunde bei. Der Plan war, mit einem Aufgebot von 800 000 Mann Frankreich gleichzeitig von allen Seiten anzugreifen. Schwarzenberg sollte mit den Österreichern und Süddeutschen über den Oberrhein vordringen, Barclay de Tolly die Russen über den Mittelrhein führen, Blücher mit den Preußen und Sachsen über den Unterrhein gehen und Wellington mit den Engländern, Hannoveranern und Holländern in den Niederlanden Stellung nehmen.

Kriegsbereitschaft Preußens. Das Verfassungsversprechen.

Preußen war sofort bereit. Von Nieuport bis Charleroi, 150 km weit, reichten die Stellungen Wellingtons; an diese schlossen sich von Charleroi bis Trier die 180 km langen Linien der Preußen an; am 19. April traf Blücher in Lüttich bei dem Heere ein: der Vormarsch gegen Frankreich konnte beginnen. Allein die Russen und Österreicher waren noch weit zurück. Während dieser Wartezeit erließ König Friedrich Wilhelm von Wien aus die Kabinettsordre vom 22. Mai 1815: als einen Lohn der neuen Anstrengungen und Opfer, welche der Krieg seinem Volke auferlegte, versprach er, um „der Nation ein Pfand seines Vertrauens zu geben“, Preußen eine konstitutionelle Verfassung zu verleihen, und ordnete an, daß am 1. September ein Ausschuß von Notabeln in Berlin zusammentreten solle, um „die Verfassung nach den hier niedergelegten Grundzügen auszuarbeiten“.

Meuterei der Sachsen in Lüttich.



66. Englischer und schottischer Offizier (1815).

Nach der Zeichnung von C. Vernet gestochen von Debucourt.

Links Offizier der Hochschotten (Highlanders) im roten Frack und mit der Straußenfedermütze (kleine Dienstuniform). Zur großen Uniform trugen die unberittenen Offiziere und Mannschaften keine Beinkleider, sondern den Faltenrock (Kilt) und Wadenstrümpfe. Rechts englischer Infanterieoffizier in Interimsuniform mit langem blauen Überrock.

Während Blücher beschäftigt war, die lange Verteidigungslinie zusammenzuziehen — denn sein Sinn war auf Angriff, nicht auf Abwehr gerichtet — widersetzte sich in Lüttich, wo Blücher am 19. April eintraf, ein Teil der sächsischen Truppen, im ganzen drei Bataillone, seinen Befehlen. Es war die erste und letzte Soldatenmeuterei, welche der Feldmarschall während seines langen Lebens erlebte. Sie waren von dem Könige von Sachsen ihres Eides noch nicht entlassen worden und weigerten sich daher, den preußischen Befehlen nachzukommen, nämlich sich, nach der nunmehrigen Teilung Sachsens, in solche, welche noch, und solche, welche nicht mehr zu Sachsen gehörten, zu unterscheiden. Mit lautem Geschrei, zum Teil betrunken, rotteten sie sich am Abend des 2. Mai vor dem Quartier des Feldmarschalls zusammen, zertrümmerten mit Steinen die Fenster und versuchten das Haus zu erstürmen; sie mißhandelten ihre eignen Offiziere und brachten auf ihren König und auf Napoleon Vivats aus. Blücher mußte seine Wohnung verlassen, mit Gewalt von Gneisenau und Nostitz fortgezogen, da er mit dem Säbel einhauen wollte. Erst nach mehreren Tagen gelang es, die Meuterer durch preußische Truppen zu umstellen und zu entwaffnen; die beschimpfte Fahne des Regiments wurde verbrannt, und die sieben Rädelsführer, welche die Soldaten, zur Besinnung gekommen, als Anstifter angaben, wurden erschossen, das ganze sächsische Korps aber

nach Hause geschickt, da weder Blücher noch Wellington mit ihnen zu thun haben wollte. Seinem tiefen Unmute aber über das unglückliche Ereignis gab Blücher in einem zornigen Schreiben an den König von Sachsen, dessen Verhalten er die eigentliche Schuld beimaß, rückhaltslos Ausdruck. „Das vergossene Blut", so schrieb Blücher an den König am 6. Mai, „wird dereinst vor Gottes Gericht über den kommen, der es verschuldet hat, vor dem Allwissenden wird Befehle geben und Befehle dulden als ein und dasselbe geachtet werden müssen. Ew. Majestät wissen, daß ein Greis von dreiundsiebzig Jahren keine andern irdischen Absichten mehr haben kann, als daß die Stimme der Wahrheit gehört werde und das Rechte geschehe."

Napoleon in der Offensive.

Kaum mit weniger Ungeduld als Blücher erwartete Wellington die Erlaubnis zum Einmarsch in Frankreich; hatten sich doch an vielen Orten in Frankreich die Royalisten erhoben, denen er Luft machen wollte. Allein Schwarzenberg verlangte bis zum 16. und dann bis zum 27. Juni zu warten, da früher die österreichischen und russischen Truppen nicht soweit sein könnten, um gleichzeitig mit den Armeen in Belgien in Aktion zu treten, während doch jeder Tag Zögerns die Widerstandskraft Napoleons stärken mußte. Da geschah das Unerwartete: Napoleon selbst eröffnete den Angriff. Am 14. Juni erschien er, ohne daß eine Kriegserklärung vorangegangen wäre, mit 128 000 Mann und 344 Geschützen bei Maubeuge an der belgischen Grenze. Zusammen waren Blücher und Wellington ihm weit überlegen; sie hatten 210 000 Mann mit 524 Geschützen; er gedachte daher, sich zwischen sie einzuschieben und sie einzeln zu schlagen, ehe sie sich vereinigen könnten.

Allein die Überraschung, auf welche Napoleon gerechnet hatte, mißlang. Die Preußen bemerkten den Anmarsch des Feindes; Blücher stellte sein erstes Korps unter Zieten den Franzosen entgegen, um sie aufzuhalten, und befahl zugleich dem vierten unter Bülow, welches weiter zurückstand, unverzüglich heranzumarschieren. Wellington, von der bevorstehenden Schlacht unterrichtet, versprach schriftlich, wenn die Preußen angegriffen würden, dem Feinde in den Rücken zu fallen, wie er umgekehrt von den Preußen ein gleiches erwartete, und begann nun seine weit zerstreuten Truppen zusammenzuziehen.

Ligny.

Unterdessen war Napoleon am 15. Juni, Zieten langsam zurückdrängend, bis Charleroi vorgedrungen; am folgenden Tage setzte sich Zieten hinter dem Lignybache in den Dörfern St. Amand la Haye, Brye und Ligny fest. Hinter ihm nahm das zweite Korps Blüchers unter Pirch und weiter östlich bei Tongrines das dritte Korps unter Thielmann Stellung. Bülow war auch an diesem Tage noch so weit zurück, daß auf seine Teilnahme am Kampfe nicht gerechnet werden konnte. Denn schon begannen vor den Preußen die französischen Truppen sich zu entwickeln. Ohne Bülow hatte Blücher aber nur 82 000 Mann ihnen entgegenzustellen. Noch stand es ihm frei, auf Bülow sich zurückzuziehen. Dennoch entschied er sich dafür, die Schlacht anzunehmen.

Von Brüssel aus hatte am 16. Juni auch Wellington wenigstens mit seinem Reservekorps sich in Marsch gesetzt; indes schon nach zwei Meilen bei Waterloo ließ er es stehen. Nur der Prinz Bernhard von Weimar nahm mit 7000 Mann bei Quatrebras Stellung, wo die Chaussee von Brüssel nach Charleroi mit derjenigen von Nivelles nach Sombresse, wo Blücher stand, sich schneidet. Bald nach Mittag fand sich Wellington allein auf dem Windmühlenberge von Bussy unweit Ligny bei Blücher und Gneisenau ein; deutlich sah er von hier aus die Franzosen auf Zieten heranziehen und versprach nochmals den Angriff auf den Rücken der feindlichen Armee. „Um 4 Uhr werde ich hier sein", versicherte er und galoppierte von dannen. Das gab für Blücher die Entscheidung, auch ohne das Bülowsche Korps die Schlacht hier anzunehmen: mußte doch Napoleon zwischen zwei Feuer geraten.

Um 3 Uhr begann die Schlacht mit dem Angriff der Franzosen auf St. Amand la Haye und Ligny. St. Amand geht verloren, wird wieder erstürmt und wieder verloren: 6 Stunden lang hält Zieten auf das tapferste gegen Vandamme stand. Noch heftiger wogt der Kampf um Ligny. Ein schweres Gewitter entlädt sich über dem Schlachtfelde; aber niemand kehrt sich daran. Immer wieder stürmen die Franzosen an. Der Abend naht. „Halten Sie das Dorf nur noch eine halbe Stunde", ließ Gneisenau dem General Kraft in Ligny sagen, „die

Ankunft der englischen Truppen steht jeden Augenblick zu erwarten." Aber die Engländer kamen nicht. Wellingtons Dispositionen waren falsch gewesen; er brachte nicht mehr Truppen zusammen, als gerade genügten, um gegen Ney, der mit 30 000 Mann zur Abwehr der Engländer gegen Quatrebras geschickt war, sich zu behaupten. Aber von einem Angriff auf den Rücken der Franzosen, wie er versprochen war, konnte nicht die Rede sein. Das einzige, was durch den heftigen Kampf, in dem Herzog Wilhelm von Braunschweig den Heldentod fand, erreicht wurde, war, daß die Engländer Ney hinderten, Zieten in den Rücken zu kommen.

Statt dessen aber zog Napoleon seine Reserven heran, um bei Ligny die Entscheidung herbeizuführen. Schon begann es zu dunkeln. Die französischen Garden überschritten den Lignybach und drohten östlich von Ligny die preußische Schlachtlinie zu durchbrechen. Blücher warf ihnen drei Reiterregimenter entgegen, Lützows Ulanen vorauf. Auf seinem feurigen Schimmel kam der greise Feldmarschall selbst in Bogensätzen herangesprengt, den Säbel schwingend, um durch seine Gegenwart die Attacke anzufeuern. Allein ein Hohlweg im hohen Weizenfeld hemmt den Angriff: die Pferde stutzen, dichte Salven der Franzosen schlagen ein, die Reiter machen kehrt, von französischen Kürassieren verfolgt. Blüchers Schimmel, tödlich getroffen, machte einige krampfhafte Sprünge, dann stürzt er nieder; unter ihm liegt betäubt sein Reiter. Schnell springt Blüchers Adjutant, Graf Nostitz, vom Pferde, nach Hilfe ausschauend. Die Kürassiere sprengen vorüber, ohne im Zwielicht den Gestürzten zu bemerken. Nach einer Weile jagen sie zurück, von preußischer Landwehrkavallerie und Lützowschen Ulanen geworfen. Major von dem Bussche wird herbeigerufen: der Feldmarschall wird von der Last des Pferdes befreit, auf das Pferd des Unteroffiziers Schneider gesetzt und heraus aus dem Getümmel des Kampfes gebracht.

Die Schlachtlinie der Preußen war durchbrochen: sie räumten Ligny und St. Amand und zogen sich auf Brye zurück, das Pirch bis Mitternacht besetzt hielt; dann gingen sie noch eine halbe Meile weiter bis Tilly und Mellery zurück, ohne daß die völlig erschöpften Franzosen daran dachten, sie zu verfolgen. In einem einsamen Gehöfte bei Mellery fand Blücher die Ruhe, deren er bei den heftigen Schmerzen, welche der Sturz hervorgerufen, dringend bedurfte. Eine Schütte Stroh auf den harten Dielen zwischen Verwundeten war sein Lager, ein Glas Milch die einzige Erquickung, welche er erlangen konnte. Hier fand ihn Gneisenau. „Wir haben Schläge gekriegt", sagte der Feldmarschall gelassen zu ihm, „wir müssen es wieder ausbessern."

Rückzug der Preußen auf Wavre

Den Rückzug der preußischen Armee ordnete Gneisenau, ehe er noch Blücher gesehen hatte: nicht auf Namur und Lüttich, sondern nordwärts auf Wavre. Ein Fall, einzig in der Kriegsgeschichte: eine geschlagene Armee gab ihre Kommunikationslinie auf, um in der Nähe des Siegers zu bleiben! Napoleon, alles andre als eine solche Kühnheit voraussetzend, sandte daher auch am 17. Juni in der Richtung auf Namur Grouchy mit 33 000 Mann aus, um Blücher im Schach zu halten, während er selbst sich mit 72 000 Mann und 240 Geschützen auf der Brüsseler Chaussee gegen Wellington in Marsch setzte.

Dispositionen für Waterloo.

Wellington wich vor dem heranrückenden Feinde bis Waterloo zurück; von hier aus fragte er bei Blücher an, ob er ihm wenigstens mit zwei Korps zu Hilfe kommen könnte. Blücher, gleich standhaft wie kühn, faßte den Entschluß, sein gestern geschlagenes Heer morgen von neuem in den Kampf zu führen. Er ließ, nachdem am Abend um 11 Uhr Bülow mit seinem Korps bei ihm eingetroffen war, Wellington melden, daß mit Tagesanbruch Bülow über St. Lambert gegen die rechte Flanke des bei Mont St. Jean stehenden Feindes vorgehen und Pirch mit dem 2. Korps ihm unmittelbar folgen solle; Zieten mit dem 1. Korps würde sich diesem anschließen, Thielmann aber mit dem 3. Korps einstweilen an der Dyle zur Deckung gegen Grouchy stehen bleiben.

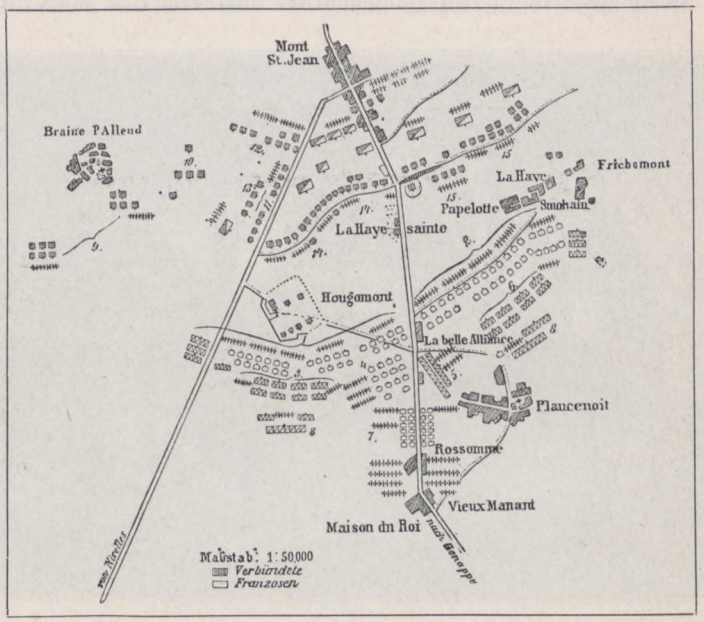
Marsch der Preußen am 18. Juni 1815.

Der 18. Juni begann; es war ein Sonntag. Der Regen strömte vom Himmel. Blücher freute sich des „Alliierten von der Katzbach"; aber der alte Verbündete erweichte alle Wege zu Schlamm, so daß Bülow erst um Mittag St. Lambert erreichte, da die Kanonen fortwährend bis an die Achsen in den Straßenmorast einsanken. Blücher, immer noch von heftigen Schmerzen gequält — man hatte ihn auf das Pferd heben müssen — ritt an das Korps heran: „Kinder", rief er den Soldaten zu, „wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht; aber es muß gehen. Ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen; ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Das spornte die Leute zur höchsten Thatkraft; willig ertrugen sie alle Beschwerden. Wo der alte Held vorüberritt, klopften sie ihm wohl aufs Knie und riefen ihm: „Viel Glück heute, Vater Blücher!" zu. Seit Mittag hatte der Regen

nachgelassen; doch war 4 Uhr vorüber, bevor Bülow den Wald von Frichemont erreichte, jenseit dessen die Schlacht zwischen Wellington und Napoleon tobte.

Waterloo und La Belle Alliance.

Es war die höchste Zeit. Um $11\frac{1}{2}$ Uhr hatte dort der Kampf mit einem Angriffe der Franzosen auf den starken rechten Flügel der Engländer bei Schloß Hougomont begonnen; als dieser jedoch keine Entscheidung brachte, ging Ney zum Sturme gegen das englische Zentrum auf den Höhen von Mont St. Jean vor Waterloo vor, doch mannhaft widerstanden die Engländer. Um 2 Uhr machte Ney mit dem Korps d'Erlons, das bei Ligny nicht mitgefochten, einen Angriff, der zurückgeschlagen wurde. Eine verheerende Kanonade richtete sich jetzt gegen das Zentrum Wellingtons, welcher eine furchtbare Attacke von 10 000 Reitern folgte. Stundenlang wogte der Kampf, die Engländer wurden aus den Dörfern La Haye und Papelotte hinausgetrieben, ihre Batterien auf dem linken Flügel waren fast sämtlich demontiert, die Reiterei mußte nach dem Zentrum hingezogen werden; aber der Angriff der feindlichen Reiterei wurde doch durch mörderische Salven siegreich abgewiesen. Wellington sah durch die ungeheuren Verluste und durch zahlreiche Desertionen aus den jungen Regimentern seine Truppenmacht auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und schon war es 7 Uhr abends geworden. Doch er harrte aus: „Unser Plan ist ganz einfach", sagte er, „Blücher oder die Nacht!" Noch einen Stoß mit den französischen Reserven und Garden: und Wellingtons Heer war zersprengt.



67. Plan der Schlacht bei Waterloo (18. Juni 1815).

Aber Napoleon hatte diese Reserven nicht mehr zur freien Verfügung. Dies schon verdankte Wellington Blücher. Schon bald nach 1 Uhr hatte der Kaiser Truppenmassen bemerkt, welche von St. Lambert heranzogen, und ein aufgefangener Brief, den durch einen schwarzen Husaren Bülow an Wellington geschickt hatte, hatte ihn belehrt, daß es die Preußen wären. Unverzüglich sandte er ihnen das Korps des Generals Mouton mit zwei Reiterbrigaden entgegen und ließ das Dorf Plancenoit besetzen. Da brachen um $4\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags die Brigaden Bülows aus dem Walde von Frichemont hervor. Mit sicherem Scharfblick erkannte Blücher, daß bei Plancenoit die Entscheidung läge, und rückte sofort zum Angriffe auf Mouton vor. Hier in der Flanke der Aufstellung Napoleons entspann sich eine zweite Schlacht: mehr und mehr wurde Mouton zurückgedrängt, Dorf und Schloß Frichemont gingen verloren. Napoleon sandte ihm die junge Garde — so hießen die seit 1807 errichteten Garderegimenter — zu Hilfe, aber auch von den preußischen Truppen trafen immer mehr auf dem Schlachtfelde ein. Zieten rückte in die Stelle des aufgelösten linken Flügels der Engländer ein, Pirch unterstützte den Angriff Bülows.

Ankunft der ersten Preußen.

In diesem Momente höchster Gefahr versuchte Napoleon ein äußerstes: er sandte seine alte Garde zu einem letzten Angriffe gegen Wellington. Allein mit bewunderungswürdiger Tapferkeit hielten die Engländer dem wuchtigen Angriffe stand; Zieten unter-

Napoleons Niederlage und Flucht.

des eroberte La Haye und Papelotte, die Flanke der französischen Sturmkolonne bedrohend. Die Garden weichen; jetzt gehen die Engländer ihrerseits zum Angriffe über, nachdrücklich durch Zieten unterstützt: ihr Ziel ist das weithin sichtbare Einzelgehöft La Belle Alliance. Gleichzeitig erstürmen die Preußen Plancenoit und treiben die Feinde in regelloser Flucht nach La Belle Alliance zurück. Unter dem dreifachen Angriffe Bülows, Zietens und Wellingtons lösen sich die Reihen der Franzosen völlig: Alles stürzt in jähem Schrecken südwärts von dannen. „Jetzt ist es zu Ende, retten wir uns!" sagte Napoleon und gab seinem persischen Schimmelhengste die Sporen.

Zusammenkunft Blüchers und Wellingtons.

Schon war die Nacht hereingebrochen, als bei dem Gehöfte La Belle Alliance von verschiedenen Seiten her Blücher und Wellington zusammentrafen; mit herzlicher Umarmung begrüßten sich die siegreichen Feldherren, und mit weit anschwellendem Gesange stimmten die wackeren Preußen ein, als General Grolman seine Trompeter „Herr Gott! Dich loben wir" blasen ließ. Zur Ruhe aber kamen sie noch nicht. Wellington ritt in sein Hauptquartier nach Waterloo zurück; er hielt seine Engländer



68. Schloß Hougomont. Nach einer Photographie.

für zu ermüdet, als daß er an Verfolgung des geschlagenen Feindes denken konnte. Die Preußen jedoch, obwohl seit 4 Uhr morgens in Bewegung, waren es nicht: auf der Stelle drängten sie den fliehenden Franzosen nach, die sich in grenzenloser Verwirrung auf Genappe zu wälzten: dort hoffte Napoleon seine Truppen wieder sammeln zu können. Aber um 11 Uhr nachts traf auch Blücher in Genappe ein, wo man den Wagen Napoleons mit einer reichen Beute an Diamanten und Kostbarkeiten fand, und scheuchte die Flüchtigen weiter. Ohne Hut und Degen, die man im Wagen gefunden, jagte Napoleon, völlig überrascht, von dannen, während Gneisenau mit zwei Reiterregimentern die Nacht hindurch hinter ihm war. Erst diese rastlose Verfolgung vervollständigte den herrlichen Sieg und vollendete Napoleons Verderben. Im übrigen sah sich Wellington als den eigentlichen Sieger an, was er auch durch einen Vormarsch über das Schlachtfeld und dadurch zu kennzeichnen suchte, daß er die Schlacht nach Waterloo, seinem letzten Nachtquartier, benannte; dort aber hatte sie bekanntlich nicht stattgefunden. Er bedurfte dieser Stellung, um als Beschützer der Bourbonen und als Gegner zu hoch gespannter preußischer Ansprüche auftreten zu können.

In seinen Denkwürdigkeiten hat Napoleon der Welt weismachen wollen, daß lediglich das Ausbleiben Grouchys den Verlust der Schlacht verschuldet hätte. Nichtige Beschuldigung: Grouchy stand am 18. Juni viel zu weit von dem Schlachtfelde entfernt, als daß er überhaupt in den Kampf hätte eingreifen können. Er war am Nachmittage auf die Preußen Thielmanns gestoßen und mit ihnen handgemein geworden; am nächsten Morgen hatte er den Kampf mit Erfolg wieder aufgenommen, auf die Nachricht von Napoleons Niederlage sich nach Namur zurückgezogen. Pirch, von Blücher abgesandt, um ihn hier abzuschneiden, fand ihn nicht mehr vor; Grouchy war schon nach Frankreich zurückgekehrt, wo sein Korps der Stützpunkt für die Versprengten von der Armee Napoleons wurde. Auf diese Weise hatte Napoleon immer noch Streitkräfte zu letzter Gegenwehr. Sein Bruder Lucian kam aus England herüber und riet ihm, alle Truppen in Frankreich zusammenzuziehen und nochmals an der Spitze von 200 000 Mann den Feinden entgegenzutreten. Dem gegenüber war es ein sehr gewagtes Unternehmen, daß Blücher nur mit den Korps von Bülow und Zieten in Frankreich eindrang, um unter dem Eindrucke des großen Sieges Paris einzunehmen.

Grouchy von Napoleon fälschlich beschuldigt.



69. Meierhof La Belle Alliance. Nach einer Photographie.

Indessen Napoleon folgte dem kühnen Rate nicht; er begab sich nicht nach Laon, wo die Truppen sich sammelten, sondern nach Paris. Neun Tage, nachdem er es verlassen hatte, traf er dort wieder ein, in der Nacht vom 20. zum 21. Juni. Die Tuilerien mied er, denn dort tagte die Volksvertretung, mit der er sich schon am 3. Juni überworfen hatte, weil sie nicht seinen Bruder Lucian zum Präsidenten erwählt hatte; er blieb im Palaste des Elysée. Unter den Volksvertretern aber erhob sich eine lebhafte Opposition gegen das kaiserliche Regiment; auf Lafayettes Antrag erklärte sich die Versammlung in Permanenz und litt es, daß Fouché, der alte Jakobiner, den der zurückkehrende Kaiser zum Minister gemacht hatte, dieselbe Rolle zu spielen suchte, welche Talleyrand im vergangenen Jahre durchgeführt hatte. Der Abgeordnete Jay, ein Werkzeug Fouchés, beantragte, eine Deputation an Napoleon zu senden, welche ihn auffordern sollte, abzudanken, im Weigerungsfalle aber die Absetzung ihm anzukündigen hätte. Die Volksvertretung trat dem Antrage bei. Wohl sträubte sich Napoleon gegen das Verlangen; als jedoch die Minister jeden Widerstand für unmöglich erklärten, fügte er sich und entsagte am 22. Juni zu gunsten seines Sohnes zum zweitenmal der Regierung. Das war das Ende der sogenannten

Napoleon wieder in Paris.

„hundert Tage": in Wahrheit war Napoleon 102 Tage seit seiner Rückkehr nach Frankreich Kaiser gewesen.

Aus dieser letzten Zeit des Imperators schreibt Metternich an seine Tochter von einer die gefallene Größe und — die Pariser recht kennzeichnenden Liebhaberei der Pariser. Unter den Fenstern der kaiserlichen Wohnung sammelte sich Tag für Tag eine Menge niedersten Pöbels. Kam nun ein gut gekleideter Spaziergänger vorüber, so hielt man ihn an und fragte ihn, ob er den Kaiser sehen wollte; es koste 12 Sous. Bejahte und bezahlte er, so machte sich der Haufe daran und schrie: Vive le père la Violette! vive le bonhomme! vive le Caporal! vive l'Empereur! und schrie so lange, bis der Veilchenvater, der gute Kerl, der kleine Korporal sich seinen lieben Kindern zeigte.

Die Regierungskommission und Fouché.

Nicht eine Regentschaft indes, wie die Abdankungsurkunde verlangte, wurde eingesetzt, sondern eine „Regierungskommission", an deren Spitze sich Fouché stellte. Ihr Ziel war die Zurückführung der Bourbons. Dafür war auch Wellington, während Kaiser Alexander den französischen Thron den Orléans zu geben gedachte. Und Ludwig XVIII. erließ von Gent aus, wohin er sich geflüchtet hatte, eine Proklamation an das französische Volk voll freundlicher Verheißungen. Am 6. Juli suchte ihn Fouché im englischen Hauptquartier in Neuilly auf und trug ihm die Notwendigkeit vor, durch die Verkündigung einer Amnestie und Versicherung seiner verfassungstreuen Gesinnung die Gemüter zu beruhigen. Ludwig ernannte darauf den alten Königsmörder zu seinem Minister, und Fouché kündigte darauf mit dreistester Stirn der Regierungskommission an, die verbündeten Monarchen hätten einstimmig und bedingungslos die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. beschlossen, und löste ohne weiteres, um allen Widerspruch zu verhindern, die Kammern der Volksvertretung auf.

Blücher vor Paris.

In Geschwindmärschen rückte unterdessen Blücher gegen Paris heran, in wiederholten Gefechten die französischen Heerhaufen zur Seite werfend: schon am elften Tage nach der Schlacht bei Belle Alliance stand er vor den Thoren der Hauptstadt Frankreichs. Davout hatte deren Verteidigung übernommen: die Nordseite war durch Verschanzungen gedeckt, die Südseite wurde durch Kavallerie geschützt; Nationalgarden besetzten die Thore. An 70 000 Mann Linientruppen hatte Davout noch zusammengebracht. Gegen diese war Blücher zu schwach; er benutzte aber die Zeit, bis Wellington, welcher um zwei Tagemärsche hinter ihm zurück war, heranrückte, dazu, den Major von Colomb, seinen Schwager, mit einem Reiterregiment abzusenden, um sich der Seinebrücken bei St. Germain zu bemächtigen und womöglich Napoleon, der in dem Schlosse von Malmaison weilte, gefangen zu nehmen. Indes Colomb fand das Schloß leer, Napoleon hatte es am 29. Juni verlassen.

Übergabe von Paris.

Im Einverständnisse mit Wellington überschritt Blücher nun die Seine, um Paris von der Südseite anzugreifen, während Wellington von Norden stürmte. Davout strebte nach Waffenstillstand, aber Vandamme, der im Süden kommandierte, griff am 3. Juli, morgens um 3 Uhr, die Preußen in Issy an: in vierstündigem Kampfe wurde er zurückgeworfen, und nun erschienen in St. Cloud bei Blücher französische Bevollmächtigte, um die Übergabe von Paris anzubieten. Auch Wellington wohnte der Verhandlung bei: das Ergebnis war, daß die französischen Truppen binnen drei Tagen Paris räumten und sich hinter die Loire zurückzogen, und daß Paris von den verbündeten Armeen besetzt wurde. Schutz der Personen und des Eigentumes war versprochen, jedoch — wie Blücher verlangte — „mit Ausnahme dessen, welches sich auf den Krieg bezieht". Auf der Brücke von Neuilly wurden die Ratifikationen dieses Vertrages ausgewechselt, und am 7. Juli rückte Zieten in Paris ein und besetzte die Stadtteile zur Linken der Seine; am 8. und 9. folgten die übrigen Korps.

Blücher in St. Cloud.

Blücher wohnte in St. Cloud, dem Lieblingspalaste Napoleons. Dort speiste mit ihm am 12. Juli 1815 Metternich zu Mittag. Er schrieb darüber an seine Tochter: „Er (Blücher) und seine Adjutanten rauchen da, wo wir den Hof in höchster Gala gesehen haben; ich habe mit ihm in dem Raume gegessen, wo ich Unterredungen von soundsoviel Stunden mit Napoleon gehabt hatte. Die Armeeschneider haben sich in der Galerie aufgethan, wo man nach der Vorstellung ging, und die Regimentsmusikanten der Jäger angeln Goldfische in dem großen Bassin unter den Fenstern des Schlosses. Indem er mit mir die große Galerie durchschritt, sagte der alte Marschall zu mir: „Da muß doch eener een rechter Narre gewesen sind, der man das Alle hatte un nach Moskau geloofen is!"

Die Soldaten wurden bei den Bürgern von Paris zu deren höchstem Schrecken einquartiert; denn von der Milde des vorigen Jahres wollte der grimmige Feldmarschall nichts wissen. Von seinem Hauptquartier in St. Cloud aus legte er Frankreich eine Kontribution von 100 Millionen Frank auf und verlangte außerdem zweimonatlichen Sold nebst vollständiger Ausrüstung und Bekleidung für sein Heer. Sie möchten sich an Daru wenden, diese Summe aufzubringen, sagte er den klagenden Parisern: der hätte darin in Berlin große Sachkenntnis bewiesen. Unverzüglich ließ er auch die Preußen gehörenden Kunstwerke herbeischaffen: noch an demselben Abend des Einzugs wurden bei Lampenlicht das aus Danzig gestohlene Jüngste Gericht und der Köln gehörende St. Peter von Rubens aus den Museen abgeholt. Dann befahl er die Jenabrücke, „dieses zur Beschimpfung Preußens errichtete Denkmal", in die Luft zu sprengen; er rechnete sie mit zu dem Staatseigentum, welches sich auf den Krieg bezöge. Scharnhorsts Sohn bekam den Auftrag. Ludwig XVIII. versuchte durch Talleyrand, Fürbitte für die Brücke einzulegen; Blücher ließ ihm kurzweg antworten: „Die Brücke wird gesprengt, und ich wünschte, Herr Talleyrand setzte sich vorher darauf." Alles das geschah natürlich unter dem Widerspruche Wellingtons. Die Mine indes war zu schwach, und bevor eine zweite gelegt werden konnte, war die Lage der Dinge in Paris verändert.

Blüchers Auftreten in Paris.



Ankunft der Monarchen in Paris.

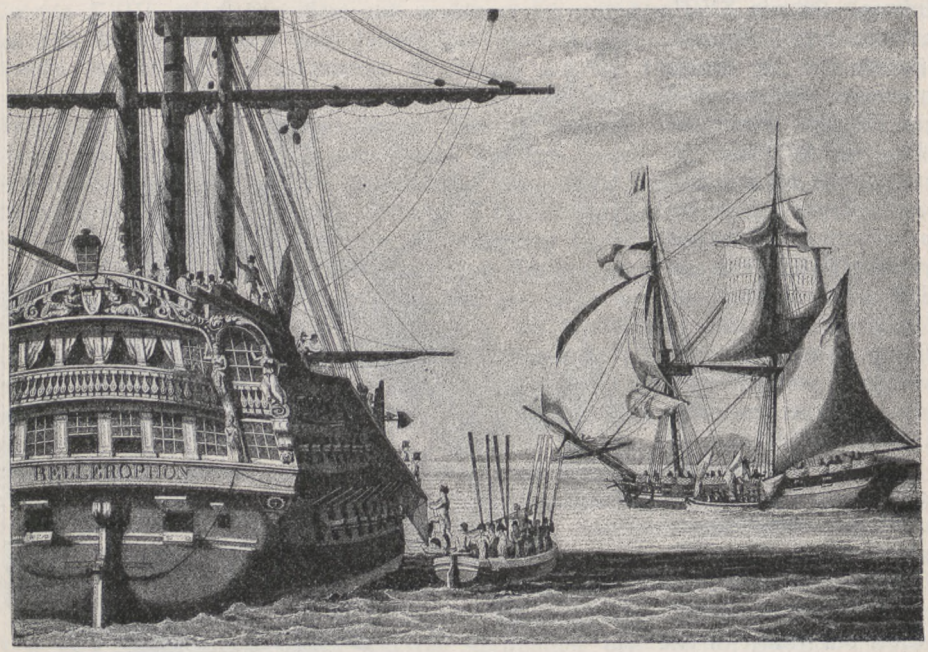
70. Imperialistisches Spottbild von 1815: Ludwigs XVIII. zweiter Einzug.

Schon waren die russischen Truppen bis Lothringen vorgedrungen und auch die österreichischen mit den süddeutschen hatten bei Straßburg und Belfort den Franzosen erfolgreiche Gefechte geliefert, als die Einnahme von Paris dem Kriege ein Ende machte. Mit Postpferden eilten die verbündeten Monarchen ihren Heeren voraus und trafen am Abend des 10. Juli in Paris ein. Gewissermaßen als Hausherr empfing sie dort zu ihrem höchsten Verdrusse Ludwig XVIII., der im Vertrauen auf Wellington schon zwei Tage zuvor in seine Hauptstadt zurückgekehrt war. Die Frage der Thronbesetzung war damit ohne ihr Zuthun entschieden — und dadurch im Grunde auch die Gestaltung des Friedens. Indem sie die Thatsache sich gefallen ließen, ließen sie sich auch die Folgen gefallen. Die vier Großmächte ernannten aus ihren Ministern und ersten Generalen eine Kommission zur Ordnung aller Verhältnisse: vergebens verlangte hier Preußen die Abtretung von Elsaß und Lothringen; Ludwig XVIII. einmal anerkannt, galt jetzt als befreundeter Monarch, dem man eine so schwere Bedingung nicht auferlegen wollte. Man blieb dabei, nicht wesentlich über die Bestimmungen des Pariser Friedens hinauszugehen. Kaiser Alexander zumal bewegte sich damals in der Idee, daß er zur Durchführung einer religiös-christlichen Weltordnung von der Vorsehung ausersehen sei. Die mystisch-schwärmerische Frau von Krüdener, mit der

er von Wien her schon in Verbindung stand, hatte sie ihm beigebracht. Die Vorstellung eines von der Liebe zusammengehaltenen, von christlichem Geiste getragenen politischen Bundes beherrschte ihn ganz und gar; voll unklarer Gefühlsseligkeit entwarf er selbst die Grundzüge einer solchen „Heiligen Allianz". Wie hätte dieser Bund damit beginnen können, dem König Ludwig wehe zu thun, auf dessen Beitritt es nicht weniger abgesehen war, als auf den aller übrigen christlichen Souveräne?

Frau von Krüdener.

Barbara Julia Freifrau von Krüdener geb. von Vietinghoff war am 21. November 1764 zu Riga in Livland geboren. Ihre Eltern waren vermögend, nahmen sie viel auf Reisen mit, und so erhielt ihr Wesen neben vielen glänzenden Eigenschaften etwas Unstätes, Unbefriedigtes. Schon einmal verlobt, heiratete sie mit 18 Jahren im Jahre 1782 den 20 Jahre älteren Baron von Krüdener, der an verschiedenen europäischen Höfen Gesandter war. Die an sich nicht unglückliche Ehe wurde aus ganz romanhaften Motiven durch Juliens Leichtsinn gestört; sie wurde dem Gatten untreu. Doch kam es zu keiner Scheidung, vielmehr söhnten sich



71. Einschiffung Napoleons an Bord des Bellerophon.

die Gatten äußerlich wieder aus. Im Jahre 1802 starb Krüdener plötzlich, während sie sich auf einer wider seinen Willen unternommenen Reise nach der Schweiz und ihrem geliebten Paris befand. Der Todesfall erschütterte sie, jedoch nur vorübergehend. Sie kehrte 1804 nach Livland zurück; sie fühlte sich einsam, die früheren Reize begannen zu schwinden, sie zählte nun 40 Jahre. Da nahm sie an sich eine „Erweckung" im methodistischen Sinne wahr und begann nun ein vielfach auf Reklame berechnetes und nach Aufsehen haschendes Wanderleben mit Erweckungsbetstunden und pietistischer Proselytenmacherei. Das war ganz die Frau, deren Wesen Alexander gefangen nehmen mußte, ihn der auch an jener inneren Halbheit krankte, die charakterlosen Gefühlsegoisten eigen zu sein pflegt. Im Jahre 1814 lernte er sie kennen, und sie blieb von nun an für längere Zeit in seiner Nähe. Er bethätigte nun gern an den Franzosen, was geschrieben steht, daß man dem, der um einen Rock bittet, auch den Mantel geben soll; nur daß er sich, wie die Folge lehren wird, dazu des preußischen Rockes und des deutschen Mantels bediente.

Die Heilige Allianz.

Friedrich Wilhelm sah in dem Bunde ein Wiederaufleben des Sinnes, der ihn vor zehn Jahren in der Gruft seines großen Ahnen in Potsdam mit Alexander verbunden hatte, und ging leicht auf die Ideen des Zaren, seines Freundes, ein; Kaiser Franz dagegen hielt die Bundesartikel für nicht viel mehr als harmlose Redensarten: darum war er auch bereit, dem Wunsche seines kaiserlichen Alliierten nachzukommen. So schlossen die drei Monarchen nach einer großen mit religiöser Schaustellung ver-

bundenen Parade auf dem Camp des Vertus in der Champagne am 26. September 1815 in Paris die Heilige Allianz, durch welche die europäische Staatenwelt in eine große Familie umgewandelt und die christliche Bruderliebe zum obersten Gesetz für Fürsten und Völker gemacht werden sollte. Kaiser Alexander hatte selbst, natürlich unter der reichlichen Mitwirkung der Frau von Krüdener, das merkwürdige Schriftstück abgefaßt. Sofort traten die russischen Truppen, als wenn für sie Streit und Fehde schon völlig zu Ende wären, den Rückmarsch aus Frankreich an; auch die beiden Kaiser reisten noch vor dem Ende des Monats aus Paris ab, und am 2. Oktober wurden die Präliminarien des zweiten Pariser Friedens unterzeichnet.



Was lange währt wird gut
endlich erfolgte Landung der Boulogner Flotille in England, an ihrer Spitze den großen Kaiser der großen Nation.

Der große Kaiser.
Da liegt das längst ersehnte Land
Vor meinen trunknen Blicken!
Zwar fühl' ich zweier Helden Hand
Mich an den Ohren zwicken.
Doch hängt sich ein getreuer Schwarm
Mir an den Fuß und an den Arm,
Und dort erst werd' ich Kaiser.

John Bull.
Er, Kaiser? Er? Vergeß' Er doch
Einmal das Kaiserfieber!
Sieht er! Man stackt Ihn hier ins Loch;
Drum schickt man Ihn herüber.
Er und die treuen Großmarschalle
Ihr könnt in einer Rattenfalle
Den Weltenrausch verschlafen.

72. Spottbild auf Napoleons englische Gefangenschaft.

Der zweite Pariser Frieden.

Daß die Bestimmungen dieses Friedens doch merklich schärfer als die des vorjährigen ausfielen, war wesentlich der Energie zu danken, welche Gneisenau in der Friedenskommission — Blücher hatte die Berufung in dieselbe abgelehnt — gezeigt hatte. Ungefähr dem Gebietsstande von 1790 entsprechend, mußte Frankreich an Preußen Saarlouis und Saarbrücken, an Bayern Landau, an die Niederlande Philippeville und Marienburg mit dem Herzogtume Bouillon, an Sardinien seinen savoyischen Besitz abtreten, auch auf Monaco verzichten. Von den Kunstschätzen, welche Napoleon aus der ganzen Welt zusammengeraubt hatte, war eine Anzahl — namentlich dank Blücher die Viktoria des Brandenburger Thores in Berlin — schon 1814 zurückgenommen; jetzt mußte Frankreich auch die übrigen, deren Herausgabe Ludwig XVIII. immer wieder verzögert hatte, zurückerstatten. Außerdem mußte es 700 Millionen Frank Kontribution bezahlen und eine Besatzung von 150000 Mann aus den verbündeten Armeen bis zu fünf Jahren unterhalten. Aber es behielt Elsaß und Lothringen sowohl wie Avignon und Mömpelgard. Nach bewegtem Abschiede von seinem greisen Feldmarschall verließ nun auch König Friedrich Wilhelm die französische Hauptstadt. Am 20. November 1815 wurde der zweite Pariser Frieden unterzeichnet.

Napoleons Schicksal.

Blücher und Gneisenau hielten es für recht, Napoleon auf derselben Stelle zu erschießen, wo dieser den Prinzen von Enghien hatte töten lassen; Hardenberg wollte ihn wenigstens auf eine wüste Insel geschickt wissen. Und wie diese Preußen, so dachten selbst viele Franzosen. Das blieb Napoleon nicht verborgen. Wohl bot er noch einmal von Malmaison aus der Regierungskommission an, als General sich an die Spitze der französischen Truppen gegen die heranrückenden Verbündeten zu stellen; als aber diese das Anerbieten kurz ablehnte, verließ er in der Stille das Schloß. So entging er noch rechtzeitig Colomb. Er gedachte nach Nordamerika zu entschlüpfen. Die englischen Kreuzer aber hielten an der Küste aufmerksam Wacht; ein heimliches Entrinnen war nicht möglich: ihm blieb nur die Wahl, sich entweder den Franzosen oder den Engländern anzuvertrauen. Er zog die Engländer vor, indem er sich durch



73. Ansicht von Jamestown auf St. Helena.

ein Schreiben vom 13. Juli vertrauensvoll dem Prinzregenten von Großbritannien ergab: „er komme, um wie Themistokles Schutz zu suchen am gastlichen Herde des großmütigen Feindes“ und begab sich mit seinem kleinen Gefolge am 15. Juli an Bord der englischen Fregatte „Bellerophon“. Sie segelte mit ihm nach Torbay; dort erschien der „Northumberland“, und Lord Keith begab sich an Bord des „Bellerophon“, um Napoleon anzukündigen, daß „Northumberland“ Befehl habe, nach der Bestimmung der verbündeten Monarchen ihn nach der Insel St. Helena zu bringen. Anfänglich hatten die Verbündeten, wie Metternich an die Kaiserin Marie Luise schrieb, daran gedacht, ihn in dem schottischen Fort Saint-George unterzubringen und unter die Aufsicht von vier Kommissarien zu stellen, eines österreichischen, preußischen, russischen und französischen, eine echte Wiener Kongreßmaßregel! — In grünem Frack mit goldenen Epauletten, in weißseidenen Strümpfen und Schuhen empfing der entthronte Kaiser den Engländer; mit heftigen Worten protestierte er gegen den Befehl: er werde binnen drei Monaten da sterben, teils des Klimas wegen, teils weil er, gewöhnt täglich 20 Wegstunden zu Pferde zu machen, keine Bewegung haben werde. Niemand achtete

auf seine Weigerung, seine Drohungen. Zehn Wochen dauerte die Fahrt nach dem fernen Eiland, nachdem man am 9. August England verlassen hatte: da stiegen die zerklüfteten Felsen von St. Helena vor dem Verbannten auf. „Ach, ich wollte, wir wären vorbeigesegelt!“ rief die Gräfin Bertrand aus, durch den öden, drohenden Eindruck der kahlen, jäh abstürzenden Felsen erschreckt; sie begleitete ihren Gemahl, der sich nicht hatte entschließen können, seinen früheren Herrn in der Verbannung zu verlassen. Am 18. Oktober warf der „Northumberland“ die Anker.

Napoleon auf St. Helena; sein Tod.

Der „Gefangene Europas“ erhielt die Meierei Longwood zur Wohnung angewiesen, sein Gefolge wohnte in nahe gelegenen Häusern. Nach dem Beispiele Kaiser Karls V. benutzte er die Abendpause seines Lebens, um seinen wunderbaren Lebensgang aufzuzeichnen. Allein schon nach wenig Jahren begann seine Gesundheit zu schwanken; ein älteres Magenleiden, das er vom Vater geerbt hatte, steigerte sich und machte am 5. Mai 1821 einem Leben ein Ende, das, aus dem Dunkel emportauchend, zu den höchsten Höhen der Menschheit hinaufgeführt hatte, um wieder im Dunkel zu erlöschen. Gewiß war Napoleon ein außerordentlicher Mensch: wer möchte seinem wunderbaren Feldherrntalente, seiner genialen Organisationsgabe Bewunderung versagen? Aber wiederum: wen stieße nicht der eiskalte Egoismus, der Mangel jedes höheren Schwunges, die innere Roheit, die cynische Unwahrhaftigkeit des Mannes zurück? Und wie weit war das herbe Geschick, das ihn traf, entfernt, ihn innerlich zu läutern! 30 000 Menschen hatte sein frivoles Entweichen von Elba in den Tod geführt; Hunderttausende zum Meineid verleitet: er hat kein Gefühl einer Schuld. Die Aufzeichnungen von St. Helena sind voll von Schmähungen und Verleumdungen der alten Genossen, von bewußten Verdrehungen der Wahrheit. Der Eindruck ist unwiderstehlich: der das geschrieben, war sein Schicksal wert. Denn in der inneren Wahrhaftigkeit liegt die wirkliche Größe eines Mannes.

Murats Ausgang.

Mit Napoleons Sturz brach auch die letzte Aussicht König Joachim Napoleons von Neapel zusammen. Eine Zeitlang hielt sich Murat im südlichen Frankreich vor den heimkehrenden Bourbons verborgen; dann entschlüpfte er nach Bastia auf Corsica. Österreich bot ihm Sicherheit gegen Verzicht auf die Königskrone; allein er lehnte das Anerbieten ab; er glaubte, daß es ihm besser gelingen würde, als seinem kaiserlichen Schwager, den verlorenen Thron wiederzugewinnen: hatte er doch nicht auf die Krone Verzicht geleistet. Mit einer kleinen Schar von Anhängern machte er sich daher nach Neapel auf, wo er sich ebenso beliebt, wie den König Ferdinand verhaßt wußte. Allein ein Sturm zerstreute die Flottille; mit Mühe gewann König Joachim die Küste bei Pizzo. Nur von dreißig Getreuen begleitet, zog er der Hauptstadt zu; ein Kommando Soldaten begegnete ihm: er forderte sie auf, sich ihm anzuschließen, denn er sei zurückgekehrt, um das Land zu befreien. Indes nur zwei Soldaten folgten der Aufforderung. Da eilte er entmutigt zur Küste zurück. Die andern Soldaten holten ihn ein, Landvolk gesellte sich zu ihnen, ein Gefecht entspann sich: Joachim wurde gefangen genommen und vor ein Kriegsgericht gestellt. Das Urteil lautete auf Tod; am 13. Oktober 1815 wurde es im Hofe des Schlosses zu Pizzo vollstreckt. Mit seinem alten unerschütterlichen Mute ertrug Murat den Tod, dem er so oft verwegen ins Auge geschaut hatte. Dem Volke Italiens aber galt der Tapfere fortan für einen Märtyrer, der für die Einheit Italiens gefallen: hatte er doch zuerst das Volk dazu aufgerufen.

Royalistische Reaktion in Frankreich.

Der Glanz der Familie Bonaparte war erloschen: ihre übrigen Mitglieder traten in das Dunkel des Privatlebens zurück, aus dem Napoleon sie hervorgezogen hatte. Nur in Frankreich hatte die Zeit des Bonapartentums noch ein Nachspiel ernstester Art. „Hingegangen nach Gent“, bemerkte Fürst Talleyrand, „sind sieben- bis achthundert Royalisten, nicht mehr; zurückgekehrt sind aber fünfzigtausend.“ So augenfällig gab sich nach der Rückkehr Ludwigs von Gent in weitesten Kreisen das Bestreben kund, für einen guten Royalisten zu gelten. Die ganze Strömung der Gemüter richtete sich gegen die Bonapartisten. Vergebens versuchte Ludwig mit Klugheit und Besonnenheit zu mäßigen und die Gegensätze auszugleichen; er zog die Anhänger des verbannten Kaisers, welche sich ihm wieder anschlossen, ebenso in seinen Rat und

in seine Umgebung wie die gemäßigten Royalisten; seine Bemühungen um Wiederherstellung des inneren Friedens mißlangen: die Reaktion gegen die hundert Tage war zu stark, bald sah sich der König machtlos der gewaltigen, ingrimmigen Strömung gegenüberstehen. Die neu gewählte Kammer der Abgeordneten, eine Versammlung ohne politische Erfahrung, voll jugendlicher Leidenschaft, war viel königlicher als der König. Alle Fürsprecher einer Amnestie, das erste Ministerium, das sich gewissermaßen selbst aufgedrungen, Talleyrand-Fouché, wurden entfernt; alle früheren Konventsmitglieder, welche einst für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten, wurden verbannt: als geächtete Greise mußten damals Cambacérès, Sièyes, Carnot Frankreich den Rücken wenden. Die 26 Mitglieder des Oberhauses, welche sich Napoleon angeschlossen hatten, wurden aus der Pairskammer ausgestoßen. Der Staatsbankrott wurde in Vorschlag gebracht, um die Gläubiger des Kaiserreichs in ihrem Vermögen zu treffen; Ausnahmegerichte wurden gegen die Beamten und Offiziere eingesetzt, welche Ludwig den eben geschworenen Eid bei der Rückkehr Napoleons gebrochen hatten: ihre Urteile lauteten unter der Leidenschaft des Tages auf Tod. Oberst Labedoyère wurde erschossen; dasselbe Urteil und Schicksal traf den hochverdienten Marschall Ney, der freilich nächst Napoleon die Hauptschuld an dem unsäglichen Unglück trug, das durch die hundert Tage über Frankreich heraufgeführt war; auch die General Chartran und Mouton-Duvernet endeten durch Standrecht; der Generalpostmeister Lavalette, der die geheimen Verbindungen Napoleons gekannt und gefördert haben sollte, entging nur mit Hilfe seiner mutigen Frau, einer Nichte der Kaiserin Josephine, durch Verkleidung dem über ihn verhängten Tode. Im Süden rottete sich der Pöbel zusammen und nahm durch Mord und Brand Rache an allen Bonapartisten, den Feinden „von Thron und Altar“: es war, als wollten die Tage des „weißen Schreckens“ wiederkehren; so häuften sich Mordthaten und Brandstiftungen in gewaltthätiger Unterdrückung des Bonapartentums.

Wohlthätige Einsicht Ludwigs XVIII.

Da stellte sich König Ludwig dem Unwesen entgegen; durch die Ordonnanzen vom 5. September 1816 löste er das Abgeordnetenhaus auf, verschärfte das Wahlgesetz und berief in die Pairskammer eine Anzahl kaiserlicher Generale und Präfekten als Bundesgenossen zur Eindämmung der royalistischen Reaktion. Nun erst konnte auf den verheerenden Sturm der Frieden folgen, und auch ein natürlicher Rückschlag gegen die soeben gezeigte Wut gegen alles, was mit Napoleon zusammenhing. Und allgemach, fast unmerklich wurzelte in den Gemütern die Sage sich ein, daß der gekrönte Italiener, der gewaltthätige Militärdespot, ein Vorkämpfer der Freiheit Frankreichs, der Erbe der großen Revolution gewesen, den die „schnöden Verträge von 1815“ gestürzt und „die feilen Schergen des treulosen Albion“ nach dem öden Felsen im Weltmeer entführt, weil er „sein Frankreich zu sehr geliebt“: eine Mythe, welche, getragen von den unzufriedenen Veteranen, gepflegt von den liberalen Gegnern der Regierung, vor allem später durch die Chansons von Béranger in weniger als einem Menschenalter zu einer Macht in Frankreich erwachsen sollte.

Der Fortgang des Wiener Kongresses.

Die Rückkehr Napoleons von Elba hatte die in Wien versammelten Diplomaten wohl aufgeschreckt, aber ihre Arbeit, oder was sie so nannten, nicht unterbrochen. Neben und nach der Regelung der polnisch-sächsischen Frage war auch die territoriale Neuordnung Europas vollendet worden. Die Säkularisationen wurden aufrecht erhalten, die Ritterorden nicht wiederhergestellt, ebensowenig, mit geringen Ausnahmen, die reichsunmittelbaren Standschaften. Ein jeder Staat erhielt nach dem Maße seine Ansprüche erfüllt, wie seine Vertreter durch Intrigen und Parteiung für dieselben zu wirken wußten; von sachgemäßem Abwägen war nirgends die Rede. Das Ergebnis war folgendes:

Die Ergebnisse des Kongresses.

Rußland erhielt Finnland, Bessarabien und einen Teil der Moldau. Das Herzogtum Warschau wurde durch Kleinpolen ansehnlich vergrößert, jedoch ohne das Großherzogtum Posen zu einem konstitutionellen Königreich Polen erhoben, dessen Krone Alexander mit der russischen vereinigte. Krakau wurde ein kleiner Freistaat unter dem Schutze der drei Nachbarmächte. — England erhielt Malta, Helgoland und das Protektorat über die Jonischen Inseln, außerdem mehrere französische und

holländische Kolonien, zumal das Kapland. König Georg III. erhielt das zu einem Königreich erhobene und um Ostfriesland vergrößerte Hannover zurück. — Mit Schweden wurde Norwegen in Personalunion vereinigt; Schwedisch-Pommern nördlich der Peene kam dafür an Preußen, welches zur Entschädigung Lauenburg an Dänemark abtrat. — In Spanien und Portugal kehrten die alten Königsfamilien auf den Thron zurück. — Mit Holland wurde Belgien zu einem Königreich der Niederlande vereinigt, und Luxemburg mit ihm in Personalunion verbunden. — Der Schweiz wurde beständige Neutralität und den bisherigen 19 Kantonen eine Vergrößerung durch die neuen Kantone Wallis, Genf und Neufchatel zugesprochen. — Parma, Piacenza und Guastalla wurde der Kaiserin Marie Luise zugeteilt. — Sardinien erhielt Savoyen zurück und wurde mit Genua vergrößert. Toscana erhielt der Erzherzog Ferdinand, Modena der Erzherzog Franz von Este, Neapel der König Ferdinand von Sizilien, den Kirchenstaat Papst Pius zurück. — Österreich wurde durch Illyrien, Dalmatien, die Lombardei, Venedig, Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel und Galizien vergrößert, Bayern durch die Pfalz, Würzburg und Aschaffenburg, Hessen durch Fulda. Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und Weimar wurden zu Großherzogtümern erhoben, die drei Hansestädte und Frankfurt am Main wurden als freie Reichsstädte anerkannt. Preußens Entschädigung war schon durch den Vertrag vom 10. Februar festgestellt; immerhin gewann es außer dem polnischen Gebiet lediglich deutsches Land, aber in unselig verzettelter Lage, während Österreich durch den ihm werdenden Zuwachs eine bessere territoriale Abrundung erhielt, als es jemals gehabt hatte.

Verhalten des Kongresses gegen Deutschland.

So willkürlich und innerlich haltungslos auch die meisten dieser Festsetzungen des Wiener Kongresses waren, so wurden sie doch an Kläglichkeit noch weit durch die Neuordnung der deutschen Verhältnisse übertroffen, die der Kongreß bestimmte. Die Hoffnung des deutschen Volkes war gewesen, daß aus den Verhandlungen des Kongresses ein starkes deutsches Reich hervorgehen würde. Sang doch damals aus aller Herzen Max v. Schenkendorf, „der Kaiserherold" sein schönes Lied: „Wollt ihr keinen Kaiser küren?" Allein daran war bei der Abneigung der Führung Österreichs nicht zu denken. Die Pläne der preußischen Vertreter, Deutschland eine starke Verfassung zu geben, stießen allenthalben auf den stärksten Widerspruch. Bayern war der Meinung, Deutschland bedürfe ebensowenig wie Italien einer einenden Verfassung.

Die deutsche Bundesakte.

Schon dachte man an den Schluß des Kongresses, schon war der Ausbruch des Kampfes in Belgien jeden Tag zu erwarten, und noch immer war für die Ordnung Deutschlands nichts geschehen. Sieben Monate lang war die Beratung der deutschen Bundesakte verschleppt: dann wurde sie in 14 Tagen, vom 26. Mai bis zum 8. Juni, rasch übers Knie gebrochen. Es hielten nicht einmal alle deutsche Staaten es der Mühe für wert, an den Sitzungen teilzunehmen: Württemberg fehlte fortwährend, Baden wiederholt. Bei jedem Artikel wurden Bedenken, Verwahrungen und Vorbehalte in Unzahl vorgebracht; am 8. Juni waren die Beratungen zu Ende. Die elf Artikel der Bundesakte wurden in die Schlußakte des Kongresses eingefügt und dadurch unter den Schutz aller Kongreßmächte gestellt: am 10. Juni wurde dann von 36 souveränen deutschen Mächten die Bundesakte unterzeichnet; am 26. Juli trat auch Baden bei und endlich am 1. September das widerstrebende Württemberg. Hessen-Homburg war einfach vergessen; indes nach zwei Jahren erklärte es ebenfalls seinen Beitritt. Der Papst protestierte, wie er gegen den Westfälischen Frieden protestiert hatte; man legte seinen Protest zu den übrigen: dann ging der Kongreß auseinander.

Der Deutsche Bund war eine lose Vereinigung von 39 souveränen Staaten, denen nur das Recht selbständiger Kriegführung und Bündnisschließung fehlte. Österreich und Preußen besaßen dies Recht als europäische Großmächte, deren man nun fünf zählte (nach dem französischen Alphabet, um Rangstreitigkeiten zu vermeiden: Autriche, France, Grande Bretagne, Prusse, Russie). Die beiden genannten Großmächte waren nur mit einem Teile ihres Gebietes dem Bunde beigetreten. Auch die Niederlande für Luxemburg und Dänemark für Holstein gehörten zum Bunde. Streitig-

keiten unter Bundesmitgliedern sollte ein Austragsgericht schlichten. Der Bundestag war die oberste Bundesbehörde; er hatte seinen Sitz in Frankfurt am Main. Aber ihm fehlte jede Macht, sowohl die Nation nach außen zu vertreten, als auch ihre Lebensinteressen im Innern mit Erfolg zu pflegen. Dennoch war, mit dem Heiligen römischen Reiche verglichen, der Bund ein Fortschritt: er stellte immerhin die Einheit stärker als das Reich dar, er schloß den Einfluß der Fremden mehr aus und er gab durch den Artikel 13, daß „in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung stattfinden werde", wenigstens die Möglichkeit der freieren Entwickelung. Indes war kaum zu erwarten, daß eine so kümmerliche Schöpfung nach dem gewaltigen Aufschwung der Befreiungskriege das deutsche Volk wirklich befriedigen könne! Befriedigt jedenfalls, aber im immer wachsenden Gegensatze zu den Interessen Deutschlands, durfte Österreich sein. Es hatte das von Metternich erstrebte Ziel erreicht in der Doppelherrschaft über Österreich und Italien.

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft während des Konsulats und des Kaiserreichs.

Geistesleben in Frankreich.

Selbstverständlich hat sich weder die Litteratur noch die Kunst Frankreichs noch sein sonstiges geistiges Leben der revolutionären Bewegung und ihren Folgen entziehen können. Ganz naturgemäß wird man auf beiden Gebieten, die sich ja namentlich in Frankreich immer mehr als anderswo gegenseitig beeinflußt haben, die Freunde und die Gegner des Neuen auf den Plan treten sehen: begeisterte Anhänger der Revolution nicht nur, sondern auch ihrer schreckenvollen Ausartung, anbetende Bewunderer des großen Imperators und Nachfolgers Karls des Großen, dawider aber auch mutige Männer und Frauen, die die Sache der Menschlichkeit vertreten und dafür den Tod nicht scheuen, die später dem Tyrannen die Stirn zu bieten wagen und die von ihm angegriffene Sache der Kirche verteidigen. Neben der Nachahmung des sogenannten klassischen Stils, wie er sich während der Revolution und des Kaiserreichs beobachten läßt, kommt schon unter Napoleon die romantische Richtung in die Höhe, die dann während des Restaurationszeitalters im wesentlichen die Herrschaft behält, weil sie am besten nach der Zeit der Aufklärung die religiöse Sentimentalität und in der nach den Stürmen der jüngsten Vergangenheit eingetretenen einförmigen Wirklichkeit den schwärmerischen Hang zum Idealen, Phantastischen, Märchenhaften zum Ausdrucke brachte.

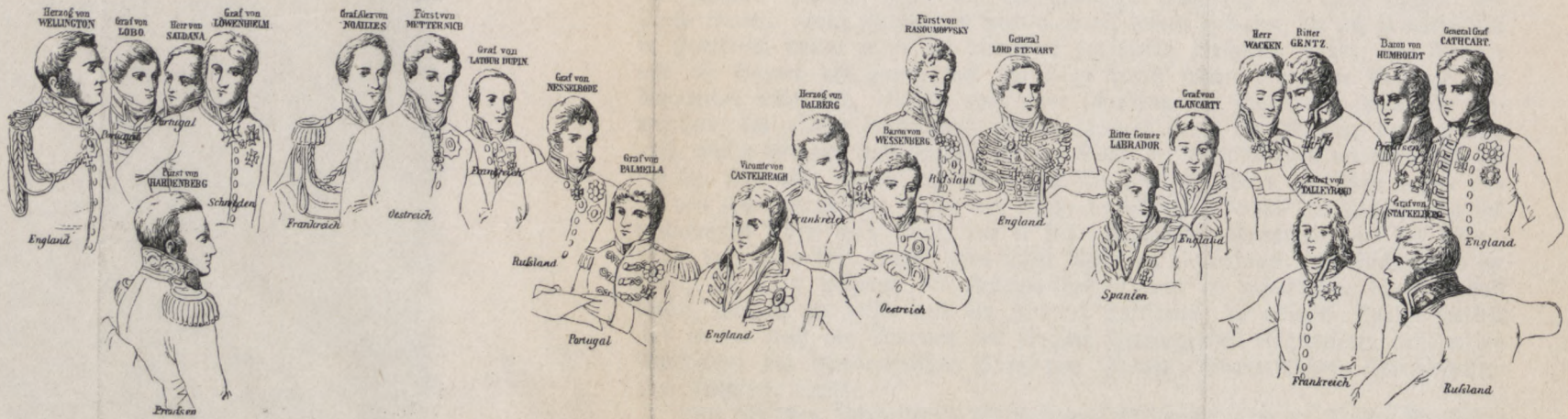
Die süßlichen Schäferspiele des sinkenden Königtums, auch die Idyllen Rousseaus und St. Pierres hatten rauheren Tönen Platz gemacht. Neben dem wilden Ça ira und der Carmagnole erklangen in den Straßen von Paris wie draußen im Feldlager die gewaltigen Akkorde des von den Marseiller Föderierten im Juli 1792 nach der Hauptstadt gebrachten Schlachtgesanges der Revolution, der Marseillaise des Rouget de l'Isle.

Rouget de l'Isle.

Rouget de l'Isle (1760—1836) hatte das Lied ursprünglich für die Rheinarmee bestimmt (Le chant de guerre de l' armée du Rhin) und es in Straßburg, wo er damals als Ingenieuroffizier thätig war, in der Nacht vom 24./25. April 1792 gedichtet unter Zugrundelegung einiger Chorgesänge aus Racines Esther und Athalie; es wurde schon von der Nordarmee mit Begeisterung gesungen, ehe es in Paris bekannt wurde und den noch jetzt gebräuchlichen Namen erhielt. Die Melodie stimmt notengetreu mit einer Nummer des Oratoriums „Esther" von Jean Baptiste Lucien Grison überein. Übrigens entging Rouget de l'Isle nur durch den Sturz Robespierres dem Schafott; während der Kaiserzeit und der Restauration lebte er, da seine Dichtung verpönt geworden war, in stiller Zurückgezogenheit, aus der ihn erst, wider seinen Willen, die Julirevolution drängen wollte. Er starb am 26. Juni 1836, nachdem er sonst noch in bescheidener Weise als Liederdichter und Komponist thätig gewesen war.

Lebrun.

Eines gleichen Erfolges konnten sich die schwülstigen Oden Lebruns (1729—1807) nicht erfreuen, die noch ganz dem klassischen Stile entsprachen. Immerhin trugen sie ihrem Verfasser, der dann seine Harfe auch Napoleon zur Verfügung stellte, vom Konvent, der ihm als dem würdigsten Sänger der Republik eine Wohnung im Louvre anwies, den Ehrennamen eines französischen Pindar ein. — Dagegen war wieder



Erklärung zu dem Bilde: Der Wiener Kongreß 1815.



Der Wiener Kongreß 1815.

Nach dem Gemälde von J. Isabey.

von unmittelbarster Wirkung auf die Tagesereignisse Marie Joseph Chénier (1764—1811); seine am 4. November 1789 zuerst aufgeführte Tragödie „Karl IX.", ebenso wirkungsvoll durch die pomphafte Sprache als durch das meisterhafte Spiel Talmas, förderte nach dem Urteile Camille Desmoulins' die Geschäfte der Revolution mehr als der 5./6. Oktober. Die gleiche republikanisierende Tendenz sicherte seinen weiteren dramatischen Leistungen den zeitgenössischen Beifall: „Heinrich VIII.", „Calas' Tod", „Cajus Gracchus", „Fenelon", „Timoleon". Auch lyrisch war er thätig; von ihm rührt der „Chant du départ" her, der, von Méhul komponiert, zum Nationallliede wurde; er dichtete ferner die Hymne zum Feste des höchsten Wesens. Echter Republikaner, war er Mitglied aller politischen Versammlungen Frankreichs von 1792—1802. Auf gerade entgegengesetzter Seite befand sich sein älterer Bruder André Chénier (1762—1794). Wohl hatte auch er die Revolution anfangs mit Freuden als das Morgenrot einer neuen Zeit begrüßt, aber ihrer Ausartung trat er, so wie so durch einen Aufenthalt in England zu einem Anhänger der konstitutionellen Monarchie geworden, mit mutiger Stirn entgegen und fiel ihr zum Opfer. Seine Elegie auf den Tod der Charlotte Corday, seine poetischen Rügen der zunehmenden Gewaltherrschaft, royalistische Zeitungsartikel im Journal de Paris brachten ihn ins Gefängnis, aus dem ihn ebensowenig wie vor dem Schafott (25. Juli 1794) der Einfluß seines Bruders retten konnte.

M. J. Chénier. A. Chénier.

Bonaparte hatte die Republik gestürzt, er war Kaiser geworden, er hatte den Adel, den Klerus, die Majorate wiederhergestellt, er hatte das Werk der Revolution stückweis zerstört, treffliche Bürger, die mit ihrem Charakter und ihren Ansichten nicht in den neuen Rahmen hineinpaßten, teils vernichtet, teils ins Elend gejagt, und doch war zunächst der größere Teil der Nation zufriedengestellt: Napoleon hatte es verstanden, der stärksten Leidenschaft der Franzosen zu genügen: er hatte ihr Ruhmesbedürfnis befriedigt. Kein Wunder, wenn unter dem dauernden Gerassel der Waffen, unter dem Dröhnen der Kanonen die lyrische Muse schwieg. Wie hätte nicht einem phantasiebegabten jungen Franzosen der Lorbeer des Helden höher stehen müssen als der des Dichters, und der Marschallsstab begehrenswerter erscheinen, als die Leier. Daher ist das, was aus der Zeit des Kaisertums an Lyrik vorhanden ist, geringfügig und frostig. Was dagegen auf andern Gebieten der Litteratur Bedeutungsvolles sich entwickelt, steht in mehr oder minder bewußtem Gegensatz zu dem militärisch-mathematischen Geiste und zu der akademischen Regel des Klassizismus, wie sie von Napoleon bevorzugt wurden. Es sind hier in erster Linie zwei Namen zu nennen, die an Klang noch nichts eingebüßt haben und deren Träger durch ihre Werke und persönlich großen Einfluß auch auf das geistige Leben Deutschlands ausgeübt haben: Frau von Staël (1766—1817) und Chateaubriand (1768—1848). Dem eisernen Despotismus des Corsen gegenüber war es zunächst ein Weib, das mit Ausdauer und Entschlossenheit die Idee der individuellen Freiheit durchzuführen wagte; darum würdigte auch Napoleon im instinktmäßigen Vollgefühle von der Bedeutung dieser Idee deren Vertreterin einer ausdauernden und erbitterten Verfolgung. Indem aber in Chateaubriands Werken zuerst mit voller Kraft die Romantik zu Worte kam mit ihrer Verehrung des mittelalterlichen Rittertums und Christenglaubens, bereitete sie zu gleicher Zeit den antirevolutionären Bestrebungen und der Wiederanerkennung der Legitimität den Weg in die Herzen der Franzosen; auch hierdurch wurde, wenngleich von einer andern Seite her, die Machtstellung des aus der Revolution hervorgegangenen Usurpators angegriffen.

Anne Louise Germaine Baronin von Staël (geboren am 22. April 1766, gestorben am 14. Juli 1817) war die Tochter des aus der Zeit Ludwigs XVI. und der angehenden Revolution genugsam bekannten Bankiers und Ministers Necker. Ein durch eine ausgezeichnete Bildung geformter hervorragender Geist, dessen Klarheit, Stärke, Besonnenheit und Beobachtungsgabe fast männlich genannt werden könnten, befähigte sie, obwohl ihre Bildung noch der vorrevolutionären Zeit angehörte, sich völlig in die durch die Revolution veränderten Verhältnisse und Ideen zu finden und diese zu verarbeiten. Im Jahre 1786 verheiratete sie sich mit dem damaligen schwedischen Gesandten in Paris, dem Baron von Staël. Nach zehn Jahren wurde die Ehe wieder getrennt, doch hat Frau von Staël, als der Baron wenige Zeit später erkrankte, ihn bis zu seinem 1802 erfolgten Tode gepflegt. In der Zeit des Schreckens entging sie sicherem Tode nur durch eine rechtzeitige Warnung ihres Freundes Manuel. Als das Direktorium das Regi-

Frau von Staël.

ment Robespierres abgelöst hatte, stellte sich auch von ihrem Familiengute Coppet am Genfer See Frau von Staël wieder in Paris ein und bot durch ihren Salon einen Vereinigungspunkt für alle durch Geist und Originalität hervorragenden Leute. Dieser Salon blieb bis in die Zeit des Konsulats bedeutend; auch Napoleon hat Frau von Staël damals kennen gelernt, aber von Anfang an nicht leiden mögen. Teils durch ihre Epigramme auf ihn, teils durch angebliche Indiskretionen in des alten Necker „Dernières vues de politique et de finance" beleidigt, sprach er das Dekret der Verbannung aus Paris über sie aus, das für sie die Veranlassung zu ihrer berühmten Reise nach Deutschland wurde. Am 14. Dezember 1803 kam sie in Weimar an, von wo sie erst am 24. Februar 1804 nach Berlin abreiste. Die plötzliche Erkrankung ihres Vaters rief sie von da zurück; in Weimar am 24. April angekommen, erfuhr sie den am 9. April erfolgten Tod des Vaters und reiste nun sofort nach Coppet zurück. Dort bildete sich um sie bald ein litterarisch sehr angeregter und bedeutender Kreis: A. W. von Schlegel, den sie als Lehrer ihrer Kinder von Weimar mitgenommen hatte, eine Zeitlang auch dessen Bruder Friedrich, Zacharias Werner, der Bildhauer Tieck, Bonstetten, Benjamin Constant, Sismondi, Madame Récamier, Therese Tallien suchten und fanden hier im Gegensatz zu dem waffenlärmenden Paris einen stillen Musensitz. Die Frucht des früheren und eines 1808 noch einmal in Deutschland genommenen Aufenthalts reifte dann in Coppet; es ist das berühmte Buch „De l'Allemagne". Bevor es gedruckt wurde, hatte es vorschriftmäßig der Zensur vorgelegen und eine Menge Abstriche erfahren; um so mehr mußte es befremden und die persönlichste Gereiztheit bekunden, wenn kurz vor dem Erscheinen Ende September 1810 der Polizeiminister Savary, offenbar in höherem Auftrage, die ganze 10 000 Exemplare umfassende Auflage beschlagnahmen und einstampfen ließ. Überdies erhielt Frau von Staël, die um diese Zeit in Blois sich aufhielt die Weisung, diese Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen und sich entweder nach Coppet oder nach — Amerika zu verfügen. Frau von Staël ging wieder nach Coppet; es ward ihr untersagt, sich über eine Meile im Umkreise zu entfernen A. W. von Schlegel erhielt den Befehl, sie zu verlassen. Im Jahre 1812 endlich gelang es ihr, aus Coppet zu entweichen; sie ging nach Wien, Moskau, Petersburg und Schweden. Die auf diesen Fahrten gewonnenen Eindrücke legte sie in dem Buche „Dix années de l'exil" nieder. Auch sonst finden sich die auf ihren Reisen gemachten Beobachtungen in ihren Werken wieder, so namentlich in den beiden Romanen, denen sie eigentlich ihre Berühmtheit verdankt, der „Delphine", einer Nachbildung der „Neuen Heloise" Rousseaus (1803), und in der „Corinna" (1807), die die Frucht einer italienischen Reise war. In beiden Romanen handelt es sich um überlegene weibliche Charaktere, die aus den Schranken der Konvenienz heraustretend den Kampf mit Sitte und Herkommen aufnehmen. — Nach Napoleons Sturz kehrte sie nach Paris zurück und erhielt von Ludwig XVIII. zwei Millionen Frank als ihrem Vater noch von der Krone geschuldet. Ihr Salon bildete das Hauptlager der liberalen Opposition gegenüber dem Pavillon Marsan. Sie beschäftigte sich mit der Revision ihrer früheren Schriften und mit der Abfassung der „Considérations sur la révolution Française". Am Tage des Bastillensturmes ist sie 1817 gestorben.

Wenn auch Madame Staël, die Umkehr zur Religion empfahl, freilich zu einer neuen, aus dem Geiste des Protestantismus hervorgewachsenen, so beruhte ihre ganze Erscheinung doch immerhin noch wesentlich in der Aufklärung. Mit dieser hat Chateaubriand gebrochen und hat sich zum Propheten des wiedererweckten Christentums gemacht, allerdings eines Christentums, das ihm wesentlich von der Seite der Ästhetik bewundernswert erscheint. Ziemlich eng mit seiner religiösen Stellung hingen seine politischen Ansichten, sein Eintreten für die Legitimität zusammen.

Chateaubriand.

François René Auguste Vicomte von Chateaubriand wurde am 14. September 1768 zu Saint Malo in der Bretagne geboren. Nach einer sorgfältigen Ausbildung im Collège von Rennes warf ihn die Revolution in ein abenteuerreiches Leben, das ihn nach Amerika, zu den Emigranten nach Koblenz, nach England führte. Nach dem Sturze des Direktoriums kehrte er zurück. Schon in Amerika hatte er den Plan zu einem Heldengedichte gefaßt, das das tragische Schicksal der Natchez darstellen sollte, eines Indianerstammes in Louisiana, der 1727 zusamt der dort angelegten französischen Kolonie niedergemetzelt wurde. Zwei Episoden daraus „Atala und René" ließ er 1800 und 1802 erscheinen. „Atala" hatte einen ähnlichen Erfolg, wie seiner Zeit „Paul und Virginie"; in kurzer Zeit waren 12 Auflagen vergriffen. Im Jahre 1802 kam der „Geist des Christentums" zusamt dem „René" heraus; dies Werk erregte ebenso das größte Aufsehen und fand reichen Beifall, da die Rückkehr zum Christentum damals Mode geworden war. In dieselbe Zeit fällt ja auch der Abschluß des Konkordates mit dem Papste, durch das sich Napoleon die Herzen der Franzosen in gleichem Maße gewann, wie er es durch seine ruhmreichen Feldzüge gethan hatte. Allerdings, das was Chateaubriand im „Genie du Christianisme" verherrlicht, ist nicht der eigentliche Inhalt des Christentums, sondern vielmehr der äußere Pomp, die Symbolik, der bunte Zeremonien- und Legendenschmuck, die künstlerische Seite der mittelalterlichen, katholischen Kirche; denn die protestantischen Bekenntnisse existieren für Chateaubriand gar nicht, wenigstens geschieht ihrer im Geiste des Christentums keinerlei Erwähnung. Die Erschießung des Herzogs von Enghien (21. März 1804) machte Chateaubriand zu einem überzeugten Legitimisten und Gegner Napoleons. Dies und der Tod

seiner Schwester veranlaßten ihn 1806 zu einer Reise nach dem Orient, von der er im Mai 1807 zurückkehrte. Der „Letzte der Abencerragen", das „Reisetagebuch" und vor allem die „Märtyrer oder der Triumph der christlichen Religion" (1809) sind die Früchte dieser Reise. Die Akademie sollte sich ihm 1811 öffnen, aber seine Gegnerschaft zu Napoleon ließ es nicht zum Eintritte kommen. Sonst kann man jedoch nicht sagen, daß Napoleon dem ihm abgeneigten Manne Schwierigkeiten oder gar Verfolgungen bereitet habe, obwohl es dieser glaubte und in den Angriffen einiger Kritiker die Hand des Machthabers erkennen wollte. Er lebte ungestört auf seinem Landgute Valdeloup in der Nähe von Paris und trat erst 1814 wieder und zwar sehr energisch an die Öffentlichkeit mit seiner Broschüre „Bonaparte et les Bourbons". Es war eine mit Schmähungen und Übertreibungen angefüllte Schrift gegen Napoleon, aber doch auch durch ihre leidenschaftliche Kraft so wirkungsvoll, daß Ludwig XVIII. sie an Wert einer Armee gleich gestellt hat. Er hatte sich damit im voraus der nunmehr Platz greifenden Restauration empfohlen, während deren er bald auch offiziell eine maßgebende Stellung einnahm. Von seinem Auftreten auf dem Kongreß von Verona (1822) und seinem Anteil an der gegen das aufrührerische Spanien gerichteten Intervention des Jahres 1823 wird noch später die Rede sein.



80. François René Auguste Vicomte von Chateaubriand.

Bonald. J. de Maistre. Nodier.

In gleicher Weise verteidigte die Legitimität der Vicomte von **Bonald** (1754—1840), der als Verfechter der absoluten Monarchie nicht nur, sondern sogar als Vorkämpfer einer Theokratie und als Anhänger des Jesuitenordens und der Unfehlbarkeit des Papstes in die Schranken trat. Noch eifriger und geschickter kämpfte für beide Joseph de **Maistre** (1754—1821) aus Chambéry in Savoyen, der seit 1803 sardinischer Gesandter in St. Petersburg war. In seinen „Betrachtungen über die französische Revolution", „Über das Papsttum", „Über die gallikanische Kirche", „Petersburger Abende" sieht er nur in einem theokratischen absoluten Königtume und in der unbedingten Herrschaft der Kirche auf dem ganzen geistigen Gebiete das Heil für die durch die Erbsünde verderbte Menschheit. Und wie von Frankreich der Umsturz aller göttlichen Institutionen ausgegangen ist, so muß auch von da der letzteren Einführung und eine völlige Umkehr ausgehen. — Auch **Charles Nodier** (1780—1844), der als vielseitiger Kritiker, Gelehrter und Dichter gerühmt wurde, war ein eifriger Parteigänger des Bourbonentums, allerdings ohne die Zuthat jener mittelalterlichen Mystik. Übrigens war er ein guter Kenner der deutschen Litteratur.

Barante. Constant.

Auch der feinsinnige Litterarhistoriker **Barante** (1782—1865), der 1809 sein dann noch in vielen Auflagen erschienenes Werk „Tableau de la littérature française" herausgab und später sich als namhafter Historiker auszeichnen sollte (Geschichte der

Herzöge von Burgund, Geschichte des Nationalkonvents und des Direktoriums), war ein genauer Kenner des Deutschen; er übersetzte 1810 mit Hilfe des damals gerade in Paris anwesenden Adalbert von Chamisso Lessings Nathan und die meisten Stücke von Schiller. Benj. Constant (1767—1830), der auch mit zum Kreise der Staël gehörte, übersetzte 1808 Schillers Wallenstein. Er hatte seine Jugendbildung in Braunschweig empfangen, ging auch dann später, 1813, nach Göttingen zur Vertiefung seiner Studien und hat noch, wie später zu erzählen, eine bedeutende politische Rolle gespielt. Um diese Zeit, als der eben erwähnte Chamisso sich in Paris aufhielt, waren auch Ludwig Uhland, der bekannte Homerphilolog Immanuel Bekker, Varnhagen von Ense in Paris und verkehrten viel in geistig maßgebenden Kreisen, nicht ohne Einfluß auf die erwachende französische Romantik, die auch fernerhin fortfuhr, deutsche Litteratur zu ihrem Studium zu machen. Früher (1803) hatten die kunstsinnigen Kölner Gebrüder Boisserée (Sulpiz und Melchior) Aufsehen in Paris erregt.

Béranger. Gegen diese Richtung erhob sich sehr bald eine sehr einflußreiche Stimme. Schon 1810 verhöhnte Pierre Jean Béranger (1780—1857) in mehreren Gedichten den modernen deutsch-italienischen Geschmack in der Musik und die Vorliebe für deutsche Dichter. In der That: er, ein Meister in der Gattung chanson, dachte und empfand zu energisch französisch, als daß er fremder Vorbilder bedurft oder Geschmack an ihnen gefunden hätte. Aus dem Volke und zwar aus dem der Hauptstadt hervorgegangen, schrieb und sang er für dieses Volk, dessen unabhängiger Sprecher und Tröster er sein wollte. Man kann sehr wohl seine Gedichte als klassischen Ausdruck der jeweiligen Volksstimmung ansehen; in ihnen spiegelt sich die Freiheitsbegeisterung der Revolution, der kriegerische Enthusiasmus der napoleonischen Glanzperiode, dann aber doch auch die warme Teilnahme an der Befreiung der Völker von dem entsetzlichen Joche des Militärdespotismus, der liberale Spott und die Opposition gegen die frömmelnd-reaktionären Gelüste der Restaurationsepoche. Wie er sich weder durch die Aussicht auf hohe Ämter und Besoldungen von seiner Bahn ablenken ließ, so vermochten seinen Freimut auch Strafen und gerichtliche Verfolgungen nicht einzuschüchtern. Aber mehr noch als die jeweilige politische Stimmung findet der allgemeine soziale Charakter des Pariser Volkes in Béranger seinen kundigsten Sänger. Liebeslust und Liebesleid, deren Hauptheldin freilich die Pariser Grisette ist, Lebensfreude, ausgelassendste Weinlust, zufriedener Humor, freier gesunder Spaß, vielfach ein recht faunisches Schmunzeln, alles, das findet sich in diesen chansons, daneben aber auch reiches Verständnis für die Not der untersten Stände und das soziale Elend überhaupt.

Das Theater. Das französische Theater blieb während des Kaiserreichs entschieden hinter dem deutschen zurück. Es lag das wesentlich in der Stellung des Kaisers, der die Kunst ebenso in die Uniform stecken wollte, wie das wirkliche Leben. Er verlangte im Drama ebenfalls strenge Ordnung und Disziplin; er hielt fest an der von der sogenannten klassischen Kunst verlangten Einheit von Zeit und Ort und äußerte das z. B. sehr energisch, nachdem er den „Wallenstein" in der Übersetzung von Benj. Constant kennen gelernt hatte. Und doch hatte gerade der Mann, von dem Napoleon so gern sich unterweisen ließ in der von ihm vortrefflichst ausgeübten Kunst, sehr viel dazu beigetragen, jene sogenannten aristotelischen Regeln zu durchbrechen: Talma (1763—1826). Es ist bekannt, daß er die Hoftracht des 17. Jahrhunderts, die Perücke und den kurzen Stoßdegen auf dem Theater durch das historische Kostüm ersetzte. Mit diesem Wandel in der Tracht hing notwendig manche Neuerung zusammen: die Bewegungen, selbst die Sprache mußte eine andere werden; auch die letztere mußte das Hofkleid ablegen und sich der Wirklichkeit und Natur nähern. Überdies verlangte die erweiterte Bühne eine andre Aktion, eine andre Gruppierung. Auch hier bewies sich Talma als denkender und geschmackvoller Künstler. Doch wurde er darum noch nicht Realist im modernen Sinne; er suchte in Haltung, Sprache und Gebärde eine Art akademisch-klassischen Zug festzuhalten. — Auch seine Gattin Charlotte Vanhove (1771—1860), die sich jedoch schon 1811 von der Bühne zurückzog, galt als eine sehr hervorragende Vertreterin der Schauspielkunst. — Neben Talma und seiner Frau

nahm die, wennschon nicht so tief angelegte, Demoiselle Anne Françoise Mars (1779—1847) erst als naive Liebhaberin, dann als Salondame eine geachtete Stellung ein; namentlich rühmte man ihr nach, die Kunst der Geste ohne irgend welche Übertreibungen zur Vollkommenheit entwickelt zu haben.

Lemercier u. a.

In seiner französisch geschriebenen Abhandlung über Racines „Phädra" (1807) und in seinen im folgenden Jahre französisch gehaltenen Vorlesungen über dramatische Litteratur brach A. W. von Schlegel den Stab über die ganze dramatische Kunst der Franzosen, indem er vor allem über den sogenannten klassischen Charakter aburteilte, meist mit Recht über die Dramen Corneilles und Racines, mit Unrecht über das Lustspiel. Auf beiden Gebieten aber hatte man, ohne daß Schlegel davon Kenntnis genommen, schon einige Fortschritte gemacht, die sich an die Person des Dichters Népomucène Lemercier (1773—1840) knüpften. Im Jahre 1804 in seinem „Richelieu ou la journée des dupes" wich er insofern von der bisherigen Art ab, als er einen Griff in eine verhältnismäßig nahe Periode der französischen Geschichte that. Im Jahre 1807 aber machte sich der Dichter in seinem historischen Drama „La démence de Charles VI." und dem ebenfalls historisch gehaltenen Lustspiel „Pinto" auch von den dramatischen Einheitsregeln los; so erst recht in seinem „Christophe Colomb" vom Jahre 1809. Neben ihm treten die zeitgenössischen Namen wesentlich zurück: Arnault (1766—1834, „die Venezianer"), Jouy (1764—1846 „Belisar"), Raynouard (1761—1836 „Templer", „Les états de Blois"), der sich übrigens auch sonst bekannt gemacht hat als gelehrter Erforscher der provençalischen Sprache und Litteratur. Vom Kaiser mehr oder minder bevorzugt, aber durchaus Größen des Tages waren Etienne (geb. 1779), Alex. Duval (geb. 1777), Pigault-Lebrun (geb. 1753), aus dessen sehr zahlreichen Komödien und Romanen man die gemeinen Sitten gewisser Kreise damaliger Zeit sehr gut kennen lernen kann. Besondere Erwähnung verdient Th. Leclerq (geb. 1778), der mit Geschick an der neu aufgekommenen Gattung der „Proverbes" arbeitete, harmlosen Salonplaudereien, die sich über die Schwächen der Gesellschaft lustig machten.

Die Oper.

In entschieden höherem Grade entfaltete sich seit dem Anfange des Jahrhunderts die Oper in Paris. Cherubini (1760—1842) der florentinische Meister, der seine zweite Heimat seit 1786 in Paris gefunden, die Heimat seiner musikalischen Größe aber in dem großen Stile der Wiener Schule zu suchen hat, ließ 1800 seine Oper „Les deux journées" aufführen, die uns in Deutschland unter dem Titel „Die Wasserträger" bis auf den heutigen Tag eine liebe Bekannte geblieben ist. Napoleon mochte ihn nicht leiden und hat den die musikalischen Zeitgenossen überragenden Tonkünstler darben lassen. Erst die Restauration der Bourbonen verschaffte ihm eine auskömmliche Stellung. In diese Zeit fällt auch das Werk, das aufs glänzendste seine Begabung für Kirchenmusik beweist, sein wundervolles Requiem in Cmoll. — Im Jahre 1801 erschien der „Calife de Bagdad" zum erstenmal auf der Bühne. Der Komponist dieser auch schon beifällig aufgenommenen Oper, Boieldieu (1775—1834), Cherubinis Freund, errang einen vollständigen Triumph zehn Jahre später (1811) durch seinen „Jean de Paris", der uns noch heute entzückt durch die Frische und Ursprünglichkeit seiner Musik und damals Béranger zu einem warmen Liede begeisterte. Noch 1825 erlangte die in diesem Jahre aufgeführte „Dame Blanche" verdienten Beifall. — Schon seit 1783 war Méhul (1763—1817) musikalisch thätig gewesen und hatte sich, wie schon beiläufig erwähnt, während der Revolutionszeit einen Namen erworben. Im reinsten und edelsten Stile schrieb er 1807 seinen „Joseph in Ägypten", der auch heute noch nicht in Vergessenheit geraten ist. Im selben Jahre wurde zuerst, mit dem Texte von Jouy die „Vestalin" von Spontini (1774—1851) aufgeführt.

Spontini gehörte ebenfalls zu den Italienern, die in Paris und Frankreich ein neues Vaterland fanden. Aus einem Dorfe der Mark Ancona stammend und gut musikalisch ausgebildet, kam er 1803 nach Paris und wurde dann, noch bevor die „Vestalin" zur Darstellung gelangte, Musikdirektor der Kaiserin Josephine, die ihn sehr begünstigte. Er rechtfertigte ihre und die Gunst des Publikums durch Fernan Cortez, den er 1809 auf die Bühne brachte. Seine weiteren Schicksale gehören einer sehr viel späteren Epoche an. Nachdem er noch 1819 ein

Meisterwerk, die Oper „Olympia", geschrieben, war er in den Jahren 1820—1842 Generalmusikdirektor und erster Kapellmeister am Berliner Hofe. Die vielen ihm dort gewordenen Anfeindungen meist neidischer Art ließen ihn diese Stellung aufgeben. Er ging wieder nach Paris, sah sich jedoch auch dort nicht mehr anerkannt; überdies begann er taub zu werden. So kehrte er nach Italien zurück, wo er am 24. Januar 1851 in seinem Geburtsorte Majolati gestorben ist.

Einen ganz besonderen Erfolg hatte Isouard (1775—1818), dessen „Cendrillon" (Aschenbrödel) 100 Aufführungen erlebte. Schon begannen Auber (1782—1871) und Hérold (1791—1833) bemerkt zu werden; doch fällt ihre Blütezeit erst in die folgende Periode.

Das Ballett.

Mit der Oper entwickelte sich auch das Ballett. Schon 1800 schrieb Karoline v. Humboldt: „Die große Oper ist für mich das anziehendste Schauspiel ..... durch den reizenden Tanz und die einzige Schönheit des Kostüms. Die göttlichste Gestalt ist Mademoiselle Clotilde; sie ist so schön gebaut, daß man sie mit nichts als den Meisterwerken, die uns die Kunst aufbewahrt hat, vergleichen kann." Es trat jedoch das aus dem vorigen Jahrhundert überlieferte mythologisch-tragische Ballett mehr zurück vor dem komischen. Als Meister auf beiden Gebieten wird uns um diese Zeit Auguste Vestri (1760—1842) genannt, der gleich seinem aus Italien eingewanderten Vater (1729—1808) für unerreichbar an Grazie und feiner Bewegung gehalten wurde — —.

Naturwissenschaften.

Es ist schon an früherer Stelle darauf hingewiesen worden, welche Stelle Napoleon zu den Wissenschaften und zur Schule einnahm: diese sollte ihm blind ergebene Unterthanen erziehen, von jenen erkannte er nur die exakten Wissenschaften an. In der That konnte das Kaiserreich nach dieser Richtung hin glänzende Namen aufweisen. Noch lehrte in Paris Antoine Laurent Jussieu (1748—1836), der an Stelle des von Linné aufgebrachten künstlichen Systems zur Klassifikation der Pflanzen 1789 durch sein Werk „Genera plantarum" ein natürliches gesetzt hatte, das dann 1813 durch den bedeutenden de Candolle (1778—1841) weitergeführt wurde. Letzterer, seit 1804 am Collège de France mit botanischen Vorlesungen beschäftigt, war Schüler des ebenso als Botaniker wie dann als Zoolog verdienstlichen Jean Baptiste de Lamarck (1744—1829). Ebenfalls als Botaniker machte sich, allerdings mehr in den späteren Jahren, Aimé Bonpland (1773—1858) einen Namen durch Entdeckung von mehr als 6000 Pflanzenarten. Er begleitete vom Mai 1799 bis August 1804 Alexander von Humboldt auf seiner großen Reise durch Südamerika. Nach seiner Rückkehr wurde er Vorsteher der Gärten der Kaiserin zu Malmaison. Von geradezu grundlegender Bedeutung für die Zoologie und Anatomie war George Cuvier (1769—1832), der schon seit 1795 als Professor in Paris lehrte und von Napoleon 1808 zum Rate der Universität ernannt wurde. Sein Hauptwerk „Le règne animal" erschien erst 1817. Während der Restaurationszeit ward er 1819 Baron, durch Louis Philipp 1831 sogar Pair von Frankreich. Als Direktor der Pariser Sternwarte hatte sich François Lalande (1732—1807) in der astronomischen Wissenschaft einen geachteten Namen erworben. Er wurde aber weit überragt durch seinen jüngeren Zeitgenossen Pierre Simon Laplace (1749—1827) einen der größten Astronomen und Mathematiker aller Zeiten. Sein Hauptwerk, die „Mécanique céleste", erschien 1799 und folgende Jahre. Napoleon machte ihn 1804 zum Grafen und überhäufte ihn mit Ehren. Doch wußte er sich sofort auch mit den Bourbonen zu stellen, die ihn 1817 zum Marquis und Pair machten. Auch als Astronom, doch wesentlich als Chemiker und besonders als Physiker durch seine Beobachtungen über die Polarisation des Lichtes, über Galvanismus und Magnetismus war schon bekannt Dominique François Arago (1786—1853). Dem erst 23jährigen übertrug Napoleon die durch Lalandes Tod 1807 freigewordene Professur am Polytechnikum (1809). Seine eigentliche Entwickelung fällt erst in die folgende Periode. Die Chemie hatte an Lavoisier (1745—1794) einen Vertreter von europäischem Rufe gehabt. Ebenfalls von hoher Bedeutung für die Kenntnis von den chemischen und physischen Eigenschaften der Gase, von den Alkalien der Metalle, von Jod, Chlor u. s. w. waren die Arbeiten von Louis Joseph Gay-Lussac (1778—1850). Er hatte schon 1804 mit Alex. von Humboldt zusammen eine Arbeit über die Analyse der atmosphärischen Luft herausgegeben, war seit 1806 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wurde von Napoleon 1808 zum

Professor der Physik an der Sorbonne und 1809 zugleich mit zum Professor der Chemie an der Polytechnischen Schule ernannt.

Philosophie.

Ganz anders sah es mit den spekulativen Wissenschaften aus; für sie hatte Napoleon weniger als nichts übrig. Es ist wahr: sehr übel nehmen durfte man es ihm nicht, wenn er, der die vorrevolutionäre Philosophie und ihre praktische Anwendung kennen gelernt hatte, dieser eigentümlich treibenden Kraft in seinem Staate kein Plätzchen gönnen wollte; die Entwickelung der deutschen Philosophie namentlich durch Kant, war ihm unbekannt; es steht auch sehr zu bezweifeln, ob er sie verstanden, und wenn dies, sie gebilligt haben würde. Er wollte also nichts von den „Ideologen" wissen. Dieser Name, den er oft gebrauchte, um die ihm verächtlichen und doch eigentlich wieder unheimlichen Leute zu bezeichnen, die sich über die Dinge, unbeirrt durch die Diktatur des Säbels, ihre eignen Gedanken zu machen beliebten, ist keineswegs von ihm erfunden worden, wennschon er ihm den Beigeschmack gegeben hat, der in seiner praktischen Anwendung einer polizeilichen Denunziation gleichsah. Er ist vielmehr abgeleitet von einem philosophischen Werke des Barons Destutt de Tracy (1754—1836), das den Titel trägt „Les éléments de l'Idéologie" (1802); er verstand unter dem letzteren Ausdruck „Bildung unserer Ideen" und fernerhin deren Anwendung unter Zuhilfenahme der Logik auf unsere Handlungen und Gefühle. Sein und seiner Freunde, der Cabanis, Chénier, Constant und andrer philosophische Bildung beruhte noch durchaus auf der Auffassung der Encyklopädie. Es war noch immer die auch durch die Schrecken der Revolution nicht wesentlich beeinflußte materialistische Auffassung, die, so sehr sie an sich den augenblicklichen Plänen und Anschauungen des Ersten Konsuls entsprach, er doch als Lebensanschauung nur sich selbst gönnte; überdies waren die Leute, die sich in der genannten Richtung hervorthaten, fast durchgängig Mitglieder des ihm verhaßten Tribunats; es schien, als wolle solche philosophische Gedankenspielerei sich zu einer praktischen Opposition auskristallisieren. — Vielmehr Ideologen im Sinne des Kaisers mußten aber die genannt werden, die sich von jener materialistischen Auffassung, die man auch wohl wegen der von ihr behaupteten Herrschaft der Sinne über die Seele „Sensualismus" zu nennen gewohnt ist, lossagten und die Pfade idealerer Anschauung zu wandern begannen; ihr Wortführer ist Maine de Biran (1766—1824), der, wie Fichte auf deutschem Boden, und offenbar durch deutsche Studien beeinflußt, auf das Ich und Nicht-Ich (Moi, non moi) einging und damit die durch den Sensualismus gepredigte Einheit von Materie und Geist energisch leugnete. Von größerem Einfluß als er, namentlich weil ihm seit 1811 ein Lehrstuhl von Napoleon an der neugegründeten Universität eingeräumt wurde und ihm in viel ausgiebigerer Weise die Sprache zu Gebote stand, wirkte Royer-Collard (1763—1845).

Von dem ernsten, strengen Mann, der sich als Gegner des Sensualismus, also als Gegner der Ideologen bekannte, hoffte Napoleon eine Befestigung seines Thrones auch von dieser ihm sonst nicht sympathischen Seite. Er wußte nicht, daß er einen überzeugten Royalisten konstitutioneller Färbung angestellt hatte, dem die Legitimität nicht Sache des Herzens und der Phantasie, sondern die Frucht reifer männlicher Studien war, daß dem von einem leidenschaftlichen Rechtsgefühle durchdrungenen Manne die Allmacht der Polizei, die Verachtung und Verfolgung jedes freien Gedankens, die beständige Kriegführung ohne ein greifbares Ziel, dem Willkür und Ungerechtigkeiten gegen einzelne ein Greuel waren, und daß er durch die Macht seiner Gesinnung, durch den Glanz seines klaren Vortrags in seinen Zuhörern unbedingt die Grundlagen einer gleichen Gesinnung schaffen mußte. Aus seiner Schule gingen u. a. Victor Cousin und Guizot hervor, die uns noch begegnen werden. Übrigens legte er 1813 seine Professur nieder. Er sollte in der Folgezeit eine hervorragende politische Rolle spielen.

Geschichtschreibung.

Am wenigsten ist über die französische Geschichtschreibung dieser Periode zu berichten; sie war entschieden schon die schwache Seite des 18. Jahrhunderts gewesen; es ist merkwürdig, wie wenig historisches Verständnis die französische Aufklärung besitzt. Aber es begann sich nun wenigstens einiges Leben auf diesem Gebiete zu entfalten.

Von Jos. Michaud (1767—1839) erschien 1811 der erste Band seiner natürlich im romantischen Stile gehaltenen „Geschichte der Kreuzzüge", die jedoch auf guten Quellen basiert war. Léonard Sismondi (1773—1842) hielt um dieselbe Zeit in Genf Vorlesungen über die

südeuropäische Litteratur und ihre Geschichte. Seine „Histoire des républiques italiennes du moyen-âge“ erschien 1807/8. Sehr viel später kamen dann andre bedeutende Arbeiten heraus: „Histoire de la rénaissance de la liberté en Italie 1832“, die sehr umfängliche „Histoire des Français“ (31 Bde. 1832—43), die „Histoire de la chûte de l'empire romain et du declin de la civilisation de 250 à 1000“ (1835). Doch war er seinem ganzen Bildungsgange nach mehr Genfer und Engländer als Franzose. — Von den Brüdern Lacretelle, Pierre Louis (1751—1824) und Jean Charles Dominique (1766—1855) hat sich der erstere mehr belletristisch auf historischem Gebiet versucht; er war eine Zeitlang Herausgeber des „Mercure de France“, dann der „Minerve française“. Der jüngere war seit 1800 im Preßbüreau thätig, dann seit 1810 als kaiserlicher Zensor. 1812 wurde er Geschichtsprofessor an der Universität, ohne aus seinen konstitutionellen Ansichten ein Hehl zu machen. Aus dieser Zeit stammt sein „Précis de l'histoire de la révolution française“ (1808—12) und die „Histoire de France pendant le 18me siècle“ (1808—12). Andre Werke, die ihn noch bekannter machten, erschienen später: „Histoire de France pendant les guerres de la réligion“ (1814—16), „Histoire de la révolution française jusqu'au 18 Brumaire“ (1821—26), „Histoire de France depuis la restauration“ (1829—35), „Histoire de l'Assemblée constituante“ (1844), „Histoire du Consulat et de l'Empire“ (1845—46). — Von Barante (1782—1865) als dem geistvollen und gründlichen Verfasser einer französischen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts ist schon die Rede gewesen. Ginguéné (1748—1816) gab 1811 von Faurice unterstützt die „Histoire littéraire d'Italie“ heraus, die Quellenbasis für spätere Forschungen. — Sismondi hatte sich auch volkswirtschaftlich versucht in seinen „Principes d'économie politique“, die 1803 erschienen. Er stand auf demselben Boden wie Baptiste Say (1767—1832) in seinem im gleichen Jahre erschienenen „Traité d'économie politique“, d. h. beide hatten sich durch Adam Smith, von dem noch später die Rede sein wird, beeinflussen lassen. Says Buch hat das Verdienst, des großen Schotten Ansichten eigentlich erst in Europa populär gemacht, ja sogar sie vielfach besser und schärfer gefaßt zu haben.

Ägyptologie und orientalische Sprachen.

Eine ganz neue Wissenschaft ward durch Napoleons Zug nach Ägypten begründet, indem man 1798 die Inschrift von Rosette fand, die denselben Text in zwei Arten der altägyptischen Schrift mit einer griechischen Übersetzung aufwies: die Ägyptologie. Im Jahre 1803 wurde die Inschrift veröffentlicht, aber erst 1822 kam Klarheit in die Frage durch die Untersuchungen J. Champollions des Jüngeren. Unter den sonstigen Orientalisten ragte hervor Silvestre de Sacy (1758—1838), der die Grundsteine legte zur Kenntnis der altarabischen Sprache und Litteratur, und zu dessen Lehrstuhl aus allen Ländern, namentlich aber aus Deutschland, Schüler herbeiströmten.

Künste. Malerei.

Die französische Kunst konnte sich selbstverständlich der revolutionären Bewegung nicht entziehen, und das Kaiserreich mußte diese Einwirkung festhalten. Hatte das Zeitalter Ludwigs XV. und seines unglücklichen Nachfolgers in der Malerei jene schäferhafte und erotische Richtung hervorgebracht, die auch in der Litteratur sich vielfach breit machte und als deren Hauptvertreter Watteau, Boucher und Fragonard genannt werden können, so fand es die Revolution an der Zeit, um mit dem Kommissionsbericht des Konvents vom 6. Messidor II (24. Juni 1794) zu reden, „jenen monarchischen Schlendrian zu verlassen, der die Kunst der Laune des schlechten Geschmackes, der Sittenverderbnis und der Mode dienstbar machte. Es ist an der Zeit, an die Stelle der zuchtlosen Malereien .... Gemälde zu setzen, die würdig sind, die Blicke eines republikanischen Volkes an sich zu fesseln, dem die gute Sitte teuer ist und das die Tugend ehrt und belohnt.“ Verfasser dieses Berichtes war Jacques Louis David (1748—1825), ein Pariser Künstler, der damals schon sich einiger Berühmtheit erfreute.

J. L. David.

Mit seinem „Schwur der Horatier“ hatte David sich 1782 die Bahn des Ruhmes eröffnet; es waren gefolgt „Sokrates, im Begriff den Giftbecher zu trinken“ (1787), „Paris und Helena“ (1788), „Brutus, dem die Leichen der Söhne ins Haus gebracht werden“ (1789). Man sieht aus den Vorwürfen, daß David, der seit 1755 seine Studien in Rom gemacht hatte, schon damals mit der Kunst des Rokoko gebrochen hatte und „klassisch“ zu sein beabsichtigte. Aber wie der eben angezogene Bericht das uns aus der ganzen Revolutionszeit so widrig herübertönende falsche Pathos aufweist, so ist auch das von David geschaffene Kunstideal der Revolution und des Kaiserreichs kein echter, die Tiefen des Altertums ergründender, sondern ein aufgebauschter, unwahrer, vor allem theatralischer Klassizismus, der im Ausdruck der Gesichter und in den Bewegungen manierierte Gemessenheit zeigt, in der Gruppierung für die Nachahmung im sogenannten lebenden Bilde gearbeitet erscheint.

David hatte mit den eben genannten Gemälden durchaus dem revolutionären Zeitgeiste gehuldigt, der es liebte, sich die republikanische Toga des tugendstolzen Römers um die Schultern zu schlagen. Kein Wunder, wenn er der Hofmaler der Republik wurde. In einem großen

Karton stellte er mit schwarzer Kreide den „Schwur im Ballhaus“ vom 20. Juni 1789 dar. Doch wurde er zunächst der Kunst durch die Politik entfremdet. Er sah sich im September 1792 in den Konvent gewählt und war da Mitglied des Ausschusses für den Unterricht und Mitglied der Kunstkommission. Am 17. Januar 1793 stimmte er als Mitglied der Bergpartei für den Tod des Königs, der ihm früher nur Wohlthaten erwiesen hatte und dem er eigentlich seine Stellung als Künstler verdankte. Die durch Barère geleitete Untersuchung gegen Ludwig XVI. fand durch Davids Pinsel eine im Geiste der Zeit gehaltene Darstellung (s. Bd. VIII. S. 236/37). Als am 13. Juli 1793 Marat dem Messer der heldenmütigen Charlotte Corday erlag, war David der berufene Künstler, diesen „Märtyrer der Freiheit“ in einem Bilde der Nachwelt zu überliefern. Man kann sich Glück wünschen, daß dem malenden Freunde das Gesicht des widerwärtigen Menschen offenbar so sympathisch und lieblich geworden war, daß er es malte, wie es wirklich war, und damit dem Klassizismus zu gunsten eines hier sehr willkommenen Naturalismus, der ihm sonst nie wieder passiert ist, entsagte: das Bild zeigt ein abstoßendes Gesicht von unbeschreiblicher Gemeinheit, in dem sich tierische Grausamkeit und Blutgier auch im Tode noch nicht verwischt haben. Natürlich nahm David auch teil an den abscheulichen Verhören der Königin, war Mitglied des Sicherheitsausschusses, präsidierte sogar dem Konvent vom 5. bis 21. Januar 1794. Von seinen Leistungen zur Verherrlichung der republikanischen Feste und Schaustellungen ist schon im vorigen Bande die Rede gewesen. In den Sturz seines Busenfreundes Robespierre verwickelt, hätte er fast dessen Schicksal geteilt, doch kam er mit einem blauen Auge davon, indem er den Herrn und Meister mit Entrüstung verleugnete; am Tage vorher hatte er noch bei den Jakobinern erklärt, den Giftbecher mit ihm trinken zu wollen! Drei Jahre später war der Republikaner in ihm schon so weit abgestorben, daß er das Profil Napoleons auf die Wand seines Ateliers zeichnete und seinen Schülern zurief: „Meine Freunde, das ist mein Held!“ Er hatte auch Grund, dem Manne dankbar zu sein; denn die Flutwelle der Entrüstung über seines Freundes und seine eigne Thätigkeit hatten ihn doch für einige Zeit ins Gefängnis wandern lassen und auch nach seiner Freilassung hörten sehr erbitterte Anfeindungen und Verfolgungen nicht auf. Napoleon Bonaparte, der General der Republik in Italien, wahrscheinlich durch den jungen Gros, den erfolgreichsten Schüler Davids, auf diesen aufmerksam gemacht, berief ihn zu sich nach Italien. Das wirkte wenigstens etwas, wenngleich David ablehnte, da er damals mit seinem großen Bilde beschäftigt war, dem „Raub der Sabinerinnen“, das erst 1799 ausgestellt wurde und höchstes Entzücken erregte. Allerdings nicht bei Napoleon; denn mit richtigem Instinkte tadelte er zunächst die Art, wie die römischen Soldaten kämpften, und dann fuhr er fort: „Ihren Kriegern fehlt es an Wärme, an Bewegung und Enthusiasmus.“



75. Jacques Louis David.

Nach der Lithographie von Delpeche.

David war wütend darüber. Übrigens stellte er das Bild, was auch nicht mehr recht republikanisch war, unter Erhebung eines Eintrittsgeldes aus und verdiente allein damit die ganz hübsche Summe von 65 627 Frank. Im nächsten Jahre 1800 malte er Napoleon, der Überlieferung nach des Feldherrn eigner Anweisung folgend, wie er ruhig, aber im Widerspruch mit dem historischen Maultiere, auf feurigem Rosse galoppierend, die Bergstraße des Großen St. Bernhard hinaufsprengt. Auf einem Felsen im Vordergrund liest man den Namen Bonaparte neben denen Hannibals und Karls des Großen. — Im selben Jahre schuf er, wenn man von dem Marat und dem Gegensatz der Objekte absehen will, eines seiner besten Porträts, das der Julie Récamier (s. Bd. VIII, S. 283), von der wir auch von dem Pinsel Gérards eins der reizvollsten Bilder dieser Zeit besitzen. Auch das 1805 gelieferte Porträt des Papstes Pius VII. findet allgemeine Anerkennung und zeigt den sehr begabten Künstler, der leider auf den meisten andern Bildern der Manieriertheit verfallen war. Im Jahre vorher war David von dem neuen Kaiser zum Hofmaler ernannt worden; jenes Papstbild war eine Art Vorstudie zu vier ihm von Napoleon aufgetragenen Zeremonienbildern, die die Krönung des Kaisers und der Kaiserin, deren Inthronisation in der Kirche Notre Dame, die Verteilung der Adler auf dem Marsfelde und die Ankunft der beiden Majestäten vor dem Stadthause darstellen sollten. Nur die Krönung (s. Bd. VIII, S. 548/49) und die Verteilung der Adler kam zur Ausführung. Die herbe Beurteilung, die das letztere, überaus theatralische Bild traf, veranlaßte den Künstler, von der Ausführung der beiden andern abzustehen. Im Anfang der Restauration blieb er in Paris, schloß sich dann aber zu sehr an die Herrschaft der 100 Tage an, als daß er sich nach der Rückkehr der Bourbonen hätte sicher fühlen sollen. Obgleich das Amnestiegesetz vom 2. Januar 1816 selbst die „Königsmörder" einschloß und ihm vom Polizeiminister persönlich Garantien geboten wurden, zog er es doch vor, ins Ausland zu gehen. Eigentlich hatte er Rom im Auge; da man ihn aber dort nicht zuließ, wählte er Brüssel. Die dort geschaffenen Gemälde fanden zwar noch immer die warme Bewunderung des dortigen Publikums, aber die Kenner und die Kritik erkannten darin nur den alternden Meister und einen überwundenen Kunststandpunkt. Am 29. Dezember 1825 ist David zu Brüssel gestorben.

Régnault. Guérin.

Neben David kamen die auf demselben Standpunkte befindlichen Künstler, wie Régnault (1754—1829) und dessen Schüler Guérin (1774—1833), nicht recht zur Geltung. Sie trugen dazu bei, die Herrschaft des Klassizismus noch ein Weilchen hinauszuschieben. Denn selbst Davids eigne Schüler, zu denen die genannten Künstler nicht gehörten, huldigten nicht unbedingt mehr dem neuen Klassizismus.

Girodet-Trioson.

Girodet-Trioson (1767—1824) war der Vorläufer der Romantik, die er zunächst durch Farbe und Licht (in seinem „Schlafenden Endymion [1792] von den Strahlen des Mondes beschienen") vorbereitete, dann auch durch die Wahl seiner Stoffe; die „Beerdigung Atalas" (1808), nach Chateaubriands vorerwähnter Erzählung gemalt, zeigt eine Empfindung und einen Gefühlsausdruck, wie man sie bei David vergeblich suchen würde, und einen Schritt zum Realismus bedeutete die „Episode aus der Sintflut". Mit diesem Bilde beginnt, um mit einem modernen Kritiker zu reden, „die Reihe der gemalten Unglücksfälle und schauervollen Katastrophen", die fortan eine Spezialität der französischen Malerei bilden. — Ebenfalls Schüler von David war

Gros.

Jean Antoine Gros (1771—1835), doch trieben ihn die Greuel der Revolution schon 1793 weg von Paris und zwar nach Italien. Er hielt sich vornehmlich in Genua auf, wo einige treffliche Rubens und van Dyck bessere Lehrmeister für ihn wurden, als David. In Genua wurde er Ende 1796 der Gemahlin des ersten Konsuls bekannt, die ihn mit nach Mailand nahm. Napoleons jüngst erfochtener Sieg bei Arcole wurde dem Künstler ein mit Glück behandeltes Thema; sein Bild stellt den Moment dar, als Napoleon mit der Fahne in der Hand auf die vielumkämpfte Brücke stürmt. 1801 erhielt Gros den Auftrag, Napoleons Besuch bei den Pestkranken in Jaffa zu malen, und er wurde seiner Aufgabe durchaus gerecht. Das Bild erweckte große Bewunderung und wirkte sehr anregend und maßgebend auf die folgende Periode. Überdies verwies es zum erstenmal auf den Orient, dem auch das 1806 gemalte Bild „Schlacht bei Abukir" gewidmet war. Als den Höhepunkt seines Schaffens kann man bezeichnen die 1808 gemalte „Schlacht bei Eylau", ein Bild, das Napoleon selbst genug entzückte, um dem Künstler das Kreuz der Ehrenlegion, das er selbst trug, auf die Brust zu heften. Die zunächst folgenden Bilder: „Schlacht bei den Pyramiden", „Einnahme von Madrid" und „Zusammenkunft des Kaisers Napoleon und des Kaisers Franz nach der Schlacht von Austerlitz" zeigen schon eine gewisse Ermüdung. Sein Unglück wurde, daß er nach Davids Weggang dessen Atelier übernahm und zugleich in dessen Bahnen einlenkte. Sein letztes Bild dieser Richtung, „Herkules, den Thrakerkönig Diomedes seinen Rossen zum Fraße vorwerfend" (1833) erfuhr eine so vernichtende Kritik, daß er sah, seine Kunstlaufbahn sei zu Ende. Dies veranlaßte ihn zu dem tragischen Entschluß, auch seinem Leben ein Ende zu machen. Am 25. Juni 1835 ertränkte er sich in der Nähe von Bas-Meudon in der Seine.

Gérard.

Ein dritter Schüler Davids und dann Nebenbuhler des erstgenannten war François Gérard (1770—1837), der 1795 durch einen „Belisar" sich an die Öffentlichkeit brachte. Es ist das bekannte Bild, das den blinden Feldherrn darstellt, wie er den Weg mühsam mit dem Stocke in der Hand suchend auf dem linken Arme seinen von einer Schlange gebissenen jugendlichen Führer trägt. In der Wahrheit der Empfindung und in der Beleuchtung hat er sich, wie man sieht, ebenfalls schon vom Meister losgemacht. Größere Entwürfe gelangen ihm nicht

recht, wie z. B. die „Schlacht von Austerlitz“; viel besser ist sein lebensvolles Bild, „Heinrichs IV. Einzug in Paris“ darstellend (s. Bd. V, S. 680/81). Seine eigentliche Stärke lag im Porträt, wie er denn auch bald der Bildnismaler der Familie Bonaparte und der Größen des Kaiserreichs wurde (s. Bd. VIII, S. 387, 464/65, 541, 563, 594). Sein Porträt der Julie Récamier, das gleichzeitig mit dem Davids entstand und eine Zierde des Louvre ist, wurde schon erwähnt.

Eine eigentümliche Stellung nimmt Pierre Prud'hon (1758—1823) ein, der im schroffsten Gegensatze zu David eine poetische und phantastische Natur war und in Correggio sein Vorbild sah. Deshalb konnte er, auch durch widerwärtige häusliche Verhältnisse behindert, erst spät zur Geltung kommen. Er war 50 Jahre alt, als seine „Entführung Psyches durch Zephyr und seine Genien“ und gleichzeitig „das Verbrechen von der Gerechtigkeit und der göttlichen Rache verfolgt“ (1808) ihn in den Vordergrund drängten. Die Bedeutung dieses eigenartigen Künstlers hat kein Geringerer anerkannt und über die Davids gestellt als Eugen Delacroix. Mit dessen Namen ist eine neue Richtung bezeichnet, die des Naturalismus und der Romantik, die in ihrer Blütezeit in die folgende Epoche gehört.

Plastik. Auch die Plastik wurde vom Klassizismus während des Kaiserreichs bestimmt. Viel trug dazu bei der Aufenthalt des von Napoleon sehr hoch geschätzten Italieners Antonio Canova (1757—1822) in Paris. Cartellier (1757—1831) gehörte zu den bevorzugten Bildhauern des Kaiserreichs. Er wurde mit der Ausführung von Porträtstatuen des Kaisers und der Kaiserin Josephine beauftragt. Auch Chaudet (1763—1810) schuf eine solche von Napoleon. Besonders anmutig ist sein „Amor und der Schmetterling“ in der Galerie des Louvre. Auch François Bosio (1769—1845) vertrat die Richtung Canovas. Seine mythologischen Figuren waren anregend für Callamard (1769—1815), Dupaty (1771—1825) und auch für den von Napoleon viel beschäftigten Lemot (1773—1823). Auch Jean Pierre Cortot (1787—1843) und François Rude (1784—1855) gehören mit ihren wesentlich der Antike entlehnten Darstellungen noch hierher.

Architektur. In der französischen Architektur macht sich dieselbe Strömung bemerklich, die für die beiden andern Künste zu bemerken war. Geleitet wurde sie in noch höherem Maße als die Plastik durch David, der gelegentlich auch auf das Gebiet der Architektur hinübergriff. Schuf er doch für die großen Feste der Republik den architektonischen Rahmen und die dekorative Ausstattung. Zwar war schon vor ihm durch das Bekanntwerden der Ausgrabungsergebnisse in Pompeji die französische Baukunst durch die Antike beeinflußt worden; aber die vollständige Umwälzung zu gunsten des antiken Geschmacks knüpft sich erst an die Namen Charles Percier (1764—1838) und Pierre Fontaine (1762—1855); sie sind die Begründer jenes Stiles in der Architektur und im Kunstgewerbe geworden, den man als „premier empire“ bezeichnet. Namentlich war Perciers Einfluß auf das französische Kunstgewerbe während der ganzen Kaiserzeit und auch noch im Restaurationszeitalter maßgebend und zwar nicht in Frankreich allein, sondern auch aus Rußland, Polen, Spanien ja sogar aus Preußen liefen Bestellungen für Möbel, Einrichtungen u. s. w. ein.

Von den architektonischen Werken der beiden Meister sind nur der Triumphbogen auf dem Karussell-Platze zur Erinnerung an die Siege der französischen Truppen in den Jahren 1805 und 1806 und eine von einer Kuppel überhöhte Sühnekapelle, in Form eines griechischen Kreuzes erbaut, erhalten geblieben. Zu gleicher Zeit mit der Errichtung des Triumphbogens auf dem Karussell-Platze wurde der Bau eines zweiten Triumphbogens auf der Place de l'Etoile dekretiert; J. F. Chalgrin (1739—1811) machte den Entwurf, den er nur zum Teil ausführte, J. N. Huyot (1780—1840) und Abel Blouet (1795—1853) vollendeten. Cortot und Rude haben den Hauptanteil an der plastischen Ausschmückung. Übrigens wurde dieser Triumphbogen erst am 29. Juli 1836 eingeweiht. Ebenfalls dem Ruhme der großen Armee gewidmet ist die von Lepère (1761—1844) und Gondouin (1737—1818) errichtete Vendômesäule, zu der im Jahre 1806 der Grundstein gelegt wurde. Sie ist eine Kopie der Trajanssäule in Rom, natürlich mit abweichendem plastischen Schmucke. Obenauf steht die Statue des Kaisers von Chaudet. Die Säule war 1810 fertig und kostete etwa zwei Millionen Frank (s. Bd. VIII, S. 687). Zu gleichem Zwecke wie die vorgenannten Bauten wurde auch auf schon unter Ludwig XVI. geschaffener Grundlage von Vignon (1761—1828) eine Ruhmeshalle gebaut, die dann später als Madeleinekirche dem christlichen Gottesdienste im Restaurationszeitalter wiedergegeben wurde.

Gedacht ist das Gebäude als ein korinthischer Peripteraltempel. Dieselbe korinthische Ordnung wurde auch beim Palais Bourbon angewandt, indem diesem durch Poyet (1742—1824) in den Jahren 1804—1807 eine Vorhalle von zwölf korinthischen Säulen vorgelegt wurde. Auch die von Brongniart (1739—1813) entworfene und von Labarre (1764—1833) vollendete Börse ist nach dem Vorbilde der Antike gebaut. Rechnet man noch den Bau einiger Markthallen, die Anlage mehrerer Brücken (pont de Jéna) und die Herstellung des Seinequais hinzu, so ist das Wesentlichste der Bauthätigkeit dieser Zeit berichtet, die allerdings von den drei Nachfolgern Napoleons nicht einmal erreicht wurde. Überdies fanden mehrere der genannten Bauwerke, wie z. B. die Madeleinekirche, erst im Zeitalter der Restauration ihren Abschluß.

Die Tracht.

Sogar auf die Tracht hatte Davids Richtung einen bestimmenden Einfluß, wesentlich allerdings auf die weibliche. Von den Incroyables und Merveilleuses ist im vorigen Bande die Rede gewesen (VIII., S. 284). Die weibliche Mode bevorzugte dem Charakter des Direktoriums entsprechend die dünnen Kleiderstoffe, die nicht nur die Körperformen völlig preisgaben, sondern auch die Farbe der Haut oder wenigstens der fleischfarbenen seidenen Trikots durchschimmern ließen. Hals, Arme und Busen wurden völlig entblößt getragen, eine Mode, die dem Künstler wohl zu statten kam. Als David seinen Raub der Sabinerinnen malte (1799), stellten sich ihm drei junge Damen der besten Gesellschaft zur Verfügung als Modelle für die Gestalt der Hersilia, andre für andre Frauengestalten des berühmten Bildes, die alle mehr oder minder dekolletiert erscheinen. Die antike Richtung in der Mode erhielt sich auch noch während der Kaiserzeit, nur daß man wieder den Anstand zu markieren suchte. Sie blieb aber der allgemeine Charakter: ungemein hochgeschnürte tiefgeschnittene Taille, die dicht unter dem Busen abschloß, kurze Ärmel und lang herabfallende Tunika. Das Haar trugen die Damen meist in Locken, wohl auch à la Titus frisiert. Mutet uns bei den Damen der Zeit die antike Tracht etwas sonderbar an, so wird sie geradezu lächerlich in der Anwendung des Prinzips der kurzen Taille auf die Männermoden. Den Straßenanzug bildet 1801 zunächst ein Frack mit ganz kurzer geschweifter Taille und eine ganz kurze Weste; Taille und Weste hören in der Höhe der Magengrube oder auch schon über ihr auf, so daß sich alles nach oben schiebt: hoher Umlegkragen des Fracks, unendlich hoch gewickeltes Halstuch, das keine Wäsche sehen läßt, da sofort die Weste ansetzt. Dagegen sind die Schöße des Fracks sehr lang, ebenso die Ärmel. Das lange Beinkleid ist schon durchgängig Mode und steckt in weichen Lederstiefeln. Das Haar wird in genialer Unordnung getragen, darauf sitzt ein flacher runder Hut mit ganz schmaler Krempe. Nach und nach verlängerte sich jedoch beim Manne die Taille und die Weste, der weißen Wäsche wurde wieder Platz gegeben, das Beinkleid vom langen Stiefel befreit und anfänglich halb lang dann ganz lang mit gleichfarbigen seidenen Strümpfen und ausgeschnittenen Schuhen getragen. Der Hut erhielt ebenfalls Zuwachs, sowohl an der Krempe als an der Kopfhöhe, so daß wir schon ganz genau unsern jetzigen Modecylinder gewahren können.

Charakter des kaiserlichen Hofes.

Hatte schon der konsularische Hof zum größten Teil aus Männern und Frauen bestanden, die der feineren Weltsitte ziemlich oder gänzlich fern standen, so wurde das auch unter dem Kaiserreiche nicht besser. Der emporgekommene Soldat und der reich gewordene Armeelieferant bildeten zwei der charakteristischen Haupttypen. Die feine Beweglichkeit und Grazie der vorrevolutionären Zeit war dahin; man suchte sie am Kaiserhofe durch ein sehr steifes Zeremoniell zu ersetzen, als dessen Resultat der suprême bon ton anzusehen ist, der in seiner gezierten und gespreizten Art oft in den Karikaturen der Zeit verspottet wurde. Infolgedessen trug das Leben bei Hofe den Stempel höchster Langeweile; das wurde auch nicht anders, als nach Napoleons Heirat mit Marie Luise ein Teil des alten Feudaladels an den Hof zurückkehrte, der sich bis dahin fern gehalten. Es waren übrigens keineswegs ausgesuchte Elemente, die so ihren Frieden mit dem neuen Hofe machten; sie hofften da auf das Glück, das dem am meisten blühte, der sich dem Kaiser am ergebensten erwies. Charakterlosigkeit, wie sie dann sofort beim Zusammenbruch dieses Thrones zu Tage trat, war die Signatur dieser höfischen Gesellschaft, und anders konnte es auch nicht sein, da der Despot niemand den Luxus einer eignen, von der seinen abweichenden Meinung gestattete; erhielt ja unter ihm das Spionier- und Angebesystem eine Ausdehnung, wie sie kaum zur Zeit des Schreckens die Gemüter in Angst und Sorge gehalten hatte, und wie sie entsittlichender in ihren Folgen kaum gedacht werden kann.

Allgemeiner Charakter der Gesellschaft.

Auch sonst war es mit der Moral nicht besonders bestellt. Der Kaiser ging bei seiner nie in Schranken gehaltenen Sinnlichkeit mit schlechtem Beispiele voran; in seiner Familie waren überdies Elemente genug, die mindestens anrüchig waren. In den Romanen aus der ersten Zeit des Konsulats und des Kaiserreichs findet sich oft das Motiv einer Liebe zwischen Bruder und Schwester, die die natürlichen Schranken durch-

bricht. Später nehmen die Romane eine gewisse Richtung aufs Solide, freilich unter der Voraussetzung gründlichster Unsolidität. Diese spricht doch eigentlich auch gerade aus den besten der Bérangerschen Dichtungen; es ist die durch die Poesie mit poetischem Glanze umgebene Bohème des Quartier latin. Wenn auch Chateaubriands oben erwähnter Wutschrei „De Bonaparte et des Bourbons" in vielen Stücken durch den Haß übertrieben ist, so ist das dort gefällte Urteil doch im wesentlichen zu unterschreiben: „Er hat die Menschen verderbt, er hat dem menschlichen Geschlecht in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren mehr Unheil zugefügt, als alle Tyrannen Roms zusammen seit Nero bis auf den letzten Verfolger des Christentums .... Noch eine Zeitlang ein solches Regiment und Frankreich wäre nur noch eine Räuberhöhle gewesen."

Die öffentliche Meinung und die Aushebungen.

Unter ähnlichen Empfindungen stand die Pariser Bevölkerung, als sie die am 31. März 1814 in die Hauptstadt einziehenden Verbündeten mit dem Rufe begrüßte: „Vivent nos libérateurs!" „Man sollte glauben", schrieb damals der bekannte Breslauer Professor Steffens, „ein siegreiches französisches Heer hätte einen gefährlichen Feind vernichtet und zöge jetzt triumphierend in die Stadt ein." Das allmähliche Anwachsen dieser Napoleon feindlichen Stimmung läßt sich ganz deutlich seit dem Jahre 1807 beobachten. Die allgemeine Meinung war, daß durch den Frieden von Tilsit die ewigen Kämpfe ihren Abschluß hätten finden sollen. Man verurteilte die den spanischen Bourbonen gegenüber angenommene Haltung als nutzlose Perfidie und den darob entbrannten Krieg als ein heilloses Abenteuer, das die besten Kräfte des Landes aufzehre; es kam im Jahre 1809 vor, daß selbst die Garden bei einer vom Kaiser vor seiner Rückreise nach Frankreich abgenommenen Parade ein Murren vernehmen ließen. Dazu trat der immer mehr sich zuspitzende Konflikt mit dem Papste, der alsbald den größeren Teil der Geistlichkeit eine sehr gefährliche Opposition treiben ließ. Der Krieg mit Österreich verlief zwar glücklich für die französischen Waffen; er brachte wieder reichlich „gloire"; aber er war auch teuer genug erkauft. Er hatte die Einberufung früherer Jahrgänge und die Vorwegnahme des Jahrganges 1810 notwendig gemacht; auch Spanien erforderte immer neue Aushebungen. Ihnen sich zu entziehen war in den südlichen, südwestlichen und westlichen Provinzen derartig in Mode gekommen, daß man vor Ausbruch des Krieges von 1812 die Fahnenflüchtigen auf 60—80 000 schätzte. Der Kaiser ließ förmliche Treibjagden auf sie vornehmen und legte den Eltern der jungen Deserteure Zwangseinquartierung (garnisaires) ins Haus. Man kann sich vorstellen, wie die im Feindesland und in unabläßigem Kriege verrohte Soldateska sich bei solchen Gelegenheiten betrug. Die Eingefangenen wurden dann auf der Insel Rhé, auf Belle Isle, Corsica, Elba, namentlich auch auf Walcheren einexerziert, also auf Inseln, damit ihnen das Entweichen unmöglich gemacht würde. Von Walcheren brachten dann viele das Sumpffieber mit, an dem schon dort ein großer Teil gestorben war.

Handel, Gewerbe und die Kontinentalsperre.

Napoleons Hochzeit mit Marie Luise hob die öffentliche Meinung nur vorübergehend; jedenfalls hoffte man, daß nun ein langersehnter Friede eine ruhige Entwickelung von Handel und Gewerbe begünstigen würde. Diese Hoffnung sollte bald zu Schanden werden. Die Kontinentalsperre, im Jahre 1810 neu eingeschärft und mit den rigorosesten Mitteln durchgeführt, hatte zwar anfangs der französischen Baumwollindustrie, der Tuchfabrikation, der fabrikmäßigen Herstellung von Hausgerätschaften und Möbeln, welch letztere nach der herrschenden antikisierenden Mode gefertigt, in keinem halbwegs wohlhabenden Hause fehlen durften, endlich auch derjenigen von Quincaillerieware großen Vorschub geleistet; aber bald trat Überproduktion ein auf allen genannten Gebieten; der anfangs reichliche Gewinn ließ bald Fabriken in großer Zahl entstehen, deren Erzeugnisse bei der zunehmenden Verarmung des Kontinents schließlich keine Abnahme mehr fanden. Dazu kam eine gerade durch die Regierung hervorgerufene Spekulationswut, indem sie die 1810 in größten Massen konfiszierten Kolonialwaren und sonstigen Rohprodukte englischer Herkunft in großen Auktionen auf den

Markt warf. Während also die Industrie weit mehr produzierte als sie verkaufen konnte, strebten die Spekulanten auf Rohstoffe, über ihre Zahlungsmittel hinaus weit mehr zu kaufen, als die Industrie verarbeiten konnte. Infolgedessen mußte man, so lange es ging, zu künstlichen Kreditmitteln seine Zuflucht nehmen. Ein großes Pariser Haus z. B., das sich dem Handel mit Bauholz und Kolonialwaren widmete, zog bis zu 1 500 000 Frank monatlich auf ein Amsterdamer Haus, das ihm seinen Kredit lieh; das letztere zog auf andre Häuser in anderen Städten und diese endlich wieder auf Paris. Natürlich dauerte diese Wechselreiterei nur kurze Zeit, und im März 1811 kam der Krach. Ein großes Lübecker Haus gab das Signal der Bankrotte; das älteste, größte und achtbarste Haus Amsterdams folgte, und nun schlossen sich eine große Anzahl der bedeutendsten Firmen von Paris und von andern französischen Industrie- und Handelsstädten an. Napoleon suchte zu helfen; aber es blieb beim Tropfen auf heißem Stein. Es folgten die Fabriken, die nicht ganz auf festen Füßen standen, eine Menge Arbeiter wurde brotlos.

Die öffentliche Meinung in den letzten Jahren.

Und schon türmten sich wieder Kriegswolken empor: die Verstimmung zwischen Napoleon und Rußland ließ den Ausbruch des Unwetters schon 1811 erwarten. Dieses Jahr war überdies ein unfruchtbares; die ungeheure Hitze hatte zwar den berühmten Kometenwein gezeitigt, aber die Hoffnungen des Landmannes vernichtet. Es trat schon Ende des Jahres Teuerung ein, die mit jeder Woche wuchs und die Pariser Bevölkerung schwierig machte. Napoleon traf zwar ihm geeignet erscheinende, in Wahrheit ungeeignete Maßregeln; schließlich begab er sich, was bei seiner sonst bewiesenen Furchtlosigkeit seltsam erscheint, schon im März, viel früher als sonst, nach Saint Cloud, um sich dem Murren des unzufriedenen Volkes zu entziehen. — Das furchtbare Unglück des russischen Feldzuges ließ zwar die kleineren Sorgen etwas in den Hintergrund treten und die nicht unwahrscheinliche Gefahr einer Invasion des französischen Bodens durch die fremden Mächte entflammte noch einmal das Nationalgefühl und rief außerordentliche Anstrengungen hervor. Aber um so größer war alsbald die Abspannung und das Gefühl tiefer Erbitterung. Nie hatte man soviel Widerstand bei den Konskriptionen, soviel Insubordination bei den ins Feld rückenden Soldaten gesehen, nie hatte sich eine abfällige öffentliche Meinung so laut und ohne Scheu zu äußern gewagt. In das Lager von Dresden folgten dem Kaiser im Juli 1813 wie böse Genien die Berichte des Polizeiministers Savary, Herzogs von Rovigo, über die Stimmung in Paris und Frankreich; er befahl ihm schließlich mit harter Zurechtweisung zu schweigen, wenn schon, zu Ehren des Mannes sei es gesagt, ohne Erfolg. Welch seltsames Zeichen, daß gerade das beliebteste Werkzeug des Despotismus diesen selbst jetzt zu durchbrechen versuchte: man war eben in den leitenden Kreisen Frankreichs, ja auch schon in der Bevölkerung davon überzeugt, daß der Stern des Kaisers unaufhaltsam dem Niedergange zueilte, und er selbst glaubte nicht mehr an diesen Stern.

Italienisches Geistesleben im napoleonischen Zeitalter.

Dichtung.

In dem geistigen Leben Italiens macht sich, ganz wie in Frankreich, ja von diesem vielfach abhängig, der Klassizismus in der letzten Hälfte des Jahrhunderts bemerkbar. Ihr Hauptvertreter ist Alfieri (1749—1803), im wesentlichen bekannt durch seine Tragödien, deren Titel in der Mehrzahl schon die klassische Stellung des Autors zeigen: „Virginia", „Agamemnon", „Timoleon", „Orest", „Antigone", aber auch „Abel", „Saul", „Maria Stuart", „Philipp II." Er steht somit nicht ganz mehr auf dem rein klassischen Standpunkt; ausgesprochenermaßen sollten seine Dramen seinen Landsleuten Patriotismus einhauchen, Haß gegen jede Fremdherrschaft und gegen jede Willkür. Obgleich an Stand und Bildung der Aristokratie angehörig, wurde Alfieri doch ein Vorkämpfer der Freiheitsideen, ein Erwecker der Volkskraft zur Abschüttelung jeglicher Tyrannei. Der Klassizismus ist ihm dafür willkommene Maske, willkommen aber auch durch die damals als klassisch überlieferte Steifheit der Formen; denn es fehlt

Alfieri an dem leidenschaftlichen inneren Schwunge, der erst eigentlich den Dichter macht und die Form nach freiem Bedürfnis zu handhaben weiß. — Aber der Klassizismus wurde sehr bald in Italien, rascher als in Frankreich, abgelöst durch die Romantik, durch die liebende Rückkehr zur Poesie des Mittelalters, namentlich zu Dante. Bei der eigentümlichen Stellungnahme aber dieses Dichters zum Papsttum ist damit nicht, wie in Deutschland, die Rückkehr zum mittelalterlichen Obskurantismus verbunden gewesen, sondern eher das Gegenteil. In politischer Beziehung aber mußte die Erinnerung an die Größe der mittelalterlichen Republiken Italiens ebensosehr wie das Papsttum jede andre nicht rein nationale Herrschaft als hassenswert erscheinen lassen.

Chorführer, was die neugeweckte Bewunderung Dantes anlangt, ist Vincenzo Monti (1754—1827) aus dem Ferraresischen, der mehrere Gedichte nach dem Vorbilde Dantes dichtete und sich durch die Tragödien „Galeotto Manfredi" und „Aristodemo" einen Namen machte. In den letzteren war noch Alfieri sein Vorbild. In der größeren phantastischen Dichtung „Basvilliana" auf die im Jahre 1793 zu Rom erfolgte Ermordung des französischen Gesandten Basseville (s. VIII S. 368) folgt er durchaus Dante, auf den er auch sonst mit Begeisterung die Zeitgenossen hinwies. Allerdings glich er an politischer Überzeugungstreue keinem seiner beiden Vorbilder. In dem genannten Gedicht schildert er, wie er nach seinem Tode von einem Engel abgeholt wird, um zur Buße durch Frankreich zu wandern und alle Greuel der Revolution mitzuerleben. Bald aber bekannte er sich aus Furcht vor den Mailänder Republikanern zu deren Anschauungen. Als Suworow heranzog, hieß es, ein bewunderndes Sonett auf den alten Marschall stamme von ihm; dann entstand seine wieder republikanische Tragödie „Cajo Gracco". Eine Kantate auf die Schlacht von Marengo verschaffte ihm aus des Imperators Hand die Stelle eines Hofpoeten und Geschichtschreibers des Königreichs Italien. Nach Napoleons Sturz wandte er sich in schmeichelnden Kantaten dem guten Kaiser Franz zu, der für derartige Charaktere stets entgegenkommendes Verständnis hatte.

Ganz anders Niccolo Ugo Foscolo (1777—1827), der in seinen Tragödien „Tieste", „Aiace", „Ricciarda", nach Alfieris Vorbild gedichtet, seinen Freiheitsideen ebenso Ausdruck gab, wie in seiner kühnen „Rede an Bonaparte", die er hielt und dann drucken ließ, obgleich er Mitglied der Consulta zu Lyon war (s. Bd. VIII S. 511). Vor allem aber wirkte er begeisternd und anregend für den Gedanken einer Wiedergeburt Italiens durch den Roman „Briefe zweier Lebenden" oder auch, in späterer Umarbeitung, „Letzte Briefe des Jacopo Ortis" genannt (1802). Man hat dies Buch den „italienischen Werther" genannt; aber neben der deutschen Sentimentalität bricht vor allem der italienische Patriotismus zu Tage. Ebenso tiefen, wenn auch nicht so allgemeinen Eindruck machte sein Gedicht „die Gräber". Unter österreichischer Herrschaft war natürlich seinem Aufenthalte ein Ziel gesteckt. Er floh vor den ihm drohenden Verfolgungen nach London und ist da am 11. September 1827 gestorben. — Mit dem größeren Teile seines Schaffens gehört schon in die österreichische Zeit der klassisch gebildete Giacomo Leopardi (1798—1837), aus der Mark Ancona, Platens Freund, der in seinem „Canto an Italien", „Betrachtungen über ein Denkmal für Dante", „Canto an Angelo Mai", als dieser Ciceros Bücher „de republica" aufgefunden hatte, seinen schmerzbewegten Empfindungen über die jetzige Lage Italiens im Gegensatze zu der einstigen Größe tiefbewegten Ausdruck gibt. Der darin sich zeigende Pessimismus und Weltschmerz sind aber nicht Erzeugnisse einer innerlich zerrissenen und nicht befestigten Natur, sondern der tiefgebeugten Vaterlandsliebe eines reinen und hochdenkenden Charakters und darum Mahnrufe an eine noch mutiger denkende Jugend. Namentlich in Mailand war der Sitz der patriotischen Bewegung. Da dichtete Giovanni Battista Niccolini (1785—1861), aus dem Pisanischen gebürtig, zunächst im Anschluß an Alfieri seine der alten Geschichte und Mythologie entlehnten Stücke, dann wandte er sich in vaterländischen Stoffen wie „Antonio Foscarini", „Giovanni da Procida", „Lodovico Moro", „Filippo Strozzi", besonders auch in „Arnaldo da Brescia" der Romantik zu; aber klassisch wie romantisch ließ er seine Muse dem Vaterlande dienen. Auch der unglückliche Silvio Pellico aus Saluzzo (1789—1854) gehört mit seinen Schicksalen und einem Teil seiner Werke in die österreichische Periode. Unter seinen Tragödien hat keine so ungeteilten Beifall bei den Zeitgenossen gefunden, wie die dem Dante entnommene „Francesca da Rimini". Seine Teilnahme am „Conciliatore", den er selbst gegründet hatte, führte ihn durch die Bleidächer von Venedig nach dem Spielberge bei Brünn; seine furchtbaren Schicksale, die er in dem seiner Zeit vielgelesenen Buche „Meine Gefangenschaft" (le mie prigioni) erzählt, hatten aus ihm einen durchaus der Romantik zugehörigen Mystiker gemacht, wie seine streng katholisch gehaltenen „Cantiche" beweisen. Auch der übrigens als Dichter namentlich politischer Natur bedeutendere Giovanni Berchet aus Mailand (1783—1851) gehörte zur romantischen Schule des jungen Italien, war Mitarbeiter am „Conciliatore" und mußte darum in ein langjähriges Exil gehen. Seine „Romanzen" und „Phantasien" atmeten echten Carbonari-Geist und belebten durch die Glut ihrer Leidenschaft den Haß gegen Österreich.

Geschichtschreibung.

Daß die Italiener aber nicht allein eine gemeinschaftliche Sprache und Poesie hätten, sondern auch ein gemeinschaftliches historisches und politisches Interesse, lehrten sie Historiker wie Carlo Botta (1766—1837), der gelehrte Staatsmann Piemonts, in seiner „Storia d'Italia dal 1789—1814" und Paolo Colletta, der kenntnisreiche Offizier aus Neapel (1775—1831) in seiner „Geschichte des Königreichs Neapel von 1734—1825", die allerdings erst nach seinem Tode herauskam. Jener mußte seiner politischen Anschauungen wegen lange Zeit als Verbannter in Frankreich leben, dieser war auch nach 1820 ein Insasse des Spielbergs, wo seine felsenfeste Gesundheit so untergraben wurde, daß man den vermeintlich unschädlich gemachten nach Florenz entließ. Aber eben hier verfaßte er das erwähnte Geschichtswerk, das die ganze Elendigkeit der bourbonischen Mißregierung in Neapel an den Pranger stellte.

Canova und seine Schüler.



76. Antonio Canova.

Nach dem Originale von G. Bossi gestochen von P. Anderloni.

Auf den hochbedeutenden Einfluß, den Canova, in der Plastik besonders auf die französischen Künstler ausgeübt hat, ist schon hingewiesen worden. Antonio Canova (1757—1822) aus dem venezianischen Flecken Possagno stammend, wurde auf der Kunsthochschule zu Venedig ganz im Sinne des herrschenden Rokokogeschmackes ausgebildet; erst als er 1779 nach Rom gekommen war, erfaßte ihn im Studium der Antike deren Geist, wenngleich er sich dann nicht dem strengen und einfachen Stile zugewandt hat, sondern mehr Neigung zum Reizenden und Lieblichen zeigte, mit einem oft bemerkbaren Hange zum Sentimentalen. Dieser Charakter zeigte sich namentlich in seinen Gruppen Amor und Psyche, Venus und Adonis, den drei Grazien, der Hebe. Anderseits übertrieb er die Darstellung der männlichen Kraft, wie in den Ringern, namentlich auch in Herakles und Lichas. Von den Zeitgenossen hoch gefeiert, war er vielen trefflichen Künstlern Vorbild und vernichtete den Geschmack an den süßlich lächelnden Gestalten, die das Zeitalter vor ihm noch als Inbegriff der Kunst betrachtet hatte. Auch in der Malerei hat sich Canova versucht und sich mit vielem Erfolg in das Studium der venezianischen Meister versenkt, die er ganz trefflich in der Färbung zu erreichen wußte; doch sonst leistete dies Zeitalter in der Malerei nichts Besonderes. Unter denen, die ihm in der Plastik als Schüler nahestanden, sind besonders zwei zu nennen: Bartolini (1777—1850), der Verfertiger einer Statue Napoleons I. im antiken Gewande, eines triumphierenden Imperators und einer geschätzten Pyrrhusgruppe, und Pomp. Marchesi (1790—1858), der neben vielen andern Standbildern und Büsten auch für die Frankfurter Bibliothek eine Goethestatue lieferte, den Dichter in einem Armstuhl darstellend, Bleistift und Notizbuch in der Hand.

Die Entwickelung der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ein Vierteljahrhundert war über Europa dahingerauscht, stürmisch wie keines zuvor, bis in den Grund alle Verhältnisse aufwühlend. Für die junge Republik jenseit des Atlantischen Ozeans war es eine Zeit fast ungestörten Friedens und gedeihlicher Entwickelung gewesen. Staat um Staat bildete sich und trat als vollberechtigtes Mitglied der Genossenschaft der dreizehn Staaten bei, die zuerst die Freiheit errungen hatten: 1791 Vermont, 1792 Kentucky, 1797 Tennessee, 1802 Ohio; binnen zehn Jahren von 1790—1800 stieg die Bevölkerung von 4 auf $5\,^1/_3$ Millionen; die Alleghanies wurden überschritten: bis an den Mississippi gehörte das Land der Union.

Uneinigkeit zwischen den Einzelstaaten.

Der Anfang freilich war schwierig. Nachdem durch den Frieden von 1783 die Selbständigkeit der nordamerikanischen Freistaaten gesichert und die allgemeine Gefahr abgewendet war, kam in häßlicher Weise in den Einzelstaaten ein partikularistischer Egoismus zu Tage, der den großen Staatsmännern des Befreiungskrieges viel Sorge machte und die nationale Einheit in Frage stellte. Schon jetzt trat der Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden hervor, besonders in der Sklavenfrage. Die einzelnen Staaten schlossen sich ferner durch Zollschranken von ihren Nachbarn ab, sie wollten keine Verpflichtung anerkennen zur Mitbezahlung der während des Krieges aufgelaufenen gemeinsamen Schuld. Eine notwendige Folge davon war das Sinken des öffentlichen Kredits und eine allgemeine Stockung in Handel und Wandel. Daß man auf diese Weise nicht fortwirtschaften könnte, sahen alle Patrioten ein. Auf den Vorschlag der Legislatur von Massachusetts, der allerdings zunächst nicht durchdrang, dann aber von der Legislatur von Virginien im Januar 1786 wieder aufgenommen wurde und nunmehr Erfolg hatte, sollte ein aus besonderen Wahlen hervorgehender Konvent im Mai des folgenden Jahres zusammentreten und die Lage der Vereinigten Staaten und die Frage nach entsprechenden Verfassungsänderungen in Erwägung ziehen. Dem entsprechend trat ein solcher Konvent in Philadelphia zusammen und eröffnete seine Unterhandlungen am 25. Mai 1787. Es erwies sich als eine Maßregel vorsichtiger Klugheit, daß man in Erwartung eines allzuschroffen Aufeinanderplatzens der Geister von vornherein beschloß, die Verhandlungen bei verschlossenen Thüren zu führen und die Mitglieder zum Schweigen zu verpflichten. In der That gab es manche heiße Schlacht, manche Abgeordneten besuchten die Sitzungen überhaupt nicht mehr, die Gefahr einer Sezession lag vor der Thür, aber endlich einigte man sich doch am 17. September 1787 über den Entwurf einer neuen Verfassung, der nun freilich erst den Legislaturen der Einzelstaaten zur Annahme vorgelegt werden mußte. Die Annahme der neuen Verfassung in neun Staaten sollte diesen das Recht geben, sich jener Verfassung als einer nunmehr rechtskräftigen zu bedienen.

Die Verfassung von 1787.

Die Hauptpunkte dieser noch heute bestehenden Verfassung sind schon im vorigen Bande (S. 745) erwähnt worden: die gesetzgebende Gewalt besteht aus dem Repräsentantenhause, dem Kongreß, dessen Mitglieder direkt vom Volke gewählt werden, und dem Senat, der sich aus den von den Legislaturen der Einzelstaaten ernannten Senatoren, und zwar zwei von jedem Staate, zusammensetzt. Die Exekutive liegt in der Hand des Präsidenten, der vom Volke in indirekter Wahl (durch Wahlmänner) zugleich mit dem Vizepräsidenten gewählt wird, vier Jahre amtiert und wiederwählbar ist. Es steht ihm ein Vetorecht zu, das aber hinfällig wird, wenn zwei Drittel der beiden Häuser an den gefaßten Beschlüssen festhalten. Die Zahl der Seelen, auf die ein Abgeordneter kommen sollte, wurde anfangs auf 33 000 normiert; 1823 auf 40 000, seit 1843 auf 70 860. Gerade hierbei trat hervor, wie sehr die Nordstaaten genötigt waren, durch Kompromisse die Südstaaten bei der gemeinsamen Fahne zu halten. Denn zu der für die Aufstellung eines Abgeordneten nötigen Zahl von Weißen, traten auf Andringen der Südstaaten noch drei Fünftel der Sklaven. Es genügte also im Anfang eine Sklaveneinfuhr von 55 000, nach 1823 von 66 666 Seelen, um dem betreffenden Staate eine Stimme mehr zu verschaffen. Auf diese Weise erhielt der Süden in den Jahren 1789—1792 sieben, von 1813—1823 neunzehn, von 1833—1843 fünfundzwanzig Abgeordnete mehr, als er nach der Zahl seiner weißen Bevölkerung hätte beanspruchen dürfen.

Die Hauptparteien.

Bei der Beratung der Verfassungsannahme in den Einzelstaaten traten die beiden Parteien der Föderalisten und Republikaner, die sich später Demokraten nannten, zuerst mit Namen hervor. Während jene eine im Interesse nationaler Fortbildung

liegende größere Zentralisation der Macht in den Händen des Präsidenten und des Kongresses anstrebten, wollten diese in partikularistischer Tendenz die vermeintliche Unterjochung der Einzelstaaten abwehren. Als Führer der Föderalisten ist namentlich Alexander Hamilton anzusehen, der in einer Reihe von Artikeln, die in dem New Yorker Daily Adviser erschienen, das Glaubensbekenntnis des Föderalismus auseinandersetzte und verteidigte. Sie sind dann vereinigt unter dem Titel The Federalist erschienen. Der Annahme der neuen Verfassung widersetzten sich schließlich nur noch Rhode-Island und Nord-Carolina. Man drohte ihnen, daß man sie bei fortgesetztem Widerstreben als Fremde und feindliche Staaten behandeln würde, und erreichte damit auch endlich ihren Anschluß.

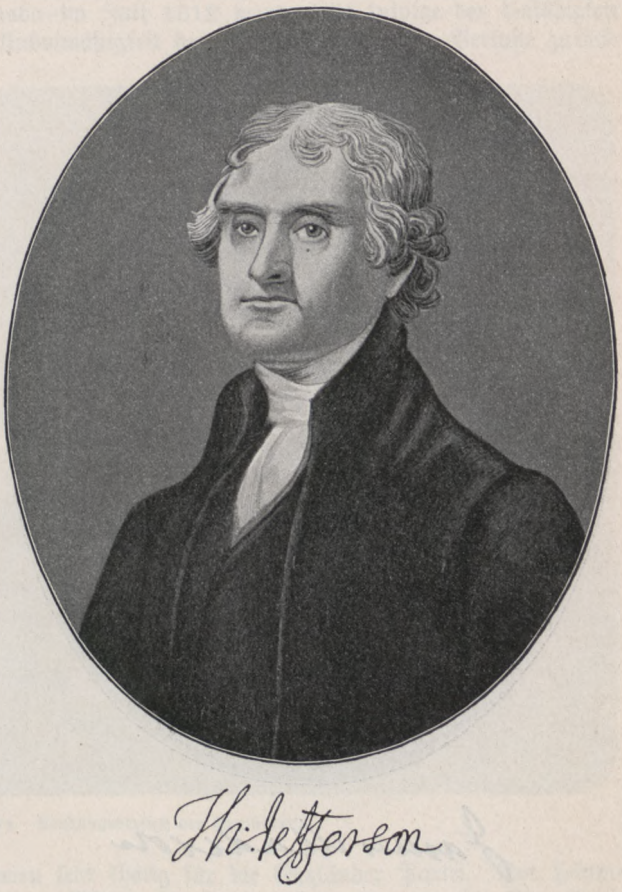
Washingtons Präsidentschaft (1789—1797).

Der erste auf Grund der neuen Verfassung gewählte Kongreß kam 1789 zusammen; im gleichen Jahre am 4. März trat Georg Washington (Porträts s. Bd. VII, S. 737 und 746) sein ihm mit Stimmeneinheit übertragenes Amt als Präsident der Vereinigten Staaten an. Er hat es zweimal hintereinander verwaltet; auch das zweite Mal, 1793, zeigte die einstimmige Wahl die Verehrung eines Mannes von wahrhaft antiker Größe. Beide Male war John Adams aus Boston Vizepräsident, ein Zeichen, daß der Föderalismus noch die Oberhand hatte. Unter Hamiltons Leitung ging man an die Reform der Finanzen. Nach hartem Kampfe mit den Demokraten wurde die Anerkennung der Schulden der Union und ihrer Verbindlichkeit für die Einzelstaaten durchgesetzt. Ihr späteres Haupt, Jefferson, ließ sich, und das war die Ursache des Siegs, durch das Versprechen dafür gewinnen, daß die Bundeshauptstadt nicht am Susquehannah, sondern südlicher, am Potomac erbaut würde; es ist das die dem ersten Präsidenten zu Ehren genannte Kapitale Washington. Ein ganz besonderes Verdienst des großen Staatsmannes ist die Aufrechterhaltung des Friedens. Seitdem Frankreich an England den Krieg erklärt hatte (1. Februar 1793), gab es in den Vereinigten Staaten eine starke Strömung, die namentlich bei den Demokraten ihre Hauptquelle hatte, für eine Unterstützung Frankreichs. Washington erkannte mit Recht die Notwendigkeit eines Zusammengehens mit England, wenn schon er nicht im Sinne hatte, auch die Kanonen mitsprechen zu lassen. Das Ergebnis dieser Politik war, nach einer noch kurz vorher recht fühlbaren Verstimmung, ein durch den Oberrichter John Jay im November 1794 in London abgeschlossener Vertrag, der teils die Handelsbeziehungen der beiden Länder regelte und die Entschädigung für die in letzter Zeit gegenseitig zugefügte Unbill bestimmte, ferner auch Grenzregulierung und Zurückziehung britischer Truppen einschloß, soweit solche noch in festen Plätzen der Vereinigten Staaten lagen. Es bedurfte des ganzen Gewichts einer solchen Persönlichkeit, wie Washingtons, um diesen sogenannten Jay-Vertrag durchzubringen; er hat diese Periode als die schwerste seines Lebens bezeichnet. Er hatte aber die Genugthuung, schließlich seine Politik doch wieder populär zu sehen, als gegen Ende seiner Präsidentschaft das anmaßende Auftreten des französischen Direktoriums und des Gesandten in Washington und die verräterischen Umtriebe des demokratischen Ministers Randolph die öffentliche Stimmung gegen Frankreich lenkten. Auch in der inneren Politik hatte man alle Ursache, Washingtons Wirken zu bewundern. Wenn auch der alte Gegensatz zwischen Föderalisten und Demokraten nicht beseitigt werden konnte, so trat er doch, eben durch des Präsidenten Vorsicht und Weisheit in Schranken gehalten, nicht mehr in der alten Schroffheit hervor. So wurde z. B. die so heikle Sklavenfrage unter seiner Präsidentschaft nicht neu belebt. Die Gründung einer Nationalbank (1791), die natürlich von den Antiföderalisten ebenfalls bekämpft wurde, aber doch durchgeführt wurde, bildete kein zu unterschätzendes Mittel zu wachsender Einigkeit. — In seiner Abschiedsadresse an den Kongreß vom 17. September 1797 hatte Washington jede Wiederwahl abgelehnt. Noch einmal trat er in die Öffentlichkeit, als im folgenden Jahre die Verwickelung mit Frankreich einen Krieg befürchten ließ; auf Ansuchen seines Nachfolgers, des bisherigen Vizepräsidenten John Adams, übernahm er den Oberbefehl. Da aber lenkte Frankreich ein, und als dann durch den Staatsstreich des 18. Brumaire (9. November 1799) Bonaparte erster Konsul geworden war,

gestaltete sich das Verhältnis sogar zu einem freundschaftlichen um. Washington hatte unterdessen den Oberbefehl wieder niedergelegt und sich nach seinem Gute Mount Vernon in Virginien zurückgezogen. Dort starb er am 14. Dezember 1799 infolge einer Erkältung im 68. Lebensjahre wahrhaft und tief betrauert von der ganzen Nation, die ihm zum größeren Teile ihre Existenz verdankte, betrauert auch in der übrigen Welt von allen denen, die die Größe eines Mannes nicht nur nach seinen Erfolgen, sondern nach seinem sittlichen Vermögen und nach seinem Charakter bemessen. In seinem Testamente gab er seine Sklaven frei, auch hierin ein Vorbild und eine Mahnung für die Zukunft hinterlassend.

Die Baumwollenproduktion.

Freilich war gerade um diese Zeit die Sklavenfrage durch die geradezu gigantisch anwachsende Baumwollenproduktion in ein Stadium getreten, das für die Befreiung der Sklaven sich sehr ungünstig anließ. Als Jay seinen obenerwähnten Handelsvertrag mit England abschloß, hatte er noch so wenig Kenntnis von der Wichtigkeit dieses Artikels für den Süden, daß er in ein Ausfuhrverbot desselben von Amerika nach England willigte. Dieser Paragraph, der 12. des Vertrags, wurde infolge der steigenden Produktion wieder beseitigt. Die Erfindung nämlich der Baumwollenreinigungsmaschine durch Whitney im Jahre 1793 hatte soeben dem Baumwollenbau eine ganz neue Zukunft eröffnet. Denn mit dieser Maschine konnte ein Arbeiter in derselben Zeit, die ihn bislang ein Pfund gekostet hatte, 350 Pfund reinigen und marktfertig machen. Daher betrug die Ausfuhr der Baumwolle 1800 bereits 19 Millionen Pfund im Werte von 5 726 000 Dollar, 1824 aber 142 369 663 Pfund im Werte von beinahe 22 Millionen Dollar. Natürlich vermehrte sich dabei die Nachfrage nach Arbeitskräften; die oben angegebenen politischen Vorteile, die die Sklavenbarone durch Vermehrung ihrer Abgeordneten auf Grund ihres Sklavenbesitzes genossen, erlauben einen Rückschluß auf die Zahl der Sklaven. Die Stimmen zur Abschaffung der Sklaverei verhallten ungehört, solange der andere Ruf galt: „Cotton is King!“



77. Thomas Jefferson, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem Kupferstiche von J. R. Rice.

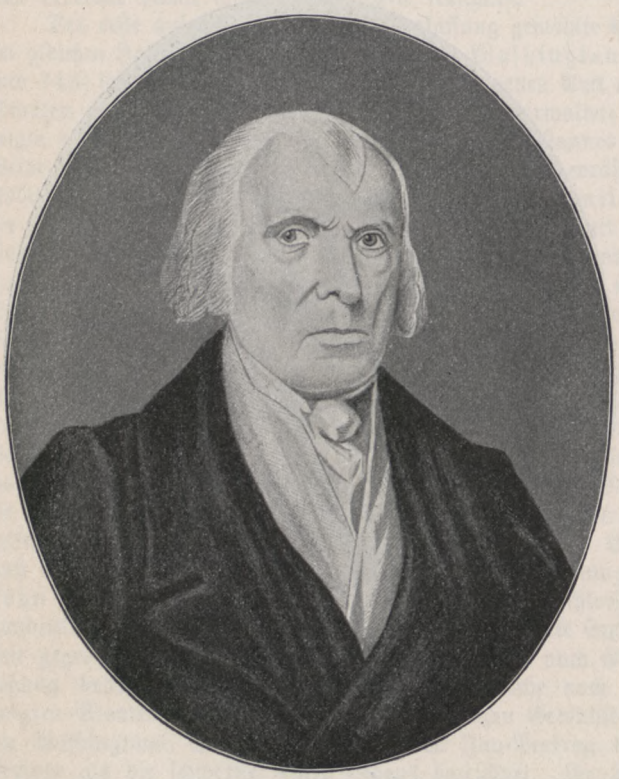
Jeffersons erste Präsidentschaft (1801—1805).

Mit der zunehmenden Bedeutung der Südstaaten für die wirtschaftliche Lage der Vereinigten Staaten, wuchs auch die demokratische Partei an Macht. Schon Präsident Adams mußte neben sich den Führer dieser Partei: Thomas Jefferson (geb. 1743) als Vizepräsidenten sehen. Als dann 1801 seine Präsidentschaft ablief, trat Jefferson an die Stelle, ohne jedoch — denn dazu hatte er eine zu reiche politische

Erfahrung hinter sich — nunmehr den demokratischen Heißspornen genug thun zu wollen. Im Gegenteile legte er vielmehr staatsmännische Mäßigung an den Tag. Sein Hauptverdienst um die Union liegt in der Erwerbung Louisianas von Frankreich.

Erwerbung Louisianas.

Die Verhältnisse, die dazu führten, sind früher auseinandergesetzt worden. Am 1. Oktober hatte Spanien, der höheren Macht weichend, das Gebiet an Frankreich abgetreten. Es war offenbar bedenklich für die Vereinigten Staaten, wenn dieses, besonders unter der Staatsleitung Napoleons, sich auf einer Strecke entwickelte, die ungefähr dem ganzen Mississippi von St. Louis an gleichkam. Noch stand die Säule, in die der eigentliche Entdecker des Stromes La Salle — denn de Sotos abenteuerreicher Ritt bis zum „Vater der Wässer" war bei der bekannten Faulheit der spanischen Nation so gut wie unbenutzt geblieben — an derselben Stelle, wo er sie 1682 zur Bestätigung der französischen Herrschaft errichtet hatte.



78. James Madison. Nach dem Kupferstiche von J. R. Rice.

Im Anfang war Napoleon nicht recht gewillt, auf die Anerbietungen Jeffersons einzugehen. Er selbst hegte koloniale Pläne. Aber der neu ausbrechende Krieg mit England stellte an ihn zu große finanzielle Anforderungen, als daß er schließlich nicht hätte zugreifen sollen. Er ging sogar von dem anfänglich geforderten Preise von 100 Millionen auf 60 Millionen zurück, wogegen die Vereinigten Staaten noch die 20 Millionen betragende Entschädigungssumme übernahmen, die Frankreich an amerikanische Kaufleute zu bezahlen hatte. Unter solchen Bedingungen kam der Vertrag am 30. April 1803 zustande.

Freilich war von Louisiana nichts weiter als das Land am unteren Mississippi bekannt, aber schon im Herbste 1803 sandte der Präsident Jefferson eine Expedition aus, um das neue Unionsland überhaupt kennen zu lernen. Von St. Louis, damals einer kleinen Handelsstation, fuhren die Entdecker in Booten den Missouri bis zu seinen Fällen hinauf, folgten dann zu Lande dem Laufe dieses Flusses bis zu seiner Quelle, überstiegen das Felsengebirge und gelangten an der Mündung des Kolumbia an den Großen Ozean. Den Lauf des Kolumbia aufwärts verfolgend, überstiegen sie das Felsengebirge zum zweitenmal und kehrten nach einer Reise von $2\frac{1}{2}$ Jahren in die Heimat zurück. Ein ungeheures Gebiet war damit der Kolonisation erschlossen; immer weiter westwärts durch Vertrag und Gewalt wurden die Indianer gedrängt und ihre Jagdgründe unter den Pflug der stetig vordringenden Ansiedler genommen.

Jeffersons zweite Präsidentschaft (1805—1809)

Die Verdienste Jeffersons bewirkten seine zweite Wahl für die Jahre 1805—1809. Das Hauptereignis dieser zweiten Präsidentschaft Jeffersons bildet das gegen England gerichtete sogenannte „Embargo", d. h. die zeitweilige Beschlagnahme englischer, in amerikanischen Häfen liegender Schiffe. Das durch den Jay-Vertrag mit England hergestellte gute Einvernehmen hatte allmählich wieder heftigen Differenzen Platz gemacht; schließlich verhängte England am 16. Mai 1806 die Blockade über die amerikanischen Häfen, eine Maßregel, die auch Frankreich bald nachahmte. Als Repressalie wurde am 21. Dezember 1807 das Embargo beschlossen, freilich unter erbittertem Widerstande der Föderalisten. In der That erwies sich dieser Schritt sehr bald als recht verhängnisvoll für den amerikanischen Handel, der in viel höherem Maße als der englische darunter litt. Schließlich wuchs die Gegnerschaft wider das Embargo so, daß man es 1809,

kurz bevor Jeffersons Amtszeit ablief, beseitigte. Er selbst empfahl diesen Schritt. Eine Wiederwahl, die man ihm anbot, lehnte er ab. Er zog sich auf sein Landgut Monticello in Kentucky zurück und starb da am 4. Juli 1826 im hohen Alter von 83 Jahren.

Madison Präsident. Krieg mit England.

Unter seinem Nachfolger James Madison zogen sich die Reibereien mit England entscheidungslos hin bis zum Jahre 1812. Da bekam die Kriegspartei, die namentlich in den Südstaaten stark vertreten war, die Oberhand. Madison, vor die Alternative gestellt: Krieg oder keine Wiederwahl, entschloß sich zu einer energischen Politik, und so erfolgte, einigermaßen doch zu Englands Überraschung am 18. Juni 1812 die Kriegserklärung. Allein der Krieg hatte für Amerika einen sehr unglücklichen Verlauf. Ein Einfall in Kanada im Juli 1812 wurde teils infolge der Unfähigkeit der Führer, teils infolge der Unbotmäßigkeit der Milizen mit großem Verluste zurück-



79. Landungsversuch der Engländer.

gewiesen. Die Indianer nahmen sehr thätig für die Engländer Partei. Der Häuptling Tekumseh betrieb rastlos den Plan, alle Indianerstämme gegen die Amerikaner zu vereinigen, bis er in einem Gefechte am Thamesflusse in Kanada am 5. Oktober 1813 seinen Tod fand. Trotzdem dauerten im Süden die blutigen Fehden mit den Indianern noch eine Weile fort. Der Held dieser Kämpfe in Alabama war der General Andrew Jackson. Seine Siege über die Creeks und Seminolen zwangen die ersteren zu bedeutenden Landabtretungen, die die Verbindung zwischen dem Mississippi und Georgia herstellten und Andrew Jackson zum populärsten General machten. Die britischen Truppen machten wiederholt Landungsversuche an den Küsten, eroberten und plünderten zahlreiche Städte der Südstaaten, drangen sogar im August 1814 bis Washington vor und legten das Kapitol und das Präsidentenhaus in Asche. Auch New Orleans griffen sie mit einer Heeresmacht von 12 000 Mann an: wacker verteidigte sich General Jackson gegen die Übermacht; er errichtete aus Baumwollenballen Schanzen und schlug am 8. Januar 1815 den Sturm der Engländer erfolgreich ab. Dagegen hatten zu Schiffe die Amerikaner mit mehr Glück gefochten. So zwang die Fregatte „Konstitution", die sich schon im Juli 1812 durch geschickte

Manöver ausgezeichnet hatte, die englische Fregatte „Guerrière“ nach einem ganz kurzen Gefechte am 19. August desselben Jahres zur Übergabe. Eine Brigg mit 14 000 Dollar an Bord war vom Kapitän Porter, ein Paketboot mit 200 000 Dollar durch die Fregatte „President“ weggenommen. Auf dem Eriesee eroberte Leutnant Elliot das im Schutze englischer Kanonen liegende Schiff „Caledonia“, und Kommodore Chauncey hielt auf demselben See mit einigen kleinen Schiffen von zusammen nur 32 Kanonen das sechsmal größere englische Geschwader in Schach. Endlich gelang es am 10. September 1813 dem Kommodore Perry ebenfalls auf dem Eriesee, ein englisches Geschwader von sechs Schiffen zur Ergebung zu zwingen und dadurch diesen See von den Engländern zu säubern, was dann auch auf die kanadischen Unternehmungen der Amerikaner seine Wirkung ausübte. Daher bewilligte England, durch den großen Kampf gegen Napoleon ganz in Anspruch genommen, den Amerikanern bereitwillig billige Bedingungen, als sie nach Frieden verlangten: er wurde am 24. Dezember 1814 in Gent unterzeichnet. Die Nachricht von dem Abschlusse, die freilich mehrere Wochen brauchte, um über den Ozean zu gelangen, beendigte auch zur rechten Zeit die Kämpfe um New Orleans. Vom Kongreß wurde der Friede am 19. Februar 1815 angenommen. Des Durchsuchungsrechtes der Engländer freilich, um das der Krieg entstanden war, geschah in dem Frieden mit keiner Silbe Erwähnung; aber England entsagte ihm fernerhin thatsächlich.



80. James Monroe. Nach dem Kupferstiche von J. R. Rice.

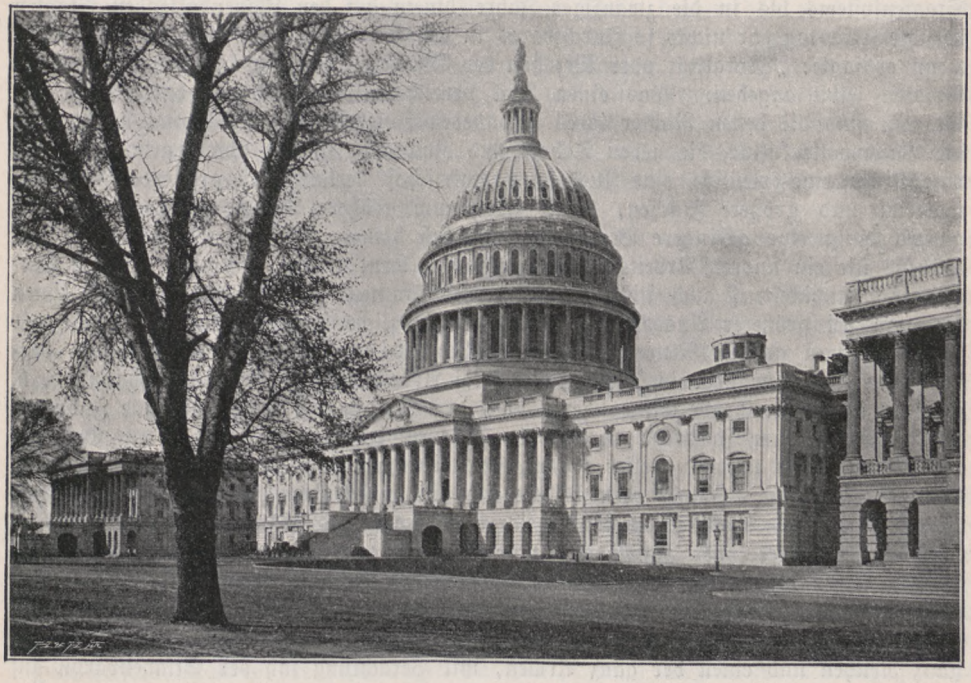
Die Monroedoktrin.

Eine lange Zeit des Friedens folgte jetzt für Amerika: es enthielt sich aller Einmischungen in die Angelegenheiten Europas, aber ebenso war es der Meinung, keine Einmischung Europas in seine eignen Angelegenheiten sich gefallen zu lassen. „Amerika den Amerikanern“ galt als Grundsatz, und unter dem Präsidenten Monroe (1817—1825) gab die Union 1823 die feierliche Erklärung ab, daß keiner europäischen Macht eine Einmischung in die Verhältnisse der Staaten weder von Nord-, noch von Südamerika zustehe, oder auch nur das Recht, ihren Besitzstand in Amerika zu erweitern. Es hing das zusammen mit dem Abfall der spanischen Kolonien vom Mutterlande. Dies revolutionäre Beginnen veranlaßte die „heilige Allianz“ zu dem Beschlusse einer Intervention zu gunsten Spaniens. Da aber England seine Mitwirkung versagte, der „heiligen Allianz“ aber keine Flotte zur Verfügung stand, so verlief die Sache naturgemäß im Sande. Amerika zog daraus den moralischen Vorteil, zum erstenmal als eine Großmacht sich haben vernehmen zu lassen. Das Gefühl frisch aufstrebender Kraft zeigte sich auch darin, daß man auf den Vorschlag des bedeutenden Henry Clay im Jahre 1825 die Panamaversammlung beschickte, auf der die Einigung von ganz Amerika von Kap

Horn bis zur Hudsonsbai beraten werden sollte. Die Gesandten der Union erschienen freilich zu spät, und überhaupt trug der Kongreß nicht die geringste Frucht.

Die Sklavenfrage.

Unter Monroes erster Präsidentschaft wurde die Sklavenfrage wieder brennend. Der Genter Friedensvertrag von 1814 enthielt einen Paragraphen, der England und die Vereinigten Staaten zu den größten Anstrengungen verpflichtete, die vollständige Abschaffung des Sklavenhandels zu fördern, weil er unvereinbar sei mit den Prinzipien der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Noch unter Madisons Präsidentschaft sah sich deshalb der Kongreß veranlaßt, scharfe Bestimmungen gegen den Sklavenhandel zu erlassen, der als Piraterie erklärt und dementsprechend bestraft werden sollte. Aber schon jetzt zeigte sich der Einfluß des almighty Dollar. Ehrlich mit dem neuen Gesetze meinten es nur die beiden nördlichen Sklavenstaaten, Maryland und Virginien; nicht etwa aus besonders entwickelter Menschenliebe, sondern weil sie, selbst Baumwollenbau



81. Das Kapitol zu Washington. Nach einer Photographie.

nicht treibend, für die Südstaaten das Sklavenmaterial züchteten und den Sklavenhandel aus Afrika als eine lästige Konkurrenz betrachteten; der Import schwarzer Ware drückte ihnen den Preis zu sehr. Dagegen umgingen die eigentlichen Südstaaten das Gesetz auf alle Weise, bestachen die Hafenbeamten und ließen unter portugiesischer und spanischer Flagge Sklaven einführen; die puritanischen Nordstaaten aber hatten ebenfalls unter ihren Bürgern zahlreiche Vertreter des Grundsatzes, daß bar Geld nie einen üblen Geruch habe.

Die Gründung von Liberia.

Da man aber auch schon damals den Wert des Scheines zu schätzen wußte und immer Leute vorhanden sind, die gern etwas Gutes und Edles thun möchten, ohne dabei im Verborgenen zu bleiben, so trat am 28. Dezember 1816 die sogenannte „Kolonisationsgesellschaft" zusammen, die die Ansiedelung freier Neger in Afrika bezweckte. Daß die Südstaaten den Antrag im Kongreß auf staatliche Beihilfe eifrig unterstützten, ist vielleicht das beste Zeugnis für das ganze Unternehmen. Auf diese Art wurden sie durch Deportation am bequemsten die freien Sklaven los, die sich etwa bei ihnen fanden, vielleicht von ihren Herren im Testament rechtsgültig freigelassen, so daß, ohne Aufsehen zu erregen, mit ihnen nicht zu verfahren war. Als Präsident der Gesellschaft fungierte der Richter Bushrod Washington, ein Neffe und Erbe des großen Staatsmannes, der trotz der Testamentsbestimmung seines Oheims 50 der alten Sklaven seines Oheims nach Louisiana verkaufte. Dem entsprach der glorioſe Erfolg der neuen Neger-

republik Liberia, die vom Tage ihrer Begründung bis 1835 einen Zuwachs von 809 Freigelassenen aus den Vereinigten Staaten enthielt, der dem Überschuß der Geburtsfälle über die Todesfälle unter den Sklaven in einem Zeitraum von $5^1/_2$ Tagen entsprach.

Behandlung der Sklaven.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Stein des Anstoßes wesentlich im Sklavenhandel, nicht im Sklavenhalten gefunden wurde. Denn der Besitzer von Sklaven, so wenig human es klingen mag, hatte an dem Gesundheitszustand und der Leistungsfähigkeit seiner Sklaven Interesse genug, um sie nicht schlechter zu halten, wie seine Haustiere. Die Roheit der Behandlung durch die Aufseher darf auch nicht mit der Brille der bekannten Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" angesehen werden, deren Bildungszustand unrichtigerweise sich zum Richter in vielen Dingen macht; Begeisterung für Arbeit und Thätigkeit vermag der europäische Kenner Amerikas noch heute nicht bei den freien Farbigen zu entdecken. Aber abgesehen davon konnte der südstaatliche Standpunkt für sich ins Feld führen, daß die materielle Unterstützung des neuen Staatensystems bis in die zwanziger Jahre hinein auf den sklavenhaltenden Staaten beruhte. Es lag gar nichts so Furchtbares in den Worten des Oberrichters Ellsworth, wenn er sagte: „Moralität oder Weisheit der Sklaverei sind Erwägungen, die nur die Staaten selbst angehen. Was einen Teil bereichert, das bereichert das Ganze; die Staaten sind die besten Richter ihres besonderen Interesses!" Es kommt hinzu, daß die Baumwollenkultur, die neben Tabak- und Zuckerbau in den Vordergrund trat, im wesentlichen eine extensive, eine Ausdehnungswirtschaft verlangt, die größeres Menschenmaterial und größere Flächen, damit aber auch größere Kosten erfordert, und im ganzen dann eine geringere Verzinsung mit sich bringt. Da die Sklavenbarone des Südens nie ein andres Arbeitsmaterial kennen gelernt hatten und, wie sich die Verhältnisse entwickelten, auch nicht kennen lernen konnten, als Sklaven, so blieb ihnen die auch bei größerer Ausdehnung der Güter mögliche intensive Wirtschaft, wie wir sie auf unsern großen Rittergütern in Deutschland durch freie Arbeiter kennen, verschlossen. Je mehr aber im Norden die freie Arbeit sich zu entwickeln begann, d. h. je mehr ackerbautreibende Einwanderer nach den Nordstaaten kamen und die Industrie sich entfaltete, um so mehr verlor die Sklavenwirtschaft im Süden an Existenzberechtigung und um so greller traten ihre wirtschaftlichen, moralischen und sozialen Mängel ans Licht. Im Norden bildete sich ein arbeitender Mittelstand, das eigentliche Rückgrat des Staates; da siedelte sich in kleinen Landstädten, in der Nachbarschaft des kleinen Farmers, der Handwerker und Kleinkaufmann an, der Austausch der beiderseitigen Erzeugnisse ging rasch und ohne besondere Kosten vor sich, im näheren Aneinanderwohnen lernte man sich gegenseitig schätzen und des andern Rechte respektieren, lernte man den Adel der Arbeit kennen. Im Süden gab es bloß einen Stand der ganz Reichen und einen der ganz Armen, mit Verachtung sah der Sklavenbaron auf den kleinen Mann herab, der sich in den Städten mit den sogenannten niederen Erwerbszweigen beschäftigte, der tägliche Anblick der Sklavenwirtschaft zeitigte Roheit und Hochmut, Sparsamkeit und Arbeit waren ihnen plebejische Tugenden. Da kann es nicht wunder nehmen, wenn sich der Gegensatz zwischen Norden und Süden immer mehr zuspitzte, namentlich seit im Norden eine Großindustrie sich entfaltete, die den Süden wirtschaftlich abhängig machte. Denn auch darin zeigte sich der Unsegen der Sklavenwirtschaft: die Industrie verlangt freie Arbeiter, die im Vorteile ihres Arbeitgebers ihren eignen Vorteil gesichert sehen — was aber geht den Sklaven das Interesse seines Herrn an?

Neue Staaten und die Sklavenfrage.

Alles dessen war man sich im Süden wohl bewußt und bemühte sich eifrig, dem wachsenden Übergewichte des Nordens wenigstens in der Gesetzgebung zu begegnen. Da durfte man aber den sklavenfreien Staaten im Kongreß keinen Stimmenzuwachs erlauben. Zu den alten Staaten von 1788, die Sklaven hielten und damit Handel trieben, nämlich Maryland, Virginia, den beiden Carolina und Georgia, waren getreten: 1792 Kentucky, 1796 Tennessee, 1812 Louisiana, 1817 Mississippi, 1819 Alabama. Als Nichtsklavenstaaten dagegen waren neu entstanden: 1791 Vermont, 1802 Ohio, 1816 Indiana und 1818 Illinois, also mit den alten Staaten im ganzen 12 gegen 10 der andern Richtung. Nun beantragte im Jahre 1818 das Territorium

Missouri als Staat aufgenommen zu werden. Bisher hatte man, besonders im Süden dieses großen Gebietes, Sklavenwirtschaft getrieben. Nun aber verlangte der Abgeordnete Tallmadge von New York, daß in dem neuen Staate durch dessen Verfassung Sklaveneinfuhr zu verbieten sei, und die nach der Aufnahme geborenen Sklavenkinder sollten vom 25. Jahre an frei sein. Mit einer Erbitterung sondergleichen wurde diese Bill bekämpft, während ihre Verteidiger zur lebendigsten Unterstützung ihres Standpunktes nur aus den Fenstern zu zeigen brauchten, wo gefesselte Sklaven in langen Reihen zum Verkauf vorbeigeführt wurden. Das Repräsentantenhaus nahm den Antrag des New Yorkers an, der Senat lehnte ihn ab, und so standen sich beide Parteien feindlich gegenüber als ein Vorspiel des Kampfes, der später in blutigem Bürgerkrieg ausgefochten werden sollte. Bei dem Zusammentritte des 16. Kongresses lag die Sache jedoch so, daß eine Verständigung möglich schien. Der Distrikt Maine nämlich hatte den Wunsch geäußert, sich von Massachusetts ablösen und einen selbstständigen Staat bilden zu dürfen. Auf diese Weise konnte das nordamerikanische Gleichgewicht wiederhergestellt werden. In der Nacht vom 2. zum 3. März 1820 einigte man sich dahin, daß die Sklaverei in Missouri gestattet, sonst aber in den bisher Louisiana genannten Landesteilen von 36° 30′ nordwärts verboten sein sollte. Gleichzeitig wurde Arkansas von Missouri als Territorium getrennt, das dann 1836 die Reihe der Sklavenstaaten vermehrte. Man sieht, daß der Süden einen entschiedenen Sieg davon getragen hatte. Um diese Zeit bezifferte sich übrigens das Sklavenmaterial auf mindestens $1\frac{1}{2}$ Million Seelen.

Freihandel und Schutzzoll. Verkehrswege.

Auf einen andern Gegensatz zwischen dem Norden und Süden mag zunächst nur hingewiesen werden, weil er sich erst später stärker entwickelte. Seit 1816 konnte man von Freihändlern und Schutzzöllnern sprechen. Der Norden, um seine jährlich zunehmende Industrie zu schützen, war natürlich protektionistisch, der Süden, der in England seinen wesentlichsten Absatz fand und vom Auslande seine Bedürfnisse an Industriewaren bezog, huldigte dem Freihandel. Indirekt hängt damit der Eifer des Nordens, Straßen und andre Verkehrswege zu bauen, zusammen. So wurde für den Staat New York der 1817 begonnene Eriekanal von höchster Wichtigkeit, der in achtjährigem Bau vollendet wurde. 584 km ist dieser Kanal lang und verbindet Buffalo und Albany am Hudson. Derselbe Mann, der den Bau dieses Kanals durchsetzte, De Witt Clinton, veranlaßte auch die Anlage des Champlainkanals, der den gleichnamigen See ebenfalls mit dem Hudson verbindet. Am Eriekanal entstanden bald blühende Dörfer und Städte; Rindviehzucht begann sich zu entwickeln, Fabriken wurden gegründet. Nicht nur der Staat New York, besonders auch die Neu-Englandstaaten gingen in letzter Beziehung mit Benutzung ihrer reichen Wasserkräfte vor. Hier verstand man es, die Erfindungen Europas praktisch auszubeuten und umzugestalten. So insbesondere die Dampfmaschinen. Ihre Verwendung zur Hebung des Verkehrs vornehmlich auf den Wasserstraßen machte rasche Fortschritte. Schon 1778 hatte Thomas Payne auf die Wichtigkeit der Dampfkraft für den Schiffsverkehr hingewiesen, 1784 befuhr Jakob Ramsey mit einem durch Dampf getriebenen Schiff den Potomac, und bald darauf John Fitch mit einem andern den Delaware. Den ersten Raddampfer erbaute 1807 Robert Fulton. Man hielt ihn für einen Narren; und als das Schiff auf dem Hudson, einen Schauer von Funken auswerfend und mit dröhnendem Getöse seine Ruderschaufeln drehend, sich in Bewegung setzte, galt es für einen Höllenspuk. Aber schon die erste Probefahrt von New York nach Albany bekehrte die Menge der Ungläubigen, so daß schon nach wenigen Jahren Dampfschiffe auf den amerikanischen Flüssen im allgemeinen Gebrauche waren und 1819 der Dampfer „Savannah" sogar die Fahrt von New York nach Liverpool über den Ozean wagte. Zwanzig Jahre später wurde die erste Eisenbahn gebaut, von den Steinbrüchen nach den Werften von Quincy in Massachusetts; Pferde zogen noch die Wagen, jedoch 1829 schon wurden sie durch eine aus England eingeführte Lokomotive ersetzt: was für eine Zukunft sollte sich damit für die Vereinigten Staaten eröffnen!



Vierter Zeitraum.

Die Epoche der Heiligen Allianz (1815—1830).

Die Erklärlichkeit einer Reaktion.

Die gewaltigen Umwälzungen, die Europa seit 1789 erlebt hatte und nunmehr mit der Verbannung des Unheil stiftenden Sohnes der Revolution nach einem öden Felseneiland ihren Abschluß erreicht zu haben schienen, mußten notgedrungenerweise eine Reaktion von weitem Umfange in ihrem Gefolge führen. Hatte man früher auf religiösem Gebiete der Aufklärung gehuldigt, so hatte das letzte Jahrzehnt der schweren Not das Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht in den Gemütern neu belebt; Männer wie Stein, Arndt, Niebuhr, Schenkendorf schlossen sich einer streng positiven Richtung an, andre, wie Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner, von Haller u. a. traten sogar zur katholischen Kirche über. Auf politischem Gebiete brach man ebenfalls mit den Ideen der Französischen Revolution, ohne sich über das Gute darin viel den Kopf zu zerbrechen. Daß die Stein-Hardenbergschen Reformen aus einem ganz verwandten Gedankenkreise hervorgegangen waren und die Mitbeteiligung des Volkes an der Regierung als die Grundbedingung des modernen Staates hinstellten, konnte hier in gewissen Kreisen nur diskreditieren. Auch in dem Gemütszustand der Völker, nicht nur Deutschlands sondern ganz Europas, machte sich dieselbe Reaktion bemerklich. Nach dem gewaltigen Aufschwung des Befreiungskampfes und den damit verbundenen Opfern und Anstrengungen war eine allgemeine Abspannung und ein allgemeines Ruhebedürfnis eingetreten, das umfassenderen Änderungen in Staat und Kirche wenig Sympathie entgegentrug. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, wie die Idee der

Die Heilige Allianz.

Heiligen Allianz entstehen und wie diese mit ihren Folgen über ein Jahrzehnt Europas innere Lage beeinflussen konnte. Es war ein eigentümlicher Gedanke, ganz würdig der Anschauungsweise Kaiser Alexanders I. und seines geistlichen Beirates, der Frau von Krüdener, das Christentum mit seiner Selbstentsagung und Weltflucht predigenden Moral, die sich an das Einzelindividuum richtet, dem gegenseitigen Verhältnis der Völker zu Grunde legen zu wollen, das, wie überhaupt die Politik, von elementaren Gewalten und vom Egoismus geregelt wird. Genau betrachtet ist das merkwürdige Ergebnis kaiserlicher Schwärmerei in keinerlei Weise zu einer greifbaren Wirklichkeit geworden: weder haben sich die drei Monarchen jemals in christlich-brüderlicher Weise verehrt und geliebt, noch ist von ihnen ihrer Völker nach diesem Prinzip gewaltet worden. Aber eins hatte man mit der Heiligen Allianz erzielt: man schien

von nun an nur noch aus dem eigensten Geiste Gottes zu regieren, und die Staatskunst Metternichs, d. h. die Reaktion gegen alles, was geistige und politische Freiheit bedeutete, erschien im Lichte einer höheren Weihe.

Inhalt der Heiligen Allianz.

Das, wie schon erzählt wurde, am 26. September 1815 von den drei Monarchen vollzogene Aktenstück lautet in der Hauptstelle folgendermaßen. Nachdem versichert worden ist, daß die drei genannten Souveräne im Verlaufe der letzten drei Jahre die innerlichste Überzeugung gewonnen haben, daß sie ihre gegenseitigen Beziehungen auf die ewigen Wahrheiten zu gründen hätten, die die ewige Religion des Heilands lehre, heißt es: „Sie erklären feierlichst, daß der gegenwärtige Akt keinen andern Zweck hat, als angesichts des Weltalls ihre unerschütterliche Überzeugung darzuthun, sei es nun in der Verwaltung ihrer Staaten, sei es in ihren politischen Beziehungen zu jeder andern Regierung, zur Regel für ihr Verhalten nur die Vorschriften dieser heiligen Religion zu nehmen, Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die, weit entfernt nur im Privatleben anwendbar zu sein, im Gegenteil unmittelbar die Handlungen der Fürsten beeinflussen und alle ihre Schritte leiten müssen, als das einzige Mittel, um die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und ihren Unvollkommenheiten abzuhelfen.

Infolgedessen sind Ihre Majestäten über folgende Artikel übereingekommen:

Art. 1: Übereinstimmend mit den Worten der Heiligen Schrift, die alle Menschen sich wie Brüder betrachten heißen, werden die drei kontrahierenden Monarchen vereint bleiben durch die Bande einer wahren und unlösbaren Freundschaft und sich als Landsleute betrachten, sie werden sich bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte Unterstützung, Beistand und Hilfe leisten; sie werden sich dauernd gegenüber ihren Völkern und Heeren als Familienväter betrachten, sie werden sie lenken im selben Geiste der Brüderlichkeit, von dem sie beseelt sind zum Schutze der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit.

Art. 2: Da nun infolgedessen das einzig maßgebende Prinzip, sei es nun zwischen den genannten Regierungen, sei es zwischen ihren Unterthanen, das ist, sich gegenseitig Dienste zu leisten und sich durch ein unveränderliches Wohlwollen die gegenseitige Zuneigung zu beweisen, von der sie beseelt sein müssen, sich nur zu betrachten als Glieder ein und derselben christlichen Nation, so betrachten sich auch die drei verbündeten Fürsten lediglich als von der Vorsehung damit beauftragt, drei Zweige derselben Familie zu regieren, nämlich Österreich, Preußen und Rußland, womit sie gleichzeitig bekennen, daß die christliche Nation, von der sie und ihre Völker einen Teil bilden, in Wirklichkeit keinen andern Oberherrn hat als ihn, dem allein die Macht zukommt, weil in ihm allein sich finden alle Schätze der Liebe, des Wissens und der unendlichen Weisheit, nämlich Gott, unsern göttlichen Heiland Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens. Ihre Majestäten empfehlen deshalb in zärtlichster Fürsorge ihren Völkern, als einzigstes Mittel des Friedens zu genießen, der aus einem einzig andauernd und guten Gewissen hervorgeht, sich jeden Tag mehr zu befestigen in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten, die der göttliche Heiland den Menschen gelehrt hat.

Art. 3: Alle die Mächte, die sich feierlich zu den geheiligten Grundsätzen bekennen wollen, die den gegenwärtigen Akt veranlaßt haben, und die anerkennen wollen, daß es wesentlich ist für das Glück der so lange schon zu sehr erschütterten Nationen, daß diese Wahrheiten von nun an auf die Geschicke der Menschen den ganzen Einfluß ausüben, der ihnen zukommt, werden mit ebenso großer Bereitwilligkeit als Liebe in diese Heilige Allianz aufgenommen werden."

Dieser Aufforderung nachkommend, traten allmählich fast sämtliche Regierungen Europas der Heiligen Allianz bei, mit Ausnahme von England, das sich auf seine Verfassung berief, des Heiligen Vaters, der sich natürlich so wie so schon im Besitze der christlichen Wahrheiten befand, und des türkischen Sultans, der voller Schrecken hinter dieser so ausgesprochen christlichen Abmachung einen modernen Kreuzzug witterte.

Verhältnis der drei Vormächte zur Allianz.

Am leichtesten war, schon in den Vorverhandlungen, König Friedrich Wilhelm III. für den Vertrag der Heiligen Allianz zu gewinnen gewesen, während Franz I. an sich gegen jede Gefühlsexaltation ein angeborenes Mißtrauen zeigte und Metternich nicht anstand, sich über die ganze Faxe, in Privatgesprächen natürlich, lustig zu machen, so sehr er es nachher sich hat angelegen sein lassen, aus der heiligen Allianz Kapital zu schlagen. Der preußische König ging in seiner geradsinnigen Art auf diese Gedanken ein, weil sie an sein geheimstes Empfinden anklangen, obwohl er nicht der Mann war, dieses in einer Haupt- und Staatsaktion ans Licht der Öffentlichkeit zu stellen; das that er aber schließlich doch dem Freunde von der Newa zuliebe. Er ahnte nicht, in welchen tiefinnerlichen Gegensatz er sich damit, ohne es zu wollen und zu wünschen, zu den geistigen Führern seines und überhaupt des deutschen Volkes stellte. Eine patriarchalische Bevormundung des gesamten, also auch des geistigen Lebens, wie die heilige Allianz sie als Grundsatz aufstellte, selbst eine solche wohlmeinendster Natur kann das geistige Leben einer Nation kaum in den Kinderschuhen vertragen. Sie war möglich in einem Lande, wie Rußland, dem das Objekt dieser

Bevormundung so gut wie fehlte, sie war möglich in Österreich, wo sich das geistige Leben dank der inneren Politik seit dem Tode Josephs II. um Theater und Musik drehte, sie war aber nicht möglich in einem Lande, und das gilt auch für das außerpreußische Deutschland, wo sich die Wissenschaft gerade nach den Befreiungskriegen und mit ihr die Kunst mit ungewohntem Flügelschlage zu entfalten begann.

Deutschland bis zu der Wiener Schlußakte.

Die deutsche Wissenschaft.

Der wundervolle geistige Aufschwung, der jetzt das bildungsspendende und bildungsfähige Deutschland mit einem niegefühlten Pulsschlage belebte, nahm seinen Ausgang naturgemäß von den Universitäten, die noch ganz unter der Herrschaft des



83. Leipziger Studenten im Jahre 1816.
Nach einem gleichzeitigen farbigen Kupferstiche.

Kantschen und Fichteschen Idealismus standen, von deren Hörsälen weg Professoren und Studenten in thatenfroher Kameradschaft hinausgezogen waren in den heiligen Krieg, und zu denen sie nun zurückkehrten, um wieder die Früchte friedlicher Forschung zu zeitigen und zu pflücken. Dieses Geschlecht war von Haus aus königstreu und vaterlandsliebend gesinnt; es hätte aus sich heraus bei freierer Staatsform die Elemente gebändigt, die über die Thorheiten des Revolutionszeitalters noch nicht hinausgewachsen waren; hier konnte die heilige Allianz nur einen entheiligenden Einfluß ausüben; hier lebten schlichte, genügsame Menschen, die mit ganzer Seele an ihren Forschungen hingen, aber eben darum auch für die Ergebnisse ihrer Forschung unbedingte Freiheit der Äußerung forderten. Und was vom Lehrkörper galt, galt auch von der Studentenschaft, wenngleich hier eine strengere Disziplin, naturgemäß, notwendig war, nur nicht diejenige, die dann der Polizeistaat in Szene setzte. Mit Stolz können wir Deutschen

auf jene beiden Jahrzehnte deutscher Gelehrsamkeit blicken, in denen Thibaut (1774—1840), der berühmte Lehrer der Pandekten in Heidelberg, Gustav Hugo (1764—1841) als Lehrer des Zivilrechtes in Göttingen, Karl Friedrich von Savigny (1779—1861), der Vater des historischen Rechtes im 19. Jahrhundert in Berlin, die Rechtskunde wieder zu einer Wissenschaft erhoben. In dieser Zeit ferner entstand die Epoche machende römische Geschichte Barthold Niebuhrs (1776—1831), stiftete Stein die Gesellschaft zur Herausgabe der Monumenta Germaniae und schuf dadurch eine Pflanzschule der bedeutendsten Historiker bis in die Gegenwart hinein, begründete Wilhelm von Humboldt (1767—1835) die vergleichende Sprachforschung, die in Jakob Grimm (1785—1863) dem Verfasser der historischen Grammatik der deutschen Sprache, und in dem Mainzer Franz Bopp (1791—1867), dem Erforscher des Sanskrit, ihre ersten namhaften Vertreter anerkennt. Und während Wilhelm Grimm (1786—1859) zu der sachlichen und philologischen Auslegung unserer germanischen Litteraturschätze den Grund legte, trug Friedrich Dietz (1797—1876) für die Kenntnis der romanischen Litteratur die Bausteine zu seiner romanischen Grammatik zusammen. Auch auf dem Gebiete der alten Sprachkunde durchdrang sich die Forschung mit neuem Leben. Nicht gelehrte Zänkerei über irgend welche Textstellen wollte man mehr, sondern eine fruchtbringende Erkenntnis des sozialen, wirtschaftlichen, staatlichen Lebens der Alten und auch des wirklichen Lebens ihrer Sprache. Die Namen August Boeckhs (1785—1867), Karl Gottfried Hermanns (1772—1848), Lachmanns (1793—1851), Immanuel Bekkers (1785 bis 1871) sind nicht nur im Munde, sondern in Kopf und Herzen der Fachgelehrten lebendig. Auch der merkwürdige Friedrich Creuzer (1771—1851), der in mystischer Weise den Geist des Altertums sich zu eigen zu machen strebte, ist von großem Einflusse auf das folgende Zeitalter geworden. Neben dem formalen Wissen aber, das in Deutschland und Holland stets eine bereite Stätte gefunden, begannen die realen Wissenszweige ihr Recht zu beanspruchen und zwar unter dem Einflusse des in seiner Art an Goethe heranreichenden Alexander von Humboldt (1769—1859) und des eigenartigen Leopold von Buch (1773—1855). Aus jener Anregung wuchs hervor Karl Ritter (1779—1859), der in seiner, im ersten Bande 1817 erschienenen Erdkunde die Geographie auf die Höhe der universalen Forschung, d. h. zu einer selbständigen Wissenschaft erhob.

Wenn auch nicht alle diese genannten Koryphäen an den deutschen Universitäten wirkten und natürlich auch nicht alle sofort nach den Befreiungskriegen mit ihren glänzendsten Leistungen an die Öffentlichkeit traten, so webte und lebte doch schon der Geist, die Anschauungsweise, der Charakter, der ihrem Streben entsprach, in den Hörsälen und belebte die deutsche Studentenschaft. Kein Wunder wenn, namentlich da noch Fichtes (1762—1814) Philosophie von dem Werte des eignen Ich im Schwange war und Schelling (1771—1854) Sein und Denken als dasselbe neu erwiesen zu haben glaubte, sich unter der Studentenschaft ein Gefühl der eignen Wichtigkeit und eine Unterschätzung der nun einmal vorhandenen Wirklichkeit entwickelte, die zu den ernstesten Konflikten führen mußte.

Die Aufrichtung des Deutschen Bundes.

Zu dieser nun einmal vorhandenen Wirklichkeit gehörte die Verfassung des Deutschen Bundes, wie sie als Ergebnis der Wiener Kongreßverhandlungen am 10. Juni 1815 unterzeichnet wurde, wenige Tage bevor bei Belle-Alliance die letzte Entscheidung des großen Krieges fiel. Vergeblich hatten sich Stein und Hardenberg abgemüht, eine Art Bundesstaat mit einem starken Reichsregiment und festen Freiheitsrecht für die nunmehr in Einigkeit verbundenen deutschen Stämme zuwege zu bringen.

Der Stein-Hardenbergsche Vorschlag.

Nach ihrem Vorschlag zerfiel das Reich in sieben Kreise, von denen je zwei der Leitung Österreichs und Preußens, je einer der Verwaltung Bayerns, Württembergs und Hannovers unterstand. Die fünf Kreisobersten vereinigten sich sodann zur Reichsregierung unter dem Ehrenvorsitze Österreichs und der Geschäftsleitung durch Preußen. Im Innern sollte jedem Einzelstaate eine ständische Verfassung und damit ein Minimum an ständischen Rechten, allen deutschen Bürgern aber Sicherheit von Person und Eigentum, Freizügigkeit und Preßfreiheit, Religionsfreiheit, Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen und Schutz gegen Justizverweigerung gewährleistet werden.

Man darf in diesem Vorschlage, der das Ergebnis langer Erwägungen und mühseliger Vorarbeit war, den Ausdruck dessen erkennen, was die Patrioten für das mindestens Erreichbare und Wünschenswerte ansahen. Trotzdem drang er nicht durch. Die Südstaaten zeigten

sofort äußersten Widerstand gegen alles, was sie in ihrer Souveränität irgend zu beeinträchtigen drohte; besonders war Bayern Feuer und Flamme gegen das auch von Stein und Hardenberg in ihrem Vorschlag aufgenommene Bundesgericht. Für Österreich aber, dem dieser Vorschlag zweifellos eine große Macht über den neuen Bund einräumte, namentlich da es Preußen gegenüber als der Hort der Mittelstaaten gegolten hätte, war der Vorschlag bei den Anschauungen des Kaisers Franz und Metternichs völlig unannehmbar. Sein Interesse lag nur noch zum kleineren Teile in Deutschland; die Ausdehnung seiner Herrschaft über Italien stand der Metternichschen Politik als Hauptziel vor Augen. Wie hätte es sich da in Deutschland mit einer Stellung abfinden können, die zwar Ansehen und Macht genug bot, aber auch weit aussehende Verpflichtungen und Verwickelungen mit sich brachte. Und nun gar solche jakobinischen Pläne für die innere Politik! Metternich war klug genug, den Widerstand seiner Politik nicht gleich anfangs mit der Klarheit ans Licht treten zu lassen, wie die süddeutschen Staaten. Er wartete seinen Zeitpunkt ab, um dann zu erklären, daß eben wegen dieses Widerstrebens der Südstaaten das Stein-Hardenbergsche Verfassungswerk zunächst nicht ausführbar sei, und setzte an dessen Stelle eine von dem Freiherrn von Wessenberg vorgeschlagene und dann von ihm selbst umgearbeitete Bundesakte, die schließlich auch angenommen wurde. Es war ein Staatenbund, der sich am 10. Juni 1815 bildete mit dem Zwecke der Erhaltung der äußeren und der inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten. In diesem Bunde hatten nach Artikel III. alle Bundesglieder gleiche Rechte, doch gaben in der Bundesversammlung die kleineren Staaten in sechs Gruppen geteilt je eine Kollektiv-Stimme ab, so daß bei den gewöhnlichen Bundesangelegenheiten 17 Stimmen nach dem Prinzipe der einfachen Majorität entschieden. Handelte es sich aber um besonders wichtige Gegenstände, so trat eine Plenarversammlung in Thätigkeit, an der Österreich und die fünf Königreiche sich mit je 4 Stimmen, die andern Staaten je nach Maßgabe der Größe mit 3, 2 und 1 Stimme beteiligten; zusammen waren es 69 Stimmen. In diesem Plenum entschied man durch eine Zweidrittel-Majorität; wenn es sich aber um Abänderung der Bundesgrundgesetze oder um die Rechte der einzelnen Mitglieder oder um Religionsangelegenheiten handelte, war Stimmeneinheit erforderlich. Die Bundesversammlung sollte ihren Sitz in Frankfurt am Main haben und am 1. September 1815 eröffnet werden. — Den Bundesgliedern wurde zwar das Recht zugestanden, Bündnisse aller Art zu schließen, gleichzeitig aber die Verpflichtung auferlegt, in keinerlei Verhandlungen sich einzulassen, die wider die Sicherheit der andern Bundesstaaten gerichtet seien. Auch sollten sich die einzelnen deutschen Staaten unter keinem Vorwande bekriegen dürfen, sondern mit ihren Streitigkeiten sich dem schiedsrichterlichen Ausspruch der Versammlung unterwerfen. Artikel XIII lautete kurz und bündig: „In allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden." An Stelle des „wird" stand früher „soll"; aber selbst dies erschien noch zu bindend, und so gab dieser Artikel weder für die Art noch für die Zeit der Verfassung den geringsten Anhalt; er „prophezeite eine Verfassung", wie man sich unter den Diplomaten mit übel angebrachtem Witze äußerte.

Die Metternichsche Bundesakte.

Mangelhaftigkeit der Bundesakte.

Diese Bundesakte besaß so ziemlich alle Mängel, die ein derartiges Werk unbrauchbar machen können. An Stelle der erhofften, ja ersehnten Einheit war eine hilflose Vielköpfigkeit von 39 souveränen Staaten getreten; das Verfassungswerk war dem Belieben der Einzelstaaten anheimgegeben; der alten Eifersucht Österreichs gegen Preußen war durch diese staatenbundliche Einrichtung Gelegenheit zu allerlei Intrigen gegeben. Der preußische Patriot mußte es schmerzlich empfinden, daß aus den Wiener Verhandlungen der preußische Staat um fast 28150 qkm kleiner hervorgegangen war, als er vor dem Kriege von 1806 besessen, und daß die einzelnen Gebietsteile an sich schon verschieden durch Bodenbeschaffenheit, Abstammung und Sitte der Bewohner, weit von einander getrennt lagen. Vor allem aber ergab sich nur zu bald die ganze Ohnmacht und Nichtigkeit des Bundestages, der am 5. November 1816 von dem österreichischen Präsidialgesandten, dem Grafen Buol-Schauenstein, mit einer phrasenreichen, inhaltlosen Rede eröffnet wurde. Sofort nach Abschluß des Friedens hatte England begonnen, mit seinen während der Kontinentalsperre aufgehäuften Industrieerzeugnissen alle deutschen Länder zu überschwemmen und damit jede binnenländische Konkurrenz zu erdrücken: vergebens wandten sich die deutschen Fabrikanten an den Bund; er ließ es ruhig geschehen, daß tausende von deutschen Handelsfirmen, die den Krieg glücklich überstanden hatten, nun im Frieden zu Falle kamen und dadurch Not und Elend in weiteste Kreise gebracht wurde. Die trostlosen Witterungsverhältnisse des Jahres 1816 und mehr noch von 1817 hatten eine völlige Mißernte zur Folge, die weite Striche Deutschlands mit Hungersnot bedrohte. Der Bundestag war nicht im stande, die Zollschranken zwischen den Einzelstaaten selbst für den Verkehr mit den notwendigsten Lebensmitteln fortzuräumen, um die Nation vor dem Hungertode

zu retten. Mit größter Dreistigkeit, entgegen den Bestimmungen des Wiener Kongresses sperrte Holland die Rheinmündungen für den freien Verkehr: der Bundestag vermochte keine Abhilfe zu schaffen. Die afrikanischen Seeräuber überfielen deutsche Schiffe, plünderten sie und schleppten die Mannschaft in die Sklaverei. Der Bundestag erklärte sich außer stande zu helfen. Da wandten sich die Hansestädte an England, und England zusammen mit Holland bombardierte Algier und verschaffte allen Gefangenen die Freiheit wieder. Und höhnisch jubelten zu dem allen die Elsässer, daß sie bei dem mächtigen Frankreich geblieben waren.

Haller. Ad. Müller.

Kein Wunder, wenn sich bei den zunehmenden Zeichen der Reaktion auch eine staatsrechtliche Litteratur entwickelte, die jener gelehrte Handlangerdienste zu leisten beflissen war. Kaum in einem andern Lande und zu einer andern Zeit haben politische Theorien, veröffentlicht von angesehenen Publizisten und Universitätslehrern, solchen Einfluß auf die Gestaltung der politischen Ideen in weiteren Kreisen ausgeübt wie im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in dem Lande der Gelehrsamkeit und litterarischen Überbildung. So nur erklärt sich der Eindruck, den das seit 1816 erscheinende Werk des Konvertiten Karl Ludwig von Haller (1768—1854) „Restauration der Staatswissenschaft“ machte. Er verkündete darin eine Lehre, die er auch schon 1808 in der Allgemeinen Staatskunde ausgesprochen hatte, daß von Staat eigentlich nicht die Rede sein dürfe: vielmehr liege eine Art privatrechtliches Verhältnis vor, insofern das Land dem Fürsten gehört und darin sich nun Leute ansiedeln mit der Erlaubnis des Eigentümers; dafür haben sie ihm unterthan zu sein und Steuern zu zahlen, sich von seinen persönlichen Dienern beherrschen zu lassen und ihn und sein Haus als den Hauptzweck der ganzen Einrichtung anzusehen. Dem Fürsten liegt dagegen die Verpflichtung ob, seine Unterthanen durch seine Soldaten zu beschützen. — Diese Ansichten fanden außer in ultramontanen und ausgesprochen reaktionären Kreisen besonderen Beifall in der Umgebung des preußischen Kronprinzen und bei diesem selbst. Dessen Erzieher, Ancillon (1767—1837), wandelte in seinen staatsrechtlichen Schriften ähnliche Bahnen, und dieser Einfluß hat sich bei dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. nie verwischen lassen. Auch Adam Müller (1779—1829), ebenfalls einer der vorgenannten Konvertiten, machte für dieselben Ideen, wie Haller, in seiner „Theologischen Grundlegung der Staatswissenschaft“ Propaganda, ohne jedoch solches Ansehen zu gewinnen. — Es stand das ausgezeichnet im Einklange mit den Lehren des seit August 1814 neubelebten Jesuitismus: die Reformation sei der letzte Quell aller Revolutionen, die Kirche der Hort und Halt des Königtums, denn sie predige den leidenden Gehorsam, sie entbinde durch ihre mystische Weihe den König von Gottes Gnaden aller Pflichten gegen seine Unterthanen. Solche Ansichten ermangelten nicht, auch in protestantischen Kreisen Beifall zu finden.



84. Karl von Rotteck.
Nach dem Kupferstiche von C. Frommel.

Karl von Rotteck.

Auf der entgegengesetzten Seite hat wohl den größten Eindruck auf weite Kreise des Publikums Karl von Rottecks (1775—1840), des Freiburger Professors, Weltgeschichte ausgeübt. Sie erschien seit 1812 und erlebte einen für jene wohl Bücher gern lesende, aber ungern kaufende Zeit einen erstaunlichen Absatz. Besah Haller sich die Welt durch die ultramon-

tan-reaktionäre Brille und wußte nicht genug Keulenschläge des Ingrimms auf die Revolution niederwettern zu lassen, wodurch er sich den Beifall vieler gebietenden Herren errang, so begann für Karl von Rotteck die Geschichte der Menschheit eigentlich erst mit der französischen Revolution. Er stand ganz auf Rousseaus Schultern; von historischem Rechte wollte er nichts wissen, das Naturrecht war die Quelle des modernen Staatsrechtes, die Grundlage des von ihm konstruierten Musterstaats. Mit solchen Anschauungen, die er auch in den 1819 erschienenen „Ideen über Landstände" wiederholte, gewann Rotteck in den liberalen Kreisen Süddeutschlands ein unbeschränktes Ansehen, obwohl sie einer ernsteren Prüfung kaum stand hielten. Gemäßigter, aber darum auch weniger beachtet zeigte sich Dahlmann (1785—1860), der bekannte Historiker der englischen und französischen Revolution, in den Kieler Blättern und in selbständig erscheinenden Abhandlungen. Er verriet sich als Schüler Montesquieus und Bewunderer der englischen Verfassung.

Die in Artikel 18 der Bundesakte gewährte Preßfreiheit, die sich seltsam genug neben den übrigen Bestimmungen ausnahm und sehr bald dieses harmonische Ganze auch nicht mehr stören sollte, ließ eine periodische Litteratur emporkommen, die sich die Beleuchtung zwischen dem Soll und Ist zur Aufgabe machte, freilich oft mit mehr Überzeugungstreue als Sachkenntnis und staatsmännischem Verständnis. Dahin gehörten des tollen Görres „Rheinischer Merkur", Arndts „Wächter", der übrigens auch im Jahre 1818 den vierten Band seines „Geist der Zeit" erscheinen ließ und darin aus seiner Erbitterung keinen Hehl machte. In Weimar gab der Historiker Luden die „Nemesis" Lindner das „Oppositionsblatt" heraus. Ganz originell, wenn auch bei weitem nicht mustergültig war Okens „Isis"; diese eigentlich dem Stande ihres Herausgebers entsprechend für naturwissenschaftliche Dinge bestimmte Zeitschrift, beschäftigte sich, besonders auf ihren blauen Umschlägen, mit Tagespolitik, und um sich durch Namennennung nicht Unbequemlichkeiten zuzuziehen, hatte der Herausgeber die Hauptobjekte seiner Polemik in Eselsköpfe, Böcke und andere Tiere, auch Juden darstellenden Bildchen gekennzeichnet, die dem Eingeweihten natürlich alle bekannt waren.

Verfassung von Weimar.

Gerade in Weimar fand der Artikel 13 der Bundesverfassung zuerst seine rückhaltlose Verwirklichung. Schon am 5. Mai 1816 wurde das neue von dem Jenaischen Professor Schweitzer redigierte Grundgesetz unterzeichnet, und ein Jahr später tagte der erste konstitutionelle Landtag auf einem der drei Dornburger Schlösser. Karl August ging in dieser Frage seinen eignen Weg; Goethe wollte von dem modernen Verfassungseifer nichts wissen und verhielt sich dauernd ablehnend, obgleich die Weimarische Verfassung durchaus vernünftig und den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes angepaßt war.

Jena und die Burschenschaft.

In dem andern geistigen Zentrum des kleinen und doch unter Karl Augusts Leitung so groß gewordenen Ländchens, in Jena, vollzog sich im akademischen Leben ein Umschwung von großer Bedeutung, wie er durchaus dem durch die Befreiungskriege gezeitigten Geiste entsprach. Die Studentenschaft hatte sich auch hier mit Begeisterung dem großen Kampfe angeschlossen; nunmehr zurückgekehrt, fanden sich die Freiheitskämpfer angewidert von dem landsmannschaftlichen Treiben, gegen das seiner Zeit schon Jahn in Halle und Greifswald in seiner etwas sonderbaren Art aufgetreten war. Schon im Sommer 1814 hatte sich in Jena eine Verbindung als sogenannte Wehrschaft aufgethan, die ihre Mitglieder durch ritterliche Übungen für den vaterländischen Waffendienst vorbereiten wollte. Im Frühjahr darauf traten die Mitglieder von zwei Landsmannschaften mit einigen andern Studenten zur Gründung der Burschenschaft zusammen. Zwei Theologen aus Mecklenburg, Karl Horn und Riemann, und ein Schüler des philosophischen Professors Fries in Jena, Scheidler aus Gotha, waren die Gründer der neuen Verbindung, die sich durch vaterländisches Bewußtsein, eifrigen Fleiß, strenge Ehrenhaftigkeit bei aller Pflege des studentischen Gemeinlebens von den bisherigen Landsmannschaften unterscheiden wollte und es auch that. Ein politischer Zweck, wenn man von der Begeisterung für die Einheit und Ehre des Vaterlandes absehen will, war nicht vorhanden. Am 12. Juni 1815 trat die Burschenschaft mit einem feierlichen Aufzug über den Marktplatz von Jena ins Leben. Als Farben für ihr Banner nahmen die Burschen Schwarz-Rot-Gold an, nach dem Vorschlage Jahns, da ja die Lützower auch eine schwarzrote goldgestickte Fahne gehabt hätten, die freilich im Felde nicht von ihnen geführt worden war; sie sollte die Freiheit der deutschen Nation darstellen, die sich durch die Nacht der Knechtschaft durch blutig roten Kampf zur goldenen Freiheit durchgekämpft habe.

Die Schmalzsche Berichtigungsschrift.

Wenngleich, wie schon gesagt wurde, die Teilnahme an der Politik nicht mit in das Programm der Burschenschaft aufgenommen war, so mußte doch die Konsequenz aus ihren Grundsätzen schließlich eine solche ergeben. Ganz natürlich verfolgte man die Ergebnisse des Wiener Kongresses mit Aufmerksamkeit und nahm sie mit derselben abfälligen Kritik entgegen, die ihnen allenthalben von den Patrioten zu teil wurde. Auch hier fand die zeitgenössische staatsrechtliche Litteratur Beachtung und durch Professoren wie Luden und Fries Beurteilung. In diesen Kreisen mußte eine Schrift die herbste Beurteilung erfahren, die im Herbste 1815 erschienen war und, wie es schien, endloses Gezänk hervorgerufen hatte.

Der Geheime Rat und Professor Schmalz, ein geborener Hannoveraner und Schwager Scharnhorsts, ein Mann, der mehrfach während der Franzosenzeit wegen franzosenfeindlicher Gesinnung Anfechtung erlitten hatte, der politisch in seinen Schriften den Absolutismus vertrat, obwohl er anderseits Anhänger des Naturrechts war, den das Vertrauen des Königs zum ersten Rektor der neubegründeten Berliner Universität gemacht hatte, ließ im September 1815 eine Flugschrift ausgehen: „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik vom Jahre 1808". Diese Stelle betraf ihn selbst und war vom Herausgeber auf Schmalzens Verlangen schon längst berichtigt worden. Das war aber nur der Anhaltepunkt, an dem sich eine Denunziation gegen die modernen Geheimbünde festhaken wollte, die wahrscheinlich nichts anderes seien als eine Fortsetzung des bekannten Tugendbundes. Hierbei verstieg sich die vollkommene Verständnislosigkeit des Mannes für den tiefbegeisterten Aufschwung des Befreiungsjahres zu der Behauptung, man habe in diesem Kampfe eben nur seine Pflicht gethan, die Nation habe nur ihren Gehorsam gegen den König bewiesen, sowie man bei einer Feuersbrunst aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen herbeieile. Ganz gewiß hatten die Edelsten, die in diesem großartigen Aufschwunge des Nationalbewußtseins zu den Fahnen geeilt waren und Gut und Blut an die Befreiung des Vaterlandes gesetzt hatten, nichts mehr und nichts weniger thun wollen, als ihre Pflicht, ganz im Sinne des in der Lehre vom kategorischen Imperativ groß gewordenen Zeitalters. Daß dies aber einen idealsten inneren Aufschwung voraussetzte, eine Poesie, wie sie einst Gneisenau in seiner berühmten Eingabe an den König gerühmt hatte, daß dies nicht eine auf Befehl hervorgetretene Königlich Preußische Unterthanenleistung war, das konnte ein Mann wie Schmalz nicht begreifen. Um so hassenswerter erschien die von ihm ausgehende Denunziation, die übrigens schon in kurzer Frist die zweite war. Denn im August 1815 hatte sich der Hofrat Janke mit einer Eingabe an den Staatskanzler über den demagogischen Geist in Deutschland gewandt, die sich besonders gegen Arndt und Görres richtete. Die Beflissenheit der Staatsrettung des Geheimen Rats Schmalz bewies sich auch darin, daß er den Monarchen besondere Exemplare seiner Schrift zugehen ließ. Die Belohnung solcher Gesinnungstüchtigkeit ließ nicht auf sich warten. Er bekam alsbald von König Friedrich von Württemberg einen Orden, obwohl sich Verdienste um diesen Staat bei Schmalz nicht nachweisen lassen; er erhielt auch den Roten Adlerorden dritter Klasse von König Friedrich Wilhelm III. Es mag zugegeben werden, daß, da König Friedrich Wilhelm um dieselbe Zeit auch die Hauptgegner Schmalzens, Arndt und Niebuhr auszeichnete, jenen durch Verleihung einer Professur in Bonn, diesen durch Übertragung des Gesandtschaftspostens beim Vatikan, daß mit dieser Ordensverleihung die früheren Verdienste Schmalzens ihren Lohn finden sollten, nicht seine neueste Publikation: aber schlecht gewählt war der Zeitpunkt ohne Zweifel. Denn, wie sich verstehen läßt, flammte alsbald der Zorn der Patrioten in heller Glut empor, und neben andern vielen führten namentlich Arndt, Niebuhr und Schleiermacher den Banausen gründlich ab. Das lästige Gezänk wurde dann Neujahr 1816 durch eine Kabinetts-Ordre des Königs beendet, die verbot, weiteres über die Existenz geheimer Verbindungen und ihre Zwecke zu schreiben.



85. Die Burschenschaftsfahne und das Burschenschaftsschwert.

Reaktionäre Umgebung des Königs.

Wenn man in Betracht zieht, welche Leute damals das Ohr und Herz des Königs Friedrich Wilhelm mit immer wachsendem Erfolge zu gewinnen strebten: der Polizei-Minister Wittgenstein, von dem man sagte, er diene dem König als Spucknapf seiner Launen, der streng reaktionär gesinnte Schwager des Königs, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, mit seinem Adlatus, dem Herrn von Kamptz, der sich bald eine traurige Berühmtheit erwerben sollte, der General von dem Knesebeck, Tauentzien, von der Goltz u. a. m., so begreift man, daß sich in den für eine zeitgemäße Ausgestaltung Preußens und Deutschlands begeisterten Gemütern angesichts der eben erzählten Vorgänge, tiefes Mißtrauen einnistete. Noch schien der Monarch unparteiisch sein zu wollen — wie lange würde er es sein können? Um so größere Bedeutung erhielten unter solchen Umständen Vorgänge, die sonst eine solche nie hätten beanspruchen dürfen und den Beteiligten in andrer und ihren eignen Augen eine ganz unverdiente Wichtigkeit geben.

Das Wartburgfest.

Die Idee der Burschenschaft drängte naturgemäß zu einer Verschmelzung aller Studenten, ja aller Deutschen zu einer einzigen großen Gemeinschaft. Von Jahns Turnplatz in Berlin ging die Anregung aus, die sofort in Jena begeisterte Zustimmung fand. Auf den 18. des Siegesmonds 1817 wurden die Deutschen aller Länder zu einer Zusammenkunft nach Eisenach entboten, um dort zugleich mit dem Jahrestage des Leipziger Siegs das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation zu begehen.

Wie nicht anders zu erwarten, erfolgte die Beteiligung nur aus studentischen Kreisen. Etwa 500 Burschen langten im Laufe des 17. Oktober in Eisenach an, wovon die Hälfte aus Jena kam. Aus Berlin stellten sich etwa 30 unter Maßmanns Führung ein, sonst beteiligten sich Gießen, Marburg, Erlangen, Heidelberg, Kiel, Halle und andre Universitäten der Kleinstaaten. Die katholischen hatten sich ausgeschlossen, da ja schon der zweite Hauptzweck der Feier, das Fest der Reformation, ihnen die Teilnahme unmöglich machte. Am Morgen des 18. Oktober stiegen die Burschen mit der ihnen von den Jenenser jungen Mädchen gestickten schwarz-rot-goldenen Burschenfahne hinauf nach der Wartburg in feierlichem Zuge. Dort oben, im Rittersaale, wurde die Feier durch Absingung des alten Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott" unter Begleitung von Posaunen und Pauken eröffnet. Dann folgten Reden von Studenten und Professoren, die nichts besonders Auffälliges boten; man wollte offenbar den besorgteren Gemütern durch Mäßigung die Grundlosigkeit ihrer Sorge beweisen. Nach einem gemeinsamen Mittagsmahle zog man wieder zur Stadt hinab zu einem Gottesdienste, dann veranstalteten die Berliner ein Schauturnen. Sie waren es auch, die dem Tage, der bisher durchaus würdig verlaufen war und niemand Veranlassung zum Ärgernis gegeben hatte, jenen üblen Abschluß gaben, durch den das ganze Fest peinlichstes Aufsehen machen und der Sache des Burschentums und des Patriotismus überhaupt großen Schaden bringen sollte. Die Burschen zogen am Abende nach dem der Wartburg gegenüber liegenden Wartenberge, auf dem man zur Feier des Leipziger Sieges Freudenfeuer angezündet hatte. Man umstand diese Feuer und sang ernste patriotische Lieder. Plötzlich trat Maßmann hervor und forderte die Anwesenden auf, mitanzusehen, wie jetzt nach Luthers Vorbild Gericht gehalten werden solle durch zehrendes Feuer an all den Schandbüchern, die wider des Vaterlandes Ehre wären. Darauf schleppten die andern Berliner einen Waschkorb herbei, in denen eine Menge Pakete Makulatur lagen, die man mit weithin sichtbarer Aufschrift versehen hatte; die Bücher selbst zu beschaffen hatte man, übrigens auch ganz vernünftig bei solchem Zwecke, für überflüssig gefunden. Unter lauter Ausrufung des Titels wanderten da, von Maßmanns Hand geworfen, ins Feuer alle die neuesten Veröffentlichungen gegen die Turnkunst, insbesondere die Schriften von Wadzeck und Scherer, dann ein Code Napoléon, drei Schriften von Schmalz, der von Kamptz herausgegebene, aber nicht verfaßte Gendarmeriekodex, eine Sammlung von Polizeigesetzen; dasselbe Schicksal teilten Schriften des russischen Staatsrats Kotzebue, Saul Aschers Schmähschrift „Germanomanie", Hallers Restauration der Staatswissenschaft u. a. m. Es waren darunter manche Bücher, die weder Maßmann noch seine Genossen je anders als im Titel kennen gelernt hatten; als dann Maßmann im Laufe des nächsten Winters eine Untersuchung fürchtete, erreichte ihn der Fluch der bösen That: er mußte mit eifrigem Bemühen sich an das Studium der von ihm verfemten aber nicht gelesenen Bücher machen! Zuletzt wurde noch ein Ulanenschnürleib, ein Zopf und ein Korporalstock den Flammen überantwortet, worauf die Versammlung mit einem dreimaligen Pereat auf die schuftigen Schmalzgesellen auseinander ging. Die ganze thörichte Komödie war angezettelt von Jahn, der in Berlin geblieben war und seinen Myrmidonen das Verzeichnis der zu richtenden Bücher gleich mitgegeben hatte. — Am nächsten Tage trat wieder der Ernst in seine Rechte. Auf der Burschenversammlung wurden wieder patriotische Reden gehalten, deren Inhalt uns allerdings heute seltsam unreif anmutet, auch die oratorischen Leistungen der Herren Professoren nicht ausgenommen. Am Nachmittage nahmen dann eine Anzahl Burschen zur Erinnerung an die Reformation und zur Bekräftigung ihrer Gesinnung das Heilige Abendmahl.

Der burschikose Übermut dieses Autos da Fé indes, an dem die Burschenschaft als solche völlig unbeteiligt war, fand doch in weiten Kreisen strenge Verurteilung: selbst Stein sah darin ein höchst strafbares Beginnen. Kotzebue vollends, in russischem Solde stehend, um über die öffentlichen Zustände Deutschlands an Kaiser Alexander Bericht zu erstatten, überschüttete in seinem reaktionären „Litterarischen Wochenblatt" das ganze Wartburgfest mit nicht unzutreffendem Spotte. Mit schärferen Waffen ging von Kamptz vor, der hier eine erwünschte Gelegenheit fand, seine brutale Junkergesinnung an den Tag zu legen. Er schrieb zwei flegelhafte Briefe an den Großherzog Karl August, worin er, wie auch noch in einer besonderen Flugschrift darzulegen versuchte, daß durch die Verbrennung seines Kodex der Gendarmerie, der doch allerhand königliche und fürstliche u. s. w. Polizeiordnungen enthielte, das Verbrechen der Majestätsbeleidigung begangen sei und exemplarische Sühnung erheische. Bestürzt war auch Metternich in Wien und veranlaßte Hardenberg im Verein mit dem österreichischen Gesandten in Berlin gegen den weimarischen Hof vorzugehen. Hardenberg fuhr dann auch mit dem Österreicher Grafen Zichy nach Weimar, um dem Großherzog Vorstellungen zu machen; begleitet von dem weimarischen Minister Grafen Edling begab sich Zichy sogar in die Räuberhöhle Jena selbst, um sich dort durch den Augenschein überzeugen zu lassen, daß die Sache nicht so gefährlich sei. Friedrich Wilhelm III. war sehr ungehalten über den Vorgang auf dem Wartenberg; er befahl, alle Verbindungen zu verbieten und das Turnwesen zu beaufsichtigen; schon begann die Saat der Wittgenstein und der andern früher Genannten, nicht zum mindesten auch die Kaiser Alexanders, emporzuschießen und Früchte zu tragen; der Monarch wurde, bei seinem an sich mangelnden Verständnis für jeden jugendlichen Aufschwung, nunmehr mißtrauisch und ängstlich gegenüber der neuen Bewegung. Hardenberg aber, älter werdend und seinen Kanzlerposten ängstlich hütend, wagte nicht, den Ansichten des Königs mit dem ruhigen Mute einer besseren Überzeugung entgegenzutreten; der treffliche Unterrichtsminister Altenstein hatte dabei einen sehr schweren Stand. Und als im folgenden Jahre vom 30. September bis 21. November 1818 der Kongreß zu Aachen tagte, überreichte ein Bojar aus der Moldau, Stourdza — offenbar eine ganz berufene Persönlichkeit, um über deutsche Verhältnisse ein maßgebliches Urteil zu fällen — eine Denkschrift, welche die deutschen Universitäten überhaupt als Brutstätten revolutionären Geistes darstellte.

Eindruck des Wartburgfestes.

Die Fürsten waren in Aachen zusammengekommen, um zunächst über die aus Rücksicht auf die politische Stimmung von dem französischen Ministerpräsidenten Herzog Richelieu angesuchte Räumung Frankreichs und eine Abzahlung des Restes der Kriegsschulden — es waren noch 265 Millionen Frank — zu verhandeln. Über die Räumung war man sich bald einig; schon am 9. Oktober wurde sie durch Vertrag auf den 30. November festgesetzt. Die Abzahlung der Kriegsschuld prolongierte man trotz des Widerspruchs Preußens, das dringend Geld bedurfte, auf 9 Monate, eine Frist, die noch zweimal, wegen des ungünstigen Finanzzustandes, zuletzt bis zum Juni 1820 verlängert werden mußte. Schon im April hatte man Frankreich einen Beweis größten Entgegenkommens gezeigt, daß man die Entschädigungsanforderungen Privater aus den Kriegen, die von Spanien, den deutschen Kleinstaaten, von Preußen, Österreich, Rußland erhoben worden waren, von 1390 Millionen Frank, einer für Frankreich damals schlechterdings unerschwinglichen Summe, auf 240,8 Millionen herabsetzte und diese Summe auch noch in eine jährliche 5prozentige Rente (12,04 Millionen) umwandelte (Vertrag vom 25. April 1818). Auch hierbei mußte sich Preußen schwer geschädigt sehen, denn England nahm sofort ein Viertel für sich in Anspruch, während jenes sich mit einem Sechstel begnügen mußte, dank namentlich der Haltung Rußlands, das sich aus andrer Tasche für Frankreich gönnerhaft zeigte. — Ein weiteres Verlangen Richelieus, Frankreich in den Vier-Mächtebund aufzunehmen, wurde nur teilweise erfüllt. Durch die Erklärung vom 15. November 1818 wurde zwar der Beitritt Frankreichs zu dem Systeme des Friedens feierlich ausgesprochen, aber ein förmlicher Vertrag wurde nicht geschlossen und der Ausdruck Fünfbund war vermieden;

Der Aachener Kongreß.

dagegen bestätigten sich in geheimer Sitzung die Mächte des bisherigen Vierbundes den Fortbestand ihrer Vereinigung und eine gegenseitige Unterstützung von je 60000 Mann, falls Frankreich irgend welche kriegerischen Gefahren veranlasse. Diesen Abmachungen entsprach auch äußerlich der Umstand, daß von den nach der Vereinbarung abgehaltenen 47 Sitzungen des Kongresses fünfzehn ohne Richelieus Teilnahme stattfanden. Wenige Wochen später, und das Ministerium Richelieu hatte dem Ministerium Decazes Platz gemacht, das eine liberale Richtung einschlug; am liebsten hätte Alexander dies als den besprochenen Kriegsfall angesehen, wenigstens gab er sich mit unendlich hitzigen Gebärden diesen Anschein, ließ sich aber von Metternich beruhigen. Dieser konnte schon auf dem Kongresse mit Befriedigung bemerken, wie der Zar sich aller liberaler Anwandlungen begeben hatte und gelehrig auf seine Warnungen vor dem Jakobinertume lauschte. Der Zar selbst war es, der Stourdzas „Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands" auf dem Kongresse verbreiten ließ. Eine Pariser Buchhandlung veröffentlichte diese neue Denunziation, die eigentlich geheim gehalten werden sollte, und neue Aufregung und Erbitterung bemächtigten sich der Studentenschaft. Von der Jenenser Studentenschaft forderten die beiden Grafen Bochholz und Keller den in Weimar lebenden Bojaren auf Pistolen. Der aber entfloh eilfertigst von da nach Dresden und erklärte, er habe seine Schrift auf Alexanders Befehl gedacht, geschrieben und ausgeführt und könne deshalb dafür keine Genugthuung geben. Damit erklärten sich die Forderer voller Hohn zufriedengestellt, denn eine „Denk- Schreib- und Handlungsmaschine" könne allerdings keine Genugthuung geben. Der Aachener Kongreß aber ermahnte erneut den Großherzog Karl August zur Zügelung der „Frechheit der Presse". Luden gab infolgedessen die „Nemesis" auf, und Oken, der sich weigerte, die „Isis" eingehen zu lassen, wurde 1819 seiner Professur entsetzt, lebte aber ruhig als Privatdozent in Jena weiter, bis ihn 1828 eine Berufung an die Münchener Universität führte.

Die allgemeine deutsche Burschenschaft. Geheimbünde.

Um dieselbe Zeit, wie der Aachener Kongreß, fand zu Jena eine Versammlung der Abordnung von 14 deutschen Burschenschaften statt, um die Bundesurkunde zu beraten, die am 18. Oktober 1818 unterzeichnet wurde. Die Losung „Ehre, Freiheit, Vaterland" sollte die gemeinsame sein, ein christlich-deutscher Geist sollte die Burschenschaft beleben, neben dem jugendlichen Frohsinn auch der Ernst des Studiums und des Lebens überhaupt nicht vergessen werden. Ein politisches Glaubensbekenntnis wurde auf ausdrücklichen Antrag der Jenenser verworfen. Man kann also nicht sagen, daß der Geist der Burschenschaft sich geändert hätte; aber die früheren Freiheitskämpfer beendeten zumeist im Laufe des Jahres 1818 ihre Studien: statt ihrer kamen andre Elemente empor. In der Wetterau und im Nassauischen hatte sich im Jahre 1814 ein nichtstudentischer Verein gebildet, welcher radikal republikanische Tendenzen verfolgte: als oberster Grundsatz galt, daß alle Menschen von Gott gleichberechtigt erschaffen seien, und daß keine Obrigkeit als rechtmäßige anzusehen sei, welche die herrschende Ungleichheit schütze. Die Seele des Vereins war der Konrektor Weidig in Butzbach. In Gießen bestand seit 1817 ein Verein von ähnlicher Richtung, dessen Führer die Brüder Adolf, Karl und Paul Follenius (Follen) waren. Sein politisches Ziel war, Deutschland zu einem Wahlreiche zu machen, in dem die einzelnen Fürsten vom Volke gewählt würden als erste Beamte des Staates, mit Landtagen zur Seite, während über diesen wieder ein Reichstag stehe, der den König zu wählen habe. Zwar lösten sich diese Vereine um ihrer Sicherheit willen im nächsten Jahre auf, aber ihre Grundsätze behielten Anhänger, welche als „schwarze Brüder" teils in Gießen um die Follenius gesammelt blieben, teils auf andre Universitäten sich zerstreuten. Schon auf dem Wartburgfeste wurde hier und da der geheimnisvolle Trinkspruch gehört: „Den schwarzen Brüdern Herz und Hand, ein schwarzes Herz dem Vaterland!" Die Burschenschaft galt ihnen als Werbeplatz.

Die Radikalen in der Burschenschaft.

Noch hatte der Gießener Geheimbund der Schwarzen nicht lange bestanden, als ihn der Apotheker Otto aus Wetzlar in Berlin denunzierte: allein man hielt die Sache dort für bedeutungslos. Nun kam aber 1818 Karl Follen als Privatdozent nach

Jena; die Zahl der schwarzen Brüder mehrte sich dort, und es gelang ihnen zu bewirken, daß fast alle Vorsteher- und Ausschußmännerstellen in der Burschenschaft mit Schwarzen besetzt wurden. Das gab ihnen großen Einfluß und förderte außerordentlich ihre Werbungen. Wohl war die Sehnsucht nach Besserung der deutschen Zustände unter der Burschenschaft allgemein; allein bisher, solange sie sich um Professor Fries, den Philosophen, sammelte, war ebenso allgemein die Überzeugung gewesen, daß die Besserung nie in ungesetzlicher, nie in gewaltthätiger Weise herbeigeführt werden dürfe. Das wurde jetzt anders: wer zu den schwarzen Brüdern trat, wurde gleichgültig gegen die Mittel; die Entschiedensten derselben, die man die „Unbedingten" nannte, erklärten den politischen Mord für zulässig, ja einige, die „Haarscharfen", hielten selbst gemeine Verbrechen, wie Meineid und Diebstahl für erlaubt; natürlich mußte festgehalten werden, daß man niemand, so weit es nicht die Sicherheit der Ausführung bedinge, zum Mitwisser der geplanten That machen dürfe. Ein Aufruf wurde auf Weidigs Veranstaltung massenhaft verbreitet; er begann mit den Worten „Menschenmenge, große Menschenwüste"; Karl Follen hatte ihn verfaßt als einen Weckruf an die Nation und als drohende Mahnung an die Fürsten.

In Jena gab Karl Follen den Vertrauten auch die von ihm neu entworfene Reichsverfassung zum Besten. Es war ein Entwurf, der durchaus den jakobinischen Geist St. Justs atmete. Außerdem lieferte er namhafte Beiträge zu dem Liederbuche, das sein älterer Bruder 1819 unter dem Titel „Freie Stimmen frischer Jugend" herausgab; insbesondere ist das sogenannte „Große Lied" von ihm bekannt und berüchtigt geworden, es könnte ganz gut heute bei sozialdemokratischen oder anarchistischen Konventikeln gesungen werden. Zwei Strophen mögen als Beispiel dienen:

Brüder in Gold und Seid,
Brüder im Bauernkleid
Reicht euch die Hand!
Allen ruft Teutschlands Not,
Allen des Herrn Gebot:
Schlagt eure Plager tot,
Rettet das Land!

Dann wird's, dann bleibt's nur gut,
Wenn du an Gut und Blut
Wagst Blut und Gut,
Wenn du Gewehr und Axt,
Schlachtbeil und Sense packst,
Zwingherrn den Kopf abhackst!
Brenn' alter Mut!

Ermordung Kotzebues.

Zu den Unbedingten unter den schwarzen Brüdern in Jena gehörte auch Karl Sand, ein junger Mensch von großem Fleiße bei geringem Talent. Er hatte als bayrischer Jäger den Feldzug des Jahres 1815 mitgemacht, jedoch den Feind niemals zu sehen bekommen. Jetzt wollte er, berückt zugleich von Fanatismus und von Eitelkeit, sein Leben daran geben, um festzustellen, ob das deutsche Volk fähig wäre, einen politischen Mord gutzuheißen und zu benutzen. Schon lange hatte der russische Staatsrat Kotzebue teils durch seine leichtfertigen Theaterstücke, teils durch seine engen Beziehungen zur russischen Regierung, der er regelmäßig Bericht über deutsche, namentlich litterarische, aber auch politische Verhältnisse zugehen ließ, die Entrüstung der Jenenser Burschen erweckte. Man sah in ihm die Verkörperung des russischen Reaktionsgeistes und verleidete ihm durch allerhand Ärgernisse den Aufenthalt in Weimar derart, daß er nach Mannheim übersiedelte. Auf ihn hatte Karl Follen im engsten Kreise oft genug aufmerksam gemacht und Karl Sands beschränktes Gemüt ganz mit dem Gedanken dieses befreienden Mordes erfüllt. Dieser reiste nach Mannheim und erstach am 23. März 1819 Kotzebue; dann kniete er auf der Straße nieder: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!" rief er aus und stach sich das Dolchmesser selbst in die Brust.

Attentat auf Ibell.

Die unselige That konnte nur unselige Folgen haben. Die größte Aufregung bemächtigte sich der Gemüter: sollte Stourdza, sollte der Denunziant Otto doch recht haben? Da machte der Apothekerlehrling Löhning am 1. Juli 1819 durch dieselben Ideen der „Unbedingten" oder „Schwarzen" verwirrt, unter Mitwissenschaft Paul Follens und des Rektors Weidig, auf den nassauischen Staatsrat von Ibell in Schwalbach einen ähnlichen Mordanfall und schien damit die schwärzesten Vermutungen von einer demagogischen Verschwörung der deutschen Jugend zu bestätigen. Die Reaktion bekam damit in allen Staaten das Übergewicht; Demagogenverfolgungen begannen gegen alles, was liberal gesinnt war, in blinder Angst weit über das Ziel hinausschießend.

Folgen der That.

Weder Sand, dessen Verwundung nicht tödlich gewesen war, noch Löhning gaben Mitwisser an; so wurde denn die ganze Burschenschaft als mitschuldig angesehen und all-

enthalben verboten. Zahllose Verhaftungen wurden vorgenommen, die preußischen Studenten aus Jena abgerufen, an der eben erst begründeten Universität Bonn wurden die Professoren Arndt und die beiden Welcker gefangen gesetzt, Schleiermacher mußte sein Ehrenwort geben, Berlin nicht zu verlassen, die Turnplätze wurden geschlossen und Jahn, vom Krankenbette seines sterbenden Kindes weg, auf die Festung gebracht. Bei dieser Gelegenheit offenbarte sich die ganze Niedertracht des reinen Polizeistaates und die beiden an der Spitze der Demagogenriecherei stehenden Kamptz und Dambach bedeckten sich durch die Gemeinheit ihrer Gesinnung und Handlungen mit unauslöschlicher Schmach. Aber so ungeschickt wurde verfahren, daß die eigentlich Schuldigen entschlüpften: zwar Karl Follen wurde in Haft gesetzt, aus der er indes mit Bruch seines Ehrenwortes nach Frankreich entrann, aber Weidig blieb jahrelang unangefochten. Bald freilich ergab sich die Unschuld derer, über die sich zunächst das Gewitter entladen hatte: sie wurden wieder in Freiheit gesetzt, aber Arndt und Jahn erst 1840 nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. rehabilitiert. Die Burschenschaft war und blieb verboten, obgleich es nicht gelang, sie thatsächlich auszurotten; im geheimen bestanden derartige Verbindungen fort und traten dann gelegentlich der Juli-Revolution des Jahres 1830 wieder zu Tage.

Die Karlsbader Beschlüsse.

Metternich war gewandt genug gewesen, die erste Rolle in diesen „Demagogenverfolgungen" Preußen zuzuschieben, das ihm ja für einen liberal regierten Staat galt. Er hatte die Nachricht von der Ermordung Kotzebues in Rom erhalten und war sich sofort darüber im klaren, daß daraus für sein System Kapital zu schlagen sei. Er eilte nach Deutschland zurück und hatte zunächst, auf dessen besondere Einladung, mit dem Könige von Preußen am 29. Juli 1819 eine Zusammenkunft in Teplitz. Er benutzte seinen Einfluß auf den König, um in Verein mit Wittgenstein und Bernstorff die Hardenbergschen Verfassungspläne völlig zu erschüttern; Friedrich Wilhelm verpflichtete sich, nicht über ständische Verfassungen in den Provinzen und einem aus diesen Provinzialständen zu bildenden Zentralausschuß herauszugehen. Auch über die Presse, die Universitäten und Schulen traf man Vereinbarungen. Inzwischen waren, der von Metternich ausgegangenen Einladung folgend, in Karlsbad die Abgesandten der fünf Königreiche, Badens, Mecklenburgs und Nassaus zusammengetreten, um unter Metternichs Vorsitz das Werk der Reaktion in Angriff zu nehmen. Vom 6. bis 31. August 1819 dauerten die Konferenzen, deren Ergebnis die Einsetzung einer Zentral-Untersuchungskommission für demagogische Umtriebe, die strenge Beaufsichtigung der Universitäten und Schulen, die Beschränkung des Artikels 18 und die Umdeutung des Artikels 13 der Bundesakte war. Die Burschenschaft und die Turnvereine sollten aufgelöst und verboten werden, an allen Universitäten sollten Regierungsbeamte, sogenannte Kuratoren, eingesetzt werden, um Professoren und Studenten zu überwachen. Artikel 18 gewährte Preßfreiheit: sie sollte fortan nur gelten für Bücher von mehr als 20 Bogen Stärke. Artikel 13 verkündigte die Einführung von Verfassungen in allen deutschen Bundesstaaten. Jetzt wollte man einen Zusammenhang zwischen den beiden Mordanfällen und dem Umstand finden, daß Nassau und Weimar die ersten Staaten gewesen waren, welche zur Einführung von Verfassungen geschritten wären: Nassau 1814, Weimar 1816; allerdings war die nassauische Verfassung lediglich eine ständische gewesen und thatsächlich erst 1818 in Kraft getreten. Eine Anzahl andrer Staaten des Südens war gefolgt: Bayern und Baden 1818, Württemberg und Hessen-Darmstadt 1819. Man beschloß nunmehr, daß unter den Verfassungen des Artikel 13 nur landständische gemeint sein sollten, wo aber schon Repräsentativverfassungen eingeführt waren, die Regierungen bemüht sein sollten, die Rechte des Volkes in jeder Weise zu beschränken; denn das verderbliche Prinzip der Volkssouveränität befördere die Demagogie.

Die süddeutschen Verfassungen.

Die süddeutschen Regierungen hatten ihren Unterthanen nicht etwa aus liberalen Neigungen Verfassungen bewilligt, sondern weil sie in solchen das beste Mittel erblickten, um einem etwaigen Eingreifen der Bundesregierung in ihre partikularen Interessen einen Riegel vorschieben zu können. Sobald die Könige von Bayern und Württemberg den ersten preußischen Bundesentwurf vom September 1814, dessen oben gedacht wurde, mit seinen ein strafferes

Reichsregiment bezweckenden Vorschlägen mitgeteilt bekommen hatten, erteilten sie ihren Ministern den Befehl, Verfassungen auszuarbeiten und mit den bisherigen Ständen zu vereinbaren. In Baden aber sah man in einer Verfassung das einzigste Mittel, um den Ansprüchen Bayerns auf die rechtsrheinische Pfalz für den Fall des Aussterbens der Dynastie zu begegnen. Nach dreijährigen Vorarbeiten erhielten dann Bayern am 26. Mai, Baden am 22. August 1818 eine Konstitution. — Ein eigentümliches Bild bot die Entstehung der württembergischen Verfassung. König Friedrich I., dessen despotischen Charakter wir schon kennen lernten (s. Bd. VIII, S. 596), hatte im Jahre 1806 die Stände eigenmächtig aufgelöst. Als er nun 1815 mit dem Angebote seiner Konstitution kam, lehnten es die von ihm einberufenen Volksvertreter einfach ab, indem sie die frühere auf dem Tübinger Vertrag von 1514 beruhende Verfassung zurückverlangten. Mochte sich dieser Standpunkt einem Fürsten wie Friedrich gegenüber wohl rechtfertigen lassen, so war er gänzlich verfehlt, als nach dem am 30. Oktober 1816 erfolgten Tode Friedrichs sein Sohn Wilhelm I., ein freisinniger Mann, durch den gleichgesinnten Minister von Wangenheim den Ständen eine durchaus auf dem damaligen Standpunkte des Liberalismus stehende Verfassung vorlegen ließ. Mit echt schwäbischer Starrköpfigkeit, zu deren dichterischen Vertreter sich auch Uhland machte in dem Gedicht „Noch ist kein Fürst so hochgefürstet", bestanden die wackeren Volkstribunen auf ihrem Vertrag von 1514. Erst als die Karlsbader Konferenzen jegliche freiere Regung mit dem Untergange bedrohten, nahmen sie am 26. September 1819 die dargebotene Verfassung an. Der durch den langen Widerstand geärgerte König hatte übrigens durch Wintzingerode bei den Karlsbader Konferenzen schon um authentische Erklärung des § 13 der Bundesverfassung nachgesucht, um auf seinen Ludwigsburger Landtag einen Druck ausüben zu können. Doch entsprach die von Metternich gegebene weder seiner Auffassung noch seiner Politik, und so war es sein Widerstand, vereint mit dem Badens und Württembergs, der den schon bestehenden Verfassungen die Existenzberechtigung rettete.



86. Wilhelm I., König von Württemberg.
Gezeichnet und lithographiert von J. G. v. Müller (1822).

Preußen und die Verfassungsfrage.

Auch Preußen hatte sich schon zur Einführung der Verfassung angeschickt, welche König Friedrich Wilhelm am 22. Mai 1815 seinem Volke versprochen. Im Jahre 1817 hatte der Staatsrat den Auftrag erhalten, den Entwurf einer Verfassung aufzustellen. Als aber 1819 die reaktionären Tendenzen in Preußen die Oberhand bekamen und die liberalen Minister Humboldt, Boyen und Beyme aus dem Ministerium schieden, blieb die Sache ruhen. Zwar versuchte sie Hardenberg noch einmal 1820 anzuregen, indem die preußische Staatsschuld unter die Garantie der zu berufenden Reichsstände gestellt wurde; allein, nachdem er 1822 gestorben war, wurden 1823 Provinzialstände mit nur beratender Stimme eingeführt, womit dem Artikel 13 der Bundesakte in seiner neuen Auslegung Genüge geschehen sein sollte.

Gründe des Scheiterns der preußischen Verfassung.

Zu dem Mißlingen des Verfassungswerkes trugen in Preußen eine ganze Reihe von Ursachen bei. Zunächst des Königs Abneigung gegen diese moderne, nach Revolution schmeckende Einrichtung. Sein Versprechen vom 22. Mai 1815 ging auch zunächst nur auf Provinzialstände, aus denen dann eine Landesrepräsentation sich bilden und in Berlin zusammentreten sollte. Aber auch dieses

Versprechen reute ihn, und er ließ sich gern einreden, daß die augenblickliche Lage des Staates jede Überstürzung verböte. Der Bischof Eylert, des Königs Vertrauter und Biograph, ergeht sich hierüber in einer Betrachtung, die wohl Friedrich Wilhelms eignen Gefühlen entsprach: er habe gehandelt wie ein weiser Vater, der, gerührt von der anhänglichen Liebe seiner Kinder, an seinem Geburts- oder Genesungstage gefällig auf ihre Wünsche eingehe, dann aber mit Ruhe dieselben modifiziere und seine Autorität aufrecht erhalte. Eine weitere Hinderung erfuhr das Verfassungswerk gerade in der kritischen Zeit von 1819 auf 1820 durch die Feindseligkeit des am 12. August 1819 ins Ministerium wieder eingetretenen Humboldt, dem sich Beyme, der Justizminister, und Boyen, der Kriegsminister anschlossen, gegen den Staatskanzler Fürsten Hardenberg. Wenn sich dieser auch noch mit dem Gedanken der Verwirklichung des § 13 der Bundesverfassung für Preußen trug, so hing er doch mit zu großer Zähigkeit an seiner Stellung, um nicht mit deutlichst an den Tag gelegter Beflissenheit die von Humboldt und seinem Kreise mit Abscheu betrachteten Karlsbader Beschlüsse verwirklichen zu helfen. Der Zwist im Staatsministerium nahm einen besonders erbitterten Charakter an, als Humboldt mit seinen beiden genannten Genossen dem Könige eine Denkschrift über die Beschränkung der Amtsbefugnisse des Kanzlers einreichte (26. August 1819) und Humboldt am 8. September beim Könige die Anfrage stellte, ob die Karlsbader Beschlüsse als gesetzliche oder als außerordentliche Maßnahmen zu behandeln seien. Der König nahm, wie kaum anders zu erwarten, die Partei des Kanzlers und entließ Beyme und Humboldt durch Kabinettsordre vom 31. Dezember 1819. Boyen, der, allerdings mit Unrecht, in des Königs Neugestaltung der Landwehr die Vorbereitung für die gänzliche Auflösung dieses ruhmbedeckten Volksheeres sah, hatte schon am 13. Dezember seine Entlassung erbeten; gleich nach ihm war der geist- und charaktervolle Chef des preußischen Generalstabs, General Grolman, gegangen. Für Hardenberg war der Rücktritt Humboldts ein Pyrrhus-Sieg. Denn die österreichische Partei am preußischen Hofe, die Wittgenstein, Ancillon und was sich sonst von Verfassungsfeinden zusammenfand, hatten den Kanzler zunächst nur isolieren wollen und darum den Zwist geschürt, um nun auch ihn beseitigen zu können. Hardenberg bot zu solchen Umtrieben manche persönliche Handhabe. Abgesehen davon, daß sich bei ihm die Anzeichen des Greisenalters einstellten, sein Gehör abnahm und seine Gesundheit öfters schwankte, umgab er sich daheim mit einer Gesellschaft, die von dem Könige mißbilligend als „kuriose" Leute bezeichnet worden. Da trieben die magnetischen Ärzte Wohlfahrt und der Jude Koreff ihr Wesen, dort herrschte geradezu eine abgefeimte Gaunerin, die Somnambüle Friderike Hähnel, spätere Frau von Kimsky. Überhaupt gaben die Liebeshändel des alten Staatsmannes von jeher Ärgernis bei anständigen Leuten und den Spionen Metternichs erwünschte Gelegenheit, ihren Brotgeber mit ebenso erwünschtem Stoff zu versorgen



87. Wilhelm von Humboldt.

Nach der Zeichnung von Fr. Krüger gestochen von Eduard Eichens.

Die Wiener Schlußakte.

Die Vollendung der Karlsbader Beschlüsse, welche der Bundestag mit größter Eilfertigkeit am 20. September 1819 annahm, bildeten die Konferenzen der Bevollmächtigten sämtlicher deutschen Bundesstaaten in Wien. Am 8. Juni 1820 wurde ihr Ergebnis, die Wiener Schlußakte, von dem Bundestage angenommen. Zu einem unauflöslichen Vereine wurde darin der Deutsche Bund erklärt, welcher seinen Fürsten uneingeschränkteste Souveränität gewährte: von einem Eingehen auf die nationalen Forderungen war nirgends die Rede. Das deutsche Volk war unter die Aufsicht der Zentral-Untersuchungskommission gestellt: eine schwüle Luft lagerte sich für das folgende Jahrzehnt über Deutschland. Das war der Sieg der Metternichschen Politik, erfochten mit Hilfe desselben Staates, der Deutschland und Europa von der Macht des corsischen Despoten befreit hatte.

Spanien und seine Kolonien. Portugal. Brasilien.

Daß aber diese Metternichsche Politik im übrigen Europa nicht ohne Störung durchgeführt werden sollte, dafür sorgte zunächst Spanien.

Die Lage in Spanien.

Ferdinand VII. war nach dem Sturze Napoleons sofort von Schloß Valençay in sein Reich zurückgekehrt; er sah die Restauration als ein Werk Gottes an, da er zu seiner Wiederherstellung nicht das Geringste beigetragen hatte, und gedachte die Regierung wieder so zu übernehmen, wie seine Väter sie vor ihm geführt hatten. Er begab sich daher nicht nach Madrid, wo der ganze Mittelstand es durchaus mit der Verfassung vom Jahre Zwölf hielt, sondern nach Valencia, und erklärte von hier aus am 4. Mai 1814 die sehr liberale Verfassung für abgeschafft und ließ mehrere Minister und eine große Anzahl freisinniger Deputierter verhaften. Unfähig wie er war, geriet er bald völlig in die Hände der reaktionären Höflinge, so daß sofort mit kurzsichtiger Gewaltthätigkeit die Reaktion über Spanien hereinbrach. Die Klöster und die Inquisition wurden wiederhergestellt, den Jesuiten, deren Orden Papst Pius durch die Bulle Sollicitudo omnium restituiert hatte, wurde das Land am 29. Mai 1815 wieder geöffnet, Steuerfreiheit dem Adel und der Geistlichkeit zurückgegeben; alle Beamten und Offiziere, welche unter König Joseph gedient hatten, oder von den Cortes Stellen angenommen hatten, wurden abgesetzt, entweder auf 20 Stunden Entfernung von der Hauptstadt verbannt, oder gänzlich ihres Vaterlandes und sogar des Eigentums beraubt. In den Kerkern der Inquisition schmachteten schon 1816 über 50 000 Gefangene. Den Käufern der eingezogenen Kirchengüter wurde nicht bloß dies neuerworbene Eigentum genommen, sondern auch noch eine Geldstrafe dazu auferlegt. Natürlich wurde durch solcherlei Maßregeln die Verwirrung in der Verwaltung unglaublich; das Defizit betrug schon 1817 gegen 500 Millionen Realen (105 Millionen Mark), bis 1819 hatte Ferdinand fast drei Milliarden Realen Schulden gemacht; weder die Zinsen der Staatsschuld wurden bezahlt, noch erhielten die Beamten Gehalt oder das Heer Sold: man sah in zerlumpten Uniformen Offiziere auf der Straße betteln, nach amtlichem Bericht starben drei Marineoffiziere in Ferrol Hungers.



88. Ferdinand VII., König von Spanien.
Nach dem Kupferstiche von Bollinger.

Aufstände.

Aufstände brachen infolgedessen bald hier, bald dort aus; mit blutiger Strenge wurden in den Jahren 1814—1819 neun solcher niedergeschlagen und mit Strick und Blei, mit Folter und Kerker gebüßt, wenn es den Beteiligten nicht, wie dem Führer des Aufstandes in Katalonien, Mina, gelang sich über das Gebirge nach Frankreich zu retten. Diese Aufstände rekrutierten sich meist nur aus den gebildeten Mittelklassen und aus der in allen Stücken zurückgesetzten Armee; das untere Volk stand völlig in Abhängigkeit von den Geistlichen und verhielt sich teilnahmslos. Die Regierung suchte sich der Unzufriedenen namentlich unter den Soldaten dadurch zu ent-

ledigen, daß sie sie in den Kampf gegen die rebellischen Kolonien in Amerika schickte. Zweiundvierzigtausend Mann waren in den letzten Jahren über den Ozean transportiert worden, und der größte Teil war dem Klima und den Strapazen oder dem Schwerte der Aufständischen erlegen. Naturgemäß war die Abneigung gegen diese Art Deportation groß. Der Oberstleutnant Rafael Riego riß darum leicht sein Regiment, welches sich in Cadiz nach Amerika einschiffen sollte, mit sich fort, als er am 1. Januar 1820 die Fahne der Empörung erhob. Aber da Cadiz dem Könige treu blieb und er ohne den Besitz dieser Stadt nichts anzufangen vermochte, so mußte er sich nach Gewinnung noch einiger weniger Regimenter fruchtlos in Andalusien herumschlagen; endlich verliefen sich seine Soldaten und der Aufstand schien zu Ende zu sein. Da stand Anfang Februar auch Galicien gegen den König auf, Navarra erhob sich, und in Aragonien und Katalonien zeigte sich bedrohliche Gärung. O'Donnell, Graf von Abispal, sollte gegen die Rebellen zu Felde ziehen, aber er proklamierte am 4. März die Konstitution vom Jahre Zwölf und ging auf Madrid los. Da gab Ferdinand allen Widerstand auf, nahm am 7. März 1820 die Verfassung vom Jahre Zwölf an, berief ein liberales Ministerium und leistete am 9. März den Eid auf die Konstitution. Die Cortes wurden berufen. Ihre erste Sorge mußte sein, die Soldaten zu bezahlen, von denen die Infanterie 12, die Kavallerie 7 Millionen Mark zu fordern hatte. Die Klostergüter wurden daher eingezogen, um veräußert zu werden. Wer aber sollte sie kaufen? Wer hatte Geld dazu? Es waren französische Kapitalisten, welche die Gelegenheit wahrnahmen, ihr Geld mit ungeheurem Vorteil in Spanien anzulegen: dadurch wurde das liberale Ministerium lebensfähig und vermochte sich, wenn auch nur mit Mühe, gegen die priesterlich-reaktionäre Partei und deren Glaubensscharen wie gegen die extrem demokratische Partei der Exaltados fürs erste zu behaupten.



89. Rafael Riego.
Nach der gleichzeitigen Lithographie von Villain.

Abfall der Kolonien.

Die Schwäche der spanischen Regierung erleichterte den um ihre Befreiung von der spanischen Herrschaft ringenden Kolonien in Amerika sehr wesentlich den Kampf gegen ihre alten Herren. Sie hatten Beschwerden die Fülle. Spaniens Regierung war auf die möglichste Ausbeutung der Kolonien berechnet: sie durften ihre Erzeugnisse nur an Spanien verkaufen, ihre Bedürfnisse nur von Spanien einkaufen. Anlage von Fabriken, Weinbau, in den Bergwerksdistrikten selbst der Ackerbau waren verboten. Nur geborenen Spaniern waren die Staatsämter und die höheren Würden der Kirche zugänglich. Dennoch wollten die Kolonien von der aufgeklärten Regierung König Joseph Napoleons nichts wissen: sie verjagten allenthalben die Statthalter

Josephs und errichteten Junten, welche im Namen König Ferdinands handelten. Da nun aber die Cortes in Cadiz ihnen Gleichberechtigung mit den Spaniern versagten, so brach die Unzufriedenheit offen zu Tage: die meisten Kolonien erklärten sich für unabhängig von der Regierung der Cortes. Wohl hätte König Ferdinand durch billige Rücksichtnahme sie gewinnen können, aber er wollte sie mit Gewalt beugen: sie setzten der Gewalt Gewalt entgegen, und der Kampf endigte mit dem Untergange der spanischen Herrschaft auf dem Festlande Amerikas. Das Weltreich Kaiser Karls V. zu zertrümmern, war der Unfähigkeit eines Bourbonen vorbehalten.

Staatliche Neubildungen.

Gleichzeitig in Nord und Süd begann die Erhebung. Am 5. Juli 1811 proklamierte Venezuela unter Miranda seine Unabhängigkeit, gleich danach Neugranada. Das furchtbare Erdbeben aber, das am 26. März 1812 Nordvenezuela heimsuchte, erschien der auch hier von der Geistlichkeit abhängigen niederen Bevölkerung als ein Fingerzeig Gottes wider die Empörung. Die Spanier und ihr Anhang wurden wieder Herr im Lande, Miranda starb 1816 im Gefängnis. In Neugranada fand die gegenspanische Bewegung ihren Führer an dem am 24. Juli 1783 zu Caracas geborenen Simon Bolivar, der von Cartagena aus (Neugranada) sogar einen Befreiungszug nach seinem Heimatlande Venezuela unternahm und am 7. August 1813 mit dem Ehrennamen Libertador (Befreier) begrüßt seinen Einzug in Caracas hielt. Aber des spanischen Generals Morillo Siege trieben ihn 1814 aus Venezuela, und 1816 war auch Neugranada wieder in den Händen der Spanier. Im Juli 1817 gelang es Bolivar, von Haiti aus mit einer kleinen Flottille den Orinoko hinaufzufahren und die dann nach ihm benannte Stadt Angostura Morillo zu entreißen. Mit Hilfe einer zweiten aufständischen Armee unter Führung des selbstlosen Paëz befreite er im Februar 1818 das Land von der spanischen Herrschaft, obwohl Morillo und La Torre noch im Lande blieben; im Februar 1819 von einem Kongresse zu Angostura (Bolivar) mit der höchsten Gewalt bekleidet, schlug er nach einem kühnen Marsche über die Anden die Spanier von Neugranada am Flusse Boyacá, zog drei Tage später am 10. August 1819 in Bogotá ein und bestimmte die Vereinigung von Neugranada mit Venezuela zu einer einzigen Republik Columbia, wozu im Dezember 1819 der Kongreß von Angostura seine Zustimmung gab. Die Nachricht von dem Aufstande Rafael Riegos rief Morillo aus Venezuela ab. La Torre wurde am 24. Juni 1821 bei Carabobo besiegt und damit war die Unabhängigkeit des neuen Staates Columbia thatsächlich errungen. Nunmehr konnte es Bolivar auch wagen, weiter nach Süden vorzudringen. Im Laufe des Jahres 1822 befreite er die bisher



90. Simon Bolivar, der Befreier Südamerikas.
Nach dem Leben gezeichnet zu Bogota von Kepper, lithographiert von Gilbert.

zu Peru gehörige Provinz Quito und fügte sie unter dem Namen Ecuador zu dem Einheitsstaate Columbia. Alle drei Staaten erkannten ihn als ihren Präsidenten für die nächsten vier Jahre an.

Bolivars Verdienste um Peru.

Im selben Jahre 1817, in dem Bolivar an die endgültige Befreiung Venezuelas ging, hatte San Martin in Chile sich erfolgreich gegen die Spanier empört und war dann, mittelbar durch die Engländer unter Cochrane unterstützt, bis Peru vorgedrungen. Er entriß den Spaniern im Juli 1821 Lima, im September Callao, ohne ihrer jedoch völlig Herr werden zu können. Seine offen zu Tage liegenden ehrgeizigen Pläne — es hieß, er wolle die befreiten Länder nun in einem Kaisertum vereinigen — raubten ihm einen Teil der Sympathien, und als er gelegentlich einer persönlichen Zusammenkunft mit Bolivar im Juli 1822 erkannte, daß dieser für seine Pläne nicht zu gewinnen sei, gab er Peru auf und kehrte nach Chile zurück. Jenes kam dadurch in sehr üble Lage, da die Spanier unter Laserna und Rodil nur in die Gebirge zurückgeworfen, aber keineswegs aus dem Lande vertrieben worden waren. Bolivars Unterfeldherr Sucre erlitt ihnen gegenüber eine Niederlage nach der andern. Mit um so größerem Jubel wurde darum Bolivar selbst begrüßt, als er am 1. September 1823 in Lima eintraf; man übertrug ihm sogar Anfang 1824 die Diktatur. Doch vermochte er ebensowenig Rodil aufzuhalten, bis endlich durch nachgezogene Verstärkungen die Freiheitskämpfer das Glück auf ihre Seite zwangen. Bei Ayacucho zwang Sucre die Spanier am 9. Dezember 1824 zur Kapitulation; aber erst mit der Einnahme von Callao, das sich noch ein volles Jahr hielt, war Oberperu von den Spaniern befreit. Es nahm nun nach seinem Befreier den Namen „Republica Bolivar“ an, woraus später erst der Name Bolivia wurde. Der erste Präsident war General Sucre; er wurde 1828 zur Abdankung gezwungen, während sein Nachfolger, Santa Cruz, das Land nach siegreichen Kämpfen gegen Peru mit dieser Republik vereinigte und zehn Jahre hindurch Protektor dieser Konföderation blieb. Im Jahre 1839 wurde er von seinem mit den Chilenen verbündeten Gegner, General Gamarca geschlagen und dieser zum Präsidenten von Peru gewählt, während General Velasco in Bolivia die Präsidentenwürde erlangte. Erst von dieser Zeit an kann man Bolivia wirklich als eine selbständige Republik betrachten.

Unterperu, dasjenige, was wir heute als eigentliches Peru bezeichnen, übertrug 1826 Bolivar die höchste Gewalt und schloß sich an das columbische Staatensystem an. Sein und Ecuadors Antrag, daß die ganze columbische Republik den Befreier in gleicher Weise ehren solle, verriet die ehrgeizigen Pläne des kühnen Mannes. Die Auflehnung dagegen, namentlich in Venezuela, aber auch in Peru hatte innere Kämpfe zur Folge, die den Auseinanderfall der nur durch die Gefahr geeinten Republiken beschleunigte. Der von Bolivar 1828 unternommene Staatsstreich, indem er bis 1830 die Verfassung suspendierte, rief Aufstände und Bürgerkriege hervor, die ins einzelne zu verfolgen nicht lohnt. Das Resultat war, daß die Staaten Venezuela, Columbia, Ecuador, Peru und Bolivia sich voneinander trennten. Simon Bolivar aber starb, mit den Zurüstungen zu einem neuen Bürgerkriege beschäftigt, am 17. Dezember 1830 in der Nähe der columbischen Stadt Santa Marta an einer Krankheit.

Die übrigen südamerikanischen Kolonien.

In Buenos Ayres war der Aufstand schon 1810 ausgebrochen: 1816 bildete sich die Argentinische Republik. Paraguay erhob sich 1811 und behauptete sich unter Jose Francia, der seit 1814 mit wohlthätiger Strenge das Land regierte (bis 1840, seinem Todesjahr). Uruguay errang zwar 1814 die Freiheit, geriet aber 1821 unter die Herrschaft Brasiliens, aus der es erst 1828 sich löste. Nachdem unter englischem Einfluß die Nachbarstaaten die Republik anerkannt hatten, konstituierte sie sich am 10. September 1829 als Republika Oriental del Uruguay.

Chile hatte sich 1812 für unabhängig erklärt, war jedoch schon nach zwei Jahren wieder von Spanien unterworfen worden. Da führte General San Martin von Buenos Ayres ein Heer ausgewanderter Chilenen über die Kordilleren, schlug die Spanier am 5. April 1818 bei Maypu und gab damit Chile die Freiheit zurück,

das nun seinerseits wieder Peru ein Helfer werden konnte. Wir sahen aber, was San Martin nach Chile zurückführte. Begünstigt, wie der ganze südamerikanische Aufstand, durch den Aufstand Rafael Riegos, haben die Chilenen doch erst 1826 die letzten Spanier aus ihrem Gebiete vertrieben.

Mittelamerika und Mexiko.

Auch in Mittelamerika brach die spanische Herrschaft jäh zusammen. Guatemala zuerst erkämpfte sich 1821 die Freiheit, und am 1. Juli 1823 schlossen sich die Staaten Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica zu der „Republik der vereinigten Staaten von Mittelamerika" zusammen, die aber nach langjährigem Bürgerkriege 1839 wieder in die fünf genannten Einzelstaaten auseinanderfiel. — In Mexiko hatte die Erhebung schon im September 1810 unter Führung eines Landpfarrers in der Gegend von Querétaro, Namens Hildalgo, begonnen. Anfangs glücklich rückte er, allenthalben Zulauf erhaltend, mit einem Schwarm von 80—100 000 Menschen, meist Indianern und Mischlingen, bis vor die Hauptstadt. Aber die Greuel seiner indianischen Banden ließen seine Niederlagen durch den General Calleja als Wohlthat erscheinen; endlich ward er gefangen und im Juli 1811 hingerichtet. Immerhin hielt sich der Aufstand im Süden und fand an einem andern Pfarrer, Morelos, einen Führer; die Aufständischen brachten es sogar zu einem Kongreß, auf dem sie am 6. November 1813 die Unabhängigkeit Mexikos erklärten. Aber schließlich ward auch Morelos geschlagen von dem General Iturbide, und erlitt im November 1815 das Schicksal Hidalgos. Derselbe Don Iturbide aber, der den Aufstand des Morelos niedergeschlagen, erklärte sich am 24. Februar 1821, ermutigt durch die Vorgänge in Spanien und Südamerika, für ein selbständiges Kaisertum Mexiko unter einem spanischen Infanten. Als selbst der spanische Vizekönig sich damit einverstanden erklärte, meinte Iturbide, der sein Geschlecht auf die aztekischen Kaziken zurückführte, einen Schritt weiter thun zu dürfen. Am 18. Mai 1822 ließ er sich von seinen Soldaten als Augustin I. zum Kaiser ausrufen. Als er aber, durch Übermut und Verschwendung sehr bald seiner Anhänger bar, am 31. Oktober durch die zwangsweise Auflösung des Kongresses einen Staatsstreich beging, gab er das Signal zu einem Aufstande, der ihn nötigte, im März 1823 vor wiederberufenem Kongresse seine Krone niederzulegen und nach Italien in die Verbannung zu gehen. Als er ein Jahr später eine Restauration versuchen wollte, wurde er bald nach seiner Landung gefangen genommen und am 19. Juli 1824 zu Padilla erschossen. Unter der Leitung des Kongresses aber schlossen sich die 18 mexikanischen Provinzen nach dem Vorbilde der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einem Bundesstaate zusammen und wählten den General Victoria, der sich in den Freiheitskämpfen ausgezeichnet hatte, zu ihrem ersten Präsidenten auf vier Jahre.

Stellung Englands zu den Aufständischen.

Den wirtschaftlichen Vorteil von allen diesen Umwälzungen zog England, und das hatte wieder für die Abtrünnigen sein Gutes. Denn wenn auch Spanien nicht zugelassen wurde zu dem Aachener Kongreß, so beschäftigte man sich dort ganz natürlich auch mit dessen rebellischen Kolonien und mit ihrer für das Wohl des wieder absolut regierten Europa notwendig gewordenen Unterwerfung. Namentlich Zar Alexander legte sich dafür ins Zeug. Aber so großen Eindruck er auch auf den englischen Vertreter Lord Castlereagh machen mochte — und ohne England war natürlich an einen Kreuzzug gegen die süd- und mittelamerikanische Revolution nicht zu denken — auch dem englischen Tory ging der Vorteil des englischen Kaufmanns über das Legitimitätsprinzip, von dem ihm zugedachten Vermittelungsgeschäft wollte er nur dann etwas wissen, wenn eine Erklärung erlassen würde, daß England nie gehalten sein solle, seine Handelsbeziehungen zu den Aufständischen zu lösen!

Vor der Tyrannei Spaniens und Europas waren diese damit freilich gesichert, aber doch nur um der Herrschaft eines viel furchtbareren Tyrannen zu verfallen, der wilden Despotie der Unordnung und des Bürgerkrieges.

Portugal.

Das Gelingen der spanischen Revolution rief sofort auch in dem Nachbarlande Portugal eine Erhebung gegen die Regierung hervor: am 24. August 1820 brach in

Oporto ein Militäraufstand aus; Lissabon schloß sich der Bewegung an, eine Verfassung nach dem Muster der spanischen vom Jahre Zwölf wurde entworfen und eine Regentschaft eingesetzt. Denn immer noch weilte Johann, seit dem Tode seiner Mutter, der wahnsinnigen Königin Maria, 1816 als König, jenseit des Ozeans in Brasilien, wohin er 1807 vor den Franzosen sich geflüchtet hatte. Die Regierung des Stammlandes war während der Zeit dem Engländer Lord Beresford und dem Patriarchen von Lissabon überlassen gewesen. Gerade aber diese Regentschaft des englischen Lords, der englische Handelsinteressen unter völliger Mißachtung der Lebensbedingungen Portugals begünstigte und überall seine Landsleute in einträgliche Stellungen brachte, war eine Hauptursache der Revolution, die schon 1817 ein von Beresford mit blutiger Strenge unterdrücktes Vorspiel gehabt hatte. Seine Reise zu Johann VI. nach Brasilien benutzte man nun, um wieder, und zwar diesmal mit Erfolg, loszubrechen.

Brasilien unabhängig, 1822.



91. Johann VI., König von Portugal.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Durch die lange Anwesenheit des Königs war Brasilien zu hohem Flor und zu ausgeprägtem Selbstgefühle gelangt. Die Brasilianer verlangten nun von dem Könige, als die Kunde von der erfolgreichen Bewegung in dem Mutterlande zu ihnen gelangte, ebenfalls die Verleihung einer freisinnigen Verfassung und die Gewährung voller Gleichberechtigung mit Portugal. Der König war dazu bereit: er ernannte seinen ältesten Sohn Dom Pedro zum Regenten von Brasilien und schiffte sich selbst nach Europa ein; vor seiner Landung unterzeichnete er die soeben am 27. Juni 1821 entworfenen Grundzüge einer Verfassung und beschwor sie am 21. Oktober 1822, trotz der großen Beschränkungen, die sie ihm auferlegte, und trotz des Widerspruchs seiner Gattin Carlotta, einer Schwester Ferdinands VII. von Spanien, und seines Sohnes Dom Miguel. Allein die portugiesischen Cortes genehmigten die konstitutionellen Einrichtungen für Brasilien nicht; sie wollten Brasilien in kolonialer Abhängigkeit erhalten. Da erhob sich der Süden Brasiliens, proklamierte 1822 die Unabhängigkeit des Landes von Portugal und drohte, sich zur Republik zu erklären, wenn der Prinzregent nicht die Kaiserkrone annehme: er willigte ein und ward am 12. Oktober 1822 als konstitutioneller Kaiser von Brasilien verkündet, womit denn, nachdem der Norden zum Anschlusse gezwungen war, ebenso die Unabhängigkeit des Landes wie die Trennung von Portugal zum Ausdruck gebracht war. Formell erkannte König Johann die Unabhängigkeit Brasiliens durch den unter englischer Vermittelung am 18. November 1825 abgeschlossenen Vertrag an; er behielt sich jedoch für seine Lebenszeit den Titel eines Kaisers von Brasilien vor. In einem geheimen Artikel bestimmte man dann, daß die Kronen Brasiliens und Portugals nie wieder auf einem Haupte vereinigt sein sollten.

Dom Miguel.

Um ihres zügellosen Lebens willen hatte König Johann sich von seiner Gemahlin Carlotta getrennt; jetzt wies er ihr in Lissabon den Palast Queluz an. Der Hof der Königin Carlotta wurde nun der Mittelpunkt aller Gegner der Konstitution wie des

konstitutionellen Königs. Der Plan der intriganten Königin war, ihrem zweiten Sohn Dom Miguel den portugiesischen Thron zuzuwenden. Indes so lange der König lebte, scheiterten die Anschläge; aber er starb am 10. März 1826. Über die Erbfolge hatte er nichts bestimmt; nur hatte er seine Tochter, die Infantin Isabella Maria zur Regentin ernannt. Diese hielt sich an die konstitutionelle Partei und erkannte mit ihr Dom Pedro, ihren Bruder, den Kaiser von Brasilien, als König von Portugal an. Nach dem geheimen Artikel vom 19. November 1825 aber durfte er nicht annehmen; also trat er jetzt die ihm zufallende portugiesische Krone an seine junge Tochter Maria da Gloria ab, verlobte die Siebenjährige mit seinem Bruder Dom Miguel und ernannte diesen, der von dem Vater nach Wien verbannt war, zum Regenten von Portugal. Sofort machten die alten Landsknechte der Reaktion, von spanischen Gesinnungsgenossen unterstützt, Einfälle in Portugal, als Vorspiel der Statthalterschaft Dom Miguels. Allein Graf Villaflor und Saldanha, die Führer der Liberalen, ergriffen, von 10 000 Engländern unter General Clinton auf Befehl Cannings unterstützt, die Waffen und trieben die Anhänger Dom Miguels über die spanische Grenze zum Lande hinaus. Am 22. Februar 1828 landete Dom Miguel in Lissabon, am 26. Februar schwur er der jungen Königin Maria da Gloria Treue und wiederholte den schon zu Wien geleisteten Eid auf die Verfassung. Aber schon am 26. Juni ließ er sich, nach Auflösung der Cortes, durch die alten Reichsstände, die dazu einberufen waren, wieder als absoluten König proklamieren. Und als die englischen Truppen mittlerweile auf Befehl ihres neuen Premiers, des reaktionären Lord Wellington eingeschifft worden waren — Canning war am 8. August 1827 gestorben — kannte seine Despotenwut keine Grenzen mehr, er hob die Verfassung auf und behauptete sich durch Konfiskationen und Hinrichtungen, zügellos jetzt nach verwahrloster Jugend seinen wüsten Leidenschaften sich überlassend, ebenso hinterlistig wie gewaltthätig und roh. Der Anstoß, welchen die spanische Revolution gegeben, war völlig ausgetilgt. Erst nach reichlich fünf Jahren entsetzlichen Druckes wurde, wie an andrer Stelle noch ausführlich erzählt werden wird, der Wüterich Dom Miguel, der in seiner nicht ganz sechsjährigen Regierung 17 000 Personen soll hinrichten, 13 000 verbrennen, 15 000 deportieren, 20 000 in die Gefängnisse haben werfen lassen, aus dem Lande getrieben und am 26. Mai 1834 zu dem Vertrag von Evora gezwungen, worin er der portugiesischen Krone entsagte.



92. Dom Miguel.
Nach dem Gemälde von Joh. Ender gestochen von Fr. Stöber.

Die Revolution und die Reaktion in Italien. Die Kongresse von Troppau und Laibach.

Die Lage in Italien.

Auch auf Italien konnte bei der Mannigfaltigkeit der Beziehungen der Rückschlag der spanischen Revolution nicht ausbleiben: geradezu explosiv wirkte hier die Kunde von ihrem Siege; so unterminiert waren schon alle Verhältnisse.

So sehr man in Italien allenthalben das Aufhören der namentlich in den letzten Jahren außerordentlich drückenden Fremdherrschaft begrüßt hatte, so wenig konnte man sich bei der Rückbildung zu alten Verhältnissen jetzt verhehlen, daß diese sich überlebt hatten, daß dem napoleonischen System doch Vorteile eigen gewesen waren, die man nicht gern wieder entbehren mochte. Die Gleichheit aller Stände vor dem Gesetz, die Freiheit des Kultus, des Gewerbes, die durch den Code Napoléon herbeigeführte Einheitlichkeit des Gerichtsverfahrens sollten nun wieder dem alten patriarchalischen Regimente, in Lombardo-Venetien sogar einer andern Fremdherrschaft Platz machen. Nicht von fern war Kaiser Franz und das Metternichsche System geeignet, sich die Sympathien der Oberitalienier zu erwerben. Zwar empfand man, daß unter Österreichs Fürsorge Handel und Industrie sich hoben, mit einer gewissen Genugthuung. Aber die lästige Bevormundung des Polizeistaates, die absichtliche Mißachtung jedes nationalen Gefühls, die strenge Abhängigkeit von Wien, das Ausbleiben der früher versprochenen ständischen Repräsentation, an deren Stelle die einflußlosen und getrennt arbeitenden „Zentralkongregationen“ für die Lombardei und Venetien traten, alles das erregte in den gebildeten Kreisen äußerstes Mißbehagen, das bald in einen erbitterten Haß überging. Selbst die Geistlichkeit war nicht österreichisch gesinnt, weil die Josephinische Überlieferung in Österreich ihr den Daumen aufs Auge halten ließ. Daß Erzherzog Rainer, des Kaisers mindest begabter Bruder, in Mailand bis zum Jahre 1848 als Vizekönig waltete, war nur ein äußerliches Zugeständnis an die Wünsche der Lombarden, da ihm

Sardinien.

politischer Einfluß gar nicht gegönnt war. — Obgleich sich in Sardinien der österreichische Einfluß am wenigsten geltend machte, ja man hier mit einer gewissen Eifersucht auf den begehrlichen Nachbar blickte, so blühte doch auch hier der reaktionäre Unfug in gleichem Maße. Der geistesschwache König Viktor Emanuel, wennschon ein Mann von großer Herzensgüte, verfiel doch auf dieselben Albernheiten, wie der heimgekehrte hessische Kurfürst; die Konstitution von 1770 wurde wie eine wunderthätige Reliquie hervorgesucht, für Beamte und Heer der Kalender von 1798 als grundlegend angenommen, Prozesse, die von den französischen Gerichten schon entschieden worden waren, wieder aufgenommen, den Jesuiten die Schule ausgeliefert, in Fabriken verwandelte Klöster den Kapuzinern zurückgegeben, die Plätze im Theater nach der Länge des Stammbaumes verteilt. Der Handelswelt mutete man zu, den alten, mittlerweile verfallenen Alpenweg von Novalese wieder zu benutzen, während man über den Mont Cenis keine Pässe mehr ausgab, damit diese von Napoleon angelegte Kunststraße in Verfall geriete; beinahe hätte man die von Napoleon über den Po bei Turin erbaute schöne Brücke wieder abgebrochen, und der botanische Garten bei Turin wurde nur deswegen zerstört und seine Pflanzungen herausgerissen, weil

Parma. Toscana.

er eine französische Schöpfung war. — Auch in Parma und in Toscana wurden die französischen Einrichtungen beseitigt, doch erfreuten sich beide Länder einer wohlwollenden und vernünftigen Verwaltung. In jenem Herzogtume herrschte Marie Luise, die Gattin Napoleons; ihr stand in mehr als nur beratender Stellung Graf Neipperg zur Seite. Im Großherzogtum Toscana aber baute Ferdinand III., der Bruder des Kaisers Franz, auf den verständigen Grundlagen weiter, die sein Vater, Kaiser Leopold II. da schon lange vor der napoleonischen Ära gelegt hatte. Sonst

Modena.

sah es in Italien überall kläglich genug aus. Herzog Franz IV. von Modena, ein Vetter des Kaisers Franz, suchte dieses klassische Vorbild eines engköpfigen und eng-

Kirchenstaat.

herzigen Despotismus womöglich noch zu überbieten. Im Kirchenstaate wurde unter des zurückgekehrten Pius VII. und seines Beraters, des Kardinals Pacca, Leitung mit Fanatismus gegen die Ergebnisse des Revolutionszeitalters zu Felde gezogen.

Pockenimpfung und Straßenbeleuchtung gehörten in dies restaurierte Stück Mittelalter ebenso schlecht und wurden deswegen beseitigt, wie die Wiederherstellung des Ketzerapparates, der Inquisition, der Kongregation für den index librorum prohibitorum, des Jesuitenordens (7. August 1815) und endlich von 2436 Klöstern (1824 Mönchs- und 612 Nonnenklöstern!) ausgezeichnet hinein paßten. Während unter dieser Art der Verwaltung, die in den höheren und einträglichen Stellen durchaus von Prälaten geleitet wurde, Ackerbau, Handel und Industrie daniederlagen, blühte das Bettler- und Räuberhandwerk in erstaunlicher Weise empor, und die päpstliche Lottobude machte an Sonntagen ausgezeichnete Geschäfte. Die Naivität dieses Regiments machte sich aber nicht nur innerhalb der Grenzen des Kirchenstaates bemerklich, sondern auch außerhalb. Nicht nur, daß der Papst den Lehnstribut, wie vor Zeiten, von Sardinien und Neapel einforderte, sondern er verlangte allen Ernstes, daß das heilige römische Reich wiederhergestellt und die säkularisierten Kirchengüter herausgegeben werden sollten. In Neapel. Neapel blieb zwar der Code Napoléon bestehen, aber sonst wurde alles nach berühmten Mustern gemacht. Ein Konkordat mit dem Papste sicherte der Geistlichkeit die Stellung eines Staates im Staate, der Unterricht wurde gänzlich in ihre, namentlich in der Jesuiten Hände gelegt, Verbesserungen aus der Zeit Murats wurden eben ihrer Entstehung wegen beseitigt oder dem Verfall überlassen, das Heer stiefmütterlich behandelt, die muratistischen Offiziere entweder entlassen oder mit kränkendem Mißtrauen verfolgt. Wie im Kirchenstaate blühte das Brigantenwesen, so daß im Jahre 1817 sich 3000 Leute von diesem Gewerbe ernährt haben sollen; wie im Kirchenstaate mußte die Regierung mit den Bandenführern akkordieren, um wenigstens einigermaßen Ruhe zu haben. Es war hochromantisch! Als König gebot über dieses Gebiet Ferdinand IV., der sich nach seiner Rückkehr wegen der Vereinigung des festländischen Königsreichs mit Sizilien Ferdinand I., König beider Sizilien, nannte, genugsam bekannt durch die Greuel des Jahres 1799. Es mag das Eine wenigstens zu seinem Ruhme gesagt werden, daß er sich einer Wiederholung der Greuel bei seiner Restauration enthielt. Auch er stand natürlich völlig unter Metternichschem Einfluß, und das bewies sich am besten durch den Vertrag vom 12. Juni 1815, der in einem Geheimartikel König Ferdinand verpflichtete, keine Verfassung einzuführen und keine Neuerungen zu dulden, die den alten monarchischen Einrichtungen widersprächen oder von den Grundsätzen der lombardo-venetianischen Verwaltung abwichen. Nun aber besaß Sizilien eine ihm durch Lord Bentinck im Jahre 1812 verliehene Verfassung: dem erwähnten Artikel entsprechend konnte König Ferdinand nichts rätlicher finden, als die Aufhebung dieser Verfassung. Die Gebildeten erlebten diesen Staatsstreich mit ohnmächtigem inneren Grimm, den Massen war er ziemlich gleichgültig, wie überhaupt dieser Umstand tragisch auf die innere wie äußere Geschichte Italiens in diesen Jahren eingewirkt hat, daß einer gebildeten Minorität die übergroße Majorität gänzlich urteilsloser Leute und leicht beweglichen Gesindels gegenüberstand, die sich lediglich durch Launen, Zufälligkeiten und durch den Erfolg des Tages bestimmen ließ.



93. Ferdinand I., König beider Sizilien.
Nach J. E. Mansfeld.

Unter den von dem neapolitanischen Hofe dauernd mit Mißtrauen beobachteten Offizieren ragte der kalabresische General Wilhelm Pepe hervor, der trotz alledem wegen seiner Tüchtigkeit unentbehrlich schien. Seine republikanische Gesinnung wußte General Wilhelm Pepe.

er durch Beförderung der Carbonariverbindungen im Heere zu verbreiten und damit zugleich die schon vorhandene Unzufriedenheit zu schüren.

Die Carbonaria.

Unter solchen Verhältnissen und bei der eigenartigen Neigung der Romanen zu geheimen Verbindungen gewann der unter dem Namen der Carbonaria bekannt gewordene Geheimbund große Verbreitung. Zur Zeit der französischen Gewaltherrschaft hatten sich vom Feinde verfolgte Patrioten in die Gebirge Kalabriens zurückgezogen und da allgemach eine Vereinigung mit Gleichgesinnten geschlossen, die ihr Ritual zum großen Teile dem Freimaurerorden, die Losungsworte aber und sonstigen Benennungen dem Gewerbe der Kohlenbrenner, der carbonari, entlehnte. So nannten sie ihren Versammlungsort baracca (Hütte der Kohlenbrenner), die Außenwelt Wald, eine Versammlung vendita, venta (Kohlenverkauf). Als Zweck ihrer Thätigkeit galt ihnen die Reinigung des Waldes von Wölfen oder die Errettung des Lammes aus dem Rachen des Wolfes; symbolisch meinten sie damit den Kampf um die Freiheit mit Ausrottung der Tyrannen. Das Lamm führte dazu, auch die christliche Symbolik mit hereinzubeziehen. — In



94. General Wilhelm Pepe.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

ihren Unternehmungen gegen die Franzosen, namentlich gegen Murat, hatten sie nicht viel Glück gehabt. Erst mit dem allgemeinen Niedergang der Franzosenherrschaft traten sie wieder in den Vordergrund, und die Bourbonen bedienten sich ihrer zur Vorbereitung ihrer Rückkehr. Dann aber trennte sich Ferdinand sofort wieder von ihnen, um so mehr, da sich bei den Carbonari nach Beseitigung der Fremdherrschaft ein neues Ziel herausgebildet hatte: die nationale Einigung Italiens in einer freisinnigen Staatsform. Unter dieser Losung breitete sich die Carbonaria über ganz Italien aus und zählte ihre Anhänger meist unter dem gebildeten Mittelstande und in der Armee. Die verschiedenen Grade ermöglichten es, daß neben gelehrten Professoren und hohen Offizieren einfache Männer aus dem Volke dem Orden angehören konnten, der übrigens strengste Geheimhaltung zum Gesetze hatte und Verrat oder Schwätzerei wohl zu ahnden wußte. Die Republik war einer großen Zahl, aber nicht allen, die ideale Staatsform, die man erstreben müsse. — Die Ordensfarben waren schwarz, rosa und himmelblau.

Die Revolution in Neapel.

Es kam die Nachricht von dem Siege der spanischen Revolution. In Salerno gaben einige Carbonari ihre Freude darüber kund: sie sollten verhaftet werden, aber es gelang ihnen, nach Nola zu entkommen, wo sie Schutz bei den carbonaristischen Offizieren der Besatzung suchten. Eine Bewegung entstand in Nola, und der Leutnant Morelli setzte sich mit nur 130 Mann in Marsch nach Neapel. Lawinenartig aber

wuchs der Zug unterwegs; andre Truppen, Milizen, mißvergnügte Beamte schlossen sich in Scharen an. König Ferdinand gab dem Generalmajor Wilhelm Pepe den Befehl, die Rebellion zu dämpfen; aber dieser trat an die Spitze der Aufständischen und führte gegen die Hauptstadt den aufgeregten Zug, welcher die spanische Verfassung vom Jahre Zwölf zwar nicht kannte, aber doch stürmisch verlangte. Nach einigem Zögern gab der König nach: am 9. Juli 1820 zog Pepe feierlich in Neapel ein, auf dem Balkon des Schlosses erschien der Kronprinz und der ganze Hof mit den Carbonarifarben geschmückt, und am 13. Juli schon leistete der König den Eid auf die neue Verfassung.

Aufstand auf Sizilien.

Die Nachricht von diesen Vorgängen rief auch in Sizilien sofort die Erhebung hervor; als man sie in Palermo am 14. Juli erhielt, während man gerade das Fest der heiligen Rosalie feierte, war die Bevölkerung sofort einig, nun ebenfalls die Verfassung von 1812 wiederherzustellen, was freilich das Vorspiel zu einer Trennung von Neapel war. Immerhin stand es den Patrioten von Neapel schlecht an, diesen sizilischen Verfassungsfreunden ihre berechtigten Wünsche nicht nur zu bestreiten, sondern sogar mit Waffengewalt zu vereiteln. Florestan Pepe, der Bruder Wilhelms, und nach ihm der General Collotta warfen die sizilische Bewegung nieder. Aber es war auch politisch höchst unklug; denn zur Niederhaltung Siziliens mußten die besten Truppen Neapels in Anspruch genommen werden in dem Augenblicke, da Österreichs Macht sich schon gegen diese Rebellen wider sein System rüstete.

Der Kongreß von Troppau.

Zunächst sicherte sich Österreich das eigne Haus. Den als Dichter nicht unbedeutenden Mitherausgeber des liberal gehaltenen „Conciliatore“ in Mailand, Silvio Pellico, ließ Metternich verhaften und ohne lange Untersuchung über Venedig nach dem Spielberg bei Brünn bringen und in menschenunwürdigem Gefängnis bis 1830 schmachten. Andre Gesinnungsgenossen hatten dasselbe Schicksal. Die Teilnahme an der Carbonaria wurde bei Todesstrafe untersagt, die Besatzungen auf Kriegsfuß gebracht. Um aber nicht allein vorzugehen — wozu wäre denn die Heilige Allianz dagewesen? — berief Metternich die Großmächte Europas zu einem Monarchen- und Minister-Kongresse nach Troppau in Österreichisch-Schlesien. Hier fanden sich in der Zeit vom 23. Oktober bis 24. Dezember 1820 die Kaiser von Österreich und Rußland, der König von Preußen und die Vertreter von England und Frankreich ein. Es war natürlich, daß die beiden Kaiser bei weitem das politische Übergewicht hatten. Nur war anfangs Kaiser Alexander geneigt, den Schutzgott des Liberalismus vorzustellen. Hatte er ja Polen eine Verfassung gegeben, und, was für ihn schwerer wog, er sah in dem italienischen Verfassungs- und Einigungsbedürfnis ein willkommenes und bequemes Gegenmittel gegen den überhandnehmenden österreichischen Einfluß. Freilich konnte er sich nicht verhehlen: die Szenen, die er in Warschau auf dem Reichstage hatte erleben müssen, die echt polnische Insolenz, die da zu Tage getreten war, konnte nicht als eine Aufmunterung zum Konstitutionalismus betrachtet werden! Ein Zufall ließ Metternich von einer politisch ganz bedeutungslosen Meuterei des Sfemenowschen Garderegimentes in Petersburg eher erfahren, als der Kaiser davon hörte. Es war ihm nun ein leichtes, unter Hinweis auf die Militärerhebung in Oporto (24. August 1820, s. oben) den Kaiser von einem inneren Zusammenhang, von der Solidarität sämtlicher revolutionären Bewegungen in Europa zu überzeugen. Preußen machte natürlich gar keine Schwierigkeiten, es war stets bereit seit Karlsbad, die Hydra der Revolution mit allen Mitteln zu bekämpfen. So gelangte denn am 19. November 1820 ein Protokoll zur Unterschrift durch die genannten Mächte, das die bezeichnende Erklärung enthielt: „Ein der europäischen Allianz angehöriger Staat, welcher durch Revolution eine Änderung seines inneren Zustandes erleidet, hört dadurch auf, Mitglied der Allianz zu sein und bleibt von derselben so lange ausgeschlossen, bis sein Zustand Garantien für die legitime Ordnung und Dauerhaftigkeit bietet. Die verbündeten Mächte verpflichten sich, ungesetzlichen Reformen ihre Anerkennung zu versagen. Um Staaten, in denen dergleichen vorgekommen, in den Schoß der Allianz zurückzuführen, behalten sie sich gegen dieselben zunächst freundschaftliche Schritte, nötigenfalls aber Zwangsmaßregeln vor. Dieses Verfahren soll gegen den König beider Sizilien angewandt werden.“

Der Kongreß von Laibach.

Niemand war mehr überrascht von diesem einseitigen Vorgehen als die Vertreter Frankreichs und Englands, deren Regierungen natürlich gegen diese Majorisierung protestierten; da sie es aber dabei bewenden ließen, so behielten die Ostmächte doch freie Hand. Zunächst citierten sie König Ferdinand nach Laibach, wohin für den Januar 1821 ein neuer Kongreß berufen war. Niemand war froher als Ferdinand. Zwar hatten die Troppauer Beschlüsse in Neapel einen Sturm des Unwillens erregt, und man versah sich nichts Gutes von der Teilnahme des Königs an dem Laibacher Kongresse. Aber auf ein Dutzend feierlicher Versprechungen mehr oder weniger kam es diesem nicht an, und man ließ ihn endlich reisen, ohne ihm einen andern kontrollierenden Begleiter mitzugeben als den Minister Grafen Gallo, und sprach dabei die naive Zuversicht aus, „man wisse, daß das Herz des Sohnes Karls III. ein Tempel der Treue sei." Der Kronprinz, der Prinz von Kalabrien, wurde als Regent zurückgelassen. Was Ferdinand in Laibach sollte, und daß er ganz gern bereit war, konnte niemand unklar sein. Er willigte auf das Verlangen der beiden Kaiser ohne weiteres in die Abschaffung der neapolitanischen Verfassung. Österreich übernahm es, mit Waffengewalt den früheren Zustand wiederherzustellen und Alexander erklärte sich bereit, es dabei, wenn es nötig wäre, mit 100 000 Mann zu unterstützen.

Die Österreicher in Neapel.

Unter General Frimont rückten 43 000 Österreicher gegen Neapel heran. W. Pepe hatte ihnen nicht mehr als 12 000 Mann entgegen zu stellen, denen ein gleichgroßes Reservekorps unter Carascosa am Volturno zum Rückhalt diente. Allein vor dem Ansturm des Korps Wallmodens zerstoben am 7. März 1821 bei Rieti sofort die Neapolitaner, worauf sich auch das Reservekorps auflöste. Frimont besetzte am 23. März Neapel: unter den Beifallsrufen der Lazzaroni hielt König Ferdinand am 9. Mai seinen Einzug in seine Hauptstadt und brachte der Jungfrau Weihgeschenke für die glückliche Beseitigung der Verfassung dar. Es begann nun eine Zeit, die an die Schreckenstage von 1799 erinnerte. Was Bildung hatte und liberaler Gesinnung verdächtig war, wurde entweder hingerichtet oder von den Österreichern gleich Silvio Pellico in die Gefängnisse von Prag, Brünn oder Olmütz geschleppt. Auch auf Sizilien wurde von 10 000 Österreichern in gleicher Art die Ruhe wiederhergestellt. Es hatte sich doch allenthalben gezeigt, daß der flammenden Leidenschaftlichkeit des Anfangs eine nachhaltige, planmäßige Durchführung der Pläne nicht gefolgt war, daß es an geeigneten Führern fehlte und daß trotz aller Geheimbünde, die man natürlich nun mit Stumpf und Stiel auszurotten bemüht war, keine rechte Organisation erzielt worden war. Auch war der Appell an die großen Massen doch nur vorübergehend von Erfolg gewesen.

Sardinien.

Dieselben Beobachtungen ließen sich dann bei den gleichzeitigen Unruhen im Kirchenstaate machen, und sie erfuhren eine Bestätigung durch den sardinischen Revolutionsversuch, der im Einverständis mit den Neapolitanern und zu gleicher Zeit unternommen, den Österreichern sicher große Verlegenheit bereitet, ja vielleicht der konstitutionellen Sache, wenn auch nur zeitweilig, zum Siege verholfen hätte, wenn man zweckentsprechend verfahren wäre. König Viktor Emanuel hatte zwar, wie erwähnt, anfangs in dieselben Bahnen eingelenkt, wie das übrige Italien und damit auch innerhalb seiner Grenzen der Carbonaria ein Arbeitsfeld geschaffen; unter dem Eindrucke der spanischen Bewegungen aber hatte er den gemäßigt liberalen Prospero Balbo zum leitenden Minister gemacht, der manche glückliche Reform zustande brachte. Doch ließen darum die Carbonari ihre Pläne nicht fallen, ja, sie sahen durch die neapolitanische Revolution den richtigen Zeitpunkt gegeben, sie zu verwirklichen. Was konnte leichter sein, als im Rücken der Österreicher die Lombardei von deren Joche zu befreien, namentlich da von Mailand insgeheim die günstigsten Nachrichten kamen, als sei da alles für solchen Schlag vorbereitet. Wenn man Viktor Emanuel zur Entsagung bewog, so war zwar dessen Bruder Karl Felix nachfolgeberechtigt, aber er weilte außer Landes in Modena, und da er keine Kinder hatte, so mußte die Regentschaft an den in liberalen Ideen erzogenen und gut italienisch gesinnten Karl Albert von der Seitenlinie Savoyen-Carignan fallen. Er war auch der präsumptive Thron-

erbe und haßte Österreich, weil dieses ihm, dem vermeintlichen Carbonaro, die Thronfolge zu gunsten der an Franz von Modena verheirateten Tochter Viktor Emanuels entziehen wollte. Aber er fürchtete die Macht Österreichs auch, und so zeigte er in der Stunde der Entscheidung unentschlossenes Schwanken. Länger warten konnten aber die Verschworenen nicht. So bemächtigten sich der Oberstleutnant Ansaldi und der Hauptmann Graf Palma am 10. März 1821 nachts der Citadelle von Alessandria, verkündeten die spanische Konstitution und riefen die Nation im Namen des Reiches Italien unter die Waffen, freilich ohne großen Anklang zu finden. Ebensowenig gelang das am 11. März dem Hauptmann Ferrero in Turin, der infolgedessen mit seiner um einige Studenten vermehrten Kompanie auch nach Alessandria abzog. In der Nacht darauf kam der sardinische Gesandte St. Marsan aus Laibach an und konnte den König nur vor Annahme der Konstitution warnen. Dieser Warnung entsprachen zwei königliche Edikte vom 12. März, die aber nun mit einem Mal von dem über Nacht anders gesonnenen Volke mit Unwillen begrüßt wurden; es hatte plötzlich dieselbe Sehnsucht nach der unbekannten spanischen Verfassung bekommen, wie seiner Zeit die Neapolitaner. Somit dankte Viktor Emanuel ab zu gunsten seines Bruders Karl Felix und ernannte bis zu dessen Ankunft Karl Albert zum Regenten. Dieser beschwor nun zwar die spanische Verfassung, aber unter dem Vorbehalte ihrer Anerkennung durch den neuen König, verbot auch den Soldaten, die italienischen Farben zu tragen, was ihn sofort unpopulär machte. Von Karl Felix erbat er sich Verhaltungsbefehle, die dahin lauteten, daß er Turin augenblicklich zu verlassen und sich zu den treugebliebenen Truppen zu begeben habe, die der General La Torre in Novara sammle. Durch heimliche Flucht kam er am 20. März diesem Befehle nach und legte in Novara die Regentschaft nieder. Der von ihm zum Kriegsminister ernannte Graf Santa Rosa, der voller Begeisterung für die italienische Einheitsidee war, bildete nun eine provisorische Regierung, mußte aber sehen, wie auf die Nachricht von den neapolitanischen Ereignissen Soldaten und Offiziere sich davonmachten. Drei bis viertausend Mann waren es nur noch, die sich am 8. April unter Oberst Regis bei Novara La Torre und dem mit ihm vereinigten Österreicher Bubna entgegenstellten. Der Ausgang des Treffens konnte nicht zweifelhaft sein. Am 10. April zog La Torre in Turin ein; am folgenden Tage mußte sich Alessandria ergeben, das Ansaldi vergeblich zu halten versucht hatte. Die Führer des ganzen planlos eingeleiteten Unternehmens flohen teils nach Frankreich, teils, wie Santa Rosa, nach Spanien, andere nach Griechenland. So wurden, als Karl Felix, der neue König, unter dem Schutze von 12 000 Österreichern in Turin eingezogen war, nur zwei von den zahlreichen



95. Viktor Emanuel, König von Sardinien.
Nach dem Originale von A. Vacca gestochen von B. Bordiga.

Todesurteilen wirklich vollstreckt. Auch Karl Albert ging nach Spanien, aber nicht um dort für die Freiheit zu fechten, sondern sie an der Seite des Herzogs von Angoulême zu bekämpfen in dem bald zu erwähnenden Feldzuge. Erst 1825 wurde er von Karl Felix und Österreich wieder zu Gnaden angenommen. Jener regierte nach dem oft von ihm geäußerten schönen Grundsatze: „Ich bin nicht König, um mich plagen zu lassen." Im eben erwähnten Jahre fand in Neapel durch den Tod Ferdinands I. ein Thronwechsel statt. Sein ihm völlig ebenbürtiger Sohn Franz I. brachte die Regierung, nach Chateaubriands Ausdruck, auf die unterste Stufe der Verachtung. Im Kirchenstaate herrschte von 1823—1829 Leo XII. ganz im Geiste seines Vorgängers — Italiens Zukunft schien für immer vernichtet zu sein.

Ein deutscher Burschenschafter, Adolf von Sprewitz, hatte sich aufgemacht, um den Sardiniern zu helfen. Er kam zu spät. Nach Deutschland zurückgekehrt, stiftete er den „Bund der Jungen" für die Errichtung eines einigen freien Deutschland. Deutschland und Italien, meinte er, sich die Hand reichen mußten; wie es, freilich fast ein halbes Jahrhundert später, zu dem großen Zwecke geschehen ist.

Der Kongreß von Verona und die Reaktion in Spanien.

Kongreß von Verona.

„Man braucht ja nur auf diese Revolution zu blasen", sagte Metternich, durch die rasche Niederwerfung der Erhebung Italiens höchlich befriedigt. So leicht, dachte er, würde es auch in Spanien gehen.

Es wurde daher in Laibach ein Kongreß der Heiligen Allianz für das nächste Jahr in Aussicht genommen, welcher die Lage der Dinge in Spanien in Erwägung nehmen sollte. Denn dort war die Regierung in die Hände der Exaltados, der extremen Fortschrittspartei, unter Riego gelangt, was dann zur Folge hatte, daß die Gegner in der Festung Seo de Urgel eine reaktionäre Regentschaft bildeten, die das Volk zum Kampfe gegen die Exaltados und die Verfassung vom Jahre Zwölf aufrief. Der König suchte unterdessen mit Hilfe der durch Geld gewonnenen Garden die Verfassung umzustürzen; aber diese wurden am 7. Juli 1822 in einem Straßenkampfe zu Madrid vernichtet. Hilfeflehend wandte sich nun am 28. Juli Ferdinand an Ludwig XVIII. Das damalige französische Ministerium, an dessen Spitze Villèle stand, war zwar hochkonservativ und hatte unter der Hand den nach Frankreich geflüchteten Royalisten allen möglichen Vorschub geleistet, aber an eine kriegerische Verwickelung mit Spanien dachte es in Erinnerung an Napoleons Erfahrungen nicht; wohl aber dachte es an die Kosten eines solchen Krieges und an die bei einer Reaktion in Spanien unausbleiblichen Verluste der französischen Käufer von Kirchengütern. Demgemäß instruierte Villèle seine beiden Gesandten am Kongreß von Verona, der vom 20. Oktober bis 14. Dezember 1822 tagte, Montmorency, den derzeitigen Minister des Auswärtigen, und Chateaubriand, den bekannten Sänger der Legitimität, dort jede Einmischung Frankreichs in Spanien abzulehnen, eine Politik, die auch England, wo an Stelle von Castlereagh Canning getreten war, lebhaft befürwortete. Freilich konnte England ebensowenig wie in Troppau sein Schwert mit in die Wagschale werfen, und so wurden seine Proteste einfach ad acta gelegt. Überdies aber handelten die französischen Bevollmächtigten gar nicht im Sinne ihres Auftraggebers, sondern unterzeichneten am 19. November 1822 ein Protokoll, in dem die Ostmächte sich für den Fall einer Invasion Frankreichs in Spanien durchaus auf dessen Seite zu stellen versprachen; durch drohende Noten der vier Mächte: Frankreich, Preußen, Österreich und Rußland sollte Spanien zu einer Entscheidung gedrängt werden. Zar Alexander war hierbei mehr, als der bedenklich dreinschauende Metternich, die Seele der Aktion. So wenig zufrieden Villèle mit der Geschäftsführung der beiden Bevollmächtigten sein konnte, so war doch die Strömung in den maßgebenden Kreisen des Hofes und der Kammer so stark für den Krieg eingenommen, daß er ihr Konzessionen machen mußte; beseelte ja auch ruhmsüchtige Kriegslust einen großen Teil dieser Leute, die Chateaubriands Prophezeiung gefangen genommen hatte, daß man in wenigen Monaten vollenden würde, was Napoleon in Jahren nicht ver-

Haltung Frankreichs.

mocht hätte: die Unterwerfung Spaniens. Die Halsstarrigkeit des Exaltadoministeriums San Miguel kam dieser Stimmung gerade recht; trotz aller dringlichsten Warnungen Englands gab es keinen Schritt nach; hatte es ja soeben den Erfolg gehabt, die lästige Regentschaft endlich aus Seo d' Urgel zu vertreiben. Als es dementsprechend die in Verona gestellten Forderungen am 9. Januar 1823 hochmütig ablehnte und die Gesandten der Ostmächte daraufhin Madrid verließen, kündigte die französische Thronrede vom 27. Januar 1823 den Kammern an, daß 100 000 Mann bereit ständen, den spanischen Thron dem Enkel Heinrichs IV. zu erhalten. Die kriegerische Begeisterung der Kammer für diesen Zweck überschrie die schwache Opposition, von deren Seite Manuel die französische Invasion in Spanien mit der Preußens in Frankreich vom Jahre 1792 verglich und an deren Folge, den Tod Ludwigs XVI., erinnerte; darüber geriet die Majorität so in Harnisch, daß sie ihn aus der Kammer ausstieß und ihn, als er sich nicht gutwillig entfernte, durch Gendarmen entfernen ließ; die zuerst damit beauftragten Nationalgardisten hatten sich, bezeichnenderweise, dessen geweigert. Darauf bewilligte die französische Volksvertretung 100 Millionen Frank für die Intervention, und ein französisches Heer sammelte sich bei Bayonne und Perpignan.

Krieg Frankreichs mit Spanien.

Die Gemäßigten in Spanien rieten jetzt einzulenken, allein San Miguel protestierte gegen jede Einmischung einer fremden Macht, obgleich er sich sagen mußte, daß Spaniens Mittel in keiner Weise auf einen größeren Krieg eingerichtet waren. Der Herzog von Angoulême, des Königs Neffe, übrigens, unähnlich seinem Vater, kein Ultraroyalist, überschritt also nach Ablehnung des Ultimatums der vier Mächte an der Spitze der französischen Truppen am 7. April 1823 die Bidassoa, worauf am 23. April Ferdinand von den Cortes gezwungen an Frankreich den Krieg erklärte. Allein an ernstliche Gegenwehr dachten weder Minister noch Cortes; sie nahmen den vergeblich sich krank stellenden König mit sich und flüchteten nach Sevilla. Die spanischen Truppen zogen sich aufs kläglichste vor den französischen zurück. Angoulême hielt am 23. Mai seinen Einzug in Madrid; dann folgte er dem Könige nach dem Süden, ohne Mühe den geringen Widerstand, den er hier und da fand, überwindend. Auf die Nachricht von der Besetzung Madrids verließen die Cortes Sevilla, wieder mit dem König, den sie wegen seiner Weigerung mitzugehen, für unzurechnungsfähig erklärten, und begaben sich nach Cadiz. Dorthin folgte ihnen Angoulême. Vor Cadiz richteten sich die französischen Angriffe zunächst gegen die Halbinsel Trocadero, deren Fort durch starke Außenwerke geschützt war. Drei Monate hatte die Einschließung von Cadiz gedauert, als es den Franzosen endlich gelang, in der Nacht zum 31. August sich zunächst des Trocadero zu bemächtigen. Das Wasser des vorliegenden seichten Meeresarmes reichte den Grenadieren der Sturmkolonnen bis an die Brust; die Patronen wurden naß: mit dem Bajonette gingen sie auf die Feinde los, von den überraschten Schildwachen nicht einmal angerufen. Rasch waren die Außenschanzen erstürmt; wenige Stunden später fiel auch das Fort. Bei diesem Sturme zeichnete sich der Prinz Karl Albert von Savoyen-Carignan besonders aus und büßte dabei einen Teil seiner carbonaristischen Sünden ab. Nunmehr besetzten die Franzosen Isla de Leon und das Fort St. Petri und drohten Cadiz zu bombardieren; doch zogen sich kriegerische Unternehmungen und Verhandlungen durch den ganzen September hin. Die letzteren nahmen besonders dadurch einen günstigen Verlauf, daß Chateaubriand vier Millionen Frank zu Bestechungszwecken verwenden ließ. Da gaben die Cortes den König frei, und am 1. Oktober erschien Ferdinand im Hauptquartiere Angoulêmes in Puerto Santa Maria. Sofort erklärte er von hier aus die Verfassung für aufgehoben und widerrief alle Maßregeln, welche er seit dem 7. März 1820 getroffen hatte. In lodernder Rachbegier warf er sich auf die Liberalen. Angoulême und die Gesandten der Heiligen Allianz verlangten Amnestie: Ferdinand antwortete mit Hinrichtungen; in 18 Tagen wurden 118 Personen erhängt oder erschossen, ganz abgesehen von den zahllosen Opfern der Privatrache. Auch der verwegene Riego entging dem Hasse des Königs nicht. Er wollte sich flüchten; ein Einsiedler verriet ihn den Bauern, die ihn gefesselt nach Madrid schleppten. Die Franzosen nahmen ihn als

ihren Kriegsgefangenen in Anspruch, lieferten ihn aber dann an König Ferdinand aus, der den tapferen Mann ohne weiteres als Majestätsverbrecher in Madrid am 7. November 1823 aufhängen ließ unter dem Jubel desselben Pöbels, dessen Abgott er noch vor wenigen Wochen gewesen war. Zahllos war die Menge der Opfer; Hunderte verließen flüchtig ihr Vaterland. So richtete sich unter dem Schutze französischer Bajonette der Absolutismus in Spanien wieder auf, nachdem auch hier der Liberalismus aufs kläglichste seine Unfähigkeit bewiesen hatte.

Die Befreiung Griechenlands.

Zerfall der Heiligen Allianz.

Noch war die Heilige Allianz wirksam, aber ihre Einigkeit bestand längst nicht mehr. Gerade in der Bekämpfung der Revolutionen zeigte sich der Zwiespalt. England, nicht gesonnen, das weite Handelsgebiet, das sich ihm in den alten spanischen Kolonien in Süd- und Mittelamerika erschlossen hatte, wieder aufzugeben, entschloß sich, die jungen Republiken in Amerika anzuerkennen: es gab die bündige Erklärung ab, daß es hier keine Intervention einer fremden Macht dulden würde. Es trat damit, wenngleich aus völlig verschiedenen Gründen, auf denselben Standpunkt, welchen die Vereinigten Staaten in der Monroe-Doktrin als den ihrigen proklamierten. Und die Heilige Allianz ließ es geschehen.

Aber sie selbst auch fiel von ihren großen Grundsätzen ab. In dem Geiste christlicher Brüderlichkeit Religion, Frieden und Gerechtigkeit zu schützen, bezeichnete sie in dem ersten Artikel ihrer Stiftungsurkunde als ihre Aufgabe. Nun erschienen, um Hilfe flehend, Abgesandte des um Religion und Freiheit kämpfenden Griechenvolkes auf dem Kongresse in Verona: die Heilige Allianz wies sie aus Verona fort; nur Rebellen gegen die Herrschaft des Sultans sah sie in ihnen. Sie entsagte der christlichen Brüderlichkeit den Glaubensgenossen gegenüber und bekannte sich als Polizeianstalt im Dienste der Legitimität: konnte sie offener ihren moralischen Bankrott erklären?

Die europäische Türkei.

Daß Europa gegen Napoleon aufstand, konnte nicht ohne Einwirkung auf die Lage seines Bundesgenossen, des türkischen Sultans, bleiben; denn damit verlor der Sultan seinen wirksamsten politischen Rückhalt. Wie konnte er aber eines solchen bei der Unsicherheit der inneren Verhältnisse entraten? Die türkische Herrschaft in Europa war ein Säbelregiment; neun Zehntel der Bewohner der Türkei waren Christen, im Norden des Balkan von slawischer, im Süden des Gebirges meist von griechischer Nationalität, über welche die wenig zahlreiche Minorität der türkischen Eroberer die Herrschaft übte. Zwar der Sultan war ihnen ein milder Gebieter, er begnügte sich meist mit der Erhebung einer mäßigen Geldabgabe, aber die Paschas und Kadis drückten mit brutaler Gewaltthätigkeit auf die verachtete Rajah, die unterworfene „Herde" der Christen. Es war die Gemeinsamkeit des religiösen Bekenntnisses, welche in den unterworfenen Völkern ein Gefühl der Zusammengehörigkeit rege erhielt, und dies war auch das Band, durch das sie sich mit dem mächtigen Zarenreiche verbunden fühlten: in dem rechtgläubigen Zaren sahen sie ihren ideellen Protektor. Es gab ihnen selbst ein erhöhtes Selbstbewußtsein, als sie durch die Niederwerfung Napoleons den Zaren zum mächtigsten Fürsten Europas aufsteigen sahen: ein Gefühl, das für diese einfachen Leute, die auf ihren weit zerstreuten Dörfern fast außerhalb der europäischen Kultur lebten, etwas zugleich Demütigendes und Aufstachelndes hatte; der Haß gegen ihre ungläubigen Herren verschärfte sich zusehends.

Innere Zustände. Abfall der Vasallenstaaten.

Zugleich offenbarte sich immer handgreiflicher die Schwäche der türkischen Herrschaft. Seit dem Waffenstillstande von Karlowitz (1699) war der Sultan immer mehr in Abhängigkeit geraten, einerseits von den Janitscharen, die sich zu einer völligen Kriegerkaste ausgebildet hatten, anderseits von der Geistlichkeit, deren Haupt der Scheich ül Islam war. Die beständigen Kriege der Türkei, teils mit Rußland, teils mit Österreich, hatten ihre Kräfte doch wesentlich geschwächt. Nur vorübergehend vermochte dann, nachdem schon 1805 die Auflösung der Türkei zu drohen schien, das 1806 mit Frankreich abgeschlossene Bündnis ihr einigen Halt zu geben. Des französischen Marschalls Sebastiani Reformen wirkten namentlich segensreich auf das türkische Militär. Im Frieden von Tilsit gab

dann Napoleon den Bundesgenossen wieder preis, um sich ihm erst 1809 wieder zu nähern. Darin lag nicht zum wenigsten der Grund, daß der Sultan außer Kraft gewesen war, die entfernteren Glieder seines Reiches in straffer Abhängigkeit zu erhalten: Mehemed Ali hatte mit Beseitigung des Mamlukenwesens in Ägypten sich 1807 fast selbständig gemacht, und Serbien hatte der tapfere Milosch 1815/16 von seinen türkischen Bedrängern befreit, nachdem schon 1804/5 Georg Czerny mit dem Beinamen Karagjorgje (d. i. schwarzer Georg) den Serben die Freiheit errungen und bis 1813 verteidigt hatte.

Die Griechen. Die Hetärie.

Auch bei den Griechen wurde je länger je mehr das Verlangen nach Unabhängigkeit rege. Während der napoleonischen Zeiten zu lebhafterem Verkehr mit dem Abendlande gelangt, hörten sie dort von den bei ihnen fast vergessenen Heldenthaten der alten Griechen, in denen sie in verzeihlichem Irrtum kurzweg ihre Ahnen sahen. Mit Begeisterung mahnten des Dichters Rhigas Verse sie, sich „als würdige Enkel" zu zeigen. In Erinnerung an die Größe der altgriechischen Litteratur gründete sich unter dem griechischen Adel Konstantinopels, unter den Fanarioten, so genannt nach der Pforte des Fanar, d. h. des Leuchtturmes, die neben der patriarchalischen Kirche lag, 1812 der Bund der Philomusen, der lediglich künstlerische und wissenschaftliche Ziele verfolgte. Der Korfiote und russische Minister Kapodistrias gehörte ihm an, sogar der Zar. Unmerklich wußte diese unpolitische Gesellschaft ein anderer Bund von entschieden politischem Charakter sich dienstbar zu machen. In Odessa entstand 1819 die Hetärie der Philiker, d. i. der Bund der Freunde; das Ziel dieses Bundes war die „bewaffnete Gemeinschaft der Christen zur Vertreibung der Türken", seine Organisation ähnelte der der Carbonaria, auch darin, daß man einem unbekannten Oberen gehorchte, unter dem man sich gern, wenn auch irrtümlich, den russischen Zaren dachte. Dieser Geheimbund verbreitete sich rasch; in Konstantinopel unter den Fanarioten, wie in Athen und andern Städten fand er zahlreiche Anhänger; an der Spitze des ganzen Bundes stand als Großmeister der Fürst Alexander Ypsilanti, General in russischen Diensten. Zu dem griechischen Landvolke indessen waren die Ideen der Hetärie, deren Stärke die wohlhabenden griechischen Handelsleute der Städte und Inseln waren, kaum gedrungen; es lebte als Armatolen d. h. als bewaffnete Grenzwächter in den nördlichen Gebirgen frei gegen eine geringe Geldabgabe an den Pascha, und



96. Sultan Mahmud II.

Nach dem Leben gezeichnet von Blas. Höfel, lithographiert von Levilly (1828).

als Hirten und Bauern im Süden, zumal in der Maina, wo von den Primaten d. i. den Ältesten der kleinen Stammesgenossenschaften selbst jener kleine Zins nicht erhoben wurde; oder es lebte auch als Räuber, als Klephthen, in den Gebirgsgegenden in steter Fehde mit den Türken und erkannte auch dem Namen nach deren Oberherrschaft nicht an. Allen war eine große Vertrautheit mit den Waffen gemein und ein ausgeprägtes Bewußtsein ihres Christentums. Ein Volk, ebenso tapfer wie grausam, trotzig, des Gehorsams ungewohnt, in Wahrheit von den Türken nie völlig unterworfen.

Ali Pascha von Janina.

Freilich hatte sich Ali Pascha, zu dessen Paschalik Janina in Albanien der größte Teil von Griechenland gehörte, seit einem Menschenalter alle Mühe gegeben, den unbändigen Sinn der griechischen Primaten zu beugen; sie erwiderten seine drückend empfundene Strenge durch ingrimmigen Haß. Im Juli 1820 nun deuchte Ali sich stark genug, um nach dem Vorgange Mehemed Alis eine selbständige Stellung sich zu erringen. Allein Sultan Mahmud II. schickte, was er an Truppen verfügbar hatte, unter Churschid Pascha gegen ihn. Die Heere, mit denen Ali den Türken in Adrianopel den Frieden zu diktieren gedachte, fielen von ihm ab; er mußte sich auf die Verteidigung von Janina beschränken, das er fast einundeinhalb Jahre hielt. Dann nahm er nach dem Falle der Stadt seine Zuflucht auf eine kleine Insel im See von Janina, wo ihn der Gegner durch Meuchelmord am 5. Februar 1822 beseitigen ließ.



97. Ali Pascha von Janina.
Nach dem Kupferstiche von Sichling.

Alexander Ypsilanti.

Mit dem Abfalle Ali Paschas schien der Hetärie der rechte Augenblick gegeben zu sein, den längst geplanten Aufstand gegen die türkische Herrschaft zu beginnen; die Unterstützung des russischen Zaren hielt sie für selbstverständlich. Gleichzeitig sollten die Hetäristen an der russischen Grenze und die Fanarioten losbrechen und die Primaten in Griechenland sich erheben. Am 7. März 1821 erschien Ypsilanti in Jassy und rief alle Griechen und Griechenfreunde zu den Waffen. Einige Tausend sammelten sich um ihn, als deren Kern er die 800 Mann starke „heilige Schar" organisierte. Aber die russische Hilfe blieb aus; von Laibach aus schrieb ihm der Zar, daß er keinesfalls auf ihn rechnen dürfe. Dadurch entmutigt, begab sich Ypsilanti nach Bukarest, um dort mit dem verräterischen Rumänen-Hospodar Theodor Wladimirescu anzuknüpfen. Seine Offiziere waren unbotmäßig; einer von ihnen griff ohne Befehl die Türken bei Dragetschan an und erlag nach kurzem Kampfe am 19. Juni 1821; von der heiligen Schar entging kaum einer dem Untergange; Ypsilanti aber entrann nach Siebenbürgen, wo ihn Metternich festnehmen und auf der kleinen Felsenfeste Munkacs in Ungarn in Haft setzen ließ. Teils hier, teils in Theresienstadt ward er sechs Jahre in Haft gehalten und erst 1827 auf russische Verwendung freigegeben; im nächsten Jahre starb er zu Wien. Er hatte sich dem von ihm begonnenen Unternehmen in keiner Weise gewachsen gezeigt. Viel tapferer als er bewies sich einer seiner

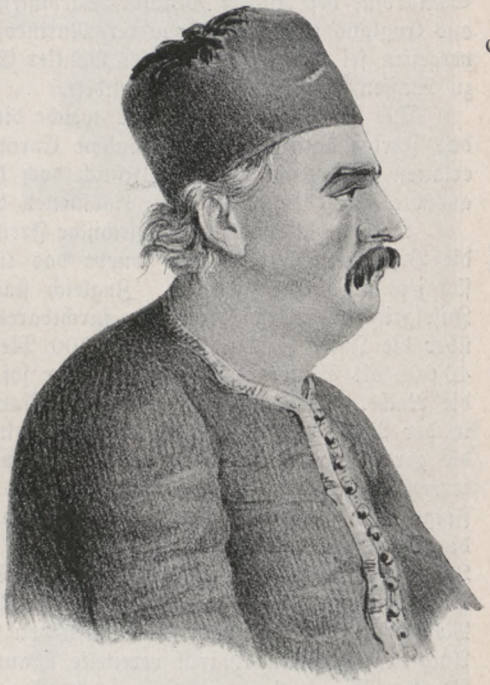
Unterfeldherren, Georgios der Olympier, der sich in dem Kloster Sekka in der Moldau mit 350 Genossen gegen 1500 Türken verteidigte und sich dann samt dem hereinstürzenden Feinde in die Luft sprengte.

Greuel gegen die Fanarioten in Konstantinopel.

Viel schrecklicher erging es den Fanarioten. Der englische Gesandte verriet den Erhebungsplan dem Sultan. Mahmud ließ auf der Stelle — es war am Ostermontage — den ehrwürdigen Patriarchen Gregorios am Portal seiner Kirche aufhängen und drei Erzbischöfe und acht Priester hinrichten. Zu wilder Wut entflammt, stürzte sich der mohammedanische und jüdische Pöbel auf die Leichen der Ermordeten, schleifte sie durch die Stadt und warf sie ins Meer. Zahllose Christen fanden durch die Pöbelrotten ihren Tod, christliche Kirchen wurden entweiht, christliche Häuser geplündert und in Brand gesteckt.

Aufstand in Griechenland.

Dagegen hatte die Erhebung der Primaten Erfolg. Ali Pascha rief sie in seiner Bedrängnis zur Hilfe herbei. Am 6. April stand Morea unter Waffen. Der greise Peter Mauromichalis sammelte die Bewohner der Maina, des alten Spartanerlandes, Kolokotronis die Arkader; in Patras erhob sich der Bischof Germanos, in Livadien Odysseus und der Fürst Maurokordatos; 176 Schiffe brachten die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara auf zur Sicherstellung des Meeres. Rasch fielen die meisten festen Plätze der Türken in ihre Hand, am 5. Oktober auch der Hauptort Tripolitza, dessen Besatzung, 8000 Mann, sie niederhieben. Auch in Athen brach der Aufstand aus: die Besatzung wurde auf die Akropolis gedrängt. Bald war ganz Griechenland bis auf einige feste Plätze frei. Da kam eine Anzahl der angesehensten Führer in Piada unweit des alten Epidauros zusammen und proklamierte am 1. Januar 1822 die Unabhängigkeit Griechenlands. Eine Nationalregierung wurde zugleich unter dem Vorsitze von Maurokordatos eingesetzt, der durch seine höhere Bildung und die Kenntnis abendländischer Verhältnisse für die Präsidentschaft der jungen Republik durchaus geeignet erschien, und eine demokratisch-republikanische Verfassung wurde entworfen. Leider zeigte sich schon bei diesen Beratungen eine betrübende Uneinigkeit, namentlich da Männer wie Kolokotronis jeder Unterordnung unfähig waren.



98. Andreas Miaulis.
Nach dem Originale von C. de Vandrimey lithographiert von A. St. Aulaire.
(Zu Seite 244.)

Stellung Europas zum griechischen Aufstande.

Als Christen wandten sich nun die Griechen an die europäischen Regierungen; allein die Heilige Allianz nahm Partei für den Sultan als den legitimen Herrscher und wies die Hilfesuchenden ab. Um so größere Teilnahme indes fanden die Griechen bei den Völkern Europas. Nicht nur daß sich von dem Interesse, welches alle Gebildeten für die alten Griechen fühlten, ein gut Teil auf die kämpfenden Neugriechen übertrug, von denen wenigstens die Bewohner der Küsten und Inseln mit gutem Grunde als Enkel jener gelten konnten, nicht nur daß ein allgemein menschliches und christliches Mitgefühl für sie Partei nahm, sondern es legte sich in die Teilnahme für die Griechen auch etwas von einem stillen politischen Proteste der Völker gegen die reaktionäre und gewaltthätige Politik der Regierungen hinein. Wer sonst seinem Liberalismus nicht Ausdruck geben konnte oder wollte, zumal in Deutschland und Frank-

reich, trat wenigstens einem der allerorten entstehenden Griechenvereine bei. Man schimpfte auf Sultan und Türken, aber man verstand, wen man eigentlich meinte, und erhob die Griechen zu einer wahrhaft idealen Verklärung. Ganz besonders wirkten die Dichter nicht wenig, wie Wilhelm Müller in seinen Griechenliedern, diese Auffassung zu befestigen.

Unterstützung des Aufstandes.

Daraus erklärt es sich, daß zwar viel schöne Worte für die Griechen gesprochen wurden, aber doch nur Unzulängliches geschah. Wie viele waren es denn, die etwas Ernstliches für die Griechen thaten? Kaum einige hundert, allen voran jedoch der junge Bayernkönig Ludwig in tiefgehender Begeisterung. General Normann, der Württemberger, zog den Kämpfenden zu Hilfe, ihn drückte noch die Schuld von Kitzen; mit ihm kamen Oberst Haidegger aus Bayern, Oberst Fabvier aus Frankreich, Graf Santarosa, der frühere Diktator Sardiniens, aus Spanien nach dessen Unterwerfung, aus England eine Schar wackerer Marineoffiziere und 1824 auch Lord Byron. Nicht vergessen sei daneben der Genfer Bankier Eynard, der mehr als einmal große Summen zu Waffen für die Griechen spendete.

Die furchtbare Grausamkeit, welche die Türken gegen die Griechen bewiesen, trug das Ihrige dazu bei, die Teilnahme Europas an dem tapfer kämpfenden Volke nicht erkalten zu lassen, so daß schließlich doch der Druck, welchen die öffentliche Meinung ausübte, auch den abgeneigten Kabinetten der Heiligen Allianz fühlbar wurde.

Die Kämpfe auf den Inseln und zur See.

Sofort hatte die junge griechische Freiheit die schwerste Probe zu bestehen. Durch die Beseitigung Ali Paschas wurde das türkische Heer vor Janina frei und wandte sich jetzt gegen die Griechen. Zugleich stach eine ansehnliche Flotte in See, um die Inselgriechen zu züchtigen: ein furchtbares Strafgericht erging am 11. April 1822 über die Insel Skio (Chios); 90 000 Menschen wurden auf der Insel hingemordet, 40 000 als Sklaven weggeführt. Aber sofort ereilte den blutgierigen Kapudan-Pascha die Rache. Konstantin Kanaris aus Psara und Georg Pipinos aus Hydra fuhren in der Nacht vom 18./19. Juni 1822 mit zwei Brandern unter die türkische Flotte, die gerade das Ende des Fastenmonats und den Beginn des Beiram feierte, und sprengte das Admiralschiff mit mehr als 2000 Türken darauf in die Luft. Die Folge war, daß die Flotte unverzüglich nach den Dardanellen zurückkehrte, und die Griechen unter Miaulis' Führung sich auf dem Meere behaupteten. Die Landarmee unter Mahmud Pascha von Drama schlug Kolokotronis am Passe von Dervenaki zurück, und als Omer Vrione Pascha einen Angriff auf die kleine Festung Mesolongion (Missolunghi) am Busen von Patras unternahm, wurde er zurückgewiesen. Auch einen zweiten Angriff vereitelte Maurokordatos, durch die tapfere Suliotenschar Markos Bozzaris' unterstützt, am 20. August 1823 bei Karpenisi; leider verlor dabei Markos Bozzaris das Leben. Es war kein Zweifel, die türkische Macht war nicht stark genug, die Griechen wieder zu unterwerfen, obgleich von Einheit der Kriegführung, von einem gemeinsamen Plane bei den Griechen nicht die Rede war. Denn ebensowenig wie die Kapitane daran dachten, den Befehlen ihrer Regierung nachzukommen, waren sie dazu zu bringen, mit ihren Bauern- und Räuberscharen sich einem Oberkommando unterzuordnen: in Eifersucht und Zwietracht führten sie den Krieg, ein jeder, wie es ihm gut dünkte, keiner aber mit mehr grundsätzlicher Unbotmäßigkeit als der trotzige, heldenkühne Kolokotronis, der selbst nach der Krone trachtete. Lord Byrons ganzes Streben ging dahin, einträchtiges Handeln unter den Führern zuwege zu bringen: aber er starb schon drei Monate nach seiner Ankunft, am 19. April 1824 in Mesolongion. General Normann war schon am 3. Nov. 1823 gestorben. Allein allmählich gelang es doch Maurokordatos, die widerstrebenden Kapitane mit Waffengewalt der Regierung zu unterwerfen und den Beschlüssen der Nationalversammlung, die in Astros stattgefunden hatte, Geltung zu verschaffen, nämlich daß an die Stelle der Provinzialrechtspflege diejenige des Staates treten sollte. So wurde der Staat von oben gebildet: Griechenland existierte.

Mehemed Alis Eingreifen. Ibrahim.

Da aber wandte sich der Sultan an Mehemed Ali, den Herrn Ägyptens. Mehemed hatte den Handel mit allen wichtigen Produkten des Landes zum Monopol der Regierung gemacht: dadurch reich, hatte er seine Kriegsmacht auf europäischen



99. **Der Hafen von Modon zur Zeit des griechischen Aufstandes.**
Nach der Zeichnung von Baccuët lithographiert von St. Aulaire.

Fuß gebracht und durch die Unterwerfung der Wahabiten in Arabien die Kriegstüchtigkeit seiner Truppen bewährt. Er sandte auf Mahmuds Ruf im Juli 1824 eine Flotte mit Landungstruppen unter seinem Adoptivsohn Ibrahim Pascha zunächst nach der kleinasiatischen Küste, während Chosrew, der Kapudan-Pascha, aus den Dardanellen auslief, um die ägyptische Expedition zu unterstützen. Der verwegene Miaulis warf sich mit der griechischen Seemacht auf Chosrew, schlug ihn bei Ipsara, bei Samos, bei Mitylene und trieb ihn in die Dardanellen zurück; dann wandte er sich gegen Ibrahim, schlug ihn bei Kos und drängte ihn bis Kandia zurück. Indessen Ibrahim erhielt hier ansehnliche Verstärkungen an Truppen und konnte nun doch nach dem Festlande übersetzen. Am 25. Februar 1825 landete er bei Modon auf Morea: Kolokotronis war ihm nicht gewachsen, bald war die ganze Halbinsel in der Hand der Ägypter, die furchtbar hausten, in Messene alle Weinstöcke und Fruchtbäume niederhieben und mordend und brennend das unglückliche Land durchzogen. Auch das feste Tripolitza fiel. Nun setzte Ibrahim über den Korinthischen Meerbusen, um in Verbindung mit den Türken Reschid Paschas das unbezwungene Mesolongion zu überwältigen. Am 7. Januar 1826 erschien er vor der Stadt.

Eroberung von Mesolongion.

Die Festung nur von einer Mauer und zwei Gräben geschützt, widerstand mannhaft der ungeheuren Übermacht der Belagerer. Hungersnot brach aus: da erschien alle Gegenwehr hoffnungslos. 1300 ihrer Frauen töteten sie, 800 stürzten sich selbst mit ihren Kindern verzweiflungsvoll in den Fluß; die übrigen nahmen die Verteidiger in die Mitte, als sie in der Nacht vom 22. zum 23. April 1826 sich heldenkühn durch die Reihen der Feinde durchzuschlagen suchten. Allein die Ägypter, durch Verräter von dem Plane unterrichtet, standen zur Gegenwehr bereit; ein entsetzliches Gemetzel begann, nur ein Teil der Griechen schlug sich durch und entrann in das Gebirge, die andern wurden in die Festung zurückgetrieben, in welche die Türken und die Ägypter mit ihnen zugleich eindrangen: nirgends bot sich eine Aussicht auf Rettung. Da warfen sie Feuer in ihre Patronenfabrik und sprengten sich mit hunderten ihrer Besieger in die Luft.

Unterwerfung Mittelgriechenlands.

Damit war Westgriechenland in die Gewalt der Türken und Ägypter gegeben: aber im Osten widerstand noch Athen. Allein im August 1826 wurde auch Athen von dem Seraskier erstürmt, so daß die Verteidiger sich auf die Höhe der Akropolis zurückziehen mußten. Tapfer verteidigten die altberühmte Burg der Kommandant Guras und seine heldenmütige Gattin, mit ihnen Karaiskakis, der am 4. Mai fiel, die Engländer Cochrane und Church und der Franzose Fabvier; aber am 5. Juni 1827 mußten auch sie kapitulieren und damit war Mittelgriechenland ganz in den Händen der Barbaren, ja ganz Griechenland lag überwältigt am Boden. Der Gedanke Ibrahims war, die ganze Bevölkerung von Morea nach Ägypten in die Sklaverei abzuführen und das Land mit Ägyptern zu besiedeln. Die Regierung, zugleich von den äußeren Feinden und den wieder aufsässigen zwieträchtigen Kapitanen bedroht, mußte sich auf einen Felsen im Meere flüchten, und der Patriarch von Konstantinopel warf sich dem Sultan zu Füßen, Gnade für das unglückliche Volk erflehend.

Wachsende Sympathie Europas.

Mehr und mehr wurde das Interesse des christlichen Europa für das heldenhaft erliegende Griechenvolk ein lauteres, rein menschliches; der ursprüngliche Beigeschmack einer verhaltenen politischen Opposition verging vor dem Unglück, worein die Griechen freilich nicht weniger die erbärmlichen, selbsüchtigen Zänkereien der Kapitane und Primaten wie die erdrückende Übermacht der Feinde gestürzt hatten, und vor der drohenden Vernichtung, welche der brutale Sieger sann.

England.

Nur von den Großmächten konnte den Griechen Hilfe werden. Indessen die Regierung in England hatte sich wiederholt mit Entschiedenheit gegen die Griechen ausgesprochen: sie fürchtete, daß die Erhebung nach den Jonischen Inseln sich verbreiten möchte, über welche die Herrschaft 1815 England übertragen war. Ihr standen die Philhellenen entgegen; allein bedeutungsvoller als diese war eine andre, sehr große Partei, welche, durchaus auf das Praktische gerichtet, die Handelsvorteile ins Auge faßte, die sich aus der Verbindung Englands mit Griechenland ergeben mußten. Sie war es, welche die beiden Staatsanleihen, die die griechische Regierung gemacht hatte, zum größten Teile übernommen hatte; der Untergang Griechenlands bedeutete also für sie den Verlust der dargeliehenen Millionen. Sie drängte also mit zäher



100. Nikolaus I., Kaiser von Rußland und König von Polen.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Entschiedenheit die Regierung, den unterliegenden Griechen beizustehen; ein großer Teil der Opposition des Parlaments gehörte ihr an. Das verfehlte seinen Eindruck auf George Canning nicht, der in dem damaligen Toryministerium seit 1823 die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Auf einem Bankett in Harwich brachte er den Trinkspruch aus: „Bürgerliche und religiöse Freiheit über die ganze Welt!" Das galt wie den südamerikanischen Kolonien so den Griechen; er riß die zögernden und bedenklichen Tories mit sich fort. Eine Verständigung mit Rußland war das nächste Ziel, welches er ins Auge faßte.

Rußland. Nikolaus I.

Der religiöse, griechisch-katholische Charakter, den die griechische Erhebung zeigte, erweckte in Rußland lebhafte Sympathien; am wenigsten jedoch bei Kaiser Alexander. Die fortwährenden Intrigen, welche die Polen trotz der ihnen verliehenen freisinnigen Verfassung gegen ihn anzettelten, die wiederholten Militäraufstände in Rußland hatten ihn allmählich mit einer tiefen Erbitterung gegen alles erfüllt, was revolutionäre Farbe zu haben schien. Mit Strenge verurteilte er daher die Erhebung der Griechen. Allein er starb unerwartet am 1. Dezember 1825 zu Taganrog am Asowschen Meere, ohne Kinder zu hinterlassen. Schon drei Jahre zuvor hatte ihm sein nächster Bruder Konstantin schriftlich den Verzicht auf die Thronfolge erklärt, die somit auf den dritten Bruder Nikolaus überging. Jedoch dieser, in seinen Neigungen ausschließlich Soldat, lehnte sie ab, so daß zu gleicher Zeit Konstantin in Warschau

Nikolaus, Nikolaus aber in St. Petersburg Konstantin den Eid der Treue leistete. Wunderbares Schauspiel: wie oft hatte die Welt Brüder miteinander um einen Thron kämpfen sehen; jetzt sah sie zwei Brüder um die Thronentsagung miteinander streiten! Großfürst Michael reiste hin und her, um einen oder den andern seiner Brüder zur Annahme der Krone Peters des Großen zu bewegen. Aber Konstantin blieb unbeweglich; mit Nachdruck wiederholte er seinen Verzicht, so daß endlich Nikolaus sich entschließen mußte, den verwaisten Thron einzunehmen.

Der Dekabristenaufstand.

Und fürwahr, es war hohe Zeit: 24 Tage hatte die kaiserlose Zeit gedauert, lange genug, um die geheimen Verschwörungen, die unter den Truppen des Nordens wie des Südens im Russischen Reiche angezettelt waren, zum Ausbruche zu bringen. Wie in Spanien und Neapel gedachten sie für Rußland eine freisinnige Verfassung zu erzwingen, während den ärgsten Hitzköpfen, zumal des Südens, die Umwandlung Rußlands in einen Staatenbund nach dem Muster Nordamerikas vorschwebte. Den eigentümlichen Zwiespalt zwischen den Brüdern suchten die Petersburger Verschworenen auszunutzen; sie versammelten sich mit ihren Soldaten auf dem Isaaksplatze, riefen Konstantin zum Kaiser aus und ließen ihn und die Konstitution leben. Den Mannschaften freilich war das eine Ziel ebenso unverständlich wie das andre; sie fragten, ob die Konstitution Konstantins Frau wäre, und die Offiziere fanden keinen Grund, sie über den Irrtum aufzuklären. Aber Nikolaus ließ nicht mit sich spaßen. Er befahl Artillerie aufzufahren. Einige Kartätschenschüsse genügten, um die meuterischen Regimenter in jäher Flucht auseinanderzutreiben; nicht wenige fanden unter den Säbeln der nachsetzenden Kürassiere ihren Tod, noch mehr in den eisigen Fluten der Newa, deren Eisdecke einbrach, aber die meisten stürzten sich in ihre Kasernen und flehten jammernd die Gnade des strengen jungen Zaren an. Der schwankende Thron stand wieder fest, der sogenannte „Dekabristenaufstand" (Aufstand der Dezembermänner) war zu Ende.

Allianz Rußlands und Englands.

Lord Wellington erschien in St. Petersburg, um den Zar Nikolaus im Namen des Königs Georg zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen. Canning hatte ihn angewiesen, sofort mit Nikolaus sich über die griechische Frage zu verständigen. Der junge Kaiser, nicht gesonnen wie sein Bruder, sich in die Gefolgschaft Metternichs zu stellen, ging bereitwillig auf die Pläne Cannings ein, und das „monströse" Einverständnis zwischen Rußland und England, „der Vertragsentwurf zum Verbrechen", wie der entsetzte Metternich es nannte, kam zustande: die Heilige Allianz war gesprengt. In einem geheimen Protokoll übernahmen die beiden Mächte am 4. April 1826 die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die Griechen unter der Oberhoheit des Sultans unabhängig würden; in ihre inneren Angelegenheiten sollte die Pforte sich fortan nicht mischen dürfen. Fast zur selben Zeit, am 11. April 1826, hatten die Griechen einen wichtigen Schritt zu einer einheitlicheren Leitung gethan, indem sie den Grafen Kapodistrias zum Chef der ausübenden Gewalt auf sieben Jahre ernannten. Die Verfassung von Trözene, die aus eben dieser Zeit stammt, beanspruchte völlige Unabhängigkeit des Landes und lehnte jede äußere Einmischung in innergriechische Verhältnisse mit feierlichem Protest ab.

Aufschwung der öffentlichen Meinung.

Das gab, sobald es nur bekannt wurde, dem Philhellenismus Europas einen ungeahnten Aufschwung: jetzt, wo sich die Aussicht glücklichen Erfolges zeigte, strömten Kämpfer, Waffen, Geldmittel in überraschender Menge nach Griechenland: so sehr fühlte alle Welt in dem St. Petersburger Protokoll den Wendepunkt der griechischen Frage. Aber der Fall von Mesolongion war nicht danach angethan, den Sultan zur Nachgiebigkeit zu stimmen; vielmehr rüstete er sich um so entschiedener zur Gegenwehr gegen die beiden einverstandenen Großmächte.

Vernichtung der Janitscharen.

Die raschen Erfolge Ibrahims zeigten Mahmud in grellem Lichte die völlige Unzulänglichkeit der türkischen Waffen, die gegen die Griechen nichts hatten ausrichten können, bis die Ägypter kamen. Der Plan einer Umbildung der Janitscharen nach dem Muster der europäisch organisierten Armee Mehemed Alis, den schon sein Vater Selim gehabt hatte, stellte sich dem Geiste Mahmuds mit unabweislicher Notwendigkeit



101. **Die Bai von Navarino zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes. Aufgenommen vom Gipfel des Saint Nicolo.**
Nach der Zeichnung von Vaccust lithographiert von A. St. Aulaire.

dar. Freilich war Widerstand der alten Kriegerkaste zu erwarten: aber hatte nicht Zar Nikolaus eben gelehrt, wie dem Widerstande militärischer Rebellen zu begegnen sei? Entschlossen nahm daher der Sultan, der Zustimmung der Ulemas versichert, das Reformwerk in Angriff; er befahl am 26. Mai 1826, daß die 51 Abteilungen oder Orta der Janitscharen jede 150 Mann zur Bildung einer regulären Truppe stellen sollten. Es geschah, aber schon wenige Wochen später, am 14. Juni 1826, brach der Aufstand der Janitscharen gegen den Sultan aus. Längst hatte ihre Frechheit und Gewaltthätigkeit sie bei Beamten und Volk verhaßt gemacht: Alles nahm Partei für den Sultan, vor allem die Bürgerwachen und die schon europäisch organisierte Artillerie. Die Meuterer rotteten sich auf dem Atmeidan zusammen; sie wurden von dort vertrieben; sie zogen sich in ihre Kasernen zurück: die Gebäude wurden umzingelt und in Brand gesteckt; sie wollten unterhandeln: ihre Abgesandten wurden niedergehauen. Der Scheich ül Islam sprach den Fluch über die Meuterer aus, der Sultan entrollte die grüne Fahne des Propheten und rief alle Gläubigen zur Vernichtung der aufsätzigen Übelthäter auf. Ein furchtbares Morden begann; viele Tausend wurden erdrosselt und ins Meer geworfen oder von den ägyptischen Offizieren niedergeschossen; ihre Fahnen wurden zerrissen und die Blutgerichte abgesandt, um auch in den Provinzen den Rebellen ein Ende zu machen. Die Ideen des Sultans ergriffen das türkische Reich von einem Ende bis zum andern.

Vertrag von Akjerman.

Der Staatsstreich Mahmuds war gelungen: aber er hatte für den Augenblick die Türkei wehrlos gemacht. Am 17. März, also noch vor Abschluß des Londoner Protokolls, hatte Zar Nikolaus dem Sultan ein Ultimatum zugehen lassen, das Erfüllung des Bukarester Friedens von 1812 und Sühne für dessen Verletzungen verlangte. Auf Metternichs dringlichstes Anraten, der natürlich angesichts der neuen Lage Rußland jede Veranlassung zur Einmischung entziehen wollte, entschloß sich der Sultan in völliger Würdigung seiner Schwäche zu dem Vertrage von Akjerman (26. Oktober 1826), welcher den Russen in der Moldau und Walachei freie Hand gewährte. Mittelbar schien dem Sultan der Zar mit diesem Vertrage seine Nichteinmischung in die griechische Angelegenheit zu versprechen. Allein der Zar hielt an dem St. Petersburger Protokolle fest, das sehr bald nach Abschluß des Vertrages von Akjerman durch den englischen Gesandten, Lord Strafford, Canning überreicht wurde. Es entflammte den Sultan zu heller Wut, und sein Entschluß, nicht nachzugeben, stand ihm um so fester, als mit dem schon erzählten Falle der Akropolis von Athen die letzte Hoffnung Griechenlands verschwunden schien (5. Juni 1827).

Zutritt Frankreichs zur anglo-russischen Allianz.

Aber der Philhellenismus zog immer weitere Kreise. König Friedrich Wilhelm von Preußen begünstigte offenkundig die philhellenischen Bestrebungen, so daß ihn Metternich nur mit Mühe an seine Seite fesseln konnte, und König Karl X. von Frankreich erklärte seinen Beitritt zu den Bestrebungen Cannings. Am 6. Juli 1827 schlossen infolgedessen England, Rußland und Frankreich in London einen Vertrag dahin ab, daß sie an den Abmachungen des St. Petersburger Protokolls festhalten und im Interesse der Menschlichkeit den griechisch-türkischen Krieg beendigen wollten. Zu diesem Zwecke bildeten die drei Mächte eine ständige Konferenz zu London und entsandten jede, jedoch zu gemeinsamer Aktion, ein Geschwader in die griechischen Gewässer. Mit Ibrahim verabredeten die Admirale der verbündeten Regierungen einen Waffenstillstand, bis er weitere Verhaltungsbefehle von dem immer noch widerstrebenden Sultan erhielte. Demgemäß legte sich die ägyptische Flotte in der Bai von Navarino vor Anker, 82 Segel stark, während die verbündete Flotte 26 Fahrzeuge mit 1270 Kanonen unter Anführung der Admirale Codrington, Rigny und von Heyden vor den Eingängen der Bai kreuzte.

Die Schlacht von Navarino.

Ein griechisches Dampfschiff unter Führung des Philhellenen Hastings hatte im Hafen von Salona mehrere türkische Schiffe in den Grund gebohrt. Ibrahim wollte es wegfangen und ließ mehrere ägyptische Schiffe aus der Bai vorrücken. Die Engländer unter Lord Codrington verlegten ihnen dem Waffenstillstande zufolge den Weg. Mit Wut stürzte sich nun Ibrahim auf die unglückliche Halbinsel Morea, alle Greuel

der Verwüstung vor sich her breitend. Die Admirale verboten es ihm; vergeblich. Da fuhren am 20. Oktober 1827 die Schiffe der Verbündeten in die Bai ein und legten sich auf Flintenschußweite den Ägyptern an die Seite. Von diesen wurde erst mit Flinten, dann mit Kanonen auf das englische Admiralsschiff, die „Asia" geschossen, und nun gab Codrington als ältester der Admirale das Zeichen zum Angriff. Eine furchtbare Kanonade bewies die bessere Ausbildung der Abendländer auf artilleristischem Gebiete. Binnen zwei Stunden waren zwei Drittel der ägyptischen Flotte vernichtet und damit der Abzug Ibrahims aus der Bai erzwungen. Aber auch die Verbündeten hatten schwer gelitten. Codrington unternahm dann allein auf eigne Verantwortlichkeit mit seiner Flotte eine Fahrt nach Alexandria und erreichte dadurch, daß Mehemed Ali von Ägypten am 9. August 1828 in einen Vertrag willigte, durch den er seinen Stiefsohn Ibrahim sofort zurückrief. Somit waren die französischen Truppen, die in einer Stärke von 8000 Mann am 30. August 1828 in Morea landeten, eigentlich überflüssig geworden. Doch ermöglichten sie es den Griechen immerhin, ihre noch vorhandenen Streitkräfte nun auf Mittel- und Nordgriechenland allein zu verwenden.

Eindruck der Schlacht.

Die Nachricht von der Schlacht bei Navarino wurde allenthalben von den Völkern des christlichen Abendlandes mit hellster Freude begrüßt. Die Kabinette waren geteilter Meinung. Am tiefsten entrüstet über diese That, die alle Kennzeichen des Meuchelmordes an sich trüge, waren Kaiser Franz und Metternich, der noch eben eine österreichische Intervention zu gunsten der Pforte geplant hatte. In England hatte Canning diesen Erfolg nicht mehr mit erlebt; er war, wie schon früher erzählt, am 8. August 1827 gestorben. Das folgende Toryministerium **Wellington-Aberdeen** ließ zwar in der Thronrede die Schlacht von Navarino als ein untoward event, als ein widriges Ereignis bezeichnen, konnte sich aber doch nicht ohne weiteres von der Politik seines Vorgängers trennen. Daher kam es zu einer Verständigung mit dem französischen Kabinett unter Zutritt Rußlands auf der vorerwähnten ständigen Konferenz zu London, am 19. Juli 1828, daß Frankreich Morea besetzen sollte, was es dann in der erzählten Weise that.

Nikolaus' Haltung.

Die Haltung des **Zaren** mußte natürlich für die Zukunft Griechenlands entscheidend sein. Zunächst legte er eine affektierte Gleichgültigkeit betreffs dieser Frage an den Tag, offenbar um Österreich nicht vorzeitig zu reizen. Darin trat auch keine Änderung ein, als im Dezember infolge eines vergeblichen Antrags der Türkei auf Genugthuung und Entschädigung für Navarino die Gesandten der drei verbündeten Mächte Anfang Dezember 1827 Stambul verlassen hatten, unmittelbar darauf die Austreibung aller Engländer, Franzosen und Russen zusamt einer Verbannung von 12 000 katholischen Armeniern nach Angora erfolgt war, und endlich der Sultan am 20. Dezember einen besonders für Rußland sehr beleidigenden Aufruf an alle Moslemin zur Verteidigung des Glaubens erlassen hatte. Der Zar kündigte darauf den Großmächten unter dem 29. Februar 1828 an, daß er nunmehr zwar zur Wahrung der russischen Interessen gegen die Türkei die Feindseligkeiten eröffnen werde, daß er aber es den beiden verbündeten Mächten gänzlich überlasse, wie sie sich in der griechischen Frage halten wollten; jedenfalls denke er an eine völlige Selbständigkeit der Griechen ebensowenig, als an die Zertrümmerung der Türkei. Nachdem diese den Vertrag von Akjerman gekündigt hatte, erklärte ihr Rußland am 26. April 1828 den **Krieg** und sandte 100 000 Mann unter **Wittgenstein** im Mai über den Pruth. Abermals entfaltete Mahmud die Fahne des Propheten, die Gläubigen zur Rettung des Islam aufrufend. So brachte er 180 000 Mann ins Feld, an deren Spitze er **Hussein** Pascha, den Überwinder der Janitscharen, stellte. Einem solchen Aufgebote waren die Russen nur mit Mühe gewachsen, zumal sie 20 000 Mann zur Besetzung der Moldau und Walachei verwenden mußten. Im August erst überschritten sie die Donau und zersplitterten ihre Kräfte auf die Belagerung der Donaufestungen. Nur durch Verrat gewannen sie Varna, während auf das elend befestigte Silistria ihre Angriffe vergeblich waren, so daß sie im Spätherbst über die Donau zurückgehen mußten. Europa hatte von dem Angriffe der Russen den Umsturz des türkischen

Rußlands Kriegserklärung an die Türkei.

Reiches erwartet und war durch das Mißlingen des Feldzuges sehr enttäuscht worden. Dazu steigerte sich die Spannung zwischen Rußland und Österreich in bedenklicher Weise; denn dieses wollte nicht zugeben, daß Rußland an der unteren Donau sich festsetze.

General Diebitsch siegt über Reschid Pascha.

Mit Anspannung aller Kräfte begann daher Rußland den Feldzug des folgenden Jahres: er mußte entscheidend werden, wenn nicht Österreich auch noch auf dem Plane erscheinen sollte. An der Spitze der russischen Armee stand jetzt Graf Diebitsch, am 13. Mai 1785 zu Großleippa in Schlesien geboren, Zögling des Berliner Kadettenkorps. Das türkische Heer unter Reschid Pascha stellte sich den gegen den Balkan



Diebitsch Sabalkanski

102. Hans Karl Friedrich Anton Graf Diebitsch-Sabalkanski, russischer Feldmarschall.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

vordringenden Russen entgegen. Ein paar kleine Erfolge, die Reschid Pascha über den Schumla belagernden General Roth davontrug, verleiteten ihn, diesen festen Stützpunkt, der zugleich den Schlüssel zum Balkan bildete, zu verlassen und den weichenden Gegner zu verfolgen. Da warf sich Diebitsch zwischen ihn und die Festung und verlegte so den Türken den Rückweg; voller Wut stürzte sich nun Reschid auf den Gegner, aber er wurde am 11. Juni 1829 bei Kulewtscha aufs Haupt geschlagen. Ohne einen Schuß zu thun, ging jetzt Diebitsch über den Balkan und besetzte Adrianopel.

Paskjewitsch in Asien.

Nicht minder bedeutend waren die Erfolge der russischen Waffen auf dem osmanischen Kriegstheater. Von den Persern 1826 angegriffen, hatten die Russen unter Graf Paskjewitsch am 13. Oktober 1827 Eriwan eingenommen und durch die Eroberung von Täbris Persien zu dem Frieden von Turkmanschai am 10. Februar 1828 genötigt, welcher die Herrschaft Rußlands über einen großen Teil Armeniens ausdehnte. Dadurch frei geworden, wandte sich jetzt Paskjewitsch gegen

die Türken, eroberte in zwei Monaten die für uneinnehmbar geltenden Festungen Kars und Achalzik, besetzte Erzerum und bedrohte Trebisonde.

Wohl war es im Zusammenhange hiermit ein wirkungsvoller Erfolg, den Diebitsch errungen. Der Kaiser hatte es anerkannt, indem er ihm den Titel Sabalkanski, d. h. Überschreiter des Balkan, gegeben hatte, wie anderseits Paskjewitsch den Ehrennamen Eriwanski erhalten; die Frage war nun: sollte Diebitsch jetzt auf Konstantinopel vorrücken? Die furchtbaren Strapazen der letzten Wochen, der Mangel an Proviant hatte ihm nur noch 15 000 Mann kampffähig übrig gelassen: konnte er mit diesen den Angriff auf die Reichshauptstadt wagen? Vor den Dardanellen lag die englische Flotte bereit, um, wenn es nötig wäre, die Russen in Schranken zu halten. Denn das war die Meinung Cannings gewesen, die griechische Frage zu lösen, um die Türkei zu erhalten, nicht aber um sie an Rußland preiszugeben. Sicherlich trat dann auch Österreich in die Aktion ein. So hemmte denn hier Nikolaus den Siegeslauf seiner Truppen. Er war im Sommer 1829 bei seinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm in Potsdam zu Besuch gewesen. Ihm zu Ehren war damals das letzte Turnier, das gehalten ist, das „Fest der weißen Rose", dort gefeiert, aber zugleich eine Verständigung mit Preußen in der orientalischen Frage erzielt worden. In diesem, dem Sieger nicht weniger als dem Besiegten gelegenen Moment schickte Friedrich Wilhelm III. in außerordentlicher Sendung den General von Müffling nach Konstantinopel, um den Sultan zu bearbeiten. Er that das mit um so größerem Erfolg, als die Türken die russische Macht weit überschätzten, mit dem ihnen eignen Fatalismus vollständig davon überzeugt waren, daß Allah die Niederlagen als eine Strafe für die Reformen des Sultans gesandt habe, und überdies Reste der Janitscharen Aufstände in Konstantinopel verursachten. Nach wenig Konferenzen wurde der Friede zu Adrianopel am 14. September 1829 abgeschlossen, durch welchen der Sultan die Verpflichtung übernahm, den Donaufürstentümern eine freie Verfassung zu gewähren, die Dardanellen frei zu geben, die Kriegskosten (37 Millionen Frank) zu bezahlen und die Befreiung der Griechen, wie die der Serben anzuerkennen.

Friede von Adrianopel.



103. Johannes Anton, Graf Kapodistrias.
Nach dem Leben gezeichnet von Gr. F. v. E., lithographiert von H. Müller.

Auf Grund dieses Friedens traten die Bevollmächtigten der verbündeten Großmächte in London zusammen, um die Verhältnisse Griechenlands endgültig zu ordnen. Denn kaum von den äußeren Feinden befreit, war Griechenland wieder in innere Unordnung ärgster Art versunken. Die Nationalversammlung zu Trözen hatte, wie schon erzählt wurde, im April 1826 den russischen Staatssekretär Graf Kapodistrias, einen geborenen Griechen, an die Spitze des jungen Staates gestellt. Im

Kapodistrias Diktator.

Januar 1828 kam dieser nach Griechenland. Er erfreute sich im Anfang großen Ansehens, so daß er die Nationalversammlung nach Hause schicken und eine Art Diktatur ausüben konnte. Als er nach einem Jahre eine neue Versammlung berief und zwar ein Panhellenion (Vertretung des ganzen Volkes) und eine Gerusia (Senat), war das Vertrauen zu ihm noch so groß, daß er in 36 Wahlkreisen gewählt wurde. Nach und nach aber verlor er infolge seines hochfahrenden Wesens Liebe und Vertrauen. Überdies arbeitete er, aus eigensüchtigen Zwecken, einem lebhaft geäußerten Wunsche der Griechen heimlich entgegen. Denn schon 1823 hatten die Griechen daran gedacht, einen europäischen Prinzen als König an ihre Spitze zu stellen. Aber im besonderen gingen die Meinungen weit auseinander: die große Menge wünschte einen russischen Prinzen, etliche der Regierenden einen Sohn des Herzogs von Orléans, welcher als Leiter des philhellenistischen Komitees in Frankreich dafür in der Stille thätig war; eine andre Partei wollte den König sich von England erbitten, zu welchem Zwecke der Sohn des tapferen Miaulis dorthin geschickt wurde. Auf den Antrag des Fürsten Polignac kamen nun die in London beratenden Vertreter der verbündeten Großmächte sehr bald dahin überein, daß auf den Thron Griechenlands ein europäischer Prinz zu setzen wäre: aber welcher? König Georg suchte dem Herzoge Karl von Mecklenburg die griechische Krone zuzuwenden, das Ministerium Wellington dagegen dem Prinzen von Oranien. Neben beide trat aber nun als Bewerber der Prinz Leopold von Sachsen, der Gemahl der verstorbenen Tochter Georgs IV.; und wirklich hatten seine Bemühungen den gewünschten Erfolg.

Königswahl Leopolds von Koburg.



104. Otto I., König von Griechenland.
Nach der Lithographie von Hanfstaengl (1833).

Auch darin verständigten sich auf den Antrag Rußlands die verbündeten Mächte unschwer, daß nicht, wie es in dem St. Petersburger Protokoll vorgesehen war, Griechenland unter die Oberhoheit der Pforte gestellt werden, sondern souverän sein sollte, jedoch zur Entschädigung des Sultans für den wegfallenden Tribut in engeren Grenzen, als es ursprünglich die Absicht gewesen war. Die Konferenz bestimmte daher am 3. Februar 1830, daß Griechenland fortan südlich von der Verbindungslinie der Mündungen des Acheloos und Sperchios ein souveränes Königreich bilden solle, und trug in einem zweiten Protokolle von demselben Tage dem Prinzen Leopold die Krone an, die der Prinz entgegen den Ratschlägen seines treuen Beraters, des Barons Stockmar, zunächst bedingungslos annahm. Bald aber zeigte sich der Einfluß von Kapodistrias, der ihm insgeheim geschrieben hatte, mit einer Grenzbeschränkung dürfe er nicht nach Griechenland kommen. Nun stellte der Prinz seine Bedingungen: er verlangte Erweiterung der Grenzen des neuen Königreichs Hellas und vor allem militärische Unterstützung und die Garantie einer Anleihe von 60 Millionen Frank. Indes jetzt

Ablehnung des Koburgers.

Bedingungen anzunehmen weigerte sich Lord Aberdeen, der Vertreter Englands; er erklärte mit derber Entschiedenheit dem Prinzen, in einer bedingten Annahme der Krone würde er eine Ablehnung sehen. Überdies schrieb Kapodistrias dem Prinzen von den „fast unübersteiglichen Schwierigkeiten", denen er in Griechenland begegnen würde; Armut, Elend, Entbehrung, Verzweiflung, sagte er, sei das, was der Prinz in Hellas finden werde. Das wirkte denn dahin zusammen, daß Leopold am 31. Mai die griechische Krone ablehnte.

Ermordung Kapodistrias'. Wahl Ottos von Bayern.

Kapodistrias blieb demnach „Kybernetes" des griechischen Staates. Aber der fein gebildete Weltmann war nicht im stande, die unbändigen Kapitane zu zügeln: der Bürgerkrieg brach in dem unglücklichen Lande aus. Auf Hydra bildete sich eine Art Gegenregierung, der Maurokordatos, Konduriottis und Miaulis angehörten. Der letzte der genannten bemächtigte sich am 30. August 1831 durch einen Handstreich der griechischen Flotte, und als ihn der russische Admiral Rikord nötigte, einen Teil wieder herauszugeben, steckte er den Rest am 31. August in Brand, um ihn nicht auch in russische Hände gelangen zu lassen. Ein Aufstand in der Marine folgte. Kapodistrias ließ darum die Familie Mauromichalis unter Aufsicht stellen und warf ihr Oberhaupt, Petrobei, ins Gefängnis. Als er ihn trotz aller Bitten nicht freiließ, beschlossen Konstantin und Georgios Mauromichalis die Ermordung des Kybernetes. Als am 8. Oktober 1831 Kapodistrias aus der Hauptkirche zu Nauplia trat, schoß der eine sein Pistol auf ihn ab, der andre stieß ihm den Dolch ins Herz. Beide büßten die That mit ihrem Leben. An die Stelle des Ermordeten trat durch Wahl des Senats sein Bruder Augustin; aber schon am 9. April 1832 sah er sich zur Abdankung genötigt. Da bestimmten denn am 7. März 1832 die verbündeten Mächte den jungen Prinzen Otto von Bayern zum Könige von Hellas. Bayrische Truppen geleiteten ihn; am 6. Februar 1833 landete er, jubelnd empfangen in Nauplia. Eine Regentschaft stellte mit Strenge die Ruhe im Lande wieder her, und am 1. Juni 1835 übernahm Otto, mündig geworden, selbständig die Regierung seines durch fremde Gewaltthat und eignen Trotz schwer geprüften hellenischen Volkes.

Die Restauration in Frankreich und die Julirevolution.

Klarheit Ludwigs XVIII. über seine Aufgabe.

Die verhängnisvolle Soldatenmeuterei, welche die Rückkehr Napoleons von Elba hervorgerufen hatte, war zu Boden geworfen worden. Streitbar traten sich jetzt zwei Prinzipien in Frankreich gegenüber: das eine wollte dem modernen Staate eine Gestalt nach dem Muster des alten königlichen Frankreich geben, das andre wollte die in der Revolution aufgekommenen Ideen mit größerer oder geringerer Konsequenz zur Geltung bringen. In diesen Gegensatz war das bourbonische Königtum mitten hinein gestellt: seine schwierige, aber auch dankbare Aufgabe war, aus der Versöhnung der Gegensätze ein neues Frankreich zu schaffen. Und man muß sagen, daß Ludwig XVIII. diese Aufgabe klar aufgefaßt und besonnen gefördert hat.

Die Schwierigkeiten der neuen Regierung.

Natürlich fanden bei einer solchen Politik der Aussöhnung gar viele ihre Rechnung nicht. Der alles erstickende Druck des napoleonischen Militärdespotismus war von den Franzosen genommen: der Freiheit, welche das wiederhergestellte Königtum ihnen gewährte, völlig ungewohnt, mißbrauchten alle Unzufriedenen sie zu den dreistesten Angriffen auf eben dies Königtum. Die unzufriedenen Veteranen Napoleons wie das verkappte Jakobinertum und der unklar schwärmende Liberalismus machten gemeinsame Sache, Napoleon als den Heros der Freiheit zu verherrlichen und die heimgekehrten Bourbons mit ungezügeltem Hohn zu überschütten. Allein König Ludwig ließ sich dadurch nicht irre machen in seinem Bemühen, wie er seinem Bruder schrieb, „daß aus den zwei Völkern, die in Frankreich nebeneinander leben, ein einziges Volk werde".

Ludwigs XVIII. erste Kammerauflösung.

Durch die Kammerauflösung vom 5. September 1816 (s. oben S. 182) machte Ludwig der wilden Verfolgungssucht der royalistischen Reaktion ein Ende. Die Ausnahmegesetze, welche die aufgelöste Kammer gegen die Bonapartisten gegeben hatte, wurden außer Anwendung gesetzt. Am 4. November 1816 trat die neugewählte Kammer zusammen; sie zeigte eine ganz andre Zusammensetzung, als jene überroyalistische, die man wegen

ihrer Abhängigkeit scherzweise die Chambre introuvable (die „Unauffindbare") genannt hatte. Die Zentren, die Mittelsparteien, überwogen; die Linke bildeten Lafayette und Männer extrem freisinniger Richtung, die sich selbst „Unabhängige" nannten, für welche aber damals der spanische Name „Liberale" anfing in Gebrauch zu kommen. Auf der äußersten Rechten dagegen saßen die royalistischen Ultras, welche ihren Mittelpunkt im Pavillon Marsan, in dem Grafen Artois und seiner Umgebung hatten.

Ministerium Richelieus.

An der Spitze des Ministeriums stand, nachdem die royalistische Strömung die Fouchés und Talleyrands weggespült hatte, der Herzog von Richelieu, ein Mann von Wissen, Einsicht und redlichem Willen, der während der napoleonischen Zeit Gouverneur von Odessa gewesen war. Den gefährlichen Einfluß der Ultras zu brechen, legte er der Kammer ein neues Wahlgesetz vor, welches jedem 30jährigen Bürger, der mindestens 300 Frank Steuern zahlte, das aktive Wahlrecht zur Deputiertenwahl verlieh, während früher die Wähler nur Wahlmänner aufstellten, aus welchen die Höchstbegüterten des Departements die Deputierten wählten. Das neue Wahlgesetz gab dem begüterten Bürgerstande demnach das Übergewicht und erhöhte zugleich die Zahl der Wähler von 18 000 auf 80 000. Alle Liberalen scharten sich daher um das Ministerium, selbst Lafayette stimmte zum ersten- und letztenmal für die Regierung. So ging das Gesetz mit großer Majorität durch und gab den gemäßigt freisinnigen Bestrebungen der Regierung einen starken Rückhalt in der Kammer.



105 Spottbild auf die Pariser Moden vom Jahre 1827.

Darunter die Worte: Encore des ridicules. Die Dame trägt das Barett, das man Dame blanche nannte.

Der Kongreß zu Aachen.

Mittlerweile war der Kongreß zu Aachen zusammengetreten. Richelieu erreichte dort, daß die fremden Okkupationstruppen zwei Jahre vor der im zweiten Pariser Frieden bestimmten Zeit aus Frankreich zurückgezogen wurden; außerdem, daß die Forderungen der Regierungen an Frankreich aus der napoleonischen Zeit, nämlich 1509 Millionen Frank Entschädigungsansprüche Privater, in eine Rente von 16 Millionen jährlich umgestaltet wurden. Aber zugleich erfuhr er auf dem Kongresse die Mißbilligung der versammelten Fürsten, besonders Kaiser Alexanders, über die freisinnige Richtung der französischen Regierung, und wurde selbst mit der in Aachen herrschenden Sorge vor einer europäischen Revolution erfüllt. Eine Bestätigung dieser Sorge schien auch ihm darin zu liegen, daß die durch das Wahlgesetz vorgeschriebene jährliche Erneuerung eines Fünftels der Kammer mit jedem Jahre mehr

Liberale in dieselbe gebracht hatte. Gerade jetzt hatte die Kammer unter den 55 neugewählten Abgeordneten einen Zuwachs von 23 „Unabhängigen" erhalten, die sich um Royer-Collard sammelten und die streng logische Weiterbildung des Konstitutionalismus auf ihr Programm schrieben. Man nannte sie wohl auch wegen eines gewissen Zuges des Schulmäßigen und gelehrt Rechthaberischen in diesen Bestrebungen „Doktrinäre".

Ministerium Decazes.

Richelieu beantragte daher, entsprechend den Wünschen der Heiligen Allianz, eine Änderung des Wahlgesetzes; aber er unterlag damit in dem Ministerrate und erbat seine Entlassung (27. Dezember 1818). Er schied mit dem Rufe eines hochsinnigen, ehrenwerten Mannes; mit ihm ging Lainé. Den Vorsitz im Ministerium erhielt der General Dessolles; Minister des Innern an Lainés Statt wurde der frühere Polizeiminister Decazes, der, bald die Seele der Regierung, nach nicht langer Zeit, zum Herzog erhoben, an die Spitze des Ministeriums trat. Noch ausgesprochener als bisher ging jetzt die Regierung auf der liberalen Bahn weiter. Der Widerstand der Pairskammer wurde dadurch gebrochen, daß der König 65 neue Pairs, zum großen Teil aus den Reihen der alten Bonapartisten — wie Davout, Suchet, Lebrun, Champagny — ernannte und dadurch dem Ministerium die Majorität auch in der Pairskammer sicherte.



106. Armand Emmanuel du Plessis, Herzog von Richelieu. Nach dem Gemälde von Sir Thomas Lawrence.

Richelieu

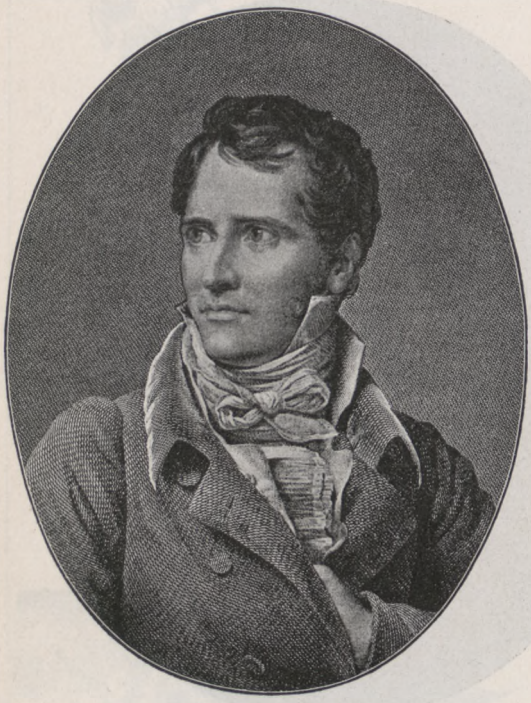
Höhepunkt der liberalen Bewegung und Reaktion.

Den Höhepunkt erreichte die liberale Bewegung in dem Preßgesetze des Jahres 1819, welches die Zensur durch Kaution ersetzte und Preßvergehen vor die Geschworenengerichte wies. Wenn aber der König meinte, durch solches Entgegenkommen der liberalen Bewegung einigen Einhalt zu thun, so täuschte er sich: die Liberalen waren in der Kammer in Zunahme begriffen. Selbst der Bischof Gregoire wurde gewählt, wiewohl er den Tod Ludwigs XVI. schriftlich gebilligt hatte. Das machte den König wie nicht minder die Kammer bedenklich. Die Wahl Gregoires wurde durch die Kammer selbst kassiert, und Ludwig verlangte von dem Ministerium eine Änderung des Wahlgesetzes. Die meisten Minister nahmen infolgedessen ihre Entlassung; Decazes jedoch blieb und bildete ein neues, gefügiges Kabinett. Aus allen Provinzen liefen Petitionen um Erhaltung des alten Wahlgesetzes ein: ein heftiger Kampf schien für Decazes bevorzustehen, als ein Ereignis eintrat, welches seinen Hauptgegnern, den reaktionären Ultras, den Sieg über die Liberalen in den Schoß warf. Es war das die frevelhafte und politisch ganz unsinnige Ermordung des Herzogs von Berry, am 18. Februar 1820.

Ermordung des Herzogs von Berry.

Es war am Sonntag, den 13. Februar 1820. Im großen Opernhause in Paris fand ein Fastnachtsfest statt, an welchem auch des Grafen von Artois jüngerer Sohn, der Herzog von Berry, mit seiner Gemahlin teilnahm. Kurz vor 11 Uhr indes fühlte sich die Herzogin unwohl und verließ das Haus. Der Herzog begleitete sie an ihren Wagen, in der Absicht, ihr bald nachzufolgen. In dem Momente aber, wo der Herzog mit den Worten: „Adieu, wir sehen uns bald wieder", sich zur Thür zurückwenden wollte und der Lakai den Wagentritt hinaufschlug, drängte ein Mensch den Lakaien zur Seite, faßte den Herzog an der rechten Schulter, stieß ihm ein schmales, zweischneidiges, sieben Zoll langes Dolchmesser bis ans Heft in die Brust und rannte nach der Rue Richelieu von dannen.

„Ich bin des Todes!" sagte der Prinz mit lauter Stimme, „hier ist der Dolch!" und damit zog er das Messer aus der Wunde und reichte es dem Grafen Mesnard, in dessen Arme zurücksinkend. Außer sich springt die Prinzessin aus dem Wagen. Man trägt den Herzog in das Haus und setzt ihn auf eine Bank im Korridor. „Ich bin des Todes!" wiederholt er, „einen Priester! Komm, Frau, laß mich in deinen Armen sterben!" Damit sinkt er in Ohnmacht. Man trug ihn in ein Zimmer in der Nähe seiner Loge hinauf. Mehrere Ärzte waren um ihn geschäftig, ließen ihm wiederholt zur Ader und setzten ihm Schröpfköpfe. Aber auch der weltberühmte Operateur Dupuytren vermochte nicht zu helfen; das Blut ergoß sich aus der Wunde in die Brusthöhle und erstickte den Verwundeten. Qualvolle Stunden vergingen; der König und die Prinzen umstanden das Sterbelager. Der Herzog beichtete und empfing die Sterbesakramente; als der Morgen tagte, hörte man ihn leise sagen: „Heilige Jungfrau, habe Erbarmen mit mir!" und der Atem stand still. Die Herzogin schrie laut auf und warf sich verzweiflungsvoll über ihren Gatten. König Ludwig aber, auf Dupuytrens Arm gestützt, schloß dem Toten die Augen, küßte seine Hand und ging schweigend, seiner Bewegung kaum Meister, aus dem Zimmer.



107. Elie, Herzog Decazes.
Nach dem Gemälde von F. Gérard gestochen von P. Toschi.

Geburt des Herzogs Heinrich von Bordeaux.

Mit dem Herzoge von Berry starb die Hoffnung der bourbonischen Dynastie; denn König Ludwig wie der Herzog von Angoulême, des Grafen von Artois ältester Sohn, waren ohne Erben. Um Politik hatte sich Berry kaum je bekümmert und galt im allgemeinen wegen seines freundlichen Wesens für populär. Er hatte sich 1816 mit der ältesten Tochter des nachmaligen Königs beider Sizilien, Franz I., verheiratet; von ihm hoffte man den Thronerben, nachdem am 21. September 1819 aus der Ehe schon eine Tochter entsprossen war. Darum gerade hatte ihn der Mörder ausersehen, ein Sattlergeselle, Namens Louvel, den die sich immer wiederholenden bonapartistischen Verschwörungen, wenn er auch nicht selbst daran beteiligt war, aufgeregt hatten. Und darum richteten sich auch gegen die Herzogin von Berry die Anschläge vom 28. April und 7. Mai, um das Leben des Kindes, das sie unter dem Herzen trug, in Gefahr zu bringen. Sie mißlangen: am 29. September 1820 gab sie einem Sohne das Leben. Es war der Herzog Heinrich von Bordeaux, der sich später Graf von Chambord nannte.

Politische Folgen des Mordes.

Die Folge der Ermordung des Herzogs von Berry war, daß die gemäßigte Rechte der Deputiertenkammer, welche bisher der gemäßigten Linken ziemlich nahe gestanden hatte, sich an die fanatischen Ultras der äußersten Rechten anschloß. Infolgedessen wandte die gemäßigte Linke, das linke Zentrum, bisher die Stütze der Regierung, der Opposition sich zu. Decazes verlor den Boden unter den Füßen und erhielt schon am 20. Februar seine Entlassung, an seine Stelle trat wiederum Richelieu, der klug genug war,

trotz der augenblicklich stark royalistischen Strömung doch den Ultras die Zügel nicht gänzlich schießen zu lassen. Das entfremdete ihm den Grafen von Artois. Der ließ ihn fallen, Richelieu wurde im Dezember 1821 ebenfalls entlassen und der bisherige Führer der gemäßigten Rechten, der Graf Villèle, wurde mit der Leitung der Geschäfte betraut. Ministerium Villèle.

Villèle, eine feine und kühle Natur, war zwar innerlich eher geneigt, in den Bahnen Richelieus zu wandeln; aber die Umstände, die ihn an die Spitze des Ministeriums gebracht hatten, und auch Rücksicht auf die Wünsche des Thronfolgers ließen ihn den Forderungen der Ultras geneigt erscheinen. Den günstigen Ausgang des spanischen Feldzuges (s. oben S. 245 f.) benützte er, um die Kammern aufzulösen. Er hoffte durch die Neuwahlen, die er auf alle Weise beeinflußte, dabei auch vor Fälschung der Wählerlisten nicht zurückscheuend, sowohl die Liberalen machtlos zu machen, als auch die Heißsporne der äußersten Rechten los zu werden. Und diese Hoffnung trog ihn nicht. Die letztere erfuhr eine empfindliche Einbuße bei den Wahlen des Februar und März 1824, und die Liberalen erschienen nur 17 Mann stark auf dem Plane.



108. Joseph, Graf Villèle.
Nach der Zeichnung von Bazin lithographiert von Delpech.

Änderung des Wahlgesetzes.

Bei dieser Kammer fand natürlich ohne Schwierigkeiten die Änderung des Wahlgesetzes Zustimmung, welches nach dem Muster Englands der Kammer eine siebenjährige Dauer verlieh und für die Zwischenzeit allen Wahlaufregungen im Lande ein Ende machte: mit einer Mehrheit von 205 Stimmen nahm sie das Gesetz an.

Auch die Presse wurde durch ein neues Gesetz wieder der Zensur unterstellt, der Staatsrat von Männern gereinigt, die im Verdachte liberaler Gesinnung standen; deutlich merkte man, wie Villèle sich gänzlich nach den Wünschen des zukünftigen Königs richtete. Ludwig XVIII., bei dem sich greisenhafte Schwäche immer bemerkbarer machte, fand nicht mehr die Energie, den Verkehr seines Ministers mit dem Grafen von Artois zu hindern. Er sah zwar, erzählt man, die Gefahren voraus, welche der Pavillon Marsan, wenn er ihn nicht mehr zügelte, über Frankreich bringen würde; den kleinen Herzog von Bordeaux segnend, soll er gesagt haben: „Möge Karl die Krone dieses Kindes schonen." Am 16. September 1824 starb er zwei Monate vor erfülltem 69. Lebensjahre (geb. 17. November 1755). Seine neunjährige, maßvolle Regierung hatte auf allen Gebieten des Lebens einen lebhaften Aufschwung, eine freie Regsamkeit erweckt; die Industrie war im Aufblühen, und wenn auch der französische Export von ca. 450 Mill. Frank hinter dem englischen von 1200—1300 Millionen weit zurückstand, so begriff er doch neben 163 Millionen Bodenprodukten 292 Millionen gewerbliche Erzeugnisse, während die Einfuhr nur aus Rohprodukten oder Halbfabrikaten bestand. Der Bodenwert stieg, das stete Wachsen der Zölle und der indirekten Steuern bewies den zunehmenden Wohlstand der Bevölkerung und der Staatshaushalt selbst

Weitere Reaktion. Tod Ludwigs XVIII.

war in bestem Zustande: all dies nach so schweren Heimsuchungen einer kaum entschwundenen Vergangenheit hätte dem Könige wohl die Zuneigung des Volkes erwerben müssen; allein seine Persönlichkeit wie seine Vergangenheit war zu wenig nach dem Herzen der Franzosen, als daß er hätte populär sein können. Erst dem Widerstreit der Parteien entrückt, konnte Ludwig gerechte Anerkennung finden.

Karl X. und Villèle.

Karl von Artois war 67 Jahre alt, als er nun als Karl X. den Thron seines Bruders bestieg (geb. 9. Oktober 1757); er wollte ein Kavalier der alten Zeit und zugleich König sein. Mehrere der hervorragendsten Ultras waren seine persönlichen Freunde; er hörte mehr auf ihren Rat, als auf den seines Ministers, von dem er sich übersehen fühlte. Und Villèle, um sich in der Macht zu behaupten, glaubte diese durch Zugeständnisse gewinnen zu müssen, statt sich auf die Nation zu stützen. Dadurch wurde er rückwärts gedrängt: der einstige Führer der gemäßigten Rechten wurde ein Werkzeug der Reaktionärs. Er hielt es für patriotisch, die eigne Überzeugung zum Opfer zu bringen: denn es war klar, daß, wenn er ginge, die Ultras ganz das Heft in die Hand nehmen und durch ihre Ausschreitungen Unheil über Frankreich bringen würden, das niemand wieder gut machen könnte.



Charles

109. Karl X., König von Frankreich.

Nach dem Leben gezeichnet von Parfait, gestochen von Augustin Legrand.

Anfänge Karls. Entschädigung der Emigranten.

In der Thronrede wies König Karl am 22. Dezember 1824 auf die „nötige Verbesserung der Religion" und auf die „Heilung der letzten durch die Revolution geschlagenen Wunden" hin. Doch versprach er auch die Verfassung befestigen zu wollen; umfangreiche Begnadigungen und die Aufhebung der Zensur schienen die Furcht, die man in liberalen Kreisen vor seinem Regierungsantritte gehabt, Lügen zu strafen. Aber es wurde bald erkennbar, daß die beiden eben erwähnten Stellen der Thronrede ein grundlegendes Prinzip bilden sollten. Villèle brachte einen Gesetzesantrag an die Kammer, in welchem er zur Entschädigung für die Emigranten 50 Millionen Frank jährlicher Rente verlangte. Die Liberalen verwarfen jede Entschädigung für Leute, welche in der Stunde der Gefahr Vaterland und König im Stiche gelassen und damit die Hochflut der Revolution überhaupt nur möglich gemacht hatten; die Heißsporne der Ultras aber forderten die Rückgabe der eingezogenen Güter. Dadurch fühlte sich ein großer Teil des Besitzstandes von Frankreich bedroht. Es wurde daher zur Beruhigung und Sicherung des Besitzes die Entschädigung von dem Staate übernommen. Die Mittel dazu beschaffte Villèle zum größten Teile durch eine Konvertierung der fünfprozentigen Staatsschuldscheine, indem den Besitzern derselben die Wahl gelassen wurde, ihre Papiere unter

nomineller Vermehrung des Kapitals in dreiprozentige oder ohne diese in viereinhalbprozentige Rente zu verwandeln. Im ganzen wurde eine Milliarde Frank in dreiprozentiger Rente zur Entschädigung der Emigranten bestimmt. Zwar wurde das Jahresbudget auf diese Weise mit einer Mehrausgabe von 30 Millionen belastet, aber an sich war der Finanzzustand Frankreichs augenblicklich sehr befriedigend und dann gewannen die früheren Nationalgüter erst jetzt den vollen Wert, der sich auf sicheren Besitz gründet. Bisher hatten sie zwei Drittel ihres eignen Wertes gegolten; jetzt erzielten sie volle Preise.

Majorate abgelehnt. Staatliche Dotierung der Nonnenklöster.

Mit diesem Entschädigungsgesetz, das übrigens vom Standpunkte billiger Beurteilung aus berechtigt genannt werden konnte, verfolgte Karl X. den weiteren Zweck, dem seit der Revolution verarmten legitimistischen Adel wieder aufzuhelfen. Dazu sollte noch ein andres Gesetz dienen, das die Vererbung der großen Liegenschaften nur nach dem Rechte der Erstgeburt gestattete. Aber diese Neueinführung der Majorate widersprach der Überlieferung der Revolution so sehr, die ja in erster Linie die Gleichheit angestrebt und erreicht hatte, daß die Pairskammer das Gesetz 1826 ablehnte. Ein drittes Gesetz jedoch, das, trotz des geistlichen Gewandes, ähnliche Zwecke verfolgte wie das abgelehnte, ging durch. Es handelte sich dabei um Errichtung und Dotierung von weiblichen Klostergenossenschaften. Wenn man zu gunsten des Erstgeborenen die andern Familienmitglieder gewissermaßen enterben wollte, so mußte namentlich für die unverheirateten Töchter Rat und Unterkommen geschafft werden. Das sollte durch die Vermehrung von Nonnenklöstern und ihre staatliche Dotierung geschehen.



110. Französische Karikatur aus der Zeit Karls X.

„Ich trinke für alle!" — Von 1820—30 erschienen eine ganze Anzahl Karikaturen auf die Mönche.

Anwachsen der ultrareligiösen Richtung.

Der Religion sollte, wie es die Thronrede angekündigt hatte, das Gesetz gegen Kirchenschändung aufhelfen, das den Diebstahl gottesdienstlicher Gefäße mit lebenslänglicher Galeerenstrafe, den Einbruch in eine Kirche mit dem Tode und die Entweihung einer Hostie mit der Strafe des Vatermordes belegte. Dies „Sacrilegiumsgesetz" fand mit einigen Änderungen die Zustimmung beider Kammern. Die Geistlichkeit hatte ihre Macht erwiesen; auf der Stelle zeigten sich die Folgen, war doch ein Bischof, Graf Frayssinous, Minister des Kultus und Unterrichts. Neue geistliche Kongregationen erstanden, die Jesuiten, obgleich gesetzlich aus Frankreich ausgeschlossen, bemächtigten sich der Schulen, strenge Kirchlichkeit wurde für jeden, der etwas erreichen wollte, das erste Erfordernis, der Adel ging mit der Bezeigung demonstrativer Frömmigkeit voran. Stand doch der König noch immer an der Spitze eines strengkatholischen Vereins, schlechthin die Kongregation genannt, dem er schon als Graf Artois angehört hatte. Diese Kongregation erstreckte ihre Fühlfäden über das ganze Land, und ganz mit Recht konnte Graf Montlosier in einer Flugschrift behaupten, sie beherrsche die Behörden, die Polizei, die Minister und teile alle Anstellungen bis herunter zu den Dienstboten aus.

Krönung Karls.

Es entsprach ganz diesem Geiste, daß sich Karl X. am 29. September 1825 mit allem mittelalterlichen Gepränge krönen ließ und dabei ein Requisit verwenden ließ, das sich im Lichte des 19. Jahrhunderts sonderbar genug ausnahm. Die heilige Ampulla nämlich, das Salbfläschchen, das bekanntlich bei der Taufe Chlodwigs, des Frankenkönigs, ein Engel direkt vom Himmel gebracht hatte, war zwar auf Befehl des Konvents zertrümmert worden, und mit dem Inhalte hatten sich die gottlosen Ausführer des Befehls die Stiefeln geschmiert. Aber glücklicherweise hatte ein Priester die kostbaren Scherben zusammengelesen und dabei auch noch ein paar Tropfen des Salböls gerettet; er hatte das zu Protokoll gegeben und beschworen, und so konnte der Moniteur die beglückende Nachricht mitteilen, daß dasselbe Salböl, das seit Chlodwig allen französischen Königen die Stirn genetzt habe, auch Karl X. die königliche Weihe geben werde, wennschon mit etwas modernem Öle vermischt. Daß Karl X. an Fronleichnamsfesten und auch bei der Prozession des Jubeljahres 1826 mit durch die Straßen von Paris zog, zum hohen Gaudium der für so etwas sehr verständnisvollen Pariser, kann danach nicht Wunder nehmen.

Zurückziehung des verschärften Preßgesetzes.

Immer weiter sah sich Villèle gedrängt. Hatte Papst Leo XII. soeben in einer Encyklika die Fürsten zu energischem Vorgehen wider eine gottlose Presse aufgefordert, so war es für Karl X. selbstverständlich, daß man dieser Aufforderung im weitesten Umfange gerecht werden müßte. So brachte Villèle Anfang 1827 ein neues Preßgesetz ein. Für alle Bücher unter fünf Bogen, also die Broschürenlitteratur war gemeint, wurde eine Stempelsteuer eingeführt, von 1 bis $1^1/_2$ Frank. Die Tagespresse sollte so chikaniert werden, daß sich höchstens zwei bis drei Pariser Zeitungen hätten halten können. Übrigens hatte Villèle, wenn auch mit geringem Erfolg, wenige Zeitungen mit ziemlichen Opfern für die Regierung angekauft. Nun sollte das Preßgesetz nachhelfen. Aber wie ein Mann erhob sich dagegen die gebildete französische Welt namentlich in Paris und mit ihr, was vom geistigen Leben seine Nahrung zog, wie Druckereibesitzer, Buchhändler und ihr Personal. Sogar Chateaubriand fand sich unter der Opposition und die Akademie wurde beim Könige vorstellig. Entscheidend war die Stellung der Pairskammer, die sich mit Entschiedenheit wider die Annahme des Gesetzes erklärte. Da zog die Regierung am 17. April 1827 den Entwurf zurück. Der Jubel darüber war allgemein, und man zollte dem König aufrichtigen Dank, da man glaubte, er sei die Veranlassung zur Zurücknahme gewesen. Wenige Tage danach hielt der König eine Parade ab über die Pariser Nationalgarde. Mit lebhaftem Zurufe wurde er empfangen, und in seiner Freude darüber ordnete er einen lobenden Tagesbefehl an. Als man ihm aber meldete, daß man auch vielfach Rufe gehört hätte: „Nieder mit dem Ministerium" und „Weg mit den Jesuiten", da schlug die Stimmung bei ihm um und er erließ ein Dekret, das die Kammern am 6. November 1828 auflöste. Überdies stellte er, gewissermaßen als Ersatz für das ausgefallene Preßgesetz, die Zensur wieder her, ohne diesen Schritt irgend zu begründen. Gern ging er auch auf Villèles Gedanken ein, daß die Opposition der Pairskammer gebrochen werden müßte.

Revolten. Entlassung Villèles.

Wie 1816 Ludwig es gethan, aber zu einem entgegengesetzten Zwecke ernannte er 76 neue Pairs, meist Emigranten und Bischöfe. Die Neuwahl für die aufgelöste Kammer fiel so aus, wie sie nicht anders ausfallen konnte: 125 Stimmen waren für die Regierung, 303 für die Opposition: in Paris brach laut der Jubel zu Tage. „Es lebe Napoleon II.!" riefen die Bonapartisten und ihre Parteigenossen. Barrikaden wurden gebaut, die Revolution schien wieder zu beginnen. Aber durch Gewaltmaßregeln wurde die Bewegung unterdrückt. Doch konnte sich Villèle nicht länger halten: am 3. Januar 1828 erhielt er seine Entlassung.

Ministerium Martignac.

Einen Augenblick dachte König Karl daran, jetzt erst recht ein Ministerium aus der äußersten Rechten unter seinem Freunde, dem Fürsten Polignac, zu berufen; doch entschied er sich für die gemäßigt Konservativen, das rechte Zentrum, von dem ja einst auch Villèle ausgegangen war. Der öffentlichen Meinung genügte dies Entgegenkommen nicht; sie sah mit mißtrauischem Argwohn in dem neuen Kabinett nur eine zweite, etwas abgeschwächte Auflage des Ministeriums Villèle. An die Spitze des neuen Kabinetts wurde der Vikomte Gage de Martignac gestellt, welcher, ein phantasievoller Gascogner, sich der Hoffnung hingab, die gespannten Gemüter versöhnen zu können. Eine Reihe von Verordnungen wurde getroffen, um die öffentliche Meinung zufrieden zu stellen. Die obersten Verwaltungsstellen wurden mit gemäßigten Männern

besetzt, die wegen des Protestes abgesetzten Mitglieder der französischen Akademie durften ihre Vorlesungen wieder eröffnen, das milde Preßgesetz von 1819 wurde erneuert, die Einmischung von Beamten in die Wahlen beseitigt. Die Hauptsache aber war, daß Martignac mit voller Entschiedenheit allen Übergriffen der Geistlichkeit entgegentrat; Staatsbeaufsichtigung auch der Priesterschulen wurde eingeführt, von den geistlichen Lehrern Fähigkeitszeugnisse verlangt, alle nicht ermächtigten Kongregationen, wie die Jesuiten, von den Schulen ganz ausgeschlossen, und den geistlichen Schulen überhaupt nicht mehr Schüler verstattet, als zur Ergänzung der Geistlichkeit notwendig waren. Freilich erhoben dagegen die Bischöfe sowohl wie die Vertreter der freien Kirche, ein Lamenais u. a., leidenschaftlich Protest, und auch König Karl hielt das alles für zu weit gehend und dachte wieder an Polignac.



111. Jean Baptiste Gage, Vicomte de Martignac.
Nach dem Originale von Belliard lithographiert von Delpech.

Entlassung Martignacs.

Allein Martignac ließ sich nicht beirren. Die bedeutende und glückliche Rolle, die Frankreich in der griechischen Frage spielte, kam ihm zu statten; nach außen war seine Stellung geachtet, im Innern blühte Handel und Gewerbe wie das geistige Leben. So ging denn nun Martignac auch daran, den straffen Bau des napoleonischen Verwaltungsorganismus mit einem ihm ursprünglich nicht eignen frischen Leben zu erfüllen: Selbstverwaltung sollte in den Departements und Städten eingeführt werden, Wahl an Stelle der königlichen Ernennung der Beamten treten. Ein sehr folgenreicher Gedanke: jedoch den Liberalen gingen die beiden Gesetzentwürfe nicht weit genug, den Reaktionären viel zu weit; die Kammer änderte so lange an ihnen herum, bis das Ministerium am 8. April 1829 beide zurückzog. „Ich sagte es Ihnen wohl", sagte König Karl zu Martignac, „es ist nicht möglich, mit den Leuten zu verkehren." Sehr ungern hatte er sich die Zustimmung zu der Einbringung des „anarchischen" Gesetzes abringen lassen und war innerlich froh über die Niederlage des Ministers, den er nur deshalb geduldet hatte, weil er ihm die Herrschaft über die Kammern zutraute. Da sich jetzt das Gegenteil ergab, so sah Karl keine Notwendigkeit mehr, ihn

zu halten. Nur den Etat für 1830 ließ er ihn bei den Kammern noch durchbringen, dann konnte er gehen, nachdem am 31. Juli 1829 die Kammern geschlossen worden waren.

Staatsstreichgedanken des Königs.

Durch einen Staatsstreich glaubte König Karl aller Schwierigkeiten der Lage ledig zu werden, um ungehemmt seinen reaktionären Neigungen folgen zu können. Der Artikel 14 der Charte gab dem Könige das Recht, Ordonnanzen zu erlassen, welche für die Ausführung der Gesetze und die Sicherheit des Staates erforderlich seien. (Le Roi fait les règlements et ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois et la sûreté de l'État.) Von einem willkürlichen, unbedingten Ordonnanzrechte des Königs war nicht die Rede. Indes schien immerhin dieser Artikel eine Handhabe für den geplanten Staatsstreich zu bieten. In Polignac meinte Karl den rechten Mann für die Ausführung zu finden.

Ministerium Polignac.

Der Fürst Julius von Polignac, am 14. Mai 1780 geboren, hatte wegen Teilnahme an der Royalistenverschwörung des Jahres 1804 lange Jahre im Gefängnisse zugebracht; seit 1823 war er Gesandter Frankreichs am englischen Hofe. Er war ein Schwärmer, ohne gründliche Bildung, ein eigensinniger Charakter, durchdrungen von der unfehlbaren Richtigkeit seiner Meinungen; im Traume erschien ihm die Jungfrau Maria und forderte ihn auf, Frankreich von den Dämonen der Demokratie und des Unglaubens zu erretten. An dem unbedingten Ordonnanzrechte des Königs hegte er nicht den leisesten Zweifel. Bereitwillig entsprach er dem Auftrage des Königs, ein Kabinett zu bilden, um den Staatsstreich in geeigneter Weise vorzubereiten. Am 8. August 1829 brachte der „Moniteur" die Namen der neuen Minister. Von einer Verständigung mit dem rechten Zentrum, den konstitutionellen Royalisten, war nicht die Rede: es waren lauter Ultraroyalisten, jeder Name eine Kriegserklärung an die öffentliche Meinung Frankreichs. Neben Polignac, als Minister des Äußern, übernahm de la Bourdonnaye das Innere, der seiner Zeit nach der zweiten Restauration in der Pairskammer sich gemeinschaftlich mit Polignac geweigert hatte, den Eid auf die Verfassung anders als unter Vorbehalt der Pflichten gegen die katholische Kirche zu leisten; Vertreter des Kriegs war Marschall Bourmont, der am Vorabend der Schlacht von Ligny nach Kenntnisnahme von Napoleons Plänen zum Feinde übergegangen war und sich als Anhänger der Bourbonen legitimiert hatte (15. Juni 1815). Selbst Kaiser Nikolaus äußerte, als er die Liste der neuen Kabinettsmitglieder las, bedenklich zu dem französischen Gesandten in St. Petersburg, dem Herzog von Mortemart: „Versucht der König einen Staatsstreich, so trägt er allein die Verantwortung."

Opposition gegen das neue Ministerium.

In Paris vollends nahm man das neue Kabinett Polignac mit drohender Entrüstung auf; die dreiprozentische Rente fiel auf der Stelle um vier Frank. Es war klar, daß der König die Kammer auflösen, das Wahlgesetz ändern, wenn überhaupt eine neue Kammer noch berufen würde. Noch war in Paris der Geist des Jakobinertums nicht ausgestorben; Napoleon hatte ihn mit derber Faust nur niedergehalten, aber unter dem freieren Regimente Ludwigs XVIII. hatte er sich erholt und sich mit den Bonapartisten verschwägert und mit dazu beigetragen, die fünfzehn bonapartistischen Verschwörungen ins Leben zu rufen, welche von 1815 bis 1829 ins Werk gesetzt waren.

Die Ultraradikalen Buonarottis.

Einer ihrer Hauptführer war der greise Michel Angelo Buonarotti, ein alter Carbonaro, der sich von Musikstunden ernährte; seine Dachstube war das Hauptquartier dieser stillen Republikaner. Sie hatten junge Leute an sich herangezogen und mit den Phrasen der Konventszeit berauscht, meist Studenten, arm an Gedanken und Mitteln, aber begeistert in ihrer Unkenntnis der Wirklichkeit für jede Tollkühnheit, den schwarzen Brüdern der deutschen Burschenschaft nicht unähnlich. Es waren darunter Cavaignac, Arago, Blanqui, Bastide u. a.; diese hatten unter den Vorstadtarbeitern Anhang geworben, streitlustige Leute, die sich schon 1827 im Barrikadenbau versucht hatten. Alle diese wollten eine Republik und zählten dabei auf die Unterstützung der äußersten Linken in der Kammer, eines Laffitte und d'Argenson, vor allem des alten Lafayette, den sie bei jeder Gelegenheit mit Ovationen überschütteten. Auch auf die Hilfe der Bonapartisten hoffte diese kleine, aber entschlossene Partei der republikanischen Jakobiner; aber wenn auch damals halb Frankreich dem Napoleonkultus huldigte, so fehlte es doch den Bonapartisten an jeder Organisation und vor allem an einem anerkannten Oberhaupte.

Talleyrand.

Unterdessen saß in seinem Schlosse zu Valençay der greise Talleyrand und beobachtete aufmerksam die Entwickelung der Dinge. Ludwig XVIII. hatte ihm, als er 1823 gegen die spanische Intervention protestierte, die verhängnisvolle Frage vor-

gelegt, wie weit er rechne von Paris nach Valençay. Zwar hatte der Fürst ihm beißend geantwortet: „Wahrhaftig, Sire, ich weiß es nicht genau, aber es muß wenigstens doppelt so weit sein, wie von Paris nach Gent.“ Aber doch hatte er nicht umhin gekonnt, sich auf sein Schloß in der Provinz zurückzuziehen. Dort saß er voll Groll gegen die Bourbons. „Sie halten mich in Ungnade“, hörte man ihn sagen, „aber es liegt in mir etwas, das denjenigen Unglück bringt, die mich vernachlässigen.“ Der alte Ränkeschmied sah das kommende Unwetter aufsteigen: er knüpfte durch den General Sebastiani Verbindungen mit dem Herzoge von Orléans an, in dem er den Mann der Zukunft erkannte. Mit der Opposition in beiden Kammern hielt er es längst. Nach Schloß Rochecotte an der Loire — es gehörte seiner Nichte, der Herzogin von Dino — lud er die jungen aufstrebenden Talente ein, Adolf Thiers,



112. Julius, Fürst von Polignac.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

den der Deputierte Manuel ihm vorgestellt hatte, dessen Freund Franz Mignet und Armand Carrel. Das Ergebnis war, daß zum 1. Januar 1830 eine Zeitung gegründet wurde, der „National“, welche ausschließlich den Interessen der Orléans dienen und sie der öffentlichen Meinung für den Thron Frankreichs empfehlen sollte. Am 3. Januar erschien die erste Nummer, und von da an trat das Blatt immer ein für eine Umgestaltung der Monarchie im rein konstitutionellen Sinne, und da dies von der herrschenden Dynastie kaum zu erwarten war, wurde es nicht müde, andeutungsweise und auch ganz offen heraus für eine Änderung der Dynastie zu gunsten ihres jüngeren Zweiges Orléans einzutreten, obgleich sich Herzog Philipp von Orléans selbst anscheinend auf nichts einließ.

Herzog Philipp von Orléans.

Herzog Philipp von Orléans, am 6. Oktober 1773 geboren, der Sohn des Bürgers Egalité, hatte einst 1793, in Gemeinschaft mit Dumouriez, flüchtig Frankreich verlassen müssen. Monatelang hatte er damals in den Alpen sich verborgen gehalten, endlich aus Not unter dem Namen

Chabaud-Latour die Stelle eines Lehrers der Geometrie an der Schule zu Reichenau in Graubünden angenommen. Später war er nach mehrjährigem Aufenthalte in Skandinavien, Amerika und England nach Sizilien gegangen, wo König Ferdinand ihm ein Asyl bot; 1809 hatte er sich mit dessen Tochter Amalie vermählt und war schließlich bald nach den Bourbons nach Frankreich zurückgekehrt. Hier lebte er im Palais Royal, das ihm zurückgegeben war, oder auf seinem Lustschlosse Neuilly, unbekümmert um Politik, zumeist im Verkehr mit Gelehrten und Schriftstellern. Mit einer gewissen Ostentation zeigte er, der erste Prinz von Geblüt, in seinem öffentlichen Auftreten eine schlicht bürgerliche Haltung; immer zu Fuß, den Regenschirm unterm Arm, gehörte er bald zu den öffentlichen Charakteren von Paris. Seine Söhne besuchten, wie andre Bürgerkinder auch, das Collège de France. Auch bekannte er sich im Gegensatze zu den Bourbons zu freisinnigen Anschauungen, wie er sich denn an die Spitze der philhellenischen Bestrebungen stellte. Ludwig XVIII. betrachtete ihn daher mit Mißtrauen, als erstrebe er durch Volksgunst den Thron; Karl X. traute dem vorsichtigen und hinterhaltigen Manne auch nicht, aber er wußte sein Mißtrauen besser zu verbergen; übrigens that er einen Schritt zur Gewinnung des Herzogs, indem er nach seiner Thronbesteigung das ihm von seinem Vorgänger versagte Prädikat „Königliche Hoheit" zugestand. In den Kreisen des liberalen Bürgertums war man ganz für den „liberalen und nationalen" Prinzen eingenommen; der Bankier Laffitte, der Advokat Dupin, wurden nicht müde, ihn anzupreisen; und auch Talleyrand sah in ihm den rechten Mann für die Situation, der wohl durch eine Parlamentsrevolution, wie 1688 Wilhelm III. den englischen, so jetzt den französischen Thron einnehmen könnte: ein Gedanke, dem auch der russische Gesandte in Paris, Pozzo di Borgo, nicht ganz abgeneigt war.

Anfänge des Ministeriums Polignac.

Zunächst jedoch bekannte das neue Ministerium nicht recht Farbe. Es lag das an dem Gegensatze zwischen Polignac und La Bourdonnaye in der Frage, ob der Staatsstreich offen und gewaltsam oder mit diplomatischen Hilfsmittelchen geschehen sollte. Erst als La Bourdonnaye austrat und am 17. November 1829 Polignac seine Bestallung als Ministerpräsident erhielt, kam größere Klarheit in die Lage. In seiner Thronrede zur Eröffnung der Kammersitzungen am 2. März 1830 erklärte König Karl: „Wenn verbrecherische Ränke meiner Regierung Hindernisse bereiten sollten, die ich nicht voraussetzen will, so würde ich in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu erhalten, aus dem gerechten Vertrauen der Franzosen und der Liebe, die sie ihren Königen immer bewiesen haben, die Kraft schöpfen, sie zu beseitigen." Wie sollte diese Drohung beantwortet werden? Nach sehr erregter Debatte nahm die Kammer mit 221 Stimmen gegen 141 den Entwurf einer Adresse an den König an, worin, wenn auch in den ehrerbietigsten Ausdrücken, ausgesprochen war: die Minister hätten das Vertrauen der Nation nicht; es bestände kein Einklang zwischen Regierung und Kammer. Der König fühlte sich durch diese Antwort auf seine Thronrede tief verletzt, „Sie sehen wohl", sagte er zu Polignac, „daß es keine Ministerfrage ist, sondern daß die Regierung in Frage gestellt ist." Was sollte Polignac thun? „Wohl ist Herr Polignac sehr entschlossen", meinte hämisch die Zeitung „Globe", „nur weiß er nicht, wozu." Die Kammer wurde am 13. März bis zum 1. September vertagt und am 16. Mai überhaupt aufgelöst. Absichtlich hatte man solange gezaudert: durch Erfolge der äußeren Politik gedachte Polignac, der ja zugleich Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, die Nation und die Kammern für sich zu gewinnen.

Polignacs großer europäischer Plan.

Solange der russisch-türkische Krieg noch andauerte, meinte Polignac einer großartigen Idee Verwirklichung verschaffen zu können, von der wir leider nicht wissen, ob er hierbei auch, wie bei andern Unternehmungen, von der heiligen Jungfrau inspiriert wurde. Nach dieser sollte die ungläubige Türkei gänzlich aus Europa verschwinden; die Donaufürstentümer fielen an Rußland, ebenso Armenien; Österreich erfreute sich des Zuwachses von Bosnien, Herzegowina, Türkisch-Serbien und Kroatien, sofern es auf eine solche zunächst mit Rußland zu vereinbarende Abmachung einging; wenn nicht, so verlor es das Innviertel und Salzburg an Bayern. Holland und Sachsen kamen zu Preußen; der König des ersteren Landes würde mit Konstantinopel und der noch nicht aufgeteilten Türkei, der König des letzteren mit einer am Unterrhein zu bildenden Herrschaft Austrasien mit der Hauptstadt Aachen entschädigt. Die niederländischen Kolonien würden Besitz Englands, und Frankreich nahm natürlich Belgien und das linke Rheinufer, soweit nicht das austrasische Reich seine Grenzen geltend machte. Welch ein Plan! Er gab jenem Witzworte recht, das Polignacs Einsicht auf gleiche Stufe stellte mit Talleyrands Ehrlichkeit. Ehe aber der französische Bevollmächtigte an der Newa durch diesen wundervollen Plan den Glauben an die normalen Gehirnfunktionen seines Chefs zu erschüttern vermochte, wurde der Friede zu Adrianopel geschlossen und damit fiel das Kartenhaus in Trümmer. Somit trat eine andre Sache in den Vordergrund, die Polignac bisher nur ganz obenhin behandelt hatte.



118. Algier im Jahre 1830. Nach einem gleichzeitigen Stiche

Expedition gegen Algier.

Gegen Algier wurde eine Expedition unternommen, welche den Kriegsruhm Frankreichs auffrischen, seinen Einfluß im Mittelmeere befestigen und die Unabhängigkeit Frankreichs von England außer Frage stellen sollte. Seit Jahren schon bestanden mit dem Dei Hussein Händel. Als er aber dem französischen Generalkonsul, der ihm mit echt französischer Anmaßung entgegentrat, zur Antwort mit dem Fliegenwedel ins Gesicht schlug, da mußte das Maß überlaufen. Ein französisches Korps von 42 000 Mann unter General Bourmont landete am 13. und 14. Juni an der algierischen Küste auf der Halbinsel Sidi-Ferruk, trieb Husseins Janitscharen am 19. Juni bei Stanneli zurück und nahm nach viertägigem Bombardement am 4. Juli 1830 das befestigte Kaiserschloß von Algier ein. Die Folge war, daß Algier am 5. Juli 1830 kapitulierte und der Dei sich mit seinen Schätzen und Weibern nach Neapel einschiffte. Eine ungeheure Beute fiel den Siegern in dem Raubstaate zu; allein an barem Gelde fanden sie noch 48 Millionen Frank in dem Schatze des Dei.

Karl erläßt die Ordonnanzen.



114. Spottbild auf Karl X. wegen des Erlasses der Ordonnanzen.
„Der große Nußknacker vom 25. Juli." Flugblatt von 1830.

Unter dem Eindrucke dieses Erfolges hoffte Polignac auf einen günstigen Ausfall der angeordneten Neuwahlen. Der König selbst erließ einen Wahlaufruf, in dem er sagte, daß die Haltung der letzten Kammer ihn als König beleidigt habe. Priester und Beamte waren wetteifernd bemüht, die Wahlen nach dem Wunsche der Regierung zu lenken. Dennoch wurden von den 221 Deputierten, welche für die Adresse gestimmt hatten, 202 wiedergewählt, außerdem gewann die Opposition noch 70 neue Mitglieder, sie wuchs auf 272 Stimmen! Die Geheimgesellschaft Aide-toi, le ciel t'aidera, die schon 1827 die Neuwahlen im liberalen Sinne beeinflußt hatte, hatte auch diesmal eine umfassende und erfolgreiche Thätigkeit ausgeübt. Die Niederlage der Regierung war augenfällig. Pozzo di Borgo hatte Audienz bei König Karl: er fand ihn in seinem Kabinett in tiefem Sinnen; vor ihm lag die Verfassung: Artikel 14 war aufgeschlagen! Aber Karl war entschlossen, die Nation nicht triumphieren zu lassen; er erklärte den Ministern, er werde auf Grund des Artikels 14 der Charte die nötigen Ordonnanzen erlassen. Niemand wagte ihm zu widersprechen. Am Sonntag, den 25. Juli, um 11 Uhr abends unterzeichnete sie der König und sandte sofort nach dem Herausgeber des „Moniteur", damit Frankreich schon am nächsten Morgen sie lese. An Warnungen hatte es nicht gefehlt und zwar von zwei Seiten, die gerade jetzt Gewicht hätten haben sollen: Kaiser Nikolaus und Metternich rieten dringend zu nachgiebiger Vorsicht. Aber der König dachte wie seine Schwiegertochter, die Herzogin von Berry, die ihn daraufhin beglückwünschte, daß er nun erst König sei. Der Herausgeber des „Moniteur" aber rief aus, als er die Ordonnanzen aus der Hand des Justizministers empfangen und gelesen hatte: „Gott erhalte den König und Frankreich; ich habe alle die

Kämpfe der Revolution gesehen und gehe nun hin mit einem tiefen Bangen vor neuen Erschütterungen!"

Scheinbar geringe Wirkung.

Am Montag früh las man im „Moniteur", daß die Kammer, bevor sie noch zusammengetreten, schon aufgelöst und daß Neuwahlen angeordnet seien, daß die Preßfreiheit einstweilen aufgehoben und das Erscheinen der Zeitungen von einer vorhergehenden Ermächtigung abhängig sei, daß das Wahlgesetz abgeändert und die reaktionären Staatsräte, welche Martignac entlassen, wieder in ihre Stellen eingesetzt seien. Paris nahm kaum Notiz davon; man ging am Abend wie gewöhnlich ins Theater, und die Arbeiter tanzten in den Vorstadtlokalen, wie es Montagssitte war. Nur an der Börse fiel die Rente wieder um mehrere Prozent.

Protest der Zeitungen.

In erster Linie wurde indes die Presse von den Ordonnanzen betroffen, und sie empfand den Schlag. Der „National" druckte sie sofort in einem Extrablatte ab, indem er das Volk nunmehr zur Steuerverweigerung aufforderte. Verschiedene Redakteure fanden sich in seinem Büreau ein: Thiers schrieb einen Protest der Zeitungen nieder, welche erklärten, den Ordonnanzen sich nicht unterwerfen zu wollen. Als erster setzte er seinen Namen darunter, dann unterschrieben Graf Remusat, der Redakteur des „Globe", Mignet, Carrel; 44 Namen im ganzen wurden unter den Protest gesetzt und dann das Schriftstück in Tausenden von Exemplaren in der Hauptstadt verbreitet. Auf der Stelle wurden alle beteiligten Zeitungen verboten; trotzdem erschienen „National", „Temps" und „Globe" am Dienstag, den 27. Juli, wie gewöhnlich. Die Polizei begab sich infolgedessen in die Druckereien dieser Zeitungen, schlug die Thüren ein und zerstörte die Pressen. Das führte zu Volksaufläufen; in der Rue St. Honoré wurden zwei Barrikaden gebaut, die Straßenlaternen wurden zerschlagen. Doch wurde unschwer die Ordnung durch Marschall Marmont, der zum Befehlshaber der Truppen von Paris ernannt worden war, wiederhergestellt. Auch einige dreißig Abgeordnete hatten sich bei dem Pariser Deputierten Casimir Perier versammelt; sie beschlossen, einen Protest gegen die Ordonnanzen zu veröffentlichen und nächsten Tages bei dem Deputierten Audry de Puyraveau im Faubourg Poissonnière sich wieder zusammenzufinden.

Beginn der Revolution.

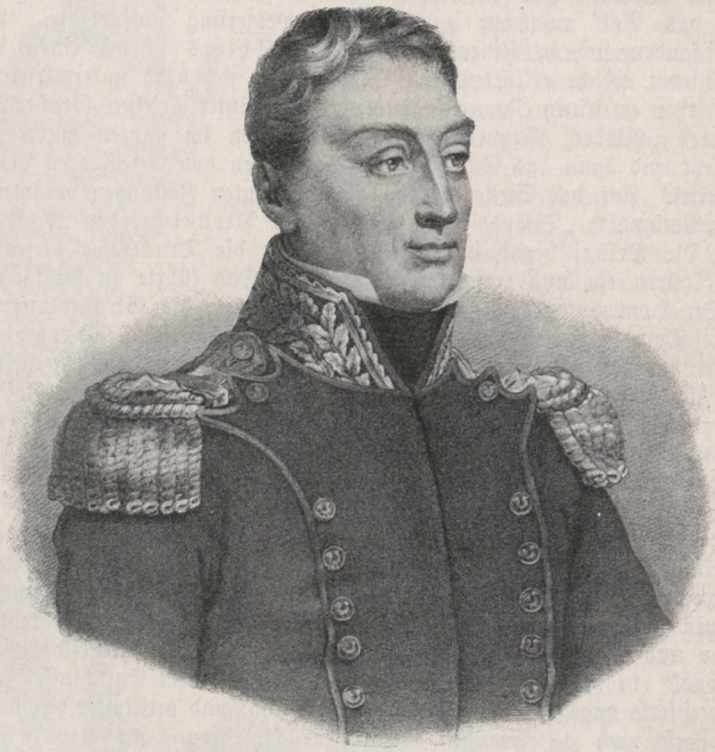
Die Journalisten und Abgeordneten standen noch auf dem Boden des gesetzlichen Widerstandes. Aber in dem Heimatlande der Revolution nahm dieser Widerstand bald einen andern Charakter an, der sich um die Ansichten seiner eigentlichen Urheber nicht kümmern zu wollen schien. Lafayette nämlich hatte sich auf die Kunde von dem Vorgefallenen schleunigst nach Paris begeben und mit seinen jungen republikanischen Schützlingen und Verehrern in Verbindung gesetzt. Man versammelte sich im Büreau des „National" in der Rue du Croissant und kam zu dem Entschlusse, loszubrechen. Thiers protestierte dagegen; man hörte nicht auf ihn, und verstimmt begab er sich aufs Land, um erst nach 48 Stunden wieder zurückzukehren. In der Nacht, während Paris im Dunkeln lag, wurde alles zur Erhebung vorbereitet. Das Pflaster wurde aufgerissen, Barrikaden gebaut, Waffen verteilt, das Zeughaus geplündert und auf dem Stadthause die dreifarbige Fahne aufgezogen. Es waren durchaus nur Studenten, zum Teil sogar blutjunge Gymnasiasten, und die Zöglinge des Polytechnikums, welche mit den ihnen folgenden Arbeiterscharen die Insurrektionsarmee bildeten, im ganzen nicht über 8000 Mann stark. Die Bürgerschaft hielt sich ganz passiv; die Nationalgarde war 1827 aufgelöst worden. Die Besatzung von Paris dagegen betrug, obgleich mehrere Bataillone unlängst abkommandiert waren, 11 000 Mann; aber diese lagen schon seit $1^1/_2$ Jahren in Paris, so daß sie zu der Bevölkerung der Hauptstadt in vielfache nähere Beziehungen getreten waren; für zuverlässig konnten sie daher nicht gelten, überdies waren sie schlecht verproviantiert.

Der 28. Juli.

So hatte denn am Mittwoch, den 28. Juli, Paris ein völlig verändertes Ansehen. Es kam zu mehreren Zusammenstößen zwischen den Aufständischen und den Truppen, welche von den Tuilerien aus in vier Kolonnen gegen den Bastilleplatz, das Stadthaus, den Marché des Innocents und den Siegesplatz vordrangen. Von St. Cloud aus befahl der König, die Truppen sollten um die Tuilerien konzentriert

werden. Allein auf dem Rückzuge dorthin erlitten sie große Verluste, mehrere Abteilungen wurden durch die Aufständischen abgeschnitten und mußten die Waffen strecken, andre gingen zum Volke über. Ein Versuch der bei Puyraveau versammelten Deputierten, dem Kampfe Einhalt zu thun, mißlang: die Minister lehnten es ab, die Deputation zu empfangen. Laffitte nahm jetzt die Leitung der parlamentarischen Bewegung in seine Hand, wie Lafayette die Führung des Straßenkampfes.

Der 29. Juli. Durch die bisherigen Erfolge kühn gemacht, ging jetzt die Revolution zum Angriffe über. Schon in den frühen Morgenstunden des Donnerstag, den 29. Juli, war sie Herrin des Pantheon, des Invalidenhauses, der Militärschule und bedrohte die Verbindung Marmonts mit St. Cloud. Polignac hatte in der Nacht eine Erscheinung der Jungfrau Maria gehabt und versicherte daraufhin dem Könige, es sei



115 Lafayette als Oberbefehlshaber der Nationalgarden (1830).
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

in Paris nichts zu fürchten. Äußerst ungnädig wies Karl daher den Rat des Herzogs von Mortemart, des Botschafters in St. Petersburg, der auf Urlaub in Paris anwesend war, zurück, zur Beruhigung der Hauptstadt die Ordonnanzen zurückzunehmen. Währenddessen behauptete sich Marmont mit Mühe in seinen Stellungen auf dem Eintrachtsplatze, dem Boulevard Madeleine, dem Vendômeplatze und vor dem Louvre gegen die trotz aller Verluste andrängenden Aufständischen. Da gewann Casimir Perier die Offiziere der beiden Regimenter, die den Vendômeplatz besetzt hatten, mit beredten Worten für die Sache des Volks: um Mittag traten die Regimenter zu den Aufständischen über. Talleyrand saß, aufmerksam die Vorgänge um sich her beobachtend, in seinem Hotel in der Rue St. Florentin; man brachte ihm die Nachricht von dem Übergange: er zog seine Uhr aus der Tasche und sagte ruhig: „Am 29. Juli, 12 Uhr 5 Minuten, hat der ältere Zweig der Bourbons aufgehört über Frankreich zu

herrschen." Dann schickte er nach Neuilly und ließ dem Herzoge von Orléans sagen, er solle am nächsten Tage nach Paris kommen.

Neubildung der Nationalgarde.

Die Aufständischen drangen jetzt sofort gegen die Tuilerien vor, Cavaignac und Bastide an der Spitze. Eine Unordnung unter den Schweizern, die das Schloß verteidigten, schnell benutzend, drangen sie durch die Fenster des Erdgeschosses hinein: um 1 Uhr wehte die Trikolore auf dem Dache des Palastes. Marmont mußte sich auf den Eintrachtsplatz zurückziehen. Auch von andern Seiten hatte die Revolution jetzt bedeutende Erfolge; gegen Abend waren die Aufständischen die Herren von Paris: Marmont mußte bis St. Cloud weichen. Da aber trat die Nationalgarde, 50 000 Mann stark, wohl bewaffnet und wohl organisiert, unter Waffen und besetzte die Hauptstadt: die in der Wohnung Lafayettes versammelten Deputierten gemäßigter Richtung hatten ihre Wiederherstellung beschlossen und bei der sofortigen Durchführung dieses Beschlusses allenthalben bei der besitzenden Bürgerschaft bereitwilligstes Entgegenkommen gefunden. Sie wollte von Revolution und Republik nichts wissen; den Republikanern war damit die Frucht ihres blutig erkauften Sieges entrissen. Lafayette nahm den von den Deputierten der Nationalgarde ihm angebotenen Oberbefehl an. Zugleich wurde ein Stadtausschuß zur Wiederherstellung der Ordnung ernannt.

Der 30. Juli. Orléans als Statthalter vorgeschlagen

Jetzt endlich entschloß sich König Karl, die Ordonnanzen zurückzunehmen und das Ministerium Polignac zu entlassen. Der Herzog von Mortemart wurde mit der Bildung eines neuen Kabinettes beauftragt; aber erst am Freitag, den 30. Juli, morgens unterzeichnete der König die betreffenden Dekrete. Schon aber hatte man in Paris an allen Straßenecken einen Aufruf gelesen, der in bündigen kurzen Sätzen den Herzog von Orléans für den Thron Frankreichs empfahl. Thiers hatte ihn auf Talleyrands Veranlassung verfaßt. Die Deputierten, welche sich am Morgen bei Laffitte versammelten, waren daher kaum überrascht, als der Abgeordnete Delessert den Antrag stellte, dem Herzoge von Orléans die Krone oder wenigstens, wie er auf Talleyrands Rat hinzufügte, die Generalstatthalterschaft zu übertragen. Man beschloß indes, sich um Mittag möglichst zahlreich im Palais Bourbon, dem Sitzungslokale der Abgeordnetenkammer, zu versammeln und dort weiter zu beraten. Um dieselbe Stunde traten im Luxembourg die Pairs zusammen; hier war es Sebastiani, welcher die Statthalterschaft Orléans' vorschlug. Es kam zu einer Verständigung zwischen beiden Kammern, und auf das Drängen Laffittes beschloß die Deputiertenkammer, dem Herzoge die Botschaft seiner Ernennung zum Statthalter durch eine Deputation mitzuteilen. Allein als diese um 6 Uhr abends sich ins Palais Royal begab, war der Herzog nicht da.

Orléans von Neuilly nach Paris.

Er war aber auch nicht in Neuilly. Am 29. hatte Talleyrand Madame Adelaide, des Herzogs Schwester, durch einen sicheren Boten sagen lassen: „Der Herzog von Orléans muß morgen hier sein; er darf keinen andern Titel annehmen, als den eines Generalstatthalters des Königreichs; das übrige wird sich finden." Ähnliches ließ dem Herzog Laffitte melden. Er aber traute dem Gang der Dinge noch nicht recht, und um sich von keiner Seite überrumpeln zu lassen, hatte er sich nach dem versteckten Jagdhause von Raincy begeben und hielt sich da verborgen. Als die Boten aus Paris anlangten, als Thiers kam, ihn abzuholen, weigerte sich die Herzogin Amalie doch, den Versteck ihres Gemahls zu verraten; aber seine Schwester, Madame Adelaide, verbürgte sich für sein Erscheinen in Paris. „Man bringt heute die Krone in Ihr Haus", sagte Thiers bedeutungsvoll. Die Prinzessin Adelaide rief den Herzog aus Raincy nach Neuilly; sie steckte ihm eine dreifarbige Schleife an Hut und Rock und drängte ihn in den Wagen. Indes kaum war er abgefahren, so schickte er den Wagen zurück und ging mit seinen drei Adjutanten zu Fuß nach Paris; gegen Mitternacht langte er unerkannt im Palais Royal an. Zunächst wohl noch immer unschlüssig, was er zu thun habe.

Zunächst ließ Orléans den Herzog von Mortemart, den neuen Ministerpräsidenten, zu sich rufen. Nachts um vier Uhr am Sonnabend, den 31. Juli, trat dieser in

sein Kabinett. „Herzog", rief Orléans dem Eintretenden entgegen, „sagen Sie dem Könige, daß man mich mit Gewalt nach Paris geschleppt hat, daß ich mich aber lieber würde in Stücke hauen lassen, als mir die Krone aufs Haupt setzen."

Orléans nimmt die Wahl an.

Um acht Uhr morgens erschien die Deputation der Kammer von neuem im Palais Royal. Orléans ließ Dupin und Sebastiani in sein Kabinett rufen und fragte sie, ob sie meinten, daß er ohne des Königs Ermächtigung die Statthalterschaft annehmen könne. Sie hatten natürlich keinen Zweifel; dennoch sandte er Sebastiani zu Talleyrand, um dessen Rat einzuholen. „Soll annehmen!" lautete die lakonische Antwort. Jetzt erst empfing der Herzog die seit anderthalb Stunden ungeduldig harrende Gesandtschaft, indes nur, um sich Bedenkzeit zu erbitten. „Dazu ist keine Zeit", riefen mehrere der Deputierten ihm lebhaft entgegen, „man wird im Stadthause unverzüglich die Republik ausrufen, wenn Sie sich nicht entscheiden." Nochmals zog sich der Herzog mit Dupin und Sebastiani in sein Kabinett zurück und entwarf eine Proklamation an die Bewohner von Paris, in welcher er die Annahme der ihm übertragenen Würde erklärte und mit dem Versprechen schloß: „Die Verfassung wird fortan eine Wahrheit sein." Der Aufruf wurde sofort gedruckt und an alle Straßenecken angeschlagen; im Palais Bourbon wurde auf der Stelle eine Antwortsadresse entworfen, welche mit der gleichen Zusage schloß: „Die Verfassung möge fortan eine Wahrheit sein!" In Gemeinschaft überbrachten alle anwesenden Deputierten sie in das Palais Royal; Laffitte las die Adresse dem Herzoge vor, dann traten beide auf den Balkon des Schlosses und umarmten sich vor den Augen der Tausende von Nationalgarden, welche den Platz füllten und begeistert Hoch riefen zu dieser Verbrüderung des Bürgertums mit den Orléans.

Der Herzog auf dem Stadthause.

Unterdessen kümmerte sich aber der Stadtausschuß nicht im geringsten um das, was im Palais Royal vor sich ging. Im Stadthause waren die alten Jakobiner und die jungen Studenten noch eine Macht; sie bestürmten den greisen Lafayette, die Republik zu proklamieren und selbst an deren Spitze zu treten; aber andre wieder, wie Graf Remusat und Odilon Barrot, drängten ihn, sich für Orléans zu erklären. Da ließ der neue Statthalter bei ihm anfragen, ob er es für angemessen hielte, daß er im Stadthause sich zeige. „Er komme nur!" antwortete Lafayette dem Boten, seine Gedanken enthüllend. Es war 1 Uhr mittags geworden, bevor der Herzog über halbzerstörte Barrikaden, durch die Reihen finster blickender Vorstadtkämpfer zum Stadthause gelangte. Treppen, Vorsäle standen gedrängt voll Menschen, die den Herzog mit Mißtrauen musterten. Lafayette ging dem Eintretenden entgegen und reichte ihm eine dreifarbige Fahne. Orléans ergriff den alten General bei der Hand, trat mit ihm auf den Balkon des Stadthauses, schloß ihn in seine Arme und küßte ihn, die Fahne schwenkend, wiederholt. Das wirkte: die Tausende, welche den Grèveplatz füllten, brachen in begeisterte Jubelrufe aus. „Es lebe der Herzog!" hallte es brausend wider. Die Republikaner waren endgültig überwunden. Alle Häuser legten trikoloren Schmuck an; alle Fenster wurden illuminiert. Am nächsten Morgen erwiderte Lafayette den Besuch und war entzückt von dem Statthalter, der ganz mit ihm in der Ansicht übereinzustimmen schien, „Frankreich bedürfe eines Thrones umgeben von republikanischen Einrichtungen." In allgemeinem Freudenrausche endigte die „große Woche".

Ende des Königtums Karls X.

Die Nachricht von diesen Vorgängen wirkte erdrückend auf den greisen König. Die Herzogin von Berry aber war entschlossen, sich mit ihrem jungen Sohne, dem Herzoge von Bordeaux, nach Paris zu begeben, um ihm den Thron zu sichern. Indes Karl gab es nicht zu; er beschloß vielmehr, sich von Trianon, wohin er sich von St. Cloud begeben hatte, nach Rambouillet zurückzuziehen. Aus benachbarten Garnisonen hatte er gegen 12 000 Mann um sich versammelt, mit denen er jenseit der Loire den Kampf um die Krone aufzunehmen gedachte. Er setzte sich zu Pferde an die Spitze des Zuges, neben ihm in Manneskleidern die Herzogin von Berry mit ihren beiden Kindern. Allein die Disziplin der Truppen war sehr gelockert, bald wurde die Desertion allgemein; am Morgen des 2. August verließen drei Regimenter das Schloß, um sich der Pariser Bewegung anzuschließen. Da gab der König den Gedanken an

Erklärung zu dem Bilde:

Der Herzog von Orléans unterzeichnet die Proklamation,

durch die er die Würde als Generalstatthalter übernimmt (31. Juli 1830).



1. Herzog von Orléans.
2. General Sebastiani.
3. Charles Dupin.
4. André Gallot.
5. General Graf Mathieu Dumas.
6. Bernard de Rennes.
7. Duchaffaud.
8. Dugas-Montbel.
9. A. de St. Aignan.
10. Baron B. Delessert.
11. Aug. Perier.
12. Aug. Hilarion de Kératry.
13. Bérard.



116. Der Herzog von Orléans unterzeichnet die Proklamation, durch die er die Würde als Generalstatthalter übernimmt (31. Juli 1830).
Nach dem Gemälde von Court gestochen von Ach. Leferre (Galeries de Versailles).

Widerstand auf. Er hatte eine Aussöhnung mit Orléans gesucht, indem er ihm die Bestätigung der angenommenen Statthalterwürde zusandte; allein an demselben Morgen des 2. August sandte Orléans sie zurück: er wäre durch die Wahl der Kammern Reichsverweser. Das brachte Karls Entschluß zur Reife; er schrieb an Orléans zur Antwort, daß er selbst und der Herzog von Angoulême, der Dauphin, der Krone Frankreichs zu gunsten des Herzogs von Bordeaux entsage.

Ausgang Karls X.

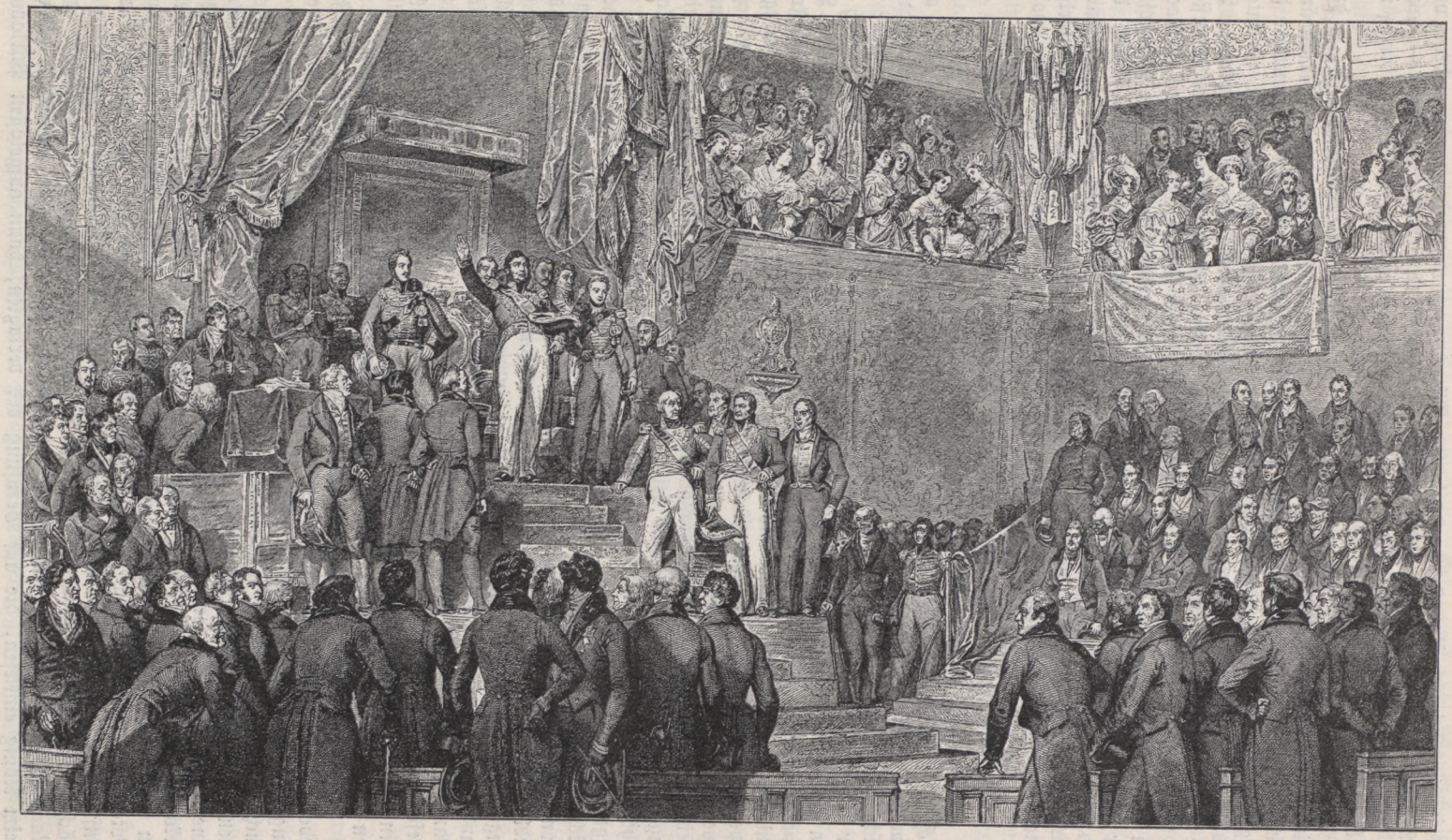
Die Herzogin Amalie drängte ihren Gemahl, jetzt den jungen Heinrich V. als König zu proklamieren; allein der Herzog suchte zunächst den alten König zum Verlassen Frankreichs und damit zur Aufgabe der bourbonischen Sache zu bewegen. Er schrieb ihm, daß bewaffnete Insurgentenhaufen einen Zug nach Rambouillet planten; als das aber nicht wirkte, ließ er 6000 Mann Nationalgarde unter Lafayette sich in demonstrativer Weise gegen Rambouillet in Bewegung setzen, als sollten sie die königliche Familie vor drohenden Pöbelrotten beschützen. Durch Abgesandte, unter denen sich Marschall Maison und Odilon Barrot befanden, wurde deren Nahen in Rambouillet angezeigt: wie am 5. Oktober 1789 wären sie von großen Volksmassen begleitet. Da verließ denn Karl das Schloß; von Maintenon sandte er die Kronjuwelen an den Herzog von Orléans und begab sich dann, begleitet von seiner ganzen Familie und seiner gesamten Leibwache, in langsamem Zuge nach Cherbourg, wo er am 16. August nach England sich einschiffte. Zunächst hielt er sich auf der Insel Wight auf, dann auf einem Schlosse in Dorsetshire. Endlich nahm dasselbe Schloß Holyrood in Edinburg, in dem der Emigrant lange Jahre gewohnt hatte, den Entthronten wieder auf; darauf siedelte er nach Prag über, dann nach Görz in Steiermark; am 6. November 1836 ist er in Görz gestorben. Sein Sohn Angoulême folgte ihm 1844 im Tode nach.

Der Betrug des Herzogs.

Philipp von Orléans hatte nichts gethan, um Karl X. die Krone zu nehmen; er hatte niemals gegen ihn konspiriert; jetzt war sie dem weißen Haupte des Bourbon entglitten: sollte er sie aufnehmen? „Philipp", mahnte die Herzogin ihn, „willst du Bordeaux verleugnen?" Aber von der andern Seite drängte Madame Adelaide den Bruder, die am Boden liegende Krone aufzuheben: er that es zögernd und zeigte dabei ebensowenig ehrliche Offenheit, wie in seinem bisherigen Betragen. Am 3. überging er bei der Eröffnung der Kammern den wichtigen Umstand, daß König Karl und der Dauphin nur zu gunsten Heinrichs V. abgedankt hatten, mit Stillschweigen; am 4. erklärte er seine Bereitwilligkeit, in einen Wechsel der Dynastie zu willigen; er hatte sich die Krone durch einen stillschweigenden Betrug erschlichen; sie sollte ihm in ähnlicher Weise wieder verloren gehen.

Vor einigen Tagen noch hatte Orléans zu dem Deputierten Berard von den alten republikanischen Gefühlen in seinem Herzen gesprochen, die ihn hinderten, an die Krone zu denken. Aber Berard erwiderte ihm damals: „Was wir brauchen, ist ja gerade ein Bürgerkönig!" Und genau so wie Berard dachte die Mehrzahl der Deputierten: am 7. August faßten sie mit 219 gegen 33 Stimmen den Beschluß, dem Herzog von Orléans die Königskrone anzutragen. Sämtlich begaben sie sich am Nachmittage ins Palais Royal; Laffitte las dem Herzoge den Beschluß der Kammer vor; nicht ohne innere Bewegung sprach Orléans die Annahme der Krone aus; dann trat er Hand in Hand mit Lafayette auf den Balkon hinaus, und der alte Republikaner rief der zu Tausenden vor dem Palais versammelten Volksmenge zu: „Hier ist der Fürst, den wir brauchten. Wir konnten nichts schaffen, das der Republik näher käme." Das Wort hatte eine gewisse Wahrheit: denn es war ein Vertragskönigtum, das die Kammer geschaffen hatte. In einer Reihe der wichtigsten Bestimmungen hatte sie zugleich die Verfassung geändert. Gewährung von Wahl- und Preßfreiheit, von Ministerverantwortlichkeit und populärer Verwaltung, Streichung des verhängnisvollen Artikels 14, überhaupt genaue Innehaltung der Verfassung: das waren die Bedingungen, unter denen sie die Krone auf Philipp von Orléans übertrug. Dem entsprechend hatte er sich „Louis Philipp, König der Franzosen" zu nennen; „Philipp VII. von Frankreich" würde an Erbrecht erinnert haben.

An demselben Abend noch traten die Pairs zusammen. Chateaubriand, der Dichter und Minister Ludwigs XVIII., verteidigte in begeisterter Rede die Ansprüche



117. König Louis Philipp leistet vor den Kammern den Eid auf die Verfassung (9. August 1830).
Nach dem Gemälde von Eug. Deverin gestochen von Frilley (Galeries de Versailles).

des jungen Heinrich V.; es war umsonst. Mit 89 gegen 25 Stimmen — denn von 392 Pairs waren nur 114 erschienen und 175 hatten ihren Austritt erklärt — nahm die Pairskammer den Beschluß der Deputierten an und erschien spät in der Nacht im Palais Royal, um den Bürgerkönig zu begrüßen.

Schlußbetrachtung.

Die Julirevolution war abgeschlossen: ein Gefühl der Erleichterung und Befreiung ging durch Paris, durch Frankreich. Aber doch war sie, wie man rückwärts schauend leicht erkennt, für Frankreich ein großes nationales Unglück: sie zerstörte die Begeisterung, das frische Aufblühen, welches die Restauration gezeitigt hatte, sie untergrub die Sicherheit des Vertrauens in eine ungestörte Entwickelung der Zukunft. An die Stelle des freudigen Ringens nach idealen Zielen, der vertrauensvollen Zuversicht in den schließlichen Sieg des Guten trat Herrschaft der Phrase, trat Streit um Macht, um materiellen Gewinn. Kaum gibt es darum heute einen urteilsfähigen Franzosen, der die Julirevolution nicht schmerzlich beklagte und mit Royer-Collard fühlte, der den Sieg seiner Partei als einen recht traurigen ansah. Aber durch die übrigen Länder Europas ging sie wie ein heller Weckruf: die Völker überkam das Gefühl, daß die unselige Nacht der Heiligen Allianz herum wäre und von fern ein neuer Morgen tagen wolle.

Die wirtschaftliche Lage und die Parlamentsreform in England.

Englands Lage in der napoleonischen Zeit.

Mindestens ebenso wie die andern Staaten hatte England Ursache gehabt, erleichtert aufzuatmen, als Napoleon endgültig beseitigt war. Gewiß hatte es aus dem Kriege mit Frankreich eine Zeitlang erheblichen Vorteil gezogen; denn da Frankreich allgemach alle andern seefahrenden Staaten Europas absorbierte, so war es für England bei seiner bekannten Ungeniertheit ganz selbstverständlich, daß es sich in den Besitz der niederländischen, dänischen, vor allem der eigentlich französischen Besitzungen brachte und es bei den spanischen zum wenigsten versuchte, obgleich John Bull ja auf dem Kontinente als Bundesgenosse des von den Franzosen bedrängten Spanien auftrat; die anfangs glückende, dann aber mißlungene Unternehmung gegen Buenos Ayres 1806 beweist es. England gelangte mit seinen Neuerwerbungen gleichzeitig zu einem neuen Absatzgebiet. Aber anderseits führte das teils zu einer ungesunden Überproduktion, und teils blieben doch die Absatzgebiete nicht so kaufkräftig, wie es die Spekulation erheischte. Es fehlte eben in dem gegenseitigen, sich gegenseitig auch regelnden Handelsverkehr ein damals noch viel mehr als heute wichtiges Glied: der europäische Kontinent, ganz abgesehen von der zunehmenden Konkurrenz Amerikas. Napoleon hatte 1810 nicht unrecht, wenn er auf die doch endlich für England recht fühlbar gewordene Kontinentalsperre einer Deputation von angesehenen Pariser Kaufleuten gegenüber hinwies, hinwies auf die auch dort überhandnehmenden Bankrotte, auf die Verschlechterung der Münze, auf das soziale Elend. Dann kam noch 1812 der Krieg mit Amerika hinzu (s. o.). Aber auch abgesehen von diesen äußeren Schäden litt das englische Gemeinwesen an sehr schweren Mängeln seines inneren, seines Verfassungslebens, die sich während des 18. Jahrhunderts aus den verschiedensten Ursachen teilweise bis zur Unerträglichkeit entwickelt hatten.

Parteilage im Parlament.

Mit einer gewissen Befriedigung stellten die französischen Zeitungen die Julirevolution des Jahres 1830 in Vergleich mit der „glorreichen" Revolution, welche England 1688 erfahren hatte. Es war ja richtig, daß das Königtum Wilhelms III. auch auf einem Vertrage mit dem englischen Parlamente beruhte, aber dies Parlament war sicher keine Vertretung des gesamten englischen Volkes noch ebensowenig eine solche des Bürgertums, wie es in Frankreich in den Julitagen zum Siege gekommen war: es war eine sehr aristokratische Institution, welche die Regierung im Interesse gewisser Standes- und Familiengruppen führte. In die beiden großen Koterien der Tories und Whigs teilten sich die Berechtigten. Die beiden Namen, entstanden zur Zeit der bill of exclusion (s. Bd. VII, S. 11 ff.), bezeichneten zunächst der erstere die Anhänger des katholischen Herzogs von York und seiner Nachfolge, der letztere die Gegner. Als etwa zu nämlicher Zeit massenhaft Adressen beim König einliefen, die auf Berufung des vertagten, dann aufgelösten Parlaments

drangen, nannte man deren Unterzeichner adressers. Die aber, die öffentlich ihre Abneigung gegen solche Bevormundung des Königs an den Tag legten, abhorrers. Sehr bald verschmolzen die beiden Namenspaare, indem man die adressers zu den Whigs, die abhorrers zu den Tories rechnete. Es ergab sich daraus für die Tories eine die Kronrechte, für die Whigs eine die Volksrechte verteidigende Stellung, oder um mit modernen Ausdrücken es zu bezeichnen, jene waren konservativer, diese liberaler. Aber solche Unterschiede verwischten sich dann, als ihre Ursachen verschwanden und an deren Stelle mehr die wirtschaftlichen Standpunkte traten, indem die Tories die Sache des Ackerbauers und Großgrundbesitzers zu der ihren machten, während die Whigs das materielle Wohl der Städte mit ihrer Industrie, ihrem Handel und ihrer Schiffahrt ins Auge faßten. In der Behauptung ihrer parlamentarischen Exklusivität waren jedenfalls beide Parteien gleich starr, in erster Linie darauf bedacht, niemand der zahllosen Draußenstehenden in den geheiligten Kreis der parlamentarischen Vertretung zuzulassen, nächstdem aber bei den Wahlen einander die Majorität abzuringen, um dadurch an die Regierung zu kommen. Denn der König war gehalten, seine Minister aus der jeweiligen Majorität des Hauses der Gemeinen zu nehmen. Der eigentlich politische Standpunkt der Mitglieder der beiden Häuser des Parlaments, zumal des Unterhauses, war daher durch die Koterie kaum eingeengt: es gab Tories, welche liberaler als die meisten Whigs waren, und umgekehrt, ohne daß sie darum zur Gegenpartei überzutreten brauchten.

England nach der Kontinentalsperre.

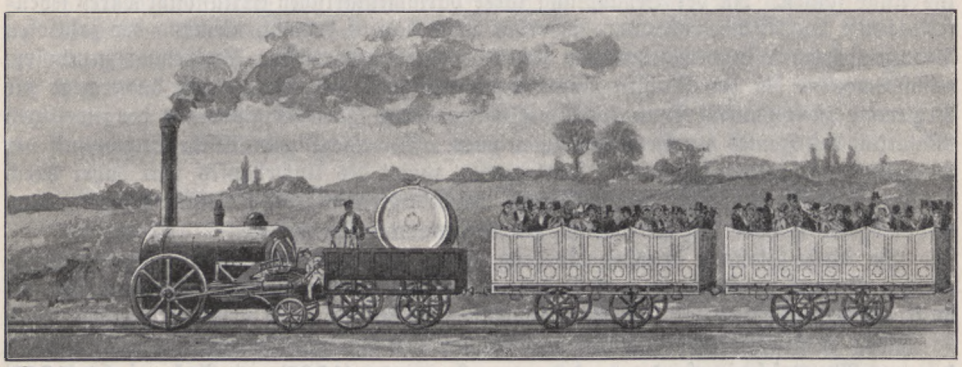
In diesen Zustand brachten die ganz neu gestalteten Verhältnisse auf wirtschaftlichem Gebiete ein Ferment, das so lange mit immer mehr treibender Kraft wirkte, bis auch auf dem Gebiete des korrupten Parlamentslebens eine Reform unabweisbar war.

Der großen Erfindungen auf dem Gebiete der Baumwollenspinnerei und Weberei, der von Wyatt schon erfundenen, dann von Hargreave (1764) und Arkwright (1767) verbesserten Spindeln, des 1787 von Cartwright zuerst in Thätigkeit gesetzten Kraftwebstuhls, vor allem der Erfindungen James Watts (1736—1819) zur Ausbeutung der bewegenden Kraft des Dampfes ist im vorigen Bande (VII, S. 722) schon gedacht worden. Die Wattschen Erfindungen beeinflußten aber auch den Eisenbergbau und die Eisenfabrikation und stellten, bei immer abnehmendem Holzreichtum, größere Ansprüche an die Kohlenproduktion. Die Erfindung der Sicherheitslampe für Kohlenbergwerke, die Sir Humphry Davy (1778—1829) im Herbst 1815 gelang, ermöglichte eine größere Ausbeutung. Gleichzeitig war auch George Stephenson (1781—1848) auf die Erfindung einer solchen Lampe gekommen. Aber dessen Ruhm sollte auf der Weiterbildung der Wattschen Entdeckungen beruhen. Im Jahre 1812 befuhr die erste von ihm gebaute Lokomotive einen Schienenweg auf den Kohlenwerken des Lord Ravensworth bei Darlington. Im selben Jahre ließ Henry Bell einen kleinen Dampfer, den „Kometen", den Clyde hinabfahren; zwölf Jahre später war die Zahl der Dampfschiffe des britischen Reiches auf 126 mit einem Gehalt von 15739 Tonnen gestiegen. Im Jahre 1892 waren nur für das Mutterland 7950 Dampfer mit 5 564 482 Tonnen registriert! In diesem Zusammenhange mag noch erwähnt werden, daß 1811 in London die erste Straße mit Gas beleuchtet wurde, und 1814 die erste mittels Schnellpresse hergestellte Nummer der „Times" erschien. Verbesserung der Fahrstraßen, Anlage von Kanälen und neuen Landstraßen kamen dem gesteigerten Verkehrsbedürfnisse entgegen. Selbstverständlich nahm auch der Handel mit dem Auslande, besonders mit dem Kontinente nach Aufhebung der Kontinentalsperre einen schönen Aufschwung, wenngleich wir sahen, daß Napoleon dieses Abschließungssystem absolut nicht durchzuführen in der Lage war und durch Verausgabung der Licenzen selbst eine Bresche hineinlegte. Im Jahre 1814 hatte sich der Export im Vergleich zu 1812 um vier Millionen Pfund gehoben. Aber dieser Aufschwung erwies sich als vorübergehend und die darauf gesetzten Hoffnungen als nichtig. Man hatte nur den lange mit Widerstreben entbehrten Bedarf gedeckt; dann erwies sich nach der unsäglichen Aussaugung durch Napoleon der Kontinent nicht kaufkräftig genug, um der schon vorhandenen und durch falsche Spekulation noch künstlich gesteigerten Überproduktion der englischen Industrie im gewünschten Maß entgegenzukommen. Übrigens

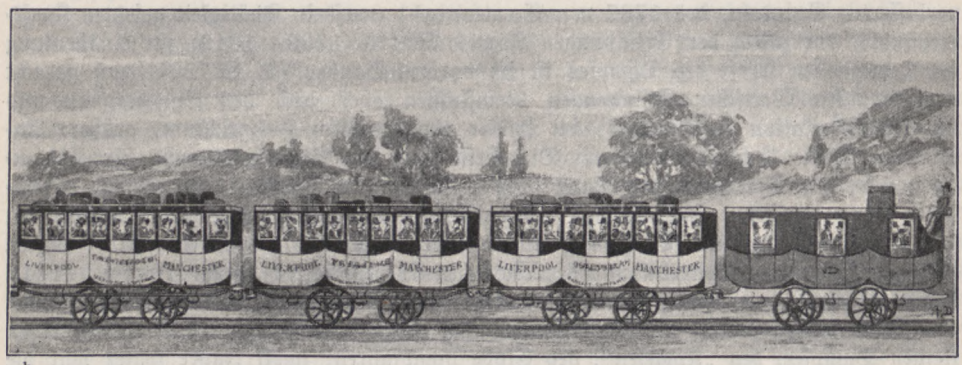
waren doch auch auf dem Festlande Fabriken nach englischem Muster entstanden, die wenn schon geringe, so doch immerhin Konkurrenz machten. So trat im englischen Geschäft bei Redern, Kaufleuten, Fabrikanten eine Stockung ein, die eine Menge Zahlungseinstellungen herbeiführte, viele Fabriken stille stehen ließ und damit eine Menge Arbeiter brotlos machte. Das war um so schlimmer, als sich in den Jahren des Aufschwungs so viele ländliche Arbeiter der Industrie zugewandt hatten; man berechnete, daß 1815 nur noch 35 % der Bevölkerung Englands und Schottlands mit Ackerbau beschäftigt waren.

Rückgang des Handwerks.

Mit dem Aufschwung, den seiner Zeit die Fabrikindustrie genommen, war in denselben Zweigen, wo die Maschine die menschliche Arbeitskraft ersetzte, das Handwerk zurückgegangen. Tuchweber, Strumpfwirker, Seidenspinner und alle sonst in der



a



b

118. Erster Personenzug auf der Eisenbahnstrecke von Liverpool nach Manchester (etwa 1834).

Nach einem gleichzeitigen englischen Stich.

Diese Eisenbahn, die erste in Europa, wurde von George Stephenson selbst erbaut und am 15. September 1830 eröffnet, diente zunächst nur zur Warenbeförderung. Die hier gegebene Ansicht des ersten Personenzugs ist hochinteressant auch wegen der Waggons. In a sieht man die Waggons III. Klasse, in b die Waggons I. und II. Klasse.

Hausindustrie Beschäftigten konnten den ungleichen Kampf gegen Kapital und Maschine nicht bestehen. Hier kam die Theorie Adam Smiths von der für das Staatsganze vorteilhaften freien und rücksichtslosen Entwickelung aller Arbeitskräfte (s. Bd. VII, S. 720) zu einer von ihrem Urheber sicher nicht so gewollten Geltung. Auch diese Handwerker sahen sich genötigt, bei der Maschine ihr ferneres Heil zu suchen und damit die abhängige Arbeitermasse zu vermehren, die durch keinerlei Gesetz und durch keinerlei Selbstorganisation oder Koalition gegen eine schrankenlose Ausbeutung gesichert war.

Finanzlage.

Es war unter solchen Verhältnissen eine grobe Unwahrheit, wenn am 1. Februar 1816 die Session des Parlaments mit den Worten eröffnet wurde: „Seine Königliche Hoheit — nämlich der für den erkrankten Vater regierende Prinz von Wales — schätzt sich glücklich, Sie wissen zu lassen, daß Manufaktur, Handel und Einkommen des Königreichs sich in blühendem Zustande befinden." Das galt ebensowenig, wie von Handel und Industrie, von der staatlichen Finanzlage. Im Jahre 1792, dem letzten Frie-

densjahre, betrugen die gesamten staatlichen Ausgaben einschließlich der Zinsen für die Staatsschuld noch nicht ganz 20 Millionen Pfd. Sterl. Im Jahre 1814 waren es 106 Millionen geworden. Betrugen doch allein die Zinsen der Staatsschulden, die bis zum Jahre 1815 auf 834260000 Pfund gewachsen waren, jährlich über 32 Millionen Pfund; hierzu trat noch die irische Schuld von 26770000 Pfund. Durch die gesetzlich vorgeschriebene Tilgung von 15 Millionen konnte dabei nicht viel erreicht werden. So lange der Krieg gedauert hatte, war die starke Vermehrung und Erhöhung der Zölle, Accisen, Erbschafts-, Stempel- und Luxussteuern und die Einkommensteuer, die bei einem Einkommen von 150 Pfd. Sterl. und darüber 10% betrug, von allen Besitzenden, der Aufschlag auf Thee, Salz, Bier, Spirituosen, Zucker, Brennmaterialien, Beleuchtungsmittel auch von den Besitzlosen als eine bittere Notwendigkeit hingenommen worden. Sollte das nunmehr, da der Krieg beendet war, nicht anders werden können?

Armenpflege.

Im Gegensatz zu der glänzenden Auffassung der Thronrede ließ sich also von einer schweren Not der Zeit reden, besonders da auch die Ernte des Jahres 1816 sehr schlecht ausfiel. Die Armensteuer, die 1801 für England und Wales 4 Mill. Pfd. Sterl. betragen hatte, belief sich 1816 auf 7 Mill.; jeder elfte Mensch lebte als Almosenempfänger. In Irland aber und Schottland fehlte es überhaupt an jeder Armengesetzgebung.

Arbeiterelend.

Die Armengesetze in England und Wales gingen noch auf die Zeit der Königin Elisabeth zurück und legten die Armenpflege im wesentlichen der Gemeinde zur Last, in der sich der Bedürftige befand. Nach einem aus der Zeit der Stuarts stammenden Gesetze konnte, wer nicht innerhalb 40 Tagen nach seiner Ankunft im Kirchspiel ein Grundstück von 10 Pfd. Sterl. Rente erwarb, dahin abgeschoben werden, wo er durch Geburt, Niederlassung, Lehrlingschaft oder Dienst zuständig war. Davon machte man also in der Art unserer modernen Unterstützungswohnsitzpraxis im Bedürftigkeitsfalle Gebrauch, oder aber, wenn man den Armen behielt, verhandelte man ihn an einen Fabrikanten oder sonstigen Unternehmer; der erhielt dann aus der Armenkasse des Kirchspiels einen bestimmten Zuschuß und konnte dementsprechend einen niederen Lohn zahlen. Gegen diese Praxis war zwar manches einzuwenden, vor allem aber, daß dadurch andre Arbeiter, die sich für solchen niederen Lohn nicht verkaufen wollten noch konnten, aus ihren Plätzen verdrängt und an den Bettelstab gebracht wurden. Geradezu menschenunwürdig und barbarisch wurde die gleiche Praxis bei den Kindern der Almosenempfänger, deren man sich durch die euphemistisch so bezeichnete „Hingabe als Lehrlinge" entledigte. Es wird uns von glaubwürdigster Seite berichtet, daß Wagenladungen von Kindern an die Eigentümer der Baumwollenfabriken von Lancashire und Yorkshire verschickt wurden, um dort in entsetzlichster Weise ausgenützt und allem Elend und Laster preisgegeben zu werden. Aber nicht bloß die Kinder der Gemeindearmen hatten solch furchtbares Schicksal, sondern bei dem großen Aufschwung der Fabrikation mit Dampfkraft trotz des Krieges sahen sich auch die Arbeiter der volkreichen Städte, ohne an irgend einem Gesetz einen Rückhalt zu haben, gezwungen, ihre Kinder den Fabrikanten auszuliefern. Es war nichts Seltenes, daß Sechsjährige in zwölfstündiger Arbeitszeit zu kleineren mechanischen Verrichtungen angehalten wurden, ja der Parlamentsbericht von 1816 wies häufige Fälle von sechzehnstündiger Arbeitszeit für Unerwachsene und sogar die Verwendung eines dreijährigen Kindes zu Fabrikarbeit nach. Dieser weiße Sklavenhandel wird einer der dunkelsten Flecken in der englischen Wirtschaftsgeschichte bleiben und, wenn es nicht gar so traurig wäre, müßte es komisch erscheinen, daß man zur selben Zeit John Bull eifrig beflissen sieht, dem Negerhandel in Nordamerika zu steuern. Wie weit hier neben den Absichten wirklich edler Menschen auch der Wunsch maßgebend war, den emporkommenden Rivalen wirtschaftlich zu schwächen, darauf ist schon früher hingewiesen worden.

Owen.

Erfreulich ist es, unter solchen Umständen doch auch Menschen zu begegnen, die sich dieses Namens würdig machten. Hierher gehört zunächst Robert Owen (1771—1858), eines Sattlers Sohn, der sich aus eigner Kraft zum reichen Fabrikherrn aufgeschwungen hatte und im Unterhause durch umfassende Vorschläge eines Arbeiterschutzgesetzes die ganze soeben geschilderte Schmach zu tilgen suchte. Er hatte schon vorher, darin ein Schüler von Adam Smith, in seiner großen Baumwollspinnerei zu New-Lanark der Arbeit zu ihrem Werte verholfen, d. h. er hatte durch Herabsetzung einer übermenschlichen Arbeitszeit, Erhöhung des Lohnes, Einrichtung von konfessionslosen, freien Elementarschulen, Darbietung gesunder Wohnungen, billiger Nahrung und unentgeltlicher Erholungsmittel aus einer ganz verwahrlosten Bevölkerung einen vorzüglichen Arbeiterstamm geschaffen, der mit Begeisterung an ihm hing. Natürlich suchte er auch andern Fabrikkönigen dieses neue wirtschaftliche System, das ganz offenbar auch recht respektable Früchte trug, verständlich zu machen — es war vergeblich; noch andre Dinge mußten eintreten, um bevorzugte Klassen, die es nach Adam Smith eigentlich auf englischem Boden gar nicht mehr hätte geben sollen, zur Aufgabe ihrer Vorrechte zu drängen.

Die Luddistenrevolten.

Es kann nicht wunder nehmen, wenn die hungernden und verdienstlosen Massen sich zu Ausschreitungen hinreißen ließen und namentlich in den verhaßten Maschinen

mit begreiflicher Kurzsichtigkeit ihren Feind zerstören zu können meinten. Das war namentlich der Charakter der sogenannten Luddistenrevolten. Die Luddisten, deren Namen sich herleitet von einem armen Schwachkopf, Ned Ludd, der in den achtziger Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts in einem Wutanfall zwei Strumpfwirkerstühle zertrümmert hatte, waren schon im November 1811 in Nottingham mit ähnlicher Thätigkeit aufgetreten: sie hatten die Maschinen zerstört; dabei war es nicht geblieben; Raub und Mord waren dazu gekommen. Das Parlament hatte auf solche Nachrichten hin im Februar 1812 beschlossen, daß an Stelle der bisherigen Strafe für Zerstörung von Webstühlen u. dergl., nämlich 14 Jahre Deportation, die Todesstrafe treten sollte. Trotzdem hatte die Bewegung noch fast das ganze Jahr 1812 gewährt, war auch später ab und zu wieder bemerklich geworden. Im Jahre 1816 flammte sie nun aber mit erneuter Wut empor. Bewaffnete Banden unter dem Befehle eines Unbekannten, den sie General Ludd nannten, erschienen bei Nacht in den mittleren und kleinen Städten der Industriegegend, hielten die Einwohner in ohnmächtigem Schrecken, brachen in Häuser und Fabriken ein, zerstörten Spinn- und Webstühle und sonstige Maschinen, vernichteten die angefangene Arbeit und die Möbel, ohne daß man ihnen mit Erfolg hätte beikommen können.

Revolten auf dem Lande.

Waren diese Ausschreitungen im wesentlichen ausgegangen von dem industriellen Proletariat, so zeigten sich merkwürdigerweise auch auf dem Lande dieselben Bewegungen. Merkwürdig war das darum, weil in den Jahren 1810—14 der Weizen einen außerordentlich hohen Preis gehalten hatte, und nach allerdings kurzer Überschwemmung des Landes mit ausländischem Getreide nach dem ersten Pariser Frieden doch 1815 durch einen höchst energischen Schutzzoll der Preis des Quarters Weizen (1 Qu. = 291 l) auf 80 Schilling (= 81 M.) gebracht worden war. Aber man hatte, durch die hohen Preise verführt, namentlich in den östlichen Marschländern um Ely Raubbau getrieben, und nun sahen sich Kleinbauern und Pächter, wesentlich also durch eigene Schuld, in einer üblen Lage. Auch hier entstanden den Luddistenrevolten ganz ähnliche Bewegungen, die ihre Wut namentlich gegen Dreschmaschinen, Müller, Bäcker und Fleischer richteten. Sie trugen Fahnen mit der Inschrift „Brot oder Blut". In beiden suchten sie sich nach Vermögen und im weitesten Sinne genommen zu sättigen, bis endlich militärische Gewalt gegen sie aufgeboten wurde. Wie viele dabei ihren Wahnsinn mit dem Leben bezahlten, steht dahin; merkwürdig ist nur, daß von den gefangen genommenen nur 34 wegen Einbruchs und Raubs zum Tode verurteilt, von diesen aber wieder nur fünf zur Exekution gelangten.

Strafrechtspflege.

Als Gegenstück dazu mag dienen, daß im Jahre 1815 7818 kriminelle Anklagen erhoben, von diesen Angeklagten nur 4883 überführt und von 553 Todesurteilen nur 57 vollstreckt wurden. Die Zahl der Todesurteile für ein Jahr erscheint uns ebenso horrend, wie uns die im Verhältnis dazu geringe Exekutionsziffer sonderbar vorkommt. Es beruht das, und auch dies mag eigentümlich genug klingen, auf der Strenge der englischen Gesetzgebung, insbesondere zum Schutze des Eigentums. Seit der Restauration der Stuarts (1660) bis zum Tode Georgs III. (1820) wurde die Liste der todeswürdigen Verbrechen um 187 Nummern bereichert. Taschendiebstahl, Hausdiebstahl von 40 Schilling an, Ladendiebstahl von 5 Schilling an, Diebstahl auf Bleichereigründen, Diebstahl an Bord von Flußschiffen im Werte von 40 Schilling — alles das waren Kapitalverbrechen! Die Jury half sich in solchen Fällen, nachdem ein sittenfreundlicheres Zeitalter heraufgekommen war, mit dem frommen Betrug, daß der gestohlene Gegenstand nicht ganz 5 Schilling u. s. w. wert sei. Oder man rief die Gnade des Königs an. Aber gerade neuerdings meinte man bei den sich mehrenden Eigentumsvergehen — man begreift, wie viel Schuld an diesen die Not der Zeit trug — eine strengere Praxis einhalten zu müssen. Daß man damit gar nichts erreichte, dadurch wurde auf der einen Seite die Falschheit des Prinzips, auf der andern die alle Furcht verachtende Notlage bewiesen.

Romilly und die Reform der Kriminaljustiz.

Auch hier muß das Andenken eines edlen Menschenfreundes festgehalten werden, des Sir Samuel Romilly (1757—1818), von dem mit Recht sein Freund und Fortsetzer am Werke Sir James Mackintosh (1765—1832) im Jahre 1810 sagen durfte: „Sein Charakter steht höher als der irgend eines andern hervorragenden jetzt lebenden Engländers."

Der Begriff einer Reform der Kriminalgesetzgebung hatte 58 Jahre lang das Haus der Gemeinen nicht beschäftigt, als im Jahre 1808 zuerst wieder Samuel Romilly seine Stimme zu ihren Gunsten erhob. Sein Freund Scarlett riet ihm, das ganze Kapitel des Statute-book über Todesstrafe für Diebstahl auf einmal der Reformgesetzgebung zu überweisen. Romilly — und das ist bezeichnend für den englischen Charakter und den der englischen Gesetzgebung —

kannte seine Leute und begnügte sich, in einer Bill die Abschaffung der Todesstrafe für Taschendiebstahl zu beantragen. Auch diese brachte er nur mit Mühe durch. Romilly selbst hat uns eine dafür charakteristische Anekdote überliefert: „Während der Debatte kam ein sehr vornehmer Herr von einem opulenten Diner und demgemäß nicht ganz mehr in der Verfassung, die Interessen der Nation zu vertreten, in das Haus, um geradeswegs an die Barre des Hauses auf Romilly zuzutreten und zu stammeln: Ich bin gegen Ihren Antrag; ich bin fürs Hängen von allen!"

Im Jahre 1810 erweiterte Romilly seinen Antrag; vergeblich! Ebenso 1811. Nur das Bestehlen der Bleichereien wurde aus der Zahl der todeswürdigen Verbrechen gestrichen. In der Regel gingen seine Anträge im Hause der Gemeinen durch und wurden im Hause der Lords abgelehnt. Im Jahre 1816 im Februar nahm er den Kampf wieder auf. Ladendiebstahl im Werte von 5 Schilling war dasmal das Thema. Als Illustration konnte er auf die große Anzahl Kinder hinweisen, darunter auf eins von noch nicht 10 Jahren in Newgate, die wegen Ladendiebstahls zum Tode verurteilt waren! Die Gemeinen stimmten für den Antrag, das Haus der Lords verwarf ihn im Mai 1816. Erst nach seinem Tode, 1819, gelangten seine von andern wiederholten Anträge zur Annahme.

Polizeiwesen.

Dem überhandnehmenden Verbrechen gegenüber stand eine völlig ungenügende Polizei. Mochte sie auf den Dörfern und in den kleinen Landstädtchen bei doch im allgemeinen größerer Sicherheit des Eigentums durch schwachköpfige Nachtwächtergestalten vertreten werden und dadurch ein besonderes Kapitel der Komik bilden — in der Hauptstadt war von Komik sicher nicht die Rede. Die Ergebnisse der in den Jahren 1816 und 1817 niedergesetzten Kommissionen zur Untersuchung des hauptstädtischen Sicherheitsdienstes waren derartig, daß man bei ihrer Kenntnisnahme sich in ein ganz anderes Zeitalter versetzt fühlte.

Abgesehen davon, daß die einzelnen Polizeidistrikte keine gemeinsame Organisation hatten, daß ein eigentlicher Sicherheitsdienst nicht existierte, daß jede Kontrolle über die Thätigkeit der Polizei fehlte, abgesehen von andern Organisationsmängeln ergab sich vor allem, daß die Polizei mit dem Gauner- und Verbrechertum auf bestem Fuße stand. In den Verbrecherkellern saßen die thief-takers, die „Diebsfänger", vergnügt mit Räubern und Schwindlern und ihren verworfenen Frauenzimmern zusammen, tranken und spielten mit ihnen und ermutigten sie zu wackeren Thaten. Die Jugend, die dazwischen aufwuchs, sah das mit an; in der Hochschule des Lasters lernte sie zugleich, daß man sich vor der Polizei nicht in acht zu nehmen brauche. Freilich, nur so lange dauerte die freundliche Nachsicht der Hermandad von London, bis sich einer ihrer Schützlinge zu einem Vierzig-Pfund-Verbrechen hatte verleiten lassen, d. h. zu einem Verbrechen, dessen Entdeckung verbunden mit der Einbringung und Überführung des Thäters dem eifrigen Diener der öffentlichen Sicherheit 40 Pfd. Sterl. als Belohnung eintrug. So wurden 1816 drei Polizeioffiziere vor Gericht gezogen, die fünf ihrer Freunde zu einem großen Einbruche veranlaßt hatten, um dann die erwähnte Belohnung einzuheimsen!

Dieselbe Kommission konnte weiter berichten nicht nur über die enorme Unsicherheit in den Straßen Londons bei Nacht, sondern auch über Zustände haarsträubendster Unsittlichkeit. In Covent Garden Market und auf andern öffentlichen Plätzen versammelten sich nächtlicherweile Hunderte von Männern und Weibern, Knaben und Mädchen, um Szenen schamloser Verworfenheit aufzuführen, die die Lasterhaftigkeit neapolitanischer Lazzaroni in Schatten stellten.

Volksunterricht.

Für solche Zustände traf den Staat die vollste Verantwortung, namentlich auch in der Beziehung, daß er sich um Erziehung der heranwachsenden Jugend des Proletariats absolut nicht kümmerte. Von staatlichem Volksschulwesen, von einem Elementarunterricht der unteren Volksklassen war nicht die Rede. Was auf diesem Gebiete geschah, ging von privaten Gesellschaften wie der „Britischen- und Fremden-Schul-Gesellschaft" oder der „Nationalgesellschaft" aus. Auch hier suchte der schon einmal genannte Owen seinen Landsleuten ein nationales System des Unterrichts zu empfehlen, um jedoch auch hierbei sich als Prediger in der Wüste zu finden. Entschieden segensreich jedoch entwickelte sich das sogenannte Bell-Lancastersche System des gegenseitigen Unterrichts.

Bell-Lancaster-System.

So nennt man dasjenige Lehrsystem, nach welchem vorgerücktere Schüler unter Oberaufsicht eines Lehrers untere Schüler unterrichten, so daß es möglich wird, mit verhältnismäßig geringem Aufwand von Geld und Lehrkräften eine ungewöhnlich große Anzahl Schüler in einem Lehrzimmer unter einem Lehrer zu unterweisen. Andrew Bell (1753—1832), ein geborener Schotte, der als Geistlicher der britischen Hochkirche erst nach dem britischen Nordamerika, dann nach Madras in Ostindien kam, fand an letzter Stätte dieses System schon vor und fuhr fort, es in seiner Missionsschule anzuwenden. Nach seiner Rückkehr nach England suchte er vergeblich die Regierung für diese praktische Einrichtung zu gewinnen, fand aber kein Interesse für den Unterricht der unteren Stände und zog sich zunächst aufs Land zurück, um erst 1807 gegen Lancaster von der Hochkirche ins Feld gestellt zu werden. Joseph Lancaster (1778—1838), ein Londoner

Kind, selbst in ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, aber doch im Besitze einer besseren Bildung, eröffnete 1798, gerührt von der Verwahrlosung und dem Elend der Proletarierkinder, in einem der ärmlichsten Distrikte Londons eine Elementarschule, in der er allmählich ganz von selbst auf das System verfiel, das Bell in Indien kennen gelernt hatte. Nach und nach gewann er hochstehende und vermögende Leute, wie Lord Sommerville, den Herzog von Bedford u. a. für sein Unternehmen und erteilte mit Hilfe von Genossen, die er herangebildet, 1805 schon über 1000 Kindern unentgeltlichen Unterricht. Aber er war ein Quäker und daß er Kinder aller Konfessionen in konfessionslosem Unterricht unterwies, zog ihm die Verfolgung der Hochkirche zu. Von dieser Seite besann man sich auf Bell, berief diesen aus Schottland, stattete ihn mit reichen Mitteln aus und hatte damit wirklich in verhältnismäßig kurzer Zeit Lancaster finanziell lahm gelegt. Freunde halfen diesem aus der Not, aber ein gewisser Eigensinn ließ ihn 1813 diese Hand zurückstoßen. Im Jahre 1816 wanderte er nach Südamerika aus, wo sich Bolivar sehr für ihn interessierte; nach dessen Abdankung (1829) ging er nach den Vereinigten Staaten, dann nach Kanada, endlich wieder zurück nach New York, wo er am 24. Oktober 1838 in Dürftigkeit starb.

In diesem Zusammenhange ist auch mit Ehren der Quäkerin Elisabeth Fry zu gedenken, die durch ihre rastlose Energie, namentlich durch Frauenvereine auf eine menschliche Behandlung der völlig verwahrlosten Gefangenen hinwirkte und die Abschaffung der Peitschenstrafe bei Weibern durchsetzte.

Die Getreidepreise.

Wenn aus dem im vorstehenden Mitgeteilten von der allgemeinen Not der arbeitenden Klassen die Rede war als wesentlich der Folge einer nachlässigen Regierungsweise und ungünstiger geschäftlicher Konjunkturen, so ist noch ein weiterer wichtiger Faktor zur Erzeugung der allgemeinen Unzufriedenheit anzuführen, die dann schließlich gebieterisch auf eine Reform der Gesetzgebung, also des Parlamentes hinwies; das war der hohe Preis des Getreides, der künstlich auf einer namentlich für unsere Tage unverständlichen Höhe gehalten wurde. Der Grund für das Hinaufgehen der Getreidepreise lag zunächst an den durch den Krieg verschlimmerten Importverhältnissen. Hatte früher England Korn ausgeführt, so war es schon 1790 durch steigende Industrie- und abnehmende Landbevölkerung gezwungen gewesen, Getreide zu importieren. Seit 1794 führte man aus den Ostseehäfen im jährlichen Durchschnitt gegen 3 Mill. hl Weizen und 300 000 Zentner Mehl im Gesamtwerte von 3 Mill. £ ein. Als nun 1806 Napoleon die Kontinentalsperre verfügte, war es ebensosehr sein Zweck, den englischen Handel mit dem übrigen Europa lahm zu legen, als ihm dessen Kornkammern zu verschließen. Die Folge war für das kornbedürftige England, daß es sich mit seinem verfügbaren Kapital auf den Ackerbau und dessen intensivste Betreibung warf. So wurden die schlechtesten Schollen herangezogen, Sümpfe und Binnenseen ausgetrocknet und dadurch zwar ein Teil des ausfallenden Imports ersetzt, aber auch das Produkt durch die Kostspieligkeit einer kunstreichen Erzeugung sehr verteuert. Den höchsten Preis erreichte der Weizen im Jahre 1812 mit 155 sh. für den Quarter (= 291 l), d. h. in heutiges Gewicht umgerechnet 100 kg Weizen kosteten 70 Mark, gerade fünfmal soviel wie der heutige Marktpreis ist. Als dann im Jahre 1814 die europäischen Kornflotten sich wieder einstellten, sank der Preis des Weizens auf 66 sh. (100 kg = 30 Mark); es war das immerhin noch nicht der normale Preis, da man auf dem Kontinent für den Scheffel durchschnittlich damals 2 Thlr. zahlte, dort also 100 kg 15 Mark gekostet haben würden, wenn man diese Umrechnung ohne Rücksicht auf den höheren Wert des Geldes vornehmen will. Es war jedoch vorauszusehen, daß der Getreidepreis noch weiter sinken würde, je sicherer allenthalben die politische Lage wurde und je ungehinderter die Einfuhr stattfinden konnte. Die englische Landwirtschaft sah sich also vor eine Lebensfrage gestellt. Zu dem schon einmal berührten Umstand, daß man, durch die Höhe der Preise verführt, Raubbau getrieben und damit eine Fortsetzung der intensiven Bewirtschaftung in Frage gestellt hatte, kam der andre, daß Pachtungen und Gutsverkauf unter dem Einflusse der glänzenden Konjunktur ebenfalls zu hohen Preisen abgeschlossen worden waren, deren Verzinsung bei fallenden Getreidepreisen nicht ermöglicht werden konnte. Angesichts dieser drohenden, ja in vielen Fällen schon eingetretenen Notlage, die freilich zum guten Teil eine selbst verschuldete war, gelangte das Parlament unter des Lords Goderich Führung 1815 zu dem berüchtigten Korngesetze, das freie Korneinfuhr erst bei einem Weizenpreise von 80 sh. für den Quarter gestattete, d. i. 36 Mark für 100 kg. Während man so in

unverantwortlicher Weise die Landwirtschaft unterstützte, rührte sich keine Hand für die Industrie, die doch vor allem unter der durch den enormen Brotpreis hervorgerufenen Lohnerhöhung zu leiden hatte. Dazu kamen 1816 und 1817 schlechte Ernten, so daß der Unwille und die Gärung in den unteren Volksklassen in bedenklicher Weise wuchs gegen eine gesetzgebende Körperschaft, die so ausgezeichnet ihre eignen Geschäfte zu besorgen wußte. Der Wunsch nach einer Parlamentsreform war unter solchen Umständen durchaus berechtigt.

Malthus und Ricardo.

In diesem Zusammenhange muß zweier Volkswirtschaftslehrer gedacht werden, von denen der eine, **Malthus**, mit seiner übrigens längst ad acta gelegten Theorie vom Bevölkerungszuwachs von den Tories als wissenschaftlicher Mitstreiter herzlich willkommen geheißen wurde, während **Ricardo** auf Seite der Industrie stand.

Malthus.

Thomas Robert **Malthus**, geboren 1766 zu Albury in der Grafschaft Surrey, machte zunächst theologische Studien zu Cambridge, wo er dann auch eine Zeitlang eine untergeordnete Lehrerstelle inne hatte. 1798 veröffentlichte er sein damals großes Aufsehen erregendes Buch: „Essay über die Prinzipien der Bevölkerung". Nachdem er den Kontinent im Jahre 1800 bereist und manche Bereicherung seines Materials für eine Neuherausgabe des genannten Buches gesammelt hatte, erhielt er 1805 eine Stellung als Professor der Geschichte und politischen Ökonomie an dem Kollegium der Ostindischen Gesellschaft zu Haileybury und blieb in diesem Amte bis zu seinem zu Bath am 29. Dezember 1834 erfolgten Tode.

Während Adam Smith noch des Glaubens war, daß sich die Bevölkerung „wie jede andre Ware" jederzeit nach der Nachfrage regele, und daß infolgedessen die Arbeiter stets ihren auskömmlichen Anteil an den Nationalprodukten, das, was er den „natürlichen Lohn" nennt, davontragen würden, glaubte **Malthus** in der Bevölkerung die Tendenz zu einer übermäßigen Vermehrung nachweisen zu können, mit der die Erzeugung von Naturprodukten nicht gleichen Schritt zu halten vermöchte. Während sich in gegebenen Zeiträumen die Bevölkerung nach dem Verhältnis von 2 : 4 : 8 : 16 u. s. w., also in geometrischer Progression vermehre, geschehe der Zuwachs von Unterhaltungsmitteln nur in arithmetischer Progression, also im Verhältnis von 1 : 2 : 3 : 4 : 5 u. s. w. Die Bevölkerung trage also selbst die Schuld an der drückenden Teuerung, und Pflicht der Regierung sei es, nicht gegen die Kornzölle, sondern gegen die maß- und ziellose Vermehrung der Bevölkerung einzuschreiten. Nach Malthus wurde die Ehe zu einem Luxusbedürfnis, dem nur soweit nachzugeben sei, als es für die Bequemlichkeit der bestehenden Stände am besten passe. Der Proletarier, der nichts als seine Kinder besitze, habe eigentlich kein Recht, als solcher zu existieren. Wenn es klar sei, daß der Arbeiter, der von seinem Lohne zwei Kinder zu ernähren vermöchte, bei sechs dazu nicht mehr im stande sei, so müsse ihm praktisch und theoretisch die Notwendigkeit „vorbeugender", oder wie er sie auch nennt, „moralischer Einschränkungen" beigebracht werden. Theoretisch geschehe das so, daß bei jedem ehelichen Aufgebot eine Kanzelvermahnung verlesen werde, die das Paar und das übrige Volk mit der Notwendigkeit einer Einschränkung der Kindererzeugung vertraut mache. Praktisch sollte man nach dem doch feststehenden Grundsatz verfahren, daß die unteren Klassen zu allen Zeiten zu Mangel und Elend verurteilt seien. In der dritten Ausgabe seines Werkes über die Prinzipien der Bevölkerung (1806) empfiehlt er demgemäß ein Gesetz, das jegliche Verpflichtung der Öffentlichkeit zur Armenunterstützung aufhebt, jedoch so, daß noch ein Jahr lang für die ehelichen und zwei Jahre lang für die außerehelichen die Beihilfe zum Dasein gezahlt werde, sodann aber in Wegfall komme. Unterdessen habe auch fleißig jene theoretische Ermahnung erteilt zu werden, und wer sich dann noch infolge zahlreicher Familie in Not befinde, habe sich den Schaden selbst zuzuschreiben, die Allgemeinheit sei nicht mehr dafür verantwortlich. — Man kann sich denken, welchen Beifall diese rohen Theorien des hochkirchlichen Professors und Reverend in den Kreisen der Tories fanden.

Ricardo.

David **Ricardo**, geboren am 19. April 1772 stammte aus einer ursprünglich portugiesischen, aber aus Holland nach England übergesiedelten Judenfamilie. Er trat zum Christentume über und entzweite sich dadurch mit seinem Vater, der ein wohlhabender Londoner Bankier war. Trotzdem gelang es auch ihm, sich zum reichen Manne emporzuarbeiten, der sich dann von den Geschäften zurückzog, um der Staatsökonomie und ihren Aufgaben als Volksvertreter leben zu können. Er nahm seit 1819 einen Sitz im Unterhause ein. Vier Jahre vorher (1815) hatte er das Werk erscheinen lassen, das der freien Korneinfuhr das Wort redete: „Essay über den Einfluß niedriger Kornpreise auf den Kapitalgewinn zum Beweise für die Unzweckmäßigkeit der Einfuhrverbote." Ein weiteres Hauptwerk war zwei Jahre vor seinem Eintritt in das Parlament herausgekommen (1817): „Über die Prinzipien der politischen Ökonomie und der Besteuerung", ein Werk, das 1821 schon in dritter Auflage erschienen und eine Zeitlang von großem Einfluß gewesen ist, während man heute sich von seinen Anschauungen wesentlich entfernt hat. — Überarbeitung schwächten vor der Zeit die Kräfte des eifrigen Mannes, der übrigens bei allem großen Ansehen, das er genoß, von liebenswürdiger Bescheidenheit blieb; der Tod raffte ihn schon am 11. September 1823 zu Gatcomb-Castle in Gloucestershire dahin.

Ricardo ging ebenfalls von Adam Smith aus; jedoch lagen seine Deduktionen ursprünglich auf einem ganz andern Gebiete als dem von Malthus, und doch ergab sich dann ein tiefgehender

Gegensatz. Ricardo knüpfte zunächst an den von Smith festgestellten Begriff des Tauschwertes an. Gegenüber dem Gebrauchswerte eines Gegenstandes, als z. B. des Wassers, der sehr groß, ja unermeßlich sein kann für menschliche Zwecke, haben die Dinge noch einen andern Wert, nämlich die Fähigkeit, andre Dinge dafür eintauschen zu können; diesen Wert nennt man den Tauschwert. Dieser ist natürlich je nach den Umständen ein sehr verschiedener: die Wilden Amerikas tauschten Werkzeuge und Haustiere der landenden Europäer für ihr goldenes Geschmeide ein, weil ihnen der Tauschwert der Dinge unendlich hoch erschien, die wir mit geringem Entgelte an uns bringen. Natürlich liegt das in zivilisierten Ländern und bei einer stetigen Entwickelung ganz anders. Da bestimmt sich nach Smith der Tauschwert, oder, wie ihn Smith auch nennt, der „natürliche Preis", nach dem Maße der Hervorbringungskosten des gerade in Frage stehenden Gegenstandes. Als gemeinsames Wertzeichen, gewissermaßen das Gewicht für die Hervorbringungskosten, sei die Summe Geldes anzusehen, die man für gewöhnlich als Marktpreis bezeichne, in den natürlich noch der wahrzunehmende kaufmännische Profit einzurechnen ist. Ricardo dagegen erkannte, daß Tauschwert und Preis nicht so ohne weiteres sich identifizieren ließen. Der Tauschwert bestimme sich natürlich subjektiv für den Hervorbringer irgend eines zum Tausche bestimmten Objektes nach seinen Herstellungskosten, aber nicht für den, der ein andres zum Eintausch bereit halte. Denn auch dieser müsse sich seine Kosten berechnen, und so habe die einseitige Bestimmung des Tauschwertes nicht anders Sinn und Handelserfolg, als wenn die beiden einseitigen Bestimmungen zum Vergleiche gelangten; daraus erst ergibt sich der Preis einer Ware, und ihn bezeichnet Ricardo demgemäß als „den verglichenen Tauschwert der Güter". Würde also an irgend einem Punkte Englands der Arbeitslohn steigen, so müßte nach Smith auch der Preis des betreffenden Gegenstandes eine Steigerung erfahren. Daß dies nicht geschieht, bewirkt die Konkurrenz derjenigen andern Gegenden Englands, in denen eine solche Lohnsteigerung nicht stattgefunden hat. Würde die letztere aber in dem Erwerbszweig allgemein sein, so wäre damit immerhin eine Preiserhöhung ohne längeren Erfolg, weil sie dann allmählich auf allen Gebieten stattfinden und damit eine Ausgleichung herbeigeführt werden würde. Denn wenn Fleischer und Bäcker gleichzeitig für ein Pfund ihrer Ware vom andern zwei Pfund verlangten, so würden sie nach wie vor im Verhältnis von 1 : 1 tauschen. Diese Behandlung des Tauschwertes muß eine einseitige genannt werden; Smith und ebenso auch Ricardo vernachlässigen dabei den wichtigen Einfluß, den doch der Gebrauchswert auf den Tauschwert ausübt, oder mit andern Worten, sie vernachlässigen den Begriff Angebot und Nachfrage. Gold ist nicht bloß deswegen, um zunächst bei dem damaligen Standpunkte der Preisbeziehungen zu bleiben, fünfzehnmal teurer wie Silber, weil seine Herstellungskosten fünfzehnmal teuer sind, sondern weil der Gebrauchswert zur Münze und zu Schmuck ein bedeutend höherer ist, wie sich aus dem heutigen Verhältnis 1 : 29 erst recht ergibt. Jedenfalls aber war ein richtiger Gedanke in der Ricardoschen Preistheorie; das bewies der Umstand, daß die Erhöhung des allgemein unentbehrlichen Getreides sofort die Löhne in die Höhe schraubte und also auch alles das hinaufschraubte, dessen die Landwirtschaft von der Industrie bedurfte, ganz abgesehen von der täglich zunehmenden sozialen Notlage. Somit war in das System der Tories eine Bresche geschlagen, die jedoch erst dreißig Jahre später zur ganzen Niederlegung ihrer Stellung geführt hat. Damit wurde aber England so vollständig in seiner Ernährung abhängig von fremden Hilfsquellen, daß mit einem definitiven Rückgange der mit allen Kräften einseitig gepflegten Industrie, wie er heutzutage schon zu bemerken ist, England aus Mangel an genügend hohen Tauschwerten in absehbarer Zeit einer bedenklichen Notlage gegenüberstehen wird.

Von ähnlichen Betrachtungen, daß nämlich erst der Vergleich mit Erträgnissen andrer Güter, und zwar minderer, eine zutreffende Fixierung eines Gutsertrages ermögliche, ging Ricardos Erklärung der Grundrente aus, die vielfach, und zwar mit Recht, angefochten worden ist. Sie soll hier nur aus dem Grunde erwähnt werden, weil sie zu einer durchaus pessimistischen Schlußfolgerung führte, die sich dem Malthusschen Standpunkte näherte. Während Smith noch des Glaubens war und damit im wesentlichen recht behalten hat, daß alle Dinge stufenweise wohlfeiler werden müßten, da man sie mit einer immer geringeren Arbeitsmenge hervorzubringen lernen würde, behauptet Ricardo, namentlich für die landwirtschaftlichen Produkte, sie würden mit der Zeit immer teurer werden; die zunehmende Kostspieligkeit ihrer Hervorbringung auf immer schlechteren Bodenklassen und die wachsende Unergiebigkeit neuer Kapitalanlagen auf altem Boden müßten zu andauernder Preiserhöhung führen.

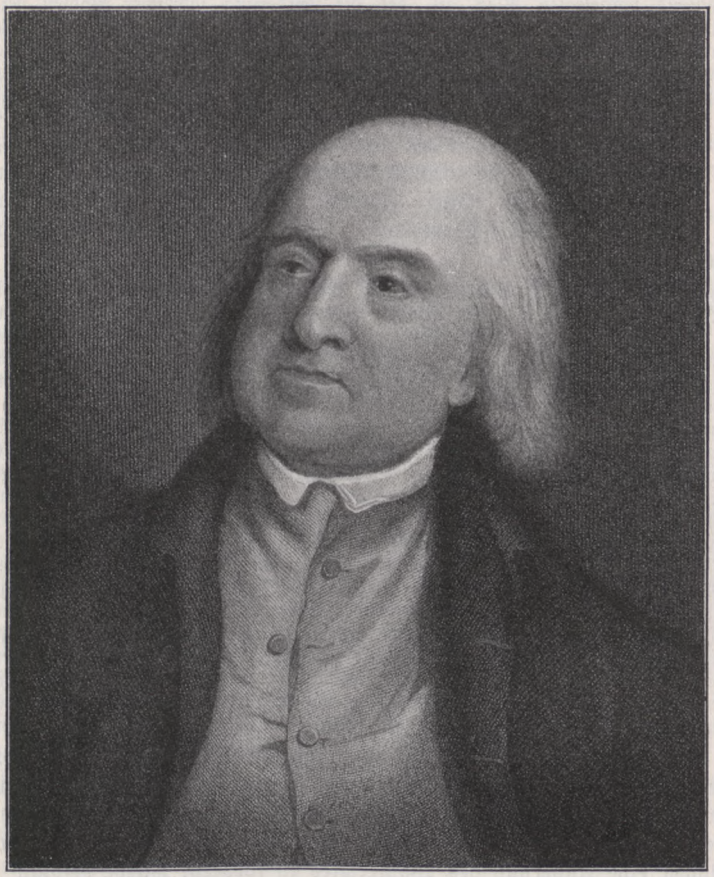
Bildung einer demokratischen Partei.

Während die sozialen Gegensätze und die wirtschaftlichen Fragen einer Entscheidung entgegenreiften, ohne daß die Parteien Whigs und Tories, namentlich die letzteren nicht, aus dem gewohnten Kreis ihrer Anschauungen heraustraten, bildete sich unter dem Einflusse der Ideen, die über den Kanal flogen, eine neue Partei, die demokratische, oder, wie sie später sich nannte, die radikale. Als ihr geistiger Vater ist Jeremias Bentham zu betrachten.

Bentham.

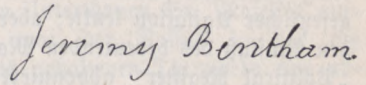
Jeremias Bentham war zu London am 15. Februar 1748 geboren als Sohn eines vermögenden Anwaltes. Schon mit 13 Jahren bezog er die Universität Oxford und promovierte 1764 als Baccalaureus. Er kehrte jedoch nachher noch einmal dahin zurück, um die Vorlesungen des berühmten Juristen Blackstone zu hören, gegen dessen hochkonservative Anschauungen er mit seiner Erstlingsleistung Fragment on Government (London 1776) auftrat. Nachdem ausgedehnte

Reisen auf dem Kontinent seine Anschauungen erweitert und gefestigt hatten (1785—1788), widmete er sich nach seiner Rückkehr der Aufgabe, die „Theorie einer vernunftgemäßen Gesetzgebung“ auszuarbeiten. Seine „Prinzipien der Gesetzgebung“ schickte er der Constituante ein und sah sie zu seiner Freude mehrfach benutzt. Seine Schriften fanden selbst noch vor der Julirevolution in Frankreich, allerdings nur auf dem äußersten linken Flügel, viel Anklang, wie überhaupt sein System namentlich den romanischen Völkern gefiel. So betrauten ihn die portugiesischen Cortes mit der Ausarbeitung einer Verfassung; mit den südamerikanischen Freiheitshelden, vor allem mit Bolivar, stand er in engster Verbindung; 40 000 Exemplare seiner Schriften wurden bis 1830 nach der Neuen Welt verkauft. Merkwürdigerweise stand er



119. Jeremias Bentham.

Nach dem Gemälde von Worthington, gestochen von S. Freemann.



auch mit dem russischen Zaren in Korrespondenz, so weit thatsächlich sein Standpunkt von dem des Selbstherrschers entfernt lag; aber wir wissen, daß der alles vermögende Zar auch eine Periode hatte, in der er liberale Anwandlungen zum nicht geringen Schrecken Metternichs empfand. Im Jahre 1821 nahm der Staat New York ein zum Teil nach Benthams Schriften ausgearbeitetes Gesetzbuch an, 1826 folgte Südcarolina, 1830 Louisiana diesem Beispiel, ein Beweis, daß der Doktrinarismus eines Sieyès, der ja auch als Konstitutionsfabrikant sich ausgezeichnet hatte, noch nicht ausgestorben war. Am 6. Juni 1832 starb Bentham.

Worin lag das Neue der Benthamschen Auffassung, so daß sie ihn würdig erscheinen ließ, der Gesetzgeber werdender Staaten zu sein? Eigentlich Neues liegt in der Lehre nicht, daß das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl von Personen den Wertmesser für soziale und politische Einrichtungen abgebe, oder in der sogenannten Lehre vom höchsten Prinzip der Nützlichkeit, weshalb man diese an Bentham anknüpfende Schule die utilitarische nennt. Aber die praktische Art des Verfassers, der sich nicht umsonst in der Welt umgesehen hatte, verschaffte

diesem ein Ansehen, das wir heute nur dann verstehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie wenig andre Schreibtischgesetzgeber um die Wende des Jahrhunderts mit den wirklichen Verhältnissen des Lebens vertraut waren. Dabei trat bei ihm überall eine reine, selbstlose Menschenliebe zu Tage, die ihn eng mit Romilly verband. Auf allen Gebieten des Staatslebens zeigte sich seine Überzeugung von der Notwendigkeit tiefstgreifender Reformen auf dem Gebiete des Gefängniswesens, der Feststellung eines allgemein gültigen Gesetzbuches für England, der Freilassung des Handels zu gunsten der Industrie und der des Unterrichts, zu ungunsten der kirchlichen Unduldsamkeit u. a. m. Vor allem lag ihm die Reform des Parlaments am Herzen, von der schon Pitt gemeint hatte, sie müsse mit dem Ende des Jahrhunderts (des 18.) kommen. Bentham schloß sich mit völliger Übereinstimmung an den im Jahre 1780 vom Herzog von Richmond vorgelegten Plan an, der die Forderung jährlicher Wahlen bei allgemeinem Wahlrecht und gleichmäßiger Bildung der Wahlbezirke gestellt hatte. Jedoch erweiterte Bentham dies Programm in seinem Reform-Katechismus, der zwar 1809 schon fertig vorlag, aber erst 1817 im Druck erschien. Alle des Lesens Kundige sollten wählen dürfen, die Abstimmung müsse geheim sein, auch das weibliche Geschlecht sei nicht auszuschließen. Ihm galt „demokratischer Einfluß oder Einfluß des Volkes" für das einzige Heilmittel für die Schäden der Zeit; ja gegen Ende seines Lebens fand er die einzig mögliche Staatsform in der demokratischen Republik.

Cobbett.

Ein zweiter Kämpfer für demokratische Umgestaltung war William Cobbett, ohne daß dieser mit Bentham nähere Fühlung gesucht hätte. Cobbett war Straßendemagoge, Bentham Schreibtischdemokrat. Um so größer war des ersteren Einfluß auf die Zeitgenossen.

Am 9. März 1762 in Surrey geboren, war Cobbett, während eines gänzlich abenteuerlichen Lebens, zu autodidaktischer Bildung gelangt. Er verließ als 21jähriger den Pflug, um als Schreiber zu einem Sachwalter nach London zu gehen. Aber schon 1784 ließ er sich in einem Regiment anwerben, das nach Kanada bestimmt war. In Neuschottland wurde er Sergeant und nahm als solcher 1791 seinen Abschied. Nach Europa zurückgekehrt, hielt er sich kurze Zeit in Paris auf, ging aber schon 1792 wieder nach Amerika und zwar nach Philadelphia, wo er unter dem Namen Peter Porcupine (Stachelschwein) Flugschriften politischen Inhalts herausgab. Eine ihm wegen einer Schmähschrift auferlegte Geldbuße trieb ihn 1801 nach England zurück. Dort gründete er 1803 eine Wochenschrift des „Weekly Political Register", das er im Interesse der Tories leitete. Da die Zeitung gut einschlug, dank der äußerst gewandten Feder ihres Herausgebers, so war Cobbett in Torykreisen ein sehr angesehener Mann, bis ihm Pitt durch irgend ein unvorsichtiges Wort zu nahe trat. Von Stund an wurde Cobbett ein Gegner des Ministeriums und vertrat seit 1805 einen durchaus demokratischen Standpunkt. Im Jahre 1810 wurde er wegen eines Artikels über die Prügelstrafe in der englischen Armee zu zwei Jahren Gefängnis und 1000 Pfund verurteilt. Er fuhr fort, mit gleicher Unerschrockenheit vom Gefängnis aus seine Zeitung zu leiten. Im Jahre 1817 zwangen ihn die noch zu besprechende reaktionäre Gestaltung der englischen Verhältnisse, England wieder mit Amerika zu vertauschen, von wo er jedoch schon 1818 heimkehrte. Immer lebhaft an den politischen Ereignissen teilnehmend, gelangte er 1832 zu einem Sitze im Unterhause, wo er sich jedoch weniger, als man erwartet hatte, bemerklich machte. Er starb am 18. Juni 1835 auf seinem Landgute bei Farnham in Surrey.

Zunehmende Reformbewegung.

Von den agrarischen Unruhen ist schon die Rede gewesen, ebenso von den Ausbrüchen des Unwillens und der Verzweiflung in der durch Arbeitslosigkeit und Höhe des Brotpreises schwer bedrängten Arbeiterbevölkerung. An Cobbett fand die letztere einen beredten und rücksichtslos mutigen Anwalt. Sein Rat, in Versammlungen und Petitionen eine Änderung des Wahlrechtes zu fordern, wurde befolgt. Die Regierung hätte ihm dankbar sein dürfen, daß er die Empörung der Geister in das Bett gesetzlicher Agitation lenkte; aber sie war vor allem tief erschrocken über den zunehmenden Einfluß des bedeutenden Mannes. Sie bedrohte die Schenkwirte, die auf Cobbetts „Political Register" abbonniert waren und in deren Räumen das Blatt vorgelesen wurde, mit Entziehung der Schankgerechtigkeit, Cobbetts Antwort war, den Preis seines Blattes, der bis dahin einen Shilling und halben Penny betragen hatte (= 104 Pfg.) auf zwei Pence (= 17 Pfg.) herabzusetzen, ältere Nummern in starken Auflagen wieder auszugeben und unbeschränkten Nachdruck zu gestatten. Ein Meister politischer Agitation wußte er jede Lücke der Gesetzgebung zu benutzen, um scheinbar ganz auf gesetzlichem Wege den Widerstand gegen die bestehenden Gesetze zu organisieren. Die Stimmung in den geschäftlich gedrückten Bürgerkreisen der City kam ihm dabei zu Hilfe. Angesichts einer Gesetzgebung, die nur Partei-Interessen zur Geltung kommen ließ, regte sich der Widerstand der auch in diesen Kreisen Geschädigten. Die Vertretung der Stadt London, Lord-Mayor, Aldermen und Gemeinderat richteten an den Prinzregenten, den nachmaligen König Georg IV., der damals für seinen geistig gestörten

Vater die Regierung führte, eine Adresse, in der sie die Notwendigkeit einer Reform des Parlamentes dem König ans Herz legten. Aber ehe eine Entscheidung getroffen werden konnte, die wohl nicht im liberalen Sinne ausgefallen sein dürfte, gab den englischen Reaktionären ein an sich nicht wichtiges, aber in der Aufbauschung und Ausschmückung wohl benutztes Ereignis eine willkommene Handhabe zur Bekämpfung der Gegner.

Die Spafieldsversammlungen.

Es hatte sich in London eine Anzahl Leute zusammengefunden, die als catilinarische Existenzen kein Heil als in der Vernichtung des bestehenden Staatswesens zu finden vermeinten. An der Spitze stand Watson, ein heruntergekommener Chirurg und sein Sohn, ferner Thistlewood, ein Mann, der in Indien, Amerika und dem revolutionären Frankreich gelebt und von hier einen großen Vorrat revolutionärer Begeisterung mitgebracht hatte. Es traten zwei Arbeiter hinzu, Preston und Hooper, und endlich ein gewisser Castle, der zunächst als Verschwörer und dann als Kronzeuge eine Rolle spielen sollte. Außerdem gab es noch eine Anzahl Anhänger des im Jahre 1814 gestorbenen Schulmeisters Thomas Spence, der kommunistische Lehren in Flugblättern verbreitet hatte. Mit ihnen nahmen die Watsons und ihr Anhang Fühlung. Was der letzte Zweck dieser Verschwörung war, dafür geben nur die verworrenen Aussagen des Denunzianten Castle einen Anhalt. Es läßt sich soviel erfahren, daß die Verschworenen zunächst die Bank sprengen wollten, die Öffnung der Gefängnisse sollte ihnen Bundesgenossen verschaffen, ingleichen sollte das Militär gewonnen werden und ein Wohlfahrtsausschuß nach dem Muster des Pariser dann die Staatsleitung in die Hand nehmen — ohne Zweifel recht naive Pläne, deren Ausführbarkeit vernünftigeren Leuten sehr fraglich hätte erscheinen müssen. Zunächst beriefen sie für den 15. November 1816 eine Versammlung nach den im Norden der Stadt gelegenen Spafields. Henry Hunt, ein wohlhabender Mann aus Somersetshire, der in Bristol als Gegenkandidat gegen Samuel Romilly früher aufgetreten war, ein Mann von ebenso großer Eitelkeit als Unfähigkeit, aber bei den Massen wegen seiner starken Stimme und der Roheit seiner Ansichten beliebt, war der Redner des Tages. Als er geendet hatte, vertagte sich die Versammlung bis zum 2. Dezember und der Pöbel zog „Redner Hunts" Wagen im Triumph nach der Stadt, fuhr aber damit gegen eine Wand an, so daß der große Volksredner beschloß, zu Fuß nach seinem Hotel zu gehen. Dort fand ein Bankett statt, bei dem Castle eine so unverschämte Rede hielt, daß man ihn aufforderte, sich hinwegzubegeben. Er hielt es aber für angemessener zu bleiben. Am 2. Dezember kam Hunt zu dem angesetzten Meeting etwas später, als ausgemacht war. Castle hatte ihn unterwegs aufgehalten und ihn zur Miteroberung des Towers aufgefordert. „Redner" Hunt zog es aber vor nach den Spafields weiterzufahren, wo unterdessen schon die Anhänger Spences ihr Wesen getrieben hatten. Infolgedessen machte sich ein großer Haufe unter Führung der Watsons auf den Weg nach der Stadt, plünderte unterwegs einen Waffenladen aus, wobei einer der Geschäftsinhaber verwundet wurde, und gelangte endlich nach der Börse. Dort trat ihnen der Lord-Mayor Wood und Sir James Shaw mit ganz wenigen Polizisten, die sie in der Eile mitgenommen hatten, entgegen, machten ein paar der Leute dingfest, nahmen ihnen ihre dreifarbige Fahne und veranlaßten den Haufen sich zu zerstreuen, ein Erfolg, der ebensosehr den besonnenen Mut der Magistrate beweist, als die relative Harmlosigkeit der ganzen Aufstandsprozession. Andre Haufen, die sich teils von dem eben beschriebenen abgelöst, teils später Spafields verlassen hatten, nachdem sie Hunt angehört, mußten durch militärisches Aufgebot an weiteren Exzessen gehindert werden; jedoch gelang auch dieses ganz leicht; London war am Abend des 2. Dezember schon wieder vollkommen ruhig. Im übrigen hatten die auf den Spafields Zurückgebliebenen auf Hunts Anregung den Beschluß gefaßt, durch Vereine und Versammlungen im ganzen Lande für Parlamentsreform zu agitieren, und hatten sich dann auf den 10. Februar vertagt.

Stellung der Regierung.

Von einer wirklichen Gefahr war also nicht die Rede gewesen. Aber der Prinzregent Georg fingierte eine solche, als er in Beantwortung der oben erwähnten Adresse der City von den verschiedenen Versuchen, die loyalen Unterthanen Sr. Majestät aufzureizen und zu verführen, sprach. Gleicherweise war der Passus in der am 28. Januar 1817 bei der Eröffnung des Parlaments gehaltenen Thronrede eine absagende Antwort an die Reformer, indem er das bisherige Regierungssystem als das vollkommenste pries, das je einem Volke zu teil geworden sei. Im Parlament war es dann merkwürdigerweise Canning, der in den folgenden Tagen mehrfach energisch für Beibehaltung des Alten eintrat; man warf den Reformern einfach Einverständnis mit den Führern und Exzedenten von Spafields vor und warnte vor der kleinsten Nachgiebigkeit, weil man gar nicht wissen könne, wieweit eine solche führen könnte Der Eindruck solcher Reden wurde verstärkt durch eine weitere Ausschreitung des Pöbels. Als nämlich der Prinzregent nach seiner Eröffnungsrede nach Hause fuhr, flogen ein paar Steine durch die Fenster des Wagens. Man machte daraus ein Attentat, und beide Häuser beeilten sich, dem Regenten zu seiner glücklichen Errettung Glück zu wünschen.

Lord Castlereagh.

Nichts konnte der Regierung gelegener kommen, als die Spafieldstumulte und das sogenannte Attentat auf den Prinzen von Wales. Sie war natürlich durchaus toryistisch, und die früheren, etwas freisinniger angehauchten Mitglieder, wie Grenville, Wellesley, der Bruder Wellingtons, waren hinausgedrängelt worden. Lord Liverpool, ein zwar verbindlicher Redner, der sich selten über die Grenze geschäftsmäßigen Auftretens hinwegführen ließ, aber doch zäh an allem Alten festhaltend, war leitender Minister. Lord Sidmouth vertrat dieses selbe Prinzip, nur hatte er eine durchaus despotische Art des Auftretens. Beiden konnte man nur mittelmäßige Begabung für ihr Amt nachrühmen. Entschieden bedeutender war Lord Castlereagh, der Minister des Auswärtigen. Als einen feurigen Vorkämpfer für die politische Gleichstellung



120. Henry Robert Stewart, Viscount Castlereagh, Marquis von Londonderry.
Nach dem Kupferstiche von H. Hubert.

seiner Heimatinsel Irland hatte auch ihn die Pitt zu teil gewordene Ungnade des Königs getroffen. Das hinderte ihn nicht, sich dem Nachfolger Pitts zur Verfügung zu stellen. Nach dem Duell mit seinem Rivalen Canning war er 1809 aus dem Ministerium geschieden, 1812 übernahm er die Leitung des Auswärtigen. Er hatte in der Zwischenzeit jede oppositionelle Richtung aufzugeben gelernt; an Katholikenemanzipation dachte er schon lange nicht mehr. Doch ist auf seine Rechnung die energische Mitwirkung Englands an den Befreiungskriegen zu schreiben. Auf dem Kongreß von Wien war er ein tüchtiger und angesehener Vertreter der Interessen seines Vaterlandes, aber zugleich auch ein offenbarer Begünstiger der schon damals klar hervortretenden antikonstitutionellen Richtung. Er kehrte von da nach England als ein überzeugter Gesinnungs- und Bundesgenosse des Fürsten Metternich zurück. Nach dieser Richtung erhielt er schätzbare Unterstützung an dem Lord Eldon, dem Lordkanzler; denn die Minister der Finanzen, des Kriegs und des Handels, Vansittart,

Bathurst und Robinson waren wenig hervortretende Männer. Lord Eldon aber, der im Privatleben als ein liebenswürdiger und gutmütiger Mensch erschien, war ein leidenschaftlicher Verteidiger der gesetzlichen Barbarei in England und der schreienden Rechtsungleichheit, die Millionen von Engländern zu politischer Unmündigkeit verurteilte. Die kleinste Reform erschien ihm als Revolution, und in der Bekämpfung der Neuerungssüchtigen scheute er kein Mittel der Intrige. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis und reiche juristische Kenntnisse kamen ihm dabei zu Hilfe. Daß selbst Canning, der neuerdings den unbedeutenden Gesandtschaftsposten in Lissabon mit dem Vorsitzenden des indischen Amtes vertauscht hatte, vor der Hand in dasselbe Horn stieß, wurde gelegentlich der Sessionseröffnung des Parlaments schon erwähnt.

Umsturzgesetzgebung.

Auf Befehl des Regenten wurden am 3. Februar 1817 beiden Häusern versiegelte Papiere zugestellt, die sich nach seiner Botschaft auf gewisse „Anschläge, Versammlungen, Verbindungen in der Hauptstadt wie in verschiedenen Teilen des Reiches" bezogen. Dazwischen wählten Lords und Gemeine durch Ballotage geheime Ausschüsse zur Prüfung der königlichen Aktenstücke. Die Berichte beider Ausschüsse, die am 18. und 19. Februar erstattet wurden, ließen das Land von einem vielmaschigen Netze von Verschwörungen überzogen sein. Allenthalben versuche man unter dem Vorwande einer Parlamentsreform alle Klassen des Gemeinwesens mit dem Geiste der Empörung und Unzufriedenheit zu erfüllen. Da die bestehenden Gesetze zur Bekämpfung dieses Geistes offenbar nicht ausreichten, so müsse zu einer Ausnahmegesetzgebung geschritten werden. Die Regierung war sofort mit einer Umsturzvorlage bei der Hand. Sie beantragte die Aufhebung der Habeaskorpusakte für England und Schottland; sie wurde gewährt bis zum 1. Juli des Jahres und dann unter dem Eindrucke von ein paar Exzessen in den Fabrikdistrikten bis zum 1. März 1818 verlängert. Ferner wurde das Vereins- und Versammlungsrecht beschränkt, so daß sich mit den neuen Bestimmungen ohne Schwierigkeit das Verbot wissenschaftlicher Vorlesungen, die Schließung von Lesezimmern, die Unterdrückung der beliebten Debattierklubs rechtfertigen ließ. Natürlich kam auch die Presse dabei schlecht weg. Lord Sidmouth ermächtigte durch Rundschreiben an die Lordleutnants vom 27. März sämtliche Friedensrichter, die eidlich bezichtigten Verfasser und Verkäufer „blasphemischer und aufrührerischer Schriften" ohne weiteres zu verhaften. Damit hatte jeder Friedensrichter die Entscheidung darüber in der Hand, was ein „Libell" sei, und konnte den Verfasser oder Verleger eines solchen, da ja die Habeaskorpusakte aufgehoben war, auf unbestimmte Zeit in den Kerker werfen. Infolge dieser Bestimmungen ging damals Cobbett nach Amerika. Die Opposition gegen das Gesetz, die im Oberhause von Grey, Erskine und Wellesley, im Unterhause durch Romilly, Sir Francis, Burdett und Cochrane im wesentlichen vertreten wurde, hatte bei der überwiegenden Stimmung in beiden Häusern keinen Erfolg. Die Anwendung aber der neuen Bestimmungen rechtfertigte die äußersten Befürchtungen, der die Opposition vorher Ausdruck gegeben hatte, und zeigte sich um so hassenswerter, als die Regierung notorisch durch agents provocateurs, wie den berüchtigten Oliver, Unruhen anzetteln ließ, um neues Material zu haben.

Die Fremdenbill. Das neue Parlament von 1819.

Ganz im Geiste dieser Gesetzgebung gehalten war auch die Fremdenbill, durch die England politischen Flüchtlingen des Festlandes verschlossen wurde. Die Verlängerung dieses Gesetzes war die letzte Handlung dieses Parlaments, das am 10. Juni 1818 aufgelöst wurde. Als das neue Parlament am 2. Januar 1819 eröffnet wurde, hatte nach dem Abschlusse der uns bekannten Aachener Konferenz das Ministerium durch die Aufnahme des aus Aachen zurückgekehrten Lord Wellington eine neue Stütze der Reaktion erhalten. Die Opposition war zwar, nach heißen Wahlkämpfen, numerisch verstärkt in die beiden Häuser zurückgekehrt, sie hatte aber am 2. November 1818 durch den Tod Romillys einen unersetzlichen Verlust erlitten. An seiner Stelle hielt Mackintosh die Fahne humanerer Strafgesetzgebung hoch, und Sir Francis Burdett verfocht nach wie vor die Notwendigkeit einer Parlamentsreform, namentlich auch mit Hinweis auf den wachsenden inneren Notstand. Hatte doch in der harten Zeit vom Ende März 1817 bis Ende März 1818 das Armen-

wesen die kolossale Summe von 7870801 Pfd. Sterl. verschlungen. Bei dem agrarischen Charakter beider Häuser war aber an eine Linderung des Elends nicht zu denken. Wenn dieser Charakter an dem Hause der Lords nicht besonders auffallen konnte, da es sich wesentlich aus Großgrundbesitzern zusammensetzte, so konnten es nur abnormale Zustände sein, die dem Hause der Gemeinen einen verwandten Charakter gaben. Zunächst war es nur vermögenden Leuten an sich möglich, zu einem Sitze im Unterhause zu kommen. Abgesehen davon, daß es für anständig galt, auf die Diäten zu verzichten und vom eignen Gelde in dem teuren London zu leben, war die Wahl an sich äußerst kostspielig; einem freigebigen Gegner gegenüber konnte selbst der prinzipienfesteste und ehrlichste Mann von Ansehen nicht wohl aufkommen. Auch war das passive Wahlrecht an einen bestimmten Zensus gebunden, der 600 Pfd. Sterl. Grundrente für die Abgeordneten der Grafschaft und 300 Pfd. Sterl. Grundrente für die städtischen Abgeordneten normierte. Das wollte aber alles nichts gegen den Umstand bedeuten, daß von den 658 damaligen Mitgliedern des Hauses der Gemeinen nach einer mäßigen Annahme 424 ihren Eintritt der unmittelbaren Ernennung oder der Empfehlung der Regierung oder adliger Patrone verdankten. Eine ganze Reihe von Peers hatten je vier bis fünf Sitze im Unterhause zu vergeben; Lord Landsdale wurde im Scherze „des Sprechers neunschwänzige Katze" genannt, weil ihm neun Sitze zu Gebote standen. Es erklärte sich das teilweise aus altem Herkommen, teils aus der Zusammensetzung der Wählerschaft, die sich in der Mehrheit der wahlberechtigten Städte und Burgflecken aus wenigen Honoratioren oder auch Korporationen rekrutierte und meist völlig von dem benachbarten Lord abhängig oder jedenfalls für ihn käuflich war. Hatte aber dieser gerade kein Interesse daran, so wurde das Stimmrecht ohne jede Scheu und Scham öffentlich ausgeboten und an den Meistbietenden losgeschlagen. Das galt namentlich von den sogenannten „verfaulten Wahlflecken" (rotten boroughs), wie sie schon Cromwell genannt hatte. Man verstand darunter Ortschaften, deren Wahlrecht in keinerlei Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl stand. 75 gab es, deren Wählerzahl nicht 50 betrug, davon einige, die überhaupt keine berechtigten Wähler aufweisen konnten. So hatte Old-Sarum das Wahlrecht, ein Flecken von fünf elenden Häusern, so Gatton, das ein von niemand bewohnter Park geworden war, so Dunwich, das fast ganz vom Meer verschlungen war. Dagegen hatten die neu aufgeblühten großen Fabrikstädte, wie Manchester, Birmingham, Leeds, Sheffield



121. Sir Francis Burdett.
Nach dem Kupferstiche von H. Richter.

Die „rotten boroughs".

mit über hunderttausend Einwohnern, im ganzen 31 Städte mit je über zehntausend Einwohner keine Vertretung im Unterhause. Kaum konnte man sich etwas Widersinnigeres als solche Einrichtungen denken. Aber selbstverständlich war, daß die auf so unerhörte Weise Privilegierten kein Tüttelchen von diesem Fundament ihrer Herrschaft aufgeben wollten, wie sie auch festhielten an dem uns wie ein Märchen klingenden Gebrauche, daß die Wahlen nicht geheim waren, sondern mit öffentlicher Stimmabgabe vor sich gingen.

Die Massacre von Peterloo.

Darum wurde der Antrag Burdetts, den dieser Anfang Juli 1819 stellte, das Haus möge beim Beginne der nächsten Session den Zustand der sogenannten Volksvertretung in ernstliche Erwägung ziehen, mit einer Majorität von mehr als zwei Dritteln des Hauses verworfen. Infolgedessen stieg die Erbitterung, und in Manchester, Glasgow, Leeds, Birmingham und andern größeren Städten fanden Entrüstungsversammlungen statt, die jedoch völlig ohne Störung der Ordnung verliefen. Eine solche Versammlung in Birmingham wählte am 12. Juli in Sir Charles Wolseley einen sogenannten „legislatorischen Anwalt", der auch erklärte, er wolle einen Sitz im Hause der Gemeinen als Vertreter von Birmingham einnehmen; bei dem dermaligen Stande des Wahlrechts mußte es natürlich beim guten Willen bleiben. Ähnliches beabsichtigte man auch in Leeds und andern Städten. So war für den 16. August 1819 in Manchester ein großes Reformmeeting angesagt, und am genannten Tage rückten an 60000 Menschen aus Manchester und seinen Vorstädten in einzeln gegliederten Trupps und in vollster Ordnung nach dem St. Peterfelde, oder nach Peterloo, wie es im Volksmunde hieß. Die Behörden hatten militärische Macht zu eventuellem Einschreiten aufgeboten. Als „Redner" Hunt, von allgemeinem Jubel begrüßt, zu reden begonnen hatte, erhielt der Führer der Polizeimannschaft den Befehl, ihn zu verhaften, was dann auch ohne Widerstand geschah. Aber gleichzeitig ließ man auch Reiterei, Husaren, auf die unbewaffnete Menge einsprengen, ohne daß die Aufruhrgesetze verlesen worden wären, und nun war zwar binnen kurzem der Platz geräumt, aber auch ein paar hundert Menschen, darunter Frauen und Kinder, durch das Gedränge und durch die Säbelhiebe der Husaren verwundet, ein halbes Dutzend sogar getötet worden.

Die Knebelbills.

Während der Regent seine hohe Befriedigung über dieses ebenso ungesetzliche wie barbarische Vorgehen ausdrückte, herrschte sonst im Lande nur eine einzige Stimme der Entrüstung darüber. Sie äußerte sich in Versammlungen und deren Adressen an den Regenten. Den Reigen begann der Gemeinderat von London; aber er wie seine Nachfolger wurden sehr ungnädig beschieden, und Beamte, die sich an dieser Opposition beteiligt hatten, abgesetzt. Indes die Regierung begann dieser Bewegung gegenüber doch Sorge zu empfinden und fürchtete sogar eine gewaltsame Erhebung, der gegenüber Lord Sidmouth und Wellington die Truppen in die nötige Verfassung zu bringen suchten. Vor allem aber berief der Prinzregent das Parlament auf den 23. November, um sich von ihm die Verstärkung der Militärmacht und neue Ausnahmegesetze bewilligen zu lassen. So entstanden die sechs Gesetze, die man nachmals mit dem Namen der „Knebelgesetze" gebrandmarkt hat.

Gerade das erste davon verdiente diesen Namen nicht, denn es bestimmte beschleunigtes Gerichtsverfahren in politischen Anklagefällen, während man nach der Suspension der Habeaskorpusakte die Verhafteten unnütz lange in Haft gelassen hatte, ehe man sie vor Gericht stellte. Ein zweites Gesetz verbot bei schwerer Strafe militärische Übungen, mit oder ohne Waffen, wie letztere z. B. von den Arbeitern in Manchester vorgenommen worden waren. Ein drittes ermächtigte die Friedensrichter für die nächsten zwei Jahre nach ihrem Belieben bei Verdächtigen selbst durch nächtliche Haussuchungen auf versteckte Waffen zu fahnden, ein Gesetz, das im vollsten Gegensatze stand zu der englischen Auffassung von der sakrosankten Sicherheit des Privathauses gegenüber der Polizei. Die letzten drei Gesetze stellten tiefe Eingriffe in die Rechte der Presse und in das Versammlungsrecht dar. Verfasser und Verleger von „Libellen" wurden unter strengste Kontrolle gestellt, für ein erstmaliges Vergehen mit schwerem Gelde und Gefängnisstrafe, im Wiederholungsfalle mit Deportation bedroht. Das Versammlungsrecht aber wurde so gut wie aufgehoben. Nur der Lordleutnant, der Sheriff, in gewissen Fällen der Bürgermeister und fünf Friedensrichter durften größere Versammlungen berufen. Übrigens aber sollten nicht mehr als fünfzig Leute nach einer sechs Tage vorher beim Friedensrichter eingereichten Erlaubnisanfrage eine Versammlung bilden dürfen.

Diese Gesetzesvorschläge erhielten trotz der Opposition auch mancher der Torypartei angehöriger Mitglieder und natürlich derjenigen der Reformpartei doch die Billigung des Parlaments; ja sie waren manchen ultra-reaktionären Tories noch nicht streng genug. Am 29. Dezember schon konnte das Parlament auseinandergehen.

Die Verschwörung der Catostraße.

Im übrigen bot der Regierung ein ebenso unsinniges wie frevelhaftes Unternehmen willkommene Gelegenheit, auf die Berechtigung ihres Vorgehens hinzuweisen. Jener Thistlewood, der vor der stürmischen Spafieldsversammlung am 2. Dezember 1816 mit den beiden Watsons eine etwas unklare Verschwörung eingegangen war, hatte für seine Teilnahme an den Ausschreitungen des Jahres 1818 Gefängnis erhalten. Nach wieder erlangter Freiheit sandte er dem Lord Sidmouth eine schwere Duellforderung zu. Dafür wanderte er wieder und zwar auf ein Jahr ins Gefängnis. Nach Verbüßung dieser Strafe faßte er den Plan, das ganze Kabinett Liverpool zu ermorden. Er zog einige verlumpte Subjekte in seinen Plan, darunter einen gewissen Edwards, der im Solde des Lord Sidmouth stand. Dieser war es, der mit scheinbarem Eifer für die Sache Thistlewood auf eine günstige Gelegenheit aufmerksam machte. Am 23. Februar 1820 sollte ein Bankett bei Lord Harrowby zu Ehren der Kabinettsmitglieder stattfinden. Da wollte man eindringen, Handgranaten unter die Gäste werfen und wer den Geschossen etwa entginge, sollte mit den Waffen beseitigt werden. Dann sollte das alte Programm, das man schon früher mit den Watsons vereinbart hatte, ausgeführt werden. Natürlich wurden die Minister durch Edwards genau unterrichtet, und während Lord Harrowby zum Scheine alle Vorbereitungen zu einem Gastmahle treffen ließ, wurden alle Anstalten vorgesehen, die Verbrecher festzunehmen. Thistlewood hatte einen Bodenraum in der Catostraße gemietet; dort versammelte er sich mit den vierundzwanzig Teilnehmern seines Unternehmens, dort auch überraschte die Polizei am 23. Februar die ganze Bande. Thistlewood stieß zwar den Polizeileutnant Smithers, der zuerst eindrang, nieder und entkam in der Verwirrung: aber am nächsten Tage wurde er ausfindig gemacht und am 1. Mai mit vier seiner Hauptgenossen gehenkt. Die allgemeine Entrüstung des englischen Publikums über dies meuchelmörderische Komplott hätte die Regierung belehren sollen, daß der Plan einiger Wahnwitziger mit der allgemeinen Stimmung für Reform nichts zu schaffen hatte; aber sie wollte darüber gar nicht belehrt sein, sondern schlug aus der Verschwörung der Catostraße soviel politisches Kapital als möglich.

Das Jahr 1820 brachte England einen Thronwechsel, aber keinen Wechsel des Systems. Am 29. Januar starb König Georg III., nachdem wenige Tage zuvor auch sein Sohn, der Herzog von Kent, einer Lungenentzündung erlegen war. Besondere Freude hatte der alternde König an seinen Söhnen nicht gehabt. Der Herzog von Kent galt noch als der unschädlichste. Von dem Prinzen von Wales wird gleich die Rede sein. Sein zweiter Sohn aber, der Herzog von York, war im Jahre 1809 in einen so ärgerlichen Handel verwickelt gewesen, daß er seine Stellung als Oberster der Armee niederlegen mußte. Vom 1. Februar des genannten Jahres bis zum 20. März beschäftigte sich das Parlament und natürlich alle Welt mit den Enthüllungen des zarten Verhältnisses des Herzogs zu einer gewissen Mrs. Mary Ann Clarke und dessen Konsequenzen. Sie war für die Offiziersstellen der Armee die Vermittlerin gewesen, der Herzog hatte die Anstellung bewirkt und — Mrs. Mary Ann hatte dafür reichliche Silberlinge eingeheimst. Seit Jahren schon war der Geist des Königs völlig umnachtet gewesen und der Prinz of Wales hatte die Regentschaft geführt, rechtlich seit 1811. Um der Form zu genügen, legten mit der Thronbesteigung Georgs IV. die bisherigen Minister ihre Ämter nieder, um sie sofort wieder zu erhalten. Das Parlament wurde, dem verfassungsmäßigen Brauche entsprechend, wenn auch wider Erwarten zeitig, am 13. März aufgelöst. Ihm sollte eine Aufgabe gestellt werden, die, namentlich unter den augenblicklichen Umständen, den Rest von Achtung, den das englische Volk für seinen neuen König noch empfand, zerstören sollte.

Georg IV. als Prinz von Wales.

Georg IV. hatte als Prinz von Wales keinen Ehrgeiz mehr gepflegt, als den, der erste Gentleman Englands zu sein. Aber freilich nur äußerlich, nur in geckenhaftem Auftreten und in vornehm geltenden Wüstlingspassionen. Mit zwanzig Jahren hatte er sich durch die schöne Lady Fitzherbert dermaßen entflammen lassen, daß er mit ihr insgeheim eine Ehe einging. Aber die Lady war katholisch, sonst wäre nach den damals noch geltenden Gesetzen der Prinz seines Thronrechtes verlustig gegangen; überdies war die Ehe ungültig, da sie der gesetzlich geforderten Einwilligung des Königs entbehrte. Somit konnte der Prinz, als es das Interesse erheischte, durch Fox dem Parlamente auf Ehrenwort erklären lassen, daß von einer Ehe mit der Fitzherbert, der er übrigens schon bald Nachfolgerinnen gegeben hatte, gar nicht die Rede

sei. Da ihn sein zügelloses Leben tief in Schulden gestürzt, trotz reichen Einkommens und trotz mehrfacher Nachbewilligungen durch das Parlament, so blieb ihm schließlich kein andrer Ausweg übrig, als sich mit dem grollenden Vater auszusöhnen und eine standesgemäße Heirat zu schließen. Daraufhin kaufte ihn das Parlament mit $6\frac{1}{2}$ Millionen Pfd. Sterl. von seinen Gläubigern los. Die Erkorene des Thronfolgers, die der Vater ihm ausgesucht hatte, war eine Verwandte, die Prinzessin Karoline von Braunschweig, ein Naturkind, nicht ohne Anlagen, aber ohne feineren Takt und ohne wirkliche Weibeswürde. Sie hatte wohl Kenntnis von den wenig empfehlenswerten Charaktereigenschaften des Prinzen; aber sie war voll eitler Freude, zu einer so glänzenden Zukunft zu gelangen. Naiv versicherte sie dem zum Zwecke der Heiratsverhandlungen nach Braunschweig gekommenen Lord Malmesbury,



122. Georg IV., König von Großbritannien und Irland sowie von Hannover.
Nach dem gleichzeitigen Kupferstiche von Riepenhausen.

daß sie auch nicht ein bißchen eifersüchtig sein werde. Dieser urteilte ganz richtig über sie, daß sie an der Seite eines wackeren Mannes eine ganz brave Frau werden könnte; aber als Lebensgefährtin des Prinzen von Wales rechtfertigte sie das unsäglich traurige Urteil ihrer trefflichen Tochter, der Prinzeß Charlotte: „Meine Mutter war schlecht, aber sie wäre nicht so schlecht geworden, wenn mein Vater nicht noch viel schlechter gewesen wäre!“ Am 8. April 1795 wurde die Unglücksehe zwischen diesen beiden so wenig zu einander passenden Menschen abgeschlossen.

Unglückliches Verhältnis zwischen dem Prinzen und seiner Gattin.

Lord Malmesbury ist auch Zeuge jener unwürdigen Art gewesen, mit der am 5. April der Prinz seiner Braut bei der ersten Zusammenkunft begegnete. Kaum hatte er die Prinzessin, die der ihr gewordenen Instruktion gemäß sich auf ein Knie niederlassen wollte, daran gehindert, ebenfalls der Etikette gemäß, als er sich an den Lord mit den Worten wandte: „Harris, mir wird schlecht, bring mir, bitte, einen Schnaps!“ Als ihm der Lord ein Glas Wasser als zweckdienlicher empfahl, fuhr ihn der Prinz an: „Gottverdammt, nein!“ und hinaus war er. Die Prinzessin hatte allen Grund, sich zu wundern und die ängstliche Frage zu stellen: „Ist der Prinz immer so?“

Thatsächlich war er immer so. Am Hochzeitstage war er betrunken. Als Hofdame gab er seiner jungen Frau seine letzte Mätresse, die Lady Jersey. Als sie ihm am 7. Januar 1796 eine Tochter, die erwähnte Prinzeß Charlotte, geboren hatte, kündigte er ihr für immer die

Gemeinschaft. Sie lebte dann entfernt vom Hofe auf einem Landsitz. Dann ließ er ihr die Tochter wegnehmen, um sie getrennt von der Mutter und deren Einfluß zu erziehen. Im Jahre 1806 schon suchte er sie des Ehebruchs zu bezichtigen, was nicht gelang. Als 1814 die verbündeten Regenten England besuchten, schloß er die Gattin von allen Hoffestlichkeiten aus und wußte sogar den Besuch der fremden Fürstlichkeiten bei ihr zu hintertreiben. Kurz, nichts wurde versäumt, um dem unglücklichen Weibe das Dasein furchtbar zu verbittern. Da verließ sie 1814 das Land, um auf Reisen zu gehen. In der Ferne hörte sie von dem Tode ihrer Tochter Charlotte, die in glücklichster Ehe seit dem Mai 1816 mit dem in England aufhältlichen Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg lebte, aber zum tiefsten Schmerze der Nation am 6. November 1817 starb, nachdem sie einen toten Knaben zur Welt gebracht hatte. Aber auch ohne dies hatte die Mutter ihren sittlichen Halt längst verloren. Auf ihren Reisen begleitete sie der Kammerherr Bergami, von dessen Verhältnis zu ihr die anstößigsten Dinge berichtet wurden. Niemand empfand darüber größere Freude, als der ehrvergessene Gatte, der sie allenthalben durch seine Spione beobachten ließ, um Material für einen Schritt zu erhalten, an dessen Ausführung er nunmehr nach des Vaters Tode zu gehen gedachte.

Der Scheidungsprozeß.

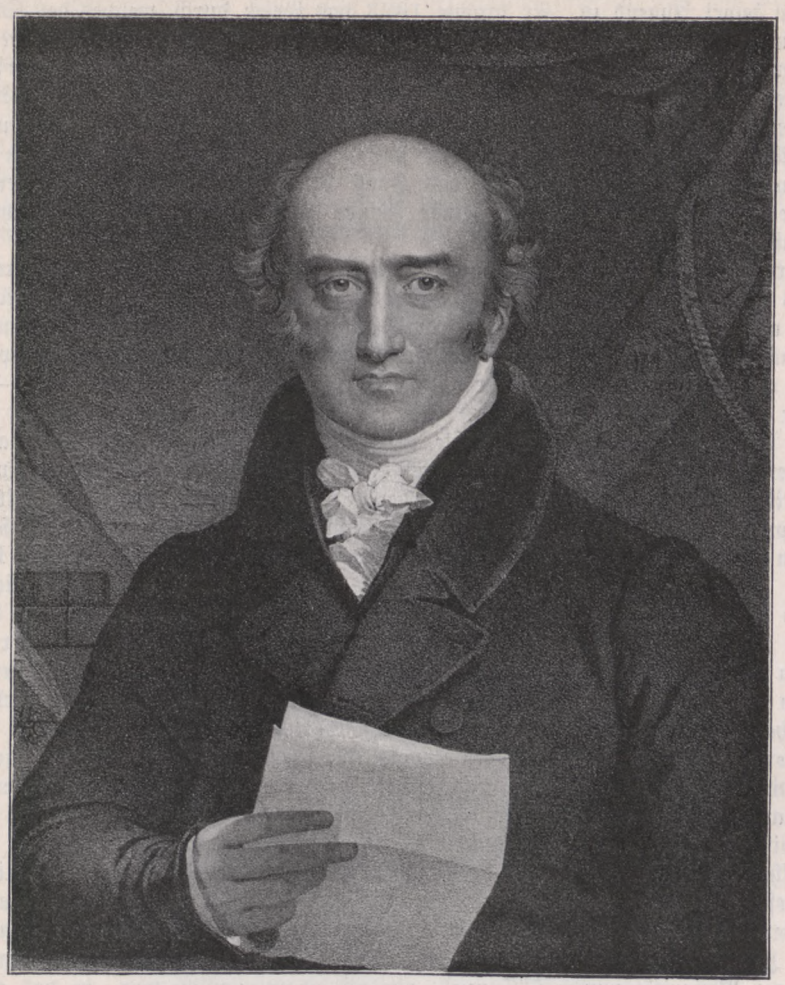
Sobald der Tod Georgs III. den Prinzregenten 1820 auf den englischen Thron rief, forderte er von Karoline Verzicht auf die Rechte einer Königin gegen ein Jahrgeld. Ihre Antwort auf das unwürdige Verlangen war, daß sie in Dover ans Land stieg. Mit Glockengeläute und stürmischen Hochrufen der Bevölkerung wurde sie empfangen. Die ganze Verachtung, welche England gegen König Georg IV. empfand, machte sich in den begeisterten Zurufen und Freudenbezeigungen Luft, mit welchen die Königin auf der Fahrt von Dover bis London begrüßt wurde. In der Hauptstadt stieg sie bei dem Alderman Wood ab, halb betäubt von den stürmischen Ovationen, die ihr zu teil wurden; später verlegte sie ihre Residenz nach Brandenbourg-House. Die Rache des Königs war, daß er durch Lord Liverpool bei dem Oberhause gegen die Königin Karoline eine Anklage auf Untreue einreichen ließ. Die Belastungszeugen, welche der König aus Italien kommen ließ, konnten nur bei Nacht unter militärischer Bedeckung nach London geschafft werden: so drohend war die Haltung des Volkes. Henry Brougham verteidigte die Königin glänzend; sie schickte sich zu einer Gegenklage vor dem Unterhause an: im Oberhause hatte der König für seine Bill nur eine Majorität von 9 Stimmen erzielt, im Unterhause war an ein Durchkommen gar nicht zu denken — da hielt es der König doch für geraten, die Anklage zurückzuziehen. Zum zweitenmal brach der Jubel des Volkes los; drei Abende hintereinander war London glänzend illuminiert. Zur Vergeltung versagte der König seiner Gemahlin die Teilnahme an der Krönung: in sechsspännigem Galawagen erschien sie vor der Westminsterabtei; allein alle Thüren waren verschlossen. Drei Wochen danach war sie tot (7. August 1821). Ganz London sprach von Gift; das Volk verlangte, daß der Leichenzug der „gemordeten" Königin am Palaste des Königs vorbeizöge; es kam sogar zu einem blutigen Handgemenge zwischen der Bevölkerung und den kommandierten Soldaten. Ekel erregend war der Abgrund der sittlichen Verworfenheit der höchsten Stände, den dieser Prozeß vor jedermanns Augen enthüllte: der Ruf nach Parlamentsreform erneuerte sich 1821 in bedrohlicher Stärke und fand in weitesten KreisenWiderhall.

Castlereaghs Ende. Canning

Als eine Art Vergeltung des Himmels sah man es allgemein an, daß Castlereagh, eines der gefügigsten Werkzeuge des Königs auch in diesem schmachvollen Prozeß, ein tragisches Verhängnis ereilte. Das Gehirnleiden, an dem er seit Jahren litt, steigerte sich so sehr, daß er in förmlichen Verfolgungswahnsinn verfiel; fortwährend sah er sich von furchtbaren Schreckbildern bedroht: am 12. August 1822 legte er Hand an sich und zerschnitt sich mit einem Federmesser die Halspulsader. Es war ein Zugeständnis an die öffentliche Meinung, daß Lord Liverpool und Wellington bei König Georg, obgleich dieser den aufgeklärten Mann nicht leiden konnte, die Ernennung von Canning zum Nachfolger Castlereaghs durchsetzten.

Canning.

George Canning war am 11. April 1770 in London geboren; die Familie jedoch stammte aus Irland. Im Jahre 1793 ins Parlament gewählt, schloß er sich den Tories an; der Abschaffung des Sklavenhandels und der Emanzipation der Katholiken galt sein ganzer Eifer. Durch Pitt gelangte er in das Ministerium, trat jedoch mit dessen Tode wieder aus; indes schon 1807 ward er wieder zum Minister, und zwar für die auswärtigen Angelegenheiten, ernannt. Das Duell mit Castlereagh (S. 288), in welchem er leicht verwundet wurde, wurde für ihn der Anlaß, wieder zurückzutreten. Acht Jahre später, während deren er Gesandter in



123. George Canning.

Nach dem Originale von Maurin gestochen von Engelmann (1827).

Lissabon gewesen, wurde er zum drittenmal Minister (für Indien), zog sich aber sofort zurück, als der Prozeß gegen die Königin Karoline von dem Kabinett begonnen wurde, und ging auf Reisen. Von diesen zurückgekehrt, trat er im Unterhause so nachdrücklich für die Emanzipation der Katholiken ein, daß das torystische Ministerium daran dachte, den unbequemen Parteigenossen als Generalgouverneur von Indien aus London zu entfernen: da starb Castlereagh.

Canningsche Verwaltung.

Als Minister des Äußern faßte Canning die realen Verhältnisse klar und ohne Vorurteil ins Auge; er war liberal mit Mäßigung, thatkräftig mit Bedachtsamkeit. Um die Interessen des englischen Handels zu fördern, anerkannte er die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien in Amerika; aus ähnlicher Ursache trat er für die Befreiung Griechenlands ein; aber er erkannte zugleich, daß durch die Verbindung mit den Volksbewegungen England ein ungeahntes Übergewicht in Europa erhalten könne. Daher löste er zuerst England aus dem Bann der reaktionären Politik der Heiligen Allianz und führte es in freiere Bahnen. Diese Grundsätze übertrug er auch, als er im April 1827 an die Spitze des Ministeriums getreten war, auf die innere Politik. Er setzte die Herabsetzung der Kornzölle bei steigenden Getreidepreisen im Interesse der ärmeren Bevölkerung durch. Von Anfang an aber wandte er sich den großen

Aufgaben seiner Jugend zu. Er brachte 1823 das Gesetz durch, welches den Sklavenhandel mit der Strafe des Seeraubes belegte, und durch weitere Parlamentsbeschlüsse beugte er den härtesten Körperstrafen vor, regelte die Eheschließungen der Negersklaven, gab ihren Religionsunterricht frei und schenkte ihnen das Zeugenrecht. Aber seine Katholikenemanzipationsbill, die er als Ministerpräsident nach seiner Erhebung zu diesem Amte im April 1827 eingebracht hatte, fiel mit einer Majorität von wenig Stimmen im Unterhause, während das Haus der Lords überhaupt dagegen war. Indes er gedachte „die Phalanx seiner Feinde zu durchbrechen"; allein schon am 8. August 1827 starb er.

Ministerium Wellington-Aberdeen.

Lord Goderich war der Erbschaft Cannings nicht gewachsen; am 2. Januar 1828 trat das Ministerium Wellington-Aberdeen sie an. Es war eine schwere Aufgabe, die der alte Kriegsheld Wellington damit auf sich nahm. Allein das Kabinett umfaßte noch mehrere Gesinnungsgenossen Cannings, wie Huskisson, Henry Temple (den späteren Lord Palmerston) und vor allem Sir Robert Peel, welcher 1821—1827 Minister des Innern gewesen war. Es war demnach begreiflich, daß es in den Bahnen Cannings fortzuwandeln strebte. Huskisson bewirkte mehr und mehr das Aufgeben der Schutzzölle und lenkte so allmählich in die Bahn des Freihandels ein. Der Katholikenemanzipation aber stimmte der Herzog selber zu. Wohl hatte Pitt 1800 die Union des englischen und des irischen Parlamentes durchgesetzt; aber sein Gedanke, die Iren den Engländern gleichzustellen, war an dem Widerstande Georgs III. gescheitert. Doch hatte seitdem die Frage nicht mehr geruht; Irland befand sich fortwährend in unwilliger Aufregung gegen die Korporationsakte, welche städtische Beamte zu dem Nachweise verpflichtete, daß sie das Abendmahl nach dem Ritus der anglikanischen Hochkirche empfangen hätten, und gegen die Testakte, welche jeden öffentlichen Beamten verpflichtete, das Dogma von der Transsubstantiation, eine Grundlehre des katholischen Bekenntnisses, abzuschwören, ebenfalls das Abendmahl in beiderlei Gestalt und Anerkennung des königlichen Supremats erheischte (s. Bd. VII, S. 87): jene also schloß die Katholiken von allen städtischen, diese von allen politischen Ämtern aus. Selbst anglikanische Bischöfe meinten, daß durch solche Gesetze die Religion nur in Mißkredit gebracht würde. Dennoch wies das Parlament Lord John Russells Antrag auf Aufhebung dieser Gesetze zurück. Eine leidenschaftliche Aufregung bemächtigte sich infolgedessen der Katholiken Irlands; die katholische Gesellschaft in Dublin wurde gestiftet, deren Seele der Advokat Daniel O'Connell war; allenthalben in Irland entstanden Zweigvereine derselben, deren Ziel Repeal (Aufhebung der Union) war. Mit ungeheurer Majorität wurde O'Connell, obgleich es ungesetzlich war, in das englische Parlament gewählt.

Die Katholikenemanzipation.

Wellington war mit Peel einverstanden, daß ohne Nachgeben Irland nicht wieder beruhigt werden könnte. Der drohende Bürgerkrieg brachte ihn von seiner eigentlichen Meinung zurück. Es macht ihm Ehre, was er später einmal im Parlamente erklärte: „Ich habe einen längeren Abschnitt meines Lebens als die meisten Menschen im Kriege, und das hauptsächlich im Bürgerkriege zugebracht, und ich sage: wenn ich meinem Vaterlande durch irgend welches Opfer einen Monat Bürgerkrieg ersparen könnte, so würde ich gern mein Leben dafür opfern." Der Antrag auf Emanzipation der Katholiken ging von neuem an das Parlament: an die Stelle der von jenen Akten vorgeschriebenen Bestimmungen sollte die an Eidesstatt gegebene Versicherung treten, daß das Amt niemals zur Schädigung der anglikanischen Kirche gemißbraucht werden solle. Dem stimmte das Unterhaus jetzt zu; im Oberhause trat Wellington persönlich für die Bill ein; viele Tories erschienen daher bei der Abstimmung nicht, so daß am 10. Juni 1829 die Bill auch bei den Lords durchging, nachdem sie am 13. April schon im Unterhause die Majorität erhalten hatte. Die Katholiken waren damit, wenn sie jenes Versprechen „bei dem wahren Gott der Christen" gaben, den Evangelischen gleichgestellt: eine der Hauptbestimmungen der englischen Verfassung war gefallen. Dagegen wurde der aktive Wahlzensus für Irland, der bisher nur 40 Schilling betragen hatte, auf 10 Pfd. Sterl. erhöht.

Wellington gegen weitere Reformen.

Wohl war Wellington von vornherein der Ansicht gewesen, daß wie ein Feldherr nicht alle Positionen behaupten könnte, so es auch ein Staatsmann nicht vermöchte. Jetzt aber war er der Meinung, daß die Nation genug Freiheiten hätte, und eine weitere Veränderung der Verfassung nicht angemessen wäre. Die Nation jedoch war mit nichten dieser Auffassung. Gerade der Sieg der öffentlichen Meinung in der Katholikenfrage erweckte allenthalben den Eifer, nun auch die Hauptfrage, die Reform des Parlamentes, in Angriff zu nehmen. Davon indes wollte Wellington, reaktionär gesinnt wie er war, am wenigsten etwas wissen; und auch das Parlament war auf das entschiedenste dagegen, sich reformieren zu lassen.



124. Wilhelm IV., König von Großbritannien und Irland.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Georgs IV. Tod. Wilhelm IV.

Da starb aber am 26. Juni 1830 Georg IV. Ihm folgte sein Bruder Wilhelm, Herzog von Clarence. Es mußte also nach englischem Brauche das Parlament aufgelöst und neue Wahlen mußten angeordnet werden. Nun fiel mitten in die Zeit der Neuwahl die Julirevolution. Sie gab den Engländern einen gewaltigen Antrieb, die Errungenschaften der Franzosen jetzt auch zu erringen: in überraschender Anzahl fielen die Wahlen liberal aus. Gegen eine liberale Majorität aber konnte sich Wellington nicht behaupten. Am 26. Oktober 1830 trat das neue Parlament zusammen, drei Wochen später nahm das Ministerium seine Entlassung. König Wilhelm IV. berief das neue Kabinett aus der Majorität der freisinnigen Whigs, welche für die Parlamentsreform waren. An der Spitze stand Lord Grey.

Wahlreform erneut abgelehnt.

Am 1. März 1831 stellte nun Lord John Russell den Antrag, daß 62 Wahlflecken von weniger als 2000 Einwohnern ihr Wahlrecht gänzlich verlieren sollten, und damit sollte das Unterhaus von 658 auf 596 vermindert werden; ferner sollten 47 Flecken von 2000—4000 Einwohnern je einen von ihren bisherigen Vertretern

einbüßen und die dadurch vakant gewordenen Sitze den Großstädten zur Vermehrung ihrer Vertreter, soweit sie solche schon hatten, oder überhaupt zur Vertretung, soweit sie solche noch nicht hatten, zuerteilt werden. Korporationen sollten ein ausschließliches Wahlrecht überhaupt nicht mehr haben, dagegen jeder Hausstand von einem Nettoeinkommen von 10 Pfd. Sterl.; hierdurch wurde die Wählerschaft etwa um eine halbe Million vermehrt. Endlich sollte jede Neuwahl zum Parlament binnen zwei Tagen abgeschlossen sein; man wollte damit der entsetzlichen, mit Trunkenheit und andern Lastern gepaarten längeren Wahlcampagne, wie sie uns Hogarths Bild so schön darstellt (s. Bd. VII, S. 728/29), wenigstens einigermaßen einen Riegel vorschieben. Vom 1. März bis 5. Juni dauerte der Redekampf über die Bill, die in erster Lesung mit nur einer Stimme Majorität angenommen, in dritter Lesung verworfen war, mit einer nur acht Stimmen zählenden Mehrheit. Das Ministerium wollte seine Entlassung nehmen, der König, wenngleich der Bill persönlich nicht zugethan, versagte sie vorsichtigerweise. Das Oberhaus erleichterte ihm einen auf die Auflösung des Parlamentes gerichteten Entschluß, indem es ihm einen solchen, unpassenderweise in die Kronrechte eingreifend, widerriet. Infolgedessen wurde das Parlament am 22. April aufgelöst; das Ministerium aber hatte vorher dem Könige, was diesen für Grey sehr einnahm, bei der Trennung der Zivilliste von der Staatskasse jene in ihrer ursprünglichen Höhe gerettet.



125. Lord Charles Grey.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Die Reformbill im Oberhaus.

Am 21. Juni 1831 trat das neu gewählte Haus zusammen; nach dreimonatlicher Verhandlung nahm es die Reformbill des Ministeriums mit 345 gegen 236 Stimmen an. Würde aber diesem Beschlusse das Haus der Lords zustimmen? Eben langte die Nachricht an, daß Warschau gefallen war. Dies erhob den Mut der Gegner der Bill: das Haus lehnte sie ab. Ein heftiger Ingrimm bemächtigte sich des Volkes gegen die Lords; eine Riesenprozession von vielen Tausenden Londoner Bürger überbrachte dem Könige eine Petition gegen das Oberhaus; mit Steinwürfen verfolgte man die Lords, wo sie sich zeigten. Wellington wurde beschimpft und mißhandelt; mit Mühe nur entging er dem drohenden Tumult; der Marquis von Londonderry wurde vom Pferde gerissen und durchgeprügelt; in den Provinzen kam es zu Brandstiftungen und Plünderungen. Da schlug Grey dem Könige die Ernennung einer Anzahl neuer Peers vor, um dadurch die Majorität des Oberhauses zu gewinnen. Dies immerhin bedenkliche Mittel lehnte indes Wilhelm ab, so daß das Ministerium seine Entlassung erbat und erhielt. Die Nachricht davon steigerte den Tumult im Lande auf das gefährlichste: England schien am Vorabende einer Revolution zu stehen.

Die Bildung des neuen Kabinetts übertrug der König Wellington. Das nahm das Volk als Kriegserklärung. Handel und Wandel stockte: man rüstete sich zum Kampfe; die Schotten standen bereit, jeden Augenblick loszubrechen. Allein Wellington gelang es trotz fünftägiger Bemühungen nicht, ein Kabinett zu bilden: niemand hatte

Lust einzutreten. Er gab daher dem Könige den Auftrag zurück, und dieser rief nun das Ministerium Grey wieder ins Amt. Grey erhielt jetzt die Genehmigung Wilhelms zu dem Peersschub. Doch kam es zu einem solchen nicht, denn der König ließ am 17. Mai 1832 durch Sir Taylor an die Führer der Opposition des Oberhauses die Bitte richten, zu erklären: „sie hätten sich entschlossen, auf weiteren Widerstand gegen die Reformbill zu verzichten." Diese Bitte hatte die Wirkung, daß mehr als 100 Lords zur Abstimmung im Hause nicht erschienen, so daß nun auch im Oberhause am 4. Juni 1832 das Reformgesetz die Stimmenmehrheit erlangte und dadurch der gefürchtete Peersschub vermieden wurde. Am 7. Juni bestätigte dann König Wilhelm die Parlamentsreform. Es waren natürlich in der langen Zeit der Verhandlungen Zusatz- und Verbesserungsanträge genug eingelaufen; die endgültige Fassung unterdrückte 56 Wahlflecken mit 111 Parlamentssitzen vollständig, 32 andern nahm sie den einen ihrer beiden Abgeordneten. Die so gewonnenen 143 Sitze wurden so verteilt: 42 Städte bekamen mit je einem, bezw. zwei Vertretern das Wahlrecht, 65 wurden den Grafschaften neu zuerteilt, acht davon den irischen, fünf den schottischen. Von einem allgemeinen Wahlrecht war also nicht entfernt die Rede, ja es gab, wie sich aus dem Mitgeteilten ergibt, auch jetzt noch eine Reihe von Ortschaften ohne jede Vertretung. Immerhin führte diese Reform zu dem gewünschten Ziele: ohne Blut, ohne Bürgerkrieg bestehende Mißbräuche wesentlich gebessert und teils beseitigt zu haben.

Durchführung der Wahlreform.

Aber noch ein andres Verdienst erwarb sich das Ministerium Grey, indem es in die Fußstapfen Cannings bezüglich der Sklaverei trat. Nachdem die Regierung bereits 1831 sämtliche Kronsklaven ohne Entschädigung freigegeben hatte, erklärte die Emanzipationsbill vom 28. August 1833 alle Sklavenkinder unter sechs Jahren für frei, ferner alle in Privatbesitz befindlichen Sklaven, etwa 750 000 an der Zahl, vom 1. August 1834 ab, vorausgesetzt eine noch sieben Jahre dauernde sogenannte Lehrlingszeit bei ihren bisherigen Herren. Aber schon am 1. August 1838 ließ England die volle Emanzipation eintreten, ohne freilich damit ganz den für die Neger wünschenswerten Erfolg zu erzielen, da diese, sich selbst überlassen, alsbald ein sozialer und wirtschaftlicher Übelstand wurden.

Sklavenemanzipation.

Englisches Geistesleben im ersten Drittel des Jahrhunderts.

Wie man in England mit dem sogenannten Klassizismus brach und zwar am frühesten in Schottland von dem französischen Geschmack abging, davon ist schon früher (Bd. VII, S. 715 f.) die Rede gewesen; der Name Burns und Percys Sammlung altenglischer Volksballaden legen dafür völlig Zeugnis ab. Beide Dichter haben nachhaltig und bestimmend eingewirkt auf den in seiner Art unübertroffenen schottischen Dichter Walter Scott (1771—1832). Er vertritt durchaus die Romantik, aber in ihrer gesundesten und anmutendsten Richtung. Durch seine Produktionen teils in gebundener, teils in ungebundener Rede gelang es ihm im Laufe der Jahre das Historisch-Romantische eine Zeitlang zum Mittelpunkt und Hebel der weltlitterarischen Bewegung zu machen.

Die Romantik.

Walter Scott, geboren am 15. August 1771 zu Edinburg, legte sich, während er die High-School zu Edinburg besuchte, weniger auf die klassischen Sprachen, als auf das Studium des Deutschen, Französischen und Italienischen. Als Brotstudium wählte er die Jurisprudenz und war schon mit 21 Jahren Rechtsanwalt. Schon früh durch Percys Reliques of Ancient English poetry angeregt, versuchte er sich zunächst in einer dichterischen Übertragung von Bürgers „Leonore" und „Wilder Jäger" (1796); 1799 erschien seine Übersetzung von Goethes „Götz von Berlichingen", die noch heute für mustergültig angesehen wird. Nun wandte er sich der heimischen Poesie zu. Im Jahre 1802 erschien seine Sammlung der volkstümlichen schottischen Balladen des Grenzgebietes: Minstrelsy of the Scotish Border, mit trefflichen geschichtlichen Erläuterungen versehen, 1804 ebenso kommentiert der altenglische Roman Sir Tristrem. Endlich trat er mit eignen Leistungen hervor: 1805 mit The lay of the last Minstrel, das sofort Beifall fand, 1808 mit der großartigen Ritterdichtung Marmion a tale of Floddenfield (vgl. Bd. V dieser Gesch., S. 587); im selben Jahre erschien seine Ausgabe von Dryden, der im nächsten Jahre die von Ralph Sadlers Staatsschriften sich anschloß. Auch

Walter Scott.

arbeitete er fleißig mit an der auf seinen Antrieb neubegründeten Quarterly Review, mit der er, als Organ der Tories, der whiggistischen Edinburgh Review entgegentreten wollte. Mit The lady of the Lake erreichte Scott 1810 den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens; die nun folgenden Dichtungen vermochten sich nicht in gleicher Weise Beifall zu erwerben. Da wandte er sich den Prosaerzählungen zu. Er war unsicher über den Erfolg und gab darum seinen ersten Roman Waverley 1814 ohne seinen Namen heraus, der, wenn auch nicht gleich, so doch nach und nach Beifall gewann. So behielt er die Maske noch eine Weile vor: der Verfasser des „Waverley" brachte dem Publikum 1815 Guy Mannering, 1816 The Antiquary, beide mit immer steigender Sympathie aufgenommen. Und nun folgten die vier Serien der Tales of my landlord, alle die Erzählungen enthaltend, die die ältere Generation von uns in ihrer Jugend entzückten: Rob Roy, Das Herz von Midlothian, die Schwärmer (Old Mortality), die Braut von Lammermoor, die Legenden von Montrose, Ivanhoe, Kenilworth, Quentin Durward, Woodstock, Nigel u. s. w. — Gewiß kann man seinen Romanen nachsagen, daß sie in der Einleitung oft etwas schleppend sind, daß es ihnen an künstlerischer Durchführung fehlt, daß manche Unwahrscheinlichkeiten mit unterlaufen, daß vor allem der antiquarische Kleinkram sich samt gewissen Schilderungen zu breit macht, aber wer wollte das bezaubernde Erzählertalent leugnen, wer die Trefflichkeit seiner Kulturbilder und Charakterzeichnungen übersehen und die Fähigkeit, alles in lebensvollster und spannendster Art darzustellen? — Ein harter Schlag traf den Autor, der mit Recht infolge seines vielschaffenden Bienenfleißes für einen reichen Mann gelten konnte — er war übrigens in Anerkennung seiner litterarischen Verdienste 1820 Baronet geworden — als im Jahre 1826 die Häuser Ballantyne und Constable, deren Geschäftsteilhaber er war, fallierten und ihm dadurch eine Schuldenlast von 117 000 Pfd. Sterl. aufbürdeten. Er beschloß als ehrlicher Mann, dieser Forderung gerecht zu werden, und strengte sein gesamtes Schaffensvermögen an, aber man kann nicht verkennen, daß nunmehr seiner Feder manches mittelmäßige Werk entstammte. So sein „Leben Napoleons" (1827). Auch seine Geschichte Schottlands (1830) gilt nicht als vollwertig. Bedeutender sind die in drei Serien erschienenen „Erzählungen eines Großvaters" (1828—1830) und eigenartig seine Letters on demonology. Der pekuniäre Erfolg war immerhin so, daß jene Schuldenlast auf 40 000 Pfd. Sterl. im Jahre 1830 zusammengeschmolzen war. Doch seine Gesundheit war gebrochen, es stellten sich Lähmungserscheinungen ein; ein Aufenthalt in Italien (Herbst 1831 bis April 1832) brachte keine Besserung; am 21. September 1832 starb er auf seinem Landgute Abbotsford am Tweed. Die Dankbarkeit des schottischen Volkes sorgte dafür, daß nicht nur der Schuldenrest beglichen, sondern seiner Familie ein Vermögen gesichert wurde.

Romantik und Naturpoesie.

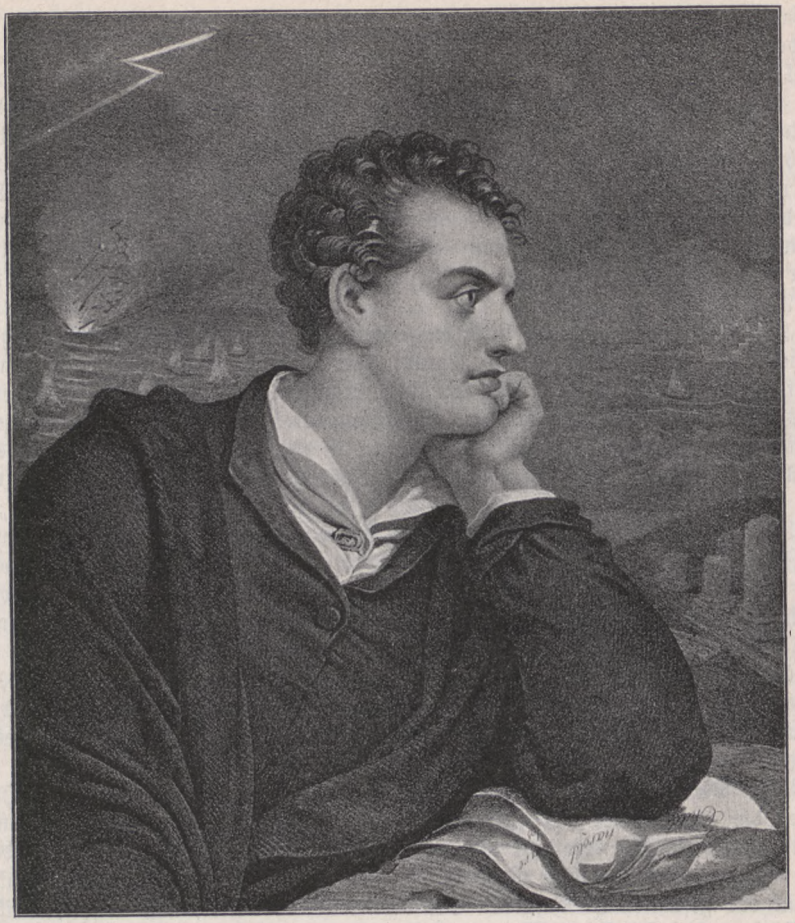
Auch im eigentlichen England wandte man sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von der konventionellen Poesie ab und vor allem der Naturpoesie zu. Von Thomson, Young, Macpherson ist schon die Rede gewesen (Bd. VII, S. 716). Thomsons Schüler, Thomas Gray (1716—1772) machte sich durch seine heute noch in England gern gelesene „Elegie auf einen Dorfkirchhof" bekannt. Vor allem aber fand die Naturdichtung in veredelterer und gehobenerer Weise Vertreter gegen Ende des Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in den Dichtern der sogenannten Seeschule, d. h. in einer Anzahl Dichter, die sich mit Vorliebe in der Schilderung der reizenden Seen von Westmoreland und Cumberland, aber auch des Meeres und der innigen Beziehung des Menschen zur Natur ergingen. Ihr Führer ist William Wordsworth (1770—1850), dessen streng loyale und hochkirchliche Gesinnung außer seinen anerkannten poetischen Leistungen ihn würdig erscheinen ließen, poët laureate, gekrönter Hofdichter, zu werden. Ihm schlossen sich an Samuel Taylor Coleridge (1772—1834) aus Devonshire (Christabel, der Romanzencyklus „Der alte Seemann", übrigens auch eine gelungene Übersetzung des Schillerschen „Wallenstein") und dessen Freund Robert Southey (1774—1843) aus Bristol (Johanna d'Arc, Thalaba der Zerstörer, Fluch von Kehama, Madoc Prince von Wales, Roderich, der Letzte der Goten), der seine Naturschilderungen aus aller Welt in seine romantischen metrischen Erzählungen verflocht, und übrigens ebenfalls, trotzdem er und sein Freund früher begeisterte Anhänger der Französischen Revolution gewesen waren, 1813 zum Hofdichter ernannt wurde. Auch als Prosaist war er namentlich auf geschichtlichem Gebiete nicht ohne Erfolg thätig; es mag aus vielem genannt sein seine Geschichte Brasiliens, das allgemein beliebte „Leben Nelsons" und die stark poetisch gehaltene Geschichte des Krieges auf der Pyrenäischen Halbinsel (History of the Peninsular war). Auch der Schotte John Wilson (1785—1854), der Londoner Samuel Rogers (1762—1855) und der Glasgower Thom. Campbell (1777—1844) gehören hierher. Der letztgenannte ist der Dichter des bekannten Liedes The mariners of

England und des Gedichtes „Die Schlacht von Hohenlinden“ (1800), der er selbst mit beigewohnt hatte. Seine poetischen Erzählungen, von denen Gertrude of Wyoming an Chateaubriands Atala erinnert, fanden vielen Beifall. — Schon Southey war auch als religiöser Dichter aufgetreten, auf gleichem Gebiete, aber ebenfalls in der Richtung der „Lakisten“ thätig, traten hervor James Montgomery (1771—1854) aus Ayrshire in Schottland und die Dichterin Felicia Hemans (1794—1835) aus Liverpool, die, angeregt von Herder, außer ihren kirchlichen Gesängen die herrlichen Eidgesänge und die Lieder vieler Länder (lays of many lands) dichtete und in diesen und andern Dichtungen eine tiefpoetische Natur enthüllte. Zwei ebenfalls hochbegabte Dichterinnen dieser Schule sind Karoline Norton (1808—1877) und Elizabeth Barrett-Browning (1809—1861).

Die „satanische Schule“.

In allen den vorgenannten Dichtern tritt eine einheitliche Weltanschauung zu Tage, die sich eins fühlt mit Gott und Natur, dem Zweifel wenig oder gar keinen Raum gönnt, darüber wohl auch in den lyrischen Ergüssen, wie es Southey zuweilen passiert, etwas platt wird. Dieser gesättigten Stimmung trat eine Dichtertrias entgegen, welche die Natur zwar auch als begeisternde Göttin verehrt, zugleich aber mit wilder Leidenschaftlichkeit auffaßte, sonst aber mit jenen Dichtern nichts gemeinsam hatte, vor allem nicht den loyalen Glauben an Thron und Altar, und ihnen darum als die „satanische Schule“ galt. Man kann die Richtung der Seedichter aber ebensogut aus dem Charakter der Zeit verstehen, wie die ihrer Widerpartner. Wer die Zeiten der Revolution in schon gereifteren Jahren miterlebt hatte und dann das Elend des langen napoleonischen Weltkrieges hatte mitansehen müssen, dem quoll im Herzen neben dem Bedürfnis nach Ruhe und beschaulichem Frieden auch Abscheu gegen die Revolution, Abscheu gegen die Aufklärung, die sie hervorgerufen, Abscheu gegen den doktrinären Atheismus, der vor, während und nach der Revolution immer wieder sein Haupt erhob. So erfreute man sich an der Schönheit der Natur, erfreute sich der nationalen Größe, des sicheren Schutzes unter einem gesicherten Königtum, freute sich des wiedergewonnenen Glaubens an Gott. Aber die Generation, die von der großen Revolution nur durch Hörensagen wußte, die schon unter der Herrschaft der sie glorifizierenden Mythenbildung stand, belebte wieder in sich ihre nur zurückgedrängten, nicht vernichteten Ideen; des Tages blasse Tugend widerte diese Jugend an, sie fand in der politischen Reaktion das Unglück der gesamten Menschheit. Sie verurteilte es bitter, daß diese Politik jede für sich thätige, frei schaffende Energie und Selbstbestimmung unterdrückte, und vergaß dabei, daß die Revolution und die Säbeldiktatur Napoleons ebenfalls solche Tyrannei ausgeübt hatte, wie die Restauration, wie die neueingesetzte Kirche und der neubegründete Staat. Dieser Zwiespalt zwischen dem geträumten Ideal und der verhaßten Wirklichkeit, diese Unfähigkeit, gegebenen Thatsachen Verständnis entgegenzubringen, erzeugte in den bevorzugten Geistern dieser Richtung Haß gegen alles Bestehende, Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit, der sich bis zum erbittertsten Atheismus steigerte, vor allem jene zerrissene Stimmung, die man mit dem Namen Weltschmerz belegt hat, jene Stimmung, die an die Kraft des Reinen und Großen im Menschen ebensowenig glaubt, wie an die sieghafte Kraft des Ideals in der Geschichte. Der Hauptvertreter aber dieses Standpunktes ist Byron (1788—1824), den man wohl als den größten der englischen Dichter nach Shakespeare zu bezeichnen pflegt. In erster Linie gehört er zu den problematischen Naturen, von denen Goethe spricht; in seiner Seele vereinigte sich fieberhaftes Verlangen nach Sinnengenuß mit Weltverachtung, Begeisterungsfähigkeit und kalte, alles zerstörende Zweifelsucht, Verzweiflung an Gott und dem Ewigen und doch wieder heiße Sehnsucht danach. Ein solcher Dichtercharakter mußte, wenn er der Zerrissenheit seiner Seele den Laut der Sprache lieh, unendlich einwirken auf ein Zeitalter, dem die Vergangenheit erhaben groß, die Gegenwart niederträchtig klein, die Zukunft trostlos und dunkel erschien. Auch die äußeren Lebensumstände des Dichters sind problematisch im Goetheschen Sinne gewesen, vielfach sind sie auch bezeichnend für den Stand der sogenannten höheren Gesellschaft in England.

Der „Weltschmerz“.



126. George Noël Gordon, Lord Byron.
Nach der Lithographie von Maurin.

Byron.

George Noël Byron-Gordon wurde am 22. Januar 1788 zu London geboren. Sein Vater, ein sinnloser Verschwender, starb zum Glück schon 1791. Mit den Resten des Vermögens wandte sich die Witwe mit ihren beiden Kindern nach Banff in Schottland, ein Aufenthalt, der zunächst körperlich dem schwächlichen, durch einen Klumpfuß verunstalteten Knaben wohlthat, dann aber auch geistig und gemütlich auf ihn einwirkte, da die wilde Schönheit der schottischen Landschaft tief auf den empfänglichen Knaben einwirkte. Der Tod eines Großoheims im Jahre 1798 schenkte ihm nicht nur ein reiches Vermögen und die Würde eines Lord und Peer, sondern vor allem die Möglichkeit eines guten Unterrichts, wie er ihm in fünfjährigem Aufenthalte auf der Schule von Harrow zu teil wurde. In Cambridge studierte er dann, d. h. er machte in ausgelassenster Weise den studentischen Unfug mit, der sich damals nicht sonderlich von dem des deutschen Universitätslebens unterschied. Im Jahre 1807 erschien unter dem Titel „Hours of Idleness“ (Stunden der Muße) eine erste Gedichtsammlung von ihm, die in der „Edinburgh-Review“ abfällig beurteilt wurden. Er rächte sich dafür durch die äußerst verletzend geschriebene Satire „English Bards and Scotch reviewers“. Von 1809—1811 begab er sich mit seinem Freunde Hobhouse auf Reisen, die ihn nach Griechenland und der Türkei führten; damals schwamm er, dem Leander nachahmend, von Sestos nach Abydos über den Hellespont. Die auf diesen Reisen gewonnenen Eindrücke sind sehr bestimmend für eine ganze Reihe seiner Dichtungen gewesen. Im Jahre 1812 erschienen die mit ungeheurem Beifalle aufgenommenen ersten beiden Gesänge von „Childe Harolds Pilgrimage“, im nächsten Jahre die unsern Geschmack etwas verworren und wüst anmutende türkisch-griechische Rache- und Liebesgeschichte „The Giaour“. Es folgten „Die Braut von Abydos“, „Der Korsar“, „Lara“, 1814 die hebräischen Melodien, die, uralten hebräischen Sangesweisen angepaßt, einzelne Ereignisse der

jüdischen Geschichte elegisch behandelten. Im Jahre 1815, das „Die Belagerung von Korinth“ und „Parisina“ brachte, verheiratete er sich mit Anna Isabella Milbanke-Noël, die einen ersten Heiratsantrag von ihm zurückgewiesen hatte, ein ebenso liebenswürdig kluges als schönes Mädchen, überdies sehr wohlhabend. Trotzdem war die Ehe keineswegs glücklich; er meinte sich von ihr nicht verstanden, er wollte sich in seinem von jeher wüsten Leben keine Beschränkungen auferlegen — nach der Geburt einer Tochter trennte sich die Gattin von ihm und ließ sich dann von ihm scheiden; ob noch außer der gegenseitigen, immer mehr gewachsenen Abneigung seinerseits ein besonderer schwerwiegender Grund gegeben worden ist, wie man vielfach behauptet hat, ist nicht erwiesen. Jedenfalls beeiferte sich die englische Gesellschaft jetzt um die Wette, ihn zu verurteilen und wie einen Aussätzigen zu meiden. Es war das dieselbe Gesellschaft, die an Skandalgeschichten wahrlich reich genug war, um sich über eine solche Vermehrung nicht sonderlich aufregen zu brauchen, die ersten Namen des hohen und mittleren Adels waren in solche verwickelt, unter ihnen auch der ruhmvolle des Siegers von Waterloo. Von dem Verhältnis des Siegers von Trafalgar zur Lady Hamilton ist schon die Rede gewesen. Aber man gefiel sich von Zeit zu Zeit darin, prüde zu sein, um Sittlichkeit wenigstens zu affektieren. Es mag hier auf ein lächerliches Beispiel hingewiesen werden: Anfang 1825 erschien eine Übersetzung von Goethes „Wilhelm Meister“; sofort fielen die frommen Kritiker über den unsittlichen Autor her, der eine Philine gezeichnet hatte. Kurze Zeit danach veröffentlichte eine bekannte Londoner käufliche Schönheit ihre Liebesabenteuer mit einer Reihe der vornehmsten Männer und fand bewundernde Leser für ihr Buch. Nicht lange nachher mußte der anglikanische Bischof von Clogher (Irland) wegen Knabenschändung flüchten und im August desselben Jahres wurde eine ganze Gesellschaft, gebildet zum Zwecke, dasselbe Laster auszuüben, gefänglich eingezogen. An ihrer Spitze stand das Mitglied einer sehr vornehmen Familie und Vizepräsident der Bibelgesellschaft des St. Georg-Kirchspiels. — Daß das Urteil einer solchen Gesellschaft für Byron nicht schwer wog, ist selbstverständlich. Immerhin wich er ihm und ging ins Ausland. An den Ufern des Genfer Sees, wo er mit Shelley bekannt wurde, der auch von seiner Frau getrennt und mit einer Geliebten zusammen lebte, dichtete er den „Prisoner of Chillon‘ und die Tragödie „Manfred“, eine dem Faust nachgebildete Gestalt, begab sich dann im Herbste 1816 nach Italien, wo „Beppo“, „Mazeppa“, die freiheitliebende „Ode an Venedig“ und „Don Juan“ begonnen wurde. Im Jahre 1820 ließ er sich in Ravenna nieder, wo er in ein enges Verhältnis zu der von ihrem Gatten getrennten Gräfin Guiccioli trat. Dort dichtete er die Tragödien „Marino Falieri“, „Sardanapalus“, „Die beiden Foscari“ und „Das Mysterium Cain“. Eingeweiht in die Pläne und Unternehmungen der Carbonari, hielt sich Byron bei der Unterdrückung der italienischen Revolution in Ravenna nicht sicher; er begab sich nach Pisa, dann nach Genua und endlich im Sommer 1823 nach Griechenland, um dort die Sache der Freiheit mit verfechten zu helfen. Er übernahm das Kommando einer von ihm errichteten Freischar, aber ehe er zu dem beabsichtigten Angriffe auf Lepanto schreiten konnte, erlag er einer ebensowohl durch seine fieberhafte Aufgeregtheit wie durch das Klima hervorgebrachten Krankheit am 29. April 1824 im 36. Lebensjahre. Da die Geistlichkeit seine Beisetzung in der Westminsterabtei untersagte, so wurde er in einer kleinen Dorfkirche unweit seines einstigen Lieblingssitzes Newstead-Abbey bestattet. — Goethe, der dem Dichter stets eine große Sympathie entgegenbrachte, die von Byron aufs herzlichste erwidert wurde — der Sardanapal ist dem Dichtergreise gewidmet — sagt bei einer Besprechung des „Manfred“ doch, daß die Byron eigne düstere Glut einer grenzenlosen Verzweiflung am Ende lästig werde und daß die Bewunderung und Hochschätzung des Dichters immer mit einem gewissen Verdruß verbunden sei. „Die Lebens- und Dichtungsweise des Lord Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurteilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält, er hat es wiederholt dargestellt, und kaum hat irgend jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet.“

Shelley.

Ebenfalls einer vornehmen Familie entsprossen, ebenfalls mit sich und der Welt zerfallen und einen entsprechenden Charakter in seinen Poesien zeigend ist Percy Bysshe Shelley (1792—1822), der sich schon mit 18 Jahren reif genug fand, um der Universität Oxford, die er besuchte, eine Abhandlung über — die Notwendigkeit des Atheismus einzureichen. Ein Jahr später heiratete er entgegen dem Willen seines Vaters ein von ihm entführtes Mädchen bei dem bekannten Schmied von Gretna-Green; die Ehe wurde aber ebenso unglücklich wie die Byrons und 1813 wieder getrennt. Durch Richterspruch wurde ihm das Recht genommen, seine Kinder zu erziehen. Darauf reiste er einige Jahre mit einer geistig bedeutenden Geliebten, der auch als Schriftstellerin bekannten Mary Wollstonekraft Godwin, die er nach dem Tode der ersten Frau 1816 heiratete. Von 1818 an lebte er in Italien, wo er auf einer Seefahrt von Livorno nach Lerici ertrank. Seine Dichtungen, von denen nur „Königin Mab“, „Alastor oder der Geist der Einsamkeit“, „Der entfesselte Prometheus“, „Die Empörung des Islam“, „Die Cenci“ genannt werden mögen, weisen dieselbe schrankenlose Genialität auf, dieselben teils pantheistischen, teils atheistischen Grundsätze, dieselbe

Keats. pessimistische Spekulation über soziale, religiöse und politische Zustände. — Als dritter endlich ist zu nennen John Keats (1796—1821), der Verfasser von „Endymion“ und „Hyperion“, der in jugendlichem Alter zu Rom durch tückische Krankheit hingerafft wurde.

Moore. Elliot. Hood. Wenn auch mit Byron befreundet, so doch ein ganz andrer Charakter und Dichter ist der Irländer Thomas Moore (1780—1852), teils aller Welt bekannt durch seine Irischen Melodien, Nationallieder, Kirchenlieder, insbesondere durch die morgenländische Dichtung „Lalla Rookh“, als auch seinerzeit als politischer Schriftsteller durch die scharfen Pfeile gefürchtet, die er gegen das Torysystem und seine Unterdrückung Irlands schleuderte. Über die sozialen Verhältnisse, die oben geschildert wurden, brachen den Stab Ebenezer Elliot (1781—1849), der Sänger der feurigen „Cornlaw Rhymes“, voll ergreifender Schilderungen des Elends und der Leiden der unteren Klassen, und Thomas Hood (1798—1845), der Dichter des packenden „Song of the shirt“ und andrer teils hochpathetischer, teils gemütlich humorvoller Gedichte.

Englische Kunst. Malerei. Plastik. Dem englischen Kunstleben fehlt es bis auf den heutigen Tag an staatlicher Aufmunterung; die Kunst wird meist aus Privatmitteln unterhalten und dient im wesentlichen privaten Interessen. Dem entspricht das geringe Entgegenkommen, das man den historischen Bildern gegenüber zeigt. Einer der bedeutenderen Künstler dieser Richtung, Haydon (1786—1846) legte in der Verzweiflung über den geringen Absatz, den seine Bilder fanden (Urteil des Salomo, Einzug Christi in Jerusalem), selbst Hand an sich. Mehr Anklang erweckten die trefflichen Schilderungen des englischen und schottischen Volkslebens durch David Wilkie (1785—1841); seine Gemälde: Dorfpolitiker, Zahltag, Testamentseröffnung beweisen seinen Humor und aufmerksame Lebensbeobachtung. Als Landschaftsmaler ragt J. M. W. Turner (1775—1851) hervor, als Porträtmaler Thomas Lawrence (1769—1830), beide ausgezeichnet durch treffliche Farbengebung. Als Kolorist nicht unbedeutend war auch Robert Leslie (1794—1859), dessen Bilder ihren Stoff wesentlich der heimischen Litteratur, besonders Shakespeare entnahmen, wie es denn überhaupt mit der produktiven Einbildungskraft im Lande jenseit des Kanales auf künstlerischem Gebiete schwach bestellt ist. — In der plastischen Kunst reicht in das erste Viertel des Jahrhunderts John Flaxman (1755—1826) herein, die Zeitgenossen weit überragend; er ist durchaus Vertreter der antiken Richtung, wenngleich er späterhin auch von der Romantik nicht unberührt blieb, namentlich als er sich der Darstellung religiöser Stoffe zuwandte (Kampf zwischen St. Michael und dem Satan). Auch Gibson (1791—1866) huldigte ursprünglich noch der Antike, während der aus niederem Stande stammende Autodidakt Francis Chantrey (1781—1841) sowohl in seinen Porträtstatuen wie in seinen Idealfiguren einen selbstständigen, nationalen Kunststil auszubilden bestrebt war.

Baukunst. In der Baukunst herrschte, entgegen den seinerzeit von Christopher Wren, dem Architekten der Paulskirche, gemachten Bestrebungen, die Renaissance einzuführen, der spätgotische Stil mit reicher Prunkentfaltung vor, wie in Sir Charles Barrys (1795—1860) großartigem Parlamentsgebäude und in James Wyatts (1748—1813) Ausbau des Windsorschlosses und in den meisten Landsitzen des hohen Adels.



Fünfter Zeitraum.

Bewegungen in Europa seit der Julirevolution (1830—1848).

Der Eindruck, den die Julirevolution in Europa zunächst hervorrief, war allgemeine Überraschung und Erstaunen. So jäh war sie hereingebrochen, so rasch ihr Verlauf gewesen, so vollständig schien ihr Triumph zu sein, daß es einiger Zeit bedurfte, bis die Völker das große Ereignis gefaßt und praktisch begriffen hatten. Es schien, als hätte der Blitz in den alten Staatsbau eingeschlagen; doch erst nach geraumer Zeit schlugen die Flammen aus den Dachsparren empor. Überall dort, wo weder eine altbegründete Verfassung noch ein altangestammtes Fürstenhaus die Aufregung der Gemüter mäßigte, kam es zu einer gewaltsamen Empörung gegen das Bestehende. Denn das Beispiel Frankreichs schien auf den rechten Weg zu deuten, um alle Beschwerden mit einem Schlage zu beseitigen. Man glaubte überdies Frankreich als verpflichtet ansehen zu müssen, allen Bedrängten und Unzufriedenen zu helfen. Und wirklich ließ es Frankreich nicht an unbestimmten Versprechungen fehlen, und Straßenhelden aus Paris tauchten da und dort auf, um die gedrückten Völker zu lehren, wie man eine Revolution zustande bringe.

Allgemeiner Eindruck der Revolution.

Revolutionärer Zündstoff war in Menge in den meisten Staaten Europas aufgehäuft. Italien, zerstückelt, von Spionen überwacht, unter Fremdherrschaft seufzend, erwartete mit steigendem Ingrimm die Gelegenheit, seine Ketten abzuschütteln. Täglich, erzählte man sich, sahen die Italiener nordwärts, ob denn die Franzosen immer noch nicht über die Alpen herabsteigen würden, um sie von ihren Unterdrückern zu befreien. Polen ertrug mit verhaltenem Hasse die Herrschaft Rußlands; Belgien fühlte sich allerorten benachteiligt und zurückgesetzt durch die herrschenden Holländer. Preußen fand vielerlei Schwierigkeiten in seinen neuen rheinischen Provinzen; im größten Teile Deutschlands regte sich ein neuer Freiheitsgeist, welchen die Staatskünstler in Wien mit allen Mitteln niederzuhalten strebten. Spanien und Portugal standen an der Schwelle des Bürgerkrieges. Nur in Nordeuropa und Süddeutschland herrschte Ruhe.

Verschiedene Empfänglichkeit in den einzelnen Ländern.

Die Heilige Allianz hatte den Grundsatz von der Gemeinsamkeit der Interessen der Legitimität aufgestellt. Die Julirevolution hatte ihn durchbrochen, ohne daß jemand die Hand zur Abwehr erhoben hatte. Die leitenden Minister Rußlands und Österreichs, Metternich und Nesselrode, hatten am 6. August 1830 eine Besprechung in Karlsbad gehabt und auf dem sogenannten chiffon de Carlsbad (Karlsbader Wisch)

Völlige Durchbrechung der Heiligen Allianz.

in knappster Form die Grundregel festgesetzt, daß man sich in die inneren Verhältnisse Frankreichs nicht mischen wolle. Freilich bedauerte Metternich aufs lebhafteste, daß man nicht 700000 Mann zur Verfügung habe, und meinte klagend, mit dem alten Europa habe es ja nun ein Ende. Womit er so ziemlich recht hatte. Aber nicht bloß in Frankreich, sondern auch in England hatte der Liberalismus die Regierung in die Hand bekommen. Damit war der Zwiespalt unter den Großstaaten noch fühlbarer geworden. Bis zur Julirevolution hatten sie sich das Recht zugesprochen, in die Verhältnisse der übrigen Staaten nach eignem Ermessen einzugreifen, und dies Recht der Intervention auch in Italien wie in Spanien mit Nachdruck geübt. Jetzt war das nicht mehr durchführbar, sondern sie mußten sich bescheiden, jedem Staate die Ordnung seiner Angelegenheiten selbst zu überlassen, und die vollendete Thatsache sich gefallen lassen, wenn auch die drei östlichen großen Monarchien bedacht waren, ihre Anerkennung von Thatsachen, welche die Festsetzungen des Wiener Kongresses oder die Grundsätze der Heiligen Allianz durchbrachen, solange wie möglich hinauszuschieben. Daher konnte der Zustand Europas, den die Übereinstimmung der fünf Großmächte gegründet hatte, sich nicht halten, als jetzt zwei davon eine andre Richtung des Handelns einschlugen, als Grundsätze, welche bisher zurückgedrängt oder gar bekämpft waren, bei den Vormächten des Westens anfingen, Schutz und Förderung zu gewinnen. Das zeigte sich gleich bei der ersten Gelegenheit: ein Staat, geboren aus der Revolution, fand die Anerkennung Europas.

Der Abfall Belgiens.

Die Vereinigung Belgiens und Hollands.

Der Wiener Kongreß, dem Land und Volk nur Quadratmeilen und Bewohnerzahl bedeuteten, war der Meinung gewesen, durch Verstärkung der Nachbarstaaten Frankreich einzudämmen. Darum war Sardinien durch die alte Handelsrepublik Genua vergrößert worden, Holland durch die früher österreichischen, dann französischen Niederlande.

Deren Nachteile.

Diese Vereinigung Belgiens mit Holland war vielleicht die unglücklichste Schöpfung diplomatischer Kunst. Freilich hatten vor mehr als zweihundert Jahren beide Länder zusammengehört; aber schon in den Zeiten ihres Freiheitskampfes gegen Spanien hatten sie sich der Religion halber voneinander getrennt und waren dann ganz verschiedenen Bahnen der Entwickelung gefolgt. Holland hatte mit dem evangelischen Bekenntnisse seine politische Unabhängigkeit bewahrt und schaute auf eine ruhmreiche Geschichte zurück; seine Bevölkerung war rein germanisch. Belgien war katholisch und zugleich Provinz fremder Großmächte geblieben; seine Bevölkerung bestand zwar zum größeren Teile aus Flamändern, welche den Holländern nahe verwandt waren, diese aber haßten, weil sie ihnen das Holländische aufzwingen wollten, und aus stark französierten Wallonen, unter denen die Ideen der französischen Revolution noch immer starken Anhang hatten. In Holland überwog der Handel, in Belgien Ackerbau und Industrie; woher denn in jenem Lande der Freihandel, in diesem der Schutzzoll die Majorität seiner Anhänger zählte. Dazu kam, daß die Holländer, obgleich noch nicht $2^1/_2$ Millionen stark, sich den 4 Millionen Belgiern doch weit überlegen deuchten, in ihnen nicht Brüder, sondern Niederländer zweiter Klasse, fast Untergebene sahen, und dadurch stets von neuem die Belgier reizten und verbitterten. König Wilhelm zumal, durch die Leiden einer zwanzigjährigen Verbannung aus dem Lande seiner Ahnen tief verstimmt und mißtrauisch gemacht, sah in Belgien kaum etwas anderes als eine eroberte Provinz, die sich einfach zu fügen, aber nicht entfernt den Anspruch auf Gleichberechtigung mit dem Stammlande oder auf die Erfüllung irgend welcher Sonderwünsche hätte, besonders wenn diese Geldaufwand erforderten, was seinem sparsamen Wesen doppelt widerwärtig war. Hatte er doch, sofort nach seiner Rückkehr aus seinem Exil in England, während noch Europa gegen Napoleon kämpfte, im März 1814 kurz entschlossen Belgien besetzt und war dann mit der vollendeten Thatsache dem Wiener Kongresse entgegengetreten.

Verfassung der vereinigten Lande.

Eine Verfassung verband die beiden verschiedenartigen Reichshälften. Dieselbe sicherte allen Staatsbürgern gleiche religiöse und politische Rechte zu, setzte aber eine zehnjährige Budgetperiode fest, gewährte überhaupt der Krone sehr ausgedehnte Rechte,

bezeichnete die Minister als nur dem Könige verantwortlich und legte die sehr bedeutende holländische Staatsschuld zur Hälfte auch auf Belgien, dem überdies nur dieselbe Zahl von Vertretern (55) in den Generalstaaten zugebilligt war wie dem kleineren Holland. So enthielt sie für Belgien Demütigung und Benachteiligung zugleich. Es war daher begreiflich, daß von den nach Brüssel berufenen belgischen Notablen eine Mehrheit von 796 gegen 527 Stimmen sich für die Ablehnung einer solchen Verfassung entschied. Da indessen etwa 280 der Einberufenen ausgeblieben waren, so wurden diese sämtlich den 527 zustimmenden Notabeln zugezählt und dadurch gerade noch eine Mehrheit für die Annahme erzielt. Die Proklamation des Königs bezeichnete hiernach die Verfassung als von den holländischen Generalstaaten, die mit großer Mehrheit zugestimmt hatten, wie von den belgischen Notablen angenommen und achtete aller Proteste nicht, die zahlreich aus dem Süden des vereinigten Königreichs einliefen. Das verstimmte und reizte: die Verfassung, welche dazu dienen sollte, die Verschmelzung der beiden Nationalitäten herbeizuführen, wurde für die Belgier eine Rüstkammer für fortwährende Klagen und Beschwerden. Die Belgier fühlten sich eben eingeengt, ja beherrscht von einem ihnen nach Religion, Nationalität und Geschichte fremden Volke — das war der wahre Grund ihrer Unzufriedenheit, die jeden Anlaß benutzte, sich Luft zu machen. Natürlich reizten diese steten Beschwerden, die, nach dem Anlasse, nicht nach dem tiefer liegenden Grunde beurteilt, nicht selten wenig gerechtfertigt waren, auch die Holländer wieder und riefen in diesen eine mit Geringschätzung sich mischende Abneigung gegen die neuen, stets unzufriedenen Brüder hervor.

Gegenseitige Beschwerden.

Die Belgier beschwerten sich über die Einführung des Holländischen als der Amtssprache: aber das Französische wurde in Belgien nur in den Kreisen der Gebildeten und in den größeren Städten gesprochen, und das Vlämische war eine Sprache ohne Grammatik und Litteratur. Die Steuern wurden erhöht: gerade die Instandhaltung der belgischen Grenzfestungen verschlang alljährlich ungeheure Summen. Die Belgier hatten die holländische Staatsschuld, welche größtenteils für die Erhaltung der holländischen Kolonien entstanden war, mit zu tragen: aber sie hatten jetzt auch den Mitgenuß der Kolonien. Antwerpen z. B. riß einen großen Teil des Handels von Amsterdam und Rotterdam an sich und führte 1829 aus Java dreimal so viel Kaffee ein wie Amsterdam; auch andre Städte Belgiens hatten teil daran.

Zutreffender waren andre Beschwerden. Die Verfassung verbürgte Unabhängigkeit der Rechtspflege. Die Schwurgerichte, welche bis zur Vereinigung in Belgien bestanden hatten, wurden aufgehoben, Unabsetzbarkeit der Richter aber wurde nicht gewährt, so daß die Richter und damit die Rechtspflege von der Regierung abhängig blieben. Die Verfassung versprach ferner Preßfreiheit; aber die sehr strenge Verordnung vom 20. April 1815 zog der Presse enge Grenzen und gab sie bei der Unfreiheit der Rechtspflege hilflos in die Willkür der Regierung; gegen freimütige Zeitungsschreiber wurde sehr rücksichtslos eingeschritten. Ungünstig war ferner das Verhältnis der beiden Nationalitäten in den oberen Ämtern und Militärstellen: auf 317 Holländer kamen im Jahre 1829 nur 81 Belgier. Die Kontrolle der Staatsfinanzen durch die Generalstaaten endlich war nur Blendwerk, da alle ordentlichen Ausgaben auf zehn Jahre bewilligt wurden und nur die außerordentlichen auf ein Jahr, diese aber nicht selten ohne weiteres mit den ordentlichen vermischt wurden. Niemand wußte, wo die hohen Steuererträge blieben; in Brüssel erzählte man sich, der König treibe Privatspekulationen damit, und es gab Leute genug, die es glaubten.

Die liberale Opposition in Belgien.

Dies waren die wesentlichsten Umstände, auf welche sich die Liberalen in Belgien bei ihrer Opposition gegen die Regierung stützten. Ihr Einfluß war um so größer, als er eben von der nationalen Abneigung gegen das Holländertum getragen wurde. Für ihre beste Feder galt Louis de Potter, geboren am 26. April 1786, ein Schriftsteller von großer Beweglichkeit und gründlichen Studien; sein Reichtum gab ihm eine ganz unabhängige Stellung. Mit sehr eindringenden Worten mahnte er das belgische Volk, seine Nationalität zu verteidigen, seinen gerechten Forderungen Erfüllung zu verschaffen; mit größter Rücksichtslosigkeit griff er die Regierung an. Zur Führerschaft

De Potter.



127. Louis de Potter.
Nach dem Originale von Julien lithographiert von Lemercier.

in der liberalen Partei verhalf ihm schließlich eine Gefängnisstrafe von 18 Monaten, die er 1828 verwirkte durch eine öffentliche Aufforderung, alle ministeriell gesinnten belgischen Bürger zu ächten. Von gleichem Geiste zeigte sich fast die ganze Presse Belgiens beseelt; in Zeitungen und Flugschriften wurde unaufhörlich Krieg gegen die Regierung geführt. Dazu kam, daß in Paris eine beträchtliche Anzahl von Belgiern lebte, meist jüngere Leute, mit demokratischen Ideen erfüllt, die nicht müde wurden, ihre Landsleute in der Heimat durch Briefe, durch Zeitungskorrespondenzen zur Erhebung gegen die Unterdrückung aufzurufen.

Der belgische Katholizismus.

Ohne Zweifel mächtiger, wenn auch weniger laut trat die Opposition der katholischen Geistlichkeit in Belgien auf. Während der spanisch-österreichischen Zeit war ihr Einfluß unbegrenzt gewesen; noch immer besaß sie die größte Geltung sowohl bei dem hohen Adel, als auch bei den niederen, sehr bigotten Volksklassen. Nur 1786 hatte Joseph II. ihre Macht anzugreifen versucht, indem er die Ausbildung der Geistlichkeit unter staatliche Kontrolle zu stellen versuchte, eine der Hauptursachen zur Er-

hebung gegen die österreichische Herrschaft. Diese Geistlichkeit zeigte sich durchaus ultramontan-jesuitisch gesinnt und ertrug daher nur mit größtem Widerwillen die Herrschaft eines Staates, der durch Abfall vom katholischen Bekenntnis erst zur Selbständigkeit gelangt war, ein Fürstenhaus, das zu den Hauptstützen des Calvinismus gehörte, eine Regierung, welche in Glaubenssachen Gleichberechtigung für alle Unterthanen verlangte. Es mußte das ernste Bestreben dieser Regierung sein, diese versteckte, aber einflußreiche Gegnerschaft dadurch zu brechen, daß sie ihren Einfluß eindämmte und einem aufgeklärten Geiste Eingang in den Klerus verschaffte. Dieser aber hatte sich seinen Einfluß für die Zukunft dadurch gesichert, daß er die höheren Schulen des Landes in seine Hand gebracht hatte, und war auch der Gesinnungen des geistlichen Nachwuchses dadurch gewiß, daß die jungen Priester ihre Ausbildung ausschließlich in den bischöflichen Seminaren empfingen, die ganz in jesuitischem Geiste geleitet wurden.

Verstaatlichung der Schulen.

Gegen diese beiden Bollwerke des Ultramontanismus richtete daher zunächst die Regierung ihre Maßregeln. Im Juni und Juli 1825 erschien eine Reihe von Verordnungen, durch welche in Schulen, Gymnasien und Universitäten der Volkserziehung eine gesunde Richtung gegeben wurde; alle höheren Schulen wurden für Staatsanstalten erklärt und dadurch dem klerikalen Einflusse mit einem Schlage entzogen. Im August desselben Jahres gründete die Regierung dann das Philosophische Kollegium zu Löwen, auf welchem jeder junge Priester zwei Jahre studiert haben mußte, bevor er in ein bischöfliches Seminar eintreten durfte: ein wirksames Mittel, um bigottem Geisteszwang vorzubeugen.

Erbitterung der Geistlichkeit.

Im innersten Herzen angegriffen, wurde die Geistlichkeit durch diese Maßregeln bis zum Fanatismus erbittert; all ihren Einfluß wandte sie auf, um das niedere Volk zum Hasse gegen die Regierung zu entflammen. Im Beichtstuhl wie von der Kanzel erhob sie Anklage gegen ihre Verfolger und Protest gegen den Glaubenszwang, obwohl der Glaube nicht im geringsten von den beschränkenden Maßregeln der Regierung betroffen war. Vielmehr hatte diese, da in Frankreich seit der Thronbesteigung Karls X. der politische Einfluß des Klerus sichtlich gewachsen war, einer ähnlichen Steigerung der Macht desselben in Belgien beizeiten vorbeugen wollen.

Unklare Lage der Liberalen.

Die belgischen Liberalen befanden sich diesen Maßregeln der Regierung gegenüber in unbehaglicher Lage: billigen mochten sie dieselben nicht, um nicht die Regierung zu stärken, und tadeln konnten sie dieselben auch nicht, ohne die Grundsätze des Liberalismus zu verleugnen. Es mußte jetzt klar werden, ob ihnen ihr Kampf gegen die Regierung oder ihre Grundsätze teurer wären.

Hartnäckigkeit der Regierung.

Unbeirrt ging die Regierung ihren Weg: sie schloß die priesterlichen Erziehungsanstalten, wandte selbst Waffengewalt an, wenn fanatisierte Pöbelhaufen ihr dabei Widerstand entgegenzusetzen versuchten, verbot den Belgiern den Besuch ausländischer, von Jesuiten geleiteter Pensionate und schickte mit einem gewissen Schaugepränge ganze Wagen voll Frères ignorantins, denen sie als verkappten Jesuiten den Aufenthalt in den Niederlanden verboten hatte, über die Grenze. Aber ebenso verschloß sie auch nach wie vor allen Beschwerden der Liberalen ihr Ohr. Ja, sie führte die Mahlsteuer ein, welche, in Belgien höchst unpopulär, zu vielen Beschwerden noch eine neue fügte. Der König, eine starrsinnige, rechthaberische Natur, war Ratschlägen wenig zugänglich. In seiner Eigenwilligkeit wollte er persönlich regieren, allein „der Mittelpunkt von allem, die Seele des politischen Körpers" sein. Aber er war dabei ein Freund der Ordnung, praktisch und verständig; in diesem Sinne führte er die Regierung. Seine Maßnahmen zur Förderung des Handels wie zur Belebung der Industrie erwiesen sich als erfolgreich; sie kamen besonders dem Mittelstande in den Städten zu gute und fanden hier bereite Anerkennung. In den handeltreibenden und industriellen Kreisen wurden allmählich die nationalen und religiösen Schranken durchbrochen: belgische Fabrikanten siedelten sich in holländischen Städten an, holländische Handelsherren zogen mehr und mehr nach dem Süden in den Kreis ihrer Geschäfte. So begann sich im Laufe der Jahre ein Umschwung in der Gesinnung des belgischen Mittelstandes zu vollziehen, welche die

Befestigung der holländischen Herrschaft auch im Süden des vereinigten Königreichs förderte, gegründet auf die Fürsorge, welche die Regierung den praktischen Interessen des Lebens nachhaltig zu teil werden ließ.

Bündnis zwischen den Klerikalen und den Liberalen.

An die Bedeutung dieses Umstandes, der allmählichen Befestigung der oranischen Herrschaft in den belgischen Mittelklassen, knüpft sich im Grunde die Weiterentwickelung der Dinge. Denn nicht nur erkannten allgemach die beiden Oppositionsparteien der Liberalen wie der Klerikalen die Wirkungslosigkeit der Angriffe, die sie jede für sich gegen die Regierung richteten, sondern sie mußten auch wahrnehmen, daß die Masse ihrer Anhänger von Jahr zu Jahr mehr dadurch hinschwand, daß die Regierung die Leute der praktischen Interessen für sich zu gewinnen verstand. Zuerst kam diese Erkenntnis der Geistlichkeit. Unversöhnlich in ihrem Kampfe gegen die Regierung, suchte sie dort Stärkung und Bundesgenossenschaft, wo man am wenigsten es hätte vermuten sollen. Jahrelang hatte sie sich stets mit den Liberalen in Wort und Schrift bekämpft: jetzt machte sie gemeinsame Sache mit denselben Liberalen. Sie bot den Liberalen ihre Unterstützung für die Erringung von Redefreiheit, von Ministerverantwortlichkeit, von Aufhebung der Mahlsteuer an um den Preis, daß die Liberalen einträten für die Wiedergewinnung sowohl der Lehrfreiheit der Kirche durch die Beseitigung der Verordnungen des Jahres 1825 wie der Selbständigkeit der Kirche durch die Wiedereinführung des Zehnten.



128. Wilhelm I., König der Niederlande.

Nach dem Leben gemalt von F. W. Piemann, gestochen von W. van Senus.

Die Konstitutionelle Assoziation.

Die Lage der liberalen Opposition in Belgien war im Grunde derjenigen der Klerikalen zu ähnlich, als daß die dargebotene Hand sie nicht hätte locken sollen. Auch ihr Sonderkampf war erfolglos; auch ihrer Fahnen Gefolgschaft lichtete sich. So traten denn die Liberalen im Kulturkampfe den Klerikalen als Bundesgenossen zur Seite, natürlich mit der Absicht, sofort nach dem Siege von der unerwünschten Genossenschaft sich wieder loszusagen. Der neue Bund nannte sich „Konstitutionelle Assoziation“. Louis de Potter hatte es eben noch für notwendig erklärt, die Regierung in ihrem Kampfe gegen die Klerikalen, so bedenklich es auch wäre, zu unterstützen: jetzt führte mit dem „Kurier der Maas“, dem „Katholik der Niederlande“, den gelesensten Zeitungen der Klerikalen, der liberale „Kurier der Niederlande“ die gleiche Sprache, und in den Generalstaaten erhob der Abgeordnete de Gerlache mit Nachdruck seine Stimme für den Zusammenhang der Freiheit der Presse mit der des Unterrichts und forderte alle Freiheiten mit der des Unterrichts.

Das Konkordat.

Mit ganz unzweideutigen Worten hatten die Liberalen dem Könige versucht ihre Bundesgenossenschaft anzutragen. „Sire", schloß der Abgeordnete Dotrenge in den Generalstaaten seine Rede, „beschützen Sie uns vor den Jesuiten, aber befreien Sie uns von der Mahlsteuer!" Der König zog es vor, seinen eignen Weg zu gehen. Er gedachte durch ein Konkordat den Klerus zu beugen: mit dem Papste meinte er sich leichter verständigen zu können als mit der aufsässigen Geistlichkeit. Papst Leo XII. nahm die Anträge des Königs, wie es schien, durchaus entgegenkommend auf; König Wilhelm beantwortete sehr achtungsvoll das Schreiben des Papstes und fügte seinem Briefe eine Gabe von 50 000 Frank für die Peterskirche bei. Wirklich kam die Vereinbarung zustande: der König erhielt das Zugeständnis, bei allen neuen Bischofswahlen ihm mißliebige Kandidaten von der Liste streichen zu dürfen, wofür er die Vorschrift des Zwangsbesuches des Philosophischen Kollegiums zu Löwen aufhob. Allein in der feierlichen Ansprache, in welcher der Papst den Abschluß des Konkordates (18. Juli 1827) verkündigte, erklärte er, daß die jungen Geistlichen einzig in der Weise würden erzogen werden, welche die Bischöfe vorschrieben, und überging die andre Hauptbestimmung, betreffs der Bischofswahlen, ganz. Der König aber hatte gemeint, daß der Papst das Kollegium dadurch, daß er dessen freiwilligen Besuch gestatte, stillschweigend anerkennen solle. Jetzt hielt er seine Verordnung über den Zwangsbesuch desselben aufrecht und erklärte das Konkordat bis zur Besetzung der zur Zeit unbesetzten Bistümer für aufgeschoben. Er war nicht der Meinung, sich überlisten zu lassen von der Kurie oder sich einschüchtern zu lassen von dem Geschrei der Klerikalen.



129. Cornelius Felix van Maanen.
Nach der Lithographie von L. Springer.

Fortgang der klerikalen Bewegung.

Das Haupt der Klerikalen war der Bischof von Gent, Prinz Moritz von Broglie. Vor mehreren Jahren schon hatte er sich mit der Regierung auf das schärfste verfehdet, so daß er sich der ihm drohenden Deportation durch die Flucht nach Paris entzogen hatte. Das Urteil hatte die Regierung indes am Pranger zwischen zwei am Schandpfahl ausgestellten Dieben anschlagen lassen. Von Paris aus schürte er eifrig den Kampf gegen die Regierung. Hunderte von Petitionen gingen aus Belgien an die Generalstaaten ab: nicht weniger als 119 davon verlangten die Freigebung des Unterrichts und die Vollziehung des Konkordates. Die Geistlichen durchzogen die Dörfer, um Unterschriften zu sammeln, und versetzten das ganze Land in Gärung.

Zeitungskrieg.

Neue Zeitungen wurden von der vereinigten Opposition gegründet, darunter auch mehrere in vlämischer Sprache, um auf das Landvolk einzuwirken. Man griff nicht bloß die Minister an, man sprach von dem Könige selbst in wegwerfenden Ausdrücken; der

„Katholik der Niederlande" nannte ihn „miserabel", der „Belgier" bezeichnete ihn als einen Starrkopf. Für den „Kurier der Niederlande" schrieb Potter flammende Aufsätze, welche die Menge hinrissen. Alles, was sich mit den belgischen Angelegenheiten beschäftige, sagte er, verfolge die Regierung unter den Namen von Jesuiten: man solle dafür alle blinden Parteigänger der Regierung unter dem einen Namen der Ministeriellen in die öffentliche Acht erklären (s. o. S. 307 f.). Das ging vornehmlich auf den Justizminister Cornelius Felix van Maanen, der für die Seele des Kabinetts galt.

Van Maanen.

Van Maanen, geboren 1769, stammte aus einer bürgerlichen Familie im Haag und war durch seine tüchtigen juristischen Kenntnisse in der französischen Zeit rasch emporgekommen, bis er unter Louis Napoleon Justizminister geworden war. Obwohl er damals gegen den in England weilenden Erbstatthalter die Todesstrafe wegen Felonie beantragt hatte, so machte er doch mit diesem, als er den Königsthron der vereinigten Niederlande bestieg, Frieden und wurde noch im Jahre 1815 zum Justizminister ernannt. Durch seine Geschicklichkeit, die Artikel der Verfassung zu umgehen, ohne sie gerade zu verletzen, mehr aber noch durch seine Fügsamkeit in den starren Willen des Königs empfahl er sich diesem und gewann allmählich immer größeren Einfluß. Den Beamten verstattete er keine eigne Willensmeinung: wer gegen die Regierung stimmte, wurde abgesetzt, ein Richter, der gegen die Regierung entschied, ohne weiteres aus seinem Amte entfernt.

Gründung des offiziellen „National".

Der oppositionellen Haltung der belgischen Presse suchte van Maanen durch die Gründung des „National" in Brüssel entgegenzuwirken. Er gab diesem Regierungsblatte einen Redakteur in der Person des Grafen Libri-Bagnano, eines Italieners, der in Lyon wegen Fälschung gebrandmarkt, nach seiner Begnadigung von den Galeeren Toulons nach Brüssel gekommen war. Wohl führte er eine gewandte Feder, aber seine Vergangenheit wie seine mit boshafter Ironie gemischte Heftigkeit nahmen dem „National" von vornherein jeden größeren Einfluß.

De Potters Prozessierung.

Unter solchen Umständen sah sich daher van Maanen genötigt, zur Gewalt zu greifen. Er ließ de Potter und mehrere Zeitungsredakteure verhaften. Aus seinem Kerker forderte de Potter in einem Aufrufe „die Freiheit in allem für alle"; in seiner Verteidigungsrede vor den Schranken des Gerichtshofes brachte er mit beredtem Nachdrucke alle Beschwerden des belgischen Volkes zur Sprache. Mit Zischen und Pfeifen nahm die zahllos versammelte Volksmenge seine Verurteilung auf, die ihn mit anderthalbjähriger Haft und einer Geldstrafe von 1000 Frank belegte, und geleitete ihn langsam im Triumphe in das Gefängnis zurück, während sie im Justizministerium unter Verwünschungen die Fenster einwarf. So wurde de Potter durch seine Verurteiluug zum Haupte der Opposition erhoben und wandte nun sein ganzes Geschick darauf, alle Bedenklichen mit dem Bunde der Liberalen und Klerikalen zu versöhnen. — Die Massenpetitionen begannen von neuem und bedeckten sich mit vielen Tausenden von Unterschriften; „konstitutionelle" Vereine bildeten sich allenthalben, um den Bürger und Bauersmann über die Forderungen Belgiens aufzuklären; das ganze Land wurde bis in die untersten Schichten der Bevölkerung aufgewühlt.

Einlenken der Regierung.

Diesem Sturme gegenüber beschloß die Regierung, ein wenig einzulenken: die Preßordonnanzen des Jahres 1815 wurden etwas gemildert und ein Ausschuß ernannt, um eine Revision der Gesetze über den höheren Unterricht vorzunehmen. So glaubte man beide Genossen der liberal-klerikalen Opposion zu beschwichtigen. Der König machte sich selbst auf, um die Gemüter in Belgien durch seine Gegenwart zu beruhigen. Im Sommer 1829 besuchte er die belgischen Städte und wurde allenthalben von den Bürgern mit den größten Ehren und Freuden empfangen. Diese Huldigungen des Mittelstandes täuschten ihn über die wahre Stimmung des Landes. In diesem Sinne äußerte er sich auch, und zwar gereizt durch den Bund der Klerikalen und Liberalen gegen seine Regierung, auf das schärfste. Lüttich galt für den Mittelpunkt der Opposition; aber gerade hier empfing ihn die Bürgerschaft mit den Studenten auf das prunkvollste. Da erwiderte er dem Stadtrate auf die Begrüßungsansprache: „Ich sehe nun, was ich von den angeblichen Beschwerden zu halten habe, die so lärmend erhoben werden. Jetzt weiß ich, daß das Ganze nichts andres ist, als das Werk einiger Personen, die ihre besonderen Interessen für das allgemeine Interesse ausgeben. Dies ist ein schändliches, ein infames Betragen!"

Dies Wort griff die Opposition auf; man prägte Medaillen nach Art der alten Geusenmünzen mit der Umschrift: „Treu bis zur Infamie!“ wie sie auf jenem in der Zeit des Freiheitskampfes gegen die verhaßte spanische Herrschaft gelautet hatte: „Treu bis zum Bettelsack“. Die Männer der Opposition nannten sich selbst „Die Infamen“. Geheime Pressen wurden angelegt, um das Volk in Erregung zu erhalten, und in nicht mißzuverstehender Weise auf die Notwendigkeit der „Trennung der unglücklichen politischen Ehe“ zwischen Belgien und Holland hingewiesen. „Treu bis zur Infamie.“

Die agitatorische Thätigkeit, welche in diesem leidenschaftlich erregten Treiben neben den Zeitungsschreibern namentlich auch die Pfarrer entwickelten, erfüllte allmählich doch deren geistliche Vorgesetzte mit Besorgnis. Nicht minder mißbilligte der Papst diese Wühlereien der Geistlichkeit; er nannte in einem Gespräche mit dem Prinzen von Oranien, der sich damals in Rom befand, das Bündnis des Klerus mit den Liberalen eine Irrung. Seine Sorge war, daß dadurch der König schließlich ganz auf die Seite der Liberalen gedrängt werden würde. So wird es denn auf seine Veranlassung geschehen sein, daß der päpstliche Nuntius Capaccini dem Könige den Beistand der Kurie zur Beschwichtigung der katholischen Opposition anbot, wenn der König in der Kirchenfrage einlenken wolle. Ihn unterstützte dabei der Bischof von Lüttich, van Bommel, der von früher her mit dem Könige in vertrauten Beziehungen stand. Van Maanen zwar war mit Entschiedenheit gegen jede Nachgiebigkeit, aber er drang nicht durch, und am 2. Oktober 1829 wurde das Philosophische Kollegium zu Löwen aufgehoben. Zugleich wurden die entschiedensten Gegner des Klerus mit Ausnahme van Maanens aus dem Ministerium entlassen. Selbst de Potter gelangte auf dem Wege der Gnade wieder in Freiheit. Von dem gleichen Geiste versöhnlicher Nachgiebigkeit zeigte sich der König erfüllt, als er vierzehn Tage später die Generalstaaten im Haag eröffnete. Er betonte in der Thronrede die unzweideutigen Beweise der Liebe und des Vertrauens, mit welchen ihm die Nation auf seiner Reise durch die Provinzen allenthalben entgegengekommen wäre. Verständigung mit der Kurie.

Aber König Wilhelm gehörte zu den Naturen, welche durch Nachgiebigkeit ihr Ansehen zu schädigen glauben und deshalb darauf bedacht sind, durch Schroffheit baldigst wieder einzubringen, was sie durch Nachgiebigkeit verloren zu haben meinen. Er hatte einen großen Eindruck von den Beweisen seines Nachgebens erwartet. Wenige Monate zuvor würde dies wohl auch nicht ausgeblieben sein, der ganze Petitionssturm (haben die Klerikalen zugegeben) wäre unterblieben; jetzt zeigte sich die Versöhnlichkeit zu spät, der Erfolg blieb aus, und der König hatte das bittere Gefühl, sich umsonst ein Opfer auferlegt zu haben. Am 11. Dezember 1829 erschien die königliche Botschaft an die Generalstaaten. Mit herben Worten wies der König darin die Anmaßungen der Geistlichkeit zurück, der als gefügiges Werkzeug die Partei der Liberalen zur Seite stände. Allein er werde wissen, dieser schmählichen und gefährlichen Opposition einer kleinen Zahl von Unterthanen zuvorzukommen oder sie im Notfall zu unterdrücken. Von den vorgebrachten Beschwerden habe er viele bereits gehoben, andre weise er als unbegründet zurück oder wolle er noch erwägen. Was sein Gewissen ihm erlaube, verspreche er zu bewilligen, aber gemäß der Festigkeit, mit welcher seine Vorfahren innere Empörer bewältigt und auswärtige Feinde abgewehrt hätten, werde er nie den Schmähungen einer ungestümen Wut, nie unziemlichen Forderungen weichen. Königliche Botschaft vom 11. Dez. 1829.

Der Eindruck, den diese Botschaft im ganzen Lande machte, war außerordentlich; in Holland gab sich eine deutliche Befriedigung darüber kund, daß die Regierung endlich zu klaren und kräftigen Entschlüssen gelangt sei, in Belgien ergriff Bestürzung die Kreise der Opposition. Der Entwurf eines sehr scharfen Preßgesetzes begleitete die Botschaft; ein Rundschreiben der Minister der Justiz und des Innern folgte ihr auf dem Fuße, durch welches allen Beamten binnen achtundvierzig Stunden die Erklärung abverlangt wurde, daß sie den Grundsätzen der Botschaft zustimmten. Die Nichtanerkennung zog dann in der Folge Absetzung zu. Wirkung der Botschaft. Energisches Vorgehen der Regierung.

Allmählich jedoch erholte sich die Opposition wieder von der Einschüchterung: die leidenschaftlichsten Angriffe richteten sich jetzt gegen die Botschaft. Sie sei das Manifest des Despotismus gegen die Freiheit, schrieb der „Kurier der Maas“; das Wiedererwachende Opposition.

Preßgesetz nannte er die Organisation der Tyrannei. Andre Zeitungen sahen in der Botschaft eine unwürdige Drohung oder gar den Vorläufer eines Staatsstreiches. De Potter schrieb unter dem Namen „Demophilus", d. i. Volksfreund, einen offenen Brief an den König, worin er diesem vorwarf, daß er die Verfassung bis auf das letzte Blatt zerreiße, und daß daher auch die Belgier von dem nunmehr gebrochenen Vertrage sich lossagten und eine abgetrennte Verwaltung ihres Landes verlangten. Endlich forderte der „Kurier der Maas" offen zur Steuerverweigerung auf.

Gegenopposition.

Mit nur einer Stimme Majorität erhielt die Regierung die Bewilligung des außerordentlichen einjährigen Budgets; um für das ordentliche zehnjährige Budget eine Majorität zu erlangen, mußte sie das Mittel der Einschüchterung bei etwa zwanzig Abgeordneten anwenden. Als trotzdem sechs Beamte für die Ablehnung stimmten, wurden sie ohne weiteres aus ihren Ämtern entlassen. Graf Libri, ein Mann gebrochenen Körpers, der nur mit Hilfe von Krücken sich bewegen konnte, aber voll ungezügelter Leidenschaft, gab im „National" der Regierung den Rat, den Unzufriedenen einen Maulkorb anzulegen und sie wie Hunde auspeitschen zu lassen.

Potters Ausweisung.

Dies Verfahren der Regierung goß Öl in die Flamme der Aufregung. Siebzehn Zeitungen brachten an einem Tage den Vorschlag einer Nationalsubskription für die ihrer Stellen entsetzten Abgeordneten. Und tags darauf (am 1. Februar 1830) trat Demophilus mit dem Antrage auf, einen großen Bund zur gegenseitigen Sicherung gegen die Schläge der Gewalt zu bilden, deren Opfer sie alle werden könnten, und zeichnete zugleich eine Summe als jährlichen Beitrag. Diesem Bunde, führte er aus, müsse es obliegen, seine Mitglieder zu jedem gesetzlichen Widerstande zu verpflichten und alle Wahlen und Ämter nur in die Hände der Bundesmitglieder zu bringen. Er saß noch in Haft, da er seine Freilassung als Gnade nicht hatte annehmen wollen; sofort erging jetzt von dem Minister van Maanen der Befehl, ihn mit den Häuptern der Nationalsubskription als verdächtig eines Komplotts zur Veränderung der Regierung vor die Assisen zu verweisen. Vergebens verteidigte er sich mit Kraft und Beredsamkeit, vergebens boten die Verteidiger der Angeklagten van de Weyer und Gendebien ihre ganze Geschicklichkeit auf, vergebens verwendete sich der Bischof van Bommel direkt beim Könige für die Angeklagten: van Maanen verlangte in einer drohenden Instruktion ihre Verurteilung. Sie erfolgte am 30. April: de Potter wurde mit achtjähriger, die übrigen Angeklagten mit etwas kürzerer Landesverweisung bestraft. Das Obergericht in Brüssel verwarf die sofort eingelegte Berufung, und selbst die Generalstaaten, deren Vermittelung de Potter sich erbat, gingen über das Gesuch zur Tagesordnung über. Mit Entschiedenheit trat hier nur de Gerlache für den Verfolgten ein, indem er mit bitteren Worten auf die „stolzen Anmaßungen einer Legitimität von fünfzehn Jahren" hinwies. — Der König war durch diesen Ausgang der Sache zufriedengestellt. Um sich als vollkommen versöhnt zu zeigen, hob er am Schlusse der Sitzungen der Generalstaaten einige Beschränkungen der Unterrichtsfreiheit auf und stellte die Freiheit der Sprache, worauf die Belgier so großes Gewicht legten, wieder her.

Bekanntwerden der Julirevolution.

Den guten Eindruck dieser Maßregeln aber verwischte er schon nach wenig Wochen wieder durch neue Verfolgungen liberaler Zeitungen und noch mehr durch die Verlegung des obersten Landesgerichtshofes von Brüssel nach dem Haag, durch welche die belgischen Advokaten auf das empfindlichste geschädigt wurden. Wohl gaben diese im Verein mit den stets bedrohten Zeitungsschreibern ihrem Unmute rückhaltslos Ausdruck; aber diese Beschwerden fanden wenig Widerhall in der großen Masse des Volkes. Die Kreise der belgischen Industriellen hingen fest an der oranischen Herrschaft, ja dem ganzen Mittelstande lag nichts ferner als Revolutionsgedanken. Selbst die Erregung der Geistlichkeit schien sich mehr und mehr zu beruhigen. An die Möglichkeit einer Revolution glaubte kaum jemand in Belgien; selbst de Potter nicht. Er hatte mit seinen Mitverurteilten das Vaterland verlassen müssen; aber er war erst bis Aachen gekommen, als er die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Paris erhielt. Unter dem frischen Eindruck dieser ihn auf das tiefste erschütternden

Kunde richtete er am 2. August 1830 ein Schreiben an König Wilhelm, worin er ihm das Schicksal Karls X. warnend vorhielt. „Die Ministerien, die Regierung, ja das Königtum selbst, wenn es schlecht beraten und unklug genug ist, sich in einen Kampf gegen das Volk einzulassen, werden in den Abgrund gestürzt werden, den längst schon der Schwindel des Despotismus und der Habgier unter ihren Füßen gräbt." „Sire", schloß er, „retten Sie Belgien, noch ist es Zeit; aber eilen Sie, es zu retten, denn bald könnte es nicht mehr Zeit sein."

Sicherheitsgefühl des Königs.

Der König mißachtete die Warnung; hatten doch selbst weitere Amtsentsetzungen und Pensionseinziehungen, mit denen mehrere Beamte, die es mit der Opposition gehalten, neuerdings bestraft worden waren, keine sonderliche Erregung der öffentlichen Meinung mehr hervorgerufen. Er befand sich in Brüssel zum Besuche der Industrieausstellung, welche in wenigen Tagen durch eine glänzende Feier des Geburtstages des Königs am 24. August 1830 geschlossen werden sollte. Ein großartiges Feuerwerk und eine Erleuchtung des Parkes, welcher inmitten der Stadt dem Schlosse gegenüber liegt, des beliebtesten Spazierganges der Brüsseler, war dazu vorbereitet. Die allenthalben herrschende Ruhe wiegte den König in völlige Sorglosigkeit: er meinte, daß die Julirevolution in Belgien keinen Widerhall fände.

Andre Leute indes sahen tiefer. Graf Mercy d'Argenteau, der Hofmarschall, stellte dem Könige die unter scheinbarer Ruhe immer noch währende Gärung der Gemüter vor. Der König, im Begriff abzureisen, hörte nur mit sichtlicher Ungeduld zu; der Kommandant der Provinz, Graf Bylandt, bat den Prinzen Friedrich, des Königs zweiten Sohn, um Befehle für den Fall einer ausbrechenden Volksbewegung: der Prinz zuckte die Achseln und wandte sich ab. Auch van Doorn, der Gouverneur von Ostflandern, verlangte wiederholt ohne Erfolg militärische Vorkehrungen.

Gendebien in Paris.

Die Julirevolution hatte unter die Führer der Opposition neue Bewegung gebracht. Sofort auf die Kunde davon hatte sich Alexander Gendebien, aus dem Hennegau gebürtig (geb. 1789), der Sachwalter de Potters, ein Mann von entschlossener Thatkraft und ungekünstelter Beredsamkeit, voll der weitgehendsten demokratischen Ansichten, mit einigen Gesinnungsgenossen nach Paris begeben. Ihre Meinung war, Belgien von Holland dadurch zu befreien, daß sie es mit Frankreich vereinigten; war doch den Belgiern während der jahrhundertelangen Fremdherrschaft der Gedanke an Selbständigkeit ihres Vaterlandes abhanden gekommen. Bei der belgischen Kolonie in Paris fanden sie eifrige Zustimmung und wußten ihren Vorschlag bis zu den Ohren des neuen Bürgerkönigs zu bringen. Allein Louis Philipp lehnte es mit Bestimmtheit ab, sich in die Verhältnisse Belgiens einzumischen. Er hatte keine Lust, die eben gewonnene Krone durch einen europäischen Krieg wieder aufs Spiel zu setzen. Auch de Potter, der sich mit den übrigen Ausgewiesenen alsbald nach Paris begeben hatte, mißbilligte den Plan Gendebiens.

Vorbereitung der Revolution.

Allein dieser ließ ihn darum noch nicht fallen. In einer Besprechung der Gesinnungsgenossen in Paris wurde beschlossen, in Belgien eine revolutionäre Volksbewegung hervorzurufen, welche, wie sie meinten, Louis Philipp zwingen würde, Belgien zu besetzen und dadurch von der verhaßten oranischen Herrschaft zu befreien. Gendebien kehrte deswegen nach Brüssel zurück; ihn begleiteten oder ihm folgten unruhige Köpfe aus der belgischen Kolonie; Franzosen von bedenklichem Charakter schlossen sich an, um in Brüssel als Revolutionsmacher mitzuwirken. Zu dem Kreise dieser Aufgeregten gehörte Schayve. Er hatte in Paris eben die Julikämpfe mitgemacht; er verfügte auch in Brüssel über große Arbeitermassen; er schien daher der rechte Mann zu sein: ihm wurde die Vorbereitung und Leitung des Aufstandes übertragen.

Man setzte den Ausbruch der Revolution auf die Festlichkeiten an, durch welche Brüssel sich rüstete, den Geburtstag des Königs den 24. August zu feiern.

Vorzeichen der Revolution.

Dem aufmerksamen Beobachter entging die Unruhe nicht, welche sich nach der Mitte des August — der König war eben abgereist — in den Arbeiterkreisen Brüssels bemerklich machte; Versammlungen fanden statt, Reden wurden gehalten, hie und da

hörte man Lieder revolutionären Inhalts singen. Mit Erstaunen las man am Morgen des königlichen Geburtstages Plakate an den Straßenecken: „Montag: Feuerwerk, Dienstag: Illumination, Mittwoch: Revolution."

Ausbruch der Revolution.

Die Polizeibehörde hielt es nun doch für angemessen, das Feuerwerk und die Illumination zu verschieben; aber an der Bestimmung, daß am Mittwoch, dem 25. August, dem Tage nach des Königs Geburtstag, die Oper „Die Stumme von Portici", welche gerade wegen ihres aufreizenden Textes bisher verboten gewesen war, gegeben werden solle, wurde nichts geändert. — Das Theater war an diesem Abende dicht besetzt; die Stellen, in denen Masaniello seine Landsleute zur Rache und zur Abwerfung des verhaßten Joches der Fremden auffordert, wurden mit demonstrativem Beifallslärm aufgenommen. Den Münzplatz vor dem Theater erfüllten andre Hunderte, Gruppen ungewöhnlicher Gestalten, die in dem Augenblicke, als nach dem Schlusse der Oper die Scharen der Zuschauer auf den Platz sich ergossen, das Geschrei erhoben: „Ins Büreau des National!" Rasch pflanzte der Ruf sich fort, und sofort stürmte ein starker Volkshaufen nach dem Zeitungslokal. Thüren und Fenster wurden hier von der wilden Rotte zerschlagen, Bücher und Schriften auf die Straße geworfen und zerrissen. Dann hieß es: „Zu Libri!" Dieser hatte sich rechtzeitig geflüchtet; aber der Haufen drang in seine Wohnung ein und ließ an Möbeln und Hausgerät seine Wut aus. Unterdes waren andre Scharen in etliche Waffenhandlungen eingebrochen und zogen nun, bewaffnet wie es der Zufall gab, unter dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit van Maanen!" nach dem Justizministerium, warfen dort die Fenster ein und demolierten dann das Haus des Polizeidirektors van Knyff.

Mitternacht war vorüber. Die Polizei ließ sich nirgends blicken; da ließ der General Bylandt Truppen zu Fuß und zu Pferde gegen die wüsten Banden ausrücken, die sich wieder auf dem kleinen Sandplatze um das Justizministerium gesammelt hatten und sich soeben anschickten, das Gebäude in Brand zu stecken. Allein die trotzigen Rotten drängten das Militär von dem Platze weg und vertrieben auch die Feuerwehr, welche erschien, um der heillosen Mordbrennerei Einhalt zu thun. Jetzt erst, als die Flammen schon aus dem Dache herausschlugen, ließ Bylandt die Truppen von neuem vorrücken und Feuer auf die Meuterer geben. Diese antworteten mit Gewehrsalven, und als die Sonne aufging, hallten die Straßen wider von wütendem Geschrei und Flintenschüssen. Die Banden behaupteten den Platz; zügellos stürzten sie sich jetzt auf das Haus des Generalprokurators und das des Gouverneurs von Südbrabant, die sie ausplünderten und verwüsteten. Dann drangen sie in den Park ein und zerstörten die Zurüstungen zu dem Festfeuerwerk, erbrachen die Schenken und viele Kaufläden und zogen dann halbbetrunken, mit allerhand gestohlenem Kram beladen, lärmend und drohend durch die Straßen, deren Häuser ängstlich geschlossen gehalten wurden. Andre Pöbelhaufen begannen das Straßenpflaster aufzureißen und Barrikaden zu errichten; wieder andre zerschlugen das Wappen und den Namenszug des Königs an den öffentlichen Gebäuden, so daß Brüssel am Morgen des 26. August einer erstürmten Stadt glich, und dieselben Leute, welche am Abend vielleicht noch dem Freiheitsrufe Masaniellos zugeklatscht hatten, sich jetzt in der Gewalt führer- und zügelloser Pöbelrotten sahen. Nachmittags zogen bewaffnete Banden in die benachbarten Ortschaften hinaus und brannten drei große Fabrikanlagen und über zwanzig Landhäuser, nachdem sie diese geplündert hatten, nieder. In der Stadt aber zogen einige junge Leute auf dem Stadthause die schwarz-rot-gelbe brabantische Fahne auf.

Bildung einer freiwilligen Bürgerwehr.

Entrüstet über die Schlaffheit, welche die Polizei wie auch das Militär dem wilden Unwesen des Gesindels gegenüber zeigten, hatten schon am Vormittage einige Männer aus dem Mittelstande, Ducpetiaux, Pletinkx, Delfosse u. a., es gewagt, sich nach dem Stadthause zu begeben, wo sie dem Gouverneur Vanderfosse die Einwilligung zur Bildung einer freiwilligen Bürgerwehr abnötigten. Wenige Stunden danach erschienen deren erste Patrouillen auf den Straßen. Allein der großen Zahl und der trotzigen Frechheit der Pöbelhaufen gegenüber unterließen sie einen Angriff. Auch das Militär, etwa 1400 Mann stark, zog sich gegen Abend in die Nähe des Schlosses zurück, wo es während der nächsten Tage biwakierte, ohne sich weiter in die Vorgänge in der Stadt einzumischen.

Der Umschlag am 27. August.

So blieb der Pöbel auch während des nächsten Tages noch Herr von Brüssel und setzte ungestört sein Zerstörungs- und Plünderungswerk an öffentlichem wie an privatem Eigentum fort. Bis zum Abend dieses Tages, des 27. August, indes hatten sich die Reihen der Bürgerwehr so gefüllt, daß man es nun wagen konnte, dem Pöbel gegenüber Ernst zu zeigen. Im Keller des Hotels Bellevue, unweit des Schlosses, hatte sich eine ziemlich zahlreiche Bande so berauscht, daß sie gegen das Militär mit Drohungen und Beschimpfung vorging. Da griff die Bürgerwehr ein und gab auf die freche Rotte Feuer. Die Wirkung war eine unerwartet überraschende. Die Pöbelhaufen fingen nach kurzem Besinnen an, sich zu zerstreuen, sie versteckten ihre Waffen oder verkauften sie an die Bürger und verloren sich in der Stille.

Die Ordnung hatte gesiegt. Die Anstifter der Unruhen zogen sich enttäuscht zurück. Die Bürgerwehr, in deren Reihen Adel wie Bürger sich drängten, war zufrieden, die Ruhe zu sichern; sich gegen die oranische Herrschaft aufzulehnen, lag ihr fern. Baron van der Linden d'Hoogvorst, der auf das Verlangen der Bürger den Oberbefehl übernommen hatte, war ernstlich darauf bedacht, alles in das alte Geleise zurückzuführen. Damit war aber den Führern der Bewegung nicht gedient: die Revolution hatte versagt, so versuchten sie auf andrem Wege ihr nächstes Ziel, Abstellung der sogenannten Beschwerden des Volkes, zu erreichen. Hoogvorst war Herr der Stadt; sie veranlaßten ihn, auf den Abend des 28. eine Versammlung angesehener Bürger, darunter alle Häupter der Oppositionspartei, nach dem Stadthause zu berufen, um über die Mittel zur vollen Beschwichtigung des Volkes zu beraten. Es waren 44 Bürger, welche der Einladung folgten. Sie setzten sich ohne weiteres an die Stelle der bisherigen Behörden des Staates wie der Stadt — d. h. die Opposition, in diesem neuen Bürgerrat in starkem Übergewicht, übernahm die Regierung Brüssels, ja Belgiens. Ein Führer der Klerikalen, Baron Secus, wurde zum Präsidenten, ein Führer der Liberalen, van de Weyer, wurde zum geschäftsführenden Sekretär gewählt.

Van der Linden d'Hoogvorst.



130. Brüsseler Stadtgardist.
Nach einem Stich aus der Zeit.

Sylvain van de Weyer, geboren 1802, hatte seine Laufbahn als Advokat in Brüssel begonnen; dann war er Vorsteher der Stadtbibliothek geworden. Wegen seines entschieden regierungsfeindlichen Verhaltens in den Generalstaaten indes war er durch das Ministerium dieses Amtes entsetzt und dadurch als „Märtyrer des Absolutismus" in weiten Kreisen bekannt und populär geworden. Ein Mann von gründlichen Kenntnissen, zeichnete er sich durch seine große Gewandtheit in der Führung der Geschäfte aus, mit der er es verstand, den realen Verhältnissen gerecht zu werden, ohne seinen freisinnigen Grundsätzen etwas zu vergeben, stets mehr geneigt, zu mildern, als zu erhitzen.

Van de Weyer.

Alle kleinen Maßregeln, wie Austeilung von Brotkarten an Bedürftige, Verhaftung einer Anzahl von Haupttumultuanten, Ersatz der ausnahmslos zerschlagenen Straßenlaternen, überließ der Bürgerrat ohne weiteres Hoogvorst; er machte sich auf Secus' Antrag sofort an den Entwurf einer Adresse an den König, um die Gunst der Umstände für die Erfüllung der Forderungen der Opposition auszunutzen. Der König wurde darin auf das dringendste um Änderung des Regierungssystems, Entlassung der Volksfeinde aus dem Ministerium und baldige Einberufung der im Juni ungnädig entlassenen Generalstaaten nach Brüssel gebeten: nur so könne die Ruhe wiederhergestellt werden. Alle Anwesenden unterzeichneten die Adresse, und schon folgenden Tags reiste die erwählte Deputation ab, um sie dem Könige zu überreichen.

Adresse an den König.

Revolten in andern Städten.

In allem war Brüssel das Vorbild für die übrigen belgischen Städte; auch in Lüttich, Löwen, Gent, Brügge, Antwerpen u. a. O. hatten Revolten stattgefunden; nach deren Unterdrückung sandten auch von ihnen die meisten Adressen an den König und trugen ihm die gleichen Beschwerden vor.

Wirkung auf den König.

Die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Brüssel erschütterte den König bis zu Thränen. Sofort trat der Ministerrat zusammen und beschloß die unverzügliche Entsendung holländischer Truppen nach den Südprovinzen, während zugleich die beiden Söhne des Königs, der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich, sich nach Antwerpen begaben. Auf Dampfbooten und Wagen wurde eine Liniendivision mit einer Anzahl Kanonen nach Belgien geschafft.

Die Deputierten im Haag.

Unterdes langte die Brüsseler Deputation im Haag an. Gendebien, der zu ihr gehörte, hatte mit dem Minister Gobbelschroy, einem Belgier von Geburt, eine Unterredung, deren Hauptthema ein Gedanke war, welchen „Demophilus" in einem Briefe an den König zuerst angedeutet hatte, die Trennung Belgiens von Holland, d. h. selbständige Verwaltung des Landes unter dem oranischen Königshause. Gendebien verschloß sich den Vorteilen dieses Projektes seines Freundes de Potter nicht: je mehr er sich in seiner Hoffnung auf Frankreich getäuscht sah, um so mehr begann er dem Gedanken der Personalunion sich zuzuneigen, ohne ihn jedoch schon völlig sich anzueignen.

Audienz beim Könige.

Der König empfing die Deputation mit Wohlwollen. Er sei nicht abgeneigt, erwiderte er derselben, die angeführten Beschwerden abzustellen, jedoch verbiete ihm seine Ehre, in Forderungen einzuwilligen, die ihm, gewissermaßen die Pistole auf die Brust gesetzt, vorgetragen würden. Diese Unbestimmtheit der Antwort befriedigte die Deputation ebensowenig wie ihre Absender: in Brüssel wurde der Anschlag, durch welchen der königliche Bescheid der Bürgerschaft mitgeteilt wurde, abgerissen und vor dem Stadthause verbrannt. Die Erregung darüber war um so größer, als sich zugleich die Kunde verbreitete, daß Truppen gegen Brüssel im Anmarsche wären; man war entschlossen, diesen selbst mit Gewalt den Eintritt in die Stadt zu wehren.

Unterhandlungen mit dem Prinzen von Oranien.

Die Prinzen langten am 31. August in dem königlichen Lustschlosse zu Laeken an, welches eine kleine Stunde von Brüssel liegt. Wenn jemand noch bei der Spannung der Gemüter vermitteln konnte, so war es der Prinz von Oranien, der Kronprinz Wilhelm. Er hatte an der Spitze belgischer Regimenter bei Belle Alliance tapfer mitgefochten und in der Schlacht selbst eine Wunde davongetragen. Von daher datierte seine Beliebtheit bei den Belgiern, welche seine ritterliche Persönlichkeit wie seine leutselige Freundlichkeit gleichmäßig anzog; er erwiderte diese Neigung durch offenkundige Vorliebe für das belgische Volk. Er beschied als Generalkommandant sämtlicher Bürgergarden des Königreichs Baron Hoogvorst zu sich. Dieser erschien von van de Weyer und einigen andern Mitgliedern des Bürgerrats begleitet; alle trugen die brabantischen Farben. Der Prinz gab ihnen die Weisung, diese ungesetzlichen Farben in der Stadt zu beseitigen und dem Einzuge der Truppen kein Hindernis in den Weg zu legen.

Einmarsch der Truppen verhindert.

Dieser Befehl rief in Brüssel die größte Aufregung hervor; was es an Waffen und Munition in der Stadt gab, wurde verteilt, durch mehr als fünfzig Barrikaden wurden alle Zugänge zur Stadt und alle Hauptstraßen gesperrt. Aus Lüttich trafen Kanonen zur Unterstützung des Volkes ein. Eine zweite Deputation begab sich daher zu dem Prinzen, an deren Spitze der Baron Secus stand, schilderte ihm die Stimmung der Stadt und bat ihn, auf den Einmarsch der Truppen zu verzichten, der unfehlbar zu schrecklichem Blutvergießen führen würde. Ihren Bemühungen wie dem Rate des Ministers Gobbelschroy gelang es, den Prinzen umzustimmen; er versprach, sich nur allein in die Stadt zu begeben.

Einzug Oraniens ohne Truppen.

Am folgenden Tage, dem 1. September, hielt Oranien seinen Einzug in Brüssel, nur von seinem Stabe und dem Minister Gobbelschroy begleitet. Längs der Hauptstraßen war die Bürgerwehr aufgestellt; sie empfing ihn mit Hochrufen, in welche jedoch aus den finster blickenden Volkshaufen manches Drohwort hineinklang. Auf dem Stadthause hatte er noch eine kurze Besprechung mit den Führern der Bürger-

wehr; dann ritt er unbekümmert um die trotzigen Mienen der Menge über mehrere der aufgerichteten Barrikaden hinweg nach dem Schlosse.

Der Prinz stimmt der Personalunion zu.

Auf die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Brüssel waren dort Scharen französischen Gesindels angelangt, welche nicht wenig dazu beitrugen, die allgemeine Gärung in der Stadt zu steigern. Man sprach jetzt nicht mehr von Beschwerden, nur eine Forderung war in aller Munde, die nach Personalunion. Dies Verlangen trug dem Prinzen eine sehr zahlreiche Deputation vor, die aus den angesehensten Bürgern der Städte Brüssel und Lüttich bestand. „Werdet ihr aber alsdann", fragte der Prinz, „dem Fürstenhause treu bleiben?" — „Wir schwören es!" riefen alle begeistert. — „Und wenn die Franzosen in Belgien einrücken, werdet ihr euch mit ihnen vereinigen?" —



Jolly. de Potter. Van de Weyer. Baron de Coppyn. Van der Linden.
A. Gendebien. Charles Rogier. Comte Felix de Merode. Baron van der Linden d'Hoogvorst.

131. Die Mitglieder der provisorischen Regierung. Nach Picqués Gemälde im Rathaus zu Brüssel.

„Niemals! Niemals!" — „Werdet ihr mit mir: es lebe der König! rufen?" „Sobald unsere Wünsche erfüllt sind. Aber jetzt rufen wir: es lebe der Prinz! Es lebe die Freiheit! Es lebe Belgien!" In sichtlicher Rührung über die allgemeine Begeisterung, mit Thränen im Auge, stimmte der Prinz in den Ruf: es lebe die Freiheit, es lebe Belgien! ein und versprach, sich bei seinem Vater für die Wünsche des belgischen Volkes zu verwenden. — Dies Versprechen wie die allerorten bewiesene Leutseligkeit des Prinzen würde sicher nicht des Eindruckes entbehrt haben, wäre nicht gleichzeitig die ganze Heerstraße von Utrecht mit Truppen bedeckt gewesen, welche gegen Brüssel im Anmarsche waren. Am Nachmittage verließ Oranien die Stadt, und mit ihm zog die kleine Besatzung Brüssels ab.

Entlassung van Maanens

Der König war dem Gedanken der Personalunion nicht ganz abgeneigt, jedoch wollte er die Meinung der Generalstaaten erst darüber hören, welche auf den 23. September einberufen waren. Inzwischen gab er der öffentlichen Meinung so

weit nach, daß er jetzt den Minister van Maanen, der jeder Konzession entgegen war, entließ.

Neue Unruhen in Brüssel.

Während nun im Haag die Generalstaaten über die Trennung der Verwaltung von Holland und Belgien berieten, vollzogen sich in Brüssel Dinge, welche die Sachlage völlig veränderten. Aus Lüttich, dem Hauptorte der heißblütigen, leicht erregbaren Wallonen, waren immer zahlreichere Insurgentenscharen nach Brüssel gekommen, welche im Verein mit den revolutionslustigen französischen Fremdlingen die Gärung in der Stadt immer stärker erregten und zugleich Führer und Stütze der Brüsseler Pöbelrotten wurden. Nun erklang in den Straßen die Brabançonne, ein Lied voll von Haß gegen das ganze Fürstenhaus. Den Gefahren, welche der Ruhe der Stadt durch diese wilden Banden drohten, zu begegnen, errichtete der Bürgerrat einen Sicherheitsausschuß. Was man fürchtete, geschah; schon am 19. September kam es zu einem Zusammenstoß zwischen den Aufrührern und der Bürgergarde. Die Pöbelscharen, von den Lüttichern angeführt, verlangten Waffen. Der Sicherheitsausschuß schlug das



132. Einrücken der holländischen Truppen in die Rue de Flandre am 23. September 1830
Nach der gleichzeitigen Zeichnung von P. Lanters.

Begehren rundweg ab, und die Bürgerwehr trieb die Ungestümen durch Gewehrsalven von dem Stadthause zurück. Allein folgenden Tags hatten diese sich besser vorgesehen; sie eroberten das Stadthaus mit Sturm, bemächtigten sich der dort lagernden Waffenvorräte und zersprengten Sicherheitsausschuß und Bürgerwehr, die sich nun auflösten. Damit war die Stadt wieder in die Hand der Meuterer gegeben, welche eine provisorische Regierung einsetzten, die aus de Potter, Gendebien, van de Weyer, Jolly, Rogier, Baron Coppyn, Graf Felix Merode, van der Linden und Baron d'Hoogvorst bestand.

Prinz Friedrich zu Hilfe gerufen.

Die besonnenen Bürger, jetzt völlig machtlos, fürchteten eine Wiederkehr der Augustgreuel; voll Sorge für ihre Sicherheit und ihr Eigentum sahen sie nirgends Hilfe, als bei der alten Obrigkeit, und wandten sich daher an den Prinzen Friedrich mit der Bitte, in Brüssel mit seinen Truppen einzuziehen. Aus gleicher Ursache richteten mehrere belgische Deputierte im Haag an den König die Bitte, durch militärische Besetzung der Stadt Brüssel der Anarchie entgegenzutreten. Dem entsprechend beschloß der Staatsrat die Entsendung des Prinzen Friedrich an der Spitze eines Truppenkorps nach Brüssel.

Der Prinz erließ eine Proklamation an die Einwohner von Brüssel, worin er die unverzügliche Ablegung der brabantischen Farben forderte und die Anstifter der Umtriebe sowie die Fremden mit der Strenge des Gesetzes bedrohte, den Mißleiteten jedoch Vergessen verhieß. Dann rückte er mit etwa 10 300 Mann gegen Brüssel vor. Indes die unbestimmte Fassung der Proklamation erzeugte kein Vertrauen: Jeder fühlte sich bedroht und überdies verletzt durch das Verbot der neuen Landesfarben. Am 21. September ertönte um Mittag die Sturmglocke, Alarm wurde geschlagen, die aufgeregten Massen stürzten zu den Waffen. Eine große Schar von Insurgenten, von Wallonen angeführt, zog aus dem Thore, dem Prinzen entgegen, während Weiber und Greise in der Stadt Barrikaden errichteten. Indes das Gefecht endete mit dem Rückzuge der Brüsseler. Am nächsten Morgen wurde es fortgesetzt:

Glückliche Gefechte der Regierungstruppen.



133. Die holländischen Truppen verteidigen sich im Parke.
Nach der gleichzeitigen Zeichnung von Simoneau.

wieder wurden die Insurgenten geschlagen, die Truppen überstiegen die Barrikaden und nahmen den Park und das Schloß in Besitz.

Doch durch den steten Zuzug aus allen Ländern wuchs die Zahl der Freischaren, und damit zugleich ihre Kampfbegierde; sie erneuerten den Kampf täglich und errangen täglich größere Vorteile. Don Juan van Halen, ein belgischer Abenteurer, der lange in spanischen Diensten gestanden hatte, übernahm, unterstützt von dem französischen General Mellinet, die militärische Oberleitung der Insurgenten: die Holländer wurden in dem Park eingeschlossen und von allen Seiten beschossen. Schon war mehr als der vierte Teil seines Korps getötet oder verwundet, als sich endlich der Prinz zum Rückzuge entschloß und in der Nacht vom 26. zum 27. September die Stadt verließ.

Entscheidung zu gunsten der Brüsseler.

Die siegreichen Insurgenten störten den Rückzug nicht; auch sie hatten starke Verluste erlitten. Dennoch sammelte van Halen sofort freiwillige Scharen um sich, den andern belgischen Städten, denen ein Angriff drohte, Hilfe zu bringen. Seine Unterführer waren Niellon, ein Schauspieler, der in Gent öfter ausgepfiffen war und

Unabhängigkeitsproklamation vom 4. Okt. 1830

jetzt wegen Betrügereien steckbrieflich verfolgt wurde, und Kessels, der bisher mit einem Walfischgerippe im Lande umhergezogen, aber jetzt wegen seiner bewiesenen Tapferkeit zum Major ernannt war. De Potter, der jetzt erst von Paris eintraf, wurde auf den Schultern seiner Verehrer über die Barrikaden getragen. Auf seine Anregung bildete sich ein Zentralausschuß der provisorischen Regierung, bestehend aus ihm selber, van de Weyer, dem Grafen Felix Merode und dem Advokaten Rogier, dem Führer der „heiligen Schar" der Lütticher. Dieser Ausschuß war es, welcher die Bewegung vorwärts trieb, um eine Aussöhnung mit Holland zu verhindern. So wurde schon am 4. Oktober 1830 Belgien für einen unabhängigen Staat erklärt und 9. Oktober 1830 die Berufung eines Nationalkongresses nach Brüssel angeordnet, welcher in möglichst kurzer Zeit eine Verfassung für Belgien entwerfen sollte.



134. General David Chassé.
Nach der Lithographie von T. Soeterik.

Die Nachgiebigkeit des Königs vergeblich.

Noch ein letzter Versuch der Versöhnung wurde von Holland unternommen. Der Rückzug des Prinzen Friedrich war auf Antwerpen gegangen. Hierher begab sich der Prinz von Oranien. Die Generalstaaten hatten sich am 28. September für die Regierungstrennung ausgesprochen, und König Wilhelm hatte an demselben 4. Oktober, der die Unabhängigkeitsproklamation brachte, die Personalunion angenommen und seinem ältesten Sohne die Regierung Belgiens übertragen.

Daraufhin erließ nun dieser eine Proklamation an die Belgier in sehr versöhnlichem Sinne, ja erklärte sich einige Tage darauf bereit, sich an die Spitze der belgischen Truppen zu stellen. Seine Worte verklangen ungehört; die Belgier trauten den Holländern nicht; sie wußten, wie groß die Erbitterung Hollands in allen Kreisen gegen das rebellische Belgien war, wie dort zahlreiche Freiwillige in die Landwehr sich einreihen ließen, brennend vor Begierde, ihren Haß an den belgischen Rebellen auszulassen und sie unter die Herrschaft der in Holland jetzt doppelt beliebten Oranier zurückzuführen. Orange boven! war der Ruf, von dem ganz Holland widerklang; war doch auch van Maanen in den Rat des Königs zurückgekehrt.

Bombardement von Antwerpen.

Antwerpen war noch der Hauptsitz der holländischen Macht in Belgien; aber die Stadt hatte unverhohlen ihre Zustimmung zu der nationalen Erhebung kundgegeben. Der König erklärte die Festung daher in den Belagerungszustand. Ein Brüsseler Korps unter General Mellinet und Oberstleutnant Niellon kam ihr zu Hilfe; die Holländer wurden geschlagen und bis in die Stadt hinein verfolgt. Am folgenden

Tage — dem 27. Oktober — wurde der Kampf erneuert, mit dem gleichen Resultat: die Holländer mußten sich bis in die Citadelle zurückziehen. Der Kommandant, der greise General Chassé, ließ nun die Stadt sieben Stunden lang bombardieren. Die Verheerung war fürchterlich; dreißig Häuser wurden gänzlich zerstört, hunderte arg beschädigt, dazu eine große Menge Warenmagazine in Brand geschossen. Die Belgier meinten zu sehen, was sie von dem Haß der gereizten Holländer zu erwarten hätten: selbst ruhige Leute glaubten jetzt an eine Versöhnung nicht mehr.

Appell König Wilhelms an die Großmächte.

Die Unabhängigkeitserklärung der provisorischen Regierung Belgiens erschien als eine Verletzung der Beschlüsse des Wiener Kongresses, der die Vereinigung Belgiens mit Holland bestätigt hatte. König Wilhelm wandte sich daher an die Großmächte und erbat deren Hilfe zur Wiedergewinnung des schon fast ganz verlorenen Belgien. Rußland war im ersten Augenblicke bereit, auf Grund des Vertrages von Chaumont (Artikel 7) 60 000 Mann zu senden; als es jedoch England zur Mitwirkung aufforderte, erklärte Lord Wellington sich dagegen: er fühlte deutlich, wie der Torypartei schon der Boden unter den Füßen wankte. Thatsächlich machte er auch am 16. November 1830 dem whiggistischen Ministerium des Lord Grey Platz. Auch der friedliebende König von Preußen war einer bewaffneten Einmischung durchaus abgeneigt. Gern hätte man in Wien gesehen, daß Preußen dem „Rummel", wie Metternich sich ausdrückte, ein Ende machte. Aber es begnügte sich, schon wegen der Unruhe in den eignen Provinzen, drei Armeekorps unter dem Prinzen Wilhelm am Niederrhein aufzustellen. Seit König Wilhelm der preußischen Rheinschiffahrt so viele Schwierigkeiten in den Weg legte, war man in Berlin nicht mehr so ungemein verwandtschaftlich gesinnt, um sich des Vetters wegen in unnötige Kriegskosten zu stürzen. Das Entscheidende jedoch war die Rücksicht auf Frankreich. Louis Philipp, das war klar, konnte unmöglich einen Angriff auf Belgien ruhig geschehen lassen: er hätte darin eine Bedrohung seines eignen Thrones sehen müssen. Er erklärte auch, daß er den Einmarsch der Preußen in Belgien mit der Besetzung der belgischen Grenzdistrikte beantworten müsse. Ein allgemeiner Krieg also würde die Folge gewesen sein. Es traten daher noch im Oktober die Vertreter der Großmächte Aberdeen, Esterhazy, Bülow, Matuszewicz und Talleyrand in London zu einer Konferenz zusammen, um die belgischen Wirren friedlich beizulegen. Am 4. November schlug die Konferenz Holland und Belgien einen Waffenstillstand vor; beide Teile nahmen ihn an: Protokolle traten an die Stelle der Kanonen. — Dazu kam, daß noch im November, wie schon erzählt wurde, in England das Ministerium Wellington durch ein Whig-Ministerium unter Lord Grey ersetzt wurde, das sich Belgien ziemlich freundlich gegenüberstellte, dank auch den Bemühungen van de Weyers, welcher Belgien in London mit Geschick vertrat. Rußland aber wurde durch den Ausbruch der polnischen Revolution so sehr in Anspruch genommen, daß es jetzt nicht mehr an eine thätliche Einmischung in die belgischen Verhältnisse denken konnte.

Die Londoner Konferenz.

Der Nationalkongreß. Potters Rücktritt.

Am 10. November trat in Brüssel der auf Anordnung der provisorischen Regierung gewählte Nationalkongreß zusammen; de Potter eröffnete ihn im Namen der provisorischen Regierung mit einer Art Thronrede, in welcher er die Aufgaben bezeichnete, welche des Kongresses harrten. Es war de Potters letzte politische That. Er erwartete, von dem Kongresse mit einer Diktatur bekleidet oder wenigstens zum Präsidenten gewählt zu werden; allein der Kongreß erwählte dazu den Baron Erasmus Surlet de Chokier, einen Gutsbesitzer aus Limburg. Gekränkt durch diese vermeintliche Zurücksetzung veröffentlichte de Potter eine Abschiedsproklamation an den Kongreß und zog sich ins Privatleben zurück; der Pöbel, durch die Klerikalen aufgehetzt, verhöhnte und beschimpfte ihn bei seiner Abreise. So wandelt sich die Volksgunst!

Belgiens Unabhängigkeit anerkannt.

Rasch folgten sich jetzt die wichtigsten Entschließungen des Nationalkongresses: am 18. November sprach auch er die Unabhängigkeit Belgiens aus, die am 20. Dezember von der Londoner Konferenz anerkannt wurde; am 22. November bestimmte er fast einstimmig (mit 174 gegen 13 Stimmen) die Monarchie als künftige Regierungsform Belgiens, natürlich unter namentlicher Ausschließung des Hauses Oranien. Mit-

bestimmend hierbei war die Rücksicht auf die Großmächte, welche eine Republik Belgien sicher nicht geduldet haben würden; namentlich machte Frankreich sein ferneres Verhalten von der Entscheidung für die monarchische Staatsform abhängig. Denn für den Thron Louis Philipps würde die Nachbarrepublik eine stete Bedrohung gewesen sein. Die Freundschaft Frankreichs aber erschien den Belgiern damals so wichtig, daß starke Neigung vorhanden war, den zweiten Sohn Louis Philipps, den jungen Herzog von Nemours, auf den neugegründeten Thron zu berufen. Gendebien ging deswegen nach Paris, erreichte aber nicht viel, da Louis Philipp durch die Annahme der Kandidatur sich mit den Großmächten zu verfeinden fürchten mußte. — Am 24. November beschloß dann der Nationalkongreß die Ausschließung aller Mitglieder des Hauses Nassau-Oranien von jeder öffentlichen Gewalt in Belgien auf ewige Zeiten.

Die belgische Verfassung.

Endlich am 7. Februar 1831 war die Durchberatung der Verfassung vollendet: einstimmig wurde sie von dem Nationalkongresse angenommen. Ihrer Entstehung entsprechend war sie höchst freisinnig: sie geht von dem Grundsatze der Volkssouveränität aus; der König hat seine Gewalt von der Nation; die Minister sind verantwortlich; der Adel hat keine Vorrechte; vollkommene Religionsfreiheit, Unterrichtsfreiheit, Preßfreiheit werden gewährleistet, dazu die persönliche Freiheit des Bürgers im ausgedehntesten Sinne. Freie Gemeindeordnung, Gerichtsverfassung mit Geschwornen und unabsetzbaren Richtern bilden den Beschluß. So geht sie in manchen Bestimmungen noch über die spanische Verfassung des Jahres 1812 hinaus.

Die Thronfrage.

Die Gewalt der Krone war sehr eingeschränkt. Wer würde sie tragen? Das war nunmehr die wichtigste Frage. Die Neigung der Belgier ging noch immer auf den Herzog von Nemours: allein auf wiederholte Anfragen gab Louis Philipp stets dieselbe ablehnende Antwort; nicht daß er die Wahl seines Sohnes nicht gewünscht hätte, aber er wollte, daß die Belgier ihm die Krone gewissermaßen gegen seinen Willen aufzwängen, damit er vor den Großmächten, welche durchaus nicht Belgien zu einem Nebenlande Frankreichs werden lassen wollten, sich rechtfertigen könne. Als daher, diesem Intrigenspiel entgegen, ein Teil des belgischen Kongresses den Herzog von Leuchtenberg, Eugen Beauharnais' Sohn, für den Thron in Aussicht nahm, wirkte Louis Philipp mit allen Mitteln im geheimen dieser von Rußland unterstützten Kandidatur entgegen, unter dem Vorgeben, der Napoleonide wäre seinem eignen Thron gefährlich. Vielmehr schlug er den Belgiern den Prinzen Otto von Bayern vor, der nicht den geringsten Anklang fand. Wohl aber dachten einige Mitglieder des belgischen Kongresses aus alter Traditon an einen österreichischen Erzherzog.

Das Spiel Louis Philipps schien wirklich zu gelingen: als es zur Wahl kam, fielen auf den Erzherzog Karl 21, auf den Herzog von Leuchtenberg 74, auf den Herzog von Nemours aber 97 Stimmen, also genau die absolute Mehrheit. Allein die Londoner Konferenz erklärte, als ihr dies Wahlergebnis mitgeteilt wurde, mit größter Entschiedenheit auf Grund des geheimen Protokolls vom 1. Februar 1831, daß kein Prinz, der einer Dynastie der fünf Großmächte angehöre, von den Großmächten als König von Belgien anerkannt werden würde. Dem wagte Louis Philipp doch nicht Trotz zu bieten und lehnte endgültig am 17. Februar für seinen Sohn die ersehnte Krone ab. Infolgedessen wählte der belgische Nationalkongreß den Baron Surlet de Chokier zum Reichsregenten, der nun auf das eifrigste die Neuwahl betrieb. Denn die Fortdauer der Unsicherheit der belgischen Verhältnisse erwies sich als höchst gefahrvoll für das Land; nicht nur begünstigte sie das Fortglimmen der Anarchie im Lande, welche in mehreren Städten Tumulte veranlaßte, sondern sie brachte auch die Großmächte auf den Gedanken, Belgien unter seine Nachbarn zu teilen.

Die Kandidatur des Prinzen Leopold.

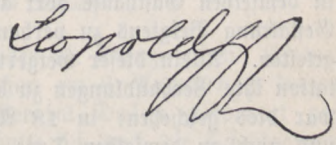
Allen war klar, daß eine neue Königswahl ohne Verständigung mit der Londoner Konferenz erfolglos sein würde. Schon im November 1830 hatte van de Weyer, der diplomatische Agent Belgiens bei der Londoner Konferenz, auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg als einen geeigneten Thronkandidaten hingewiesen, in der Sitzung des 12. Januar 1831 der Deputierte Devaux seine Wahl empfohlen. Der belgische Kongreß hielt jedoch damals noch an der Kandidatur des Herzogs von

Nemours fest, und erst, als die Hoffnungen, diese zu verwirklichen, immer mehr sanken, kehrten die Gedanken zu dem Prinzen Leopold zurück. Durch dessen Vermählung mit einer Tochter Louis Philipps gedachte man dann doch zu erreichen, worauf es den Belgiern in erster Linie ankam: die Freundschaft und Unterstützung Frankreichs. Gendebien übernahm es, in diesem Sinne den König Louis Philipp zu sondieren. Der König sprach sich in der Unterredung zwar sehr günstig über den Prinzen aus, schnitt aber jede Hoffnung auf Verwirklichung jenes Planes der Belgier ab; ja der Minister Sebastiani äußerte voll Zorn: „Wenn Koburg einen Fuß nach Belgien setzt, so werden wir mit Kanonen auf ihn schießen!" Nachdem indes die Kandidatur des jungen Herzogs von Nemours endgültig beseitigt war, gab Frankreich schon Ende



135. Leopold I., König der Belgier.

Nach dem Gemälde von Alfr. E. Chalon gestochen von R. Ackermann.



Februar dem englischen Ministerium zu erkennen, daß es dem Prinzen von Koburg nicht abgeneigt und auch bereit sei, in die Vermählung des Prinzen mit einer Tochter Louis Philipps, etwa ein Jahr nach der Besteigung des belgischen Thrones, einzuwilligen. Auch in England war das Ministerium Wellington der Kandidatur des Prinzen Leopold mit Entschiedenheit entgegen gewesen; die Whigs indessen, seit dem November im Besitz der Regierungsgewalt, sahen sie günstig an. So gaben denn um die Mitte des April die beiden westlichen Großmächte vertraulich zu verstehen, daß der Prinz von Koburg als künftiger König Belgiens ihnen genehm wäre.

Prinz Leopold von Sachsen-Koburg.

Der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, am 16. Dezember 1790 geboren, war der jüngste Sohn des Herzogs Franz von Koburg. Von seiner Mutter, einer Prinzessin von Reuß-Eberstein, einer Frau „von warmem Herzen und starkem Verstande", hatte er viel geerbt. Einer der schönsten Männer seiner Zeit, hatte er auch auf seine geistige Ausbildung den größten Fleiß

verwandt; Anmut des Benehmens war ihm angeboren. Die Verbindung von Geist und Wohlwollen, von Weltverstand und harmlosem Humor machte ihn anziehend. Man hat ihn „einen menschlichen Fürsten und fürstlichen Menschen" genannt. Sein Adjutant Baron Hardenbroek entwirft in einem vertraulichen Briefe ein gutgemeintes, jedoch weniger hochdeutsches Bild von ihm. „Je mehr man ihm kennt", schreibt er wörtlich, „je mehr muß man ihm schätzen; er beträgt sich ausnehmend. Immer ruhig, immer besonnen, wird er im Glück nimmer übermütig und im Unglück niemals mutlos sein. Er betrachtet alle Sachen in ihrem wahren Lichte. Dieses schützt ihm für Fehlgriffe und Kränkung. In ein Wort, er ist vernünftig, gescheut und durchaus gut."

Infolge der Vermählung seiner Schwester mit dem Großfürsten Konstantin von Rußland trat er kurz vor der Schlacht von Austerlitz in russische Dienste. Auf dem Erfurter Kongresse erfolgte die schon früher angebahnte Versöhnung mit Napoleon. Doch war er der erste deutsche Prinz, welcher sich 1813 dem russischen Heere zur Befreiung Deutschlands anschloß. In der Schlacht bei Kulm zeichnete er sich rühmlich aus. Im Gefolge des russischen Kaisers kam er im Juni 1814 nach London, wo die Prinzessin Charlotte, die einzige Tochter des Prinzen von Wales, die eben erst ihre Verlobung mit dem Prinzen von Oranien aufgehoben hatte, zu Leopold eine lebhafte Zuneigung faßte. Auf einem Balle bei dem Herzoge von York erfolgte die Verständigung: im Jahre 1816 wurde die Vermählung gefeiert, die dem Prinzen eine höchst bedeutende Stellung in England gab. Die Ehe war überaus glücklich. Die Prinzessin, lebhaften Naturells, gutherzig, aber unerzogen, war gewohnt, den Regungen ihres Gefühls ohne Zurückhaltung zu folgen. Es war zum Erstaunen, wie sie durch den Einfluß ihres Gemahls an Ruhe und Selbstbeherrschung gewann. Ihr Tod zerstörte nach wenig mehr als einem Jahre das kurze Glück. Niemals wieder, schreibt Leopold in seinen Lebenserinnerungen, habe er das Gefühl des Glückes, welches sein kurzes Eheleben segnete, erlangt.

Der Prinz behielt seinen Wohnsitz in England; er bezog von der englischen Regierung ein Jahrgeld von einer Million Mark. Schon 1825 begannen die Verhandlungen mit ihm über die Übernahme der griechischen Königskrone: am 21. Mai 1830 brach er sie endgültig ab; sie hatten ihn gelehrt, daß eine Krone nur annehmbar sei, wenn er die völlig gesicherte Gestaltung des Angebotenen zur Vorbedingung der Annahme mache. Derselbe Baron Stockmar, der ihn schon in der griechischen Angelegenheit so gut beraten hatte, stand ihm auch jetzt ermutigend und ratend zur Seite.

Bedingungen Leopolds. Seine Wahl.

Als am 22. April 1831 in Marlborough-House eine Deputation des belgischen Kongresses vor Leopold erschien, die ihm die Krone des neugeschaffenen Königreiches antrug, erklärte er mit unerschütterlicher Festigkeit, daß mit seiner Wahl die Lösung der territorialen und finanziellen Schwierigkeiten, die Anerkennung Belgiens und seines Königs von Europa verknüpft werden müsse: anders könne er ihrem Antrage nicht entsprechen. Die Verfassung Belgiens jedoch versprach er eventuell ohne Einschränkung und Vorbehalt anzunehmen. — So blieben die Belgier ungewiß, ob er ihre Krone annehmen würde. Gleichwohl galt es, der Unsicherheit aller Verhältnisse Belgiens baldigst ein Ende zu machen. Am 4. Juni nahm der Kongreß zum zweitenmal die Königswahl vor: 10 Stimmen waren für Republik, 14 fielen auf den Reichsverweser Baron Surlet de Chokier, aber 152 auf den Herzog Leopold.

Gleichzeitig begaben sich zwei Deputationen von Brüssel nach London und stiegen in demselben Gasthause dort ab: die eine, um mit der Konferenz über die künftige Gestaltung Belgiens zu verhandeln, die andre, um den neuen König nach Brüssel zu geleiten. Allein dieser weigerte sich, sie eher zu empfangen, als bis die andre Deputation ihre Verhandlungen zu befriedigendem Ende geführt haben würde. Am 26. Juni war dies geschehen: in 18 Artikeln konstituierte die Konferenz das neue Königreich, und noch an demselben Tage empfing Leopold die zweite Deputation und nahm aus ihren Händen die belgische Krone entgegen.

Annahme der 18 Artikel.

Leopold verlangte die Zustimmung des belgischen Kongresses zu den 18 Artikeln, welche für Belgien im ganzen den Besitzstand von 1790 festsetzten, jedoch die Entscheidung über Luxemburg noch offen ließen, und die Teilung der Staatsschuld zwischen Holland und Belgien in der Weise regelten, daß jedes der beiden Länder die Schulden zu tragen habe, welche es in die Gemeinschaft mitgebracht, daß aber die seitdem gemachten nach einem billigen Verhältnis geteilt werden sollten. Nach erregten Erörterungen in neuntägiger Debatte nahm der Kongreß diese Bestimmungen mit 126 gegen 70 Stimmen an, und nun reiste Leopold über Calais in sein neues Königreich ab, nachdem er vorher auf sein englisches Jahrgeld Verzicht geleistet hatte. Am 21. Juli 1831 hielt er seinen Einzug in Brüssel.

König Wilhelm von Holland indes, wiewohl er in die Abtrennung Belgiens gewilligt hatte, war der Meinung, daß die 18 Artikel für Belgien zu günstig wären; er weigerte sich daher, sie anzuerkennen. Um diesem Proteste Nachdruck zu geben, kündigte der holländische Kommandant von Antwerpen, General Chassé, die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten an. Am 4. August überschritten 50 000 Holländer die belgische Grenze. Dieser Akt versetzte Belgien in große Bestürzung. Es fehlte, um Widerstand leisten zu können, ebenso sehr an Führern wie an Truppen. Die Blusenmänner, durch ihre Barrikadensiege übermütig, die Festungen ohne Proviant und Kriegsmaterial: im ganzen Volke mehr Prahlerei als Kraft. Unverzüglich wandte sich König Leopold an Frankreich und England am Hilfe: Lord Grey begnügte sich damit, eine Abteilung der englischen Flotte von Plymouth nach Dover zu beordern, Louis Philipp aber ließ am

Erneuerung des Kriegs durch Holland.



136. Erstürmung der Lünette St. Laurent von Antwerpen am 14. Dezember 1832.
Nach dem Gemälde von Bellangé gestochen von Outhwaite.

10. August 40 000 Mann unter Marschall Gerard über die Grenze gehen. Es war die höchste Zeit; denn der Prinz von Oranien hatte schon am 8. August nach kurzem Gefecht bei Hasselt die belgische Maasarmee unter General Daine zersprengt und in schmählicher Flucht zurückgetrieben. Infolgedessen hatte sich auch die Scheldearmee, bei der Leopold selbst sich befand, auf Löwen zurückziehen müssen. Mit Mut und Kaltblütigkeit suchte der König seine Truppen zusammenzuhalten; allein am 12. wurden sie, wenn auch nach tapferer Gegenwehr, bei Tirlemont unweit Löwen vom Prinzen von Oranien wiederholt zurückgeworfen. Fast wäre der König selbst in Gefangenschaft der Holländer geraten; er war in einem Dorfe von allen Seiten umringt, als es dem englischen Gesandten Lord Adair gelang, durch Hinweis auf das Heranrücken der Franzosen die Holländer zu einer Waffenruhe zu bestimmen.

Freilich bedeutete der Gesandte zugleich im Namen seines Chefs, Palmerston, den Franzosen, daß England auch ihren Abzug unbedingt wünsche. Auch Leopold sah sich genötigt, diese Forderung zu der seinen zu machen. Louis Philipp hatte, nachdem mit der Thronkandidatur seines Sohnes eine seiner schönsten Hoffnungen beseitigt war, im Interesse der öffentlichen Meinung in

Frankreichs Enttäuschung.

Frankreich wenigstens eine kleine Gebietsabtretung und eine für Frankreich günstige Schleifung von belgischen Grenzfestungen herausschlagen wollen. An Palmerstons und der Konferenzmächte Festigkeit litten aber auch diese kleineren Wünsche Schiffbruch. Infolgedessen suchte dann eine Zeitlang, aber mit gleich geringem Erfolg, Frankreich die Lösung der belgischen Frage zu hintertreiben. Schließlich ging das Ministerium Casimir Perier, das ganz unhaltbar geworden war, und machte dem Ministerium Soult Platz.

Abänderung der 18 Artikel.

Am 14. Oktober begannen die Holländer ihren Rückzug: am 20. standen sie wieder jenseit der Grenze. Die Wirkung aber der Niederlage Belgiens war, daß die Londoner Konferenz eine Abänderung der 18 Artikel zu gunsten Hollands vornahm. Diese neuen 24 Artikel sprachen nur den wallonischen Teil von Luxemburg Belgien zu, Limburg aber rechts von der Maas Holland, legten Belgien von der Nationalschuld eine Summe von fast $8^1/_2$ Millionen holländische Gulden als jährliche Rente auf. Allein auch diese Abkunft, als immer noch dem Gegner allzu günstig, verwarf Holland. Belgien nahm sie jedoch an, so schwer es dem neuen Könige auch wurde; ja er dachte an Abdankung, und nur das dringende Zureden des Barons Stockmar, das Land nicht der Anarchie und einer Teilung auszusetzen, vermochte ihn, die schwere Aufgabe auch weiterhin der Lösung entgegenzuführen. Belgien wurde nunmehr unverzüglich durch Frankreich und England, nach einigen Monaten auch durch die östlichen Großmächte als unabhängiges Königreich anerkannt.

Übergabe von Antwerpen.

Der fortgesetzte Widerstand Hollands gegen die Bestimmungen der Großmächte drängte endlich zu außerordentlichen Maßregeln. Eine englisch-französische Flotte wurde gegen die Küsten Hollands entsendet, Preußen stellte ein Truppenkorps zwischen Rhein und Maas auf, und ein französisches Heer als Exekutionsarmee der vereinigten Mächte, wieder von Gerard geführt, drang in Belgien ein, um die Holländer aus der Citadelle von Antwerpen zu vertreiben. Der alte Chassé, der schon in Spanien unter Napoleon mitgefochten und durch seinen unbeugsamen Mut Lob und Ehre geerntet hatte, wollte von Ergebung nichts wissen: er wehrte sich mit einem mörderischen Feuer. Schon waren durch die französischen Kanonen die Kasernen und Magazine der Citadelle in Schutthaufen verwandelt, als König Wilhelm die Kapitulation befahl. Nun besetzten die Franzosen am 24. Dezember 1832 die rauchenden Trümmer der alten Scheldefeste.

Friedensschluß.

Aber erst am 18. November 1833 kam es durch die Konvention von Zonhofen zu einer vorläufigen Verständigung zwischen Holland und Belgien. Die Reibungen zwischen den beiden Staaten waren damit noch nicht beendigt; ja 1838 erreichte die Spannung zwischen den Nachbarn eine solche Höhe, daß Leopold den polnischen General Skrzynecki nach Brüssel berief, um ihn für den Fall des Krieges an die Spitze der belgischen Armee zu stellen. Doch gelang es, dem Ausbruche der Feindseligkeiten noch durch die Unterzeichnung des Friedens zwischen Holland und Belgien auf der Grundlage der 24 Artikel vorzubeugen (19. April 1839). An Stelle des belgisch gewordenen Teils von Luxemburg trat das Herzogtum Limburg in den Deutschen Bund, der sich diese Verfügung über einen Teil seines Gebietes ohne ein Wort des Widerspruchs gefallen ließ.

Holland nach dem Kriege.

Diese zähe Verteidigung seiner Interessen hatte Holland in sehr große finanzielle Schwierigkeiten gestürzt. Es wurden daher nicht nur die bestehenden Steuern erhöht, sondern auch neue eingeführt, was wiederholt zu unruhigen Auftritten im Lande führte. Allmählich erst konnte das Land zu einer gedeihlichen Entwickelung, namentlich mit Hilfe der großen Überschüsse seiner Kolonien (schon 1836 betrugen diese 9 Millionen holländische Gulden), zurückgeführt werden. Zumeist war dies das Verdienst des Prinzen von Oranien: denn König Wilhelm legte am 17. Oktober 1840 die Regierung in die Hände seines Sohnes nieder und zog sich, nachdem er sich mit der Gräfin d'Oultremont vermählt, nach Berlin ins Privatleben zurück.

Belgiens Aufschwung.

Belgien dagegen nahm unter König Leopold eine sehr günstige Entwickelung. Seit dem 9. August 1832 mit der ältesten Tochter Louis Philipps vermählt, wußte er, obwohl Protestant, durch weise Schonung der kirchlichen Formen sich bald inmitten eines streng katholischen Volkes hohe Achtung zu gewinnen. Freilich empfand der

junge belgische Staat anfangs die Nachwehen der Trennung in der Verschiebung des holländischen Marktes und in der erst 1843 beseitigten Sperrung der Schelde. Aber dann entwickelte das Land, gefördert durch die Neutralität, welche die Großmächte Belgien zugestanden hatten, seine reichen Hilfsquellen; Industrie und Handel kamen in hohen Flor, das geistige Leben entfaltete sich ungehemmt. Der klerikalen Hochschule zu Löwen trat die freisinnige Universität zu Brüssel gegenüber; denn seine oberste Aufgabe, die Klerikalen und Liberalen gegeneinander im Gleichgewichte zu erhalten, erkannte und erfüllte König Leopold mit Umsicht und sicherem Takte. — Auch die Kunst nahm in den Niederlanden, besonders in Belgien, eine nationale Stellung ein. Nachdem noch Lens (1740—1822), Matthias Brée (1773—1839) aus Antwerpen, Johann Pälinck (1781—1839) aus der Gegend von Gent und F. J. Navez (1787—1856) sich David folgend an den französischen Klassizismus angeschlossen hatten, folgte die jüngere Schule mit Stoffen aus der vaterländischen Geschichte, sogar neuesten Datums, einer teils romantischen teils realistischen Richtung. L. Gallait (1810—1887) aus Brüssel (Abdankung Karls V.), E. de Biefve (1809—1882) ebenfalls aus Brüssel (Kompromiß des niederländischen Adels von 1566, die Brüsseler Schützengilde vor den Leichen Egmonts und Hoorns), Henry Leys (1815—1869 [Szenen aus der niederländischen Geschichte]) aus Antwerpen, Wappers (1803—1874) ebenfalls aus Antwerpen (Heldentod des Bürgermeisters v. d. Werft, Septemberrevolution 1830), endlich Nicaise de Keyzer (1813—1887) aus Sandvliet (Schlacht von Worringen, Sporenschlacht) sind hier rühmlichst zu nennen.

Der Aufstand Polens.

Politische Unreife Polens.

„Es ist für uns von wesentlicher Bedeutung, uns von der Natur und den wahren Ursachen der Ereignisse Rechenschaft zu geben, die unser Erstaunen hervorgerufen haben; es ist das um so mehr von Wichtigkeit, als es sich hier nicht um abstrakte Theorien handelt, nicht um einen müßigen Streit, ein leeres Spiel des Geistes, dessen Entscheidung gleichgültig wäre, weil sie auf das Geschick der Sterblichen keinen Einfluß ausübe. Falsche politische Ideen werden nur allzusehr thatsächlich verderblich, wenn sich die öffentliche Meinung ihrer bemächtigt. Indem sie häufig zu Feindschaften und Irrungen Veranlassung geben, beeinträchtigen sie nur allzusehr das Glück und die gesunde Entwickelung der Nationen . . . . . Wer auch nur einmal bedenkt, wie viel Blut und wie viel Thränen infolge solcher Irrtümer vergossen werden können, der wird es sich gewiß nicht mehr erlauben, den eignen Neigungen oder Leidenschaften Gehör zu schenken und die Dinge auf Grund jener banalen Phrasen zu entscheiden, an denen die Parteien sich erkennen lassen." — Mit diesen Worten nimmt der bekannte Kriegsschriftsteller und Politiker Theodor von Bernhardi in der Einleitung zu seiner 1834 erschienenen Schrift über das Verhältnis Polens zu Rußland Beziehung auf die polnische Revolution von 1830 auf 1831. Falsche Ideen, falsche Voraussetzungen waren es, die ihren Ausbruch herbeiführten, und die Folgen von Blut und Thränen blieben nicht aus. Der rasche Erfolg der Julirevolution und das anfänglich schnelle Vorwärtsschreiten der belgischen Bewegung gaben den Polen den Mut, ein gleiches zu versuchen, ohne an die von Grund aus verschiedene politische und geographische Lage ihres Landes zu denken. Noch hatte man nicht einsehen gelernt, wie die Teilungen Polens nicht allein das Ergebnis einer brutalen Gewalthandlung der Nachbarreiche gewesen waren, sondern vielmehr die notwendige Folge seiner inneren Zerrüttung, seiner ungeregelten Finanzen, seiner völligen Disziplinlosigkeit in den politischen Parteien und im Heere. Derselbe Hader der Parteien aber war herübergenommen worden in das 19. Jahrhundert unter die russische Herrschaft. In allem uneinig, war man sich nur darüber einig, daß man das russische Joch, wie man es nannte, abwerfen müsse, und daß man alles, was von russischer Seite kam, prinzipiell als schlecht zu verurteilen habe.

Die Verfassung von 1817.

Der Wiener Kongreß hatte das Herzogtum Warschau dem Kaiser Alexander als Königreich Polen zugesprochen. Der Selbstherrscher aller Reußen sah in der Wiederherstellung Polens sein eigenstes Werk. Alsbald richtete der Kaiser sein Be-

streben darauf, die Gemüter der Rußland abgeneigten Polen für sich zu gewinnen: er überschüttete Polen mit Wohlthaten, während er weit entfernt war, Rußland die Berechtigung zu gleichen Ansprüchen einzuräumen. Polen erhielt 1817 eine freisinnige Verfassung, wonach in Gemeinschaft mit ihm, als dem Könige, der Senat und das Haus der Landboten die Gesetzgebung übten; die Verwaltung, ganz von derjenigen Rußlands getrennt, wurde durch einen Vizekönig und ein verantwortliches Ministerium geleitet; Unabhängigkeit des Gerichtswesens, Preßfreiheit, mit Rechtsschutz gegen Mißbräuche, eine Städteordnung mit freier Wahl der Gemeindebeamten wurde gewährt.

Wirkungen der Verfassung.

Alsbald gewannen die Dinge in Polen ein völlig verändertes Aussehen. Bisher waren die Städte in Verfall, das Grundeigentum überschuldet, die meisten Eigentümer ruiniert, der Ackerbau vernachlässigt, der öffentliche Kredit vernichtet, Industrie fast unbekannt, der Handel im Stocken. Jetzt aber — so beschreibt ein Pole die Wandlung — stiegen Dörfer empor, und es konnten sich, was in Polen unerhört war, die Landstraßen und Brücken denen in Deutschland gleichstellen. Die Universität in Warschau wurde mit bedeutenden Mitteln ausgestattet, alle Zweige des öffentlichen Unterrichts wurden verbessert. Fabriken entstanden, der Kredit erwachte, die Anlegung von Banken verlieh der Industrie neues Leben, Polens Städte wetteiferten mit denen Deutschlands an industrieller Thätigkeit. Nicht mehr durfte der Richter dem besten Zahler Recht geben, nicht mehr der Edelmann als Tyrann auf seinen Gütern hausen. Die Regierung, von Einheimischen verwaltet, sorgte emsig für des Landes Wohlfahrt und das Aufblühen aller Stände der Gesellschaft.

Unzufriedenheit der höheren Stände.

Dennoch mochten gerade die genauesten Kenner kein Vertrauen zu der neuen Blüte Polens fassen. „Bisher", meinte Herr von Flassan, ein geistvoller Staatsmann, „hat Polen weder die Freiheit genießen, noch sich in Abhängigkeit fügen können und nur mit Widerstreben nimmt es das Glück aus den Händen Fremder an, obwohl es dessen mehr unter ihnen als unter den einheimischen Herrschern genossen hat." Nur allzubald sollte sich die in solchen Worten liegende Vorahnung erfüllen. Zwar der Bauer und Kleinbürger befanden sich wohl unter den neuen Verhältnissen und ertrugen willig die durch polnische Beamte geübte Herrschaft Rußlands; aber in den höheren Ständen brach die Unzufriedenheit bald offen zu Tage. Immer brennender wurde hier das Gefühl, daß, so wohlwollend immerhin auch Kaiser Alexander die Herrschaft übte, es doch eine Fremdherrschaft sei, und daß durch keine Wohlthaten der Verlust des köstlichsten politischen Gutes zu ersetzen sei, der Verlust der Freiheit, der nationalen Selbständigkeit, die Polen durch die Gewaltthat der Fremden verloren habe. Man fühlte sich in Polen geknechtet und herabgewürdigt, zu einem Spotte der Völker geworden. In diesem Grolle erstickte alle Dankbarkeit, an ihm glitt wirkungslos alle Fürsorge des milden Herrn ab.

Enttäuschung des Kaisers.

Das war für Alexander eine schmerzliche Wahrnehmung und zugleich eine empfindliche Kränkung. Vergebens mahnte er am 27. März 1818 bei Eröffnung des ersten Reichstages die Landboten zu besonnener Erwägung, vergebens warnte er sie, in die Fehler zurückzufallen, welche den Sturz des einst so mächtigen Polen herbeigeführt. Der Reichstag nahm mit verbitterter Voreingenommenheit die Gesetzesvorschläge der Regierung entgegen, um sie fast ohne jede Beratung zu verwerfen. Nur was man nicht hatte, erschien wertvoll.

Wachsende Mißstimmung.

Die Verhandlungen des zweiten Reichstages im Jahre 1820 machten die Entfremdung der Gemüter nur größer und offenbarer und verwandelten die frühere Zuneigung des Kaisers zu den Polen in mißtrauische Zurückhaltung. Man muß sich auch erinnern, daß nach den Kongressen von Aachen, Troppau, Laibach und Verona sich Alexander immer mehr seiner liberalen Launen entschlug. In immer weitere Kreise der Polen begann sich die Unzufriedenheit mit der Lage des Vaterlandes zu verbreiten: geheime Verbindungen entstanden und unterwühlten alle Schichten der Gesellschaft. Infolgedessen bestimmte der Kaiser am 1./13. Februar 1825 in einer Zusatzakte zur polnischen Verfassung, daß die Verhandlungen des Reichstages bei geschlossenen Thüren stattfinden und nur bei besonderen Gelegenheiten, wie Eröffnung

oder Schluß, öffentlich sein sollten. Die Polen sahen darin einen Gewaltakt, der ihre Unzufriedenheit und ihren Groll reizte, und einen Grund, nun um so eifriger an der Befreiung aus der russischen Herrschaft zu arbeiten.

Großfürst Konstantin.

Die Persönlichkeit des Großfürsten Konstantin, den sein Bruder, der Zar, mit dem Posten eines Generalgouverneurs von Polen betraut hatte, war nicht geeignet, den Geschmack an der russischen Herrschaft zu erhöhen. Seit 1820 durch Beschluß des heiligen Synod von seiner rechtmäßigen Gattin geschieden, einer Prinzessin aus dem Hause Koburg, hatte er eine Polin, die zur Fürstin Lowicz erhobene Gräfin Grudzynska geheiratet und affektierte eine polenfreundliche Gesinnung. In Wirklichkeit aber sah er mit echt russischer Verachtung auf die Polen herab und suchte auf alle Weise dem russischen Einfluß die Wege zu ebnen. So bewirkte er die Anstellung zahlreicher Russen, die sich, um den Schein zu wahren, nationalisieren lassen mußten; allenthalben hatte er seine Spione und Agenten; er selbst ließ sich, auch gegen hochangesehene Polen, Willkürlichkeiten, ja Grausamkeiten zu schulden kommen und sorgte dafür, daß seine Günstlinge, die desgleichen thaten, ungestraft davon kamen.



137. Großfürst Konstantin, Generalgouverneur von Polen.
Nach dem Gemälde von H. Benner gestochen von F. John.

Stellung der polnischen Parteien.

Die Wiederherstellung des alten Polenreiches war das Ziel, welches allen Parteien, allen geheimen Gesellschaften vorschwebte. Aber in den Mitteln, durch deren Anwendung sie die Erreichung dieses Zieles hofften, unterschieden sie sich weit voneinander. Die Partei der Diplomaten, aus Mitgliedern des höheren Adels bestehend, wollte die goldene Zeit, in welcher dieser in Polen fast souverän gewesen war, ohne Krieg, ohne revolutionäre Erschütterungen zurückführen. Nur durch diplomatische Benutzung der Zeitumstände, durch heimliche Verhandlungen mit dem Auslande, durch gesteigerten Nationalsinn gedachte sie bei Gelegenheit irgend eines schweren Krieges Rußlands ihr Ziel zu erreichen. Schwach an Zahl, bedeutete sie doch viel, da sie fast nur aus vornehmen und reichen Personen bestand. Auch die Partei der Landboten glaubte nur durch gesetzliche Mittel zu dem gewünschten Ziele gelangen zu können. Dagegen wies sie Volksbewegung wie Gewaltsamkeit jeder Art entschieden zurück; nur durch den Reichstag sollte die Bewegung vorwärts gebracht werden. Der Kern dieser Partei waren die Landboten von Kalisch, ihr Haupt sah sie, wie auch die diplomatische Partei, in dem Fürsten Czartoryski. Fast nur aus jungen Leuten war die akademische Partei zusammengesetzt; Litteraten, Journalisten, Studenten waren ihre Anhänger. Die Wahl der Mittel galt ihr gleich, wenn sie nur zum Ziele führten. Doch schien es ihr angemessen, den ganzen Boden des ehemaligen Polens erst im geheimen zu unterminieren, bevor sie offen die Fahne der Empörung erhöbe. Da sie fanatisch ihren Führern hingegeben war, konnte man erwarten, daß ihre Anhänger sich zu allem würden gebrauchen lassen. Zunächst aber erhielten ihre Führer, von denen keiner in größerem Ansehen stand, als der wegen Freisinns seiner Professur in Wilna entsetzte Joachim Lelewel, sich noch in Fühlung mit der diplomatischen Partei und empfingen von dieser auch ihre Instruktionen. Die militärische Partei endlich umfaßte eine große Zahl

von Fähnrichen und jungen Offizieren der polnischen Armee. Sie wollte die ganze Wehrkraft des Landes in Anspruch nehmen und mit offener Gewalt ihre Absichten durchführen. Dazu bedurfte sie vor allem eines tüchtigen Anführers. Ihre Hoffnung setzte sie auf den General Chlopicki, den die öffentliche Meinung für besonders befähigt hielt, die polnische Armee mit Erfolg gegen die Russen zu führen. Man wußte auch, daß er den Russen gram war: hatte er doch wegen einer Zurücksetzung, die er auf einer Wachtparade erfahren, seinen Abschied genommen. Sicher aber täuschte man sich in ihm; denn obwohl Patriot, war er doch nach einem erfahrungsreichen Leben weit entfernt, nach Art der modernen Phrasen- und Parteihelden die russische Macht so niedrig anzuschlagen, wie es dem augenblicklichen Selbsterstarkungsbedürfnis der Polen entsprach. Von allen Parteien war diese die rührigste; sie drängte am eifrigsten zu baldigem Losschlagen. Denn sie besorgte mit Recht, daß es bei längerem Zögern den Russen immer mehr gelingen würde, die Bauern und kleinen Bürger in den Städten mit ihrer Herrschaft zu versöhnen und damit auch die Gesinnungen der gemeinen Soldaten, welche ja zur großen Mehrzahl aus jenen Bevölkerungsklassen entstammten, für sich zu gewinnen: auf dem Heere aber beruhte in erster Linie die Hoffnung des Gelingens einer Revolution.

Zusammenhang polnischer Intrigen mit den Dekabristen.

Unter den Mitgliedern der russischen Verschwörung, welche sich nach dem Tode Kaiser Alexanders 1825 der Thronbesteigung seines Bruders Nikolaus widersetzt hatten, waren mehrere zugleich Genossen geheimer polnischer Verbindungen gewesen. Durch deren Aussagen nun kam die russische Regierung zuerst auf die Spur der geheimen Gesellschaften in Polen. Eine Untersuchungskommission, aus Russen und Polen gemischt, wurde eingesetzt und brachte mit voller Klarheit zu Tage, daß Geheimbünde in Polen beständen, deren Mitglieder durch Eidschwur sich verpflichtet hatten, Gut und Blut aufzubieten, um die Wiedergeburt ihres unglücklichen Vaterlandes herbeizuführen. Der Großfürst Konstantin verlangte, daß die Aburteilung der verhaßten Verschwörer einem Kriegsgerichte übertragen würde, allein der Kaiser wollte die gesetzlichen Formen streng beobachtet wissen und übertrug im April 1827 den Urteilsspruch dem Senate, als dem höchsten Gerichtshofe für Hochverrat. Die Augen des ganzen Landes waren auf diese Versammlung gerichtet, deren Mitglieder fast ohne Ausnahme den höchsten Familien Polens entstammten. Die Schuld der Angeklagten war klar, aber stärker als alle Beweise erwies sich der Druck der öffentlichen Meinung. Am 17. Oktober 1828 — solange hatte man die Untersuchung hinzuzögern verstanden — fällte der Senat das Urteil: er sprach mit allen Stimmen gegen die einzige des Generals Krasinski sämtliche Angeklagte entweder ganz frei oder verurteilte sie zu ganz leichten Freiheitsstrafen.

Zunahme der Geheimbünde.

Dies Urteil erregte in den Herzen aller Polen lauten Jubel; sie sahen darin eine Gutheißung, welche die oberste Reichsbehörde allen geheimen Umsturzplänen zu teil werden lasse. Eine revolutionäre Freudigkeit bemächtigte sich des Volkes; man hat gesagt, daß damals selbst die Luft in Polen revolutionär war. Zumal unter der Jugend entstanden immer mehr Geheimbünde, welche mit tollkühner Verwegenheit den Ausbruch der Revolution schürten. So brachte der Unterleutnant in dem Regimente der Gardegrenadiere Peter Wysocki in kurzer Zeit, im Dezember 1828, über 200 Genossen aus den Fähnrichen und Offizieren seines sowie andrer Regimenter wie von der Militärschule in Warschau zusammen, welche sich verschworen, die Revolution zu baldigstem Ausbruche zu bringen. — Die Zeit schien günstig. — Während des ersten Jahres des Türkenkrieges hatte Rußland so erhebliche Verluste erlitten, daß es den Verschworenen unfähig zu sein schien, gleichzeitig den Anschlägen der Polen und den Türken zu widerstehen. Die Kunde verlautete, daß, bevor das Heer wieder ins Feld rücke, der Kaiser Nikolaus mit seiner ganzen Familie nach Warschau kommen würde, um sich zum Könige von Polen krönen zu lassen. So schien er sich selbst den Verschwörern in die Hand zu geben: sie beschlossen, bei der Krönungsfeier, die auf den Mai 1829 angesetzt war, das ganze kaiserliche Haus mit einem Schlage zu vernichten.

Geplantes Attentat. Schließung des Reichstags.

Der Plan war, daß bei der Krönungsparade auf dem Sächsischen Platze eine Deputation von Landboten dem Kaiser eine Bittschrift überreichen solle, in welcher er um Aufhebung des Öffentlichkeitsverbots für die Landtagsverhandlungen gebeten würde. Würde er, wie zu vermuten, jene Bitte ablehnen, so sollten auf ein gegebenes Zeichen Wysocki mit seinen Anhängern aus den Reihen der polnischen Regimenter hervorbrechen und den Kaiser nebst seinen Brüdern, den Großfürsten Konstantin und Michael,

und dem jungen Thronfolger ermorden. Dann würde sicher die polnische Armee zu den Verschwörern übertreten und die Sache der Revolution gegen die Russen ausfechten. — Allein im entscheidenden Augenblicke entfiel den mitverschworenen Landboten der Mut; sie übergaben die Bittschrift, der Kaiser schlug, wie erwartet, die Bitte ab — aber nun wagten sie nicht, den Offizieren das verabredete Zeichen zu geben: man müsse, meinten sie, eine bessere Gelegenheit abwarten. Dieser Meinung indessen waren die Offiziere nicht: es kam darüber zu Zerwürfnissen im Schoße der geheimen Gesellschaften, und ein Jahr verging in Hader und Unthätigkeit. Ein deutliches Abbild davon gab der Reichstag des Jahres 1830, des letzten der abgehalten wurde; nach stürmischen Verhandlungen wurde er am 28. Juni auf Befehl des Kaisers gewaltsam geschlossen.

Wirkung der Julirevolution.



138. Adam Georg Fürst Czartoryski.
Nach dem Leben gezeichnet und lithographiert von Antoni.

Da brach in Paris die Julirevolution aus. Sofort waren alle Zerwürfnisse beigelegt; neuer Eifer bemächtigte sich der Verschwörer, mit unheimlicher Geschäftigkeit wurden die Werbungen für die Sache Polens in der Armee, die bei Warschau in einem Lager versammelt war, wieder aufgenommen. Sendlinge erschienen aus Frankreich, die das Feuer schürten und Beistand versprachen. Im Oktober traten die Häupter der verschiedenen geheimen Genossenschaften zu einem engeren Ausschusse zusammen, der den Plan für den Revolutionsausbruch festsetzte und eine provisorische Regierung bestimmte, um die Leitung aller Angelegenheiten, sobald der Aufstand gelungen wäre, in die Hand zu nehmen. Fürst Czartoryski ward als Haupt auserkoren.

Vorbereitung des Volkes. Die französischen Pläne des Zaren.

Alle Bemühungen gingen jetzt darauf, das Volk für die Revolution vorzubereiten und zugleich die Russen einzuschüchtern. Dabei zeigte sich derselbe leichtfertige Übermut, der selbst mit den wichtigsten Geheimnissen spielen muß. An den Straßenecken fand man Zettel angeklebt, auf denen zur Erhebung aufgefordert wurde: am Belvedere, dem Lustschlosse des Vizekönigs Großfürsten Konstantin, am Südende von Warschau gelegen, war angeschlagen worden, daß das Schloß von Neujahr an anderweitig zu vermieten sei. Zu alle dem machte ein Unterfähnrich, von Gewissensbissen gequält, dem Großfürsten Konstantin Anzeige von allem, was im Werke war. Sofort wurde Wysocki verhaftet: alles schien verloren. Allein der Großfürst liebte in dem polnischen Heere seine eigenste Schöpfung und mochte daher dem Angeber nicht recht Glauben schenken, daß seine Offiziere mit Umsturzplänen sich trügen; Wysocki kam mit einem leichten Verhöre davon. Gleichwohl überfiel Bestürzung und Mutlosigkeit die Verschworenen. Sie verloren den Glauben an das Gelingen der Sache und damit ihren Eifer. Nur wenige der Verwegensten wagten noch vorwärts zu drängen. Das jedoch erkannten alle, daß ein etwa von Rußland gegen das aufrührerische Frankreich unternommener Krieg in erster Linie die polnischen Regimenter in Anspruch nehmen werde,

und daß dann von einer Verwirklichung auch der bescheidensten Pläne keine Rede mehr sein konnte. Auf die Entscheidung des Kaisers Nikolaus in dieser Frage kam es vor allem an. In einer Unterredung mit dem stellvertretenden französischen Gesandten, dem Baron Paul Bourgoing, die nach Empfang der Nachrichten von der „großen Woche" stattgefunden hatte, war der Kaiser zunächst auf die Warnungen zu sprechen gekommen, die er, vergeblich, dem Könige Karl hatte zukommen lassen, dann hatte er, unter heftiger Verurteilung der Revolution, eine gemeinsame Aktion der Mächte gegen Frankreich in Aussicht gestellt.

Unterredung des Zaren mit Bourgoing.

Auf einer Newainsel unweit St. Petersburg liegt das kaiserliche Lustschloß Jelagin. Dort, im Arbeitszimmer des Kaisers, fand an einem Augustabende des Jahres 1830 die erwähnte Unterredung statt. — Das Schlimmste, so hatte der Kaiser wiederholt dem französischen Könige durch seinen Gesandten Pozzo di Borgo ans Herz legen lassen, sei zu besorgen, wenn der König seines Eides vergäße; in solchen Fällen würde es nur darauf ankommen, wer im Straßenkampfe Sieger bliebe. Jetzt war alles so eingetroffen. „Die Leute würden", sagte er, „wenn das Volk die russische Botschaft geplündert hätte, zu ihrer Verwunderung entdeckt haben, daß ich gegen den Staatsstreich gepredigt habe, und daß der autokratische Beherrscher Rußlands einem konstitutionellen Könige die Beobachtung der bestehenden und beschworenen Verfassung empfohlen hat!" — Die Rede kam darauf, wie sich der Kaiser zu dem Julikönigtume stellen würde. Bourgoing bat, die Verlegenheiten Frankreichs nicht durch ein feindliches Verhalten zu vermehren; dies würde wahrscheinlich dazu führen, Frankreich in ein engeres Verhältnis zu England zu treiben. In Wahrheit seien Frankreich und Preußen Rußlands einzige wahre Freunde. Der Kaiser stellte das nicht in Abrede. „England", fügte er hinzu, „beneidet Sie wegen Ihrer algerischen Eroberung und könnte leicht auf den Gedanken kommen, von Ihren inneren Wirren Nutzen zu ziehen und Ihnen diesen schönen Besitz streitig zu machen. Und was Österreich anlangt, so zittert es für Italien und ist Italiens wegen mit Ihrer abermaligen Revolution höchst unzufrieden. Im übrigen macht Österreich sich nichts daraus, wenn es Ihnen übel ergeht."

Dann blieb in sichtlich unmutiger Bewegung der Kaiser stehen, und mit der Hand heftig auf den Tisch schlagend, rief er aus: „Meine Meinung ist, daß ich mich nur durch das Legitimitätsprinzip werde bestimmen lassen: niemals werde ich dem, was sich in Frankreich begeben hat, meine Anerkennung erteilen." Doch wurde er wieder ruhiger, setzte sich und schloß mit der Erklärung, daß er über das, was er thun werde, noch nicht schlüssig sei, daß er nichts überstürzen, sondern dahin zu wirken suchen werde, daß die Großmächte Frankreich gegenüber eine im voraus vereinbarte, übereinstimmende Stellung einnähmen. Diese Stellung aber sollte nach der Meinung des Kaisers eine aggressive sein.

Krieg gegen Frankreich beschlossen.

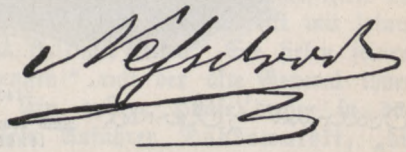
Auf die erste Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Frankreich hatte der Kaiser Nikolaus den greisen Feldmarschall Grafen Diebitsch-Sabalkanski zu sich beschieden, der in leidenschaftlichem Hasse gegen die liberalen Ideen für sofortige Kriegserklärung an Frankreich sich aussprach. Der gleichen Ansicht waren aus der nächsten Umgebung des Kaisers Fürst Orlow und der Kriegsminister Graf Tschernytschew. Ihnen entgegen strebte der Vizekanzler Graf Nesselrode den Frieden zu erhalten. Allein die Kriegspartei befand sich durchaus im Übergewicht. Es wurde bestimmt, daß eine Armee von 14 Infanterie- und 12 Kavalleriedivisionen in Kriegsbereitschaft gesetzt werden sollte, zu deren Anführer Feldmarschall Diebitsch ernannt wurde. Außerdem wurde Diebitsch nach Berlin, Orlow nach Wien gesandt, um die benachbarten Großmächte für den Angriffskrieg gegen Frankreich zu gewinnen, während Graf Matuszewicz, damals stellvertretender Gesandter in London, beauftragt wurde, dem Herzoge von Wellington, welcher an der Spitze des englischen Kabinetts stand, für den gleichen Zweck die nötige „Energie einzuflößen". Allein Friedrich Wilhelm III. wies auf die unbefriedigende Finanzlage Preußens hin und stellte sich mit Besonnenheit den Plänen seines Schwiegersohnes entgegen; diesen aber hatte das Gelingen der belgischen Revolution vollends ungeduldig gemacht, „den Jakobinern aller Länder zu beweisen; man fürchte sie nicht." Auch Wellington, der sich in seiner Stellung schon bedenklich erschüttert sah, konnte zu keiner Entschließung kommen. Gleichwohl drängte die Kriegspartei vorwärts zu entschiedenem Vorgehen gegen die — wie Tschernytschew sagte — zu äußerstem Cynismus herabgekommene Demagogie. Auf ihrer Seite stand jetzt ganz entschieden der Kaiser. Die Kriegsvorbereitungen wurden mit allem Eifer betrieben.

Hindernisse.

Da brach in Moskau die Cholera aus. Nikolaus begab sich dorthin, um persönlich die nötigen Schutzmaßregeln zu treffen. Sobald jedoch die Heftigkeit der Seuche



139. Karl Robert Graf von Nesselrode.
Nach dem Kupferstiche von Chr. Hoffmeister.



nachzulassen begann, wurden die kriegerischen Maßregeln wieder aufgenommen. Das Ministerium Wellington fiel, doch vermochte dies Ereignis jetzt nicht mehr den Kriegseifer zu dämpfen; ein Teil der Armee, mit welcher sich Diebitsch anheischig machte, Frankreich Gesetze zu diktieren und den Knoten der belgischen Frage auf einen Streich zu durchhauen, befand sich schon auf dem Kriegsfuße; der Rest sollte bis zum Dezember marschbereit sein. — Auch die polnische Armee wurde bestimmt, an dem Kriege gegen den „Westen" teilzunehmen. Ferner wurde ruchbar, daß der polnische Finanzminister Fürst Lubecki den Befehl erhalten habe, möglichst viel Geld in den Landeskassen anzusammeln. Das konnte nur auf einen nahen Feldzug gedeutet werden. Sofort kam wieder Leben in die Revolutionsvereine: es gelte nun keine Zeit zu verlieren, um nicht des Goldes im Schatze und vielleicht auch der Schießvorräte in Modlin für die Insurrektion verlustig zu gehen. Boten gingen an die Regimenter ab, auf die man rechnete, und an alle Geheimbünde im Lande. Auf den 10. Dezember 1830 wurde von den Führern der Ausbruch der Revolution angesetzt.

Bestimmung über die polnische Armee.

Revolutionsbeschluß.

Nicht unbemerkt von der Regierung blieb dieses verwegene Treiben. Ein Student legte umfassende Geständnisse ab: mehrere Verhaftungen erfolgten. Immer deutlicher sahen auch die Führer ihre Sicherheit gefährdet; da erschien der Erlaß des Kaisers, daß die polnische Armee für den geplanten Feldzug mobil gemacht werden sollte, um Ende Dezember marschbereit zu sein. Auf ihr beruhte alle Hoffnung der Revolutionsmänner: zog sie von dannen, so war eine Revolution nicht bloß aussichtslos, sondern überhaupt unmöglich. Denn ohne die militärische Geheimbünde, durch die die Armee gewonnen werden sollte, für die Sache Polens Partei zu ergreifen, war nichts zu unternehmen.

Das gab selbst der vorsichtig zurückhaltende Lelewel zu. Wysocki und sein Genosse Zaliwski drängten ihn, sich mit ihnen für die sofortige Schilderhebung zu entscheiden, zumal er ihnen, wenn auch nur zögernd, die Zustimmung gegeben hatte, daß die Landboten dem Vorgange der Armee folgen würden. Man nahm den nächsten Sonntag in Aussicht, wo viel müßiges Volk die Schenken Warschaus füllte, entschied sich dann aber doch für den Montag den 17. (29.) November, weil an diesem Tage sämtliche Wachen der Hauptstadt von polnischen Truppen besetzt werden sollten.



Joachim Lelewel

140. Joachim Lelewel.
Nach dem Originale von Joseph Malinski gestochen von C. Huard.

Rollenverteilung.

Am Sonntag Abend versammelten sich bei dem Unterleutnant Borkiewicz die Vertreter der verschiedenen geheimen Militärvereine zur Beratung. Dreierlei schien notwendig: die Ermordung des Großfürsten Konstantin, weil sonst vielleicht einige polnische Regimenter zögern würden, sich für die Revolution zu erklären, die Wegnahme des Arsenals, um Waffen für das Volk zu bekommen, und die Entwaffnung der russischen Truppen, die in und bei Warschau lagen. Diese letzte Aufgabe übernahm Wysocki, die Eroberung des Arsenals nahm Zaliwski auf sich, während Nabielak sich bereit erklärte, den Großfürsten zu ermorden, und Bronikowski, den Volksaufstand zu leiten. Ein Brauhaus in der Nähe der russischen Kavalleriekasernen auf dem Szulek sollte in Brand gesteckt und dadurch das Signal zum Losschlagen gegeben werden. Auch war man darin einig, alle russischen Offiziere, falls sie sich weigern sollten, mit den Polen gemeinsame Sache zu machen, einfach niederzuschießen.

Mißlingen des Attentats auf den Großfürsten.

Der Montag Abend kam. Der Großfürst hatte Warnungen erhalten, daß sich etwas gegen ihn vorbereite; allein er hatte alle Vorsichtsmaßregeln verschmäht und sich nach seiner Gewohnheit gegen Abend in sein Schlafzimmer zur Nachmittagsruhe niedergelegt. Unterdessen versammelten sich die Studenten und Fähnriche, die seine Ermordung mit Nabielak auf sich genommen hatten, einzeln auf der Sobieskibrücke; doch fanden statt der erwarteten 37 nur 20 sich ein. Allein das Feuersignal will

nicht erscheinen; denn die ersten Versuche, das Brauhaus in Brand zu stecken, sind mißlungen. Darüber ist es halb sieben geworden. Nabielak, des Wartens müde, führt seine kleine Schar nach dem Belvedere, besetzt mit einigen Leuten die Hinterseite des Schlosses, mit andern das offene Hauptthor und stürzt mit acht Begleitern in den Hof und die Treppe hinauf. Irrtümlich gelangen sie in das Vorzimmer der Fürstin von Lowicz, der Gemahlin des Großfürsten, werden aber alsbald ihres Versehens inne, zerschlagen voll Unmut darüber die Spiegel an den Wänden und eilen nun die Treppe zu den Gemächern des Großfürsten hinauf. Im Vorzimmer warteten der Bürgermeister Lubowicki und der General Gendre. Diese sehen den Haufen, Lubowicki reißt die Thür zu dem Schlafzimmer des Großfürsten auf. Da steht ihm dieser, halb angekleidet — sein Kammerdiener Friese hatte ihn soeben geweckt — gegenüber. „Schlimm, gnädigster Herr!" ruft der Erschrockene, ein Bajonettstich trifft ihn von hinten und er stürzt zu Boden. Der Großfürst will den Verschwörern entgegentreten, allein Friese schlägt mit Gewalt die Thür zu, verriegelt sie und führt seinen Herrn rasch über entlegene Treppen in eine sichere Dachkammer hinauf. Die Thür widersteht den Kolbenstößen und Fußtritten, so daß es die Angreifer ratsamer finden, alsbald sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Mißlingendes Angriffs auf die Kavalleriekasernen.

Auf der Sobieskibrücke trafen sie Wysocki und dessen Schar, deren Überfall der russischen Kavalleriekasernen völlig gescheitert war. Vielmehr waren die drei Regimenter infolge des Tumultes aufgesessen und nach dem Belvedere geritten, wo sich der Großfürst, anscheinend ruhig, doch in tiefster innerer Bewegung, an ihre Spitze stellte, unschlüssig, wie er der Empörung, bevor sich die sämtlichen russischen Truppen um ihn gesammelt, entgegentreten sollte.

Ermordung russischer Offiziere.

Unterdessen hatte auch Zaliwski mit größter Ungeduld auf das Feuersignal gewartet. Als es auch um 7 Uhr noch nicht erschien, begab er sich auf eigne Hand nach dem Arsenale und ließ hier in der Nähe einige Häuser in Brand stecken. Die Größe des Feuers brachte alsbald alle russischen Regimenter in Bewegung; allenthalben jagten Offiziere durch die Straßen, um ihren Truppen sich anzuschließen. Hier und da begannen Volkshaufen sich zu sammeln; Studenten stellten sich an die Spitze. „Zum Arsenal!" so lautete der allgemeine Ruf. Dorthin wälzten sich die Scharen lärmend und schreiend. Die Wache des Arsenals leistete geringen Widerstand, die Thore wurden eingeschlagen und 40 000 Flinten, Pistolen und Säbel an die tobende Menge verteilt. „Die Russen morden unsere Brüder!" hieß es jetzt, „die Russen brennen und verheeren die Stadt!" Eine wilde Jagd auf die russischen Offiziere erhob sich. Eine Schar begegnete dem Grafen Hauke. Es war Wysocki mit seinen Genossen, die von der Sobieskibrücke nach dem Arsenale eilten. Sie fielen seinem Pferde in die Zügel. „Aus dem Wege, Rotzjungen!" ruft der alte General ihnen zu; da strecken Pistolenschüsse ihn zu Boden. Ein andrer Haufe drang in das Theater. „Zu den Waffen, Polen!" schrie sein Anführer Dobrowalski, „die Moskowiter schlachten unsere Brüder!" und forderte die Umstehenden zur Gefangennahme der russischen Offiziere auf. Allein, in dem Tumult erhob sich der polnische General Chlopicki und rief mit Nachdruck den Schreiern zu: „Zurück! Ich befehle es euch. Die hier anwesenden Offiziere stehen unter meinem Schutze!" Und die wilde Rotte gehorchte.

Vergebliche Loyalität der polnisch-russischen Offiziere.

Unabläßig waren russische wie polnische Generale bemüht, die Truppen von der Verbrüderung mit den aufständischen Volksmassen zurückzuhalten. Allein meist ohne Erfolg: fast alle fielen als Opfer ihrer Pflicht. Der greise Graf Potocki forderte mit aller Eindringlichkeit die Grenadiere des 5. Regiments auf, ihm nach dem Belvedere zu folgen. Der Pöbel riß ihn vom Pferde und trat ihn mit Füßen, bis einige Pistolenschüsse seinem Leben ein Ende machten. General Blumer wurde durch eine volle Salve niedergestreckt, seine Leiche an einem Laternenpfahle aufgehängt. Von dem General Trembicki verlangte ein Haufe von bartlosen Unterfähnrichen, er solle sich an die Spitze der Revolutionstruppen stellen. „Ich werde die Treue, welche ich meinem Monarchen geschworen habe, zu halten wissen", war seine Antwort; Pistolen-

schüsse streckten ihn zu Boden. Nur wenige wurden als Gefangene in das Arsenal gebracht; doch gelang es auch einigen, Leben und Freiheit zugleich zu bewahren.

Abzug des Großfürsten.

Noch immer wäre es ohne große Opfer möglich gewesen, die wüsten Volkshaufen auseinanderzusprengen und dem weiteren Abfalle der polnischen Truppen zu wehren. Vor der Front der russischen Regimenter bei dem Belvedere hielt der Großfürst; seine Umgebung war geteilter Ansicht über das, was zu geschehen hätte. Die meisten waren für rasche und entschiedene Maßregeln, andre glaubten, der ganze Tumult in der Stadt wäre aus Irrtum entstanden und würde sich bald von selber legen, wenn sich die Russen gar nicht hineinmischten. Ihnen trat der Großfürst bei. „Die Russen", meinte er, „haben mit einer polnischen Schlägerei nichts zu thun." Nur ungern erlaubte er dem General Kurnatowski, einen Versuch zur Beilegung der Unruhe zu machen. Ohne Mühe drang der General an der Spitze der reitenden Gardejäger durch die Krakauer Vorstadt bis zum Schlosse vor und entsandte sogar eine Schwadron bis zum Arsenal, kehrte aber dann wieder zum Belvedere zurück. Der Großfürst aber verließ mit den russischen Truppen Warschau und zog nach Wirzba, einem eine halbe Meile von Warschau entfernten Dorfe.

Der Verwaltungsrat.

Die Hauptstadt war frei von den Russen. Der Aufstand schien darum gelungen, wenn auch nur durch Gunst des Zufalls. Jetzt aber galt es, der Bewegung eine feste und klare Leitung zu geben, um den Erfolg zu sichern. Das fühlte jedermann; jedermann verlangte Befehle, aber es war niemand da, sie zu geben. Die allgemeine Stimme verlangte, daß sich der General Chlopicki an die Spitze stellen solle, da ihm Soldat und Bürger das gleiche Vertrauen entgegenbrachten; allein er war nirgends zu finden. So versuchte denn der gewandte Fürst Lubecki die Zügel in die Hand zu nehmen. Er lud noch in der Nacht vom 29./30. November eine Anzahl von Männern ein, welche bei dem Volke angesehen und beliebt waren, dem Verwaltungsrate der Stadt Warschau sich zur Beratung der nötigen Maßregeln anzuschließen. Es waren die Fürsten Adam Czartorysski und Michael Radziwill, die Grafen Pac und Kochanowski, sowie Kosciuszkos früherer Waffengefährte, der alte Julian Niemcewicz, welche der Aufforderung folgten.

Chlopicki Oberbefehlshaber der Truppen.

Bereits um 7 Uhr morgens wurde eine Proklamation des so verstärkten Verwaltungsrates öffentlich angeschlagen, worin das Volk, da die Russen sich zurückgezogen hätten, zur Ruhe ermahnt wurde. Sie sollte dem ganzen Beginnen einen loyalen Anstrich geben; aber die Massen kümmerten sich nicht darum, um so weniger, da die Russen in bedrohlicher Stärke vor den Thoren der Stadt standen. Zwei Stunden später begab sich der Rat zu Fuße in feierlicher Prozession, den General Pac, der sich schon unter Napoleon ausgezeichnet hatte, an der Spitze, während zahllose Zuschauer die Straßen füllten, in glänzender Nationaltracht nach dem Bankgebäude, um es vor der Zerstörungslust des Pöbels zu schützen. Am Abend endlich wurde zur Wiederherstellung der Ordnung der Oberbefehl über alle Truppen, die der Bewegung sich angeschlossen hatten, dem allgemeinen Verlangen entsprechend, an den sechzigjährigen General Joseph Chlopicki (geb. 24. März 1771) übertragen. Allerdings mußte man ihn auch jetzt noch suchen, und darum trat er erst am 1. Dezember die ihm anvertraute Würde an.

Gründung der „Patriotischen Gesellschaft".

Die erste Handlung des neuen Oberbefehlshabers, der nur unter der Bedingung, im Namen des Königs den Oberbefehl zu führen, ihn angenommen, war, daß er die aufgegriffenen russischen Offiziere zu ihrer persönlichen Sicherheit unter starker Bedeckung selber nach dem Schlosse in Gewahrsam brachte. Daß man von Chlopicki keine extremen Maßregeln zu erwarten hatte, war den Revolutionären bekannt genug, um entsprechende Gegenmittel bereit zu halten. Sie hielten daher noch in der Nacht vom 30. November bis 1. Dezember eine Zusammenkunft, deren Ergebnis war, daß sie mit ihren Anhängern folgenden Tages im Rathaussaale zu der „patriotischen Gesellschaft" zusammentraten. Lelewel hatte die Anregung gegeben: er wurde zum Vorsitzenden gewählt. Das Ziel war, die Bewegung rastlos vorwärts zu treiben und die Regierung auf den Bahnen der Revolution zu halten. Von einer Aussöhnung mit den Russen wollte man nichts wissen.

Der Verwaltungsrat jedoch entsendete vier seiner Mitglieder nach Wirzba, um eine Verständigung mit dem Großfürsten anzubahnen. Fünf Stunden dauerte die Unterredung: man trennte sich, ohne zu einer Einigung gekommen zu sein. Jedenfalls faßte der Großfürst den seiner würdigen Entschluß, die Polen ihrem Schicksale zu überlassen und mit den russischen Truppen nach Rußland zurückzukehren. Rückzug Konstantins aus Polen.

Reißend schnell wuchs in den nächsten Tagen die Zahl der Mitglieder der patriotischen Gesellschaft; mit jedem Tage mehr wurde durch sie der Verwaltungsrat in Schatten gestellt. Seine Ohnmacht erkennend, erklärte sich dieser daher am 4. Dezember für aufgelöst. Eine provisorische Regierung trat an seine Stelle, bestehend aus Czartorysski, Pac, Kochanowski, Dembowski, Niemcewicz und den Landboten Lelewel Provisorische Regierung.



141. General Joseph Chlopicki, Diktator von Polen.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

und Ostrowski, welche, um der demokratischen Partei der „Patrioten" eine gesetzmäßige Macht entgegenzusetzen, die Einberufung des Landtages anordnete. Denn die patriotische Gesellschaft, erbittert darüber, daß sie nur durch ein Mitglied in der provisorischen Regierung vertreten war, richtete ihre Angriffe gegen die neuen Machthaber, gegen keinen derselben aber heftiger, als gegen Chlopicki, den sie für einen Verräter erklärte, weil dieser dem Kriegsgeschrei der Patrioten die Behauptung entgegengesetzt hatte, daß im Felde die polnische Armee auf die Länge den Russen nicht gewachsen sein würde und daß daher die Wiederaussöhnung mit Rußland anzustreben sei.

Diese bald leidenschaftlichen, bald hämischen Angriffe auf den Oberbefehlshaber reizten ihn so, daß er schließlich im Sitzungssaale der provisorischen Regierung Beschwerde darüber erhob. Er sprach mit leidenschaftlicher Gereiztheit, seine eigenen Worte steigerten seine Heftigkeit, bis die Aufregung ihn übermannte und er mitten in seiner Rede unter konvulsivischen Zuckungen zu Boden stürzte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht davon unter der Bevölkerung: Ingrimm gegen die Patrioten ergriff Chlopicki Diktator.

das Volk, noch mehr die Soldaten, welche die Mitglieder der patriotischen Gesellschaft mit thätlichen Mißhandlungen bedrohten und unter Drohungen verlangten, daß Chlopicki den Oberbefehl behalte.

Allein das wies dieser mit Entschiedenheit von sich. Die provisorische Regierung beschloß daher, um ihn in seiner Stellung zu erhalten, auf Niemcewicz's Vorschlag, ihn zum Diktator zu ernennen. In großer Uniform, mit seinen Orden geschmückt, erschien Chlopicki am 5. Dezember im Sitzungssaale: man überreichte ihm die Ernennung zum Diktator. Er wirft das Papier auf den Tisch. „Man gibt mir hier eine Ernennung", sagte er, „ich will keine! Denn da ich die Regierung ohne Kraft und Einigkeit sehe, so erkläre ich mich selber zum Diktator, und wehe dem", setzte er hinzu, indem er dröhnend mit der Faust auf den Tisch schlug, „wehe dem, der mir nicht gehorcht!"

Die Gesandtschaft an den Zar.

Unterdessen hatte sich die Revolution über ganz Polen ausgebreitet, zumeist durch die Bemühungen der patriotischen Gesellschaft, welche allerorten revolutionäre Verbindungen ins Leben rief und durch die Tagesblätter die Gemüter aufregte. Selbst alte Männer schlossen sich der Bewegung an, während die Jugend der freudigen Zuversicht lebte, Polen werde jetzt frei und sich in seinen alten Grenzen wiederherstellen lassen. Der Diktator sah in dieser Erregung das Haupthindernis seines Gedankens, mit Rußland in Güte zu einem Austrage zu kommen: er ließ sich durch das mit jedem Tage lauter werdende Verlangen, den Kampf gegen Rußland im offenen Felde zu eröffnen, nicht irre machen, sondern sandte zwei Vertraute, den Fürsten Lubecki und den Grafen Jezierski, an den Kaiser Nikolaus nach St. Petersburg, um eine Verständigung herbeizuführen.

Am 26. Dezember, abends um 10 Uhr, empfing sie der Kaiser, allerdings nicht als das, was sie sein wollten, sondern als getreue Unterthanen; ohne diese vorausgegangene Erklärung würde er sie überhaupt nicht empfangen haben. Er endete die lange Unterredung mit der Erklärung, daß er als polnischer König gezwungen sei, den Aufstand zu ersticken und die Verbrecher zu bestrafen. Im übrigen hätte man sich nach dem Manifest vom 18. Dezember leidlich klar sein können, in dem Nikolaus sein Volk zum Kampfe gegen die Rebellen aufrief und erklärte: „Wir werden in Warschau einziehen und sollten wir bis an die Knöchel im Blute waten." Infolgedessen zog es Lubecki vor, in Petersburg zu bleiben, während Jezierski nach Warschau mit der kaiserlichen Antwort zurückkehrte.

Chlopickis Rücktritt.

Dieser Mißerfolg erschütterte mehr als die unablässigen Angriffe der Patrioten die Stellung Chlopickis. Sobald die Antwort des Kaisers in Warschau eintraf, erklärte der Diktator, daß er die Verantwortung eines offenen Bruches mit Rußland nicht auf sich nehmen könne und daher für Pflicht halte, den Reichstag zu berufen. „Meine Würde", setzte er hinzu, „lege ich sogleich nieder: ich will weder Diktator noch Anführer, weder Offizier noch Soldat sein!" „Wenn die Nation befiehlt", rief ihm Graf Ledochowski zu, „so müssen Sie gehorchen. Wollen Sie nicht Diktator sein, so seien Sie Soldat!" „Gut", rief Chlopicki, ihn lebhaft am Arme fassend, „ich will Soldat sein, weiter aber auch nichts." Damit verließ er den Saal der provisorischen Regierung. Wenige Tage später, am 18. Januar legte Chlopicki Diktatur und Oberbefehl nieder.

Die patriotische Gesellschaft triumphierte: jetzt, meinte sie, solle sich niemand mehr zwischen sie und die Freiheit stellen. Mit aller Leidenschaft drängte sie zum Kriege: rückte doch jetzt die russische Armee unter dem Feldmarschall Diebitsch heran, der durch ein drohendes Manifest Unterwerfung und Entwaffnung des Aufstandes forderte.

Das Haus Romanow des Thrones entsetzt

Der Reichstag war seit dem 18. Dezember 1830 versammelt. Seine Stimmung war geteilt; Chlopickis an sich ganz verständlicher und ehrenhafter Schritt mußte ihm das Wenige von Rückgrat noch rauben, das er zum Unterschied von früheren Reichstagen vielleicht noch hätte aufweisen können. Am Abend des 20. Januar 1831 brachte Roman Soltyk den Antrag ein, das Haus Romanow des polnischen Thrones für verlustig zu erklären: damit wäre jede Brücke zur Verständigung abgebrochen gewesen. Die Gemäßigten zögerten deshalb voll Bestürzung, sich dafür zu erklären. Allein

fünf Tage später, am 25. Januar 1831, unter dem Eindrucke der am 24. Januar der provisorischen Regierung zugegangenen Proklamationen des russischen Generals Diebitsch an das polnische Volk und das polnische Heer, nahm Ostrowski den Antrag wieder auf. Die Menge auf den Galerien rief laut Beifall. Ledochowski sprang auf: „Erklären wir sofort", schrie er durch den Sitzungssaal, „daß Nikolaus nicht mehr unser König ist!" Da wurde die Erregung allgemein, und unter Lärm und Unruhe unterzeichneten beim trüben Scheine einiger Lichter alle den Beschluß, daß der Thron Polens erledigt sei. Nur Graf Jezierski wagte trotz des Höhnens und Zischens der Menge dagegen zu protestieren. Jetzt hieß es Sieg oder Untergang!

Zum Oberfeldherrn für den nunmehr unvermeidlichen Kampf wurde am 20. Januar Fürst Michael Radziwill gewählt; auf Chlopicki setzte man keine Hoffnung mehr, und der neue Obergeneral gedachte seines Rücktritts mit bitteren Worten. Am 30. Januar von den vereinigten Kammern gewählt trat an die Stelle der provisorischen Regierung ein Direktorium, bestehend aus den Fürsten Czartoryski, Niemojewski, Morawski, Barzykowski und Lelewel, von denen jeder ein anderes Staatsideal verfolgte. Direktorium.

Mitten in die Debatten, welche sich nun über die zu wählende beste Regierungsform erhoben, erklang die Nachricht: Diebitsch hat die polnische Grenze überschritten. Zuversichtlich hatte man für diesen Fall die Hilfe des Auslandes erwartet. Allein Lord Palmerston erklärte dem Marquis Wielopolski, dem Gesandten der Republik Polen, er begriffe die ganze Insurrektion nicht. Noch herbere Antwort gab Sebastiani in Paris dem General Kniazewicz; in Schweden wurde dem Grafen Zuluski nicht einmal eine Audienz bewilligt, und Preußen rief sogar seinen Generalkonsul aus Warschau ab. So stand denn alle Hoffnung allein auf der polnischen Armee, die sich bis zum Februar auf 57 000 Mann Infanterie, 21 000 Mann Kavallerie, 3000 Mann Artillerie und 142 Geschütze gehoben hatte. Freilich stand von allen diesen Ziffern noch vieles erst auf dem Papiere: namentlich mangelte es an Pferden und — Stiefeln. Zudem hatte der Generalissimus, als er Warschau verließ, um zum Heere zu stoßen, noch keinerlei Operationsplan. Später wurde ihm ein solcher von Chlopicki eingehändigt. Die russische Streitmacht unter Diebitsch betrug dagegen 86 000 Mann Infanterie, 22 000 Mann Kavallerie, 4000 Kosaken und 336 Kanonen mit der nötigen Bedienung. Aber in der polnischen Armee zeigte sich eine Kampfesfreudigkeit, von der man wohl erwarten durfte, daß sie die geringere Zahl ausgleichen würde. Das Ausland. Die polnische Armee.

In der That waren die ersten Zusammenstöße mit den russischen Truppen für die Polen günstig: Dwernicki siegte am 14. Februar über ein russisches Korps bei Stoczek, General Skrzynecki drei Tage später bei Dobre. Und selbst in den kurz darauf folgenden größeren Treffen bei Wawre am 19. und 20. Februar hielten sich beide Armeen die Wage. In Warschau hörte man den Kanonendonner, und der Reichstag beschloß, während die Schlacht noch hin und her wogte, Belohnungen für das Heer: so sicher war die Erwartung des Sieges. — Allein die nächsten Tage schon gaben allem eine veränderte Gestalt. Der Plan des russischen Oberfeldherrn war, die polnische Armee, die sich auf die beiden Festungen Warschau und Modlin stützte, durch einen Hauptschlag auseinanderzusprengen, dann deren Korps einzeln zu vernichten und durch die Eroberung Warschaus den Krieg zu beendigen. Jedoch das Ungestüm des Fürsten Schachowskoj durchkreuzte diesen Plan. Er hatte sich am 24. Februar durch einen erbitterten Kampf des Dorfes Bialolenka bemächtigt und bedrohte dadurch mit unzulänglichen Mitteln die polnische Aufstellung von der Flanke. Natürlich mußten die Polen alles aufbieten, um ihn unverzüglich wieder zurückzutreiben. Schon am folgenden Tage — dem 25. Februar 1831 — ging daher der General Krukowiecki mit weitüberlegener Macht gegen ihn vor. So mußte ihm Diebitsch, wollte er ihn nicht opfern, ohne Verzug zu Hilfe kommen, und so kam es auf demselben Gebiete, auf dem schon seit dem 14. Februar gerungen wurde, zu der entscheidenden Schlacht von Grochow, deren Gewinn die Russen bis vor die Thore des wenige Kilometer vom Schlachtfelde entfernten Warschau führte. Die ersten Treffen.

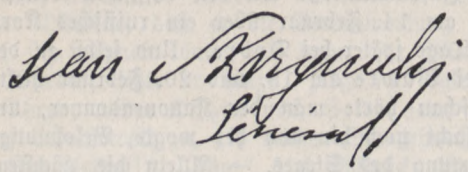
Schlacht bei Grochow.

Die Chaussee bei Grochow, auf der die Hauptmacht der Russen vorzugehen hatte, wurde durch ein Erlenwäldchen beherrscht, in dessen Besitz sich die Polen befanden. Um dies Erlenwäldchen, woran die Entscheidung in dieser Schlacht hing, entspann sich alsbald der hitzigste Kampf. Gegen Mittag waren die Polen daraus vertrieben. Da setzt sich Chlopicki, der seinem Worte treu als gemeiner Soldat mitkämpfte, selber an ihre Spitze: eine kurze Pfeife in der erhobenen Rechten haltend führt er die Polen gegen die rechte Seite des Wäldchens vor, während Skrzynecki gegen die linke anstürmt. Der Angriff gelingt, die Russen weichen zurück. Aber Diebitsch selbst wirft sich ihnen entgegen. „Wohin, Kinder?“ ruft er ihnen zu, „dort ist der Feind! Vorwärts!“ Und mit lautem Hurra! stürzen sich die Russen von neuem auf den Feind und treiben ihn wieder aus dem Wäldchen hinaus. Chlopicki gibt die Schlacht verloren; er will sich der anstürmenden russischen Kavallerie entgegenwerfen, als eine Granate in die Brust seines Pferdes einschlägt und zerspringend den General schwer verletzt zu Boden wirft. In diesem Augenblicke ließ Diebitsch die ganze russische Linie zum Angriffe vorgehen. Das feindliche Geschütz riß große Lücken in die polnische Infanterie, dahinein stürzte sich die russische Reiterei, in wilder Flucht wich der rechte Flügel der Polen und suchte sich nach Praga zu retten; nur Skrzynecki gelang es, mit den Trümmern seiner Bataillone eine neue Aufstellung zu nehmen. Auch der linke Flügel unter Krukowiecki zog sich in ziemlicher Ordnung nach Praga zurück.

General Toll drängte mit Reiterei und leichtem Geschütz nach bis unter die Mauern der Vorstadt; einen nächtlichen Angriff auf Praga jedoch unterließ Diebitsch. Dadurch ließ er sich die Frucht des Sieges fast entgehen, denn während der Nacht zog sich das polnische Heer von Praga über die Weichselbrücke nach Warschau zurück und brachte den breiten schützenden Strom zwischen sich und die Sieger.



Skrzynecki.



142. General Jan Boncza Skrzynecki.

Nach dem Leben gezeichnet von Wisniewski (1831), lithographiert von A. Menzel.

In den Straßen Warschaus biwakierten während der Nacht die mutlosen Bataillone; morgens um 4 Uhr traten die Generale und Regimentskommandeure zu einer Beratung zusammen: es galt die Wahl eines neuen Oberbefehlshabers, welcher der Lage gewachsen wäre. Man entschied sich für Jan Boncza Skrzynecki, geboren am 18. Februar 1786; seine ausgezeichnete Haltung in den Kämpfen bei Wawre und Grochow hatten die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Die erste Handlung des neuen Obergenerals war, die Anzündung von Praga und Maßregeln zum Schutze des Brückenkopfes anzuordnen, der die Praga mit Warschau verbindende Brücke deckte. Die Flammen Pragas leuchteten zu der Sitzung, in der der Reichstag die Wahl Skrzyneckis bestätigte.

Waffenruhe.

Mutlosigkeit begann sich der Polen zu bemächtigen. Von den Senatoren und Landboten flüchtete sich eine große Zahl aus Warschau, und der Gemeinderat der Stadt stellte den Antrag, sich der Gnade des Kaisers zu unterwerfen. Auch Skrzynecki setzte auf die Armee geringes Vertrauen und verlangte von Diebitsch die Bewilligung eines Waffenstillstandes. Allein dieser wollte ihn nur unter der Bedingung der Unter-

werfung der Polen gewähren. Doch hatten auch die Russen in den genannten Kämpfen so schwere Verluste erlitten, daß eine Art Waffenruhe eintrat, indem Diebitsch mehrere Wochen unthätig blieb. Das polnische Heer wurde unterdes durch stärkere Heranziehung der mit Sensen bewaffneten Landwehren wieder auf 80 000 Mann gebracht; doch vermied Skrzynecki sorgfältig jeden Kampf im offenen Felde, nur auf kleine Überfälle Bedacht nehmend, zu denen die Verteilung des russischen Heeres auf die zerstreuten Dörfer vor Praga hinlänglich Gelegenheit bot. Nur sich der Russen zu erwehren, war zunächst sein Ziel.

Überfall der Russen in Praga.

Der Gedanke Diebitschs ging dahin, die Weichsel, die vom Eise frei geworden war, zu überschreiten und auf ihrem linken Ufer gegen Warschau direkt vorzugehen. Er brach daher am 29. März auf, indem er nur den General Rosen mit 18 000 Mann



Offizier. Senfenträger (Landwehr). Gemeiner.

143. Typen aus der polnischen Armee von 1830.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

vor Praga zurückließ. Gegen diese einen Handstreich zu unternehmen, war die Meinung Prondzynskis, des Generalquartiermeisters, der Skrzynecki, wenn auch zögernd, beitrat. In der Nacht zogen die Polen über die mit Stroh bedeckte Weichselbrücke lautlos hinaus und griffen, von dichtem Nebel begünstigt, die Russen an. So unerwartet kamen sie und so geschickt führten sie den Überfall aus, daß die Russen mit sehr großen Verlusten in den Wald zurückgetrieben wurden und Rosen selbst fast in Gefangenschaft geraten wäre. Die Folge war, daß Diebitsch seinen Plan aufgeben mußte.

Unfälle in Norden und Süden.

Dagegen mißlang der Versuch vollständig, Litauen gegen die Russen in Waffen zu bringen. Ende Mai waren alle Freikorps dort überwältigt. Noch empfindlicher jedoch war das Mißgeschick, von dem im Süden das Korps des Generals Dwernicki betroffen wurde. Nach Wolhynien gesandt, um die Erhebung dieser Pro-

vinz gegen die Russen zu bewirken, wurde es von dem General Grafen Rüdiger über die galizische Grenze gedrängt und dort, 4000 Mann stark, am 1. Mai von den Österreichern entwaffnet. Chrzanowski, der, freilich zu spät, Dwernicki zu Hilfe gesandt war, rettete sich mit genauer Not in die Festung Zamosc.

Den äußersten rechten Flügel der russischen Aufstellung bildeten zwischen Bug und Narew die Garden unter dem Befehle des Großfürsten Michael. Wiederum war es Prondzynski, der den Plan entwarf, sie zu überfallen, bevor sie sich näher an die russische Hauptmacht heranzögen. Allein Skrzynecki hielt das Unternehmen für zu gefährlich, bis Czartoryski selbst ihn mahnen ließ, etwas zu unternehmen, um nach den Mißerfolgen in Wolhynien und Litauen die Gemüter wieder aufzurichten.

Schlacht von Ostrolenka (Mai 1831).

Mit einer Vorsicht, welche an Ängstlichkeit grenzte, wandte sich Skrzynecki nunmehr nach Norden, indem er 12000 Mann unter Uminski Diebitsch gegenüber zurückließ, um den Abzug der Hauptarmee zu verschleiern. Allein Diebitsch, von allem unterrichtet, ließ sofort Uminski mit großer Übermacht angreifen. Zwar richtete er nichts aus, aber er bewirkte doch durch diesen Angriff, daß Skrzynecki 20000 Mann unter Lubienski am Bug aufstellte, um nötigenfalls Uminski zu Hilfe zu kommen. Zugleich entsandte er 4000 Mann unter Dembinski, welche die Straße nach Ostrolenka sichern sollten. Jetzt nur noch 32000 Mann stark, war er doch immer noch den Garden um ein Viertel überlegen. Dennoch zögerte er, als er am 17. Mai sie erreicht hatte, mit dem Angriffe, ja, als am Abend dieses Tages Dembinski mit ihrer Vorhut unter Sacken in ein Gefecht geriet, schickte er 14000 Mann unter Gielgud zur Sicherung nach Ostrolenka. Damit leistete er eigentlich schon auf den Überfall Verzicht. Indessen mit großem Geschicke hatten es Dembinski und Gielgud möglich gemacht, den Garden sich in den Rücken zu schieben. Prondzynski bat den Oberfeldherrn jetzt auf das dringendste, den Angriff zu befehlen: allein Skrzynecki zögerte, bis es zu spät war; denn Großfürst Michael säumte nicht, sobald er die Gefahr seiner Lage erkannte, sich aus der Umklammerung über den Narew auf Bialystock zurückzuziehen. Erst am folgenden Tage gelangte Skrzynecki zu dem Entschlusse, die Garden zu verfolgen. Allein schon in Tykoczyn erhielt er die Nachricht, daß Diebitsch, von der gefährlichen Lage der Garden unterrichtet, über den Bug gegangen wäre und Lubienski angegriffen hätte. Sofort trat nun Skrzynecki den Rückmarsch in solcher Hast an, daß die Reiterei fortwährend im Trabe ritt und die Infanterie alle Ermüdeten und einen Teil des Gepäckes im Stiche lassen mußte. Mit seinem ermüdeten und entmutigten Heere erreichte er am Abend des 25. Mai Ostrolenka, ließ noch in der Nacht den größten Teil der Truppen über die Brücken auf das Westufer des Narew hinübergehen und behielt nur ein Korps bei sich, mit dem er die Stadt und die Brücken gegen die Russen glaubte halten zu können.

Die Absicht Diebitschs war, nachdem er Lubienski zurückgeworfen, der polnischen Hauptarmee den Übergang über den Narew zu verlegen. Nach einem Eilmarsche von 53 km erreichte er am Abend des 25. Mai Pyski, von wo er am folgenden Morgen zum Angriffe auf Ostrolenka vorrückte.

Morgens um 10 Uhr begann die Schlacht. Die Stadt wird erstürmt, und die Polen werden auf die Brücken zurückgeworfen. Der Versuch, sie in Brand zu stecken, mißlingt, nur die Bohlen der Pfahlbrücke brechen sie ab, um den nachfolgenden Feinden den Übergang zu wehren, und suchen durch zwei Geschütze die Brücke rein zu fegen. Allein trotz des verheerenden Kartätschenfeuers reitet das Regiment Astrachan auf den stehen gebliebenen Brückenbalken hinüber, erobert die beiden Kanonen am Ende der Brücke und treibt die Polen zurück. Mit der Nachhut stürzt sich General Pac ihm entgegen, aber das Regiment Suworow, welches über die weiter stromabwärts gelegene Floßbrücke gegangen ist, bringt den Bedrängten Hilfe. Zugleich gelingt es dem General Toll, eine Anzahl Geschütze über die Brücken zu schaffen, welche ein vernichtendes Feuer gegen die Polen eröffnen.

Skrzynecki will um jeden Preis die Russen über die Brücken zurückwerfen. Er sprengt an der Front seiner Armee hinab. „Malachowski vor! Rybinski vor! Alle vor!" ruft er mit lauter Stimme den einzelnen Truppenkorps zu und schickt sie gegen die Brücken. Aber mit unerschütterlicher Tapferkeit werfen die Russen alle Angriffe zurück. Vergebens mahnt Prondzynski, die ganze russische Armee über die Brücken herüberzulassen und sie dann von den bewaldeten Anhöhen aus, die die Polen inne haben, mit Geschützfeuer zu empfangen; der Ober-

feldherr führt immer von neuem die Regimenter gegen die Brücken, ohne sich selbst zu schonen. Die Tapferen fallen zu seiner Seite, aber ihn verschont der Tod, den er zu suchen scheint. Neue Regimenter schickt Diebitsch über die Brücken. Die russischen Kanonen müssen jetzt schweigen, um nicht die eignen Leute zu zerschmettern. Da rafft Prondzynski auf dem linken Flügel zusammen, was ihm in den Weg kommt, und drängt den Feind wenigstens bis an die Brücke wieder zurück. Die reitende Batterie des Obersten Bem eröffnete jetzt ein lebhaftes Feuer gegen die dicht gedrängten Russen, unter dessen Schutze die Polen ihren Rückzug bewerkstelligen, ohne daß der Feind dazu kommt, seinen Sieg durch eine energische Verfolgung auszunutzen.

Rückzug nach der Schlacht auf Warschau.

Es war 10 Uhr abends geworden, als Skrzynecki bei Mondschein den Kriegsrat versammelte: man beschloß, den Rückzug auf Warschau zu nehmen; Dembinski und Gielgud, welche zu entfernt standen, um diesem Rückzuge sich anzuschließen, erhielten den Befehl, nach Litauen zur Wiederbelebung des dortigen Aufstandes vorzurücken. Ganz gebrochen, Thränen in den Augen, stieg Skrzynecki in den Wagen, um an Prondzynskis Seite sich nach Warschau zu begeben. Völlig zerrüttet und entmutigt war die Armee, welche ihm folgte. Aber der Reichstag sandte ihm nach Praga eine Deputation entgegen, um ihm zu danken, daß er die Armee gerettet und nicht am Vaterlande verzweifelt habe. Unwillkürlich wird man dabei an das gleiche Lob erinnert, das der römische Senat nach der Schlacht von Cannä (216 v. Chr.) dem ebenfalls durch eigne Schuld geschlagenen Terentius Varro entgegenbrachte.



144. General Johann, Graf von Krukowiecki.

Diebitsch' Tod.

Für Diebitsch hatte der Sieg von Ostrolenka, so wenig entscheidend er auch war, den Übergang über die Weichsel frei gemacht. Er zog sich daher nach Pultusk und traf Anstalten, auf das linke Weichselufer überzugehen. Hier erreichte ihn Graf Orlow; denn Kaiser Nikolaus, beunruhigt durch mancherlei Gerüchte über die Haltung seiner Armee und in Diebitsch' Kriegführung die rechte Energie vermissend, hatte seinen Generaladjutanten abgeschickt, um sich an Ort und Stelle über die Lage der Dinge zu unterrichten. Orlow wurde durch das, was er sah und hörte, völlig zufriedengestellt und versprach dem verleumdeten Feldmarschall glänzende Genugthuung. Doch sollte sie ihm nicht mehr zu teil werden: am 10. Juni 1831 raffte die Cholera, die von dem Innern Rußlands ihren Weg nach Polen gefunden hatte, den Grafen Diebitsch-Sabalkanski jählings hinweg. Graf Toll übernahm einstweilen die Führung des russischen Heeres.

Parteihader in Polen.

Immer schroffer traten sich während dieser Zeit die Parteien in Warschau, ja in ganz Polen gegenüber. Zusehends war der Einfluß der patriotischen Gesellschaft gewachsen; die ganze Jugend Polens stand auf ihrer Seite; sie beherrschte die Tagesblätter und wußte auch die ländliche Bevölkerung durch das Versprechen von Rechten, wie sie die Bauern in freien Staaten dem Adel gleich besäßen, zu sich herüberzuziehen.

— Allein die Macht war in den Händen der Gemäßigten: sie bildeten die Mehrheit in der Regierung, im Reichstage und im Heere. Sie führten den Krieg mit Rußland nur, um von dem Kaiser bessere Bedingungen zu erhalten, aber sie sahen darin nicht einen Kampf auf Leben und Tod. Und doch war alles, was die gemäßigte Partei that, im Grunde nur ein Zugeständnis an die Patrioten, denen völlig nachzugeben sie zu stark, denen fest entgegenzutreten sie zu schwach war. Daher die Halbheit der Maßregeln, die Lahmheit der Ausführung. Ihr Haupt war Czartoryski, dessen rechte Hand Skrzynecki.

Antrag auf Statthalterschaft.

Mit richtigem Instinkte richteten daher in diesem mit verbissenem Ingrimm geführten inneren Kriege die Patrioten ihre Angriffe gegen Skrzynecki; sie fanden einen willkommenen Bundesgenossen an dem General Krukowiecki, der nach der Schlacht bei Ostrolenka offenen Ungehorsam gegen Skrzynecki bewies und um seine Entlassung nachsuchte, die er auch erhielt. Auch Prondzynski trug zu dem abfälligen Urteile über seinen General bei, indem er dessen Zaudern vor Ostrolenka ohne Hehl einer feindseligen Kritik unterzog. Den Patrioten hinwiederum galt der Staatsstreich, welchen der Oberfeldherr im Sinne trug. Unverhohlen sprach er sich zu der Deputation, die ihn in Praga feierlich empfing, dahin aus, daß alles Unglück von der kraftlosen und uneinigen Regierung herstamme, an welcher Polen leide. Sein Gedanke war, an die Stelle des Direktoriums einen Statthalter mit ausgedehnten Befugnissen an die Spitze des Staates zu stellen. Czartoryski war dazu ausersehen. Dies vorzubereiten, entfernte er aus der Armee die zu den Patrioten haltenden Generale Uminski und, wie soeben erzählt, Krukowiecki und ließ dann durch Ledochowski seinen Antrag dem Reichstage vorlegen. Die Patrioten gerieten in die heftigste Erregung und kämpften mit allen Mitteln gegen diesen Antrag; und wirklich wurde er am 11. Juni nach dreitägigen Debatten, wenn auch nur mit einer geringen Stimmenmehrheit, 42 gegen 35, verworfen.

Verratsgerüchte.

Das steigerte nur den Haß der Patrioten gegen den General, sie warfen ihm völlige Unfähigkeit vor, da ein Überfall gegen das abgesondert stehende Korps des Generals Rüdiger völlig mißlungen war, ja Verräterei am Vaterlande, als ein geflüchteter Podolier das Gerücht verbreitete, daß polnische Generale Verhandlungen mit den Russen angeknüpft hätten. Zwar von diesem Verdachte reinigte sich Skrzynecki in den Augen des Volkes dadurch, daß er kurzweg die bezichtigten Generale Jankowski und Hurtig mit mehreren andern Verdächtigen am 29. Juni verhaften ließ; er versprach, binnen zweimal 24 Stunden die Untersuchung zu Ende zu führen und dem Volke Mitteilung von dem Ergebnisse zu machen. Statt dessen zog sich aber die äußerst geheim gehaltene Untersuchung hin und schien im Sande verlaufen zu wollen, ein Verfahren, das sich bald furchtbar rächen sollte. Gegen die Russen aber etwas Ernstes zu unternehmen, ließ er sich nicht bewegen, trotz immer sich erneuernden Drängens.

Auswärtige Verhältnisse.

Die Erklärung dafür lag in den politischen Verhältnissen, die freilich nur wenigen bekannt waren. In Österreich sprach sich die öffentliche Meinung immer lauter für Polen aus, namentlich nahm der ungarische Reichstag offen Partei. Geld, Lebensmittel und Kriegsbedarf wurde aus Ungarn und Galizien in Menge den Polen zugesendet. Die Regierung ließ das ruhig geschehen, da die Schwächung des alten Rivalen an der unteren Donau durchaus nicht ungelegen war; selbst das Dwernickische Korps, welches über die Grenze gedrängt worden war, lieferte sie nicht, wie die bestehenden Verträge verlangten, an Rußland aus, sondern ließ die Mannschaft unbemerkt einzeln wieder entschlüpfen. Metternich kam den Polen sogar noch mehr entgegen. Er nahm, wenn auch auf Umwegen, Anträge des Fürsten Adam Czartoryski wohlwollend zur Kenntnis, welche die Erhebung des Erzherzogs Karl auf den polnischen Zukunftsthron anregten. Aber die Schlacht von Ostrolenka zwang ihn, vorsichtiger zu werden und sich auf diplomatische Vermittelung zu gelegener Zeit zu beschränken. Auch Frankreich lenkte nach der ersten, ziemlich schroffen Ablehnung der polnischen Annäherung in freundlichere Wege ein. Nicht nur, daß es die Bemühungen der Polen, die Türkei zum Angriffe auf Rußland zu drängen, im stillen unterstützte, sondern es ermunterte auch die Polen zum Ausharren; denn die öffentliche Meinung sprach sich in Paris so



145. Feldmarschall Iwan Fedorowitsch, Graf Paskewitsch-Eriwanski, Fürst von Warschau.
Nach dem Leben gezeichnet von Prof. Krüger, lithographiert von Werner.

entschieden für die Polen aus, daß die Regierung des Julikönigtums es nicht wagte, sich ihr schroff entgegenzustellen. Sie verwandte sich am 9. Juni direkt in Petersburg für die Polen, erhielt aber von dem Kabinett Nesselrode eine schroffe Zurückweisung. Als sie darauf dem englischen Kabinett ein gemeinsames Vorgehen vorschlug, antwortete Palmerston ganz richtig, daß ein solches nur Erfolg haben könne, wenn eine Kriegsdrohung sie unterstützte. Davor aber schreckte Ludwig Philipp zurück. Nur noch etwa zwei Monate, vertröstete inzwischen Sebastiani den polnischen Gesandten Walewski, sollten sich die Polen gedulden. Skrzynecki verstand das in dem Sinne, daß er solange einer Entscheidungsschlacht auszuweichen hätte. Jedenfalls die verfehlteste Taktik, die er in Anwendung bringen konnte, da nur ein entscheidender Sieg die der Bewegung freundlich gesinnten Staaten zu einer energischen Aktion hätte bewegen können.

Zaudern Skrzyneckis.

Nachdem aber am 25. Juni der neue Oberbefehlshaber der Russen, Feldmarschall Graf Paskewitsch-Eriwanski, bei der Armee angelangt war — er war bezeichnenderweise über Preußen gekommen — und glücklich den Übergang über die Weichsel bewerkstelligt hatte, verlangte in Warschau alles eine Entscheidung mit den Waffen. Der Reichstag wie der Kriegsrat forderten nun von Skrzynecki das Versprechen, binnen drei Tagen eine Schlacht zu liefern. Da erhielt er von dem polnischen Agenten in Berlin ein Schreiben, daß sich der dortige französische Gesandte, Graf Flahout, dahin

geäußert hätte, daß schon Unterhandlungen wegen Polen angeknüpft seien und demnach eine Entscheidungsschlacht zu vermeiden sei. „Und unter solchen Umständen will man mich zur Schlacht zwingen!“ rief er unmutig aus und beschränkte sich auf einige Hin- und Hermärsche. Das erschien wie Auflehnung gegen den Reichstag; eine Deputation desselben langte im Lager an, berief einen Kriegsrat und erklärte, als Skrzynecki auf seiner Weigerung, eine Schlacht zu liefern, beharrte, ihn für abgesetzt. Folgenden Tages, am 10. August, übertrug sie den Oberbefehl auf Dembinski.

Dembinski Oberfeldherr.

Es war der Zug nach Litauen gewesen, welcher auf Dembinski die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Auch in Litauen hatte es längst unter dem Adel und den Studenten gegärt; geheime Gesellschaften hatten auch hier die Erhebung vorbereitet. Sie war erfolgt, aber ohne Zusammenhang und Kraft; der Versuch der Insurrektion, sich Wilnas zu bemächtigen, war völlig mißglückt. Die Hauptrolle in dieser Periode des Aufstandes spielten die kühne Gräfin Emilie Plater und der Bauer Matuszewicz, ein roher Barbar, der Juden und Russen spießen, schinden und lebendig begraben ließ. Alle Hoffnung stand auf Polen. Wirklich kamen den Litauern die in der Schlacht von Ostrolenka abgeschnittenen Korps von Gielgud und Dembinski zu Hilfe. Allein die Unfähigkeit Gielguds und die Zwietracht zwischen den einzelnen Anführern war so groß, daß es auch jetzt weder gelang, Wilna einzunehmen, noch den Hafen von Polangen zur überseeischen Verbindung Polens mit Frankreich zu besetzen. Man faßte demnach in völliger Mutlosigkeit den Plan, die Litauer ihrem Schicksal zu überlassen. Allein den Rückweg nach Polen hatten jetzt die Russen verlegt: nur die Straße nach Preußen stand noch offen. Diese wählte Gielgud; doch in dem Augenblicke, wo er am 12. Juli die Grenze überschritt, ritt ein Offizier an ihn heran und erschoß ihn mit den Worten: „Stirb, Verräter!“ Seine Truppen wurden entwaffnet. Dembinski dagegen, dessen etwa 4000 Mann starkes Korps meist aus Reiterei und leichter Artillerie bestand, fand ebenso mutig wie geschickt seinen Weg durch die Linien der Russen und traf am 3. August wohlbehalten in Warschau ein, wo man ihn mit Begeisterung empfing und die Frauen in freudiger Aufregung sogar seine Stiefeln und sein Pferd küßten. So schien er jetzt der rechte Mann zu sein, um an die Stelle des ewig zaudernden Skrzynecki zu treten.

Dembinski durch Prondzynski ersetzt.

Allein die Begeisterung für Dembinski dauerte nur wenige Tage. Befreundet mit Czartoryski und Skrzynecki, mißbilligte er mit derselben Entschiedenheit wie diese die Einmischung des Reichstages in die Heerführung; Offiziere, meinte er, hätten zu gehorchen, aber nicht mit Landboten zu beratschlagen. Das Treiben der patriotischen Gesellschaft verurteilte er durchaus und begann seinen Oberbefehl damit, daß er die Armee durch einen nächtlichen Marsch in die Verschanzungen um Warschau zurückzog. Sofort erhob sich daher laute Opposition gegen ihn; der Reichstag übertrug den Oberbefehl auf Prondzynski. Dembinski jedoch erklärte, er würde ihn nicht in andre Hände geben; denn er allein besäße die Kraft und die Mittel, das Land zu retten. Sein Plan ging sogar dahin — so hieß es wenigstens — den Reichstag zu zersprengen, die patriotische Gesellschaft zu vernichten und sich zum Diktator zu machen. Dem gegenüber beschloß die patriotische Gesellschaft, durch eine rasche und kühne That die Leitung der Dinge in ihre Hand zu bringen; vor allem schien ihr ein großer Akt der Nationalgerechtigkeit notwendig, um das Volk aufzuregen und die Aristokraten einzuschüchtern.

Pöbelausschreitungen am 15. und 16. August.

Es war am Feste Mariä Himmelfahrt; eine müßige Menge wogte durch die Straßen Warschaus. Unbestimmte Gerüchte verbreiten sich, Dembinski betreibe gefährliche Anschläge gegen das Volk. Die patriotische Gesellschaft versammelt sich und zieht darauf, ein zahlloser, lärmender Haufe, gegen das Regierungsgebäude. Eine Anzahl dringt in den Sitzungssaal; Barzykowski fährt sie mit rauhen Worten an, Czartoryski dagegen sucht zu begütigen, Lelewel, in den Anschlag eingeweiht, sieht schweigend zu. Endlich entleert sich der Saal wieder, aber vor dem Palaste wogen die Volkshaufen noch lange durcheinander. „Tod den Verrätern!“ ertönt es da, die Massen ziehen tobend von dannen nach dem Schlosse, wo die angeblichen Verräter eingekerkert waren. Es waren die Generale Jankowski, Hurtig und noch fünf andre Personen, darunter die Frau Bazanow, deren Schuld allein darin bestand, Hurtigs Geliebte zu sein und die seinerzeit mit ihm verhaftet worden war. Allein eine wild erregte Volksmenge fragt nicht nach Beweisen. Das Schloß wird erstürmt, die Gefangenen werden herausgeschleppt und unter wüstem Geheul ermordet. — Von hier wälzte sich nun die Masse nach den Gefängnissen vor dem Wilnaer Thore, in denen russische Spione saßen; auch diese fallen, etwa dreißig an der Zahl, der Mordlust der wütenden Menge zum Opfer. Alle Bande der Ordnung sind zerrissen. Auch am folgenden Tage, dem 16. August, wiederholten sich die Mordszenen. Nun erst erschien Dembinski: aber er begnügte sich damit, die Anstifter der Unruhen zu verhaften, ohne in der allgemeinen Verwirrung die Diktatur zu ergreifen, die ihm angetragen wurde.

Krukowiecki Präsident.

Zunächst ernannten nun die in Warschau anwesenden Mitglieder der Regierung, von der sich einige Mitglieder ins Lager zu Dembinski gerettet hatten, Krukowiecki zum Gouverneur von Warschau. Am 17. August legte die Regierung auf Antrag des inzwischen zurückgekehrten Czartoryski ihre Gewalt in die Hände des Reichstags nieder. Nun griff Krukowiecki (geb. 1770) ein. Ehrgeizig wie er war, hatte er der patriotischen Gesellschaft sich angeschlossen, um sie für seine Zwecke auszunutzen; fortwährend auf Skrzynecki schimpfend, war er populär geworden. Dem Morden hatte er nirgends Einhalt gethan; denn dadurch wollte er alle Widersacher einschüchtern, ja er hatte sogar absichtlich Ächtungslisten in Umlauf gesetzt, um alle diejenigen, welche ihm entgegen sein könnten, zur schleunigen Flucht zu nötigen. Jetzt griff er nach der höchsten Gewalt. Er wandte sich an das Volk und brachte es einigermaßen wieder durch seine Beliebtheit zur Ruhe. Dann ließ er den Sitzungssaal des Reichstages mit Soldaten und Kanonen umstellen und verlangte, daß der Reichstag sofort in Beratung über die notwendige Veränderung der Regierungsform träte. Das Direktorium wurde beseitigt, nachdem dessen Mitglieder ihre Würde niedergelegt hatten, und an die Spitze Polens ein Präsident mit verantwortlichen Ministern gestellt. Natürlich fiel die Präsidentschaft Krukowiecki zu. Alle Parteien suchte er jetzt für sich zu gewinnen, entfaltete nach allen Seiten eine rastlose Thätigkeit und erließ volltönige Aufrufe an das Heer. Prondzynski hatte sofort auf den Oberbefehl wieder verzichtet: so bestätigte denn der Präsident zunächst Dembinski in dieser schwierigen Stellung, ersetzte ihn aber binnen kurzem, trotz dessen eifrigsten Widerspruchs, durch den greisen General Malachowski, welcher willig war, den Anordnungen Krukowieckis Folge zu leisten. Die nächste Ursache dazu war, daß sich im Lager Dembinskis Skrzynecki befand, den zu fürchten Krukowiecki alle Ursache hatte. Als er dessen Entfernung durchsetzen wollte, traf er bei Dembinski auf entschiedenen Widerspruch, und so mußte dieser weichen. Aber dann hat wohl auch schon bei dieser Maßregel Krukowieckis der Gedanke den Ausschlag gegeben, die offenbar verlorene Sache der Polen preiszugeben und sich dadurch eine glimpfliche Behandlung bei den Russen zu sichern.

Ramorino gegen Rosen.

Langsam rückte unterdessen das russische Heer auf dem linken Weichselufer gegen Warschau heran, während das Korps des Generals Rosen auf der andern Seite gegen Praga vorging. Dies zurückzutreiben erschien den Polen zunächst notwendig, da es die sichere Verproviantierung der Hauptstadt in Frage stellte. Ramorino wurde daher mit 20 000 Mann und 42 Kanonen ihm entgegengesandt. Bei Miendzyrzec traf er auf Rosen; allein dieser wußte den viel stärkeren Polen um so leichter zu entrinnen, als Fürst Czartoryski, der Besitzer von Miendzyrzec, es sich nicht nehmen ließ, den ganzen Generalstab Ramorinos zu sich einzuladen und mit polnischer Freigebigkeit zu bewirten. Vergebens suchte Ramorino den Zeitverlust wieder einzubringen, indem er den Russen in der Richtung auf Brest nachsetzte: er erreichte sie nicht mehr. Ungern und zögernd folgte er nun dem scharfen Befehle Krukowieckis, sich auf Warschau zurückzuziehen: am 5. September war er erst wieder bis Miendzyrzec gelangt. — Paskewitsch, von diesen Vorgängen wohl unterrichtet, überdies durch das Korps des Generals Kreutz aus Litauen verstärkt, beschloß den Sturm auf Warschau zu unternehmen, bevor Ramorino mit der Hauptarmee sich vereinige.

Erstürmung der Schanzen von Wola.

Die Länge der äußeren Verteidigungslinie Warschaus betrug 16 Kilometer: 60 Schanzen lagen innerhalb derselben, zum Teil von einer Größe, daß mehrere tausend Mann zur Besetzung erforderlich waren, während Malachowski im ganzen nur 38 000 Mann regulärer Truppen und 5000 Mann der Nationalgarde zur Verfügung hatte. Allein zum großen Teil verhinderten die morastigen Ufer der Weichsel, soweit die Stadt sich an den Fluß lehnte, jede Annäherung; wo sie aber angreifbar war, wurde sie durch eine dreifache Reihe von Befestigungswerken gedeckt.

Der russische Oberfeldherr richtete seinen Angriff am 6. September sofort gegen die stärksten Werke: zwei Stunden lang ließ er die vor Wola liegenden Schanzen mit Nachdruck beschießen, dann erstürmte er sie und behauptete sie siegreich gegen die mit größter Tapferkeit immer wieder anstürmenden Polen.

Krukowieckis Verrat.

Unter dem Donner der Schlacht hielt Krukowiecki Beratung mit den Ministern: es schien unmöglich, nach dem Verluste Wolas Warschau noch lange zu behaupten. Prondzynski wurde in das russische Hauptquartier geschickt, um die Bedingungen der Übergabe zu erkunden. Sie lauteten auf unbedingte Unterwerfung der Armee und der Nation. Am nächsten Morgen führte Krukowiecki persönlich mit Paskewitsch die Unterhandlungen: er erlangte einen Waffenstillstand bis 1 Uhr, um sich inzwischen die Zustimmung des Reichstages zur Ergebung zu verschaffen. Allein der Reichstag konnte zu keiner Entschließung kommen, so dringend auch Prondzynski die unaufhaltbare Übergabe empfahl; unter dem neu erdröhnenden Donner der Kanonen — denn Paskewitsch hatte schon $^1/_2$2 Uhr die Beschießung wieder begonnen — wies er den Prondzynskischen Vorschlag mit dem einstimmigen Rufe ab: Lieber sterben, als die Ehre der Nation zu beflecken. Um 2 Uhr langte das Entlassungsgesuch Krukowieckis an. Er hatte mittlerweile ein demütiges Schreiben an den Zaren gerichtet, das völlige Unterwerfung versprach; er entfernte sich dann bis hinter Praga, nicht ohne vorher verschiedenen Heeresabteilungen, sowie dem Fuhrwesen und der Artillerie den in diesem Augenblicke verräterischen Befehl zum Rückzuge zu erteilen. Sofort erhoben sich auch patriotische Stimmen, welche Krukowiecki als Verräter bezeichneten. Der Reichstag trat noch am späten Abend zusammen, entsetzte Krukowiecki der Präsidentschaft und bestellte Bonaventura Niemojowski zu seinem Nachfolger. Als der russische General Berg erschien, um im Namen des verwundeten Obergenerals auf der noch mit Krukowiecki vereinbarten Grundlage die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen, protestierte der Landtagsmarschall Ostrowski im Namen der Nation gegen alle Verträge mit den Russen.

Übergabe Warschaus.

Allein eindruckslos verhallten die stolz drohenden Worte. Schon hatten inzwischen die Russen den Stadtwall an mehreren Stellen erstürmt und den Jerusalemer Schlag erobert: am folgenden Morgen mußte die Beschießung der Stadt und der Kampf in den Straßen beginnen! Nur durch sofortige Ergebung ließ sich das verhindern: so wurde denn Warschau, die Weichselbrücke und Praga mit allen vorhandenen Kriegsvorräten den Russen übergeben. Am folgenden Morgen um 7 Uhr hielt die russische Armee durch den Jerusalemer Schlag ihren Einzug in die eroberte Stadt und besetzte eine Stunde später die Brücke und den Brückenkopf von Praga.

Verlust der letzten Streitkräfte.

Um dieselbe Stunde marschierte aus dem Thore Pragas die polnische Armee, noch etwa 23 000 Mann stark, besiegt wohl, aber nicht gebeugt. „Noch ist Polen nicht verloren!“ stimmten die Soldaten an und zogen, von neuen Hoffnungen angeregt, gen Modlin von dannen.

Wenn es den militärischen Streitkräften, welche Polen noch besaß, gelang, sich zu vereinigen, so waren sie, gestützt auf die starke Weichselfestung Modlin, nordwestlich von Warschau gelegen, von den Russen dann Nowo Georgiewsk getauft, immer noch eine Armee, auf welche man wohl Hoffnungen setzen konnte. Dazu war es aber vor allem notwendig, Ramorino wieder an die Hauptarmee heranzuziehen. Ihn hatte die Nachricht von der Kapitulation Warschaus in Opole erreicht; der Kriegsrat, den er daraufhin einberief, entschied sich — wie es scheint, unter dem Einflusse des Fürsten Czartoryski — dafür, nicht an das Heer in Modlin sich anzuschließen, sondern auf eigne Hand in den südlichen Provinzen Polens zu operieren. General Rosen, nicht mehr der Verfolgte, sondern zum Verfolger geworden, drängte ihn indes immer weiter von der Hauptarmee ab und zwang ihn endlich am 16. September, auf österreichisches Gebiet seine Zuflucht zu nehmen, wo das noch 15 000 Mann starke Korps die Waffen niederlegte.

Die Nachricht davon machte auf das bei Modlin stehende Hauptheer einen wahrhaft betäubenden Eindruck. Rybinski, des greisen Malachowski Nachfolger im Oberbefehle, berief einen Kriegsrat, welcher die Fortführung des Krieges für völlig aussichtslos erklärte und die Absendung einer Deputation nach St. Petersburg empfahl, um dem Kaiser die Unterwerfung Polens anzuzeigen. Allein die Armee nahm diesen Beschluß mit dem größten Unwillen auf; alle Bande der Disziplin lockerten sich, und das Heer verfiel völliger Auflösung. Währenddessen vollendete Paskewitsch die Um-

stellung seines Heeres so glücklich, daß den Polen nur noch der Abzug nach Plock in der Richtung auf die preußische Grenze frei blieb. Denn kampflos über diese die Polen zu drängen, war die Absicht der Russen. Rybinski ging nach Plock. Die Mitglieder der Regierung und des Reichstages, welche sich bei der Armee befanden, verließen sie hier in völlig trostloser Lage. Zu unbedingter Unterwerfung, wie sie Paskewitsch verlangte, konnte der Kriegsrat sich nicht entschließen; so wurde denn der traurige Marsch an die preußische Grenze angetreten. Am 5. Oktober mittags wurde sie überschritten: 21 000 Mann streckten die Waffen, worauf auch die letzten polnischen Festungen kapitulierten, das kleine Zamosk wie das starke Modlin.

Polens Unterwerfung. Das „Organische Statut".

Polen lag wehrlos am Boden. Am 1. November erließ Kaiser Nikolaus eine Amnestie für Polen, von der indessen als Urheber oder Hauptträger des Aufstandes gegen 800 Personen ausgenommen waren. Die polnische Verfassung wurde am 14. (26.) Februar 1832 durch das „organische Statut" aufgehoben, Polen in eine russische Provinz verwandelt und die Vernichtung der polnischen Nationalität mit allem Nachdruck begonnen. Paskewitsch, zum Fürsten von Warschau ernannt, trat an die Spitze der Regierung. Die Universitäten Warschau und Wilna wurden aufgehoben, zu Direktoren der höheren Schulen wurden meist russische Offiziere ernannt, die Kinder der Findelhäuser in russischen Militärkolonien erzogen, die polnischen Rekruten in russische Regimenter gesteckt, die Bevölkerung durch möglichst starke Aushebung (vier vom Hundert) geschwächt, selbst der Versuch zur Einführung der griechischen Konfession gemacht.

Stimmung in Polen.

Ohnmächtige Wut setzte sich in den Herzen der Polen fest, den Russen nicht verborgen. Als wenige Jahre nach der Revolution Kaiser Nikolaus nach Warschau kam, und eine Deputation der Stadtbehörde ihm ihre Ergebenheit versichern wollte, wies er sie zurück: „Ich weiß, meine Herren", sagte er zu den Betretenen, „was Sie mir haben sagen wollen; ich kenne den Inhalt Ihrer Rede, und um Ihnen eine Lüge zu ersparen, wünsche ich, daß sie nicht gehalten wird."

Parteihader im Ausland fortgesetzt.

Bergwerksarbeit und Zwangsansiedelung in Sibirien harrten der Verurteilten in der Heimat; daher wandte, wer es konnte, dem Vaterlande den Rücken. Frankreich bot ihnen allen eine neue Heimat an und versprach ihnen Arbeit und Unterhalt. Zu einem Triumphzuge gestaltete sich die Reise dorthin für die Flüchtigen: so groß war die Teilnahme, die ihr Kampf wie ihr Untergang bei allen Völkern Europas gefunden hatte. Man unterstützte sie durch Geldsammlungen, man bewirtete sie, wohin sie kamen, in gastfreundschaftlicher Weise. Aber ihre zwieträchtige Parteisucht, ihre Unfähigkeit, einem großen Zwecke ihren Eigenwillen unterzuordnen, wodurch sie ihr Vaterland ins Verderben gestürzt, wodurch sie jetzt seine Wiederaufrichtung verhindert hatten, sie nahmen sie mit in die Fremde. Kaum sind die Flüchtlinge, bald durch zahlreichen Zuzug von Unzufriedenen aus der polnischen Heimat vermehrt, auf dem gastlichen Boden Westeuropas angelangt, so beginnen unter ihnen gegenseitige Vorwürfe und Anfeindungen: gesonderte Gruppen bilden sich um Lelewel in Brüssel, um Ostrowski in London, um Czartorysski in Paris. Bald standen sich innerhalb dieser Gruppen wieder die alten Parteiunterschiede feindselig gegenüber; aus der Diplomaten- und Landbotenpartei wurden die Weißen, die einen Ausgleich mit Rußland für möglich und erstrebenswert hielten, die früheren Mitglieder und Gesinnungsgenossen der patriotischen Gesellschaft bildeten von nun an die Roten, die durch einen schonungslosen Rachekrieg gegen Rußland die Wiederaufrichtung eines freien Polens erreichen wollten. Zuerst müsse das polnische Volk — das war ihre Meinung — für die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit empfänglich gemacht und begeistert werden, bevor man auf eine allgemeine Volkserhebung zur Wiedererlangung seiner nationalen Selbständigkeit hoffen dürfe. Aus ihrer Mitte ging 1832 in Paris „der polnisch-demokratische Verein" hervor, der als seinen Zweck das Bestreben hinstellte, „in der polnischen Nationalsache im Geiste rein philosophisch-demokratischer Grundsätze zu wirken". Er ist es gewesen, welcher Polen zu einem Herde der Insurrektion gemacht hat, aus dem von Zeit zu Zeit immer wieder die rote Lohe emporschlug.

Polnische Litteratur in dieser Periode.

Unter den Schlägen, die das Land trafen und vernichteten, erwuchs aber immer neu und unausrottbar die Vaterlandsliebe und gebar eine neue Litteratur. An der Spitze der Bewegung stand Adam Mickiewicz (1798—1855), einer der größten Dichter aller slawischen Stämme. Er begründete, durch Shakespeare, Schiller und Byron angeregt, die nationale Romantik innerhalb der polnischen Dichtung. Wenn auch bei ihm besonders infolge der Lage des Vaterlandes die weltschmerzliche Stimmung Byrons zu finden ist, so läßt sie ihn sich doch nie zur völligen Negierung verirren, weil er sich zwei Ideale bewahrt hat: Gott und Religion. So oft in seinen poetischen Hervorbringungen („Totenfeier", „Grażyna [1822], „Konrad Wallenrod" [1828], „Pan Tadeusz" [1834]) Anklänge an „Manfred", „Faust" selbst an „Werther" wahrnehmbar sind, niemals gewinnt bittere Verzweiflung die Herrschaft über ihn; seine Helden und Heldinnen haben den Mut der That, sie verzehren sich nicht in Zweifelsucht und Selbstverneinung des Willens. Gleiches läßt sich rühmen von Stephan Garczinski (1806—33), dessen „Schicksale Waclaws" zwar auch byronisch gefärbt sind, aber in ihrem Helden ebenfalls nach einem Leben voll Sinnengenuß und Übersättigung durch den Gedanken der Vaterlandsliebe erlösende Thatkraft erstehen lassen. — Neben diesen zwei Dichtern war eine Reihe andrer thätig, die man unter dem Namen der „ukrainischen Schule" zu vereinen pflegt. Auch bei ihnen war der nationale Geist der Quell, aus dem sie ihre Poesien schöpften; Schwermut und Kampfesfreude mischen sich in ihren Liedern, und die heimische Sage erinnert an die verklungene Größe des Vaterlandes.

Rußland unter Kaiser Nikolaus I. Die Eroberung des Kaukasus. Die Türkei.

Rußlands Inneres unter Nikolaus I.

Es ist erzählt worden, welche andern Pfade die Politik Rußlands einschlug, als mit dem Tode des Bruders Nikolaus I. zur Regierung gelangte. Es widersprach durchaus seinem selbstherrlichen Eigenbewußtsein, daß sich Rußland im Schlepptau Metternichscher Staatsweisheit bewegen sollte. Sein Eingreifen in den griechischen Aufstand sprengte die Heilige Allianz thatsächlich. Sonst jedoch stand er auf nichts weniger als liberalem Standpunkte. Mit äußerstem Mißtrauen beobachtete er die wachsende anti-legitimistische Stimmung in Frankreich, freute sich der reaktionären Richtung, die im Lande seines Schwiegervaters, in Preußen, herrschte, nur langsam konnte er für die Anerkennung des Julikönigtums gewonnen werden, der belgischen Revolution wäre er, wie wir sahen, fast mit den Waffen in der Hand entgegengetreten. Solchen Anschauungen entsprach auch die Verwaltung des Reiches nach innen. Mit allen Mitteln betrieb Kaiser Nikolaus den engeren Anschluß der fremden Nationalitäten und Konfessionen an das russische Kaisertum, das seit Peter dem Großen die Gewalt des Kaisers mit der eines Papstes vereinte und darum jede fremde Individualität als Gegner der eignen Existenz betrachten mußte. Sein Bestreben ging dahin, zunächst innerhalb des Reiches eine Propaganda der Orthodoxie zu organisieren, alle abweichenden Elemente in der Staatskirche aufgehen zu lassen, und endlich alle außerhalb Rußlands befindlichen Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche an das Oberhaupt dieser Kirche, also an den Zaren zu fesseln. Solch ein Gedanke war ohne den allerstrengsten Absolutismus nicht durchzuführen. Aber wenn nun in diesem gewaltigen Reiche ein einziger Mann unumschränkt über Leben, Gut und Freiheit seiner Unterthanen gebot, wenn nur die Stellung im kaiserlichen Dienste Rang und Würde bestimmte, wenn der Kaiser Oberhaupt des Staates und der Kirche und damit die Quelle aller Macht und Gesetzgebung war, so zerrann aller persönliche Wert in nichts und alle Individualität mußte sich mit tiefster Erbitterung in ihrer selbständigen Entwickelung beschränkt, ja oft mit Füßen getreten sehen. Das Beamtentum rächte sich für diese Sklaverei durch grenzenlosen Betrug, Unterschleif und Bestechlichkeit und war damit jeden Augenblick, wenn die kaiserliche Regierung eine strenge Kontrolle ausüben wollte, in deren Hände gegeben. Den Adel hielt man wenigstens äußerlich in den Schranken der Loyalität, indem man den noch leibeigenen Bauer jeden Augenblick gegen ihn auszuspielen im stande war. Das Bürgertum, überhaupt nur in den größeren

Städten einigermaßen entwickelt und vielfach aus Nichtrussen bestehend, begrüßte in der strengen Aufrechterhaltung von Ruhe und Sicherheit und in dem auf dem Wunsche einer wirtschaftlichen Eigenentwickelung Rußlands beruhenden Wohlwollen der Regierung vielmehr den Bundesgenossen, als den feindlichen Bedränger. In die Lehmhütte aber des Leibeigenen drang nie ein Strahl der Aufklärung oder der Zivilisation; er lebte, rohem Sinnengenusse, namentlich dem Branntweintrunke ergeben, stumpf dahin; aus seiner tierischen Existenz nur geschreckt durch barbarische Strafen des Gutsherrn oder — durch die als größtes Unglück empfundene Aushebung zum Militär. Denn der Soldatendienst, zu dem der Leibeigene auf zwanzig Jahre und mehr ausgehoben werden konnte, galt als härtere Strafe wie Zuchthaus. Die Habsucht der Vorgesetzten, die die nötigsten Lieferungen schamlos und unmenschlich beschnitt, der auch hier hervortretende Absolutismus des Vorgesetzten gegen den Untergebenen, eine barbarische Behandlung — das alles mußte eine solche armselige Existenz selbst für einen russischen Leibeigenen unerträglich gestalten. Ist es nicht überaus kennzeichnend, daß man den Militärdienst als Strafe verhängte, die sich im schlimmsten Falle bis zur Lebenslänglichkeit ausdehnen konnte?

Litterarische Bewegung.

Eine solche Verwaltung konnte der Entwickelung eines idealen Gedankenfluges nicht günstig sein. Und doch war gerade die Regierung des Kaisers Nikolaus der Entfaltung einer nationalrussischen Litteratur nicht ungünstig. Die Machtstellung, die diese gebieterische Herrschernatur Rußland im übrigen Europa verschaffte, fand Bewunderung und Wertschätzung bei vielen tüchtigen Geistern, und je mehr sich unter Nikolaus Rußland gegen das Abendland abzuschließen versuchte, um so mehr entwickelte sich auf heimischer Grundlage und auf nationalem Boden eine realistische Romantik, die zwar einerseits, und deshalb vom Kaiser nicht zu sehr durch die Zensur beschränkt, den panslawistischen Ideen von einem allgemeinen Slawenreiche unter Rußlands Führung Verbreitung schaffte, gleichzeitig aber doch einer den Bestand des Absolutismus unbedingt feindlichen Bewegung die Pfade ebnete. Im wesentlichen war die Bildung der oberen Kreise seit dem Anfange des Jahrhunderts und dem Ende des vorigen hervorgegangen aus dem französischen Materialismus, der Hand in Hand mit der von einem großen Teile des Slawentums immer bevorzugten französischen Sitte maßgebend wurde sowohl für die politischen, wie für die gesellschaftlichen Anschauungen, d. h. hier wie dort eine rein verneinende Stimmung erzeugte. Diese Stimmung wurde unterstützt durch die in der ganzen Regierungsform und in der Ausdehnung des Staates begründeten Rechtlosigkeit, die sich in dem bekannten Sprichwort widerspiegelt, daß der Himmel hoch und der Zar weit sei. Hunderttausende von kleinen Despoten lebten in dem weiten Reiche des Selbstherrschers aller Reußen, für die nicht das Recht, sondern die Höhe der Bestechungssumme entscheidend war. Notwendigerweise mußte sich parallel mit dem nationalen, ja sogar ganz Hand in Hand mit ihm ein revolutionärer Geist entwickeln, der durch die Zeitumstände nicht unwesentlich unterstützt wurde, wie denn der griechische Aufstand in Rußland, ganz ähnlich wie in Deutschland, neben den nationalen besonders die freiheitlichen Stimmungen stärkte.

Die Gesellschaft „Arsamaß".

Im übrigen hatte man sich auch in Rußland eine sogenannte klassische Richtung ausgebildet, die freilich mit dem klassischen Altertum fast jeder Fühlung entbehrte, dafür aber um so zäher am Althergebrachten hing und jeder Neuerung auf ästhetischem Gebiete mit gleicher Erbitterung entgegentrat, wie solchen auf dem politischen. Sie wurde durch die Gesellschaft „Arsamaß" mit Hilfe von Spottgedichten und Satiren bekämpft; der letzteren schloß sich die gebildete Jugend Rußlands an, sie lernte in dieser Schule Byron und die Dichter seiner Richtung kennen, und das Resultat war eine nihilistische Lebensanschauung, wie denn der zuerst hier zu nennende Dichter Alexander Sergejewitsch Gribojedow (1793—1829) im 32. Lebensjahre schon so weit fertig war, daß er sich wunderte, warum er noch am Leben bliebe. „Ich langweile, ich verdüstere mich", so schrieb er am 9. September 1825. „— — Es ist Zeit, zu sterben; ich weiß nicht, warum ich damit solange zögere. Welche Öde! Sage nur, was soll ich thun, um mich vor Wahnsinn oder einer Pistolenkugel zu bewahren! Ich fühle, eins oder das andre erwartet mich." In seiner, den Zeitumständen gemäß, anfänglich nur handschriftlich verbreiteten Komödie: „Das Unglück, Verstand zu besitzen", (wörtlich: Unglück infolge von Verstand) gibt es zwar nicht viel Handlung, aber eine feine Zeichnung der Charaktere des alten und neuen Rußland und — den Hinweis auf die kommende Revolution. Erst drei Jahre nach dem Tode

Gribojedow.

des Dichters — er wurde am 12. Februar 1829 in Teheran, wo er Gesandter war, bei einem Volksaufstande mit vielen andern Russen erschlagen — erlangte das genannte Lustspiel, nach Streichung einiger besonders anstößiger Stellen, die kaiserlicher Druckerlaubnis.

Puschkin. Viel bedeutender in Hinsicht auf Kraft und Phantasie war Rußlands größter Dichter Alexander Puschkin (1799—1837), dessen Leben und unglückliches Ende sich auf dem Hintergrunde einer verkommenen Gesellschaft abspielten, dessen Poesien das russische Leben in allen seinen Erscheinungen widerspiegelten und den Gefühlen der Gebildeten in Rußland bald in elegischen, bald in satirischen oder humoristischen Tönen Ausdruck gaben. In seiner Knabenzeit war er mit den Gedanken der Encyklopädisten erzogen worden, mit 12 Jahren hatte er Voltaire und Rousseau gelesen. Dann kam er in eine adlige Erziehungsanstalt, in der hauptsächlich Franzosen unterrichteten. Von Disziplin war nicht die Rede; zur Kennzeichnung des Lyceums von Zarskoje Selo können die zwei Thatsachen dienen, daß sich die älteren Zöglinge in der Stadt Mätressen hielten und einige der Lehrer an den Ausschweifungen der Schüler Anteil nahmen! Vergiftet durch die Obscönitäten der französischen Litteratur und ohne wirkliche Ausbildung an Geist und Charakter verließ Puschkin die Anstalt, um in einem Gardehusarenregiment einzutreten, das durch sein ausschweifendes Leben berüchtigt war, und sich nun erst recht in den Strudel hineinzustürzen. Aber alles das vermochte doch seine hohe dichterische Begabung nicht zu ersticken. Im Jahre 1820 vollendete er sein Epos „Rußlan und Ludmilla", dessen früher bekannt gewordene Bruchstücke ihm den Eintritt in den „Arsamaß" eröffnet hatten. Seine weiteren poetischen Leistungen, spitze Epigramme auf russische Zustände und leitende Persönlichkeiten trugen ihm eine Verbannung nach Südrußland ein. So widerwärtig ihm diese Gestaltung seines Schicksals erschien, so günstig war sie seiner Entwickelung. Sie entriß ihn dem aufreibenden und verflachenden Genußleben der Hauptstadt und ihren Verschwörungen. Als Nikolaus zur Regierung kam, begnadigte er nach einer persönlichen Unterredung den Dichter und bewahrte seine Werke vor der allzuscharfen Schere der Zensur. Unter ihnen befanden sich „Der Gefangene vom Kaukasus", das Drama „Boris Godunow" und endlich das Hauptwerk des Dichters, ein Roman in Versen, „Eugen Onägin" (1831). Auch hier läßt sich der Einfluß Byrons wahrnehmen, nur handelt es sich nicht um eine bloße Nachahmung, sondern gewissermaßen um eine Übersetzung des Byronschen Weltschmerzes und seiner Weltmüdigkeit ins Russische. Eugen Onägin ist ein durchaus blasierter, kraft- und saftloser Salonmensch der großen hauptstädtischen Welt, ein romantischer Fant ohne wirklich ideale Züge. — Mit Byron hat Puschkin überhaupt manche Züge gemeinsam: das kurze, rasche Leben, das in allerlei Aufregungen, Liebesabenteuern, maßlosen Ausschweifungen sich verzehrt, die bittere Spottsucht, die welt- und menschenverachtende Stimmung, durch die sich beide den Haß der vornehmen Welt zuzogen, so daß sie längere Zeit von den Hauptstädten ihrer Heimat entfernt lebten, gemeinsam endlich ist beiden ein tragisches Ende in jungen Jahren. Puschkin wurde am 10. Februar 1837 von einem Baron Hecqueren, der der schönen Frau des Dichters allzugroße Aufmerksamkeiten erwies, im Duelle erschossen.

Lermontow. Als Schüler und Nachfolger Puschkins, ihm auch in der Gestaltung seiner Schicksale ähnlich, ist zu nennen Michail Jurjewitsch Lermontow (1814—1841). In Moskau vorgebildet, trat er ebenfalls als Gardeleutnant in St. Petersburg ein und leerte ebenfalls hier den Becher des Lebensgenusses bis auf die Neige, in jungen Jahren alt geworden, blasiert, lebens- und weltüberdrüssig. Eine Ode auf den Tod Puschkins trug ihm eine Verbannung nach dem Kaukasus ein, wo er am 27. Juli 1841 in einem Duell fiel. Im Kaukasus und Orient spielen seine Dichtungen, deren er trotz seiner Jugend eine große Anzahl und meist voller Bedeutung verfaßte. Sie sind uns am besten durch Bodenstedts Übersetzung bekannt geworden. Zu seinen besten Erzeugnissen gehören „Das Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch", „Der Dämon", „Die Gaben des Terek", „Ismail Bei", „Der Tscherkessenknabe". Seiner Zeit viel gelesen war auch sein in Prosa geschriebener Roman: „Der Held unserer Zeit. Kaukasische Lebensbilder". Hier treten die beiden Hauptcharakterzüge dieses Dichters klar hervor: eine geniale Auffassung der mächtigen Gebirgsnatur mit ursprünglichem poetischen Schwunge, und auf der andern Seite jene Selbstqual und innerliche Zerrissenheit, jene müde und verzweifelnde Weltanschauung, jene bankrotte Lebensanschauung, daß in der Menschenwelt alles eitel, nichtig, wertlos, ohne jedes Aufstreben zu Höherem sei. — Weniger düster in der Lebensauffassung, obwohl die Gegenstände

Gogol. der Schilderung oft düster genug sind, sind die Dichtungen Gogol-Janowskijs (1809—1852), den man den Begründer der realistisch-humoristischen Sozialliteratur in Rußland nennen kann. Seine Hervorbringungen sind entweder, wie die „Abende auf dem Meierhofe", Schilderungen des kleinrussischen Lebens, oder, wie in „Mirgorod", Erzählungen voll reiner Poesie und trefflicher Charakterzeichnung, oder endlich, wie in dem Lustspiel „Revisor" und der Satire „Die toten Seelen", Angriffe auf die Korruption der russischen Beamtenwelt und Darstellung des engherzigen, roh-materialistischen Lebens der meisten russischen Provinzbewohner. Übrigens reichte der Humor, mit dem er den Ernst seiner Schilderungen umgoldete, nicht aus, um ihn selbst vor tiefer Schwermut zu bewahren, die doch auch der Überzeugung entsprang, daß die Zustände Rußlands unhaltbar seien. Als Schüler Gogols auf dem Gebiete der sozialen Schriftstellerei traten, allerdings in einem späteren Zeitraume, die später näher zu behandelnden Alexander Herzen (1815—1870), ein durchaus bedeutender, allerdings auch durchaus revolutionär gesinnter Publizist, und der ausgezeichnete Erzähler und Sittenschilderer Iwan Turgenjew (1817 bis 1883) hervor.

Rußlands innere Verhältnisse als Grund seiner Ausdehnungspolitik.

Wir haben in Frankreich gesehen, daß Litteratur und politische Bewegung im engsten Zusammenhange standen, in einem engeren als in andern Ländern. Auch für Rußland läßt sich ähnliches behaupten, nur vielleicht in umgekehrter Reihenfolge, wie in Frankreich. Hier eilt die Litteratur den Strömungen und Ereignissen, sie bis zu einem gewissen Grade vorzeichnend, voraus, in Rußland hat sie mehr einen begleitenden Charakter. Poesie und sonstige selbständige Litteratur bildet mehr den Niederschlag der gegenwärtigen Stimmung und zwar, was natürlich sehr schwer ins Gewicht fällt bei einem in der allgemeinen wie politischen Bildung besonders während der ersten Hälfte des Jahrhunderts unendlich weit hinter den Franzosen zurückstehenden Volke, kommen hierbei nur die auf Bildung Anspruch machenden Kreise in Betracht. Nur sie sind Neuerungen überhaupt zugänglich und es kommt mitunter auf reine Zufälligkeiten an, ob sie in deren Ein- oder Durchführung bei den größeren Massen Anklang finden. Für das Zarentum galt es darum, zwei so unberechenbaren Faktoren gegenüber — und das gilt auch heute noch — ein gemeinsames, beide entwaffnendes oder wenigstens immer wieder mit Erfolg an die Zukunft verweisendes Beruhigungsmittel zu finden; ein solches ergab sich aus den eigentümlichen Verhältnissen Rußlands in einer fortgesetzten Eroberungs- und Ausdehnungspolitik.

Russische Kolonisation. Das sog. Testament Peters d. Gr.

Die Reformen Peters des Großen und die Katharinas II. hatten, wie kaum jemand leugnen wird, für die beteiligten Zeitgenossen mindestens soviele Übel als Vorteile, wie es allenthalben beobachtet werden kann, wo ein wenig- oder unzivilisiertes Volk mit einem Schlage der „Segnungen der Zivilisation" teilhaftig werden soll. Die vermehrte Anzahl von Beamten, die Erhöhung der Steuern, die unbarmherzigen Erpressungen der Woiwoden und ihrer Untergebenen, die Umwandlung der noch freien Bauern und der freizügigen Leute in Leibeigene, die kirchlichen Änderungen und die aus ihnen hervorgegangenen Verfolgungen der Schismatiker, die durch die vielen Kriege gegen Schweden, Polen, Türken während des ganzen 18. Jahrhunderts notwendig gewordenen Rekrutenaushebungen — alle diese wirklichen oder als solche empfundenen Bedrückungen und daneben doch auch der natürliche Zuwachs der Bevölkerung, dem die primitiven Kulturmethoden der Landwirtschaft nicht gewachsen waren, veranlaßten Tausende und aber Tausende während des 18. Jahrhunderts nach dem Süden und Osten des Reiches auszuwandern, jungfräulichen, damals fast unbewohnten und vor allem noch nicht in die Regierungsmaschinerie eingefügten Gebieten. Allerdings ließ die Regierung nicht lange auf sich warten und folgte mit ihrem Heere von Steuereinnehmern und Beamten nach. Bis zu einem gewissen Grade war das für die Ansiedler im Süden doch auch von Nutzen. Denn dort stießen die Kolonisten auf nomadische Horden, die darauf ausgingen, die friedfertige, ackerbautreibende Bevölkerung anzugreifen, zu plündern und als Sklaven fortzuführen. Hier also griff der Staat helfend ein und mußte es, um weiteren Übergriffen der Nomaden rechtzeitig entgegenzutreten; er hatte gleichzeitig ein Interesse daran, in diese Gebiete zu ihrer größeren Sicherung und besseren wirtschaftlichen Ausbeutung neue Ströme der Kolonisten zu leiten. So nahm die Ausdehnung der Kolonisation ganz von selbst einen politischen Charakter an, und diese politische Richtung steckte sich allgemach zwei große Ziele, an deren Erreichung Rußland bis auf den heutigen Tag arbeitet. Zunächst die Erwerbung von Konstantinopel. Hier wirken kommerzielle und religiöse Ideen zusammen; der Handelsvorteil für das russische Volk als Alleinbesitzer des Schwarzen Meeres liegt auf der Hand, und ein Kreuzzug gegen die heilige Stadt am Bosporus erscheint als Inbegriff der Sympathien des russischen orthodoxen Volkes. Und diese Sympathien teilen die slawischen Völker der Donauländer und des Balkans, die durch den weißen Zaren von der Tyrannei des Türken und der Ungarn einst erlöst zu werden hoffen; bis auf den heutigen Tag ist der Gedanke an ein panslawisches Reich im Erstarken begriffen. Diese Zukunftsgestaltung des russischen Reiches bildet auch das Thema des vielangezogenen Testamentes Peters des Großen, einer Fälschung aus napoleonischer Zeit und doch von ebenso großer Tragweite, wie seiner Zeit die pseudoisidorischen Dekretalen. Nach ihm hat das russische Volk als nationale Aufgabe, der

Zar es als Herrscherpflicht, die russischen Streitrosse dauernd an der Tränke am Bosporus einzustellen. Aber noch weiter streckten sich die kühnen Gedanken des angeblichen Testamentsverfassers: das russische Volk hat die providentielle Mission der allgemeinen Herrschaft über ganz Europa. „Ich stütze diesen Gedanken darauf, daß die europäischen Nationen zum großen Teile auf einem Standpunkte des Alters, des Genossen der Hinfälligkeit angelangt sind oder mit großen Schritten dahin gehen. Daraus folgt, daß sie leicht und unzweifelhaft durch ein junges und frisches Volk besiegt werden müssen, wenn dieses alle seine Kraft und alle seine Reife erlangt haben wird .... Ich habe Rußland als Bach gefunden; ich hinterlasse es als Fluß. Meine Nachfolger werden daraus ein großes Meer machen, bestimmt, das arme Europa zu befruchten und es mit seinen Wogen, trotz aller Deiche, welche ihnen schwache Hände entgegenwerfen mögen, zu überfluten, sobald meine Nachfolger es verstehen, seinen Lauf zu regeln." Diese Sätze des angeblichen Testamentes Peters des Großen haben in unserm Jahrhundert noch eine bedeutende Erweiterung erfahren, die man wohl auch auf napoleonische Pläne zurückführen darf: nicht nur das Schwarze und das Kaspische Meer sollen an den Grenzen des russischen Weltreiches fluten, sondern auch der Indische Ozean, und die Erreichung dieses zweiten großen Zieles scheint bald näher gerückt und eher möglich als die des ersteren — wenigstens russischen Politikern.

Der Kaukasus die erste Etappe nach Indien.

Diese Herrschaft über die Welt schwebte auch Nikolaus I. von seiner Thronbesteigung an als letztes Ziel seiner und seiner Nachfolger Regierung vor. Mit klarem Sinn, mit Überlegung und Beharrlichkeit ist er ihm nachgegangen. Er zuerst richtete im stillen seine stolzen Gedanken auf Indien, wenn er auch vorsichtig alles zu vermeiden suchte, was den Verdacht Englands, das gerade dem Besitze Indiens seine Machtstellung verdankte, hätte rege machen können. Von daher datiert der Gegensatz zwischen Rußland und England, den alten Waffengefährten. Vorbedingung für alles war der Besitz sicherer Heeresstraßen nach Vorderasien. Das gab den Kaukasuskriegen ihre Wichtigkeit, denn an ihrem Ausgange, meinte der Kaiser, hinge die zukünftige Entwickelung Rußlands.

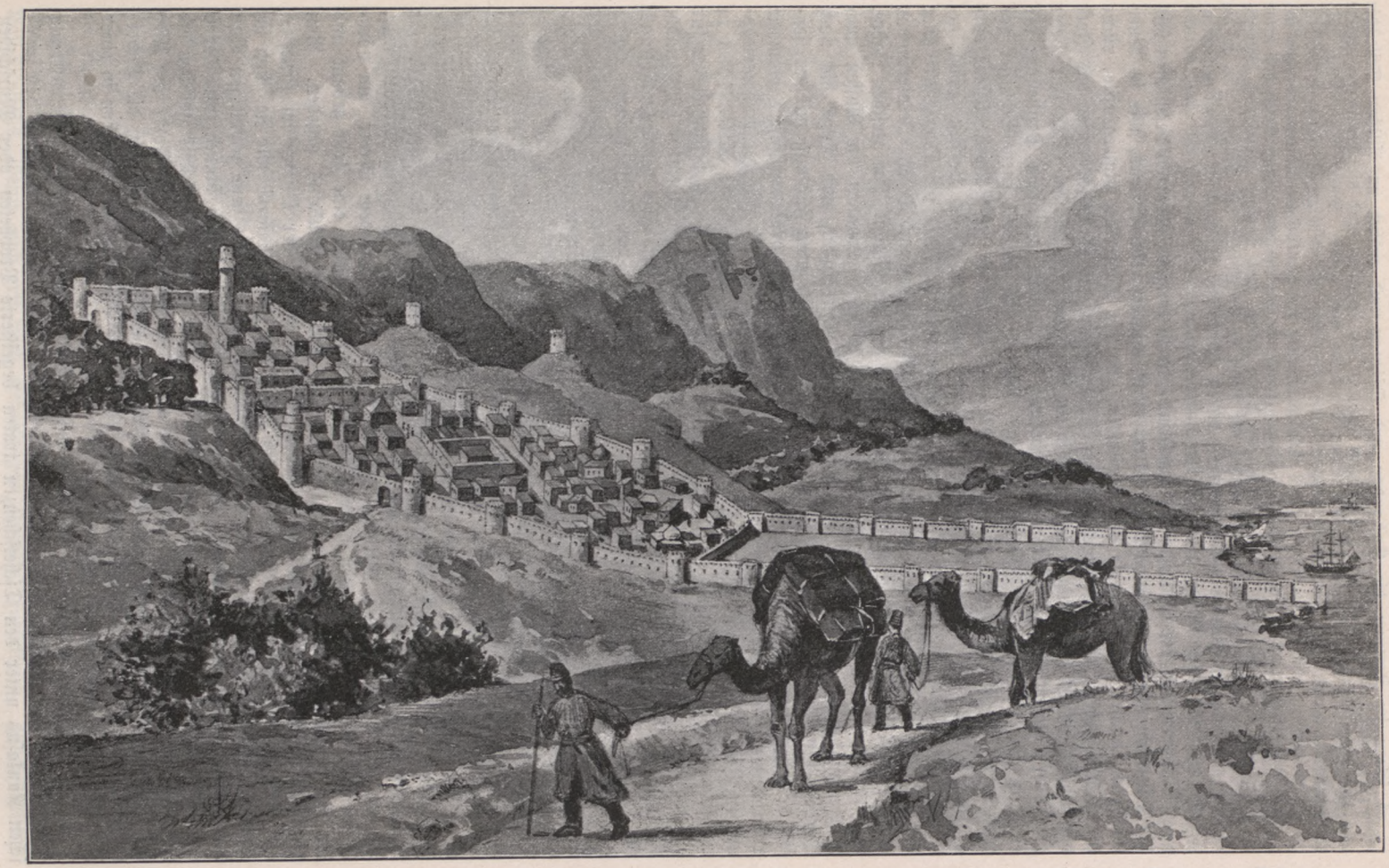
Formation des Kaukasus.

Als Grenzmarke Europas und Asiens vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere erstreckt sich der Kaukasus, eine mächtige, vielfach gewundene Bergkette, aus der eisbedeckt die höchsten Gipfel bis über 5600 m aufragen; der Elbrus, persisch Alborz = glänzender Berg, ist der höchste des Gebirges, 5647 m. Etwa in der Mitte verbreitert sich der lange Kammgrat zu einem zerrissenen Plateau, von welchem nach allen Richtungen Gebirgsstrahlen ausgehen. Einer von diesen ist der andische Kaukasus, welcher in östlicher Richtung fast bis an das Ufer des Kaspisees reicht. Niedrigere Höhenzüge begleiten im Norden und Süden die gewaltige Zentralkette. Gletscher bedecken die Höhen des Kammes, der von waldreichen Thälern tief eingesägt ist, während zwischen den einzelnen Strängen die Grassteppe, von Schluchten durchrissen, weit hinaufreicht. Undurchdringlicher Wald, in dem Epheu und wilde Rebe bis in die Wipfel der Stämme emporranken, nimmt die Ausläufer des Gebirges im Westen ein, die Mitte trägt dichten Bergwald, während im Osten die kahlen, zerrissenen Felsen in flachen, schilfbewachsenen Uferebenen abstürzen. Die Vegetation ist an den Südabhängen weit reicher, als an den nördlichen, eine Folge der reicheren Niederschläge von zwei Meeren her auf der Südseite, und des austrocknenden Einflusses der Steppe im Norden.

In der Nähe des 5043 m hohen Kasbék führt der Darielpaß in einer Höhe von 2422 m als einzige Verbindungsstraße im zentralen Teile aus dem nördlichen Teile Kaukasiens nach dem südlichen, aus Ciskaukasien, wie es früher die Römer bezeichneten, nach Transkaukasien. Ihr Anfangspunkt ist nördlich Wladikawkas, ihr südlicher Endpunkt Tiflis. Man nennt sie die grusinische Militärstraße, da die Russen das jenseit des Gebirges gelegene Georgien in Grusien umgetauft haben. Da wo der Kaukasus an das Kaspische Meer herantritt, bleibt nur ein schmales Defilee übrig; dort liegt am Meere terrassenförmig aufgebaut Derbent (= schließe die Thür). Dieser Engpaß führte im Altertum den Namen Pylae Albaniae. Die Perser errichteten da schon im 6. Jahrhundert v. Chr. zum Schutze gegen die nördlichen Anwohner die „Kaukasische Mauer" mit „dem eisernen Thor"; die Araber des Mittelalters nannten die Stelle Bab-el-Abwab, Thor der Thore. Sie bildet den Schlüssel des östlichen Kaukasus, insbesondere der Landschaft Daghestan.

Bevölkerung des Kaukasus.

Zahllos sind die Stämme der Bergvölker, welche das Gebirge bewohnen, verschieden an Sprache und Körpergestaltung, aber einander gleich in Abhärtung, Ausdauer, Mut und unbändigem Freiheitssinn. Die Hauptstämme sind der der Adighe, in Europa Tscherkessen genannt, welche vom Schwarzen Meere an den westlichen Teil des Gebirges auf beiden Seiten bewohnen, ihnen benachbart die Abadzen auf dem Nord- und die Abchasen auf dem Südabhange;



146. Derbent und die Kaukasische Mauer zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Gezeichnet von Oberstleutnant v. Lohmeyer.

es folgen im Zentrum die Kabarden und Osseten und endlich im östlichen Teile die Tschetschenzen in den schwer zugänglichen Wäldern des Kaukasus, und die Lesghier, welche das rauhe und hohe Bergland des östlichen Kaukasus inne haben. Durch Landesnatur und Sinnesart zerteilt und zersplittert, brachten diese Bergvölker es nirgends zu größeren Staatsgemeinschaften; nur die Bewohner eines Thales pflegten für gemeinsame Unternehmungen sich zu Bruderschaften zusammenzuschließen. Deren Zweck war in der Regel Raub; denn das arme Land, das weder für große Herden genügende Weide liefert, noch weniger ausreichend Getreide hervorzubringen vermag, nötigte die Söhne der Berge in die Ebenen des Nordens oder in die reichen Gefilde des Südens hinabzusteigen, um mit Flinte und Yatagan (Dolch) zu gewinnen, was der rauhe Heimatsboden ihnen an Nahrung versagte.

Vordringen Rußlands im Kaukasus.

Während nun die Stämme des Kaukasus sich in ewiger Zwietracht befehdeten und die Blutrache, die in diesen Gebirgsthälern nicht minder heimisch war, wie in denen Corsicas, immer neue Kämpfe heraufbeschwor und die Tapfersten hinwegraffte, rückte die Macht näher, die den ungebändigten Freiheitssinn des Gebirges unter das Joch der Völker der Ebene zwingen sollte. Wie ein Wetterleuchten erschien 1722 Zar Peter der Große persönlich und leitete die Eroberung des damals persischen Daghestan; als er dann im Triumphe in Moskau einzog, ließ er sich die silbernen Schlüssel des „Eisernen Thors" vortragen; er wußte wohl, daß er bis an die Schwelle Asiens vorgedrungen war. Diese Erwerbung gab Rußland freilich 1736 an Persien zurück, gewann aber dafür im Frieden von Kutschuck Kainardschi (1774) die Oberhoheit über die Tataren in der Krim und an den Kaukasusflüssen Kuban und Terek. Jekaterinodar und Mosdok wurden die beiden Stützpunkte der russischen Macht. Im gleichen Jahre, in dem die erstgenannte Stadt gegründet wurde (1796), gewannen die Russen auch Daghestan wieder. Eine Reihe von Kosakenposten vom Kuban und Terek bis nach Derbent hin sicherte den neuen Besitz. Schon aber hatte man Fühlung mit dem jenseit des Kaukasus liegenden Königreich Georgien genommen und die russische Diplomatie arbeitete mit gewohnter Verschlagenheit in Tiflis. „Wegen der Einfälle der mohammedanischen Bergvölker" begab sich der schwache König von Grusien, Georg XIII., 1783 in russischen Schutz. Siebzehn Jahre später, am 28. September 1800 verzichtete er für sich und seine Nachkommen auf den grusinischen Thron, am 12. September 1801 nahm Alexander I. dies Testament an. Als man die heldenhafte Gemahlin des Schwächlings, die Königin Marie, infolge dieses Verzichtes zum Verlassen von Tiflis bringen wollte und Oberst Lasarew mit echt russischer Brutalität handgreiflich an die Ausführung der Verordnung ging, zog die Königin einen Dolch aus ihrem Busen und durchbohrte damit das Herz des frechen Eindringlings. Sie wurde dann natürlich nach St. Petersburg gebracht, wo sie in Dürftigkeit gestorben ist. Nördlich und südlich des Kaukasus hatten nunmehr die Russen sich festgesetzt, „um dem schändlichen Sklavenhandel ein Ende zu machen", wie man dies Vordringen philanthropisch und kulturmissionarisch zu erklären beliebte; aber die Verbindung über das Gebirge fehlte. Den ersten entscheidenden Schlag in dieser Richtung führte General Jermolow im Jahre 1816. Er konnte von einer Operationsbasis ausgehen, die schon 1785 geschaffen worden war. Da wo der Terek aus dem Gebirge heraustritt, 722 m über dem Meere, am nördlichen Fuße des Kasbek, hatten die Russen im genannten Jahre eine Feste gebaut und ihr den bedeutungsvollen Namen Wladikawkas, Herr des Kaukasus, gegeben. Von hier aus unterwarf Jermolow die Kabarda und das Gebiet der Osseten im Zentrum des Gebirges und setzte die Russen in den Besitz der Porta Caucasi, wie sie schon im Altertume hieß, des Passes von Dariel. Nunmehr konnte mit dem gewaltigen Bau der großen grusinischen Heerstraße begonnen werden, auf der man binnen zwei Tagen von Wladikawkas nach Tiflis gelangt. So schoben die Russen einen Keil zwischen die westlichen und östlichen Gebirgsstämme, und als 1829 eine Linie von Forts am Ufer des Schwarzen Meeres vollendet war, sah sich der westliche Teil derselben, die Tscherkessen, von drei Seiten eingeschlossen, während sich die östlichen Völkerschaften in einer fast ebenso gefahrdrohenden Lage sahen.

Aufstand der Tschetschenzen.

Da brach im Osten der Aufstand unter der mohammedanischen Bevölkerung Daghestans, den Tschetschenzen und Lesghiern aus. In den Thälern des andischen Kaukasus unter den Tschetschenzen traten begeisterte Propheten oder Murschiden

auf und riefen, den Koran in der Hand, das Volk auf zum Kampfe gegen die „ungläubigen“ Russen. Nicht selten sammelte sich die ganze Thalbruderschaft um den Murschid und brach, von ihm geführt, in das russische Gebiet ein, um mit Beute reich beladen in die heimischen Berge zurückzukehren.

Der Murschid Kasi-Mollah.

Niemand sprach begeisternder, mit hinreißenderer Redeglut als der Murschid Kasi-Mollah. Seine Stärke lag in der Überzeugung, die er auch seinen Zuhörern mitzuteilen wußte, daß alle Moslemin unter völliger Hintansetzung dogmatischer Unterscheidungen, selbst unter Beseitigung der Schia und Sunna, geeint gegen die Ungläubigen auszuziehen die Pflicht hätten. An der Spitze eines Heerhaufens von 7000 Mann drang er über die Grenze: Leichen und rauchende Schutthaufen bezeichneten seinen Weg.



147. Dorf der Lesghier.

Plötzlich stand er vor der Stadt Tarku, unweit des Kaspischen Meeres. Der Ausbruch der polnischen Revolution hatte die Grenzstriche von Verteidigern entblößt; in der Nacht auf den 26. Mai 1831 wurde die Stadt erstürmt. Die Bewohner wurden unter gräßlichen Mißhandlungen großenteils niedergemacht, und es wurde von ihrer Habe mitgeschleppt, was den wilden Tschetschenzen und Lesghiern des Mitnehmens wert zu sein schien. Unweit der Stadt, auf steilem Felsen die ganze Umgegend beherrschend, lag die von Jermolow erbaute Citadelle Burnaja. Gegen sie richteten sich sofort die wütenden Angriffe der Bergbewohner. Ausfälle der belagerten Russen, die Sprengung der zwischen Tarku und Burnaja liegenden Pulverkammer, alles verlief nutzlos; schon war der Festung die einzige Quelle, die ihr Trinkwasser zuführte, abgeschnitten, als noch zur rechten Zeit General Kochanow erschien und die Scharen Kasi-Mollahs, wenn auch erst nach mehrtägigem Kampfe, zurücktrieb. Rachedürstend

zog der Murschid, nachdem er aus seinen Wäldern sich verstärkt, im Herbste 1831 gegen die Festung Derbent. Ihre Wälle waren stark genug, dem Sturme der Lesghier zu widerstehen, bis Kochanow, in Eilmärschen heranrückend, Hilfe brachte. Vor ihm zog sich Kasi-Mollah in sein Heimatsdorf Himry in den Wäldern von Tschunkeskan zurück, von wo er bald hier, bald dort gegen die russischen Ansiedelungen hervorbrach.

Eroberung von Himry.

Unterdessen aber war Polen besiegt; General Rosen war Anfang 1832 zum Oberbefehlshaber im Kaukasus ernannt. Jetzt gingen die Russen zum Angriffe gegen die Scharen der Murschiden über. Rosen drang in das Land der Tschetschenzen ein: sein Ziel war Himry. Das Dorf lag auf einem jäh abstürzenden Felsen am Ufer



148. Schamyl.

des reißenden Koißu. Ein schmaler, in den Felsen gehauener Fußpfad, entlang an schwindelnden Abgründen, bildete den Zugang. Indes die Russen erstürmten den Paß in sechstägigem mühevollen Ringen vom 11.—17. Oktober 1832, drangen zu der ihn beherrschenden Felshöhe hinauf und eröffneten von hier aus mit Kanonen ein mörderisches Feuer auf Himry. Tod und Verrat lichteten schnell die Reihen der Verteidiger. Bald war es nur noch ein kleines Häuflein, das der trotzige Murschid um sich sah. An Sieg, an Rettung war nicht zu denken: sollte man sich ergeben oder kämpfend sterben? Kasi-Mollah und sein treuer Gefährte Schamyl stimmten für den Tod, und alle die Sechzig, welche schließlich noch Himry verteidigten, stimmten in düsterer Entschlossenheit ihnen bei. Goldig schimmerten in den Strahlen der aufgehenden Sonne am

18. Oktober 1832 die kahlen Felsen von Himry, auf Sturmleitern stiegen die Russen empor und drangen durch die Breschen in das Bergnest hinein. Da erst stürzten sich ihnen die todesmutigen Söhne der Berge entgegen: ein wütendes Handgemenge entstand. Kasi-Mollah stürzte nieder, mit der Hand gen Osten weisend, zu seinen Füßen Schamyl, von zwei Kugeln durchbohrt: auch nicht ein einziger der heldenmütigen Verteidiger entkam den Kugeln und Bajonetten der anstürmenden Russen. Eine Proklamation des Generals von Rosen, etwas ruhmredig, aber durchaus im Lokalkolorit gehalten, bezeichnete den Kampf als endgültig abgeschlossen und warnte vor etwaigen ähnlichen Versuchen. Thatsächlich aber endete mit Kasi-Mollahs Tode nur die erste Periode des kaukasischen Religions- und Freiheitskrieges.

Die Russen glaubten den Osten des Kaukasus unterworfen; denn Hamsad Bei, der Nachfolger Kasi-Mollahs, hatte zunächst genug zu thun, um die arg geschwächten Kräfte der Tschetschenzen zu stärken; im übrigen waren die Russen sorglos genug geworden, um einen Überfall der ihnen befreundeten Awaren nicht zu ernst zu nehmen. Das ganze Jahr 1833 verwandte Hamsad Bei auf seine Rüstungen. Und als er 1834, ein Opfer der Blutrache, zur Sühne für den Chan der Awaren, der mächtigsten Bruderschaft der Lesghier, den er hatte töten lassen, in der Moschee zu Chunsak ermordet wurde, sandten die Russen den größten Teil ihrer Truppen westwärts zur Unterwerfung der Tscherkessen. Da trat unter den Tschetschenzen Schamyl auf, zum Häuptling des Stammes berufen.



Hamsad Bei.

Schamyl.

149. Ein Muride Schamyls.

Schamyl war, wie durch ein Wunder, obgleich schwer verwundet, dem Gemetzel von Himry entgangen. Dann war er unter den Murschiden gewesen, die Hamsad Bei auf seinem Todesgange zur Moschee von Chunsak begleitet hatten. Dem Falle des Murschids war durch die geschickte Aufwiegelung des Volkes eine allgemeine Erhebung gegen die Murschiden gefolgt, alle waren der allgemeinen Wut zum Opfer gefallen: Schamyl war wieder wie durch ein Wunder entronnen. Dies lenkte zuerst die Augen seiner Landsleute auf ihn, und er ließ sie bei dem Glauben, daß Mohammed selbst von den bluttriefenden Felsen von Himry ihn hinabgetragen und aus den Händen der Abtrünnigen in Chunsak errettet habe. Schamuyl, wie die eigentlich heimatliche Form des Namens ist, war, eines Hirten Sohn, in eben jenem Himry am 15. Juni 1797 geboren; schwächlichen Körpers hatte er sich durch freiwillige Strapazen abgehärtet, stets bestrebt, in den Waffenspielen der Jugend der erste zu sein. Unbeugsamen Willens gestattete er niemand als seinem Lehrer Dschelal-Eddin Einfluß auf seine Entschließungen; diesem verdankte er nicht nur eine umfassende Kenntnis des Korans, sondern auch völlige Vertrautheit mit der

arabischen Sprache und den arabischen Philosophen. Durch ihn war er in die Lehre von der Verzückung eingeweiht worden, vermittelst derer man glaubte in unmittelbaren Verkehr mit Allah zu treten. So war er ein begeisterter Murschid geworden, der die Muriden (Jünger), die sich um ihn sammelten, mit der gleichen religiösen Glut zu erfüllen wußte. Was er that und sprach, alles erschien ihnen, wie ihm selbst, als unmittelbare Eingebung von oben. Er war mittelgroß, blond, von sehr weißer Hautfarbe; die grauen Augen waren von dichten Brauen überschattet; die Nase war edelgeformt. Schon früh ergraute sein Bart; aber bis in das Greisenalter hatte seine Erscheinung etwas jugendlich Elastisches: eine Folge seiner Mäßigkeit, denn er trank nur Wasser und schlief nur wenige Stunden. Niemals verließ ihn die unerschütterlichste Ruhe, selbst nicht in den Augenblicken der größten Gefahr.

Schamyls Fortschritte.

Als ein furchtbarer Feind trat jetzt Schamyl den Russen entgegen, obgleich es bis 1837 dauerte, daß sein Mitbewerber um die Würde eines Murschids, Taschaw-Hadschi, sich ihm unterordnete. Im Herbste 1836 überfiel er ein russisches Korps unter General Jwelitzsch bei Aschiltach und vernichtete es großenteils. Im folgenden Jahre verteidigte er sich gegen ein ganzes Heer unter General Fesi in dem Bergdorfe Tilitlä mit solchem Nachdrucke, daß die Russen die Belagerung aufgeben mußten. Jetzt war er der Held des ganzen Kaukasus: seine Thaten wurden allerorten von Propheten und Sängern gepriesen, viele Stämme, die sich den Russen schon unterworfen hatten, erhoben sich von neuem und schlossen sich dem von Allah gesandten Murschid an. Von allen Seiten ertönte das Wehgeheul der überfallenen russischen Ansiedelungen.

Eroberung von Achulgo.

Es war General Grabbe, der von dem Kaiser in St. Petersburg sich die Erlaubnis erbat, mit einem starken Korps Schamyl in seiner Felsenfeste Achulgo aufsuchen zu dürfen. Ende Mai 1839 brach er mit 8 Bataillonen und 17 Geschützen auf. Schritt für Schritt mußte er sich durch Schluchten und Engpässe seinen Weg erkämpfen. Nur den Kanonen wichen Schamyls Muriden. Der andische Kaukasus wurde überschritten; dann ging es am andischen Koißu aufwärts: endlich stand Grabbe vor Achulgo. Furchtbare Abgründe sicherten die Burg; an den kahlen Felswänden war es unmöglich emporzuklimmen. Am 12. Juni begann die Blockade: immer enger zogen mit Schanzkörben und Felsmauern die Belagerer den Kreis und erprobten aus immer größerer Nähe an den Mauern und ihren Verteidigern die Wirkung ihres Geschützes. Endlich gelang es, mit stürmender Hand ein Vorwerk von Achulgo zu nehmen, von wo durch Anlegung neuer Wege ein weiteres Vordringen möglich war. Vier Tage lang ward mit wildem Ungestüm von beiden Seiten gekämpft, immer geringer ward für die todesmutigen Muriden die Siegeshoffnung. Auf den Zinnen der Feste, an den steilen Felshängen standen die Weiber mit flatternden Gewändern, mit wildaufgelöstem Haare, eine Schaschka (Säbel) oder ein Gewehr in der Hand, die Männer zum Kampfe anfeuernd. Wuchtige Felsblöcke stürzten sie auf die emporklimmenden Russen hinab: es war alles vergebens; die Russen gewannen die Höhe. Da schleuderte ein Weib ihr Kind hinab in die Tiefe und stürzte dann mit wildem Aufschrei sich ihm nach von der Felshöhe hinab; und die meisten folgten dem Beispiele. — Achulgo war gewonnen. Leichenhaufen deckten die Stätte. Schamyl aber war nirgends zu finden: er war entkommen. Zum drittenmal, erzählte man sich, hatte Mohammed seinen Streiter durch ein Wunder gerettet.

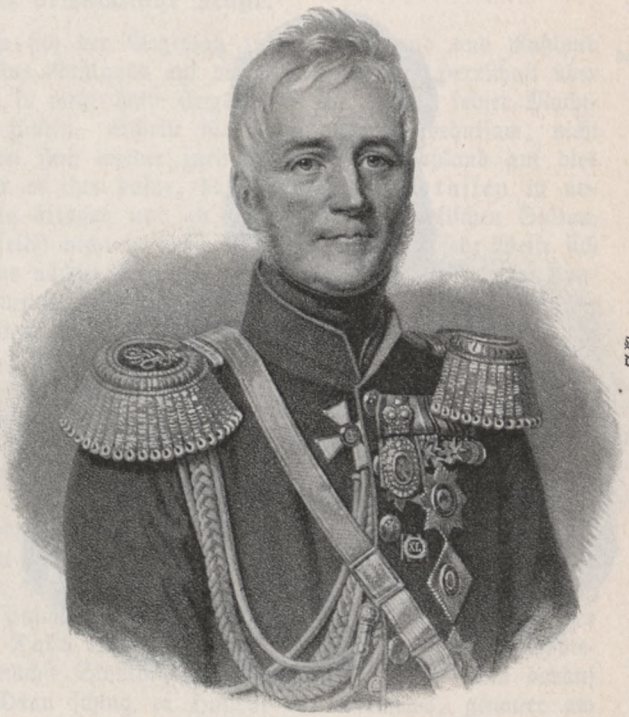
Schamyl erneuert den Kampf.

Ringsum brandschatzten die Russen die Dörfer der Tschetschenzen und Lesghier in furchtbarer Weise, bevor sie siegestrunken in ihre Winterquartiere zurückkehrten. Der Racheschrei der mißhandelten Bergvölker folgte ihnen. Schamyl aber, der glücklich Entronnene, beschloß, die ganze Streitkraft des östlichen Kaukasus um sich zu sammeln, um der Russen Herr zu werden. Im weißen Gewande zog er von Dorf zu Dorf und predigte den „Heiligen" Krieg. Mit hinreißender Beredsamkeit schilderte er die Gefahren, die dem Islam durch die ungläubigen Moskoffs drohten, und forderte alle auf, zur Vertilgung der Glaubensfeinde die Waffen zu erheben. Andre Murschiden standen ihm zur Seite. Der Erfolg war außerordentlich: die Begeisterung pflanzte sich fort; alle Häuptlinge der Tschetschenzen und Lesghier ordneten sich willig dem „von Allah gesandten" Murschid unter; es war kein Dorf, das nicht sein Kontingent von Streitern gesandt hätte. Schamyl war mächtiger, als je zuvor. In einem offenen

Dorfe im uralten Buchenwalde, in Dargo am Fuße des bis 2700 m emporsteigenden Ganakoi-Tau, nahm er seine Residenz. Von hier aus leitete er mit Nachdruck und Erfolg den unablässigen Kampf.

Niederlage des Generals Grabbe.

Dem gegenüber beschränkten sich die Russen fast ganz auf Abwehr; allein zwölf Festungen, die sie auf einer nur 150 km langen Linie anlegten, waren nicht im stande, die Überfälle und Raubzüge der Tschetschenzen und Lesghier in Schranken zu halten. General Grabbe hielt es daher für unerläßlich, gegen Dargo selbst einen Handstreich zu unternehmen. Ende Mai 1842 brach er von der Festung Gersel-Aul auf. Dichte Wälder, noch niemals von einer Axt gelichtet, setzten dem Zuge die größten Schwierigkeiten entgegen; oft mußten die Kanoniere sich selbst vor ihre Kanonen spannen. Vom Feinde war wenig zu sehen; nur kleine Reitergeschwader umschwärmten plänkelnd die Bataillone. Allein am Abend des dritten Tages stürzte sich Schamyl mit seiner ganzen Macht auf das russische Lager, hieb gegen 2000 Soldaten nieder und jagte den Rest in traurigster Verfassung nach Gersel-Aul zurück. Die Folge war, daß Grabbe und auch der Generalgouverneur Golowin abgesetzt wurden.



150. Feldmarschall Michael Semenowitsch, Fürst Woronzow.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Wechsel im Oberkommando. Dargo genommen.

Das Generalkommando erhielt jetzt General v. Neidhardt; allein auch er vermochte trotz zahlloser Kämpfe während der Jahre 1843 und 1844 — 120000 Mann standen gegen Schamyl im Felde — nichts auszurichten. Sein Nachfolger, Graf Woronzow, kam daher auf Grabbes Gedanken zurück, direkt gegen Dargo zu ziehen. Schamyl setzte ihm keinen Widerstand entgegen: er beschränkte sich darauf, die Russen fortwährend zu beunruhigen, ihnen die Zufuhr abzuschneiden und die Dörfer vor ihnen niederzubrennen: durch Hunger und Strapazen wollte er die Feinde verderben. Allein Woronzow ließ sich durch nichts irre machen: langsam, aber stetig, drang er vor. Erst auf der Höhe des Gebirges, dicht vor Dargo, warf sich Schamyl auf die Heranrückenden. Die Russen schlossen sich dicht aneinander und hielten stand: Verhau folgte auf Verhau. Kanonen waren völlig nutzlos; jedes mußte mit dem Bajonett erstürmt werden. Endlich lag Dargo vor ihnen: ein öder, verlassener Haufe von Blockhäusern ohne Bewohner und ohne eine Spur von Lebensmitteln. Wohl war die Eroberung gelungen, aber so wenig nutzte sie den Siegern, daß sie schon nach wenig Tagen, durch Hunger gezwungen, sie wieder aufgaben und, fortwährend von allen Seiten durch Schamyl bedrängt und angegriffen, entrinnenden Flüchtlingen ähnlich nach Gersel-Aul zurückkehrten.

Woronzows vergebliche Versuche.

Diese Expedition hatte Woronzow gelehrt, daß die besten Verbündeten der Bergbewohner ihre Wälder waren. Ihnen ward jetzt der Krieg erklärt. Pech und Schwefel wurde von Odessa herbeigeschafft, um die Wälder Schamyls in Brand zu

stecken. Allein der kräftige Laubwald mit seinem frischen Unterholze und seiner üppigen Schlingpflanzenvegetation widerstand allen Angriffen. So sollte er denn wenigstens mit der Axt gelichtet werden. Das erforderte aber so große Menschenkräfte und ging so langsam von statten, daß die Russen bald von selber wieder davon abstanden. Woronzow beschränkte sich daher darauf, durch Anlage immer neuer Festungen die Tschetschenzen allmählich wie mit einem eisernen Reifen zu umschließen, ohne doch Schamyl hindern zu können, die russischen Linien immer wieder zu durchbrechen und Raubzüge und Überfälle auf dem russischen Gebiete auszuführen.

Barjätinsky nimmt Schamyl gefangen.

Erst dem Nachfolger Woronzows, dem Fürsten Barjätinsky, war es beschieden, die trotzigen Tschetschenzen zur Unterwerfung zu bringen. Er begann damit, breite Militärstraßen durch die Wälder aushauen zu lassen; dann erstürmte er Schamyls Bergfeste Weden und trieb den greisen Helden nach Gunib. Auch hierher folgte er ihm: die jähen Felshöhen wurden erklommen und das Bergnest am 6. September 1859 erobert. Schamyl mit seiner ganzen Familie wurde gefangen genommen und in Kaluga im inneren Rußland interniert. Damit war dem Widerstande der Bergvölker die Seele genommen. Die Stämme, die nicht selten über die Strenge geseufzt hatten, mit der Schamyl Aushebungen gehalten und Steuern eingetrieben hatte, unterwarfen sich bald dem Zepter Rußlands.



151. Feldmarschall Alexander Iwanowitsch, Fürst Barjätinsky.
Nach einer Photographie.

Schamyls Tod. Sein Sohn.

Schamyl starb hochbetagt 1871 in Medina auf einer Wallfahrt nach dem Propheten-grabe. Einer seiner Söhne war in früher Jugend den Russen in die Hände gefallen, die ihn durchaus russisch erziehen ließen. Dann sandte man ihn, als Auslösung gegen eine grusinische Familie, die Schamyl gefangen genommen, dem Vater zurück. Er mußte dem tragischen Schicksale erliegen, ein Zwitterwesen geworden zu sein. Vergeblich bemüht, seinen Landsleuten, denen er sogar in der Sprache anfangs fremd gegenüberstand, die Unmöglichkeit des weiteren Widerstandes klar zu legen und sie wenigstens zu gewissen notwendigen Reformen zu bekehren, wurde er 1858 durch den Tod diesen für ihn furchtbaren Verhältnissen entrissen.

Als Schamyl, der übrigens über die Milde der Russen nach seiner Gefangenschaft sehr erstaunt war, die Waffenwerkstätten von Tula gezeigt erhielt, traten ihm darüber Thränen in die Augen, daß sein Sohn so recht gehabt hatte. Der Kampf gegen solche Macht mußte ihm als eine gänzlich verfehlte Lebensaufgabe erscheinen.

Völlige Unterwerfung des Kaukasus.

Auch den Stämmen des westlichen Kaukasus, zumal den Tscherkessen, war der Kampf Schamyls Vorbild und Rückhalt gewesen. Mit kaum verhüllter Offenheit hatten sie zudem in ihrem Ankämpfen gegen Rußlands Übermacht von seiten Englands Unterstützung erhalten, das ihnen Waffen und Munition in ganzen Schiffsladungen zuführte. Die Seele dieses Handels war David Urquhart, der seit 1835 englischer Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel war und Rußland, als dem zukünftigen Gegner Englands in Indien, systematisch Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Als 1836 ein eng-

lischer Schoner, der mit Kriegsmaterial den Tscherkessen hatte zu Hilfe kommen wollen, durch ein russisches Kriegsschiff aufgebracht und als Prise verurteilt worden war, hätte Urquhart in den Augen seiner Landsleute zu gern einen Kriegsfall aus der Sache gemacht; aber Palmerston war nicht der Meinung des Heißsporns und rief ihn von Konstantinopel ab. Schamyls Fall gab der Bewegung den letzten Stoß. Die Bewohner der Küste und der Hochebenen des Innern waren nicht im stande, auf die Dauer dem Übergewichte Rußlands zu widerstehen; jetzt aber gaben auch die Bergstämme den Kampf um ihre Unabhängigkeit auf und unterwarfen sich einer nach dem andern der russischen Herrschaft. Fünf Jahre nach Schamyls Gefangennahme konnte der ganze Kaukasus für russisch gelten.

Die orientalische Frage.

Unruhen der türkischen Vasallenvölker.

Von Jahr zu Jahr mußte sich der Gegensatz zwischen England und Rußland verschärfen, je deutlicher die Pläne Rußlands auf die Erwerbung der Herrschaft über Asien zu Tage traten; denn um so mehr hatte England Grund, sich in seiner Machtstellung in Indien bedroht zu fühlen. Schritt für Schritt, höchst behutsam, nicht selten auch einmal vorsichtig den Fuß wieder zurücksetzend, ging Rußland auf dies ferne Ziel los. Unerläßlich war es ihm dafür, das türkische Vorderasien in unbedingte Abhängigkeit von sich zu bringen und zu dem Ende den türkischen Sultan, solange es noch Konstantinopel selbst nicht in Besitz nehmen könne, auf jede Weise sich völlig ergeben zu machen. Seine nächste Aufgabe sah es daher darin, sich in Konstantinopel als diejenige Macht hinzustellen, deren Willen allein bei allen Entschließungen des Sultans ausschlaggebend wäre. In diesem Sinne suchte es und verstand es, jede Gelegenheit auszunutzen.

Besiegung der Bosniaken und Albanesen.

Allerorten erhoben sich in dem Türkischen Reiche nach der Julirevolution die unterdrückten Nationalitäten. Zunächst erhoben sich die Bosnier und Albanesen, bei denen die vom Sultan veranlaßte Vernichtung der Janitscharen und die sich daranknüpfenden Reformen im Heerwesen keinen Beifall erhielten. Hier war man dadurch in seinem materiellen Interesse, wie man glaubte, beeinträchtigt und griff zur Waffe. In Bosnien leitete Hussein, der Drache von Bosnien, die Bewegung; in Albanien war es Pascha Mustapha von Skutari (auch Skodra Pascha genannt). Bei den soeben gekennzeichneten Gründen für die Bewegung kann es nicht wunder nehmen, wenn es dem Türken Redschid-Pascha gelang, des 6000 Mann starken Heeres der Aufständischen Herr zu werden. Durch List, Verrat, Bestechung gelang es ihm, Zwiespalt zu stiften, so daß sich zunächst Skodra Pascha zurückzog, den er bald darauf besiegte und gefangen nahm. Dann schlug er Hussein bei Serajewo, genauer am Berge Mites in der Nähe der genannten Stadt, am 30. Mai 1832 so völlig, daß jenem nichts übrig blieb, als auf österreichisches Gebiet überzutreten.

Mehemed Ali von Ägypten.

Ein viel gefährlicherer Gegner war der Türkei seit dem griechischen Freiheitskampfe in Mehemed Ali von Ägypten erwachsen. Die seine Hilfe notwendig machende militärische Unfähigkeit der Türkei hatte ihn den an sich gar nicht abenteuerlichen Plan fassen lassen, einst vielleicht an Stelle des Padischahs gebieten zn können. Mehemed Ali, geboren 1769, hatte sein Paschalik Ägypten zu einem thatsächlich, wenn auch nicht rechtlich unabhängigen Reiche umgeschaffen. Er hatte die Herrschaft der Mamluken dort ausgerottet und eine nach europäischer Weise gebildete Armee ins Leben gerufen. Freilich mit gebundenen Händen, mit einer Kette am Halse wurden die kräftigen jungen Leute aus ganz Ägypten zusammengebracht, um den Regimentern eingereiht zu werden. Zahlreiche Werkstätten und Fabriken unter der Leitung von Europäern waren im Lande angelegt worden, aber die ganze Industrie, der ganze Handel war Monopol in der Hand des Paschas. So verfügte er, das Land auspressend, über reichliche Kriegsmittel. In seinem Adoptivsohne Ibrahim, geb. 1789, besaß er zudem einen Feldherrn von bewährtem militärischen Talente. Es schien demnach der Gedanke keineswegs aussichtslos, auf Kosten des hinsterbenden Türkischen

Reiches sich eine selbständige starke Herrschaft zu gründen oder vielleicht sich gar auf den Thron des Padischah Mahmud selbst zu schwingen.

Mehemeds Pläne.

Zur Belohnung für die Dienste, welche Mehemed Ali gegen die empörten Griechen dem Sultan geleistet, bot dieser ihm die Inseln Kreta und Cypern an; wie konnte das dem Ehrgeizigen genügen? Er lehnte es nicht ab, aber er sann auf Größeres. Noch widerstanden damals, von ägyptischem Gelde unterstützt, dem Sultan die Albanesen und Bosnier; Europa, durch die belgische Angelegenheit in Anspruch genommen, schien dem Orient keine Aufmerksamkeit zu schenken. Alles schien den Plänen Mehemed Alis günstig.

Ausbruch des Krieges.

Ein Vorwand zum Kriege war leicht gefunden. Von den schwer bedrückten ägyptischen Fellahs waren viele nach Syrien geflohen; Mehemed verlangte ihre Zurücklieferung von dem Pascha Abdallah von Akka (Akko im Mittelalter, im Altertum



152. Mehemed Ali, Vizekönig von Ägypten.
Nach der Lithographie von Hermann Eichens.

Ptolemais), der ihm übrigens eine namhafte Summe Geldes schuldete, und auf dessen Weigerung von dem Sultan selbst. Allein Mahmud lehnte die ägyptische Forderung ab. Mehemeds Antwort war, daß das ägyptische Heer unter Ibrahim am 29. Oktober 1831 die Grenze überschritt, im ersten Anlaufe Gaza, Jaffa und Jerusalem wegnahm und am 27. November sich zur Belagerung des festen Akka anschickte. Sultan Mahmud ordnete jetzt eine Gesandtschaft nach Alexandrien ab, um den rebellischen Pascha zum Gehorsam zurückzuführen. Indes Mehemed Ali ließ die türkischen Gesandten 30 Tage lang Quarantäne halten und verstärkte unterdessen das Heer seines Sohnes mit dem bündigen Befehle, Akka, es koste, was es wolle, zu nehmen. Freilich widerstand die Felsenfeste den Stürmen Ibrahims; er begnügte sich daher, mit einem Teile seines Heeres sie blockiert zu halten, während er mit dem andern die militärisch wichtigsten Punkte Palästinas und Phönikiens in Besitz nahm, um dem drohenden Angriffe eines türkischen Heeres widerstehen zu können. Da war

denn die Geduld des Sultans zu Ende: am 23. April 1832 sprach er über Mehemed Ali, den Verräter am Propheten und am Sultan, den Fluch aus und sandte ein Heer unter Hussein Pascha, dem Vertilger der Janitscharen, gegen die Ägypter.

Ibrahims Fortschritte.

Bevor dies indessen nach dem Kriegsschauplatze gelangt war, hatte Ibrahim sich schon zum Herrn von ganz Syrien gemacht. Am 25. Mai hatte er Akka erstürmt, im Juni Damaskus besetzt und die freiwillige Unterwerfung der Einwohner von Haleb entgegengenommen. Nun wandte er sich gegen den langsam heranrückenden Hussein. Am 9. Juli stürzte er sich auf Mehemed Pascha, den Unterfeldherrn Husseins vernichtete dessen Korps bei Homs und schlug 18 Tage später, am 27. Juli, bei Beylam auch die Armee Husseins aufs Haupt.



153. Ibrahim Pascha.
Nach dem Kupferstiche von August Hüßener.

Chosrew Pascha und Reschid Mehemed.

Diese Nachrichten versetzten den Sultan in die äußerste Bestürzung. Chosrew Pascha, der Seraskier, warf sich vor ihm auf die Kniee und bat ihn um das Oberkommando: er wolle alles Verlorene wieder gut machen. Denn einst von Mehemed Ali aus dem Paschalik Ägypten verdrängt, brannte er vor Begierde, an dem glühend Gehaßten sich jetzt zu rächen. Allein Mahmud beschwichtigte den Ungestümen und übertrug dem Überwinder von Mesolongion, seinem bewährtesten Kriegsmanne, dem Großwesir Reschid Mehemed, den Oberbefehl über die geschlagene Armee. Sofort that, recht charakteristisch für die Zustände im Reiche des „Kranken Mannes", Chosrew alles, um den neuen Befehlshaber zu hemmen und zu verderben. An Munition, an Kleidung, an Lebensmitteln ließ er es der Armee fehlen; eine mit besten Gründen verlangte Reservearmee von 25 000 Mann wurde ihm abgeschlagen; Reschid beschränkte in weiser Vorsicht sich darauf, gegen Ibrahim mit seinen wenig disziplinierten Truppen den kleinen Krieg, für den er viel Talent besaß, zu führen: Chosrew

erwirkte den Befehl des Sultans, durch eine Hauptschlacht sobald als möglich die Entscheidung herbeizuführen; Reschid sollte unterliegen, um ihm Platz zu machen. Bei Konijeh, am 21. Dezember 1832, trafen die Heere aufeinander.

Schlacht bei Konijeh.

Ibrahim war 10 000 Mann stark, die Türken ihm mehr als fünffach an Zahl überlegen. Ein dichter Nebel bedeckte das Feld. Mit einer lebhaften Kanonade, welche den Nebel etwas lichtete, begann Reschid Mehemed die Schlacht. Die Gegner erkannten sich erst, als sie einander dicht gegenüberstanden; geschickt wußte Ibrahim die Fehler in der türkischen Aufstellung zu benutzen und den Kampf für sich zu entscheiden. Außer Fassung irrte der Großwesir, von seinen flüchtigen Regimentern verlassen, auf dem Schlachtfelde umher. Die siegreichen Ägypter führten ihn gefangen zu ihrem Feldherrn, der dem Erschöpften eine Erquickung darbot. Reschid wies die Schale zurück; er hielt den Trank für vergiftet. Da leerte sie Ibrahim und begrüßte mit Ehrerbietung in dem Gefangenen seinen Oberherrn, dem er, wenn auch nur zum Scheine, den Oberbefehl über die siegreiche Armee übertrug.

Es war die letzte, die einzige Armee des Sultans, die bei Konijeh erlegen war. Ibrahim zog alle Reserven an sich und schickte sich an, gegen Konstantinopel zu marschieren. Der Sieg hatte ihm dahin den Weg frei gemacht.

Rußland bietet Hilfe an.

In höchster Bedrängnis wandte sich Sultan Mahmud an England um Hilfe. Von ihm erwartete er Rettung, wenn auch nicht um seinet-, so doch um Englands selbst willen. Hatte doch vor langem schon Lord Chatham die Stellung Englands zur Türkei richtig dahin bestimmt, daß er sagte: „Mit einem Manne, der die Interessen Englands nicht in der Erhaltung des ottomanischen Reiches sieht, kann ich nicht sprechen.“ Allein der Hilferuf blieb ohne Antwort. Auch von Frankreich war nichts zu hoffen: es hatte nicht einmal einen Gesandten bei der Pforte. Dagegen erfaßte Rußland mit Entschiedenheit die Gelegenheit, um das erstrebte Protektorat über die Türkei sich zu verschaffen. Es bot dem bedrängten Sultan sofort eine Flotte und eine Armee zum Schutze Konstantinopels an: zugleich berief es den russischen Konsul aus Alexandrien ab, um offenkundig seine Parteinahme für Mahmud auszudrücken. Ganz recht hatte die russische Diplomatie erkannt, daß unter den augenblicklich obwaltenden Umständen eine von Ägypten ausgehende Auflösung der Türkei mehr Nachteile als Nutzen bringen würde. Demgemäß hatte der russische Kaiser schon vor der Schlacht bei Konijeh dem Sultan seine Hilfe angeboten, so eigentümlich dies dem letzteren zu Ohren klingen mußte. Aber es war zunächst thatsächlich ehrlich gemeint.

Der Sultan nimmt zögernd an.

Noch schwankte der Sultan. Jedoch Mehemed Ali wies alle Friedensanerbietungen zurück: er verlangte hartnäckig die Abtretung ganz Syriens und des Paschaliks von Adana; ja Ibrahim ließ durch den gefangenen Großwesir Reschid Mehemed bei dem Sultan um die Erlaubnis nachsuchen, mit seinem Heere, das bei Konijeh an Lebensmitteln Mangel leide, bis Brussa vorrücken zu dürfen. Da fügte sich Mahmud dem Zwange der Umstände und nahm die dargebotene Hilfe Rußlands an. Sofort erschien eine russische Flotte im Bosporus, ein russisches Heer landete in Kleinasien bei Skutari und ein andres setzte sich von der Donau her zum Schutze der türkischen Hauptstadt in Marsch.

Frankreichs Intervention.

Dies brachte nun doch die Westmächte in Bewegung. Frankreich sandte als außerordentlichen Gesandten den Admiral Roussin nach Konstantinopel, mit der Forderung, die russische Hilfe zu beseitigen. Aber es bot keinen Ersatz dafür: konnte der Gesandte allein den Sultan gegen Ibrahim schützen? Er versprach es schriftlich in bündigster Form. Darauf erklärte Mahmud dem russischen Gesandten Buteniew, daß nunmehr die Hilfe Rußlands entbehrlich geworden wäre. Er that dies um so bereitwilliger, als die ganze Bevölkerung von Konstantinopel in hohem Grade gegen die Russen aufgebracht war. Der General Murawiew hatte die Kasernen inspiziert und sich dabei sehr geringschätzig über das türkische Militärwesen geäußert; die Türken hatten die Demütigung empfunden: eine solche Verachtung des Halbmondes, meinten sie, brauchten sie sicher nicht von Mehemed Ali zu befürchten, wie sie der moskowitische Hund zu zeigen wage. Der Helfer war ihnen verhaßter als der siegreiche Gegner.

Friedensbemühungen des französischen Gesandten.

Mit bereitem Entgegenkommen antwortete Buteniew dem Sultan wie dem französischen Gesandten, daß die Russen heimkehren würden, sobald durch einen allen Parteien genehmen Frieden ihre Gegenwart überflüssig geworden wäre. Einen solchen

zustande zu bringen, mußte daher das eifrigste Bestreben Roussins sein. Er schrieb einen Brief an Mehemed Ali, in welchem er ihn in hochfahrendem Tone aufforderte, sich mit den Paschaliks Saida, Tripolis, Jerusalem und Nablus zu begnügen. Mit ruhiger Bestimmtheit wies der Pascha dies Ansinnen ab, bestärkt in seiner Weigerung durch Mimaut, den französischen Generalkonsul in Alexandrien, welcher für Mehemed Ali günstig gestimmt, der Meinung war, daß der Admiral Roussin mit jener Forderung seine Befugnisse überschritte und nicht im Sinne seiner Regierung handle.

Zunehmende Angst vor den Russen.

Unterdessen vermehrte sich aber fort und fort die Zahl der russischen Hilfstruppen, welche an der asiatischen Küste Bujukdere und Therapia gegenüber sich sammelten. Jetzt fand Roussin bei dem englischen wie bei dem österreichischen Gesandten in seinen Friedensbestrebungen Unterstützung. Vereint drangen sie in den Sultan, die Forderungen Mehemed Alis auf Syrien und Adana zu bewilligen. Ohne langes Zögern gab Mahmud seine Zustimmung zur Wiederaufnahme der Friedensunterhandlungen. „Ordnen Sie die Sache, wie Sie können", sagte er zu Reschid Bei, der zusammen mit Varennes, dem Sekretär der französischen Gesandtschaft, als Unterhändler in das Lager von Kutajah zu Ibrahim begeben sollte. Auf beiden Seiten, namentlich aber im Lager der Westmächte, hatte das russische Vorgehen eine Art Panik vor dem großmütigen Freunde erzeugt.

Friede von Kutajah 1833.

Ibrahim saß in seinem Zelte beim Frühstück, als die beiden Unterhändler im Lager anlangten. Er empfing den Boten Frankreichs mit viel Höflichkeit, ließ zur Begrüßung von seinem arabischen Musikkorps die Marseillaise aufspielen und lud als weitherziger Moslem Herrn von Varennes zu einem Glase Wein ein. Von Unterhandlungen indes wollte er nichts wissen: er habe nur die Befehle seines Vaters auszuführen, und dieser fordere jetzt als Preis des Friedens die Abtretung ganz Syriens sowie der Paschaliks Adana und Diarbekir und der Bezirke Itschili und Alaja. Daran hielt er mit unbeugsamer Hartnäckigkeit fest. Varennes wollte daher verstimmt die Verhandlung abbrechen und Kutajah wieder verlassen; nur die Bitten Reschid Beis hielten ihn zurück. Endlich entschloß sich Ibrahim doch, die Forderung von Itschili und Alaja fallen zu lassen. Varennes aber wollte vor allem von ihm den Verzicht auf Adana, welches für die Ägypter die Pforte zu Kleinasien war, und wagte sogar mit einem Zwangsprotokoll der europäischen Mächte zu drohen. Mit funkelndem Auge, mit tiefrotem Gesichte sprang Ibrahim im höchsten Zorne auf, aber er hielt an sich und wiederholte nur seinen unbeugsamen Entschluß, auf Adana nimmer zu verzichten. Da gab denn Varennes nach. So kam am 4. Mai 1833 der Friede von Kutajah zustande.

Der Vertrag von Unkiar-Skelessi.

Die Gefahr für den Sultan war beseitigt: der Heimkehr der Russen stand nichts mehr im Wege. Wirklich verließen sie auch nach einigen Wochen das türkische Reich. Man kann nicht umhin, in der damaligen Mäßigung Rußlands, die einer diplomatischen Niederlage wie ein Ei dem andern ähnlich sah, eine äußerst geschickte Oberleitung zu erkennen. Hätte Sultan Mahmud sich seinem großmütigen Freunde angeschlossen, so hätte er vielleicht ohne die geradezu schädliche Einrede der Westmächte den Rebellen besiegt. So aber konnte ihm Rußland mitteilen, daß es an dem trüben Ausgange nicht die mindeste Schuld trage; und das fühlte auch der Sultan. Die ungeheueren Opfer, welche der Friedensschluß dem Sultan auferlegte, ließen ihn an der Zuverlässigkeit der Westmächte irre werden. Je mehr sich die Überzeugung bei ihm festsetzte, daß sie eigentlich seinen Gegner begünstigt hätten, um so entschiedener wandte er sich jetzt Rußland zu. Das Ergebnis war der Vertrag von Unkiar-Skelessi (in der Nähe von Skutari), welcher am 8. Juli 1833 abgeschlossen wurde. Auch bei Mehemed Ali hatten die Westmächte nicht an Ansehen gewonnen: hatte er doch ihren bündigen Weisungen zum Trotze seine Forderungen durchgesetzt. So war Rußland die einzige Macht, deren Ansehen infolge des Krieges gewachsen war. Das drückte jener Vertrag aus, ein Defensivbündnis zwischen Rußland und der Türkei, zunächst auf acht Jahre geschlossen, das die Oberherrlichkeit Rußlands in Konstantinopel vor aller Welt bestätigte. Die beiden Mächte verbündeten sich darin zur gemeinsamen Verteidigung

ihrer Ruhe und Sicherheit: für den Fall der Not verpflichtet sich Rußland, der Türkei soviel Streitkräfte zur Verfügung zu stellen, wie beide Mächte für notwendig erachten. Ein geheimer Artikel fügte die Bestimmung hinzu, daß der Kaiser von Rußland auf die im Vertrage für Fälle der Not festgesetzte Hilfe der Türkei, da es ihr beschwerlich sein würde, sie zu leisten, überhaupt verzichte, dafür aber verlange, daß seitens der Türkei keinem fremden Kriegsschiffe der Eintritt in die Dardanellen verstattet würde. Jetzt konnte Varennes das Wort wiederholen, das er bei einer andern Gelegenheit gebraucht hatte: „Ich sehe jetzt ganz klar, daß die Türkei nur eine russische Provinz ist."

Entrüstung der Westmächte.

Der geheime Artikel des Vertrages, der bald genug bekannt wurde, richtete sich offenbar gegen England und Frankreich. Beide Mächte verlangten daher von der Türkei die Aufhebung des Vertrags; der Sultan jedoch wies diesen Einmischungsversuch mit dürren Worten zurück: er fühle sich nicht verpflichtet, sein Thun gegen irgend jemand zu rechtfertigen. Es war klar, daß in den Angelegenheiten des Orients Rußland einen großen Vorsprung vor England gewonnen hatte.

David Urquhart.

Die Engländer auf ihre leichtfertige und prinziplose Politik im Orient wieder und wieder hinzuweisen, die Gefahren, welche von dem Vorgehen Rußlands ihrer Stellung im Orient drohten, wieder und wieder in grellen Farben ihnen vorzuführen, ist ein Mann nicht müde geworden: David Urquhart. Ihm gebührt darum nicht zum geringsten das Verdienst, einen Umschwung der öffentlichen Meinung Englands in der Beurteilung der orientalischen Angelegenheiten herbeigeführt und dadurch auch in maßgebender Weise auf die Auffassung der regierenden Kreise eingewirkt zu haben.

David Urquhart (geboren 1805) entstammte einer bürgerlichen Familie Schottlands. Ausgestattet mit viel natürlichem Scharfsinne und einer seltenen Beobachtungsgabe, hatte er durch wiederholte Reisen in den Orient den Geist der dortigen Völkerschaften und ihre politischen Zustände genauer kennen gelernt, als irgend einer seiner Landsleute. Im Jahre 1833 kam er zum drittenmal nach Konstantinopel, und noch in demselben Jahre ist seine Schrift über „die Türkei und ihre Hilfsquellen" erschienen; 1834 folgten die Flugschriften „England und Rußland" und „Sultan Mahmud und Mehemed Ali". In diesen Schriften beleuchtete er die verkehrte Politik der Westmächte in der orientalischen Frage von neuen Gesichtspunkten und deckte die gefährliche Politik Rußlands der Türkei gegenüber rückhaltslos zum erstenmal auf. Der Erfolg war außerordentlich: alle Zeitungen beschäftigten sich mit Urquhart und seinen Ansichten. So wurde König Wilhelm IV. von England auf den Mann aufmerksam und ernannte ihn, überzeugt von der Richtigkeit seiner Anschauungen, im August 1835 zum ersten Sekretär der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel. Allerdings war Lord Palmerston, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nicht so ganz für Urquharts Ideen eingenommen, doch gab er zunächst dem Andringen des Königs und der öffentlichen Meinung nach. Die Ansichten Urquharts liefen darauf hinaus, England solle sich mit Frankreich über den Orient besser verständigen, die Unabhängigkeit der kaukasischen Bergvölker anerkennen, die Türkei mit Persien versöhnen und ihr das Übergewicht über Ägypten zurückgeben und die Türkei, Persien und Österreich durch Handelsverträge dem russischen Einflusse entziehen und mit England verbünden.

Zugleich begann 1835 Urquhart die Herausgabe des Portfolio, einer Zeitschrift, deren oberster Zweck die Mitteilung diplomatischer Aktenstücke zur Aufhellung der russischen Politik im Orient war. Es wurde darin gezeigt, wie das vornehmlichste Bestreben Rußlands sei, England zu schädigen, wie seine Politik stets darauf hinauslaufe, seine Nachbarstaaten zuerst zu schwächen, um sie dann zu verschlingen; aufgedeckt wurden die russischen Schliche in Griechenland, in der Türkei, in den Donaufürstentümern, in Mittelasien, wie in China. Schonungslos sollten die russischen Anschläge enthüllt, sollte die öffentliche Meinung über sie aufgeklärt werden.

Natürlich wurde das Portfolio auf Rußlands Verlangen in vielen Staaten — zumal den meisten deutschen — verboten, aber dennoch fand es, ins Deutsche wie ins Französische übersetzt, heimliche Verbreitung und hat vornehmlich dazu beigetragen, jenes unausgesprochene Mißtrauen gegen Rußland zu erzeugen, das bis in die neuesten Zeiten fortbestanden hat.

Rußland wirbt Bundesgenossen.

Wohl erkannte Rußland die Gefahr, die ihm aus der Erregung der öffentlichen Meinung durch die englische Presse drohte, und war daher stets darauf bedacht, nach allen Seiten hin seine Macht sicher zu stellen. Das alte Bündnis mit Preußen wurde fester geknüpft, Österreich wurde für den Fall eines russisch-englischen Krieges wenigstens zu dem Versprechen der Neutralität bestimmt, ja sogar Schweden wurde umworben, um Rußlands Vorkämpfer in der Ostsee zu sein. Auf der Zusammenkunft des österreichischen und russischen Kaisers und des Königs von Preußen samt ihren Ministern im November 1835 zu Teplitz wurde ferner die Besetzung Krakaus beschlossen;

aber nur vorübergehend entsprach Österreich 1836 dem Beschlusse, weil England sich ernstlich widersetzte. Erst zehn Jahre später wurde die alte Freistadt endgültig von Österreich besetzt, um eine Entzündung der polnischen Revolution von diesem Sammelpunkte der Unzufriedenen aus unmöglich zu machen. Zugleich wurde durch die russische Diplomatie in London wie in Paris daran gearbeitet, Frankreich von England abzuziehen. An den Küsten des Schwarzen Meeres wurden bedeutende Truppenmassen versammelt und an den Dardanellen eine russische Flotte stationiert, vor allem aber alles daran gesetzt, den Sultan in unbedingter Abhängigkeit zu erhalten.

Erbitterung in England.

Die Erbitterung darüber war in England so groß, daß im Parlament der Antrag gestellt wurde, an Rußland den Krieg zu erklären. Allein so weit wollte die englische Regierung noch nicht gehen; selbst als Rußland 1836 ein englisches Schiff, den „Vixen", kaperte, welches den Tscherkessen Kriegsmaterial zuführte, nahm das englische Ministerium dies ruhig hin. Die Lage Englands war eine eigentümliche. Zwar war es einig mit Frankreich in der Opposition gegen Rußlands wachsende Macht; aber es hatte keine Lust, zu gunsten des Nachbars seinen Einfluß auf Ägypten aufzugeben und sich durch ihn den Weg nach Indien verlegen zu lassen. Dagegen war es mit Rußland einig in der Überzeugung von der Notwendigkeit, Mehemed Ali niederzuhalten, freilich aus einem von Rußland ganz verschiedenen Beweggrunde, um nämlich die Widerstandsfähigkeit der Türkei zu erhöhen. Eine große Gefahr für Europa lag ferner in einer etwaigen Verständigung zwischen Rußland und Frankreich, so daß Palmerston einen Bruch mit Rußland für die nächste Zeit thunlichst zu vermeiden wünschte.

Handelsvertrag von Balta Liman.

Urquhart wurde, wie schon erzählt, 1837 abberufen, und an seine Stelle trat Lord Bulwer, der in Übereinstimmung mit seinem Chef, dem Lord Ponsonby ganz andre Wege einschlug. Zunächst betrieb er den Abschluß eines Handelsvertrags mit der Türkei, der auch am 16. August 1838 zu Balta Liman erfolgte und die der englischen Aus- und Einfuhr unendlich unbequemen Monopole aufhob und die Unzahl der darauf lastenden Gebühren in eine einzige im Ein- oder Ausfuhrhafen zu erlegende Abgabe umwandelte. Auch wurde ein neuer Zolltarif festgesetzt und es zeigte sich die Neuerung von so günstigem Erfolg, daß auch die übrigen Staaten sich beeilten, gleiche Verträge abzuschließen. Dieser Vertrag von Balta Liman kehrte aber seine Spitze gegen Mehemed Ali. Er hatte in seinem Lande den Anbau und die Fabrikation von Baumwolle und Seide völlig monopolisiert und bezog aus diesem Monopol ungeheure Reichtümer. Dieses wurde nun natürlich durch den genannten Vertrag auch aufgehoben, wenn sich Mehemed Ali dem Befehle des Padischah fügte. Fügte er sich aber nicht, so machte er sich England zum unversöhnlichen Feinde. Auf den Rat Frankreichs fügte er sich, wenngleich voll Ingrimms, freilich nur äußerlich; thatsächlich bestand die alte Praxis fort.

Rußland und die Donaufürstentümer.

Für die Donaufürstentümer hatte Rußland seit langem die Stellung der anerkannten Schutzmacht. Sein eifriges Bestreben war, in denselben einen solchen Einfluß sich zu verschaffen, daß bei dem erwarteten Zusammenbruche des Türkischen Reiches die Moldau und Walachei ihm von selbst zufielen, ohne daß es überhaupt einer Eroberung bedürfe. Um die Bevölkerung für sich zu gewinnen, erfüllte es daher deren allgemeinen Wunsch nach einer Verfassung, die ja überdies stets einen bequemen Vorwand bot, in die inneren Verhältnisse sich einzumischen. Gleichwohl bildete sich gegen Rußland eine nationale Partei, die die Vereinigung und die völlige Befreiung der beiden Fürstentümer anstrebte. Diese Partei nun fand bei England bereite Unterstützung: das englische Konsulat in Bukarest wurde der Mittelpunkt der nationalen Opposition der Rumänen.

Serbien.

Ebenso sandte England den Oberst Hodges als Konsul nach Kragujewatz, um den russischen Umtrieben in Serbien entgegen zu arbeiten. Als nun Fürst Milosch (geb. 1784, regierte seit 1817), durch seine zügellose Willkürherrschaft den Serben verhaßt, an England sich anschloß, ließ Rußland ruhig die Unzufriedenen gewähren, als sie sich gegen den Fürsten erhoben und ihn am 13. Juni 1839 aus dem Lande trieben. Sein Sohn Michael aber, der nach dem schon am 8. Juli 1839 erfolgten Tode seines Bruders Milan durch russischen Einfluß zur Nachfolge berufen wurde, ließ sich durch das Schicksal des Vaters warnen und schloß sich ohne Wanken an Rußland an.

Montenegro.

Die Montenegriner hatten 1832 ihre Freiheit mit großer Tapferkeit erfolgreich gegen Reschid Mehemed verteidigt, der nach der Bewältigung Bosniens darauf sann, auch die Schwarzen Berge dem Sultan zu unterwerfen. Auch zu ihnen stellte sich Rußland als wohlwollender Freund und nahm sie bei ihren Streitigkeiten mit Österreich stets bereitwillig unter seinen mächtigen Schutz.

Rußland in Asien.

Bedeutungsvoller, wenn auch nur vorübergehend, waren die Erfolge, welche die russische Politik in Asien aufzuweisen hatte. Hier berührten sich die Interessen Rußlands mit denen Englands noch unmittelbarer als in den Schutzstaaten des türkischen Reiches. Jeder Fortschritt Rußlands in Asien konnte als eine Untergrabung der englischen Herrschaft über Ostindien erscheinen.

Persien.

In Persien gelang es Rußland, den alten Schah Feth Ali zu bestimmen, daß er dem persischen Erbrechte entgegen seinen Enkel Mohammed Mirza, den Russenfreund, zu seinem Nachfolger ernannte. Nachdem dies geschehen und 1834 Mohammed Mirza Schah geworden war, drängte es ihn zum Kriege gegen Herat, um dadurch seinen Einfluß bis nach Afghanistan ausdehnen zu können. Russische Offiziere leiteten die Unternehmungen der Perser, und der allmächtige russische Gesandte, Graf Simonitsch, ging dem jungen Schah mit Rat und That zur Hand, indem er ihn u. a. auch zu einem Bündnisse mit dem Usurpator Dost Mohammed von Kabul veranlaßte. Dagegen organisierte in Herat der Engländer Sir Pottinger die Verteidigung. So standen sich hier die beiden rivalisierenden Mächte gegenüber; England trug kein Bedenken, mit vollkommener Entschiedenheit für Herat einzutreten. Eine englische Flotte erschien im Persischen Meerbusen und besetzte die Insel Karaki. Der englische Gesandte M'Neill richtete eine drohende Note an den Schah von Persien, infolge deren dieser doch für angemessen fand, die Belagerung von Herat im September 1838 aufzuheben. Ja, Rußland ließ sich bereit finden, Simonitsch noch im selben Jahre abzuberufen.

Expedition nach Khiwa.

Für diesen Mißerfolg sich zu entschädigen, unternahm Rußland im November 1839 unter General Perowski eine Expedition nach Khiwa, dessen Emir durch den Raub russischer Unterthanen gerechte Veranlassung zu solchem Zuge gegeben hatte. Der Winter war dazu gewählt worden, um die Armee in den Steppen zwischen Orenburg und Khiwa durch den Winterschnee vor gefährlichem Wassermangel zu bewahren. Allein der Schnee lag so tief und die Kälte stieg so sehr, bis zu 22°, daß sehr viele Pferde und Kameele erlagen. Es kam nur zu einem Vorpostengefechte zwischen der russischen Reiterei und derjenigen des Chans von Khiwa, in welchem diese völlig geworfen wurde. Dann mußte Perowski unter schweren Verlusten den Rückmarsch nach der Festung Gemba antreten. Allein der Eindruck dieser Expedition auf den Chan war doch ein so bedeutender, daß 415 in Khiwa gefangene Russen sofort in Freiheit und von dem Chan auf die Gefangennahme eines Russen Todesstrafe gesetzt wurde. Sofort knüpften nun auch die Engländer mit Khiwa Verbindungen an, um dem russischen Einflusse zu begegnen. Selbst nach Bochara sandten sie einen Agenten; doch ließ der dortige Emir diesen gefangen setzen und nach einiger Zeit hinrichten.

Afghanistan.

Wichtiger jedoch war es für die beiden rivalisierenden Mächte, in Afghanistan Einfluß zu gewinnen. Denn aus diesem Berglande, dessen Oberfläche so mannigfaltig gestaltet wie die Schweiz, führen zwei viel betretene Pässe, der Chaiberpaß von Kabul, der Bolanpaß von Kandahar, in das Thal des Indus zu den reichgesegneten Fluren Indiens hinab. Hier hatte durch Beseitigung der Familie der Suddosi der Baraksi Dost Mohammed sich zum Chan von Kabul und dann mit Gewalt und Arglist zum Herrn von Afghanistan gemacht. Da nun der vertriebene Suddosi, Schah Schudschah, bei den Engländern Zuflucht gefunden hatte, und durch dessen Bund mit Rundschit Singh, dem Emir der Sikhs im Pendschab, Gefahr drohte, so suchte Dost Mohammed Anlehnung an Rußland. Im Jahre 1837 erschien daher in Kabul bei ihm Herr von Witkowitsch mit eigenhändigem Schreiben des russischen Kaisers wie des Schahs von Persien, worin ihm Unterstützung gegen Schah Schudschah und dessen Verbündete zugesichert wurde. Sofort verlangte der Gouverneur von Indien, Lord Auckland, von Dost Mohammed Abbruch dieser Verbindung. Die Weigerung wurde im Oktober 1838 mit Kriegserklärung beantwortet. Die Engländer rückten in Afghanistan ein, eroberten Kabul und setzten Schudschah im August 1839 auf den Thron Dost Mohammeds, der selbst im Jahre 1840 als Gefangener in ihre Hand geriet.



154. Fort Ali Musdschid im Chaiberpaß.

Allein das Volk hielt an dem Entthronten fest; von Rußland unterstützt, stellte sich sein Sohn Akbar an die Spitze der Bewegung; am 2. November 1841 wurden Sir Alexander Burnes und seine Brüder nebst einigen Gefährten von den Aufständischen ermordet. Ein englisches Heer war unter General Elphinstone im Lande geblieben. Es widerstand in wochenlangen Kämpfen; in dieser Zeit wurde auch der englische Gesandte Macnaghten in treuloser Weise ermordet (23. Dezember 1841). Endlich trat am 6. Januar 1842 unter dem Schutze eines Vertrags Elphinstone den Rückzug an. Fast alle fanden bei diesem Rückzuge im Chaiberpasse ihren Untergang durch Erschöpfung und Kälte oder durch die Angriffe der wilden Afghanen, welche alles, was in ihre Hände fiel, auch Frauen und Kinder trotz des abgeschlossenen Vertrags erbarmungslos niedermetzelten. Schudschah wurde im April ermordet. Zwar unternahmen noch im selben Jahre die Generale Nott und Pollock einen Rachezug gegen Akbar und ließen die Städte und Dörfer der Afghanen in Flammen aufgehen. Aber als sie im Oktober des Jahres (1842) wieder abzogen, kehrte Akbar zurück und nahm es im Namen seines Vaters in Besitz. Da entschloß sich der Nachfolger Lord Aucklands, Lord Ellenborough, dazu, Dost Mohammed wieder freizugeben und ihn als Herrn von Afghanistan anzuerkennen. Übrigens nahm die Empörung der Sikhs die englischen Waffen in Anspruch; erst 1849 gelang es Lord Dalhousie nach hartnäckigen, wechselvollen Kämpfen ihrem Reiche ein Ende zu machen.

Kampf der afghanischen Prätendenten.

Unmittelbar gerieten jedoch die beiden Gegner England und Rußland in Russisch-Amerika aneinander, da die russisch-amerikanische Handelsgesellschaft der englischen Hudsonsbai-Kompanie nicht verstatten wollte, diejenigen Ströme zu befahren,

Russisch-Amerika.

deren Mündung im russischen Gebiete läge. Doch wurde der Streit 1840 dahin ausgeglichen, daß Rußland die streitige Küstenstrecke von 54—58° nördl. Br. der Hudsonsbaigesellschaft gegen eine jährliche Abgabe von 2000 Seeotterfellen pachtweise überließ. Denn so rührig auch die beiden Rivalen im geheimen und mittelbar sich bekriegten, so scheuten sich doch beide in gleichem Grade, offen das Schwert gegeneinander zu ziehen.

Ägypter. Es gab nur eine Frage, worin die beiden übereinstimmten: zu Ägypten war ihre Stellung die gleiche. Rußland war als Beschützer der Türkei Mehemed Ali abhold, England um seiner eignen Interessen willen. Zwei Wege gibt es, die näher als die Umsegelung Afrikas von Europa nach Indien führen: der eine durch Armenien den Euphrat hinab in den Persischen Meerbusen, der andre über die Landenge von Suez durch das Rote Meer. Beide versuchte England sich zu sichern. Es richtete trotz des Protestes Rußlands auf dem Euphrat eine Dampfschiffahrt ein und bemächtigte sich zu Anfang des Jahres 1839 Adens am Ausgange des Roten Meeres. Allein hier wie dort stieß es mit den Ägyptern zusammen.

Fortschritte Ägyptens in Arabien. Mehemed Ali unterschätzte die Bedeutung des Roten Meeres für den indischen Handel keineswegs. Bald nach dem Frieden von Kutajah hatte er die Häfen an der Westküste Arabiens in seinen Besitz gebracht, endlich auch Jemen an der Südspitze erobert, so daß er die Engländer in Aden in nächster Nähe bedrohte. Von hier dehnte dann Mehemed Ali seine Macht auch über den Osten Arabiens, über Oman, aus, unterwarf sich die Bahreininseln im Eingange des Persischen Meerbusens, besetzte die Mündung des Euphrat und reizte die Bewohner der wichtigen Handelsplätze Bassora und Bagdad zur Auflehnung gegen den Sultan.

Scheinbare Unterwürfigkeit Mehemeds. So empfindlich dies auch den Engländern, denen er überdies allen Handelsverkehr über die Landenge von Suez verboten hatte, sein mochte, so würde doch schwerlich der Sultan ihren Klagen sein Ohr geliehen haben, wenn nicht Mehemed Ali die türkische Besatzung der heiligen Stätten des Islam aus Mekka und Medina vertrieben und durch ägyptische Truppen ersetzt hätte. Was konnte diese Maßregel für einen andern Sinn haben, als daß der ägyptische Pascha sich mit dem Gedanken trug, sich selbst zum Oberhaupte der Gläubigen, zum Kalifen, zu machen? Auch blieb es nicht verborgen, daß die Empörungen, die während der letztvergangenen Jahre in Albanien, in Samos, in Trapezunt, in den Donaufürstentümern ausgebrochen waren, von Ägypten mit Geld unterstützt worden waren. Zwar äußerlich zeigte der Pascha seinem Oberherrn die größte Ehrerbietung; wie gern würde er nach Konstantinopel kommen, meinte er, um vor seinem erhabenen Herrn sich niederzuwerfen und in Ehrfurcht den Saum des großherrlichen Mantels zu küssen, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse in Ägypten ihn zurückhielten. Um auch den europäischen Mächten einen Beweis seines Gehorsams zu geben, räumte er 1834 die von ihm widerrechtlich besetzten mesopotamisch-syrischen Herrschaften Urfa und Rakka, zahlte den Tribut pünktlich und sandte sogar ein Geschenk von 12 Millionen Piastern an den Großherrn. Er erhielt dafür als Gegenleistung den erblichen Besitz Ägyptens und gegen eine Erhöhung des Tributs, die lebenslängliche Statthalterschaft in Syrien. Das genügte zwar Mehemed Ali noch lange nicht. Aber er nahm zunächst auf Frankreichs Rat das Dargebotene an, wie er sich ja auch unter gleichem Einflusse dem Vertrage von Balta Liman willig zeigte. Je mehr Nachgiebigkeit er aber zeigte und je mehr das Einvernehmen des Sultans mit England wuchs, um so eifriger dachte dieser daran, den stolzen Vasallen endlich zu züchtigen. Man kann sagen, daß dieser Gedanke in dem am Säuferwahnsinn leidenden Mahmud zur fixen Idee geworden war.

Rußlands zuwartende Stellung. Rußland sah gleichmütig zu, wie die Türkei unaufhaltsam einem neuen Kriege entgegentrieb. Es ließ nur ab und zu warnend seine Stimme hören, daß es sich an den Vertrag von Unkiar-Skelessi nicht gebunden fühlen werde, wenn die Türkei sich leichtsinnig in einen Krieg verwickele. Übrigens konnte ja diese aus einem solchen nur geschwächt, also lenksamer, hervorgehen. Dem Ägypter aber blieb Rußland abgeneigt, zumal seit dieser 1834 und dann wieder 1838 bei den Westmächten und Österreich den Versuch gemacht hatte, die Unabhängigkeit seiner Herrschaft trotz Rußland zu erlangen.

Englische Kriegseinflüsterungen.

Es hätte nicht der fortwährenden Aufreizungen des englischen Gesandten, Lord Ponsonby, bedurft, um den Sultan zum Kriege zu bestimmen. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens sehnte sich Mahmud danach, den glattzüngigen makedonischen Verräter nicht bloß durch die Engländer zu ruinieren, sondern mit dem Schwerte zu vernichten. Mit Mühe nur konnte er davon abgehalten werden, sich selbst nach Syrien zu begeben, die grüne Fahne des Propheten dort zu entrollen und alle Gläubigen zum heiligen Kampfe gegen Mehemed Ali aufzurufen.

Rüstungen des Sultans.

So sammelten sich denn im Herbste 1838 an den Grenzen Syriens die türkischen Truppen; Boten durcheilten das Land; lange Züge von Kamelen trugen Kriegsmaterial an die Grenzen; geheime Sendlinge reizten die Syrer zur Empörung auf. Auch zu Lady Esther Stanhope kamen die großherrlichen Geheimboten auf das Felsenschloß, das die Lady in romantischer Laune im Libanon erbaut hatte, und suchten den im Lande weitreichenden Einfluß der phantastischen Frau gegen die Ägypter in Bewegung zu setzen. Aber schon stand auch Ibrahim bereit, auf das erste Wort seines Vaters das Schwert zu ziehen. Er verwandelte die Karawanserais in Haleb in Kasernen, verstärkte die Verteidigungswerke von Akka und besetzte die Pässe des Taurus.

Lady Stanhope.

Lady Esther Lucy Stanhope, geboren am 12. März 1776 zu London, war die Tochter des Grafen Charles Stanhope und eine Nichte William Pitts. Als sich nach dem Ausbruche der Französischen Revolution der Vater als eifriger Republikaner kompromittiert hatte, nahm Pitt das ungewöhnlich beanlagte Mädchen in sein Haus, in dem sie bald eine maßgebende Stellung einnahm. Pitt überließ ihr die Besorgung seines Briefwechsels, nicht selten die Abfassung diplomatischer Noten. Der tiefe Blick, den sie dabei in das lügenhafte Getriebe der Politik und der Menschen überhaupt warf, erfüllte sie mit Abscheu und Haß gegen die europäische Kultur. Nach Pitts Tode (1806) zog sie sich zunächst nach einem einsamen Schlosse in Wales zurück. Dann ging sie 1810 nach der Türkei und Syrien; ein Schiffbruch beraubte sie ihrer Habe, so daß sie nach England zurückkehrte, um dort, was sie noch besaß, zu barem Gelde zu machen. So kehrte sie nach Syrien zurück, wo sie zunächst ein altes, nicht mehr bewohntes Kloster, Mar-Elias, zum Wohnsitze angewiesen erhielt. Später baute sie sich zu Dschihun, unweit Seyde, auf einem der wildesten Punkte, ein Felsenschloß, das sie bis zu ihrem am 23. Juni 1839 erfolgten Tode bewohnte. Ihr imponierendes Äußere, ein gewisses mystisches Wesen, der Glanz des Auftretens verfehlten nicht, den Morgenländern zu imponieren. Bei den Syrern hieß sie Königin von Tadmor, die Zauberin von Dschihun oder auch die Sibylle des Libanon. Ihr Einfluß, auch durch umfangreiche Wohlthätigkeit und Hilfsbereitschaft vergrößert, machte sie für den Sultan zu einer wertvollen Bundesgenossin. Sie hat auch thatsächlich Ibrahim große Schwierigkeiten bereitet, so daß dieser mit ihr über ihre Neutralität wie mit einer Macht unterhandelte.

Kriegserklärung.

Noch zögerten die Kampfbereiten, den Kampf zu beginnen: der Angreifende scheint ja gewöhnlich der Schuldige zu sein; noch bemühte sich Admiral Roussin im Namen Frankreichs den Frieden zu erhalten, als Tahir Pascha, vom Sultan zur Inspizierung der Armee entsandt, vom Euphrat zurückkehrte und zweifellosen Sieg prophezeite. Zudem hatte der Sultan ein übergroßes Vertrauen zu seinem Heere gewonnen, seit ihm König Friedrich Wilhelm die Bitte gewährt und ihm vier preußische Offiziere 1837 zur Ausbildung seiner Armee zugeschickt hatte. Als fünfter trat zu ihnen der schon seit 1835 in Konstantinopel aufhältliche Hauptmann Helmut von Moltke. Sie hatten gethan, was man unter türkischen Verhältnissen thun konnte: preußische Soldaten konnten aber weder aus den mit Gewalt zum Dienste gepreßten Rekruten noch aus den nach preußischem Muster eingerichteten Redifs, d. h. Landwehren gemacht werden. Aber der Sultan war der besten Hoffnung, und so unterzeichnete Mahmud am 9. Juni die Kriegserklärung, nachdem schon am 17. Mai bei Nisib Grenzverletzungen und Händel vorgefallen waren.

Absetzung Chosrews.

Die Seele der Kriegsrüstungen gegen Mehemed Ali war der Großwesier Chosrew Pascha, derselbe, der Moltke, nachdem er einmal einer Darstellung des preußischen Kriegsspiels durch diesen beigewohnt hatte, zum Bleiben veranlaßt hatte. Er ließ die Armee anders uniformieren: an Stelle der weiten alttürkischen trat eine knappere, an Stelle des Turbans der Fez. Natürlich erregte das allgemeinen Anstoß, und als im Sommer 1836 eine furchtbare Pest ausbrach, war nichts klarer, als daß Allah sie zur Strafe für die Neuerungen geschickt hatte. Chosrew Pascha wurde deshalb entlassen, ohne daß man nach alttürkischer Sitte ihm die seidene Schnur geschickt oder den Kopf vor die Füße gelegt hätte. Übrigens dauerte die offenbar nur scheinbare Ungnade nicht lange. 1839 war er wieder Großwesir.

Hier darf ein vom 15. Juni 1838 erstatteter Bericht Moltkes über türkische Konskription in den vom Ägypter am meisten bedrohten Gegenden Platz finden.

„Die Militärpflichtigkeit, in ihrer jetzigen Gestalt, ist eine schwere Last, wenigen Schultern aufgebürdet; wie hart diese Steuer einzelne Ortschaften und in diesen wieder nur einzelne Individuen trifft, zeigt u. a. das Beispiel der Stadt Söört.

„Gleich nach ihrer Eroberung durch Reschid Pascha ergab die Zählung 600 muselmanische und 200 Rajah-Familien; von ersteren wurden 200 Rekruten, also 5—6 Prozent, auf einmal ausgehoben. Seit drei Jahren nun ist die muselmanische Bevölkerung auf 400 Feuerstellen herabgesunken, und eben, als ich das Städtchen sah, verlangte man neue 200 Mann. Infolge dieser Forderung war die ganze männliche Bevölkerung in die Berge geflohen, und man sah nur Greise und Kinder in den Straßen.

„Der Fehler liegt auch hier (nämlich wie in der Steuererhebung) in der ungleichen Verteilung und in der zu langen Dienstzeit; fünfzehnjährige Dienstdauer ist nur ein andrer Ausdruck für lebenswierig. Die Kurden heiraten früh; sich dann von Frau und Kind und Heimat zu trennen, ist ein Los, dem sie sich durch Flucht oder Gegenwehr zu entziehen suchen. Jetzt, wo das Schicksal Regimenter in die kurdischen Berge führt, welche zur Hälfte aus Kurden bestehen, strömen von allen Seiten Männer und Frauen herbei, um Kinder, Verwandte und Freunde noch einmal zu umarmen, die sie schon aufgegeben; aber morgen bricht das Lager auf, und es ist wieder ein Abschied fürs Leben.

„Kein Wunder also, wenn dichte Postenketten das Lager umstellen, welche das Antlitz nicht gegen den Feind, sondern gegen die eignen Truppen kehren; kein Wunder, wenn trotz eines Kopfgeldes von 250 Piastern täglich Soldaten entfliehen. Solange ich bei den Truppen bin, habe ich kaum einen Schlag austeilen lassen, außer für Desertion; der Ausreißer nimmt seine 200 Streiche (!) mit stummer Ergebung hin und erwartet nur die nächste Gelegenheit, um wieder zu entspringen."

Noch einmal bot Mehemed Ali gegen Gewährung der Erblichkeit seiner gesamten Herrschaft Frieden an: ohne Erfolg: vielmehr rückten die Türken bis Nisib vor und verwüsteten eine Anzahl syrischer Dörfer. Den Oberbefehl führte Hafiz Pascha, im Kaukasus geboren, ein Mann von großer persönlicher Tapferkeit, aber voller Bedenklichkeit und Unentschlossenheit, dem schneidigen Ibrahim in keiner Weise gewachsen. In seinem Hauptquartier befanden sich seit dem 17. März 1839 der eben erwähnte Hauptmann von Moltke und der Ingenieurkapitän von Mühlbach als „Müßteschire" d. h. als oberste Ratgeber. Leider befolgte der Pascha ihren Rat weniger, als den seiner Mollahs, und das machte sich ganz besonders und zum Unheile der Türken geltend, als Hafiz seine überaus günstige Stellung linksseitig des Euphrat aufgab und sie mit der an einem rechtsseitigen Nebenflusse des Euphrat gelegenen von Nisib vertauschte.

Schlacht von Nisib.

Ibrahim rückte jetzt den Türken entgegen. Hafiz Pascha hatte südlich vom Dorfe Nisib Stellung genommen, mit dem Rücken an ziemlich steile Höhen sich anlehnend, die jeden Rückzug fast unmöglich machten, aber für einen Angriff in der Front ihm Rückhalt gaben. Deswegen scheute sich Ibrahim, den Gegner von vorn anzugreifen; er ging daher wieder in östlicher Richtung zurück, um den linken Flügel des Feindes zu umgehen. Hafiz blieb ruhig stehen, selbst als die Ägypter in einen langen Hohlweg eindrangen, ließ er sie unbehelligt trotz Moltkes dringender Mahnung. Damit war die Umgehung schon fast gelungen; Ibrahim warf sich, sobald er mit dem Vortrabe seiner Armee aus der engen Schlucht auftauchte, ruhig zur Erde und schlief, bis auch die übrigen Regimenter das Defilee durchzogen hatten. So sicher war man jetzt im ägyptischen Heere des Sieges, daß Soliman Pascha, der Generalstabschef, ein französischer Renegat mit Namen Anthelme Sève, sich zu den Offizieren wandte: „Morgen, meine Herren, versammeln wir uns im Zelte des Hafiz." Die ganze Armee löste sich jetzt in dichte Biwakshaufen auf.

Hafiz war nicht zu bewegen, seine Stellung, welche die Mollahs als gut bezeichnet hatten, zu verändern; kaum daß er Moltke erlaubte, mit einer kleinen Abteilung Artillerie in der Nacht den Feind wenigstens zu beunruhigen.

Mit dem ersten Morgengrauen des 24. Juni 1839 rückte Ibrahim in drei Kolonnen zur Schlacht vor. Auf dem linken Flügel begann der Kampf. Die Türken, durch ein Olivengehölz gedeckt, erwarteten den Feind festen Fußes; ihre Tornister hatten sie abgelegt, um besser schießen zu können. Ihr wohlgezieltes Feuer brachte die ägyptische Reiterei in Verwirrung und trieb sie in ungeordneten Haufen zurück. Augenblicklich ging jetzt Ibrahim mit dem andern Flügel und mit dem Zentrum vor. So auf der ganzen Frontlinie angegriffen, durch einige in die Luft fliegende Pulverwagen überdies in Schrecken versetzt, hielten jetzt die Türken nirgends mehr stand; so groß war die Furcht vor den Feinden, daß die zurückjagenden Reiter ihre eignen Leute niederritten. Hafiz war voller Verzweiflung: er suchte den Tod. Er geriet in eine Kavallerieattacke der Ägypter hinein. „Allah sei gepriesen!" hörte man ihn rufen, „mein Ende ist gekommen." So sank er zu Boden. Doch gelang es, ihn zu retten. In Malatieh traf er mit seinen preußischen Beratern zusammen und gestand ihnen nunmehr ein, daß sie doch recht gehabt hätten. Dort erfuhr er auch seine Absetzung.

Mehemeds Siegeslauf gehemmt.

Wiederum, wie vor sieben Jahren, lag der Weg nach Konstantinopel offen vor dem Sieger. Allein ein Befehl seines Vaters, den die Franzosen diesem abgerungen, gebot ihm Halt. Sie boten dafür ihre Friedensvermittelung an, deren Mehemed Ali sich nicht entschlagen wollte, obwohl der Türken kühne Hoffnungen jetzt zerscheitert waren.

Sultan Mahmuds Ende.

Zwar Sultan Mahmud blieb davor bewahrt, dies Schwerste noch zu erfahren. Während bei Nisib die Kanonen donnerten, verhallten in Konstantinopel erfolglos die Gebete der Mollahs um Genesung des sterbenden Padischah. Todesfahl, mit tief eingesunkenen Augen, kaum noch im stande sich aufrecht zu erhalten, hatte er sich nach dem Palaste von Skutari begeben, um mit eignen Augen anzusehen, wie die türkische Flotte von dannen führe, um den Kampf gegen die verhaßten Rebellen in Alexandrien zu beginnen. Von hier kehrte er in den Palast von Tschamtidscha zurück, den er nicht mehr verlassen sollte. Am 1. Juli 1839 starb er, 54 Jahre alt, in den Armen seines treuen Freundes Chosrew Pascha. Er verstand nicht Maß zu halten: das brach vor der Zeit seine Kraft. Nach Tagen angespanntester geistiger Arbeit oder ermattender körperlicher Anstrengung suchte er am Abend durch unmäßigen Genuß von Wein und Rum sich wieder aufzurichten: wie hätte dem auf die Länge sein Körper widerstehen können?

Mahmuds' Charakter.

Sultan Mahmud war gewiß keine gemeine Natur. Es war etwas von einem Peter dem Großen in ihm. Er besaß Willenskraft und Kühnheit. Sein Ziel war, das alternde türkische Reich durch die Einführung europäischer Einrichtungen fähig zur Entwickelung seiner natürlichen Hilfsquellen zu machen und dadurch mit neuem Leben zu erfüllen. Mit kühner Entschlossenheit hatte er seine Krone von allen einengenden Schranken befreit, den Einfluß der Janitscharen wie der Ulemas beseitigt und damit erst freie Bahnen für seine Reformen sich geschaffen. Verwaltung und Heer, Lebensgewohnheiten und äußere Erscheinung sollten in der Türkei nach europäischer Weise eingerichtet werden. Aber er fand wenige, die geneigt waren, auf seine Ideen einzugehen, noch wenigere, die geeignet waren, ihn in seinem Bestreben zu unterstützen. Daher gelang ihm wohl die Zertrümmerung des Alten, aber nicht der Aufbau des Neuen. Das Volk, das er heben wollte, dessen Förderung sein ganzes ungeduldiges Streben, sein rastloses Arbeiten galt, wandte sich von ihm ab; es fürchtete wohl seine Leidenschaftlichkeit und Strenge, aber es verlor, die Absichten Mahmuds mißkennend, die fromme Scheu vor dem Nachfolger des Propheten. Es schmerzte ihn tief, als einst auf der Brücke von Galata ein vom Volke für heilig gehaltener Derwisch seinem Pferde in die Zügel fiel und ihn den „Sultan der Ungläubigen" nannte, der das heilige Reich verderbe und den Fremden in ruchlosem Frevel preisgebe. Das war die Tragik seines Lebens.

Thronwechsel.

Ein sechzehnjähriger Jüngling von anmutiger Erscheinung, sanften Gemütes, Abdul Medschid, Mahmuds ältester Sohn, bestieg den verwaisten Thron. Zum Seraskier ernannte er seinen Schwager Halil Pascha, dessen Fähigkeiten seinem Dünkel keineswegs die Wage hielten, zum Großwesir den greisen Chosrew Pascha, den sein Vater ihm auf dem Sterbebette empfohlen. Wer Chosrew kannte, bewunderte seinen Scharfsinn und seine Arbeitskraft, fürchtete aber zugleich seine Hinterhaltigkeit und Rachsucht.

Achmed Paschas Verrat.

Es war daher eine Nachricht des Schreckens für den Kapudan Pascha Achmed Fewzi, der mit der türkischen Flotte in den Dardanellen kreuzte, als er zugleich mit der Kunde der Niederlage bei Nisib die Botschaft erhielt, daß Chosrew Pascha als Großwesir an die Spitze des Reiches gestellt wäre. Hatte er doch im Vertrauen auf die Gunst Mahmuds einmal den ruchbar gewordenen Versuch gemacht, den Alten zu stürzen. „Ne japtalym?" (was thun?) fragte er bestürzt seine Umgebung. Man kam überein, zu dem Sieger seine Zuflucht zu nehmen, aber, um eines guten Empfanges sicher zu sein, nicht allein, sondern mit der ganzen türkischen Flotte. Acht Linienschiffe, zwölf Fregatten und zwei Briggs setzten sich südwärts unter Segel. Allein am Ausgange der Dardanellen war eine französische Flottille unter Admiral Lalande stationiert. Man mußte sie täuschen, um ungehindert davon zu kommen. Achmed Fewzi Pascha sandte daher den Kontreadmiral Osman an Lalande mit der Meldung, Chosrew und Halil hätten den Sultan vergiftet, um Konstantinopel den Russen zu überliefern; deswegen begebe sich der Kapudan Pascha nach Alexandrien, um mit Mehemed Ali schleunigst den Frieden zu vermitteln. Der Franzose glaubte die plumpe Lüge gern und ließ, da ja Frankreich den Frieden wünsche, die Verräter passieren, ja eine französische Fregatte

gab der abziehenden Flotte das Geleite. Mit unbewegter Miene, wie es der Anstand gebot, aber innerlich frohlockend, schloß der alte Mehemed Ali den Kapudan Pascha in seine Arme: hatte er nicht jetzt auch zur See die Türken geschlagen? und vereinigte sich nicht alles, um seinen Sieg vollständig zu machen? Gewiß erschien es nicht übertrieben, wenn er jetzt die Unabhängigkeit und Erblichkeit in seinen sämtlichen Besitzungen, in Ägypten, in Syrien und Kreta und die Vormundschaft über den jungen Padischah verlangte, worin ja auch Frankreich die beste Lösung der orientalischen Wirren sah.



سلطان عبد المجيد خان

155. Sultan Abdul Medschid.
Nach dem Leben gemalt von H. Kretschmer
lithographiert von F. Jentzen.
(Verlag von Rud. Schuster in Berlin.)

Unbestimmte Haltung der Großmächte.

Noch eine Zuflucht indes blieb in dieser Not dem Sultan: sich auf den Vertrag von Unkiar-Skelessi zu berufen und das bewaffnete Einschreiten Rußlands zu erbitten. Allein dies wünschten die Großmächte ebensowenig, wie eine direkte Verständigung der kriegführenden Parteien. Denn bei der Lösung der orientalischen Frage waren die Interessen fast aller Großmächte so stark beteiligt, daß sie nur von einer gemeinsamen Lösung sich allseitige Befriedigung versprechen konnten. Die Gesandten der Großmächte in Konstantinopel traten daher auf Anregung des Admirals Roussin und des österreichischen Gesandten von Stürmer zusammen und überreichten dem Großwesir am 27. Juli 1839 folgende Note: „Die fünf unterzeichneten Gesandten wünschen sich, den von ihren Höfen erhaltenen Instruktionen gemäß, Glück, daß sie den Ministern der hohen Pforte anzeigen können, daß die Übereinstimmung der fünf Mächte hinsichtlich der orientalischen Frage sicher ist, und sie ersuchen die hohe Pforte, in Erwartung der Früchte ihrer friedlichen Gesinnungen durchaus nichts definitiv und ohne ihre Mitwirkung zu entscheiden.“ Dieser Erklärung hatte sich auch der russische

Gesandte Butenew anschließen müssen, so wenig dann dieser Schritt den Beifall seines Herren erntete.

Hattischerif von Gülhane.

Die Türkei empfand angesichts der drohenden Unklarheit der Großmächte das Bedürfnis, deren Meinung durch einen Reformbeschluß für sich zu gewinnen, namentlich auch um den Beweis zu liefern, daß sie des ägyptischen Zivilisators als Vormundes des jungen Sultan durchaus nicht bedürfe. Reschid Pascha, der seit Januar 1838 Minister des Auswärtigen war und im Geruche modern europäischer Anschauungen stand, veröffentlichte am 3. November 1839 den Hattischerif von Gülhane, ein Manifest, durch das durchgreifende Reformen der Verwaltung, der Besteuerung und Rechtspflege nach europäischem Muster versprochen und alles, was Mehemed Ali in Ägypten geleistet hatte, weit überboten wurde. Gleichstellung der Religionen im Reich, Sicherheit des Lebens und Eigentums der Unterthanen wurde gewährleistet. Damals glaubte man noch an die Ernstlichkeit solcher Absichten bei der Türkei; nur Butenew nannte das Ganze einen Theaterkoup und hatte damit recht, da nie auch nur ein ernstlicher Anfang mit der Durchführung so schöner Grundsätze gemacht wurde.

Lockerung des großmächtlichen Einverständnisses.

Es trat zudem je länger je deutlicher zu Tage, daß jene Einmütigkeit der Großmächte, auf welche die Note vom 27. Juli 1839 hinwies, in Wahrheit nicht vorhanden war. Das frühere freundschaftliche Verhältnis zwischen England und Frankreich fing an sich in bedenklicher Weise zu lockern. Frankreich hatte nicht bloß den Versuch gemacht, sich an der Mündung des La Plata, in Mexiko und auf Tahiti festzusetzen, sondern auch nach der Eroberung Constantines mit dem kühnen Kabylenhäuptling Abd el Kader 1837 ein Abkommen nach mehrjährigen Kämpfen getroffen, das es ihm ermöglichte, Algier fester zu organisieren. Von hier aus waren neue Verbindungen mit Tunis und mit Tripolis, ja mit dem Imam von Maskat in Ostarabien angeknüpft worden, Beziehungen, für die ein gutes Verhältnis zu Ägypten von der größten Bedeutung war. Namentlich seit mit dem 1. März 1840 Thiers Ministerpräsident in Frankreich geworden und nicht übel Lust zu haben schien, die Pläne des von ihm verherrlichten Ersten Konsuls wenigstens teilweise wieder zu beleben, wurde es klar, daß Frankreich danach trachtete, eine größere Bedeutung als See- und Handelsmacht zu gewinnen, und daß sein nächstes Ziel war, den Engländern das Übergewicht im Mittelmeere streitig zu machen. Mit einem schätzenswerten Vertrauen auf sein Glück und die Verschwiegenheit der Menschen, faßte Thiers den Plan, durch eine einseitige Vermittelung zwischen dem Günstling Frankreichs, Mehemed Ali, und dem Sultan die orientalische Frage ohne Zuziehung der andern Großmächte zu lösen. Es konnte somit nicht ausbleiben, daß zwischen den beiden Westmächten Entfremdung und bald Spannung eintrat.

Die Londoner Quadrupelallianz.

Niemand verstand es besser als der russische Gesandte in London, Baron von Brunnow, diese geschickt zu steigern und England mehr und mehr von Frankreich abzuziehen, während Rußland selbst dem alten Rivalen in entgegenkommender Weise sich näherte. Es erklärte den Vertrag von Unkiar-Skelessi als für England nicht vorhanden und gewährte dem englischen Handel volle Freiheit im Schwarzen Meere. So kamen die beiden Mächte überein, in der türkisch-ägyptischen Angelegenheit gemeinsam vorzugehen. Durch den Beitritt Österreichs und Preußens, dessen neuer König Friedrich Wilhelm IV. in dieser Vereinigung einen Sieg des Kreuzes über den Halbmond begrüßte, entstand die Londoner Quadrupelallianz. Diese schloß nun am 15. Juli 1840 unter Zuziehung eines Bevollmächtigten der Pforte folgende Übereinkunft: falls Mehemed Ali binnen zehn Tagen sich der Pforte unterordne, solle ihm der erbliche Besitz von Ägypten und der lebenslängliche von Syrien eingeräumt werden; nach Ablauf dieser zehntägigen Frist solle ihm nur noch der erbliche Besitz von Ägypten zugestanden sein, vorausgesetzt, daß er sich binnen weiterer zehn Tage füge; lasse er auch diesen Termin verstreichen, so sei die Türkei zu nichts mehr verbunden.

Frankreichs kriegerische Anwandlung.

Nach dem Abschlusse teilte Lord Palmerston den Vertrag dem französischen Gesandten in London, Guizot, mit der Bemerkung mit, daß übrigens das nachträgliche Hinzutreten Frankreich freistände. Darin lag eine Nichtachtung, die das ganze

französische Volk mit Erbitterung gegen die Mächte der Quadrupelallianz erfüllte. Allenthalben erhob sich der Ruf nach Genugthuung für den erlittenen Schimpf. Die Nationalgarden zogen, Krieg fordernd, an den Tuilerien vorüber, wieder ertönte die Marseillaise, wieder wurde das Verlangen nach der Rheingrenze laut. Der König selbst sprach davon, es sei Zeit, die Jakobinermütze wieder aufzusetzen; mehr als bisher schon gebräuchlich, wurde den demonstrierenden Polen durch die Finger gesehen; auf eigne Verantwortlichkeit, da die Kammern nicht versammelt waren, beschloß das Ministerium Thiers die Verstärkung der Flotte, die Errichtung von achtzehn neuen Linienregimentern, eine Anleihe von 100 Millionen Frank und die sofortige Inangriffnahme der Befestigung von Paris. Man dachte dabei nicht nur an die Bekämpfung Englands und Rußlands, sondern man wollte auch den beiden andern Mächten des Vierbundes auf den Leib rücken. Zweifellos würden dann die süddeutschen Staaten sich gegen ihre bisherigen Unterdrücker an Frankreich anschließen, und als Lohn des energischen Vorgehens winkte der Rhein als die natürliche Grenze des neuen im Rate der Völker wieder obenan stehenden Frankreich. Es war wie eine Vorbedeutung, daß gerade damals der eine Sohn des Königs, der Prinz von Joinville, von Sankt Helena unterwegs war, um die Gebeine des großen Imperators nach der heimatlichen Erde zu überführen. Aber Deutschland antwortete mit Nikolaus Beckers Liede: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" Damals entstand auch Max Schneckenburgers „Wacht am Rhein", damals sang Herwegh sein zündendes Rheinlied: „Wo solch ein Feuer noch gedeiht, Und solch ein Wein noch Flammen speit, Da lassen wir in Ewigkeit Uns nimmermehr vertreiben." — Aber andre Mächte und Verhältnisse entschieden über die Haltung Frankreichs. Erst dreißig Jahre später sollte das deutsche Lied vom Rhein als idealer Bundesgenosse einer realen Macht seine Triumphe feiern.

Frankreich läßt Mehemed im Stich.

Sehnsüchtig wartete unterdessen Mehemed Ali, der im festen Vertrauen auf die Unterstützung Frankreichs alle die im Vertrag vom 15. Juli von dem Vierbunde gestellten Fristen hatte verstreichen lassen, auf das Erscheinen der französischen Flotte; aber sie erschien nicht. Zwei Umstände waren es, die den König Ludwig Philipp bedenklich machten. Die französische Kraftentwickelung und Anmaßung hatte bei Lord Palmerston auch nicht einen Zoll breit Entgegenkommen ertrotzt, teils aus Grundsatz, teils weil der englische Premier ganz genau die militärische Unfertigkeit Frankreichs kannte, eine Folge der überaus knickerigen Behandlung des Armeebudgets, und dann waren es gerade die demokratische Opposition in der Kammer und die republikanischen Gesellschaften, die am entschiedensten den Krieg forderten. Der König zog es daher vor, aus der kriegerischen Stellung, die er einnahm, zurückzuweichen; das Ministerium Thiers wurde entlassen und ein friedliebendes unter dem Marschall Soult und Guizot am 29. Oktober 1840 mit der Führung der Geschäfte betraut. Damit war denn zum Unwillen des Volkes der Rückzug Frankreichs bestätigt: es gab Mehemed Ali auf.

Folgen des Londoner Vertrages.

Rasch wandelte sich unter dem Eindrucke des Londoner Vertrages die günstige Stellung des Ägypters. Er weigerte sich, den Entscheidungen der Quadrupelallianz sich zu unterwerfen. Sultan Abdul Medschid erklärte ihn darauf all seiner Ämter und Besitzungen, auch Ägyptens, für verlustig. Eine österreichisch-englische Flotte erschien an den Küsten Ägyptens und Syriens; Beirut wurde bombardiert, Sir Napier eroberte Sidon (Saida) und Byblus; Tyrus und Tripolis wurden zur Unterwerfung gezwungen. Im Libanon erhoben sich gegen Ibrahim die Drusen und die christlichen Maroniten und brachten Jaffa und Jerusalem in ihre Gewalt. Akka mußte sich den Engländern ergeben. Die zusammengepreßten Soldaten des ägyptischen Heeres begannen in ganzen Haufen zu desertieren, so daß sich Ibrahim mit dem niederdrückenden Gefühle, für eine verlorene Sache zu kämpfen, nach Damaskus zurückziehen mußte.

Napier zwingt den Vizekönig.

Im November erschien Napier vor Alexandrien und erzwang durch Drohung, die Stadt zu bombardieren, die Rückgabe der türkischen Flotte und den Abschluß eines Vertrages, wodurch am 27. November 1840 Mehemed Ali auf Syrien, Kreta und Arabien Verzicht leistete und die Zahlung eines jährlichen Tributes an die Pforte versprach, dagegen Ägypten und Nubien als erbliches Vizekönigtum unter der Ober-

hoheit des Sultans zugesichert erhielt. Abdul Medschid bestätigte diesen Vertrag am 13. Februar 1841 unter der Bedingung eines jährlichen Tributs von 30 Millionen Piaster, Verminderung der Armee und sonstige Dinge, die auf dem Papier stehen blieben, und auch Frankreich stimmte ihm nach einigem Zögern zu. Damit war denn gemäß den Bestimmungen des Londoner Vertrages der ägyptische Streit beigelegt.

Meerengevertrag.

Auch die Türkei wurde von den Großmächten als ein unabhängiges europäisches Reich anerkannt, jedoch die Ausführung des Hattischerifs von Gülhane und besonders die Gewährung freier Religionsübung an alle christliche Völkerschaften des Reiches ihr zur Pflicht gemacht. Die Schließung der Dardanellen aber und des Bosporus gegen die Kriegsschiffe aller Nationen erhielt Rußland durch den am 13. Juli 1841 zu London abgeschlossenen sogenannten Meerengevertrag, dem sämtliche beteiligte Nationen beitraten, für die nächste Zukunft zugesichert.

Unruhen in Italien.

Schirmvogt Italiens war Österreich. Den Besitz des lombardisch-venezianischen Königreichs hatte es sich gesichert, um Einfluß auf den Papst zu gewinnen und diesen zu verhindern, sich, wie in früheren Zeiten oft geschehen war, allzu eng an die Politik Frankreichs anzuschließen. Daher mußte es in allen Bestrebungen, die auf die Erlösung Italiens aus der Vielherrschaft abzielten, zugleich eine Bedrohung seines eignen Besitzes und seiner Machtstellung in Italien sehen, während die Kleinfürsten in Italien in dem doppelten Verlangen des Volkes nach Freiheit und Einheit eine Gefährdung ihrer Fürstenmacht und ihrer Fürstenstellung fürchteten und in den Österreichern ihre starken Beschützer verehrten, denen sie gern die Oberaufsicht über die ganze schöne Halbinsel überließen. Aber das Volk haßte in den „deutschen Kohlköpfen" die brutalen Schergen seiner Knechtung.

Durch sein bewaffnetes Einschreiten 1820 hatte Österreich alle freisinnigen Regungen in Italien unterdrückt; die Sorge, einer Wiederkehr der Erhebung vorzubeugen, überließ es den Landesregierungen. In Gemeinschaft mit dem Großherzoge von Toscana gab es selbst dazu das richtige Vorbild, indem es die Mißbräuche der Verwaltung und Rechtspflege, die auch eine Ursache der Unzufriedenheit gewesen waren, abzustellen begann. In den übrigen Staaten jedoch zogen die Regierungen es vor, zur Polizeispionage und zu den Jesuiten ihre Zuflucht zu nehmen.

Der gebildete Mittelstand hatte sich hauptsächlich als der Träger der modernen Ideen gezeigt. Daher wurde er jetzt auf das sorgsamste überwacht; der Herzog von Modena verhängte sogar über sein ganzes Land eine Art von Belagerungszustand. Ganz besonders die geheimen Gesellschaften freimaurerischen Charakters, wie die der „vollkommenen Meister", der „Brüder", der „weißen Pilger" u. a., in denen allein noch ein freies Wort oder vielmehr die freie Phrase möglich war, waren Gegenstand des Mißtrauens; durch eine Bulle mahnte der Papst die Geistlichen, ihnen nachzuspüren, und verordnete gegen den „Geist des Schwindels und des Aufruhrs" ein neuntägiges Gebet und Fasten.

Fortschritte des Jesuitenordens

Schon Papst Pius VII., der den Jesuitenorden am 14. August 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum wiederhergestellt hatte, hatte in den Jesuiten „die kräftigen und erfahrenen Ruderer im Schiffe Petri" gesehen; ihnen wurde jetzt der Kampf gegen die Bildung übertragen, die die Menschen rebellisch mache. Derselbe Papst schleuderte 1817 eine fulminante Verdammung gegen die Pest der Bibelgesellschaften. Im Königreiche Sardinien wurde jedem, der nicht einen Besitz von 1200 Mark nachzuweisen vermochte, verboten, lesen und schreiben zu lernen, der Besuch höherer Schulen aber nur solchen verstattet, die ein jährliches Einkommen von 1200 Mark besaßen. Außerdem durften nur solche Bücher gedruckt oder ins Land gebracht werden, welche die Zensurbehörde für unbedenklich erklärte. Auch im Königreiche Neapel wurde den Jesuiten ein bedeutender Anteil des öffentlichen Unterrichts, namentlich die Erziehung der jungen Adligen, überwiesen. In Rom übertrug Papst Leo XII. (Annibale della Genga, geb. 1760, Papst von 1823—29) ihnen den Unterricht im Collegium

Romanum, der vornehmsten Erziehungsanstalt, besuchte ihre Hörsäle, lobte ihre Unterrichtsweise öffentlich und empfahl sie dadurch allen Staaten als geeignete Förderer der Reaktion.

Mittelalterlichkeit des Papsttums.

Dem Papsttume aber kam es nicht bloß auf Sicherstellung seiner weltlichen Herrschaft im Kirchenstaate und der Romagna an; sein Ziel war darüber hinaus die Wiedergewinnung der Allgewalt des Nachfolgers Petri, die ja St. Petrus zu einigen Zeiten des Mittelalters geübt hatte. Dadurch gestaltete sich ihm der Kampf gegen die Bildung in Wahrheit zu einem Kampfe um die Alleinherrschaft über die Geister überhaupt. Die Inquisition, die schon Pius VII. erneuert hatte, wurde mit reichen Mitteln ausgestattet, ein großes Gefängnis für ihre Opfer gebaut. Die herrlichen Werke der Kunst in Rom wurden, wenn sie für mönchische Anschauung anstößig erschienen, überpinselt oder sonstwie verunstaltet; die Juden wurden in das Ghetto in Rom zurückgewiesen; Leute, welche die Fasten nicht streng hielten, wurden öffentlich ausgepeitscht, und mit der gleichen Strafe Frauen bedroht, die ausgeschnittene oder enganschließende Kleider trugen. Wunder wurden verkündet; ein spanischer Franziskaner wurde vom Papste selig gesprochen, weil er gebratene Lerchen vom Spieße gezogen und wieder lebendig gemacht hätte, also daß sie fröhlich von dannen geflogen wären. Leo XII. erneuerte 1825 das seit fünfzig Jahren unterlassene römische Jubeljahr. Gregor XVI., der nach Papst Pius' VIII. kurzer Regierung (1829/30) am 2. Februar 1831 gewählt worden war, erfreute die Mitwelt am 14. August 1832 durch eine Encyklika, die gänzlich den jesuitischen Geist der Unduldsamkeit und des Mittelalters atmete. Da las man den unbedingten Anspruch auf die päpstliche Machtvollkommenheit und Unfehlbarkeit; mit vielem Zorn wurde gegen die verkehrte Meinung geeifert, als ob der Mensch in jedem Glaubensbekenntnis die ewige Seligkeit zu erlangen vermöchte, ebenso gegen den „abgeschmackten und irrigen" Lehrsatz von der Gewissensfreiheit, gegen die „abscheuliche und nie genug zu verwünschende Freiheit der Presse, gegen den Protestantismus, den Vater der Revolutionen, und gegen die moderne Wissenschaft, die Mutter des Unglaubens".

Gegensatz von Land und Stadt Rom.

Indes das Volk von Rom war mit dem päpstlichen Regimente, das die Stadt hob und durch den Zusammenfluß der Gläubigen bereicherte, wohl zufrieden; um so weniger aber waren es die übrigen Städte der päpstlichen Herrschaft, zumal die der Romagna, in denen seit alters ein reges geistiges Leben geherrscht hatte. Sie alle seufzten schwer unter der Mißregierung geistlicher Beamten, welche das Land durch ihre Erpressungen ruinierten, unter dem Steuerdruck und der skandalösen Bestechlichkeit der Gerichtshöfe, unter der Ketzerriecherei der päpstlichen Inquisitoren. „Niederträchtiger als dieses Land", schrieb der Baron von Prokesch-Osten an Gentz im Jahre 1831, „wird wohl keines in Europa regiert."

Louis Philipps Stellungnahme zu Italien.

Da brach in Paris die Julirevolution aus, mit lautem Jubel in Italien begrüßt, das voll stillen Grimmes jahrelang seine Kette getragen hatte. Auf Frankreichs Hilfe setzten die schwer Geknechteten ihre Hoffnung. Etliche Häupter geheimer Verbindungen wandten sich daher an Lafayette, den damals noch mächtigen Befehlshaber der Nationalgarde, mit der Bitte, ihnen Frankreichs Hilfe gegen das drohende Österreich zu verschaffen. Er ermutigte sie durch die Zusicherung, daß Frankreich unter dem neuen Königtume sich zwar selbst aller Einmischungen in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten enthalten, aber auch den Interventionsgelüsten andrer Mächte entgegentreten werde. Ja, sie erhielten von den Ministern Molé und Sebastiani die Zusicherung, daß mit dem Willen Frankreichs kein österreichischer Soldat den Boden Italiens da betreten werde, wo sich das Volk zur Einigung des Vaterlandes erhebe. Es war dasselbe unverantwortliche Spiel, das die Regierung Ludwig Philipps gegenüber dem polnischen Aufstande spielte.

Mit großer Rührigkeit trafen nunmehr die italienischen Volksmänner ihre Vorbereitung zu einer Erhebung. Zuerst sollte sie in den kleinen Herzogtümern und im Kirchenstaate unternommen werden, weil hier der Widerstand der schwachen Regierungen am leichtesten überwindbar schien. Zudem war Hoffnung vorhanden, daß der Herzog

von Modena selbst auf die nationale Seite treten würde. Zwar hatte Herzog Franz IV. jahrelang mit größter Strenge jede freie Regung in seinem Ländchen niedergehalten; die Universität Ferrara war aufgehoben, das gesamte niedere Unterrichtswesen den Jesuiten übergeben worden. Allein seit drei Jahren hatte er sich auffallend den Nationalen genähert, denen gegenüber er sein Regierungssystem als durch Österreich gegen seinen Willen ihm aufgezwungen zu rechtfertigen suchte. So begann die Nationalpartei in ihm einen stillen Verbündeten zu sehen, der ihre Pläne, wenn nicht unterstützen, so doch auch sicherlich nicht hindern würde. Hatte er doch im Oktober 1830 in einer Unterredung mit Mislei, einem der thätigsten Mitglieder der geheimen Verbindungen, diesen beauftragt, den Vaterlandsfreunden für das Vertrauen, das sie ihm erwiesen, in seinem Namen Dank zu sagen.



156. Papst Gregor XVI.

Nach dem Originale von Belliard lithographiert von Delpech.

Näher noch stand dem Herzoge der Polizeidirektor von Modena, Ciro Menotti. Durch Reichtum und Familienstellung einflußreich, war er das Haupt der Nationalen in Modena. Sein Gedanke war, den Herzog durch die Aussicht, ihn vermittelst der nationalen Bewegung zum Könige des einen und freien Italiens zu erheben, fest für die nationale Sache zu gewinnen. Seit Jahren gewöhnt, in offenem Vertrauen mit ihm zu verkehren, weihte er ihn in die Pläne und Maßnahmen der geheimen Gesellschaften ein. Damit hatte der Herzog erreicht, was er wollte: sein ganzes bisheriges Gebaren war eine nichtswürdige Komödie gewesen, um hinter die Pläne der Nationalen zu kommen. Der Enkel der Maria Theresia ein tückischer Spion! Zu spät erhielt Menotti Kenntnis von dem wahren Sachverhalt; er berief am Abende des 3. Februar 1831 die angesehensten Mitwisser des Erhebungsplanes in seine Wohnung; sie kamen überein, noch in der Nacht das Schloß zu überfallen und sich der Person des Herzogs zu bemächtigen. Als sie aber, fünfzehn Mann stark, zu dem kühnen Hand-

Menotti und der Herzog von Modena.

streiche schreiten wollten, fanden sie das Haus mit Soldaten umstellt; sogar Kanonen waren aufgefahren. Ein verzweifelter Kampf entspann sich; die Angreifer wurden nach tapferster Gegenwehr gefangen genommen. Nach zwei Tagen verließ der Herzog, durch den Aufstand Bolognas erschreckt, unter starker Truppenbedeckung sein Land und flüchtete sich nach Mantua unter den Schutz der österreichischen Kanonen; den verwundeten Menotti nahm er mit sich, um ihn später dem Galgen zu überantworten. In Modena bildete sich nun eine revolutionäre Regierung; an ihrer Spitze stand der Advokat Nardi, den Oberbefehl über die noch erst zu schaffende Revolutionsarmee erhielt der General Zucchi.

Republik in der Romagna.

Mit Windesschnelle war die Nachricht von den Vorgängen in Modena nach Bologna, der Hauptstadt der päpstlichen Romagna, gelangt. Sofort versammelten sich dort einige Scharen junger Leute in einem Kaffeehause und proklamierten unter weitschallenden Jubelrufen die Freiheit Italiens. Von den öffentlichen Gebäuden wurden die päpstlichen Wappen entfernt und allenthalben die Farben des freien Italien, die grünweißrote Fahne, aufgezogen. Der päpstliche Prolegat verließ nach einigen schwächlichen Versuchen, den Aufruhr zu beschwichtigen, die aufgeregte Stadt. Rasch breitete sich nun die Revolution über die benachbarten Orte aus; nirgends wurde der revolutionären Bürgergarde unter Oberst Sercognani Widerstand entgegengesetzt. Nur der Kommandant der Citadelle von Ancona, Sutermann, ein Deutscher, erklärte, bis auf den letzten Mann sich verteidigen zu wollen. Aber seine Offiziere waren ihm sämtlich entgegen, die Mauern der Citadelle halb verfallen, die Verbindung mit Rom ihm abgeschnitten, so daß er schließlich doch in Sercognanis Anerbieten eines freien Abzuges mit allen kriegerischen Ehren einwilligen mußte. Allein als er sich anschickte, die Besatzung nach Rom davon zu führen, war nur er allein noch übrig, die ganze Besatzung war zu den Insurgenten übergegangen. Ebenso schlossen sich Reggio und Parma der nationalen Erhebung an und jenseit des Apennin Perugia und Spoleto.

In Rom jedoch fand der Versuch, den Aufruhr zu entfachen, nur geteilten Beifall bei der Bürgerschaft. Rechtzeitig gewarnt, traf die Regierung des soeben am 2. Februar gewählten Papstes Gregor XVI. (Kardinal Capellari) ihre Gegenmaßregeln. Freiwillige von Stadt und Land ergriffen mit den päpstlichen Soldaten die Waffen, um die Engelsburg dem Papste zu erhalten. An der Tiberbrücke Ponte felice brachen sich die Wogen der Revolution.

Die provisorische Regierung, welche sich auch in Bologna gebildet hatte, berief unterdessen Abgeordnete der so plötzlich befreiten Landschaften nach der Hauptstadt der Romagna, um über die Neugestaltung der Verhältnisse Beschluß zu fassen. Nach wenigen Tagen schon war eine Verfassung für sie entworfen, welche als Präsidenten den Advokaten Johann Vicini an die Spitze der revolutionären Regierung stellte.

Zerfahrenheit der Insurrektion.

Die Bewegung hatte ihr Ziel erreicht; aber jetzt trat die schwerere Aufgabe an die Führer der Insurrektion heran, das Erreichte zu behaupten. Sofort offenbarte sie ihre innere Schwäche und Haltungslosigkeit. Im ersten Rausche der Erhebung hatte sich alles zusammengefunden, was dem päpstlichen Regimente abgeneigt war: alte Carbonari, Republikaner im Herzen, gemäßigt Liberale, die nur eine Abstellung der Mißbräuche wollten, Nationale, die ein einiges und freies Königreich anstrebten; jetzt aber empfanden die einen Reue und Furcht, daß sie sich zu weit hatten fortreißen lassen, andre waren noch lange nicht zufriedengestellt. Alle trachteten danach, sich der Gewalt zu bemächtigen, und schalten jeden, der nicht völlig zu ihnen hielt, einen Verräter. Das nahm der revolutionären Regierung Entschlossenheit und Thatkraft. Sie wagte weder mit den Insurgenten von Modena und Parma sich zu verbünden, noch ihre ganze Kraft an den Kampf gegen Rom zu setzen, noch die niedere Geistlichkeit als Bundesgenossen gegen den Papst durch entschiedene Parteinahme für dieselbe an sich zu ziehen.

Gregor XVI.

Gregor XVI., bis dahin Kardinal Capellari und Ordensgeneral der Camaldulenser, der nach langen, mehr als zwei Monate währenden Verhandlungen von dem Kardinalskollegium auf den Stuhl Petri erhoben worden war, hatte fast sein ganzes

Leben in klösterlicher Abgeschiedenheit zugebracht. Er kannte weder die Welt noch die Verkehrsformen der Welt. Obgleich von aristokratischer Geburt, verkehrte er mit seiner Umgebung in einer gewissen plebejischen Vertraulichkeit. Ein satirischer Zug um den Mund verriet seinen Hang zu Spöttereien, dicke Lippen, halb verdeckt durch eine große, von einer Fistel entstellte Nase, seine niedrigen Neigungen. Sein früherer Barbier, der schlaue Morone, wurde sein Sekretär und Vertrauter.

Bentivoglios Adresse.

Durch eine milde Ansprache an seine „vielgeliebten Unterthanen", durch das Versprechen der Verzeihung suchte Papst Gregor die rebellischen Provinzen zum Gehorsam zurückzuführen. Die Folge war eine neue Revolte in Rom, die indes, wenn auch schwer, unterdrückt wurde. Durch eine dreifarbige Schabracke, mit der er spazieren ritt, hatte der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der spätere Kaiser der Franzosen, seine Sympathie für die Volkssache angedeutet: er wurde um des Aufsehens willen, das er gemacht, aus Rom ausgewiesen. Die Antwort der insurgierten Provinzen auf den päpstlichen Erlaß aber gab der Oberst Bentivoglio in einer Adresse, die er an die Fürsten und Völker Italiens richtete. „Mit Ausnahme von wenigen", heißt es darin, „sind wir, die geliebten Unterthanen Seiner Heiligkeit, zu Grunde gerichtet, wenn Landeigentümer — bankrott, wenn Kaufleute — ausgehungert, wenn Handwerker — hilflos, wenn Fabrikanten — herabgewürdigt, wenn Bauern. Man zählte unsre Schritte, man legte unsre Worte aus, man durchsuchte unsre Häuser, man merkte auf unsre Blicke, man beargwohnte unsre Freundschaften; in allen Dingen Unsicherheit, Widerspruch, Veränderlichkeit, nichts fest und methodisch als die Auflagen und die politischen Verfolgungen!"

Gregors Hilfsgesuch an Österreich.

Staatssekretär des Papstes war der Kardinal Bernetti, ein Mann von Einsicht und Entschlossenheit. Er erließ alsbald einen Aufruf, um den Landsturm gegen die Rebellen ins Feld zu führen, und sandte den Kardinal Benvenuti mit weitgehenden Vollmachten in die Romagna. Allein die Insurgenten überfielen den Sendling und brachten ihn gefangen nach Bologna. Der Papst veranstaltete jetzt öffentliche Gebete und Reliquienausstellungen zur Unterdrückung der Revolution. Als aber auch diese versagten, wandte er sich am 19. Februar an Österreich um Hilfe.

Frankreichs Stellung. Einmarsch der Österreicher.

Fürst Metternich verkannte die Gefahr nicht, welche eine Intervention in Italien für Österreich in sich schloß, wenn sich Frankreich einer solchen ernstlich widersetzte. Dieses ließ nun die Erklärung abgeben, daß es sich der Besetzung Modenas und Parmas nicht widersetzen werde, die Besetzung des Kirchenstaates aber mache den Krieg wahrscheinlich, die Piemonts gewiß. Allein dem kriegerischen Geiste dieser Worte entsprach nicht die isolierte Stellung Frankreichs, das im Kriegsfalle keinen andern Verbündeten gehabt hätte als die Revolution, und dann sah Ludwig Philipp mit berechtigtem Mißtrauen auf das Liebäugeln der italienischen Revolutionäre mit den Napoleoniden. Er empfand, daß Metternichs Behauptung, die Revolution in Italien sei zum größeren Teile auf die Wühlereien von Carbonari und Bonapartisten zurückzuführen und demnach ebenso bedrohlich für Frankreich wie für Österreich, gar nicht so unrichtig sei. Übrigens wußte er, daß Frankreichs Kriegsbereitschaft durchaus nicht auf der Höhe der Situation war. So rückten denn die Österreicher auf die Bitte des Herzogs Franz und der Erzherzogin Marie Luise, Napoleons Witwe, die vor der Revolution aus ihrem Herzogtume Parma nach dem festen Piacenza geflohen war, Anfang März in Modena und Parma ein. Zucchi wollte Modena gegen sie verteidigen, allein seine Bürgergarden verließen ihn, bevor es zu einem Zusammenstoße kam, so daß er sich mit dem geringen Reste seiner Mannschaft nach Bologna zurückziehen mußte. Am 9. März hielt Franz IV. seinen Einzug in Modena und ließ den von ihm verratenen Ciro Menotti am Galgen enden, und am 13. März wurde Parma besetzt.

Unterwerfung der Romagna.

Schrecken ergriff beim Herannahen der österreichischen Truppen die Insurgenten in Bologna. Die Mitglieder des Kongresses flüchteten sich nach allen Seiten; die Bürgergarden zogen südwärts von dannen; nur die „Legion der Pallas", aus Studenten zusammengesetzt, war entschlossen, den Österreichern entgegenzutreten. Da jedoch General

Frimont, deren Oberbefehlshaber, mit dem weiteren Vormarsche zögerte, gewann der Justizminister Silvani Sammlung und Zeit, wenn auch gegen den Willen des Präsidenten Vicini, einige Maßregeln der Abwehr vorzubereiten. Zucchi wurde mit dem Befehle über die Streitkräfte betraut, welche ausgehoben werden sollten, und eine Steuererhebung angeordnet, um die Truppen auszurüsten. Allein alles durchschnitt die Ankündigung Frimonts am 19. März, daß er im Begriffe stände, die Grenze des Kirchenstaates zu überschreiten. Infolgedessen verlegte die Regierung ihren Sitz nach Ancona, und Zucchi marschierte mit den wenigen Truppen, die er bei der Fahne hatte, in der Richtung auf Forli ab, um sich in Rimini festzusetzen. Die Avantgarde der Österreicher unter General Mengen holte jedoch das Zucchische Korps schon vor Rimini ein; mannhaft widerstand es dem Angriffe, verschanzte sich in der Vorstadt von Rimini und hielt sich dort bis zum Einbruche der Dunkelheit, worauf es unter dem Schutze der Nacht auf Pesaro zurückging, ohne von den Österreichern weiter verfolgt zu werden. Von dort aus erreichte Zucchi Ancona, wo er sich mit den übrigen Häuptern des Aufstandes auf Handelsfahrzeugen nach Korfu einschiffte. Am 29. März zogen die Österreicher in Ancona ein, besetzten die Citadelle und die Forts und begannen auf die entschlüpften Insurgenten Jagd zu machen. Das Schiff, auf welchem sich Zucchi befand, wurde eingeholt und nach Venedig gebracht, wo man den General in strenger Haft festhielt. Mit zwanzigjähriger Festungshaft büßte er seine revolutionäre Führerrolle. Besser erging es Sercognani. Er legte bei dem Einmarsche der Österreicher in Spoleto die Waffen nieder, worauf ihm und seiner Schar von dem Großherzoge von Toscana freier Durchzug nach Livorno gewährt wurde, um sich von dort nach Frankreich einzuschiffen.

Hortense und Louis Napoleon.

In demselben Palaste zu Ancona, in dem der österreichische Kommandant sein Quartier genommen hatte, wohnte die Herzogin von St. Leu, Hortense, die frühere Königin von Holland, die ihren kranken Sohn im verborgenen bei sich pflegte. Prinz Louis Napoleon hatte nach seiner Ausweisung aus Rom mit seinem älteren Bruder Louis Napoleon sich in das Lager der Insurgenten begeben, die damals gegen Rom im Felde lagen. Bei verschiedenen Gelegenheiten thaten sie sich hervor, der ältere in einem Waldgefechte bei Terni, der jüngere bei der Belagerung von Civita Castellana. So erwünscht indes anfangs ihre Teilnahme am Kampfe der revolutionären Regierung gewesen war, so bedenklich erschien sie derselben, als der Einmarsch der Österreicher drohte; denn man fürchtete, daß Louis Philipp um ihretwillen seine jetzt dringend gewünschte Hilfe der Revolution versagen möchte. Die Prinzen wurden daher aufgefordert, die Nationalarmee zu verlassen; selbst die Bitte, nur als Gemeine in derselben weiter dienen zu dürfen, wurde ihnen abgeschlagen.

Von Florenz hatte inzwischen ihre Mutter, die kühne Herzogin Hortense, sich aufgemacht, um die Söhne zu behüten und zu beraten. Allein sie fand nur einen wieder: der ältere Louis Napoleon war auf dem Marsche zur Küste am 7. Februar 1831 in Forli an den Masern gestorben. In Pesaro traf sie mit ihrem jüngsten, letzten Sohne zusammen, voll Sorge, er möchte den nachrückenden Österreichern in die Hände fallen. Glücklich indes ward Ancona erreicht, von wo sie ihn in Sicherheit nach Korfu hinüberschicken zu können hoffte. Allein im Begriffe sich einzuschiffen, wurde der Prinz ebenfalls von den Masern befallen. Zugleich rückten die Österreicher in Ancona ein. So blieb der Geängstigten nichts übrig, als den heftig fiebernden Sohn bei sich zu verbergen; ein großes Wagnis, da unter demselben Dache General Geppert sich einquartierte. Österreichische Soldaten gingen ein und aus; doch wurde das Geheimnis bewahrt.

Nach acht angstvollen Tagen war Louis Napoleon soweit hergestellt, daß er reisen konnte. Die Herzogin verließ beim ersten Morgengrauen Ancona; hinten auf der Kutsche stand in Bedientenlivree ihr Sohn. Über Loretto und Tolentino ging rastlos die Fahrt; endlich waren die letzten Posten der Österreicher passiert und die Grenze von Toscana nahe. Allein der Großherzog hatte nicht allen Insurgenten den Durchzug durch sein Land erlaubt: unter denen, welchen er verboten war, waren auch die Prinzen Bonaparte aufgeführt. Indes der Grenzkommissar glaubte dem allgemeinen Gerüchte, daß Prinz Louis nach Korfu entkommen wäre, und ließ die Herzogin mit ihrer Dienerschaft unbehelligt die Grenze passieren. Unter englischem Passe gelangten die Flüchtigen nun auf wenig betretenen Wegen über Siena und Pisa an der Küste entlang nach Cannes. In Frankreich gab es für sie keine Verfolgung mehr. Ja, sie erhielt vom Könige, mit dem sie in Paris eine geheime Unterredung hatte, die Mittel zur Weiterfahrt nach England.

Die Kurie zu Reformen gezwungen.

Auf ihrer Flucht nach Ancona hatte die revolutionäre Regierung den gefangenen Kardinal Benvenuti dorthin mit sich genommen. Als alles verloren schien, gab sie den Kardinal frei und übertrug ihm ihre ganze Gewalt, wogegen dieser gegen



157. Der Hafen von Ancona. Nach einer Photographie.

Ehrenwort sich verpflichtete, für den Erlaß einer Amnestie und die Durchführung der nötigen Reformen in der Landesverwaltung einzutreten. Der Papst jedoch verwarf dies Abkommen als erzwungen, sich wenig daran erinnernd, daß ihm die Schlüssel der Gnade ebenfalls übertragen seien, und ließ sich durch die reaktionär gesinnte Mehrheit der Kardinäle, den Kardinal Albani voran, bestimmen, Kommissionen zu ernennen, die kurzer Hand über die Empörer ihr Urteil fällen sollten. Allein dem widersprachen die Gesandten der Großmächte in Rom. Der preußische Gesandte von Bunsen entwarf eine Denkschrift, übergeben am 21. Mai, worin die unerläßlichsten Reformen dargelegt waren; gemeinschaftlich wurde diese dem Staatssekretär Kardinal Bernetti überreicht und zumal durch den französischen Gesandten, Grafen St. Aulaire, zur Annahme dringend empfohlen. Die Kurie mußte sich fügen; am 5. Juli 1831 erschien ein päpstliches Edikt, das die Umgestaltung des ganzen Verwaltungswesens im Kirchenstaate, die einzige Stadt Rom ausgenommen, anordnete. Diese Verfügung hatte dasselbe Schicksal, eingesargt zu werden, wie später der Hattischerif von Gülhane: man gab dem augenblicklichen Drucke nach, um Lästigeres zu vermeiden, man versprach alles, um nichts zu halten.

Einen köstlichen Beleg für den Reformeifer der Kurie erzählte später der französische Minister und Historiker Guizot nach dem Berichte des französischen Gesandten in Wien. Diesem teilte Metternich selbst folgendes mit: „Ich hatte dem heiligen Vater eine Konstitution, kaum ein Reformprojekt, geschickt, das unschuldigste Ding von der Welt. Der heilige Vater betrachtete sie mit Wohlwollen, aber die Kardinäle, denen er sie vorlegte, antworteten: ‚Lassen Sie das und geben Sie es dem Jakobiner zurück, der es Ihnen geschickt hat!'" Metternich als Jakobiner!!

An die Spitze der Verwaltung der Bezirke wurden weltliche Prolegaten gestellt, denen ein gewählter Provinzialrat zur Seite stehen sollte; nur „fürs erste" behielt sich der Papst vor, diese selbst zu ernennen; die Amnestie wurde gewährt, nur daß die Häupter der Bewegung davon ausgeschlossen wurden. Die Provinzen schienen damit zur Ordnung zurückgeführt zu sein: die Österreicher verließen am 15. Juli das päpstliche Gebiet.

Vermehrte Strenge des Papstes.

Allein die Provinzen mißtrauten der Aufrichtigkeit der Versprechungen des heiligen Vaters: sie richteten eine Adresse an die Gesandten der Großmächte, in der sie die bisherige Mißwirtschaft der päpstlichen Regierung in grellen Farben schilderten und gänzliche Beseitigung der weltlichen Herrschaft des Papstes, Aufhebung der Inquisition, Freiheit des Unterrichts und gründliche Reform des Gerichtswesens verlangten. Diese Unbotmäßigkeit und Umgehung seiner Autorität schien dem Papste nachdrückliche Strafe zu verlangen: er erließ ein Studiendekret, das alle Prüfungen in die Hände der geistlichen Behörden legte, und eine sehr strenge, peinliche Gerichtsordnung. Als ein großes Zugeständnis dagegen betrachtete er es, daß den Richtern anempfohlen wurde, nicht vor Anhörung der Parteien das Urteil zu sprechen, daß das Amt eines päpstlichen Uditore, der die Befugnis hatte, jede richterliche Entscheidung zu kassieren, nunmehr aufgehoben wurde, sowie daß der Rechnungsbehörde, die die Ausgaben und Einnahmen der Bezirke zu prüfen hatte, jetzt drei von ihm ernannte Bürger zur besseren Kontrolle beigegeben wurden.

Neue Maßregeln gegen die Romagna.

Diese Maßnahmen entsprachen jedoch so wenig den geringsten Hoffnungen der Provinzen, daß die Bürgerschaft das neue Steuerdekret in Bologna öffentlich am 21. November verbrannte. Einer solchen Auflehnung glaubte der Papst nur durch bewaffnetes Einschreiten begegnen zu können. Eine Anleihe hatte seine Kasse gefüllt. So wurden durch den Obersten Barbieri in Rimini und Pesaro etwa 5000 Mann angeworben, und durch den Obersten Zamboni in Ferrara ein fast ebenso starkes Korps. Es war das Gesindel Roms, das sich unter den päpstlichen Fahnen sammelte, verstärkt durch Galeerensklaven und Räuberbanden aus den Abruzzen, in welche der frühere Räuberhauptmann Gasparone von der päpstlichen Regierung auf Werbung geschickt war. Sie nannten sich zur eignen und zur Ehre ihres Brotgebers „Papalini."

Ausschreitungen der „Papalini".

Welche Gefahr drohte den Provinzen von diesen Rotten von Räubern und Mördern! Man wählte einige angesehene Leute zu Wortführern, und diese hielten in Gegenwart ihrer Prolegaten am 5. Januar 1832 eine Versammlung zu Bologna, in

welcher sie beschlossen, diese päpstlichen Truppen niemals in ihr Land zuzulassen. Zugleich wurden die Bürgergarden, die sich zur Aufrechthaltung der Ordnung gebildet hatten, verstärkt. Die Erwiderung ließ nicht auf sich warten. Fünf Tage später erhielt der Kardinal Albani, der schroffste Gegner jeder Reform, den Auftrag, mit dem päpstlichen Militär in Bologna, Forlì und Ravenna einzurücken und die Bürgergarden zu entwaffnen. Sofort setzte sich Barbieri gegen Forlì in Bewegung. Unweit Cosena verlegten ihm die Bürgergarden den Weg; er zwang sie, sich zurückzuziehen, rückte ohne Widerstand in Cosena ein und ließ seine Horden gegen die wehrlosen Einwohner los. Männer, Weiber und Kinder wurden schonungslos gemordet, die Häuser geplündert und selbst die heiligen Gefäße aus einer Kirche geraubt. In Forlì wiederholten sich diese Schreckensszenen. Die Päpstlichen stachen nieder, wen sie auf der Straße fanden, verstümmelten die Verwundeten in grauenvoller Weise, ganz zu geschweigen von den sonstigen bestialischen Exzessen einer völlig disziplinlosen Soldateska — und der Kardinal erklärte das Blutbad für einen „unglücklichen Zufall", ohne an eine Untersuchung, viel weniger an eine Bestrafung zu denken. Weiter jedoch getraute er sich vor der Rache der Bewohner nicht in die Romagna hineinzurücken, sondern rief die Österreicher zur Hilfe herbei, die bei ihrem Einrücken in das päpstliche Gebiet am 24. Januar 1832 den mißhandelten Bewohnern wie Erretter erschienen.

Hinterhaltige Politik Frankreichs.

Daß das Julikönigtum nichts zur Unterstützung der Erhebung Italiens gethan, war teilweise die notwendige Folge seiner militärischen Schwäche, vor allem aber Ausfluß jener niederträchtigen Politik, irgendwo anders Unruhen anzustiften, um selbst Ruhe zu haben. Natürlich trug ihm dies kurzsichtige System mit Recht von seiten seiner Gegner die heftigsten Vorwürfe und Angriffe ein. Wie mußten diese sich jetzt steigern, da Österreich zum zweitenmal in die päpstlichen Besitzungen einrückte! Unmöglich konnte Louis Philipp sich jetzt wieder mit dem billigen Auskunftsmittel unbestimmter Versprechungen begnügen: machte man ihn doch zumeist für das Mißlingen der italienischen Erhebung in freisinnigen Kreisen verantwortlich. Die italienische Frage hatte schon im März einen Ministerwechsel in Frankreich veranlaßt, an Stelle des allzu kriegslustigen Laffitte war der besonnenere Casimir Perier getreten, der Großvater des französischen Präsidenten unserer Tage. Es charakterisiert die französische Politik jener Zeit ausgezeichnet, daß eine den Angriff der Türkei auf Österreich und Rußland dringend anratende Depesche des damaligen französischen Gesandten in Wien, Maison, an den französischen Gesandten in Konstantinopel, General Guilleminot, von Ludwig Philipp und Sebastiani dem Minister des Auswärtigen unterschlagen wurde, damit der kriegslustige Laffitte nichts davon erführe, ein Grund mehr für diesen, als er doch davon hörte, seinen Abschied zu nehmen. Zu dem Ministerwechsel hatte Ludwig Philipp vor allem eine deutliche Hinweisung Metternichs veranlaßt, daß man nicht Engel genug sei, um nicht aus allen Batterien zu feuern, d. h. um den Herzog von Reichstadt, Napoleons I. einzigen legitimen Sohn, gegen Frankreich als Prätendenten auszuspielen. Zunächst holte Casimier Perier, der französische Minister, vorher unter Darlegung der inneren Lage Frankreichs die Zustimmung Österreichs zu einer französischen Intervention in Italien ein; Metternich gab sie, um ein Zerwürfnis mit Frankreich zu vermeiden, unter der Bedingung, daß die Autorität des Papstes gewahrt bliebe. Louis Philipp sandte daher den General Cubières nach Rom, um dem heiligen Vater darzulegen, daß die französische Intervention lediglich in seinem Interesse erfolge: die Franzosen seien ebenso gut seine Verbündeten wie die Österreicher.

Die Franzosen in Ancona.

In der Nacht vom 22. zum 23. Februar 1832 erschienen auf der Reede von Ancona drei französische Kriegsschiffe, landeten am Morgen und verlangten Einlaß in die Stadt. Die päpstliche Besatzung weigerte sich zu öffnen; da ließ Oberst Combes die Thore einschlagen, die Päpstlichen entwaffnen und machte sich so zum Herrn der Stadt. Darauf kapitulierte die Citadelle ohne den geringsten Versuch des Widerstandes.

Mit unbeschreiblichem Jubel nahmen die Bewohner die französischen Truppen auf; Freiheitslieder wurden gesungen, die Häuser illuminiert, allerorten Nationalfahnen

aufgezogen und die Gefängnisse geöffnet, um die politischen Gefangenen in Freiheit zu setzen. In ihrem Freudenrausche ließen die Bewohner jetzt ihrem Hasse gegen alles, was an die päpstliche Herrschaft erinnerte, freien Lauf: Priester wurden mißhandelt, Madonnenbilder durch Steinwürfe zertrümmert. Der Papst sandte infolgedessen eine Abteilung Soldaten gegen die Stadt, allein die Bürger stürzten sich mit solcher Erbitterung auf die päpstlichen Karabineri, daß diese nur durch das Dazwischentreten der Franzosen gerettet werden konnten. Eine freudige Aufregung bemächtigte sich der ganzen Romagna, die nicht selten zu Ausschreitungen verführte; fast täglich fanden Schlägereien, auch wohl kleine Scharmützel zwischen den Soldaten des Papstes und den Bürgern oder den Bürgergarden statt, so daß der Papst endlich sich genötigt sah, seine Truppen ganz aus den aufsässigen Landschaften zurückzuziehen. In feierlichem Zuge begaben sich jetzt die Abgeordneten der Stadt Ancona zu Cubières, der den Oberbefehl übernommen hatte, und überreichten ihm eine Bittschrift, in der sie die Vermittelung der Großmächte anriefen, um von den unerträglichen Mißständen der päpstlichen Herrschaft befreit zu werden. Das hieß nichts andres, als sich von dem Papste lossagen; der päpstliche Prolegat verließ die Stadt, und Papst Gregor schleuderte den Bannfluch auf das abtrünnige Ancona. Die Anconesen aber verlachten den Zorn des heiligen Vaters; sie banden die Bannbulle wie eine Fahne an einen Luftballon und gaben sie den Winden preis.

Reaktion in Ancona.

Allein die Ernüchterung folgte bald. General Cubières erhielt den Befehl, die päpstliche Verwaltung in Ancona wiederherzustellen, so daß nicht wenige Romagnesen, die in Ancona Zuflucht gesucht hatten, es vorzogen, nach Frankreich, so lange es noch Zeit war, sich einzuschiffen. Damit schien auch dem Kardinal Albani der rechte Zeitpunkt gekommen, die Gegenrevolution mit gehörigem Nachdruck wieder aufzunehmen. Das ganze Land erfüllte er mit seinen Spähern, in Bologna errichtete er einen besonderen Verschwörungsgerichtshof; eigenmächtig löste er die städtischen Behörden auf und setzte neue ein, vielfach unfähige und übelberufene Personen, die allein ihre päpstliche Gesinnung ihm empfahl, selbst Gesindel und überführte Verbrecher. Bologna wagte ihm Widerstand zu leisten: er ließ eine Rotte päpstlichen Militärs gegen die Stadt anrücken. Voll Ingrimm warfen die Bolognesen sich der Bande entgegen, so daß die Österreicher einschreiten mußten, um die Päpstlichen vor der Vernichtung zu bewahren.

Albani abberufen.

Wütend über die Niederlage erließ nun der Kardinal eine flammende Proklamation, in der er ankündigte, er wolle die revolutionären Rotten mit Stumpf und Stil vom Erdboden vertilgen. Da konnte denn doch der Papst, von den Großmächten gedrängt, nicht umhin, den Kardinal von seiner Mission abzuberufen. Von der Einführung aber der im vorigen Jahre angekündigten Reformen war jetzt nicht weiter die Rede. Der Papst war zufrieden damit, daß Österreich und Frankreich im Verein in den unruhigen Provinzen ihm die Herrschaft wahrten. Erst im November 1838 gaben die beiden Mächte fast gleichzeitig die Okkupation auf.

Der Kirchenstaat blieb ruhig, von Spähern und Soldaten bewacht; aber unter der Oberfläche brodelte der tiefste Haß gegen den Papst und seine Schergen.

Neapel.

Auch in Neapel versuchte Louis Philipp zu intervenieren. Hier war im Jahre 1830 Ferdinand II. auf seinen Vater Franz I. gefolgt. Der junge König berief in dem Minister Intonti einen gemäßigten Mann zu seinem Beirat und gab sich viele Mühe, das gesunkene Heer zu heben und das zerrüttete Finanzwesen zu ordnen; durch vielfache Reisen suchte er sich über die Bedürfnisse seines Volkes selbst zu unterrichten. Er erweckte daher mannigfache Hoffnungen, daß er eine bessere Zeit über sein Land heraufführen würde. An ihn schrieb daher Louis Philipp und empfahl ihm, der Zeit die nötigen Konzessionen zu machen und die drückenden Bande des alten Regimentes zu lockern. Sofort aber mischte sich Österreich hinein: der Gesandte Graf von Lebzeltern erhielt von Metternich den Auftrag, den König auf der Seite Österreichs festzuhalten. Er setzte es durch, daß Ferdinand die Vorschläge des Bürgerkönigs ablehnte und dagegen den österreichischen Staatskanzler seiner An-

hänglichkeit versicherte. Als jedoch in Bologna die Revolution ausbrach, schien Ferdinand sich wieder den Liberalen zuzuneigen: eine Bürgergarde wurde errichtet und eine Notabelnversammlung berufen. Indes Lebzeltern wußte, mit Maßregeln von seiten Österreichs drohend, es durchzusetzen, daß Intonti entlassen und der reaktionäre del Carretto zum Minister berufen wurde, womit denn alle liberalen Anläufe in Neapel beseitigt waren.

Sardinien.

Fast um dieselbe Zeit, im April 1831, hatte in Sardinien der Prinz von Carignan, Karl Albert, den Thron bestiegen und mit zahlreichen Erleichterungen des Volkes seine Regierung begonnen. Die geheimen Gesellschaften hatten infolgedessen sehr an Einfluß und Bedeutung gewonnen; aber es bildete sich aus ihnen heraus eine Verschwörung, zu dem Zwecke, den König zum Erlasse einer Verfassung zu zwingen. Für den Fall der Ablehnung drohte sie mit Revolution: denn Revolution sei „die Religion der mißhandelten Völker". Österreich, allezeit argwöhnisch, bot dem Könige an, zu seiner Sicherung — eben war die Revolution in Bologna ausgebrochen — die Festung Alessandria zu besetzen. Allein Karl Albert widerstand beiden: er wies das Anerbieten Österreichs mit Entschiedenheit zurück und zerstörte die Pläne der Liberalen, indem er die Häupter der Verschwörung verhaften ließ. Nunmehr kehrte auch er in die früheren Bahnen zurück, verschärfte die Zensur, gab der Geistlichkeit ihre frühere Macht zurück, verstärkte die Polizei, vergrößerte das Heer, so daß gar schnell all die Hoffnungen schwanden, mit denen man bei seiner Thronbesteigung ihn begrüßt hatte.



158. Karl Albert, König von Sardinien.
Nach dem Kupferstiche von L. Sichling.

Das „junge Italien".

So zerrannen allenthalben die Erwartungen, mit denen die geheimen Verbindungen in Italien sich getragen hatten; aber die Jugend ließ trotz aller Enttäuschungen die Hoffnung nicht. Ein großer Geheimbund entstand, die Reste der meisten alten Geheimbünde in sich aufnehmend, der, weit verzweigt über die Halbinsel, besonders unter der Jugend Italiens seine Mitglieder suchte und fand. Das war das „junge Italien". Die alten Carbonari waren skeptisch und liberal gewesen, das „junge Italien" war religiös und demokratisch; sein Ziel war die Unabhängigkeit und Einheit Italiens; seine Devise lautete „jetzt und allezeit"; sein Symbol war ein Cypressenzweig; seine Mittel sollten das Schwert des Insurgenten und die Feder des Journalisten sein. In Marseille wurde die Bundeszeitschrift „das junge Italien" gedruckt, welche die Grundsätze des jungen Italien in allen Staaten der Halbinsel verbreitete, unter allen Ständen Anhänger warb. Auch unter dem Militär schlossen sich viele dem Bunde an, namentlich von der Artillerie. So wurde eine Erhebung des ganzen Landes vorbereitet, welche durch Unternehmungen von außen unterstützt werden sollte.

Buonarotti. Indessen in Sardinien wurde die Verbindung entdeckt; zahlreiche Anhänger derselben wurden gefangen gesetzt, mehrere Rädelsführer hingerichtet. Gegen Sardinien sollte darum die erste Unternehmung von außen gerichtet sein, um dem Bunde dort Luft zu verschaffen. In Paris jedoch, dem Sammelplatze der Häupter des jungen Italien, war man geteilter Ansicht darüber. Niemand genoß dort größeres Ansehen, als Buonarotti, ein Nachkomme des großen Michelangelo. Er lebte in Paris als Musiklehrer; aber seine ärmliche Dachstube war das Hauptquartier des jungen Italien; die Milde seines Wesens, die Idealität seiner Ansichten, die Besonnenheit seines Urteils beherrschten die Genossen. Buonarotti bezeichnete den geplanten Einfall in Savoyen als ein zweckloses Abenteuer.



Jos. Mazzini

159. Joseph Mazzini.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Mazzini. Anders sah die Sache Joseph Mazzini an. Geboren am 22. Juni 1805 zu Genua, war er ein Mann von einnehmendem Wesen, von bedeutendem journalistischen Talente, von rastloser Thätigkeit; Verschwörungen zu betreiben, war ihm Herzenssache. Er war der Stifter des jungen Italien; das gab ihm Ansehen. Doch hatte Ludwig Philipp nicht Lust, in Marseille, wo sich Mazzini aufhielt, sich ruhig einen Verschwörungsherd entwickeln zu lassen. Eine Fälschung lieferte den Stoff zum Einschreiten gegen den unbequemen Fremdling. Es waren im Mai 1833 zu Rodez in Südfrankreich zwei Italiener von einem dritten ermordet worden; ein Polizeiagent entdeckte darauf ein von Mazzini unterschriebenes Todesurteil, das den Mord als einen politischen erscheinen ließ. Und obwohl die Geschworenen von Aveyron die Unterschrift für gefälscht erklärten, wurde Mazzini doch des Landes verwiesen. Er begab sich nach Genf, um hier einen mit den französischen Carbonari zusammen schon länger geplanten Hand-

streich vorzubereiten. Ihm an die Seite war der polnische General Ramorino gestellt, in welchem man den unglücklichen Streiter für Polens Freiheit verehrte. Mit größtem Eifer organisierte Mazzini die Verschwörung in Savoyen. Der Plan war, mit zwei Kolonnen von Genf aus den festen Platz St. Juliano zu überfallen und dort das Signal für die Erhebung der ganzen Provinz zu geben. Am 1. Februar 1834 brach man auf; allein die eine Kolonne unter dem Polen Grabski wurde mitten auf dem Genfer See von der Genfer Regierung verhaftet. Die andre, welche Mazzini und Ramorino anführten, marschierte um den See herum und gelangte bis zu dem sardinischen Dorfe Carra. Hier im Biwak brach der scharfe Gegensatz der beiden Führer heraus: Mazzini drängte vorwärts auf St. Juliano zu, Ramorino erklärte es für thöricht, ohne Nutzen sich niedermetzeln zu lassen. Ein blinder Lärm alarmierte die müde und mutlose Schar, das Korps löste sich auf, alle folgten Ramorinos Rat und eilten, die sichere Grenze wiederzugewinnen. Von diesem Ereignis an brach Mazzini seine Verbindung mit der Haute Vente Universelle, der carbonaristischen Geheimverbrüderung in Frankreich, ab und ging seine eignen Bahnen. Im übrigen trug dieser klägliche Ausgang natürlich viel dazu bei, die nationalen Hoffnungen zu erschüttern. Ein Gefühl zagenden Kleinmutes begann sich allmählich über Italien zu lagern, man mißtraute der eignen Kraft und gewöhnte sich daran, die einzige Rettung von Frankreich zu erwarten. Wohl versuchten noch von Zeit zu Zeit tollkühne Köpfe eine Volkserhebung einzuleiten, aber stets nur zum eignen Verderben. Das Volk versumpfte immer mehr in bigottem Aberglauben und stumpfer Ergebung.

Einfall in Savoyen.

Bürgerkrieg in Spanien.

Auf der Iberischen Halbinsel hatte es England verstanden, seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts das kleine Königreich Portugal in völliger Abhängigkeit von sich zu erhalten. Diesen Einfluß auch auf Spanien auszudehnen, war sein unablässiges Bestreben. Allein die Verwandtschaft der Dynastien und die benachbarte Lage schien eher Frankreich hier den bestimmenden Einfluß anzuweisen; es übte ihn, solange auf beiden Seiten der Pyrenäen Bourbonen herrschten. Mit Empfindlichkeit nahm Louis Philipp wahr, daß der altverbundene Nachbar sich seiner der Revolution entsprungenen Herrschaft ablehnend gegenüberstellte, während England ausschaute, wie es den Wandel der Verhältnisse für sich ausnutzen könne.

Spaniens Verhältnis zu England und Frankreich.

Im Dezember 1828 waren die letzten französischen Interventionstruppen aus Spanien abgezogen. Sie verließen ein völlig zerrüttetes und erschöpftes Land, dessen Mark die Bürgerkriege zerstört hatten. Der siegreiche König hatte die Unumschränktheit seiner Herrschaft durch Verbannung der Gegner zu sichern gesucht; andre waren freiwillig vor der Reaktion aus dem Vaterlande geflüchtet. Gegen 800 Häupter der liberalen Bewegung lebten in der Verbannung, teils in Frankreich, teils in dem gastlichen England.

Zustand Spaniens nach Abzug der Franzosen.

Der Ausbruch der Julirevolution versetzte sie alle in die lebhafteste Erregung; sie glaubten, wenn sie jetzt nach Spanien zurückkehrten und die Fahne der Freiheit erhöben, so würde das ganze Volk von Spanien ihnen zufallen und der absolute Thron König Ferdinands würde rasch in sich zusammenbrechen. Sie eilten nach Paris. Die neue Regierung in Frankreich war ihnen günstig gesinnt; sie ließ sie nicht nur ungehindert nach Süden weiterziehen, sondern sie gewährte ihnen auch Unterstützung. Lafayette war es, der den spanischen Verbannten einige Geldmittel aus der Kasse Louis Philipps erwirkte, den ja die Madrider Regierung anzuerkennen sich weigerte. An der spanischen Grenze sammelten sich die Scharen der Verbannten; allein so sehr trennten sie alte Streitigkeiten, daß die eine Schar von den Pyrenäen aus in Spanien eindringen wollte, die andern unter Torrijos sich nach Gibraltar begaben. In kleinen Trupps, ohne Plan und Zusammenhang, überschritten nun jene die Grenze; nirgends erhob sich das Volk auf ihren Ruf, vielmehr erlagen sie in ihrer Vereinzelung alle rasch den königlichen Freiwilligen; glücklich, wem es gelang, in eiliger Flucht die rettende Grenze wieder zu erreichen. Von Torrijos Schar versuchte

Wirkung der Julirevolution.

ein Teil die Stadt Cadiz zur Erhebung zu bewegen, aber die Bürger blieben ruhig, nur zwei Kompanien Marinesoldaten folgten dem Rufe, um nach einigen Tagen ziellosen Umherirrens auch dem Generalkapitän von Sevilla, Quesada, zu erliegen. Torrijos selbst wurde durch einen verräterischen Freund nach Malaga gelockt, wo er ergriffen und erschossen wurde. So endigten in wenig Monaten diese Versuche der Verbannten, Spanien zu befreien, mit dem Untergange der Mehrzahl der Verwegenen.

Ferdinands schwankende Gesinnung.

König Ferdinand VII. hatte zwar, um den Verbannten die Unterstützung Frankreichs zu entziehen, jetzt Louis Philipp anerkannt; aber er war weit entfernt davon, sich etwa durch den Bürgerkönig beeinflussen zu lassen. Vielmehr war er anfangs geneigt, gereizt durch die Einfälle der Verbannten, mit Nachdruck jeder freien Regung in seinem Lande entgegenzutreten. In diesem Sinne suchte auf den König die apostolische



160. Maria Christine, Königin von Spanien.
Nach dem Originale von C. Brand lithographiert von A. Kneisel.

Junta, die Partei der Reaktionären und Klerikalen, deren Haupt der Bischof von Leon, Don Joaquin Abarca, war, einzuwirken. Gerade dies aber machte den König, der es zu seinem Grundsatze gemacht hatte, keiner Partei sich hinzugeben, mißtrauisch; er folgte schließlich dem Rate der Königin Maria Christine, die Milde und Mäßigung empfahl.

Die Königin Maria Christine.

Nach dem Tode seiner dritten Gemahlin, einer sächsischen Prinzessin, hatte sich die apostolische Junta mit allen Mitteln bemüht, die Wahl des Königs auf eine Prinzessin aus den reaktionär gesinnten Fürstenhäusern von Sardinien oder Portugal zu lenken; allein die Infantin Luise de Paula, die Schwägerin des Königs, kam ihr zuvor: sie empfahl ihm ihre jüngere Schwester Maria Christine von Neapel. Die Prinzessin stand in dem Rufe, liberaler Gesinnung zu sein; sie wurde, als Ferdinand sie nur ein halbes Jahr nach dem Tode seiner dritten Gemahlin im Dezember 1829 heimführte, bei ihrer Ankunft in Spanien mit Jubel und aufrichtigen Freudenbezeigungen empfangen. Ihre Persönlichkeit zudem hatte viel Ansprechendes. In der vollen Blüte der Jugend machte die dreiundzwanzigjährige Königin den Eindruck der Lebensfrische und Lebenslust; die Anmut und Munterkeit ihres Wesens machten sie schnell populär; auf ihren

Gemahl, den doppelt so alten König, gewann sie bald merklichen Einfluß. Sie wandte ihn in der angemessensten Weise an: die unwürdigen Günstlinge und Hofschranzen wurden aus der Umgebung des Königs entfernt, der hohe Adel wurde zu den Hofämtern berufen und dem Hofe überhaupt ein würdigeres Ansehen gegeben. Dadurch faßte sie festen Fuß in der Neigung der oberen Schichten der Nation; auch beim Heere wurde sie sehr beliebt; auf sie richtete sich das Vertrauen der Gemäßigten und Liberalen im Lande.

Die Apostolischen freilich redeten ihr Verschwendungssucht und Leichtfertigkeit nach; dieser Vorwurf war nicht unbegründet, denn unter der Ägide der neuen Königin verbrauchte der Hof z. B. im Jahre 1832 200 Millionen Realen, d. h. den vierten Teil der Gesamtausgaben und viermal so viel, wie für ihn ausgeworfen war. Während der Pöbel darüber murrte, witterte die Geistlichkeit hinter dem etwas freieren Auftreten der Königin das Gespenst des Liberalismus, und beide zeigten sich fast von vornherein der jungen Herrscherin abgeneigt. Der bisher allwaltende Minister Calomarde, ein Mensch ohne Grundsätze, der sich durch Treulosigkeit und raffinierte Schlauheit zum Justizminister und Günstling des Königs aus niederem Stande emporgearbeitet hatte, fürchtete, durch die Königin Christine beiseite geschoben zu werden, und schloß sich daher den Apostolischen an. Das waren die Gegner der Königin: ihr Mittelpunkt aber war der Thronerbe Don Carlos, nach dem man diese ganze reaktionäre und pfäffische Gegnerschaft der Königin unter dem Namen „Karlisten" zusammenzufassen begann. Der Infant Don Carlos, der vier Jahre jüngere Bruder des Königs Ferdinand, war ein Mann beschränkten Geistes, ohne Verständnis für seine Zeit, ebenso fanatisch wie reaktionär gesinnt, in seinen Entschließungen ganz von seinem Beichtvater und seiner ehrgeizigen Gemahlin, Maria Franziska von Portugal, abhängig. Ihm gab die Kinderlosigkeit seines Bruders das nächste Anrecht auf den spanischen Thron: so schien den Karlisten die Zukunft zu gehören.

Die pragmatische Sanktion Karls IV.

Es ist daher begreiflich, mit welcher Freude alle Gemäßigten und Liberalen die Nachricht begrüßten, daß die Königin Christine guter Hoffnung sei. Wie aber, wenn es eine Prinzessin wäre? Hatte doch Philipp V. die bourbonische Erbfolgeordnung, welche die Thronfolge auf die männlichen Nachkommen beschränkte, im Jahre 1713 in Spanien eingeführt. Dies war eine Änderung des altkastilischen Erbfolgegesetzes, das näher verwandten Frauen vor entfernter verwandten Männern den Thron bestimmte und seit unvordenklichen Zeiten in Spanien bis zu den Bourbonen unangefochten gegolten hatte. Unter Zustimmung der Cortes hatte daher König Karl IV. durch die pragmatische Sanktion des Jahres 1789 jene Änderung wieder beseitigt und die altkastilische Thronfolgeordnung uneingeschränkt wiederhergestellt. Freilich hatte Karl es damals unterlassen, aus Rücksicht auf die bourbonischen Dynastien in Frankreich und Neapel, die pragmatische Sanktion bekannt zu machen. Dies nachzuholen schien jetzt dem Könige Ferdinand der geeignete Zeitpunkt; am 3. April 1830 erfolgte in der königlich spanischen Amtszeitung die Veröffentlichung der pragmatischen Sanktion König Karls IV.

Entrüstung der Karlisten.

Groß war die Bestürzung der Karlisten; ihre Hoffnungen waren zertrümmert selbst für den Fall, daß die Königin von einer Prinzessin genesen sollte. Freilich die Rechtsgültigkeit der pragmatischen Sanktion war anfechtbar, da sie durchaus einseitig ohne Hinzuziehung der durch sie betroffenen Familienmitglieder beschlossen worden war; nicht einmal benachrichtigt hatte König Ferdinand seine Brüder Don Carlos und Don Franzisko, und die entfernter beteiligten Höfe von Paris und Neapel protestierten, wie jene, gegen die Neuerung.

Die Infantinnen Isabella und Luise.

Wirklich wurde am 10. Oktober 1830 eine Prinzessin, die Infantin Donna Maria Isabel, geboren, der nicht ganz anderthalb Jahre später die zweite Tochter, die Infantin Luise, folgte.

Aufhebung der pragmatischen Sanktion.

Da verfiel in dem Lustschlosse von San Ildefonso im Gebirge im Sommer 1832 der König in eine schwere Krankheit. Die Königin pflegte ihn mit aufopfernder Sorgfalt; Tag und Nacht wich sie nicht von dem Schmerzenslager ihres Gemahls. Dennoch nahm die Krankheit eine Wendung, die die größten Besorgnisse einflößte: furchtbare Krämpfe wechselten mit schweren Ohnmachten, zwischen denen nur kurze

schmerzfreie Pausen dem halb bewußtlosen Könige aufzuatmen verstatteten. Auch Don Carlos fand sich in dem Schlosse ein. Die Königin befand sich allein in der Mitte ihrer heftigsten Feinde. Der Minister Calomarde machte ihr begreiflich, daß die pragmatische Sanktion ohne die Zustimmung des Infanten ihrer Tochter Isabella keineswegs den Thron sichere. Christine machte daher den Versuch, sich mit ihrem Schwager zu verständigen. Er war nicht abgeneigt, auf einen Vergleich einzugehen; allein seine Gemahlin wollte von Nachgiebigkeit nichts wissen. Der österreichische Gesandte, die anwesenden Geistlichen, alle drangen in ihn, von seinem Rechte und dem seiner Kinder nichts preiszugeben. Da bat denn die Königin, von allen verlassen, von Nachtwachen erschöpft, ihren Gemahl am 18. September selbst um Aufhebung der pragmatischen Sanktion. Calomarde und Abarca, der Bischof von Leon, stellten es dem Könige als unerläßlich vor. Der todkranke Monarch gab nach und unterzeichnete ein Kodizill zu seinem letzten Willen, in welchem er die pragmatische Sanktion aufhob; dann sank er zurück, vor Erschöpfung ohnmächtig.

Ministerwechsel.

Die Ohnmacht war so tief und langandauernd, daß die Leibärzte den König für verschieden erklärten. Die apostolische Junta triumphierte; ihre in Ildefonso anwesenden Häupter begrüßten Don Carlos als König; große Sorge um die Zukunft ihrer Kinder ergriff die Königin Christine. Da erwachte der König aus seiner Erstarrung; fast gleichzeitig traf die energische Infantin Luise de Paula aus Cadiz bei ihrer bedrängten Schwester in Ildefonso ein. Ein völliger Wandel der Verhältnisse trat ein. Calomarde wurde an das Krankenbett des Königs beschieden. „Geh' weit weg", rief ihm dieser mit schwacher Stimme zu, „du hast mich betrogen!" Am 1. Oktober hatte er seine Entlassung. Auch die übrigen Minister wurden bis auf einen entlassen und Männer von gemäßigt freisinniger Richtung in den obersten Rat der Krone berufen. Ministerpräsident wurde Zea Bermudez. Die Regentschaft wurde mit unbeschränkter Vollmacht für die Dauer der Krankheit des Königs der Königin Christine übertragen.

Regentschaft der Königin.

Der erste Gebrauch, welchen die junge Königin von der ihr übertragenen Gewalt machte, war, daß sie am 7. Oktober 1832 alle politischen Verbrecher, welche sich in den Gefängnissen Spaniens befanden, begnadigte, und daß sie acht Tage später diese Amnestie auch auf die im Auslande lebenden spanischen Verbannten ausdehnte; nur wenige Rädelsführer blieben ausgenommen. Die wichtigsten Stellen der Verwaltung wurden liberalen Männern anvertraut, so daß jetzt alle Gemäßigten und Freisinnigen mit Entschiedenheit auf die Seite der Königin traten. Der Gegensatz zu Don Carlos und seinem Anhang ergab es von selbst, daß die Königin sich dem liberalen Lager zuwenden mußte.

Wiederherstellung der pragmatischen Sanktion.

König Ferdinand verfaßte, sobald es mit ihm zur Genesung ging, eigenhändig eine Proklamation, worin er die Aufhebung der pragmatischen Sanktion für ungültig erklärte: durch Überraschung und falsche Vorspiegelungen sei sie ihm in den Ängsten seiner Krankheit entrissen worden. Die höchsten Würdenträger der Krone und die Granden von Spanien traten zu einer feierlichen Versammlung zusammen, in der in Gegenwart des Königs und der Königin der Justizminister Fernandez del Pino diese Erklärung des Königs verlas. Am 1. Januar 1833 wurde sie in der Amtszeitung veröffentlicht. Die altkastilische Thronfolgeordnung war wiederhergestellt, der Infantin Isabella, so schien es, der Thron gegen die Umtriebe der Karlisten gesichert.

Auflehnungen der Karlisten unterdrückt.

Längst hatten die Karlisten zu gunsten des Infanten Don Carlos eine Erhebung gegen die Königin-Regentin vorbereitet. Aber König Ferdinand kam ihnen zuvor; er übernahm am 4. Januar 1833 selbst wieder die Regierung. Gegen den rechtmäßigen Herrn wagte man keine Insurrektion, selbst die königlichen Freiwilligen, die Hauptstütze der apostolischen Junta, wollten gegen Ferdinand nicht fechten. Nur die Heißsporne der Partei konnten sich nicht zügeln; leicht wurden ihre Revolten unterdrückt; Don Abarca floh in Bauernkleidern über die portugiesische Grenze, andre wurden hinter festen Gefängnisthüren verwahrt. Don Carlos begab sich, als im März 1833 seine Schwägerin und eifrige Parteigängerin, die Schwester des Wüterichs Dom Miguel

von Portugal, nach diesem Lande verwiesen wurde, mit seiner Gemahlin ebenfalls nach Lissabon.

Am 20. Juni traten die Cortes zusammen und leisteten nach alter Gewohnheit der Infantin Donna Maria Isabel als der Erbin des Thrones den Huldigungseid. So fehlte der Wiederherstellung der altkastilischen Thronfolgeordnung auch die gesetzliche Zustimmung der Cortes nicht. Wohl befanden sich unter den Abgeordneten der drei Stände, der Geistlichkeit sowohl wie des Adels und der Städte, nicht wenige, die in ihrem Herzen Karlisten waren; sie beschwichtigten ihr Gewissen damit, daß der Eid nur ein Akt des Gehorsams gegen den König wäre und nach dessen Tode sie zu nichts verpflichte. Ernster nahm ihn jedoch Don Carlos selber; denn auch an ihn war die Aufforderung ergangen, die junge Isabella als Prinzessin von Asturien (d. h. als Thronerbin) anzuerkennen und ihr Treue zu geloben. Der Infant jedoch lehnte die Aufforderung ab, der nachzukommen ihm weder sein Gewissen noch seine Ehre erlaube.

Vereidigung der Cortes.



161. Don Carlos.

Nach dem Originale von Krüger lithographiert von Gentili.

Das war der letzte große Staatsakt König Ferdinands. Im September wiederholten sich die früheren Erstickungsanfälle; er erlag ihnen am 29. September 1833 so plötzlich, daß ihm nicht einmal Zeit blieb, die Sterbesakramente zu empfangen. Ihm folgte seine Tochter als Königin Isabella II. Wunderliche Ironie des Schicksals; der Thron wurde ihr im Namen derselben Grundsätze, welche ihr Vater fast sein ganzes Leben hindurch unter Arglist und Gewaltthätigkeit aufrecht erhalten hatte, streitig gemacht, während die Leute, deren Gesinnungen Ferdinand bis vor wenig Monden auf das erbittertste verfolgt hatte, allein willens waren, seiner Tochter den Thron zu erhalten.

Tod des Königs. Isabella.

Sofort nach dem Ableben des Königs versammelte Zea Bermudez, um allen Plänen der Karlisten zuvorzukommen, die höchsten Staatsbeamten und Generale um sich und begab sich mit ihnen zu der trauernden Königin-Witwe Christine, der ihr verstorbener Gemahl die Regentschaft über die junge Königin Isabella unter Beiordnung eines Regentschaftsrates übertragen hatte, und forderte sie in Gegenwart Christinens und der beiden kleinen Infantinnen auf, eine Erklärung zu unterzeichnen, daß sie als gute Spanier und treue Soldaten fest zu der Königin-Regentin halten wollten. Keiner weigerte sich, die Verpflichtung einzugehen; die Regentschaft schien sichergestellt.

Sicherung der Regentschaft.

Drei Tage später erschien ein Manifest der Regentin Christine, worin sie ankündigte, daß sie die Regierung in der bisherigen Weise fortführen, dabei aber auf zweckmäßige Reformen bedacht sein werde. Es war die Meinung Zeas, der längere

Regierungsprogramm der Regentin.

Zeit in Deutschland gelebt hatte, eine regelmäßige unparteiische Verwaltung, wie er sie in Preußen gesehen hatte, in Spanien einzuführen und dadurch die Spanier zufriedenzustellen; von einer Verfassung wollte er nichts wissen. Überhaupt hegte er die sonderbare Hoffnung, durch eine konservative Politik die Ostmächte gewinnen zu können, die sich doch offen, namentlich Zar Nikolaus, für den sogenannten legitimen Thronfolger erklärten, während er die Rücksicht auf die Westmächte für überflüssig erachtete, da diese für ihr eignes Interesse auf die Unterstützung der neuen Regierung angewiesen seien. Auf die Wünsche der Liberalen im eignen Lande meinte er keine weitere Rücksicht nehmen zu müssen.

Schwierige Lage der Regentin.

Aber die Verleihung einer Verfassung, womöglich die Wiederherstellung der Verfassung des Jahres 1812, war dasjenige, was die liberalen Anhänger der Königin-Regentin, für die jetzt der Parteiname „Christinos" aufkam, vor allem erwarteten. So waren sie mit Christinen nicht zufrieden, während zugleich sich offen Don Carlos, von seinen Anhängern als König Karl V. ausgerufen, gegen die Regierung erhob. Die Lage der Regentin war sehr bedenklich. Das Land, das sie überkommen hatte, war ruiniert, der Wohlstand gebrochen, die geistige Schwungkraft der Nation gelähmt, die Regierung ohne Ansehen, das Vertrauen des Auslandes verscherzt — jetzt wurde dazu der Bürgerkrieg entfesselt; ein Krieg, in Wahrheit nicht um Personen, sondern um Prinzipien, und darum mit um so größerer Erbitterung geführt.

Anfänge des Bürgerkriegs.

In bewaffneten Scharen sammelten die Karlisten sich um einzelne Häupter in Navarra, in Aragonien und Katalonien, in Altkastilien; bald schien der ganze Norden in Waffen zu stehen. Die alten Führer des napoleonischen Krieges tauchten wieder auf, erfahren im Guerillakrieg, gefeiert als Freiheitskämpfer. Merino legte den Priesterrock ab — er war inzwischen Landpfarrer gewesen — und hängte die Kugelbüchse wieder über die Schulter; freilich paßte sie besser als das Gewand des Friedens zu den wilden Zügen des Mannes, der als Knabe Ziegen im Gebirge gehütet hatte, bis er Priester und Bandenchef in der Franzosenzeit geworden war. Aber alle diese Führer operierten jeder auf eigne Hand, ohne Plan und Zusammenhang unter einander. Daher wurde es den Truppen Christinens doch nicht so gar schwer, alle diese Aufstände in ihrer Vereinzelung bald zu unterdrücken. Auch Merino, der mit 11000 Mann gegen Madrid heranzog, aber sich selbst durch Streifzüge schwächte und den günstigen Moment verpaßte, wurde gezwungen, mit einem Häuflein Getreuer die portugiesische Grenze zu überschreiten und sich zu seinem Herrn und Könige zu flüchten, der vor der Hand noch bei seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Dom Miguel blieb.

Die Basken.

Neuen Aufschwung nahm die Sache der Karlisten jedoch, als die Basken in den Kampf eintraten. Diese rauhen aber tapferen Bergbewohner bildeten auf Grund ihrer uralten Fueros (Grundrechte) einen republikanischen Bundesstaat, dessen Älteste alljährlich unter der Eiche von Guernica Tagsatzung hielten und die inneren Angelegenheiten der Gaue selbst verwalteten. Sie standen auch außerhalb der spanischen Zolllinien und bereicherten sich infolgedessen durch einen blühenden Schmuggel, durch den sie sich gleichzeitig im Kleinkriege übten. In dem Könige von Kastilien sahen sie nur ihren Schirmherrn, dem sie freiwillige Geschenke darbrachten und Waffendienste leisteten. Eifersüchtig wachte das arbeitsame, aber selbstbewußte Bauernvolk über seine Fueros, die es mit Recht durch die Liberalen bedroht glaubte; denn sie hatten sich klar gemacht, daß eine Verfassung keine Sonderrechte dulden könne; nur von König Karl könnten sie daher Schutz ihrer Rechte erwarten. So thaten sie sich denn, von Priestern angefeuert, zu bewaffneten Scharen zusammen und schrieben den Kampf für König Karl auf ihre Fahnen. An ihre Spitze stellten die baskischen Freischaren Thomas Zumalacarregui, geboren 1789, einen rechtschaffenen Mann von wenig Worten, der schon mitgefochten hatte, um gegen Napoleon die Unabhängigkeit der baskischen Berge zu verteidigen.

Zumalacarregui und seine Scharen.

Er verstand es, durch eiserne Kriegszucht aus den Freischärlern brauchbare Soldaten zu machen, sie für Glauben und Vaterland zu begeistern und durch einige glückliche Scharmützel ihnen Vertrauen zu seiner Führung einzuflößen. Die landesübliche leichte Hanfsandale an den Füßen, gegen Regen und Kälte eine wollene Decke umgehängt, in bequemster Kleidung, einen Leinenbeutel mit etwas Proviant über der Schulter, so eilten die kräftigen, flinken Basken über

ihre Berge, den Gegner anfallend, wo er es am wenigsten vermutete. Jeder Hirt war ja gern ihnen Führer, in jeder Hütte fanden sie bereites Obdach, während die Soldaten der Regentin, sobald sie in die Berge eindrangen, von Not und Tod in jeder Gestalt bedroht waren.

Don Carlos' Lage gebessert.

Jetzt kehrte auch der wilde Merino zurück und begeisterte die Landbewohner zum Kampfe für Thron und Altar, und der kühne Gomez durchstreifte mit seinen raschen Scharen den Westen und Süden des Königreichs und bedrohte sogar Madrid. Dazu kam die Unterstützung, welche die Sache des Don Carlos, sein Kampf für Legitimität und Kirche gegen Demokratie und Aufklärung, bei dem Papste wie bei den absoluten Mächten, bei der Aristokratie aller Länder wie bei allen Freunden mittelalterlicher Zustände fand; Freiwillige zogen aus der Ferne ihm zu, Geldmittel wurden ihm reichlich gewährt namentlich von Rußland, das sogar zum Teil die Garantie für eine von



162. Thomas Zumalacarregui, Führer der baskischen Freischaren.
Nach der Lithographie von Duclos (1835).

Don Carlos kontrahierte Anleihe übernahm. Wie sollte da mit leeren Kassen, mit mittelmäßigen Heerführern die Regentin der Rebellion wohl Meister werden?

Ministerwechsel und Verfassungskämpfe.

Die mächtigen Generalkapitäne Quesada von Altkastilien und Llauder von Katalonien legten der Regentin die Schwierigkeit der Lage dar; sie entschloß sich, den allenthalben laut werdenden Wünschen der Liberalen in etwas entgegenzukommen. Zea Bermudez erhielt am 14. Januar 1834 seine Entlassung; an seine Stelle trat der freisinnigere Martinez de la Rosa, der schon 1822 Reformminister gewesen war und dessen vorsichtiger Liberalismus ihn auch in Paris empfahl. Neben ihm bemühte sich der einsichtsvolle Minister Burgos, freilich umsonst, durch wirtschaftliche Reformen die Liberalen zufrieden zu stellen. Sie verlangten die Teilnahme des Volkes an der Regierung, Verantwortlichkeit der Minister, kurz die Wiederherstellung der sehr freisinnigen Verfassung des Jahres 1812. Es waren vornehmlich die aus der Fremde zurückgekehrten Verbannten, die diesen Forderungen lauten Ausdruck gaben; sie hatten in Frankreich ihre Studien gemacht und hatten sich dort einen doktrinären Libera-

lismus angeeignet, der auf die Verhältnisse ihres Vaterlandes ebensowenig paßte wie die Starrheit, mit der sie an ihm festhielten. Die Liberalen aber waren die einzige Partei, auf welche die Regentin in ihrem Kampfe gegen die Karlisten sich stützen konnte. So erschien denn am 10. April 1834 der Estatuto Real, welcher behufs der Steuerbewilligung und der Gesetzgebung die Einberufung allgemeiner Reichsstände nach dem Zweikammersystem (Proceres und Procuradores) anordnete. Es fehlte viel, daß das königliche Statut die liberalen Wünsche befriedigt hätte, vielmehr wurde es der Gegenstand der heftigsten Angriffe von seiten der Exaltados, der Radikalen, in den im Sommer zusammentretenden Cortes wie im Lande; aber es bezeichnete doch einen ersten Schritt, Spanien wieder in die Reihe der konstitutionellen Staaten einzuführen und es dadurch den liberalen Westmächten näher zu bringen, deren Hilfe anzurufen sich die Regentin durch ihre Notlage bald gezwungen sah.

Christinens Gesandter in Paris und London.

Sie sandte den Marquis von Miraflores an Louis Philipp, dessen Thron ja selbst durch die Karlisten, die sich als Vertreter der Legitimität gerierten, bedroht wurde. Hatte er doch schon die Königin Isabella in Übereinstimmung mit dem englischen Whigministerium anerkannt, während die absoluten Ostmächte mit ihrer Anerkennung noch zurückhielten, dem Prätendenten Don Carlos jedoch ihre Sympathie erneut versicherten. Anderseits beunruhigte den Bürgerkönig auch die seiner Meinung nach zu liberale Richtung, welche die Königin Christine einschlug. Denn er fürchtete davon ein Erstarken der französischen Radikalen. Unter diesen Umständen trug der Rat des Fürsten Talleyrand den Sieg davon, nichts zu thun, ohne sich vorher mit England verständigt zu haben und jedenfalls die Ostmächte nicht unnötig zu brüskieren.

Miraflores begab sich nach London. Hier konnte Talleyrand, welcher französischer Gesandter am Hofe von St. James war, ihn noch besser beraten. In Portugal lagen die Verhältnisse ähnlich wie in Spanien, nur daß England an ihrer Regelung ein noch unmittelbareres Interesse hatte. Auf dieses bezogen sich auch zunächst nur die gemeinschaftlichen Abmachungen, von denen Frankreich erst nachträglich Kenntnis erhielt. Durch die Gesandten der beteiligten Mächte, Palmerston, Talleyrand, Miraflores und de Moreas Sarmiento (für Portugal), wurde am 22. April 1834 in London ein Vertrag, ergänzt durch die Zusätze vom 18. August 1834, dahin abgeschlossen, daß die Entfernung der beiden Prätendenten aus Portugal mit Gewalt zu erzwingen sei, zu welchem Zwecke England seine Flotte senden und Frankreich die Landesgrenzen bewachen würde. Freilich traf dieser Vertrag vom 22. April dafür kaum Vorkehrungen, daß Don Carlos auch von Spanien fern gehalten wurde, da das zu diesem Zwecke notwendige bewaffnete Einschreiten Frankreichs nicht nach dem Geschmacke Palmerstons war. Erst die Ergänzung vom 18. August faßte dieses Ziel ins Auge, doch so, daß auch hier England die Vormacht blieb.

Miguel und Don Carlos aus Portugal vertrieben.

Der Eindruck dieses Vertrages auf die beiden Thronprätendenten war ein höchst entmutigender. Die Regentin Christine sandte ein Heer von 10000 Mann unter General Rodil nach Portugal; zugleich erschien die englische Flotte; so wurde Dom Miguel am 15. Mai 1834 bei Thomar besiegt und verzichtete am 26. Mai durch den Vertrag von Evora oder Evoramonte gegen ein Jahrgehalt von 375 000 Frank auf die portugiesische Krone. Damit verlor Don Carlos seinen besten Verbündeten. Fast wäre es Rodil sogar gelungen, ihn gefangen zu nehmen. Allein der Baron de los Valles, ebenso schlau wie dem Prätendenten treu ergeben, wußte den englischen Admiral Parker zu bestimmen, dem rings umstellten Infanten eine Zuflucht auf der Flotte zu gewähren. Don Carlos ging mit seiner Familie und seinem Gefolge an Bord des Donegal, der ihn ungefährdet nach England trug.

Don Carlos in Spanien. Zumalacarreguis Siege.

Sobald Don Carlos in England angelangt war, versuchte Lord Palmerston ihn zum Verzicht auf seine Thronansprüche zu bestimmen. Allein so wenig war der Prätendent geneigt, darauf einzugehen, daß er vielmehr, mit einem französischen Passe versehen, England heimlich verließ, Frankreich, ohne erkannt zu werden, durchreiste und endlich in Begleitung von de los Valles im Juli 1834 unter seinen getreuen Basken eintraf. Von jetzt an teilte er mit ihnen alle Gefahren und Strapazen: das erfüllte

seine Kämpfer mit erhöhter Kampflust. Keiner der Christinos zeigte sich den Karlisten gewachsen: nicht Sarsfield, der Irländer, nicht der altberühmte Quesada, nicht Rodil, obwohl alle diese Feldherren, namentlich aber Rodil, und auch ihre Nachfolger Madrid dauernd mit Siegesnachrichten zu erfreuen wußten; die amtliche Zeitung der Hauptstadt vermochte binnen drei Jahren 597 Siege zu melden, in denen 380 000 Karlisten gefangen oder getötet sein sollten, d. h. etwa 100000 mehr als die baskischen Provinzen überhaupt damals Einwohner hatten. Im Oktober 1834 entschloß sich Christine, den alten Mina, den Landsmann Zumalacarreguis, der im napoleonischen Kriege die Basken angeführt hatte, dann aber wegen seines Freisinns aus Spanien verbannt und jetzt begnadigt war, an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Jedoch, krank wie er war, vermochte er mit den notleidenden und unbotmäßigen Bataillonen nichts auszurichten;



163. Ramon Cabrera.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.
(Zu S. 402.)

schon nach wenig Monaten legte er das Kommando nieder. Sein Nachfolger wurde der liberale General Valdez, der die Karlistenbanden über die Pyrenäen zu jagen versprach, aber selbst sich nach vier Wochen über den Ebro zurückziehen mußte. Am 27. Oktober 1834 vernichtete Zumalacarregui bei Algeria das Korps des Generals O'Doyle, und damit fiel das ganze Land bis zum Ebro mit Ausnahme einiger Festungen in die Hände der Karlisten. Schon stand der Sieger bereit, sich mit 28 000 ergebenen Streitern auf die Hauptstadt zu stürzen, als der völlig von der umgebenden Camarilla beherrschte Don Carlos, der übrigens in seiner stumpfsinnigen Borniertheit die ganze Strategie seines Unternehmens der heiligen Schmerzensmutter übertragen hatte, ihm den unsinnigen Befehl gab, erst Bilbao zu erobern. Vor dieser Stadt erhielt er am 15. Juni eine Wunde, an der er am 25. Juni 1835 starb, für die Karlisten ein unersetzlicher Verlust. Die Belagerung von Bilbao mußte aufgegeben werden, und überdies erlitten die Karlisten am 16. Juli bei Mendegorria durch Valdez' Nachfolger, Cordoba, eine empfindliche Niederlage.

Karlisten im Süden.

Immerhin blieb die Stellung des Prätendenten noch drohend genug. Der rasche Bandenchef Gomez drang bis Andalusien vor, besetzte Cordova und entzündete den Guerillakrieg im Süden. In Aragonien und Valencia gebot im Namen König Karls der junge Ramon Cabrera, der erst vor wenig Jahren aus dem Priesterseminar entwichen war, um statt des Meßbuches das Schwert zu tragen.

Charakter des Kriegs und der Karlisten.

Von beiden Seiten wurde der Krieg mit entsetzlicher Grausamkeit geführt: es war Regel, die gemachten Gefangenen sämtlich ohne weiteres zu erschießen; Cabrera aber übertraf alle übrigen Heerführer so sehr an Blutgier, daß sein Name nur mit Schrecken und Entsetzen unter den Christinos genannt wurde. Leichenhaufen und rauchende Trümmerstätten bezeichneten seinen Weg. Mina ließ zur Vergeltung die greise Mutter Cabreras erschießen. „Wehe dem", war die Antwort darauf, „der mir jetzt noch von Mitleid und Barmherzigkeit redet!" Rasend vor Wut ließ er 24 Frauen, die in seine Hand gefallen waren, erschießen, und das gleiche Schicksal traf jeden Gefangenen. Madrid zitterte, so oft er Miene machte, den Ebro zu überschreiten. Wo sich Karlisten zeigten, schlossen ohne weiteres, von ihren Priestern angeführt, die Bauern des Landes sich ihren Fahnen an; bei ihnen sammelte sich das Gesindel der Städte: Tausende ohne eine Ahnung, wofür sie die Waffen ergriffen. „Mir ist's gleich, ob König oder Monarch", gab einer auf die Frage, wofür er kämpfe, zur Antwort; Zahllose würden durch die gleiche Antwort sich charakterisiert haben. Ganz recht hatte der Bandenchef Guergué, zu Don Carlos zu sagen: „Wir, die Dummköpfe, die Finsterlinge, haben Ew. Majestät nach Madrid zu führen, und wer nicht in diese Klasse gehört, ist ein Verräter!" Wie denn auch bei einer andern Gelegenheit Don Abarca, der Bischof von Leon, meinte: „Die Leute, welche lesen und schreiben können, die Generale, welche mit Karte und Zirkel arbeiten, wollen nicht den Triumph der Religion und Ew. Majestät."

Traurige Finanzlage.

Unterdes geriet die Regentin Christine in immer größere Schwierigkeiten. Die Finanzlage war trostlos. Da war zunächst ein Defizit von 325 Millionen Realen, eine mit Wucherzinsen seit 1823 aufgenommene Anleihe von 2919 Millionen, von der die Staatskasse thatsächlich nur 739 Millionen zu sehen bekommen hatte; es lag die Notwendigkeit einer neuen Anleihe von 400 Millionen vor. Seit 1818 hatte sich die Flotte von 65 auf 22 Schiffe vermindert, eingerechnet die kleinsten und ältesten Fahrzeuge. Die Landstraßen, deren gesamte Länge auf nur 740 Meilen angegeben wurde, lagen im Verfalle. Es hätte eines Zauberers bedurft, um solchen Zuständen abzuhelfen.

Mendizabal.

Die Exaltados erhoben immer stürmischer, durch die Schlaffheit der Regierung ermutigt, ihre Forderungen. Zögernd gab die Regentin nach: Martinez de la Rosa ward entlassen, Graf Toreno trat an seine Stelle; auch er konnte sich nicht halten; ihn ersetzte der noch liberalere Juan Alvarez y Mendizabal. Geheime Gesellschaften hatten sich allerorten gebildet; in mehreren Städten namentlich des Südens, wie in Malaga, Cadiz, Sevilla, Granada hatten sich selbständige Regierungsausschüsse, sogenannte Junten, gebildet, die den Befehlen aus Madrid den Gehorsam ohne weiteres versagten. Klöster waren zerstört, Mönche ermordet worden; an vielen Orten hatte die Bürgergarde mit der aufgeregten Volksmenge gemeinsame Sache gemacht. Spanien trieb einer Revolution zu; hatten doch schon Moderados (gemäßigt Liberale) in Menge aus Furcht vor der Anarchie sich den Karlisten angeschlossen. Das allgemeine Verlangen war die Verfassung vom Jahre 1812, welche jedoch vielen nur eine Brücke zur Republik sein sollte. Mendizabal, voll Klugheit und Energie, gedachte durch weitgehende Zugeständnisse die aufgereizten Massen zu besänftigen. Er hob durch Dekret vom 8. März 1836 alle Klöster auf, zog ihre Güter für die Staatskasse ein und verbot selbst den wenigen Nonnenklöstern, welche verschont wurden, die Aufnahme von Novizen.

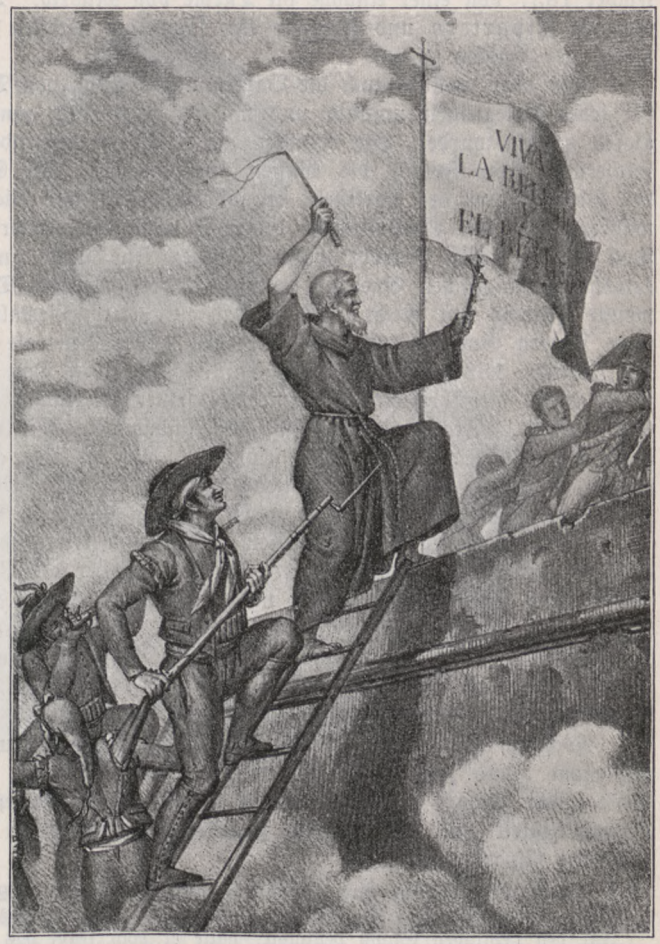
Ministerwechsel.

Unter dem Eindrucke dieses Klostergesetzes fanden die Wahlen zu den Cortes statt; sie ergaben für das Ministerium eine große Majorität von Exaltados. Allein nicht wenigen seiner Gesinnungsgenossen ging Mendizabal zu weit; sie traten zu den Moderados über. Zumal im Herrenhause fand der Minister, der die Regierung auf die Extremen stützen wollte, eine starke Opposition. Im Vertrauen hierauf entließ die Königin, der Mendizabal auch zu weit zu gehen schien, am 14. Mai 1836 dies Ministerium und ernannte ein neues Kabinett aus den Moderados, dessen hervorragendste Mitglieder die früheren Exilierten Galiano und Isturiz waren. Gleich danach, am 23. Mai, wurden die Cortes aufgelöst.

Neuwahlen. Die Königin und Muñoz.

Die Neuwahlen ergaben eine Majorität von Moderados. Die Exaltados waren indessen nicht willens, so die Gewalt sich entschlüpfen zu lassen. Vereine wurden gebildet, Revolten veranstaltet, die Armee in das Parteigetriebe gezogen. Das Vertrauen zu der liberalen Gesinnung der Königin Christine war längst geschwunden; jetzt schädigte sie sich sehr in der allgemeinen Achtung durch die Rückhaltslosigkeit, mit der sie sich ihrer Leidenschaft für den schönen Leibgardisten Muñoz hingab, den sie zum Herzog von Rianzares erhoben und im Oktober 1834 zu ihrem Gemahl linker Hand gemacht hatte; man vermerkte mit Unwillen, wie sie Staatsgüter ihren Kindern aus dieser zweiten Ehe zuzuwenden strebte. Die Meinung der Exaltados war, die Gewalt durch einen verwegenen Handstreich wieder an sich zu bringen. Bald bot sich die Gelegenheit. Anfangs August 1836 verließ die Königin mit ihrem Gemahle das schwüle Madrid und ging nach dem Lustschlosse La Granja bei Ildefonso. Ein Teil der Garnison, das vierte Garderegiment, verstimmt über das Ausbleiben des Soldes, ließ sich von den Exaltados gewinnen. Das Schloß wurde in der Nacht zum 13. August 1836 mit Soldaten umstellt, Kanonen sogar wurden aufgefahren; von dem Sergeanten Garcia geführt, drangen die Meuterer bis in das Schlafgemach der Königin vor und zwangen sie, durch ein Manifest die Verfassung des Jahres 1812 zu verkündigen, das Ministerium zu entlassen und ein solches aus Exaltados zu ernennen. Fünf Tage nachher kehrte Christine nach Madrid zurück; in feierlichem Zuge folgten ihr die „Helden von La Granja", denen die Menge laut zujubelte.

Überfall von La Granja.



164. Szene aus dem spanischen Bürgerkriege.
Zeichnung von J. Poreate.

Die neue Verfassung (1837).

Allein der Überfall von La Granja brachte doch die Besonneneren unter den Exaltados zur Ernüchterung. Das Volk zudem war der ewigen Unruhe müde und verlangte nach Ordnung und Frieden. Daher nahmen die Cortes selbst mit der Verfassung des Jahres 1812 eine so gründliche Umgestaltung im Sinne der Gemäßigten vor, daß am 8. Juni 1837, allerdings nach langen parlamentarischen Kämpfen, eine Konstitution aus ihren Beratungen hervorging, welche die Kronrechte wesentlich erweiterte, ein absolutes Veto gewährte, das Wahlrecht beschränkte und die Einsetzung eines Oberhauses anordnete. Und die Exaltados nahmen das an.

Don Carlos dringt zweimal bis Madrid vor.

Diese inneren Zerwürfnisse hatten die Stellung des Prätendenten noch mehr gehoben. Don Carlos beschloß, durch einen Zug nach Madrid den Kampf zu beendigen. Im Mai 1837 setzte sich die „königliche Expedition" in Bewegung. Auch mehrere deutsche Offiziere, wie der spätere General Göben, nahmen im Gefolge des Infanten daran teil. Allein an völliger Planlosigkeit scheiterte das Unternehmen; nur die Geistesgegenwart Cabreras rettete den Prätendenten nach Valencia, von wo die Christinos ihn bald in eiligem Rückzuge wieder nach dem Norden zurücktrieben. Allein nach wenigen Wochen schon schienen Don Carlos glückliche Gefechte von neuem den Weg nach der Hauptstadt zu öffnen. Er drang in Kastilien ein und schaute am 12. September 1837 von einer Anhöhe die Türme von Madrid. Da erschien der christinische General Espartero und scheuchte ihn schon am nächsten Tage schnell wieder in die Berge der Basken zurück.

Die Basken trennen sich von Don Carlos.

Jetzt aber wollten auch die Basken nichts mehr von Don Carlos wissen, der sich bei jeder Gelegenheit unfähig und unsicher zeigte und ganz von den Priestern seines Hofes gelenkt wurde. Sie trennten sich von dem Prätendenten und führten nur zur Sicherung ihrer Fueros die Waffen noch weiter. Ihre Sache übernahm Maroto, der Oberanführer der Karlisten, ein Mann gemäßigter Richtung, der sich selbst fortwährend von den Apostolischen, denen Don Carlos immer mehr sich hingab, ja von Don Carlos selbst bedroht wußte. Gegen jene Leute, namentlich gegen den schon erwähnten fanatischen Guergué, wurde er vergeblich bei Don Carlos vorstellig. Da meinte Maroto mit Recht, daß er sich nur durch Gewalt schützen könne, und ließ ohne Zögern Guergué, Garcia und zwei andre Generale nach kurzem Kriegsrat am 18. Februar 1839 zu Estella erschießen. Der Zorn Don Carlos' nutzte ihm nichts; ja er mußte die übrigen Heißsporne aus seiner Umgebung verbannen. Bald kam noch Schlimmeres. Maroto hatte einst in Südamerika mit Espartero Seite an Seite gekämpft; mit dem alten Waffengefährten schloß er jetzt am 31. August 1839 nach langen Verhandlungen den Vertrag von Bergara, worin Espartero im Namen der Königin-Regentin Amnestie und Bestätigung der alten baskischen Fueros versprach.

Ende des Bürgerkriegs.

Die Basken legten die Waffen nieder; der Krieg war zu Ende. Die meisten Offiziere der Karlisten und mehrere hundert Priester der Partei flüchteten sich, an der Sache ihres Königs verzweifelnd, nach Frankreich, worauf auch Don Carlos mit seiner Familie sich in den Schutz Frankreichs begab. Sechs Jahre lebte er unter Bewachung in Frankreich, dann trat er seine Ansprüche an den Grafen von Montemolin, seinen ältesten Sohn, ab und begab sich nach Italien, wo er am 10. März 1855 zu Triest, 67 Jahre alt, sein wechselvolles Leben beschlossen hat.

Noch ein Jahr lang setzte Cabrera hartnäckig den Kampf für die verlorene Sache auf eigne Hand fort; dann sah auch er sich gezwungen, mit 5000 Karlisten, dem Reste seiner Schar, zerlumpt und hungernd die Pyrenäen zu überschreiten und die Barmherzigkeit und das Mitleid Frankreichs anzurufen, flüchtend vor dem scharfen Schwerte Esparteros.

Espartero.

Don Baldomero Espartero war am 27. Februar 1792 geboren. Er war der jüngste Sohn eines mit neun Kindern gesegneten armen Stellmachers in einem Dorfe der Mancha. Für den geistlichen Stand bestimmt, hatte er doch 1808 das Kloster verlassen, um an den Kämpfen gegen die Franzosen teilzunehmen. In diesen hatte er sich sehr merklich hervorgethan und war Anführer des „heiligen Bataillons", eines Freikorps, geworden. Mit dreißig Jahren war er Oberst. In Peru, in den Kämpfen gegen die empörten spanischen Kolonien in Südamerika, hatte er sich mehrfach ausgezeichnet und Ruhm und Reichtum von dort heimgebracht. — Beim Ausbruche des Bürgerkrieges schloß er sich sofort den Christinos an; es gelang ihm, in der Christnacht 1836 Bilbao zu entsetzen, indem er durch die Eroberung des Forts Luchana den Karlisten die Verbindung zwischen Portugalete und Bilbao sperrte, und später den Karlisten noch manche Niederlage beizubringen; zum Danke dafür erhob ihn die Königin-Regentin zum Grafen von Luchana. Jetzt hatte er Spanien gerettet; Christine ernannte ihn zum Granden erster Klasse mit dem Titel eines Herzogs von Vittoria.

Fortgang der Parteikämpfe.

Der Karlisten war die Regierung Herr geworden; um so drohender erhoben sich aber jetzt die Exaltados gegen sie. Immer entschiedener hatte die Regierung sich von ihnen abgewandt und auf die Moderados sich zu stützen versucht. Durch wieder-

holte Auflösungen der Cortes war es gelungen, in den Cortes den Moderados die Majorität zu verschaffen. Gesetze wurden angekündigt, die den Zweck hatten, die Geistlichkeit einigermaßen wiederherzustellen, die Presse zu zügeln und den Einfluß der Radikalen in den Gemeindeverwaltungen zu brechen. Den Anfang machte ein Gesetz, das an Stelle der bisherigen Gemeindewahlen die Ernennung der Gemeindevertreter durch die Regierung anordnete. Dies erregte einen Sturm des Unwillens durch das ganze Land; Madrid setzte eine revolutionäre Regierung ein und forderte alle Provinzen des Reiches zum Widerstande gegen die Regentin und die reaktionären Cortes sowie zur Absendung von Deputierten auf, um gemeinsam über die Lage zu beraten.



165. Don Baldomero Espartero, Herzog von Vittoria.
Nach der Lithographie von A. Legrand.

Espartero begünstigt die Erhebung der Exaltados.

Christine befand sich, als diese Bewegung ausbrach, auf einer Rundreise in den nordöstlichen Provinzen ihres Reiches. Alsbald eilte sie in Begleitung der jungen Königin Isabella nach Barcelona hilfesuchend zu Espartero; sie bot ihm die Präsidentschaft des Ministeriums an. Freilich war der „Siegesherzog" eine Macht; das ganze Heer stand auf seiner Seite; aber er war selbst ein Exaltado. Er erklärte sich bereit, der Regentin gegen die Revolution zu helfen, wenn sie das Gemeindegesetz zurücknehmen, die abgesetzten Exaltados wieder in ihre Ämter einsetzen und die Cortes auflösen wolle. Allein das bedeutete einen völligen Systemwechsel, zu dem sich Christine nicht entschließen mochte; sie verließ Barcelona und begab sich nach Valencia. Nun brach die Revolution in Madrid aus; die Truppen dort fraternisierten mit den Bürgern. Die Regentin forderte jetzt Espartero auf, nach Madrid zu ziehen und die Aufstände zu unterdrücken. Allein der General antwortete, daß die Empörung der Hauptstadt gerecht und daß eine Wiederherstellung der Ordnung nur durch Erfüllung seiner früheren Bedingungen möglich sei.

Espartero Ministerpräsident und Regent.

Christine, wie stets vor entschlossenem Widerstande, gab nach, bewilligte dem ruhmgekrönten Exaltado seine Bedingungen und ernannte ihn zum Ministerpräsidenten. Espartero bildete sich nun ein Kabinett aus lauter radikalen Gesinnungsgenossen und hielt unter dem Jubel der Bevölkerung am 20. September 1840 seinen Einzug in Madrid. Vierzehn Tage später erschien er in Valencia mit seinen Ministern, um sie der Regentin vorzustellen. Allein Christine, in ihrem Herrscherstolze auf das empfindlichste gekränkt, mußte doch erkennen, daß ihr Wille nichts mehr bedeute; sie hatte ihren Entschluß schon gefaßt: am 12. Oktober 1840 dankte sie ab und reiste zwei Tage später nach Frankreich ab. Die neuen Cortes billigten das Vorgefallene und ernannten Espartero am 8. Mai 1841 zum Regenten.



166. Ministerpräsident Ramon Maria Narvaez.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Esparteros Sturz.

Energisch trat der neue Regent allen revolutionären Bestrebungen entgegen, so daß er bald zu den bestgehaßten Persönlichkeiten Spaniens gehörte; konnten doch überdies seine Neider die Höhe ihm nicht verzeihen, zu der er sich über sie alle emporgehoben hatte. Die Intrigen und das Geld Christinens, die von Paris aus, wohin sie mit ihren reichen Schätzen gegangen war, sich die Rückkehr nach Spanien zu erschließen suchte, thaten das übrige, um seine Stellung unhaltbar zu machen. An der Geistlichkeit hatte er zudem, da er den Protest des Papstes gegen die Einziehung der Kirchengüter mit der Ausweisung des päpstlichen Nuntius aus Spanien beantwortete, still aber erfolgreich wirkende Gegner. Der Vielgefeierte merkte wohl, daß er den Boden im Volke mehr und mehr verlor. Da landete in Valencia, von Christinen geworben und unterstützt, sein alter Gegner Don Ramon Maria Narvaez und rückte mit einer ansehnlichen Truppenmacht auf Madrid los. Espartero wich ohne Widerstand vor ihm in die Sierra Morena zurück; und als hier seine Soldaten ihm untreu wurden, ging er nach Cadiz und schiffte sich im Juli 1843 nach England ein.

Narvaez leitet die Reaktion ein.

Der Sieger gab den Moderados die verlorene Macht zurück. Die Verfassung erfuhr demnach sehr wesentliche Änderungen; das Prinzip der Volkssouveränität wurde gestrichen, die Krongewalt erweitert, die Preßfreiheit beschränkt und ein Konkordat mit

dem Papste eingeleitet. Narvaez, zum Herzoge von Valencia erhoben, trat an die Spitze des Ministeriums, Christine kehrte nach Spanien zurück. Frankreich gewann den größten Einfluß auf alle Angelegenheiten.

Isabella Königin.

Die Regentschaftsfrage wurde nun dadurch erledigt, daß die kaum dreizehnjährige Königin Isabella für mündig erklärt wurde. Am 16. November 1843 leistete sie den Eid auf die Verfassung. Schlecht erzogen und wenig unterrichtet, wurde damit Isabella in einem Alter, in welchem die jugendliche Leidenschaftlichkeit ganz besonders besonnener Leitung bedarf, mit der ganzen königlichen Machtfülle betraut, die jedes Hemmnis der Versuchung für sie ausschloß. Immer tiefer sinkend, sowohl moralisch wie politisch, behielt sie doch 25 Jahre lang die Regierung über das ruhebedürftige Land in Händen, um dann allerdings sie in schmählichem Sturze sich entgleiten zu sehen.

Wirtschaftliche Zustände. Einwohnerzahl.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Spaniens in der besprochenen Zeit sind bei den seltenen und zudem nicht immer zuverlässigen Angaben schwer darzustellen. Die Einwohnerzahl betrug nach der 1834 erschienenen „Mape de España" mit den Kanarischen Inseln 12286941 und ohne diese 12086991. Nach der „Gazeta de Madrid" vom Jahre 1836, die in dem Anhange des Dekrets zur Einberufung der Cortes eine spezielle Angabe der Bevölkerung mitteilt, betrug sie damals mit den Kanarischen Inseln 12162172 und ohne diese 11962222, eine Angabe, die der Stelle wegen, wo sie zu finden ist, doch offiziellen Charakter beanspruchen kann. Ist jene erstere Angabe auch richtig, so hatte in diesen Jahren die Bevölkerung des eigentlichen Spanien, offenbar unter dem Einflusse des Bürgerkriegs, abgenommen, was ja sehr wahrscheinlich ist.

Handel.

Der Handel Spaniens in diesen Jahren mußte ebenso unter den inneren Kriegen, wie durch den Abfall der Kolonien, deren Bedarfsgebiet England sich anzueignen wußte, ungemein gedrückt werden. Er beschränkte sich von nun an auf die Häfen des Mittelländischen Meeres und auf Westindien. Des enormen Schmuggelhandels von Frankreich nach Spanien, weniger umgekehrt, ist schon im Vorbeigehen gedacht worden. Im allgemeinen war der Handel bei der natürlicherweise zurückgehenden Industrie mehr ein passiver, als aktiver, d. h. die Einfuhr überwog die Ausfuhr. Die reichen natürlichen Mittel Spaniens hielten, wenn auch unzulänglich, die Wage. Damals war noch, da Anilinfarben nicht entdeckt waren, die Kochenille ein großer und kostbarer Ausfuhrartikel, man gewann davon im Jahre 1828 28000 Pfund; die Seidenzucht in den Provinzen Valencia, Murcia und Granada konnte durchschnittlich 2 Millionen Pfund auf den Markt jährlich liefern; Weine, Rosinen, Südfrüchte, Öl, Hanf, Flachs, Reis, Farbe- und Sodapflanzen wurden trotz aller schwierigen Zeitläufte gebaut oder wuchsen von selbst und brauchten bloß für den Markt bereitet zu werden. Silber, Kupfer, Quecksilber, Eisen, Blei lieferten schöne unerschöpfliche Bergwerke für das übrige dieser Artikel benötigte Europa. Trotzdem mußte die Ausfuhr hinter der Einfuhr zurückbleiben. Letztere betrug um die Mitte der vierziger Jahre annähernd 435 Millionen Realen, die Ausfuhr dagegen nur 313 Millionen Realen. — Damit stimmte das Budget für 1845, das, bei offenbar wohlwollender Gruppierung der Zahlen, die Einnahme auf 1205522688 Realen, die Ausgabe dagegen auf 1250635353 bezifferte, wonach immer noch ein Defizit von ungefähr 45 Millionen Realen verblieb.

* * *

Geistiges Leben in Spanien.

Unter dem Drucke der politischen Verhältnisse, des Despotismus und der strengsten Rechtgläubigkeit konnte sich natürlich das geistige Leben in Spanien nur wenig entwickeln. Wo sollte auch das Publikum herkommen, das geistigen Bethätigungen Verständnis und Stimmung entgegenbrachte? Allenthalben machte sich nach der Restauration Ferdinands eine bis zum Blödsinn beschränkte Zensur geltend. An deren Spitze stand natürlich ein Priester, der Pater Carillo, der aus religiösen Rücksichten Worte wie „Engel" und Ausdrücke wie „ich bete dich an" nicht duldete; aus politischen Rücksichten durfte auf der Bühne nicht von Armen gesprochen werden, weil es ja solche unter dem segensreichen Regimente Ferdinands nicht geben durfte. Im allgemeinen wurde das Bedürfnis durch

Übersetzungen der französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts gedeckt. Corneille, Racine, Boileau erfreuten sich unter denen, die etwas von Litteratur verstehen wollten, großen Ansehens. Dies wurde erschüttert, als man etwa gegen das Ende des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts mit unsers Lessing Angriffen auf das französische Regeldrama und zugleich mit der neueren französischen Romantik bekannt wurde. Den neuen litterarischen Geist vertrat die im Jahre 1824 in Barcelona begründete Zeitschrift „El Europeo", an der neben dem Herausgeber Lopez Soler auch ein Deutscher thätig war, Nikolaus Böhl von Faber aus Hamburg (geb. 1770), der 1836 in Cadiz starb. Diese neuere Richtung griff auf Calderon, Lope de Vega und Moreto zurück. In ihrem Sinne trat Don Mariano José de Larra (1809—1837) zunächst als litterarischer Satiriker hervor, dann, als nach Ferdinands Tode die Zensur etwas schlaffer gehandhabt wurde, auch als Politiker unter der Marke „Figaro" in der Revista española. Auch bei ihm macht sich Byronischer Weltschmerz geltend, die Verneinung des Seienden; sie drückte ihm, der in einem ehebrecherischen Verhältnisse schließlich selbst Abweisung und Enttäuschung erfahren, 1837 die Pistole in die Hand. Auch bei dem zweiten hervorragenden Talente dieser Periode Don José de Espronceda herrscht dieselbe zwiespältige Weltanschauung. Auf der einen Seite nicht zu befriedigende Gier nach Leben und Genuß, auf der andern Verzweiflung an Gott und Welt. Den politisch und gesellschaftlich Enterbten gilt seine Poesie, in der der Henker, der Bettler, der Seeräuber, der hungerleidende Student eine Rolle spielen. Auch er starb jung an zehrender Krankheit, erst 32 Jahre alt (1810—1842). Bei seinem Begräbnis las ein junger Mann eine Ode auf den Verstorbenen, die den ungeteilten Beifall der zahlreich dem Sarge folgenden Menge errang. Es war Don José Zorrilla, 1817 in Valladolid geboren, der sich in seinem Heimatlande den damals erworbenen Ruhm durch seine Cantos del trovador, sein Recuerdos del tiempo viejo u. a. als romantischer Lyriker bis in unsere Tage bewahrt hat, aber auch als Bühnenschriftsteller mehreres geleistet hat (Don Juan Tenoris u. a.). Was die dramatische Poesie angeht, so zeigte sich im vierten und fünften Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine allzugroße Nachahmung der dem Schrecklichen und Absonderlichen holden französischen Neuromantik, wodurch namentlich unreife Talente sich auszuzeichnen versuchten. Auch war der spanischen Litteratur die Verquickung mit politischen Tendenzen nicht vorteilhaft.

Eine eigenartige Gestalt ist der Philosoph Sanz del Rio (1814—1869), der 1843 von der spanischen Regierung nach Deutschland geschickt wurde, um sich dort im Interesse der spanischen Bildung mit deutschem Wissen und namentlich mit deutscher Philosophie zu beschäftigen. Natürlich trat Kant in den Mittelpunkt seiner Studien, doch ließ er sich namentlich ausbilden durch Friedrich Krause. Nach dreijährigem Studium heimgekehrt, widmete er sich weitere drei Jahre in stiller Zurückgezogenheit auf einem Dorfe den philosophischen Anregungen, die er aus Deutschland mitgebracht hatte, und trat dann als Lehrer der Philosophie in die Madrider Universität ein. Er hat kein eignes System gegründet, er war weder Aristoteliker noch Platoniker noch Hegelianer noch Krausianer, aber ein freier Denker auf dem Gebiete der Vernunft und ernster Forscher. Mit Recht bezeichnen ihn die Spanier als den Vater der spanischen Philosophie im 19. Jahrhundert. Er starb am 12. Oktober 1868 außerhalb jeder positiven Religion, und seine Bestattung war das erste rein bürgerliche Begräbnis in Spanien.

Thronstreit in Portugal.

Dom Miguel.

Auch auf Portugal, dessen Entwickelung schon früher erzählt wurde, übte die Julirevolution ihre nach allenthalben strahlende Wirkung aus. Durch Gewaltthat und Eidbruch hatte Dom Miguel den Thron Portugals gewonnen, durch Schrecken suchte er ihn zu behaupten. Am 6. Januar 1830 starb die Königin-Witwe Carlotta; Dom Miguel blieb unverändert derselbe Wüterich wie zuvor, ein Beweis, daß nicht nur der Einfluß der verdorbenen Mutter, sondern auch vererbte Anlage ihn leitete. Ein unvorsichtiges Wort genügte, um den, der es gesprochen, aufs Schafott zu bringen. Selbst seine Schwester, die Infantin Isabella, mißhandelte er mit Faustschlägen und

bedrohte sie mit einer Pistole. Um der nichtigsten Gründe willen wurden die Leute in den Kerker geworfen. Die „Times“ berichteten am 31. Juli 1831, daß in Portugal 26270 Personen wegen politischer Verbrechen im Gefängnisse säßen, daß nach Afrika 1600 deportiert wären, daß 13000 ausgewandert wären und mindestens 5000 sich im Lande aus Furcht verborgen hielten. Von dem Adel war die Hälfte ausgewandert, der Bürgerstand wurde durch geheime Spione bewacht, die Bauern lebten teilnahmlos auf ihrer Scholle dahin, nur die Geistlichkeit im Lande und der Pöbel Lissabons standen zum Könige, der sich zügellos seinen Launen und Ausschweifungen hingab. Er wurde dabei namentlich dadurch unterstützt, daß nach Cannings Tode das durchaus toryistische Ministerium Wellingtons sich ihm ebenso geneigt zeigte wie die Ostmächte und seinen Gegnern allenthalben Schwierigkeiten bereitete.

Cabretra auf Terceira.

Nur zweierlei beunruhigte den Usurpator: sein Bruder Dom Pedro von Brasilien hatte gegen den Kronenraub protestiert und seine Tochter Maria da Gloria nach Aufhebung der Verlobung mit Dom Miguel von England, wo sie die erste Kunde von den portugiesischen Umwälzungen erfahren, zurückgerufen, und Dom Cabreira, der Gouverneur von Terceira, weigerte sich hartnäckig, die usurpierte Krone anzuerkennen. Zwar sandte Dom Miguel alsbald eine Flotte gegen das unbotmäßige Azoreneiland, das allein von allen Kolonien Portugals ihm zu widerstehen wagte, allein ein Sturm kam der bedrohten Insel zu Hilfe und zwang die Flotte zur Umkehr. Eine zweite, die zur Unterwerfung der Rebellen ausgesegelte, gelangte wohl bis zu den Inseln, vermochte aber gegen die tapferen Verteidiger nichts auszurichten.



167. Dom Pedro, Kaiser von Brasilien.
Nach der Lithographie von A. Maurin (1832).

Gegenregierung auf Terceira.

Infolge dieses glücklichen Widerstandes sammelte sich auf Terceira eine Anzahl flüchtiger Patrioten; Graf Villaflor unterwarf auch die übrigen Inseln der Azorengruppe, und Dom Pedro ernannte aus den Häuptern der treuen Flüchtlinge für seine Tocher, die noch unmündige Königin Maria da Gloria, eine Regentschaft, die mit Recht den Anspruch erhob, die rechtmäßige Regierung Portugals zu sein, und die Fahne der Königstreue gegen den tyrannischen Kronenräuber in Lissabon hochhielt. So wurde das kleine Eiland fern im Ozean der Ausgangspunkt einer Gegenrevolution, zunächst freilich für Dom Miguel mehr drohend als gefährlich.

Gärung im Lande.

König Miguel meinte, für seine Verhältnisse witzig, es sei sein Beruf, „den Erzengel Michael gegen die Satansbrut der Liberalen zu spielen“. Und wirklich hatte er auch Ruhe in dem unglücklichen Portugal hergestellt, die der oberflächliche Beobachter für die Ruhe des Kirchhofes halten mochte; es war vielmehr die Ruhe des pausierenden Vulkans: so sehr glühte es unter der Oberfläche fort, daß der Tyrann in zuckenden Erschütterungen immer wieder den angemaßten Thron unter sich schwanken fühlte.

Wirkungen der Julirevolution.

Wie ein Sturmwind ging die Julirevolution durch die Geister. In England führte sie den Sturz des Toryministeriums und dadurch eine Änderung in der Stellungnahme zu Portugal herbei. Dom Miguel geriet in Furcht; seine Regierung wurde milder, die willkürlichen Rechtsverletzungen hörten auf, ja das Unerhörte geschah: er begnadigte einige politische Verbrecher. Die Verfolgten begannen aufzuatmen; sie erkannten in der plötzlichen Milde des Tyrannen das, was sie war: Schwäche. Geheime Verbindungen bildeten sich, um ihn jetzt zu stürzen. Allein die Verschwörungen wurden ausspioniert: die ganze Wut des Bedrohten entlud sich über sie. Viele der Ergriffenen endeten am Galgen, andre erlagen den scheußlichen Mißhandlungen, denen sie in den Gefängnissen unterworfen wurden. Selbst Unterthanen fremder Mächte blieben nicht verschont. Höhnisch wies Dom Miguel deren Reklamationen zurück: er hielt in seinem unwissenden Dünkel Portugal für die erste Macht Europas, der keine andre etwas anhaben könnte.

Englische und französische Intervention.

England, überdies gereizt durch die Wegnahme mehrerer englischer Schiffe bei Terceira, denen Einverständnis mit den dortigen Flüchtlingen schuld gegeben wurde, nahm sich zuerst seiner Angehörigen an. Es verlangte Genugthuung und Ersatz für alle Geschädigten. Dom Miguel würdigte es keiner Antwort. Im März 1831 richtete Frankreich die gleiche Forderung an den „Prinzregenten". Entrüstet über diese Versagung der Anerkennung seiner Krone, schlug er rundweg das Begehren Louis Philipps ab. Die Antwort darauf folgte ohne Verzug: die englische Flotte erzwang im Mai 1831 die Freilassung der verhafteten Briten, die Absetzung der schuldigen Beamten, eine reichliche Geldentschädigung für die Betroffenen und die Veröffentlichung aller dieser Zugeständnisse in der amtlichen Zeitung. Die französische Flotte aber segelte im Juli desselben Jahres unter Führung des Admirals Rousin in die Mündung des Tejo hinein, nahm zehn portugiesische Schiffe weg, brachte das Feuer der beiden Forts, welche den Eingang deckten, zum Schweigen, nötigte die portugiesischen Schiffe, die Flagge zu streichen, und traf Anstalten, Lissabon zu bombardieren. Das wirkte: auf der Stelle wurden die französischen Gefangenen in Freiheit gesetzt und die für sie verlangten Entschädigungen gewährt.

Aufstände in Lissabon und Oporto.

Dieses entschiedene Vorgehen der Westmächte gegen Dom Miguel fand seinen Widerhall im Lande. Die wiederholte Demütigung, die er erfahren, hatte seine Schwäche auch seinen Gegnern in Portugal gezeigt. Von neuem brach der Unwille gegen ihn los; schon im August kam es zu einer Erhebung gegen ihn in Lissabon, an der Bürger und Soldaten in gleicher Weise beteiligt waren. In Strömen von Blut erstickte Dom Miguel den Versuch der Auflehnung: über 60 Offiziere und Bürger wurden erschossen. Einen Monat später wiederholten sich die Greuelszenen in Oporto, wo die Garnison, von ihren Offizieren angeführt, gegen den Tyrannen aufstand. Allein auch dieser Erhebungsversuch endigte mit dem Untergange der Beteiligten; den Massenhinrichtungen machte nur die Warnung eines dem Usurpator ergebenen Obersten ein Ende, daß diese schrankenlose Grausamkeit den längst grollenden Unmut der andern Regierungen zum Ausbruche bringen würde.

Denn das lehrten doch diese mißglückten Auflehnungsversuche, daß, so verbreitet und tief auch der allgemeine Unwille war, Portugal aus eigner Kraft doch nicht im stande sein würde, sich aus seinen Drangsalen zu befreien. Hilfe von auswärts mußte ihm kommen, über die See her. Denn seit die Franzosen die portugiesische Flotte vernichtet hatten, war Portugal an seiner langen Seeküste ein offenes Land; und das war es, was den Getreuen auf Terceira jetzt erhöhte Bedeutung gab.

Dom Pedro in Brasilien.

Aus Brasilien kam die ersehnte Hilfe. Seit der Prinzregent Dom Pedro am 18. Dezember 1822 die ihm von den Deputierten des Landes, die schon am 1. August 1822 die Trennung Brasiliens vom Mutterlande ausgesprochen hatten, am 12. Oktober angebotene Kaiserwürde angenommen hatte, war Brasilien ein selbständiges Reich; mit Eifersucht bewachten die Brasilianer die Unabhängigkeit ihres Landes, stets von dem Argwohne erfüllt, daß ihr Kaiser doch noch nicht ganz dem Gedanken entsagt haben möchte, Brasilien wieder als Kolonialland an Portugal zu bringen. Denn seit

Dom Miguel die Königin Maria da Gloria entthront hatte, erzählte man sich und glaubte man, daß der Kaiser Dom Pedro die Absicht habe, nach Portugal zu gehen, seinen Bruder zu stürzen und Portugal in Besitz zu nehmen, d. h. Brasilien wieder damit zu vereinigen. Solche Gerüchte wurden namentlich von der schon damals starken republikanischen Partei und ihrer zügellosen Presse ausgesprengt. Bald langten Flüchtlinge in Menge aus Portugal an, die in dem Tochterlande Zuflucht suchten. Zwar gab der Kaiser seinen festen Entschluß zu erkennen, die Interessen Brasiliens durch die portugiesischen Verhältnisse nicht zu gefährden, aber doch war man tief verstimmt über die sich wiederholenden Beförderungen portugiesischer Flüchtlinge und fürchtete namentlich deren Einreihung in die Armee. Indes die Portugiesen benahmen sich mit großer Vorsicht, und der Kaiser selbst kam dem allgemeinen Wunsche nach und ersetzte am



168. Ansicht von Lissabon im Jahre 1830.

Ende des Jahres 1829 alle Portugiesen in seinem Ministerium durch Brasilianer. Allein das Mißtrauen gegen ihn, der ja selbst ein Portugiese war, schlief nicht ein.

Die Wirkungen der Julirevolution.

Da traf am 14. September 1830 die Nachricht von der Julirevolution ein. Brasilien ist trotz des abweichenden Eindruckes des Kartenbildes in Wahrheit ein Küstenland, in welchem sich die gebildete Bevölkerung in eine Reihe durch regelmäßige Schiffahrt miteinander verbundener Städte zusammendrängt. Dahinter ziehen sich an den Flüssen aufwärts die Plantagen hin und endlich folgt ein ungeheures Gebiet, worin fast nur Indianer eine fluktuierende Bevölkerung bilden. Nur in der Provinz Ouro Preto gab es damals eine dichtere, Ackerbau und Bergbau treibende Bevölkerung europäischer Abkunft. Infolgedessen geschah es, daß sich jene Nachricht sehr rasch unter der ganzen urteilsfähigen Bevölkerung verbreitete und eine große Erregung der Gemüter hervorrief. Die Zahl der freisinnigen Zeitungen vermehrte sich plötzlich auf 42, denen nur 11 konservative gegenüberstanden. Alle stachelten das empfindliche Nationalgefühl durch herausfordernde Artikel an, richteten scharfe Angriffe auf die unordentliche Finanzwirtschaft der Regierung, die doch erst durch die ungezügelte Parteiwirtschaft im

Kongresse hervorgerufen war, und forderten zum Widerstande gegen die absolutistischen Neigungen des Kaisers wie gegen seine portugiesischen Sympathien auf.

Erkaltung der Gefühle für Dom Pedro.

Alle diese Angriffe erhielten, wie es schien, eine Bestätigung schon im Oktober, als in Rio de Janeiro Waffen für 10000 Soldaten aus Europa eintrafen, die ohne Ermächtigung der Kammern bestellt worden waren. Lag darin nicht eine Verletzung der Verfassung? Deutete die Sendung nicht auf geheime Pläne betreffs Portugals? Dazu kam, daß der frühere Finanzminister und Freund des Kaisers, Barbacena, in Ungnade entlassen, vertrauliche Briefe des Herrschers veröffentlichte und dadurch dessen Plan einer im übrigen recht wünschenswerten Verfassungsbeschränkung enthüllte. Selbst bei den farbigen Klassen der Bevölkerung erlosch nun die frühere Volksbeliebtheit des Herrschers.

Die Bevölkerung wieder für sich zu gewinnen, begab sich Dom Pedro ohne Begleitung in die Provinz Ouro Preto, die sonst stets besonders warm und treu zu ihm gehalten hatte. Aber der Empfang war jetzt kalt; die Proklamation, welche er gegen die Aufhetzer erließ, diente eher dazu, die Opposition gegen ihn zu verstärken als zu verringern. Enttäuscht, bis ins Herz gekränkt, kehrte der Kaiser zurück; ihm kam der Gedanke, abzudanken: schon während der Rückreise sprach er ihn aus. Um so mehr wünschten die Portugiesen der Hauptstadt Dom Pedro ihre Anhänglichkeit zu zeigen. Bei seiner Rückkehr nach Rio illuminierten sie ihre Häuser, durchzogen mit Musikbanden die Stadt, brachten dem Kaiser und allen „guten" Portugiesen Lebehochs und stießen gegen alle Bürger, deren Fenster nicht erleuchtet waren, laute Drohungen aus. Es kam zu einer großen Prügelei in den Straßen, in welcher die Portugiesen den Sieg davontrugen.

Dom Pedro dankt ab.

In alle diesem sahen die Brasilianer eine Nationalbeschimpfung. Die Aufregung in Rio gab der Stadt ein revolutionäres Ansehen. Pöbelrotten, von Zeitungsschreibern angeführt, durchzogen lärmend alle Straßen; die Truppen schlossen sich der allgemeinen Volksbewegung an; eine beschwichtigende Proklamation des Kaisers wurde mit Füßen getreten. Man verlangte liberale brasilianische Minister. Drei Friedensrichter begaben sich am Abend des 6. April zu dem Kaiser und trugen ihm die Wünsche des Volkes vor. „Ich bin bereit", erwiderte er, „alles für das Volk zu thun, nichts aber durch das Volk." Kaum wurde diese Antwort bekannt, so traten auch die letzten noch treuen Truppen, selbst die kaiserliche Ehrengarde, zum Volke über. Dom Francisco de Lima, der Oberbefehlshaber der Truppen, ging zum Kaiser, um ihn jetzt noch zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. „Laßt sie", erwiderte Dom Pedro mit Würde auf den Bericht von dem allgemeinen Abfalle der Regimenter, „ich will nicht, daß einer für mich geopfert werde." Allein die Entlassung seiner Minister verweigerte der Kaiser mit Entschiedenheit. Es wurde nach Dom Vergueiro, dem Führer der Opposition im Senate gesandt: er war nicht gleich zu finden. Es schien, als wenn der Kaiser jetzt einlenken wollte: ein Adjutant Limas wartete auf die Entscheidung. Die Stunden vergingen; der Kaiser überlegte allein, ohne irgend jemand zu fragen. Endlich um 2 Uhr nachts — am 7. April 1831 — war er entschieden: er schrieb auf ein Blatt seine freiwillige Thronentsagung zu gunsten seines siebenjährigen Sohnes Pedro nieder: „Hier ist meine Entsagung", sagte er zu dem Adjutanten, „möget ihr glücklich sein! Ich werde das Land verlassen, das ich herzlich liebte und noch immer liebe." Thränen erstickten seine Stimme; er wandte sich ab und ging in das anstoßende Zimmer.

Wenige Tage danach am 13. April schiffte er sich an Bord des englischen Linienschiffes „Warspite" ein: seine Kinder ließ er zurück, nur seine Tochter Maria da Gloria, die aus England zu ihm gekommen war, begleitete ihn und seine zweite Gemahlin, die Prinzessin von Leuchtenberg, mit der er erst jüngst sich vermählt hatte.

Dom Pedro bereitet die Wiedergewinnung Portugals vor.

Hochsinnig und ritterlich hielt es Dom Pedro jetzt für seine Pflicht, seiner Tochter zu ihrem Rechte auf Portugal zu verhelfen. In Paris empfing man ihn mit hoher Auszeichnung und sicherte ihm, wenn auch nicht unmittelbare Unterstützung, so doch jede sonst mögliche Förderung gegen den anmaßenden Usurpator am Tejo zu. Auch in London fand er bereites Entgegenkommen. So wandte denn Dom Pedro sein bedeutendes Privatvermögen darauf, um zum Vergeltungskampfe die streitbaren Aben-

teurer aus allen Ländern um sich zu sammeln. Auf der Reede der Insel Belleville an der bretagnischen Küste vereinigte er mit Genehmigung der französischen Regierung seine Streitkräfte: eine Anzahl bewaffneter Schiffe, die er unter den Befehl des Engländers Sartorius stellte, und auf ihnen einige tausend geworbene Wagehälse, untermischt mit portugiesischen Flüchtlingen. —

Dom Pedro landet und besetzt Oporto.

Die Flottille ging in See; im März 1832 landete sie auf Terceira. Hier schloß von den Patrioten sich ihm an, was die Waffen tragen konnte. So wuchs die Streitmacht auf 12000 Mann. Nun ging es von den Azoren nach Portugal zurück. Wohl besaß auch nach dem Verderben, das im vergangenen Jahre die portugiesische Flotte durch die Franzosen betroffen hatte, Dom Miguel noch einige Kriegsschiffe; allein diese waren außer Stande, die lange Küstenlinie zu decken. Dom Pedro entging ihnen und warf ungefährdet in dem kleinen Hafen Villa do Conde am 7. Juli 1832 Anker. Auf die Nachricht seiner Landung flüchtete sich sofort die Besatzung des nahen Oporto, so daß schon am nächsten Tage Dom Pedro die ansehnliche Handelsstadt besetzen konnte, lebhaft als Befreier aus allen Drangsalen von den Einwohnern begrüßt. In aller Eile wurden Schanzen um die Stadt aufgeworfen, um sie verteidigungsfähig zu machen. Im September nahte Dom Miguel mit weit überlegenen Streitkräften.

Dom Miguel vor Oporto.

Ein Jahr lang standen sich bei Oporto die feindlichen Brüder persönlich gegenüber; fast täglich fanden Scharmützel zwischen den beiden Heeren statt; allein Solignac, den Dom Pedro an die Spitze seiner Streitmacht gestellt hatte, war ebensowenig fähig, sich jenseit der Verschanzungslinie zu behaupten, wie Dom Miguel oder Marschall Bourmont, dem 1833 von Dom Miguel nach seinem Übertritt in portugiesische Dienste der Oberbefehl übertragen wurde, die Verschanzungen einzunehmen. Demnach mußte allmählich Dom Pedro in Nachteil kommen, obgleich er aus aller Herren Ländern zur See Zuzug erhielt, da man allenthalben im liberalen Lager den Kampf gegen Dom Miguel für eine Prinzipiensache ansah. Die Flotte, welche unthätig auf der Reede lag, wurde mißmutig, da die Soldzahlungen stockten: Sartorius drohte, die Schiffe nach England zurückzuführen. Ein kühner Entschluß mußte gefaßt werden, um dem langsamen Untergange zu entgehen.

Verlegung des Kriegsschauplatzes.

Ein Glück war es, daß das Kabinett Palmerstons es durchaus mit Dom Pedro hielt, dessen Sache sich überdies nun auch sonst zum Besseren wandte. Auf Solignacs Rat fand Dom Pedro den engherzigen Sartorius ab und betraute mit dem Kommando seiner Schiffe den englischen Kapitän Charles Napier, der sich auch unter den freiwilligen Ankömmlingen befand. Damit war der rechte Mann gefunden, um auch die Flotte nutzbar für den Kampf zu machen. Es wurde beschlossen, in Oporto sich ausschließlich auf Verteidigung zu beschränken, um Kräfte verfügbar zu erhalten, den Feind im Rücken zu bedrohen. Dom Miguel hatte seine sämtlichen Streitkräfte um Oporto konzentriert, so daß das übrige Land von Truppen ziemlich entblößt war. Daraufhin schiffte sich der tapfere Villaflor, den Dom Pedro zur Belohnung für die Unterwerfung der Azoren zum Herzog von Terceira erhoben hatte, mit 3000 Mann nach dem Süden Portugals ein. Er landete in Castro Marim in Algarbien und eroberte in wenig Tagen die ganze Provinz.

Sieg Napiers bei St. Vincent.

Napier wandte nunmehr seine Schiffe wieder nach Norden; sein Geschwader umfaßte drei Fregatten, eine Korvette, eine Brigg und einen Schoner. Mit dieser geringen Macht stieß er am 5. Juli 1833 auf der Höhe des Kaps St. Vincent auf die Flotte Dom Miguels, welche aus zwei Linienschiffen, drei Fregatten, drei Korvetten und zwei Briggs bestand. Unbekümmert um das große Mißverhältnis der Streitkräfte griff er den Gegner an: eine Kühnheit, die die Feinde so erschreckte, daß sofort vier Schiffe, freilich die kleinsten, die Flucht ergriffen. Der Ausgang des ungleichen Kampfes entsprach diesem Anfange: Napier nahm fünf der feindlichen Schiffe, darunter die beiden Linienschiffe; 280 Geschütze, aus denen eine einzige gut gezielte Salve die Flotte Dom Pedros hätte vernichten müssen, wurden erobert; 3200 Seesoldaten und Matrosen ergaben sich dem verwegenen Engländer, um von diesem, wie sie es wünschten, größtenteils dem Heere Dom Pedros eingereiht zu werden.

Villaflor nimmt Lissabon.

Das war ein großer Erfolg: allein Villaflor überbot ihn noch. Während der Schreck über die Niederlage bei St. Vincent noch die Miguelisten lähmte, machte sich Villaflor mit 1500 Mann regulärer Truppen und einer Anzahl Freischärler geradeswegs gegen Lissabon auf. Durch die Provinz Alemtejo kam er unangefochten; erst bei Setuval stellte sich ihm der Feind in den Weg: er schlug ihn und nahm die Stadt mit Sturm ein. Da überschritt der General Jordao, von Lissabon kommend, den Tejo und warf sich der kleinen Schar Villaflors mit 4000 Mann entgegen: allein beim ersten Zusammenstoß zerstoben die Miguelisten nach allen Seiten. Auf die Kunde hiervon gab der Kommandant von Lissabon jeden Gedanken an Verteidigung auf und verließ mit den ihm noch verbliebenen Truppen in eiliger Flucht die Hauptstadt, ehe noch Villaflor Zeit gehabt hatte, den hier sehr breiten Tejo zu überschreiten. Für die Bürgerschaft Lissabons wurde dies das Signal, die Gefängnisse zu öffnen, den Tausenden darin schmachtender Gefangener die Freiheit zurückzugeben und Maria da Gloria als Königin auszurufen. Und der miguelistisch gesinnte Pöbel verhielt sich dabei ganz still. Erst folgenden Tages am 24. Juli 1833 langte Villaflor in Lissabon an: vier Tage darauf folgte ihm Dom Pedro, um sich als Regenten im Namen seiner Tochter zu proklamieren.

Dom Pedros Stellung zum Lande.

Doch war durch den Besitz der Hauptstadt der Krieg noch nicht entschieden: die Bewohner des Binnenlandes fuhren fort, an Dom Miguel festzuhalten. Es war vornehmlich der maßgebende Einfluß der Geistlichkeit auf die Landbewohner, welcher diese auf der Seite des Prätendenten festhielt. Fürchtete diese doch von dem freisinnigen Dom Pedro eine Beeinträchtigung ihrer großen Stellung im Lande. Überdies erschien vielen Dom Pedro, der Verbündete Englands und Frankreichs, als ein Fremder und demnach als ein Feind ihres Vaterlandes. So sah denn Dom Pedro mit Enttäuschung, daß er, so freudig auch die großen Städte und die gebildeteren Klassen allerorten für ihn Partei nahmen, doch in der großen Masse des Volkes keinen Boden fand. Es ließ sich so an, als wenn aus dem Kriege der Brüder der Bürgerkrieg sich entzünden sollte.

Kämpfe um Lissabon.

Dom Miguel eilte, die verlorene Hauptstadt wieder zu gewinnen: er ließ vor Oporto nur ein Observationskorps zurück und rückte in Eilmärschen gegen Lissabon heran. Jedoch Dom Pedro war zur Gegenwehr gerüstet: er hatte die Stadt mit einem Gürtel von Schanzwerken umgeben lassen und die Besatzung durch Heranziehung eines Teiles der Verteidiger von Oporto bis auf 10000 Mann gebracht. Außerdem hatten sich mehrere tausend Bürger freiwillig zum Waffendienste gestellt. Wiederum zersplitterte sich der Krieg in tägliche Scharmützel ohne Entscheidung. Monate vergingen, ohne die Lage zu ändern: erst das neue Jahr rückte die Entscheidung näher.

Anwachsen der Partei Dom Pedros.

Mehrere Mitglieder des hohen Adels in den nördlichen Provinzen fielen von der Fahne Dom Miguels ab: ihr Vorgang bewirkte einen Umschlag der Volksstimmung, soweit ihr Einfluß reichte. Guerillabanden bildeten sich in den Gebirgen des Nordens, vertrieben die Beamten Dom Miguels und entzogen diesem die Hilfsmittel der Provinz Tras os Montes. Dann machte Napier die Provinz Entre Minho e Douro abwendig, bemächtigte sich mit einigen hundert Mann des Hafens Figueira und rückte gegen Coimbra vor. Infolgedessen löste sich das Korps Dom Miguels auf, welches noch vor Oporto stand. Nun verließ Villaflor, den Dom Pedro als Kommandanten nach Oporto geschickt hatte, die Stadt, überschritt den Douro und vereinigte sich vor Coimbra mit Napier. Die Miguelisten gaben die Stadt ohne Widerstand auf und zogen sich südwärts zurück, während die vereinigten Befehlshaber sie unablässig bedrängten, langsam bis Thomar vorrückend, wo sie die Stellung Dom Miguels vor Lissabon im Rücken bedrohten.

Vertrag von Evoramonte.

Unterdessen war der Londoner Vertrag abgeschlossen worden (22. April 1834), in welchem die Westmächte für Isabella von Spanien so gut wie für Maria da Gloria eintraten. Die Königin-Regentin von Spanien sandte auf Grund des Vertrages ein Truppenkorps unter General Rodil über die portugiesische Grenze: bei Thomar vereinigte es sich mit Villaflor. Dadurch war Dom Miguels Stellung bei

Santarem vor Lissabon völlig unhaltbar geworden. So rückte er auf Thomar los; es kam am 15. Mai 1834 zur Schlacht: sein Heer wurde aufs Haupt geschlagen und fast ganz zersprengt. Mit dem Reste rettete er sich über den Tejo nach Evora und bot dem siegreichen Bruder jetzt den Frieden an. Allein Dom Pedro wies ihn schroff zurück. Da schloß denn Villaflor mit dem General Lemos, der allein noch bei Dom Miguel ausgehalten hatte, am 26. Mai zu Evoramonte einen Vertrag, nach welchem Dom Miguel auf die Krone verzichten, jedoch ein Jahrgeld von 375000 Frank erhalten sollte, unter der Bedingung, daß er Portugal verließe und nie wieder in dessen Angelegenheiten sich einmische.

Dom Miguel nahm das an und begab sich nach Genua, von wo aus er sofort den Vertrag als ihm abgezwungen widerrief, ohne doch damit etwas anderes zu erreichen, als daß das Jahrgeld nunmehr wieder eingezogen wurde. Niemals hat er



169. Maria da Gloria, Königin von Portugal.
Nach dem Originale von Cäcilie Brand (1833) lithographiert von A. Kneisel.

von der Hoffnung gelassen, den Thron wieder zu besteigen. Er nahm dann seinen Aufenthalt in Deutschland, wo er sich mit einer Prinzessin Löwenstein-Wertheim vermählte; völlig vergessen ist er am 15. November 1866 in Heubach bei Miltenberg am Main gestorben. Dom Miguels Ausgang.

Die nächste Sorge des siegreichen Regenten war die Wiederherstellung des Staats, der durch die mehrjährige greuliche Mißwirtschaft Dom Miguels tiefer zerrüttet war als durch den Bruderkrieg. Er begann damit, daß er alle Mönchsorden, Hospitien und Klöster in ganz Portugal und den dazu gehörenden Inseln aufhob und deren Güter für den Staat einzog, jedoch den Mönchen und Nonnen eine jährliche Pension zum Lebensunterhalte gewährte. Damit wurde eins der wesentlichsten Hemmnisse beseitigt, die bisher jeder freien geistigen Entwickelung in Portugal entgegengestanden hatten. Das Nächste war die Aufhebung der britischen Weinkompanie von Oporto, wodurch im Interesse der treuen Kaufleute von Oporto der Weinbau und Neugestaltung Portugals.

Weinhandel in den Uferlandschaften des Douro den Händen der Briten entzogen wurde; ein erster Schritt, Portugal aus seiner merkantilen Abhängigkeit von England zu lösen. Alle Verordnungen und Gesetze, die seit 1828 erlassen waren, wurden aufgehoben, alle Erkenntnisse wegen angeblicher politischer Verbrechen wurde kassiert: den Betroffenen wurden ihre Güter, Ämter und Ehrenstellen zurückgegeben und die Richter selbst zum Ersatze für alle Verluste der Verurteilten herangezogen. Aus dem Senate wurden diejenigen Adligen entfernt, die für Dom Miguel irgend welche agitatorische Thätigkeit entwickelt hatten, und aus dem gleichen Grunde 37 Professoren der Universität Coimbra ihrer Stellen entsetzt.

Die Carta de ley.

Am 15. August 1834 traten, von Dom Pedro sofort nach dem Vertrage von Evoramonte berufen, die Cortes zusammen: der Regent legte ihnen ohne Prahlerei in ausführlicher Rede dar, was er für die Errettung Portugals gethan hatte; begeisterter Beifall lohnte ihn; mit ungeheurer Stimmenmehrheit wurde er von beiden Häusern als Regent Portugals für die Zeit der Unmündigkeit der jungen Königin Maria da Gloria bestätigt. Gleichermaßen erhielt die Verfassung, die Dom Pedro selbst im April 1826 unter dem Namen der Carta de ley gegeben und alsbald nach seinem endgültigen Siege über Dom Miguel wiederhergestellt hatte, die Bestätigung der Cortes.

Dom Pedros Tod.

Allein die ungeheuren Anstrengungen und Aufregungen der letzten Jahre hatten die Kraft Dom Pedros gebrochen: Brustwassersucht stellte sich ein und warf ihn aufs Krankenlager. Er fühlte seine Auflösung nahe: am 18. September schon legte er die Regentschaft nieder, folgenden Tages ließ er die Vertreter der in Lissabon stehenden Regimenter an sein Sterbelager rufen und beauftragte sie, alle umarmend, ihren Kameraden das letzte Lebewohl ihres sterbenden Führers zu überbringen. Fünf Tage später — am 24. September 1834 — erlag er, erst 36 Jahre alt, der Krankheit.

Maria da Gloria Königin.

Maria da Gloria, seine Tochter, geboren 1819, bestieg, jetzt mündig erklärt, den Thron. Im folgenden Jahre vermählte sie sich mit dem Bruder ihrer Stiefmutter, mit dem Prinzen August von Leuchtenberg, und nach dessen bald erfolgendem Tode mit dem Prinzen Ferdinand von Koburg-Kohary. Es war diese Heirat ein Werk des durch seine Thätigkeit für das Haus Koburg rühmlichst bekannten Baron Stockmar. Aber Ruhe und Ordnung kehrten noch nicht in Portugal ein. Teils war die junge Königin bei ihrer Unerfahrenheit und Launenhaftigkeit der ihr gestellten schweren Aufgaben nicht gewachsen, teils übten die Wirren Spaniens und im Lande selbst bestehende freimaurerische Bünde einen durchaus beunruhigenden Einfluß aus. Gegen die von Dom Pedro erneute Carta de ley erhob sich 1838 ein Aufstand und proklamierte die viel freisinnigere Verfassung des Jahres 1822, welche nur eine Kammer festsetzte und dem Könige nur ein aufschiebendes Veto gewährte. Im Laufe der Jahre erfuhr sie zwar mehrfache Abschwächungen, 1842 stellte jedoch der Justizminister Costa Cabral durch eine in Oporto eingeleitete Bewegung wieder Dom Pedros Carta de ley her. Allein 1846 brach ein Bürgerkrieg aus, der Cabral zur Flucht zwang und das Land von neuem in die größte Verwirrung stürzte. Das an seine Stelle tretende Kabinett Palmella-Saldanha bedeutete nur einen Personen-, keinen Systemwechsel; auch ward dadurch keine Ruhe geschaffen. So groß war die Lösung aller Ordnung im Lande, daß selbst Dom Miguel den Gedanken der Rückkehr faßte. Er ging im Januar 1847 nach England, um gegebenen Falles sofort bei der Hand zu sein. Da rief Maria da Gloria die ihr durch die Quadrupelallianz von 1834 gewährleistete Hilfe der Westmächte an. Ein englisches Geschwader nahm ein aufständisches, das von Oporto nach Lissabon segelte, im Mai 1847 gefangen, und ein spanisches Hilfsheer besetzte am 30. Juni 1847 Oporto. Keineswegs waren damit die inneren Verhältnisse völlig geordnet. Doch blieb von nun an Saldanha am Ruder, und dieser hielt die Carta von 1826 aufrecht.

Maria da Gloria stirbt.

Am 15. November 1853 starb Maria da Gloria. Für ihren erst sechzehnjährigen ältesten Sohn Dom Pedro V. übernahm ihr Gemahl die Regentschaft und führte sie mit besonnener Mäßigung; Tage der Ruhe schienen endlich für Portugal gekommen zu sein. Sie dem Lande zu erhalten, war auch das Bestreben des jungen

Königs; aber er starb schon am 11. November 1861. Ihm folgte sein Bruder Dom Luis I., nach mehreren rasch nacheinander eintretenden Todesfällen der letzte Sohn Marias. Dom Pedros Familie schien dem Aussterben nahe: ein Gesetz wurde daher mit Zustimmung der Cortes erlassen, welches die Prinzessinnen für thronfähig erklärte, um Dom Miguel und seine Nachkommen für alle Zeiten vom Throne fern zu halten.

Wirtschaftliche Zustände Portugals.

Von den wirtschaftlichen Zuständen Portugals läßt sich im allgemeinen dasselbe sagen, wie von denen Spaniens. Die Einwohnerzahl betrug nach dem 1836 den Cortes vorgelegten Berichte 3061684 Seelen, die nach der Zählung von 1838 auf 3224174 Seelen gewachsen waren, während in fast derselben Zeit Spanien zurückgegangen war.

Handel und Marine.

Über den Handel in den zwanziger und dreißiger Jahren existieren wohl kaum irgend zuverlässige Angaben. Wo hätten unter der wunderbaren Verwaltung Dom Miguels solche herkommen sollen? Dabei ist wohl kaum je der von England so schwunghaft betriebene Import und Export auch nur annähernd kontrolliert worden. Im Jahre 1844 bestand die Handelsmarine aus 484 Schiffen mit 57280 Tonnen Gehalt; darunter zählte man 2 ganze Dampfboote. Die Kriegsmarine aber wurde 1845 registriert mit 5 Fregatten, 4 Korvetten, 1 Dampfschiff und 18 kleineren Fahrzeugen mit einer Bemannung von 2920 Seeleuten. Kein Wunder, wenn trotz aller Bemühungen Dom Pedros in den Zeiten der folgenden Parteikämpfe England doch wieder das wirtschaftliche Übergewicht gewann.

Portugiesische Litteratur.

Im 19. Jahrhundert haben die Befreiungskriege und die sich anschließenden politischen Umwälzungen in den Portugiesen das nationale Selbstgefühl gestärkt und die Litteratur von der sklavischen Nachahmung Frankreichs befreit. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts begegnet man auch in Portugal einer romantischen Schule. Ihre beiden Häupter sind Almeida-Garrett (1799—1854) und Alexander Herculano (1810—1877). Beide mußten um ihrer liberalen Prinzipien willen auswandern und kehrten dann durchdrungen von dem Geiste der französischen und englischen Romantik in die Heimat zurück. Noch im Exil dichtete zu Paris 1825 Almeida-Garrett „Camões", den großen Dichter Portugals besingend, auch kam noch in Paris das satirische Gedicht heraus, das sich gegen das Mönchswesen richtet und in Wielandscher Manier gehalten ist, „Dona Branca oder die Eroberung von Algarve". Zu London erschien 1828 sein Roman in Versen „Adozinda", der nach vaterländischen Romanzen verfaßt ist. Auch als Dramatiker zeichnete er sich durch eine Reihe Stücke vaterländischen Inhalts aus, wie „Eine That Gil Vicentes", „Frei Luis de Sousa" u. a.; man darf sagen, daß er das portugiesische Theater neu schuf. — A. Herculano, der zugleich ein hochbedeutender Geschichtschreiber und der gelehrte Herausgeber der ältesten portugiesischen Quellenwerke war, trat ebenfalls als Epiker auf in seinen zahlreichen historischen Romanen, durch die er seine Zeitgenossen wieder an die Größe des portugiesischen Heldenzeitalters erinnerte. — Der dritte hervorragende Romantiker war Antonio Feliciano de Castilho (1800—1875), der sich als Lyriker vor den beiden Vorgenannten auszeichnete.

Fortschritte der Reformbewegung in England.

Die Parlamentsreform führt zunächst zu keinen Umwälzungen.

Mit Überraschung bemerkten Whigs und Tories, daß das neue auf Grund der Parlamentsreform gewählte Unterhaus sich nur sehr wenig von seinen Vorgängern unterschied und daß darin nicht, wie man vielfach besorgt hatte, die Radikalen das Übergewicht erhalten hatten. So sehr bethätigte sich auch hier der im Grunde konservative Sinn des englischen Volkes. Auch war das Übergewicht der grundbesitzenden Aristokratie zunächst noch nicht zerstört; das war erst einem folgenden Jahrzehnt vorbehalten. Von da ab galt die Rücksicht auf die materiellen Interessen des Mittel- und Arbeiterstandes als oberster Gesichtspunkt der Politik, die Sicherstellung der englischen Industriemacht wurde das nächste Ziel des Handelns. Das war eine Einseitigkeit, die in manchem Betracht zu wohlthätigen Erleichterungen des wirtschaftlichen Lebens geführt hat, aber zugleich auch in naturgemäßer Folge die wirtschaftlich unmündigen Volksschichten zu immer ungestümeren Ansprüchen aufrufen mußte.

Wirtschaftlicher Aufschwung.

Zunächst war die allgemeine Lage des Landes sehr befriedigend und Handel und Industrie in beständigem Aufschwunge begriffen. So wies das schon am 14. Februar 1834 den beiden Häusern mitgeteilte Budget für das abgeschlossene Rechnungsjahr einen Überschuß von 2 Millionen Pfund nach. Aber abgesehen von diesem fiskalischen Erfolge des whiggistischen Ministeriums Grey arbeitete man nach weiteren Gesichtspunkten auf die Beseitigung der den Handel einschränkenden älteren Privilegien hin. Dasjenige der Ostindischen Kompanie hatte ja schon manche Beschränkungen erfahren. So 1773, wo ihr die politische Selbständigkeit entzogen wurde, und dann durch kleinere Abstriche, allemal wenn der gemeinhin auf 20 Jahre verliehene Freibrief abgelaufen war: 1794, 1813 und nunmehr 1834. Durch die Bill vom Juli dieses Jahres wurde die prinzipielle Auflösung der Gesellschaft in Aussicht genommen, ihr aber noch weitere 20 Jahre zur Abwickelung ihrer Geschäfte zugestanden; bis dahin blieb die Verwaltung ihrer Besitzungen ihnen unter mancherlei Beschränkungen und unter staatlicher Aufsicht. Von dem Reingewinn durften von nun an jährlich nur 630000 Pfund an die Aktionäre verteilt werden, der Rest wurde für die Einlösung der 2500 Aktien bestimmt. Es entfiel also auf die einzelne Aktie, die im Jahre 1708 zu 500 Pfund ausgegeben worden war, immerhin noch eine jährliche Dividende von 252 Pfund.

Sklavenbefreiung.

Eine zweite tiefeingreifende Reform verdankte England dem neuen whiggistischen Ministerium, den ersten energischen Schritt zur Sklavenbefreiung, von dem schon oben (S. 299) vorübergehend die Rede gewesen ist. Es wurde damit eine alte Sünde wieder gut gemacht: 1713 schloß England den berüchtigten Assientovertrag, durch den es sich das ausschließliche Monopol der Sklaveneinfuhr nach Westindien von Spanien ausbedang. Nunmehr sollte nicht nur der Sklavenhandel, sondern die Sklaverei überhaupt wenigstens auf englischem Grund und Boden abgeschafft werden. Das Verdienst, diese Frage durch unermüdliche Anregung zu einer brennenden und allgemeinen gemacht zu haben, kommt wiederum den Quäkern zu, insbesondere aber William Wilberforce.

W. Wilberforce.

W. Wilberforce, geboren am 24. August 1759 zu Hull, seit seiner Studienzeit zu Cambridge ein Freund des jüngeren Pitt, trat 1780 als Vertreter seiner Vaterstadt ins Unterhaus ein und machte von da an die Abschaffung der Sklaverei zum Ziele seiner parlamentarischen Wirksamkeit. In der Session von 1789 trug er schon auf Unterdrückung des britischen Negerhandels an, setzte aber erst 1792 einen entsprechenden Beschluß durch, nach welchem der Handel mit „schwarzem Elfenbein" 1795 aufhören sollte. Aber die kriegerischen Zeitläufte verhinderten die Durchführung, auch später noch, nachdem sich 1806 Fox der Sache angenommen hatte und eine Bill ähnlich der von 1792 am 23. Februar 1807 durchgegangen war, die als Termin den 8. Januar 1808 angesetzt hatte. Auf dem Kongresse zu Wien brachte, durch Wilberforce angeregt, Lord Castlereagh die Sklavenfrage auf die Tagesordnung, mit gleich geringem Erfolge, wie auf dem Kongreß zu Aachen. Castlereagh erreichte im Anschluß an die Aachener Verhandlungen nur den Vertrag mit Spanien, gegen eine Entschädigungszahlung von 400000 Pfund seitens Englands in allen seinen Besitzungen von 1820 an den Negerhandel zu verbieten. Das hatte dann bei dem bald erfolgenden Abfall der Kolonien wenig praktische Bedeutung. Auch sonst fand England wenig Entgegenkommen bei den andern Mächten, weil man sich, durch die Erfahrung belehrt, kaum denken konnte, daß John Bull irgend etwas aus purer Menschlichkeit, ohne eigensüchtige Hintergedanken zu thun vermöchte. Mit Recht gedachte man des alten Satzes Charity begins at home, und ihm entsprechend ging nun Wilberforce mit seinem Freunde und Schüler Fowell Buxton 1823 mit neuen Kräften daran, bei den Gemeinen ihren Antrag auf schleunige Beseitigung der Sklaverei in den britischen Kolonien durchzubringen. Canning trat dem Antrag wohlwollend gegenüber, aber als praktischer Politiker, nicht als enthusiastischer Menschenfreund. Er stellte in anbetracht der tiefeinschneidenden wirtschaftlichen Folgen drei, einen vorsichtigen Übergang und eine allmähliche Besserung der Lage der Sklaven bezweckende Forderungen auf, die einstimmig angenommen wurden. Das Endresultat seiner Bemühungen sollte Wilberforce nicht erleben, obschon er es für sichergestellt ansehen durfte; er starb am 29. Juli 1833.

Die Emanzipationsbill.

Nachdem die Regierung bereits 1831 sämtliche Kronsklaven ohne Entschädigung freigegeben hatte, ging am 28. August 1833 die Emanzipationsbill durch, wonach alle Sklavenkinder unter sechs Jahren ohne weiteres frei sein sollten; vom 1. August 1834 an sollten auch alle übrigen Sklaven frei sein, doch so, daß sie noch sieben Jahre zu ihren Herren in einem freien Dienstverhältnisse stehen sollten. Doch wurde angesichts der großen praktischen Unzuträglichkeiten diese Dienstzeit mit dem 1. August 1838 abgeschlossen. Man rechnete, daß an 750000 Sklaven emanzipiert worden waren, und man hatte zur Entschädigung der Herren 20 Millionen Pfund ausgeworfen. Es zeigte sich bald, daß diese nicht ausreichten, ferner daß die schlimmen Befürchtungen wegen der Faulheit und Indolenz der Neger nur zu berechtigt waren. Die Plantagen

auf Jamaika gingen zurück, während die im spanischen Westindien zu erhöhter Blüte gelangten. Aber der von England gegebene Anstoß sollte schließlich doch weiter wirken.

Soziale Gesetzgebung.

Hatte man so der schwarzen Sklaverei ein Ende gemacht, wie hätte der im Schwange gehende Philantropismus der weißen Sklaverei vergessen können, übersehen, daß am eignen vaterländischen Herde die Gier, reich und mächtig zu werden, Tausende von klein auf körperlich wie seelisch zu Schaden kommen, ja untergehen ließ? Mit jugendlicher Begeisterung vertrat Lord Ashley (geboren 28. April 1801) die angeborenen Rechte der Enterbten, namentlich aber der, wie schon erzählt wurde, so frevelhaft ausgenutzten Kinder. Infolge seiner Bemühungen ging im Mai 1833 die erste Bill über Fabrikarbeit durch, die mit dem 1. Januar 1834 in Kraft treten sollte.



170. William Wilberforce.

Nach der Zeichnung von C. Brandt lithographiert von A. Kneisel.

Nach diesem Gesetz sollten junge Leute unter 18 Jahren nicht zu mehr als 69 Stunden die Woche, Kinder unter 13 Jahren nicht über 8 Stunden täglich beschäftigt und Kinder unter 9 Jahren überhaupt zu keiner Fabrikarbeit mit einziger Ausnahme der Seidenspinnereien verwendet werden dürfen. Außerdem trug das Gesetz für Schulunterricht und ärztliche Beaufsichtigung des Arbeiterproletariats Sorge und bestellte zur Durchführung der neuen Ordnung zunächst vier staatliche Fabrikinspektoren.

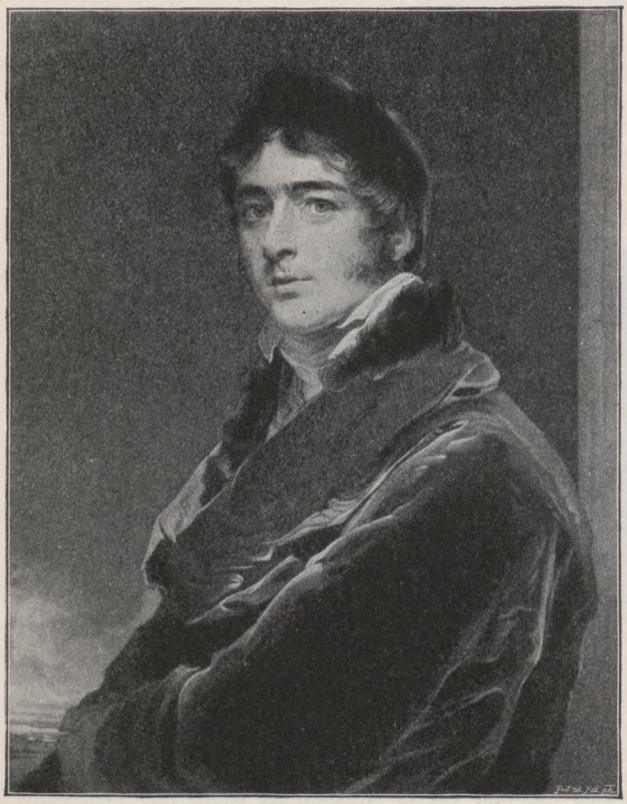
Gewerke und Konsumvereine.

Nach einer andern Richtung hin waren die Arbeiter auf dem besten Wege, sich selbst zu helfen. Seit ihnen durch Gesetz vom Jahre 1824 das Recht gegeben worden war, Korporationen zu bilden, vereinigten sie sich zu zahlreichen Gewerkvereinen (trade unions) und suchten durch verabredete gemeinsame Arbeitsaufkündigungen (strikes) eine Lohnaufbesserung zu erzwingen. Doch machte sich diese Neuerung damals noch nicht so unangenehm bemerklich wie heute. Auch suchten die Fabrikherren durch größeren Bezug die notwendigsten Waren ihren Arbeitern möglichst billig zu verschaffen; es entstanden

infolgedessen die Konsumvereine, namentlich auch unter den Arbeitern selbst. Als Muster für solche Gründung kann gelten die Vereinigung der Rochdale-Pioniere (Society of Equitable Pioneers of Rochdale) in Lancastershire in der Nachbarschaft von Manchester. Die Leute begannen mit 26 Pfund Kapital und einem kleinen Laden und kamen durch geschickte und vorsichtige Ausdehnung des Betriebs allmählich zu eigner Dampfmühle, Bäckerei, Schlächterei, Spinnerei und Weberei. Doch fällt diese Gründung erst in das Jahr 1844.

Armengesetzgebung.

Ein ganz besondres Verdienst erwarb sich aber das Ministerium Grey — der Abschluß der Sache fiel allerdings in das nächste, übrigens auch whiggistische Ministerium des Lord Melbourne — durch eine den Zeitumständen entsprechende Armengesetzgebung.



171. William Lamb, Viscount Melbourne.
Nach dem Gemälde von T. Lawrene gestochen von Edward Mc. Inne.

Es ist schon früher die Rede gewesen von dem furchtbaren Steigen der von den Gemeinden und dem Staate aufzubringenden Armengelder. Es mag das nochmals durch zwei Ziffern bewiesen werden, wobei darauf aufmerksam gemacht werden muß, daß für die zu versorgende Armut der Preis des Weizens als maßgebend angesehen wurde. Während im Jahre 1801 bei einem enormen Preise für den Quarter Weizen, nämlich 116 Schilling, und bei einer Bevölkerung Englands und Wales' (Schottland kommt hier nicht in Betracht) von 8872980 Seelen an Armengeldern 4017871 Pfund ausgegeben worden waren, mußten im Jahre 1833 bei einer Seelenzahl von 14317229 und einem Weizenpreise von 53 Schilling 6700799 Pfund für Armenunterstützung bewilligt werden, was nachher noch nicht einmal langte; es wurde eine Erhöhung bis 8606501 Pfund notwendig. Während also in diesen 32 Jahren die Bevölkerung nur um 61% zugenommen hatte, war die Armentaxe, obwohl der Getreidepreis um mehr als die Hälfte gesunken war, um 112% gewachsen. Wäre nun durch diese kolossalen Ausgaben in der That dem Übel der Armut gesteuert worden, so hätte man ja gern noch eine Weile bis zur ungefähren Heilung des Schadens die außerordentliche Last getragen. So aber schien diese bis ins Grenzenlose wachsen zu wollen, und das Übel vergrößerte sich nur noch mehr. Daran trug wesentlich oder einzig das falsche Humanitätsprinzip der Gesetzgebung von 1796 die Schuld, wonach die Armen auf steigende Unkosten der Gemeinden möglichst behäbig unterhalten werden sollten. Das machte sich namentlich in den mehr Ackerbau treibenden Grafschaften des Ostens und Südens bemerklich. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß es kein ehrlicher Arbeiter so gut hatte, wie die Insassen des Armenhauses, daß Laster und Faulheit Belohnung erhielten, während Tugend und Fleiß sich darauf nicht Rechnung machen durften. Nachdem von dem Ministerium eine gründliche Erhebung stattgefunden und dabei sich wieder von der Weisheit Elisabethischer Gesetzgebung überzeugt hatte, die streng unterschieden hatte zwischen Arbeitsunfähigen, zeitweilig Arbeitslosen und den Arbeitsscheuen, kündigte Lord Althorp am 17. April 1834 eine Bill zur Abänderung der bestehenden Armengesetze an. Sie ging mit manchen Abänderungen und nach mancher Redeschlacht am 14. August 1834 durch. Die Akte enthielt im Anschluß an frühere Gesetzesreformen das eine Neue, und gerade das war der Stein

des Anstoßes gewesen, daß die ganze Armenverwaltung unter staatliche Oberaufsicht gestellt werden sollte. Es blieb das System der Kreisarmenvorstände, der gewählten beschließenden Gemeindeausschüsse, der besoldeten Armenpfleger und der Arbeitshäuser, und zwar erhielten die genannten Behörden erweiterte diskretionäre Vollmachten, es blieb also immerhin noch die altüberlieferte Selbstregierung, aber freilich unter der weit ausgedehnten Kontrolle und Organisationsgewalt einer königlichen Zentralbehörde, des mit drei angesehenen und in ihrem Verwaltungszweige erfahrenen Männern besetzten Armenamtes. Prinzipiell schien damit doch zugestanden zu sein, daß England sich seiner bisherigen Verfassung entwachsen fühle und gleich den großen Staaten des Festlandes der Zentralisation und eines verstärkten staatlichen Beamtentums bedürfe.

Munizipalreform.

Die an früherer Stelle erwähnte Parlamentsreform zog die Reform der städtischen Verwaltungsbehörden, die sogenannte **Munizipalreform**, mit Notwendigkeit nach sich. Im Gegensatze zu der früher geltenden Anteilnahme sämtlicher Bürger an der Stadtverwaltung hatte sich seit Heinrich VI. (1422—1461) die Sitte eingebürgert, regierungsseitig einer mit der Zeit immer kleiner werdenden Körperschaft die Verwaltung des Gemeinwesens durch ein neues königliches Stadtrecht (charter) zu überweisen. Diese Unsitte war namentlich unter den Stuarts geübt worden, weil sich auf einen kleinen bevorrechteten Kreis zum Zwecke der Parlamentswahlen selbstverständlich leichter Einfluß ausüben ließ. Die also Privilegierten nutzten ihr Vorrecht gehörig aus. Sie ergänzten sich im Bedürfnisfalle durch Kooptation, befreiten sich von allen Abgaben, während sie die unberechtigten Bürger zu den für Polizei, Erleuchtung, Pflasterung, Kanalisation u. s. w. nötigen Ausgaben durch eigenmächtig bestimmte Auflagen heranzogen. Einer Kontrolle seitens der Bürgerschaft unterstanden sie in keinerlei Weise; was Wunder, daß sie schließlich den Stadtsäckel und die Einkünfte von reichlich vorhandenen Stiftungen für ihr Eigentum ansehen lernten und zu thörichtem Pomp, massiven Gastereien und einträglichen Dividenden verwandten. Die Stadtgüter waren natürlich auch gegen einen lächerlich billigen Zins in ihren Händen, und da sie sämtliche Verwaltungsstellen bis herab zum letzten Policeman lediglich an ihre Kreaturen vergaben, so erfreuten sie sich wirtschaftlich wie sozial einer unumschränkten Alleinherrschaft. Den Gipfel naiver Unverschämtheit erreichte wohl der Magistrat der Stadt Berwick am Tweed, der eine Anleihe auf Rechnung der Stadt kontrahierte, um sie dann einfach unter seine Mitglieder zu verteilen. Obgleich nun der am 30. März 1835 erstattete Kommissionsbericht solche Schäden völlig klar legte, so dauerte es doch sehr lange, ehe eine Abänderung schaffende Bill zur Annahme kam, und auch sie trug dann deutliche Spuren, wie sehr sie ein Kompromißresultat zwischen Whigs und Tories war; namentlich hatte sich das Oberhaus anfangs völlig feindlich zu dem Gesetze gestellt. Dies erhielt endlich am 9. September 1835 Gesetzeskraft und ist im wesentlichen unverändert bis auf den heutigen Tag in Geltung geblieben. Danach liegt der Schwerpunkt der städtischen Verwaltung in dem Gemeinderat (Common council), der auf drei Jahre gewählt wird, einen bestimmten Zensus voraussetzt und jährlich je ein Drittel seiner Mitglieder ausscheiden läßt. Aus dem Gemeinderate gehen als eine Art Ehrenausschuß die Stadträte (Aldermen) hervor, die auf sechs Jahre gewählt werden. Der Bürgermeister (Mayor) wird von und aus den beiden genannten Körperschaften (Common Council und Aldermen) alljährlich am 9. November erkoren und ist eigentlich mehr Repräsentant der Bürgerschaft, als daß er eine einflußreiche administrative Wirksamkeit ausübt. Der Stadtschreiber und Schatzmeister werden vom Gemeinderat, Wahlbeisitzer und Rechnungsrevisoren von der Bürgerschaft eingesetzt. Um das aktive wie passive Wahlrecht in der Gemeinde zu besitzen, muß man großjährig sein, darf seit zwölf Monaten keine Armenunterstützung genossen haben, muß ferner einen eignen Besitz oder mindestens einen eignen Hausstand haben und endlich nachweisen, daß man seine Steuern bezahlt hat.

An die Stelle des whiggistischen Ministeriums Melbourne war am 15. November 1834 ein Toryministerium Wellington-Peel getreten. Es übernahm u. a. auch eine ihm nicht sympathische Erbschaft, der sich die Opposition warm annahm. Im Gegensatz zu den beiden hochkirchlichen Universitäten Oxford und Cambridge hatte man schon lange eine konfessionslose Gründung seitens der Dissenters in Absicht gehabt.

Nachdem die nötigen Gelder gesammelt waren und Bau und Organisation in den Jahren 1826 und 1827 vollendet worden waren, öffnete im Jahre 1828 die Universität von London ihre Pforten den nicht streng-anglikanischen Zuhörern. Noch fehlte aber die Inkorporationsurkunde; sie wurde 1831 fertig gestellt, war aber noch vom Könige nicht vollzogen worden. Am 26. März 1835 verlangte die Opposition eine Adresse an den König, damit mit der Verlesung der Inkorporation die Universität endlich einen festen Halt bekomme. Wegen ihrer Religionslosigkeit sollte sie natürlich nicht in der Theologie Grade erteilen dürfen, übrigens war auch die Medizin ausgenommen, wohl aber für die Philosophie und Jurisprudenz. Das Ministerium unterstützte in dieser Frage einen Antrag des Vertreters der Universität Cambridge, der auf Verschleppung der Sache abzielte. Aber der Antrag der Opposition ging mit 246 gegen 136 Stimmen durch.

Brand des Parlamentsgebäudes.

Während die öffentliche Meinung noch erregt war über die plötzliche Entlassung des Ministeriums Melbourne, zog ein andres Ereignis die Aufmerksamkeit des englischen Volkes um so mehr auf sich, als man vielfach behauptete, es stünde mit der Rückkehr des Königs zur Toryregierung in innerem Zusammenhang. Am 16. Oktober 1834 nämlich gegen 7 Uhr abends stand das umfangreiche, aus den Zeiten Eduards herstammende Parlamentsgebäude in Flammen und brannte gänzlich nieder. Man hatte an jenem Tage Haufen von Kerbhölzern verbrannt, der uralten, erst seit 1826 außer Gebrauch gesetzten Obligationszeichen der Schatzkammer; die dabei in Thätigkeit gesetzten Öfen und Rauchfänge im Hause der Lords waren überhitzt worden, hatten sich auch wohl als undicht erwiesen, und so wurde dies Wahrzeichen der englischen Freiheit ein Raub des Elements. Provisorische an selber Stelle errichtete Bauten mußten zunächst dem Bedürfnisse dienen.

Mißstände in Irland.

Wenn irgend eine Volksklasse des britischen Reiches so gehörten zu den Unterdrückten die Bewohner der „grünen Insel". Schon seit den Tagen König Heinrichs II. (1154—1189) den englischen Königen unterthan, begann doch die grundsätzliche Unterdrückung der Insel erst mit der Königin Elisabeth. Zu der Verschiedenheit der Nationalität trat damals der Unterschied der Konfession: die keltischen Iren blieben katholisch, während die germanischen Engländer der Reformation beitraten. Den Iren wurde in rücksichtsloser Weise der Grund und Boden ihrer Insel genommen und englischen Kolonisten zu Lehen gegeben; die folgenden Jahrhunderte vollendeten die Beraubung, so daß im 19. Jahrhundert von den 11 Millionen Morgen urbaren Landes in Irland nur noch $1^1/_2$ Millionen im Besitze von Iren waren. Jeder Aufstandsversuch der Iren wurde mit blutiger Strenge niedergeschlagen; durch den Rachezug Cromwells im Jahre 1649 fand über eine halbe Million Iren im Kampfe für ihr Heimatsland den Untergang. (S. Band VI, S. 487 f.) Damit Hand in Hand ging die Unterdrückung der katholischen Kirche in Irland. Das Kirchengut wurde eingezogen und anglikanischen Geistlichen übergeben; Glocken, Wallfahrten, Prozessionen wurden verboten, die katholischen Lehrer aus dem Lande gewiesen, die irischen Kinder in protestantische Schulen geschickt, Mischehen auf das strengste untersagt, durch Test- und Korporationsakte die Katholiken von allen Ämtern ausgeschlossen. Eine besondere Verfügung gebot sogar den Katholiken, nur Pferde im Werte von 5 Pfund Sterling zu reiten; im Übertretungsfalle hatte jeder Protestant das Recht, dem Eigentümer das Pferd für den Preis von 5 Pfund Sterling abzunehmen. Gegen hohen Pachtzins an die englischen Herren bebaute das zertretene und gemißhandelte Volk den Boden seiner Väter; dazu hatte es den Zehnten an die anglikanischen Geistlichen, die ihm gesetzt waren, zu entrichten und mit den kümmerlichen Beiträgen seiner Armut seine eignen katholischen Priester zu unterhalten. Hilfe aber gegen Druck und Aussaugung war auch bei den Gerichten nicht zu finden; denn die protestantischen Jurys wie die protestantischen Richter gaben dem klagenden „Paddy" stets unrecht.

Irland unter Georg III.

Das Toryregiment endlich, das mit der Thronbesteigung Georgs III. begann, brachte das Maß zum Überlaufen; eine drohende Gärung ging durch die ganze Insel, und auf die Kunde von der Erhebung der amerikanischen Kolonien erhoben sich auch die Iren. Das englische Parlament sah sich infolgedessen 1782 genötigt, den katholischen Irländern legislative Unabhängigkeit zu gestatten. Zugleich wurde ihnen das Recht, Grundbesitz zu erwerben und eigne Schulen zu errichten, zurückgegeben. Aber der Aus-

bruch der Französischen Revolution entfaltete auf der Insel den Brand von neuem; obgleich die Engländer angesichts der drohenden Gefahr den größten Teil der verhaßten Zwangsgesetze 1792 und 1793 aufgehoben hatten, trat der im November 1791 zu Dublin gebildete Bund der Vereinigten Irländer (United Irishmen) mit dem französischen Direktorium in enges Einvernehmen. Doch mißlang die Expedition, die General Hoche im Dezember 1796 nach Irland führte, auf sich selbst angewiesen, wurden die irischen Insurgenten leicht von den Engländern überwältigt. Der Bund der Vereinigten Irländer hat dann nur noch während des Jahres 1797 energischere Thätigkeit entfaltet. Ein Direktorium von fünf Männern trat an die Spitze der Bewegung, die eine straffe militärische Organisation erhielt; der Bund zählte über 500000 Teilnehmer. Natürlich schlief der Verräter nicht; im Januar 1798 war die Regierung von allem unterrichtet. Verhaftungen führten den Ausbruch eines Aufstandes herbei, der Mitte des Jahres nach der Niederlage bei Vineger Hill (21. Juni 1798) thatsächlich in Blut erstickt wurde. 30000 Irländer wurden durch die englischen Truppen oder Schergen getötet. In der 1782 gewährten legislativen Unabhängigkeit sah man in England den eigentlichen Grund für die immer erneuten Selbständigkeitshoffnungen. Aber ein auf Union abzielender Antrag wurde 1799 vom irischen Parlament mit Entrüstung abgewiesen. Da nahm Pitt, dem die Sache sehr am Herzen lag, seine Zuflucht zur Bestechung, indem er die auch in Irland und namentlich seit den letzten Kriegen reichlich genug vorhandenen rotten boroughs mit der vom englischen Parlamente bewilligten Summe von 1600000 Pfd. Sterling aufkaufte. So brachte er die „Union" zustande, die den Iren Vertretung im englischen Parlamente, das aktive, jedoch nicht das passive Wahlrecht gewährte. Mit dem Jahre 1801 trat das Vereinigte Parlament auf Grund der am 26. Mai 1800 geschlossenen Unionsakte ins Leben. An der geplanten Katholikenemanzipation jedoch kam er selbst zu Fall (s. Bd. VIII, S. 488).

Unmögliche soziale Zustände.

Indes die Union war ein völlig unzureichendes Zugeständnis; sie erleichterte den Druck, der dem unglücklichen Volke das Mark auspreßte, keineswegs: nur von der völligen Trennung Irlands von England konnten die Iren Hilfe erhoffen. Aufhebung der Union (Repeal) wurde demnach die allgemeine Losung. Immerhin stellte das Katholikenemanzipationsgesetz (13. April 1829, s. oben S. 296) der Idee nach die katholischen Irländer den protestantischen Engländern gleich; ein neuer Eid, den auch die Katholiken leisten konnten, trat an die Stelle des früheren, zum aktiven Wahlrecht für das Parlament kam das passive, auch erhielten die katholischen Irländer die Fähigkeit, alle Ämter, mit Ausnahme des Lordkanzlers, zu bekleiden. Aber dieser Sieg ermunterte O'Connell nur zu neuen Forderungen, und überdies geschah so gut wie nichts zur Hebung der wirtschaftlichen Zustände des Landes. So mußte denn die Julirevolution in den erregbaren, gereizten Gemütern der Iren mächtigen Widerhall finden. War den Belgiern die Selbstbefreiung gelungen, warum sollte sie den Iren mißlingen? Die Kartoffelernte mißriet; niemand unter dem leichtlebigen Volke hatte rechte Vorsorge getroffen; zahlreiche wirtschaftliche Existenzen gingen zu Grunde; in manchen Gegenden der dichtbevölkerten Insel, die damals gegen 8 Millionen Einwohner zählte, heute kaum 4,7, brach Hungersnot aus: für alle Not machte man die Engländer verantwortlich. Die Not hatte auch hier als Begleiterin die Schar der Verbrechen hinter sich. Im Jahre 1832 zählte man in Irland 242 Morde, 1179 Raubanfälle und Einbrüche, 568 Brandstiftungen, 290 Viehtötungen, und dabei herrschte ein Terrorismus, der dem Richter die Bestrafung des Verbrechers nicht durchzuführen erlaubte.

Unter solchen Verhältnissen wurde es Daniel O'Connell um so leichter, dem immer wieder laut werdenden Schlachtrufe nach Repeal im eignen Lande wie jenseit des Georgskanals Geltung und Anhang zu verschaffen. Die 1802 gegründete „katholische Gesellschaft" war durch die Regierung unterdrückt worden; er stellte sie unter verändertem Namen wieder her, Tochtergesellschaften bildeten sich über die ganze Insel hin, Massenversammlungen wurden gehalten, Zeitschriften gegründet, Petitionen entworfen: von allem war O'Connell die Seele. Durch seinen Einfluß waren 40 Ge-

sinnungsgenossen 1832 nach der Parlamentsreform in das Unterhaus gewählt worden, die als sein „Schweif" ihm unbedingt folgten. Das gab ihm eine bedeutende Stellung im Hause: das Ministerium Grey erkannte, daß es die Unterstützung des mächtigen Mannes nicht wohl entbehren könne.

Widerstand gegen den protestantischen Zehnten.

Besonders hart lastete auf Irland die Abgabe des Zehnten an die protestantische Geistlichkeit. Denn wenn auch in Irland auf 7 Millionen Katholiken nur 850000 Protestanten kamen, so hatte doch jedes Kirchspiel seinen protestantischen Pfarrer, dessen Gemeinde nicht selten kaum 50 Seelen zählte, dem aber doch die Katholiken neben den Gebühren an ihren eignen Pfarrer den Zehnten zu erlegen hatten. Die anglikanische Kirche zählte auf der Grünen Insel 4 Erzbischöfe, 18 Bischöfe und



172. Daniel O'Connell.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

22 Kapitel, die, ohne resident zu sein oder irgendwelche Arbeit zu verrichten, ein Gesamteinkommen von 800000 Pfund bezogen, zu dem die katholischen Iren 650000 Pfund beizutragen hatten. O'Connell beantragte die Abschaffung dieser ungerechten Abgabe, die durch Zehntenvögte, häufig unter Anwendung von Gewalt, eingetrieben wurde. Das Ministerium unterstützte den Antrag, dennoch stieß Lord Stanleys Vorschlag auf Minderung der protestantischen Kirchenauflage auf große Abneigung im Parlamente, namentlich im Oberhause. Die Folge war, daß die Aufregung in Irland außerordentlich wuchs: die irischen Pächter weigerten sich, den Zehnten zu bezahlen, und widersetzten sich der Auspfändung mit Gewalt. Als nun aber doch die Engländer die Zahlung zu erzwingen suchten, bildeten sich bewaffnete Banden im Lande, „Weißfüße" genannt, die durch Brandstiftungen und Mordthaten die Richter und Geschworenen einschüchterten und alle Verhaftungen und Verurteilungen zu verhindern suchten. Die

anglikanischen Geistlichen litten vielerorten geradezu Not, da ihnen ihre Einkünfte abgeschnitten waren und es lebensgefährlich wurde, ihnen Nahrungsmittel zuzuführen.

Koerzionsbill.

Solche Zustände erforderten außerordentliche Mittel. So nachgiebig Lord Grey bisher gewesen war, nicht ohne das Ansehen der Regierung wesentlich zu schädigen, so energisch war die sogenannte Koerzionsbill, die schon am 2. April 1833, nachdem sie mit großer Majorität eben erst am 29. März angenommen worden war, in Kraft trat. Danach war dem Lordstatthalter die Vollmacht erteilt, jede Versammlung, die er für den Frieden gefährdend halte, wie sie auch heißen möge, zu unterdrücken, in insurgierten Distrikten unter Wegfall der Geschworenengerichte Kriegsgerichte einzusetzen und das Standrecht zu proklamieren, und natürlich das Versammlungsrecht und die Habeaskorpusakte als suspendiert bekannt zu geben. Dies Zwangsgesetz wirkte, von dem Marquis von Anglesey mit großer Mäßigung und doch an geeigneten Stellen mit allem Nachdruck ausgeübt, sehr segensreich; die Verbrechen und der ganze revolutionäre Unfug minderten sich zusehends. Doch beschränkte man sich englischerseits nicht mit der Beseitigung der äußeren Symptome der Krankheit. Man erkannte doch, daß man den berechtigten Klagen der Iren entgegenkommen müsse, so wenig man geneigt war, das ungerechte Prinzip aufzugeben, daß die Kirche der verschwindenden Minorität von der andersgläubigen Majorität in Irland zu erhalten sei. Bereits am 2. Februar 1838 hatte Lord Althorp im Auftrage der Regierung eine Bill im Unterhause eingebracht, kraft deren der nun einmal doch ertragslose Zehnte durch eine von den Grundbesitzern aufzubringende und vom Staate einzutreibende progressive Einkommensteuer abzulösen sei; der dadurch erzielte Überschuß sollte den Irländern auch die Kirchenbausteuer abnehmen, die ausgedehnten und wenig angebauten Bischofsländereien sollten in kleineren Gütern in Erbpacht gegeben und damit der Not des Volkes einigermaßen Abhilfe geschafft werden, alle Stellen, wo protestantische Seelsorge thatsächlich aufgehört, eingehen, von den vier Erzbistümern zwei, von den 18 Bistümern acht auf den Aussterbeetat gesetzt sein. Nach langem Kampfe nahm auch das Oberhaus am 30. Juli 1833 das Gesetz an, gegen das übrigens O'Connell nach anfänglichem Beifall schließlich erbittert opponiert hatte. Er wollte den Frieden nicht, und während er sich den Anschein gab, als ob er nur durch gesetzliche Agitation seinem Volke das ihm gebührende Recht erringen wolle, wurde ihm von Lord Stanley unwiderleglich nachgewiesen, wie eng er im geheimen doch mit der Politik der Gewalt im Einverständnis sei.

Ministerwechsel.

Im nächsten Jahre 1834 fragte es sich, ob das Koerzionsgesetz verlängert werden solle oder nicht. Darüber herrschte im Schoße des Kabinetts selbst Meinungsverschiedenheit: Graf Grey wurde überstimmt und trat deshalb am 9. Juli zurück; der liberale Lord Melbourne, bisher Minister des Innern, übernahm den Vorsitz. Das Koerzionsgesetz wurde demnach nicht erneuert, auch der Kirchenbill eine den Iren noch günstigere Fassung gegeben, so daß O'Connell sich einigermaßen für befriedigt erklärte. Allein das Oberhaus verwarf die Bill in dieser Gestalt ohne lange Debatte; die öffentliche Meinung in England stand dabei ganz auf seiner Seite. Der alte Ruf: „Kein Papismus!" wurde gehört; denn viel zu günstig für die Katholiken erschien der Antrag. Besonders erregt war die anglikanische Geistlichkeit: von allen Kanzeln predigte sie gegen die Bill. Binnen kurzem wurde die Aufregung im Lande so groß, daß König Wilhelm, der längst, seinen persönlichen Neigungen nach ein Tory, auf einen günstigen Augenblick zum Abstreifen der Whigs gewartet hatte, am 14. November 1834 das Whigministerium Melbourne entließ, um sich den Tories zuzuwenden.

Lord Wellington, mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragt, zog sich vorsichtig hinter Sir Robert Peel zurück; er hatte seine Unpopularität zu empfindlich erfahren. Peel übernahm als erster Lord der Schatzkammer den Vorsitz des Ministeriums, Wellington begnügte sich mit dem Portefeuille des Äußern. Ein Toryministerium bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Parlaments war unmöglich. Ende Dezember 1834 wurde daher das Unterhaus aufgelöst. Allein auch in dem neugewählten Hause blieben die Tories, obwohl sie an Zahl gewachsen waren, gegenüber dem Bunde der Radikalen (Hume, John Russell), der Whigs und derer um O'Connell in der Minder-

heit. Peels irische Kirchenbill, nicht weniger mild als diejenige Lord Melbournes, erlag dem Zusatzantrage Lord John Russells, „die Überschüsse des irischen Kircheneinkommens zur allgemeinen Verbesserung des Erziehungswesens in Irland zu verwenden". Trotz Peels energischen Widerspruches siegte diese „Appropriationsklausel" mit einer Mehrheit von 33 Stimmen. Damit war der Rücktritt des Torykabinetts entschieden. Die Whigs unter Lord Melbournes Führung kamen mit dem 8. April 1835 wieder ans Regiment; Lord Russell übernahm das Innere. Allein das Oberhaus beharrte in seinem Widerstande gegen die Ablösung des Zehnten in Irland; es bedurfte der Stärkung der Whigs, die ihnen der Thronwechsel 1837 brachte, um endlich,



173. Victoria, Königin von Großbritannien und Irland.
Nach dem Gemälde von W. C. Roß gestochen von H. T. Ryall.

wenn auch ohne die Appropriationsklausel, im Mai 1838 die vielumstrittene Bill zum Gesetz zu erheben, das den so heftig angefochtenen Zehnten nunmehr in eine Rente unter Staatsgarantie verwandelte, d. h. den anglikanischen Geistlichen in Irland eine staatliche Besoldung sicherte.

Die Orangelogen.

Bei den Verhandlungen über die irische Bill, namentlich während der heftigen Kämpfe des Jahres 1835, war es an den Tag gekommen, daß unter den Tories ein politischer Geheimbund, die Orangisten, bestand. Er führte auf jenen älteren zurück, der auf dem Boden Irlands zur Zeit Wilhelms III. des Oraniers sich gebildet hatte, um da den Protestantismus und die englische Herrschaft zu stützen. Allmählich indes verfallen, war er gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, als die Gärung unter den Iren für die englische Herrschaft immer bedrohlicher wurde, wieder erneuert worden. Jetzt hatte er sich eine Verfassung nach Art der Freimaurer gegeben, in Logen über das ganze Land hin sich verteilend. Mehr und mehr machte er es sich zur Aufgabe,

den Bestrebungen der whiggistischen Ministerien, Irland durch Entgegenkommen mit der englischen Herrschaft auszusöhnen, sich entgegenzustellen. In allen Kreisen der Tories, zumal in der Armee, trotz des strengen Verbotes des Oberbefehlshabers, zählte er Anhänger; die Zahl aller Mitglieder der Orangelogen schätzte man unter Wilhelm IV. auf etwa 300000; Großmeister war der Herzog Ernst August von Cumberland, des Königs jüngerer Bruder, ein höchst reaktionär gesinnter Mann, in dem die Ultra-Tories ihr Haupt sahen. Dadurch wurden die Orangelogen ein Geheimbund zur Wahrung toryistischer Interessen. Nichts aber konnte dazu förderlicher sein, als wenn es gelang, Cumberland die Thronfolge zu verschaffen und dadurch eine Gewähr zur Durchführung der kühnsten toryistischen Entwürfe für die Zukunft zu gewinnen.



174. Prinz Albert.
Nach dem Gemälde von W. C. Roß gestochen von H. T. Ryall.

Indes diese Pläne, die auf den Umsturz der gesetzlichen Thronfolgeordnung hinarbeiteten, blieben nicht verborgen. Im Unterhause trug der radikale Abgeordnete Joseph Hume im August 1836 darauf an, eine Adresse an den König auf Unterdrückung der Orangelogen zu richten. Natürlich traten die Tories für die bedrohten Orangisten ein und erklärten die denselben gemachten Vorwürfe für unbegründet; allein Hume legte drei dicke Aktenstöße auf dem Tische des Hauses nieder, welche die Beweise seiner Anschuldigungen enthielten. Das wirkte: die Tories schwiegen, und das Unterhaus nahm Humes Antrag an. Infolgedessen empfahl der Herzog von Cumberland sämtlichen Logen, sich aufzulösen: was denn auch geschah. Die Gefahr eines Bürgerkrieges, die diese hochverräterischen Umtriebe der Orangelogen in sich schlossen, war damit nicht nur beseitigt, sondern zugleich der ganzen Torypartei in der öffentlichen Meinung eine Niederlage bereitet, von der sich wieder zu erholen sie Jahre gebraucht hat, denn ihre Mittel standen in nichts denen nach, mit denen O'Connell kämpfte.

Thronwechsel.

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm; nach Erbrecht ging die englische Krone von dem Kinderlosen auf seine Nichte Victoria über, während das mit England seit 1715 in Personalunion verbundene Hannover nach dem salischen Gesetz an Ernst August von Cumberland fiel.

Prinzessin Victoria.

Der frühe Tod der Prinzessin Charlotte, der einzigen Erbin Georgs IV., am 6. November 1817, wurde die Veranlassung, daß sich die jüngeren Brüder des Prinzregenten, obgleich sie schon die Fünfzig überschritten hatten, doch noch vermählten: an demselben Tage, am 11. Juli 1818, heirateten Wilhelm Herzog von Clarence und Eduard Herzog von Kent, König Georgs III. vierter Sohn. Kent war ein großer stattlicher Mann, der sich der Hoffnung hingab, alle seine Brüder zu überleben. „Der Thron wird an mich und meine Kinder kommen", versicherte er mit aller Zuversicht. Seine Gemahlin Victoria war die Schwester des späteren Königs Leopold von Belgien; ihren ersten Gemahl, den Fürsten von Leiningen, hatte sie 1814 durch den Tod verloren; 19 Jahre jünger als Kent, übertraf sie ihn weit an natürlicher Heiterkeit und Lebensfrische. Sie erfüllte die Hoffnungen ihres Gemahls; am 24. Mai 1819 wurde ihm eine Tochter geboren, „rund wie ein gefülltes Täubchen". Mit Stolz pflegte der Herzog das hübsche Kind seinen Vertrauten zu zeigen. „Aber nehmt sie in acht", setzte er vorsorgend hinzu, „denn sie wird Königin von England."

Noch war indes die kleine Prinzessin Victoria kein Jahr alt, als eine Lungenentzündung den Herzog von Kent unerwartet dahinraffte, sechs Tage vor seinem greisen Vater, am 23. Januar 1820. Die Herzogin zog sich mit ihrer jungen Tochter nach Kensington zurück, wo sie ausschließlich der Erziehung der Kleinen sich widmete. Ihre Verhältnisse waren sehr eingeengt, denn die große Schuldenlast, die Kent hinterlassen hatte, lag schwer auf seinen Hinterbliebenen. Fernab vom Getriebe der großen Welt, von der Unruhe des Hofes, erwuchs die junge Prinzessin; die liberalen Grundsätze ihres Oheims Leopold und ihrer warmherzigen, freisinnigen Mutter wurden für sie Richtschnur des Denkens. Die Whigs standen damals an der Spitze der Reformbewegung: darum hatten nur die Namen der Whigs in Kensington guten Klang.

Die Heiratsanträge der jungen Königin.

Eben erst hatte die Prinzessin Victoria das achtzehnte Lebensjahr überschritten, als der Tod König Wilhelms sie aus der Idylle des Landhauses als die nächste Erbin auf den Thron rief. Sofort hatte sie selbst die Regierung zu führen; denn wenn auch nach englischem Gesetze der Souverän nie minderjährig ist, war es doch regelmäßiger Brauch, durch besondere Parlamentsakte eine Regentschaft, jedoch nur bis zur Vollendung des achtzehnten Jahres, erforderlichen Falles anzuordnen. So war denn Victoria jetzt Königin, ebenso uneingeschränkt wie unerfahren. Es konnte nicht ausbleiben, daß alsbald Bewerber die jugendliche Königin umdrängten: allein voll hohen Pflichteifers, ungeteilt ihrem königlichen Amte sich zu widmen, ließ sie alle dahin bescheiden, daß sie für die nächsten Jahre nicht die Absicht habe, sich zu vermählen. Diese Reserve glaubte sie auch gegen ihren Vetter, den Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, festhalten zu sollen: er war 1836 in England zum Besuche gewesen und hatte des Eindrucks auf ihr junges Herz nicht verfehlt. Als er aber im Herbste 1839 zu einem zweiten Besuche in Windsor eintraf, erfolgte schon fünf Tage nach seiner Ankunft, am 15. Oktober, die öffentliche Verlobung. Längst war es der Wunsch der Großmutter beider, der Herzogin Auguste von Koburg, gewesen, daß ihr Enkel Albert sich mit ihrer Enkelin Victoria, der „kleinen Maiblume" in England, vermählen möchte: aber noch vielmehr war es der Wunsch des Prinzen Albert, der den Verlobungstag „einen der glücklichsten Tage seines Lebens" und die Kunde von der Verlobung „die freudigste Nachricht" nannte, die er den Freunden mitteilen könne. Am 10. Februar 1840 fand die Vermählung statt.

Verlobung mit Prinz Albert.

Der Prinz-Consort.

Allgemein war die Befriedigung in England darüber, daß die jugendliche Königin sich dem Schutze und der Leitung eines Gemahls anvertraut habe; aber ebenso allgemein hörte man die Klage, daß der Prinz Albert zu jung sei. Freilich war er noch einige Monate jünger als die Königin: aber aus dem Jünglinge entwickelte sich ein Mann, unermüdlich in angespannter geistiger Thätigkeit, von der strengsten Treue, Gewissenhaftigkeit, Festigkeit und Konsequenz in gemessener, regelrechter, mühevoller Pflichterfüllung nach jeder Seite. Welch ein Gehilfe, unermüdlich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, ist er in der Regierung des gewaltigen Reiches seiner Gemahlin geworden! Und dabei bewahrte sich der Prinz-Gemahl auch als Mann in vertraulichem Umgange die Heiterkeit, Liebenswürdigkeit und unbefangene Freude am Scherz-

haften, die dem Jünglinge eigen gewesen war. Indes im größeren Kreise sah man ihn gemessen und zurückhaltend, umsichtig bedacht, parteilose Haltung zu zeigen.

Taktlosigkeit der Tories.

Überaus schwierig war anfänglich seine Stellung. Die Tories waren von vornherein sehr gereizt gegen die whiggistische Königin, und ihre Verbindung mit den Radikalen brachte es noch 1840 zuwege, daß das Parlament dem Prinzen statt der von der Regierung geforderten 50000 Pfund nur 30000 Pfund als Jahrgeld bewilligte. Übrigens schädigte indirekt die Thronbesteigung der jungen Königin auch die ihr ergebenen Whigs, indem nach altem Brauche sich das Parlament auflösen mußte und nunmehr die Whigs eine ansehnliche Reihe von Sitzen an die Radikalen verloren; diese nahmen im neuen Unterhause nahe an 100 Plätze ein.

Der Radikalismus.

Wohl hatten im Gegensatz zu den Tories die Whigs der Reformideen sich bemächtigt; aber hinter ihnen entstand eine Bewegung in der Menge des Volkes, die weit über die Ziele der Whigs hinausging und darum von der Parlamentsreform noch lange nicht befriedigt war. Das Wesen dieser Bewegung war die Auflehnung des Individuums gegen die überlieferte Ordnung. Aber sie konzentrierte sich, der Natur des Engländers entsprechend, auf einzelne praktische Ziele, hielt dabei doch an gewissen nationalen Überlieferungen fest und bewahrte sich die Ehrfurcht vor den Grundlagen des Christentums. Dadurch unterschied sich dieser englische Radikalismus in sehr kenntlicher Weise von dem französischen Jakobinertum, wenn dessen Vorbild auch merklich auf die Bewegung eingewirkt hatte. Zu jakobinischen Exzessen ist es in England nicht gekommen; dafür aber fanden die Lehren des Radikalismus um so unangefochtener Verbreitung.

Bentham und Gesinnungsverwandte.

Sein Begründer, kann man sagen, ist Adam Smith, der Nationalökonom; sein wirksamster Apostel schon im 18. Jahrhundert, noch mehr aber in den drei ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts Jeremias Bentham, den wir als Vater des sogenannten Utilitarismus kennen gelernt haben (s. S. 284). Ihm galt der allgemeine Nutzen als notwendig für das Wohl des Einzelnen im Gegensatz zu dem beschränkten Nutzen einzelner Klassen, er galt ihm als einzige Richtschnur bei jeder Frage des öffentlichen Wohles wie der Privatmoral.

Diese Anschauung, die im Grunde eine Folgerung aus John Lockes philosophischen Gedanken ist, fand sich teilweise schon bei Benthams Lehrer Joseph Priestley, dem berühmten Entdecker des Sauerstoffs (geb. 1733, gest. 1804 in Philadelphia). Er lehrte, daß Gottes Wille und der Zweck der Menschen nicht auf Vervollkommnung der Menschheit im Dienste der Ideale, sondern nur auf wachsendes Glück der Individuen hinauslaufe; der Nutzen und das Glück seiner Mitglieder sei für jeden Staat der einzige Maßstab des Handelns; darum müsse die Staatsgewalt eine möglichst geringe Ausdehnung haben. Ebenso wollte Richard Price (1723—1791), der übrigens als Philosoph Gegner Priestleys war, alle Fragen nach der berechenbaren Nützlichkeit für das Individuum beurteilen; und William Paley (1743—1805) erhebt die allgemeine Glückseligkeit zum ausschließlichen obersten Prinzipe aller Moral und Politik. Viel radikaler noch ist Thomas Payne (1737—1809), der Heerrufer des nordamerikanischen Befreiungskrieges und später Mitglied des französischen Konvents; er sieht in den Beamten, Adligen und Geistlichen die Feinde des Volkes. Je weiter die Zivilisation vorschreitet, meint er, um so weniger bedürfen die Völker einer Regierung. Die Monarchie ist ihm gefährlich wegen ihrer Neigung zu Kriegen. Das friedliche System des Handels würde eine Verbrüderung der Menschheit anbahnen; Kriege müßten auf ewig verbannt werden. Würde dem Handel verstattet, in voller Ausdehnung wirksam zu sein, so würde er das Kriegssystem vertilgen und eine Umwälzung in dem unzivilisierten Zustande der Regierungen herbeiführen. Die Regierung aber hat nach ihm allen ihren Zwecken entsprochen, wenn sie es einem jeden verschafft, die Früchte seiner Arbeit und den Ertrag seines Eigentums in Frieden mit den geringsten Ausgaben zu genießen. So macht Payne den Staat zu einer Versicherungsgesellschaft gegen alle möglichen Widerwärtigkeiten mit möglichst niedrigen Prämienzahlungen.

William Godwin (1756—1836) endlich setzt das einzig gerechtfertigte Ziel politischer Einrichtungen in den Vorteil der Individuen; Ruhm der Nation ist ihm Humbug, Vaterlandsliebe Illusion, Monarchie eine unnatürliche Einrichtung, jede Aristokratie eine Beleidigung der Vernunft und der Gerechtigkeit, Schutzzölle und Preßgesetze verwerfliche Eingriffe in die individuelle Freiheit. Mit seiner ersten Frau Mary Wollstonecraft teilte er die Anschauung von der Notwendigkeit der Frauenemanzipation. Sein Ideal, wie er es in der „Politischen Gerechtigkeit" entwickelt, ist eine Demokratie, in der lauter selbständige kleine Kirchspiele nebeneinander bestehen, deren Ziel sei, sich in lauter selbständige Einzelmenschen aufzulösen, die keine äußere zwingende Gewalt mehr zusammenhält. Die Einmischung des Staates in das wirtschaftliche Leben erklärt er für eine Brutalität, da durch den Appell an ihre Vernunft die Menschen zu gleichem Fleiße und zu gleicher Lebensklugheit zu bringen seien.

Wirkungen der sozialistischen Unvernunft.

Es war klar, daß diese Grundsätze, so verrückt und maßlos sie auch waren, indem sie unter der Menge des Volkes sich verbreiteten, eine lebhafte Gärung in den Gemütern hervorrufen mußten. Durch Handelskrisen regelmäßig in Not versetzt, mit Steuern und Lasten beschwert, von der Gesetzgebung vernachlässigt, sah die große Masse der Bevölkerung in dem Geiste jener radikalen Lehren, in der Vernichtung der aristokratischen Staatsform und in der Herstellung der Demokratie die einzige Rettung aus ihrer Bedrängnis. Mit Strenge suchte die Regierung diese radikale Bewegung einzudämmen; allein die Whigs machten sich zu deren Vorkämpfern, und das nächste Ziel, die Parlamentsreform, wurde errungen. Durch diese erhielt das Unterhaus folgende Zusammensetzung:

Parlamentsreform.

England: 69 Grafschaftswahlkreise = 144 Abgeordnete, 186 städtische Wahlkreise = 321 Abgeordnete; Wales: 12 Grafschaftswahlkreise = 15 Abgeordnete, 14 städtische Wahlkreise = 14 Abgeordnete; Schottland: 30 Grafschaftswahlkreise = 30 Abgeordnete, 21 städtische Wahlkreise = 23 Abgeordnete; Irland: 32 Grafschaftswahlkreise = 64 Abgeordnete, 34 städtische Wahlkreise = 41 Abgeordnete; Universitäten: = 6 Abgeordnete. Summa 658 Abgeordnete.

Unzufriedenheit mit der Reform.

Das war ein großer Erfolg; war doch in England und Wales durch die Herabsetzung des Wahlzensus auf 10 Pfund Sterling reinen Einkommens die Zahl der Wahlberechtigten von 430000 auf 800000 erhöht worden. Aber doch genügte dies einem großen Teile der Radikalen noch nicht. So führte die Parlamentsreform zu einer Spaltung unter den Radikalen: die städtischen Mittelklassen sonderten sich von den industriellen Arbeitern. Jene waren durch die Reform politisch zufriedengestellt und verfolgten nunmehr nur noch negative Zwecke, wie Beseitigung der Verkehrsschranken, Erleichterung der Zölle, diesen dagegen genügte die Reform bei weitem nicht, da der Zensus sie vom Wahlrechte ausschloß; sie verlangten gleichfalls die Gewährung politischer Rechte, obgleich John Russell in dem ersten Parlamente der Königin Victoria den Radikalen mit der sogenannten Finalitätserklärung entgegentrat, „mit dem Gesetze von 1832 sei die Parlamentsreform endgültig geschlossen". An die Spitze der Bewegung trat der irische Advokat Feargus O'Connor, der sich ebenso sehr durch seine riesige Gestalt und Stimme, wie durch die Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel zum Volkstribunen qualifizierte. Im Jahre 1838 traten zu Birmingham Tausende von Arbeitern in einem Meeting zusammen, das den Beschluß faßte, dem Unterhause eine Petition um Verleihung einer Verfassung (Charte) zu überreichen. Sieben Punkte waren es, worauf es ihnen besonders ankam: Aufhebung jedes Wahlzensus, Einteilung des Landes in Wahlbezirke nach der Kopfzahl, geheime Abstimmung bei den Wahlen, einjährige Dauer der Parlamente, Diäten für die Abgeordneten, Aufhebung des Armengesetzes von 1834 und gesetzliche Fixierung der Arbeitszeit auf 10 Stunden. Ein Ausschuß kam im nächsten Jahre in London zusammen und entwarf hier eine Volkscharte in 39 Artikeln, die außer jenen Punkten noch Verminderung der Abgaben u. a. forderten. Die Seele der Bewegung war der 1836 gestiftete Arbeiterbund, der durch Aussendung von Agitatoren für die Ziele der „Chartisten" zu wirken strebte.

Die Chartistenbewegung.

Allein das Unterhaus wies jene Petition mit 235 gegen 46 Stimmen zurück; mehrere Häupter der Bewegung wurden verhaftet, die Versammlungen der Chartisten durch die Polizei gesprengt. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich infolgedessen der Arbeiterbevölkerung: in Südwales kam es 1839 zu offenem Aufstande. Ein Haufen Chartisten bemächtigte sich der Stadt Newport und konnte nur durch Anwendung von Waffengewalt wieder aus deren Besitz vertrieben werden. Im Jahre 1841 aber begann die Bewegung von neuem. Eine Riesenpetition, bedeckt mit 1280000 Unterschriften, wurde dem Parlamente überreicht, der bald eine weitere mit 3317000 Unterschriften folgte; aber auch jetzt wieder lehnte das Parlament die Verleihung einer Volkscharte mit überwältigender Majorität ab. So blieb die Agitation der Chartisten bei der ebenso großen Wachsamkeit der Regierung wie dem entschlossenen Widerstand der Mittelklassen erfolglos: das öffentliche Interesse begann sich mit steigender Spannung auf die Bestrebungen des andern Zweiges der Radikalen, auf das Manchestertum, zu richten.

Das Manchestertum ist im Grunde die Anwendung der radikalen Grundsätze auf bestimmte Gebiete des wirtschaftlichen Lebens. Als geschlossene Partei hat es sich aus der Agitation gegen die Kornzölle entwickelt; auch hier ist es die dem Radikalismus entsprechende Überzeugung, daß zu gunsten des Ganzen eine privilegierte Klasse auf ihre Vorrechte zu verzichten hat. Die Kornzölle waren, als man in England nach dem großen Kriege gegen Napoleon einen außerordentlichen Aufschwung der englischen Industrie erwartete, zur entsprechenden Förderung des Ackerbaues eingeführt worden. Wohl kamen sie den Landbesitzern zu gute, aber auf der andern Seite führten sie zu einer Verteuerung des Lebensunterhaltes und damit zu einer Steigerung des Arbeitslohnes in den industriellen Bezirken. Dadurch aber sahen sich die englischen

Das Manchestertum.



175. Richard Cobden.
Nach der Lithographie von Baisch.

Fabrikanten gefährdet; denn die Fabriken auf dem Kontinent hatten bei billigerem Lebensunterhalt der Arbeiter billigere Arbeitskräfte. Zu der festländischen Konkurrenz kam die amerikanische Handelskrise des Jahres 1836, die lähmend auf die englische Industrie zurückwirkte und Fabrikenstillstand in ganzen Distrikten, zum mindesten Lohnherabsetzungen zur Folge hatte. Und dabei schnellte der Preis des Quarters Weizen von 35 Schilling 4 Pence zu Ende 1835 bis Anfang 1839 auf 81 Schilling 6 Pence empor. Sobald daher durch die Reformbewegung die Mittelklassen der englischen Bevölkerung zu größerem Einflusse gelangten, traten in Manchester 1838 sieben Fabrikanten zu einer „Liga gegen die Korngesetze" (Anti corn law league) zusammen, um das Publikum über die Wichtigkeit dieser Frage aufzuklären und dadurch einen Druck auf die öffentliche Meinung auszuüben. Ihnen schlossen sich bald andre industrielle Städte an, und der ursprüngliche Zweck der Verbindung erweiterte sich zu einem allgemeinen freihändlerischen Programme gegen die monopolisierende Ausbeutung des Zuckers,

Anti corn law league.

Holzes, Getreides und andrer der Allgemeinheit unentbehrlichen Waren. Der bedeutendste unter den Verfechtern dieses Programms war Cobden.

Cobden

Richard Cobden war am 3. Juni 1804 zu Dunford in Sussex geboren (gest. 2. April 1865). In großer Dürftigkeit, fast ohne allen Unterricht, wuchs er auf. Doch kam er dann nach London zu einem wohlhabenden Onkel, der ihn ausbilden ließ und in dessen Kattunfabrik er die damals auf London beschränkte Fabrikation feinerer Kattune erlernte. Durch günstige Umstände unterstützt, errichtete er dann in Manchester eine Kattunfabrik und suchte sich nun teils durch Reisen auf dem Kontinent teils durch Lektüre geistig weiter auszubilden. Es war begreiflich, daß die radikalen Schriftsteller, wie Payne und Godwin, auf ihn den größten Eindruck machten: er schrieb selbst, voller Begeisterung für die radikalen Lehren, eine gegen Urquhart gerichtete Broschüre, in welcher er mit Nachdruck den Frieden predigt, die Anmaßungen der Diplomatie lächerlich macht und es als die wahre Aufgabe Englands bezeichnet, seinen Handel und seinen Einfluß friedlich über die ganze Welt auszudehnen. Bald gelangte er in Manchester zu Ansehen und wurde zum Präsidenten der Handelskammer gewählt.

Verbreitung der Ideen Cobdens.

Auf seinen Antrieb richtete nun 1838 die Handelskammer eine Petition um Abschaffung der Kornzölle an das Parlament; die den Verkehr beschleunigenden Eisenbahnen, das durch den unermüdlichen Rowland Hill am 1. Januar 1840 eingeführte Pennyporto, das die briefliche Mitteilung auch dem kleineren Manne erleichterte, trugen nicht wenig dazu bei, Cobdens Ideen zu verbreiten. In allen Industriebezirken fand die Petition lebhafte Zustimmung, so daß im folgenden Jahre zahlreiche Petitionen mit mehr als zwei Millionen Unterschriften im ganzen das Parlament um Aufhebung der Kornzölle angingen. Allein das Parlament verwarf mit überwältigender Majorität den Antrag.

Cobden im Parlament.

Indes die Manchestermänner wurden nicht müde, durch Versammlungen und Zeitschriften für ihre Ideen zu wirken, welche sich zwar zunächst gegen die Korngesetze, aber weiterhin überhaupt auf Freihandel und auf Beseitigung der Staatswirksamkeit auf den Gebieten des Verkehrs und Erwerbs richteten. Das Ergebnis war, daß eine Anzahl der Hauptförderer der Bewegung, unter ihnen Cobden, 1841 in das Parlament gewählt wurden. Ein höchst erbitterter Kampf begann nun um das Monopol der Grundbesitzer: rücksichtslos und zuversichtlich waren die Angriffe der Manchestermänner, während die Angegriffenen alle Mittel anstrengten, um Cobden und seine Genossen in der öffentlichen Geltung herabzusetzen. Die Chartisten traten auf die Seite der Landbesitzer; ihnen schien das Manchestertum nur auf eine Herabdrückung der Arbeitslöhne abzuzielen. O'Connell dagegen und die irischen Abgeordneten nahmen Partei für Cobden. Wie aber stellte sich zu der Frage das Ministerium?

Unerfahrenheit der Königin.

Jugendlich unerfahren und noch nicht von einem die Umstände ohne Launen abwägenden Manne geleitet, wie die junge Königin war, hatte sie aus ihrer Vorliebe für die Whigs niemals ein Hehl gemacht. Bei Einladungen und sonstigen Aufmerksamkeiten des Hofes wurden die Tories merklich zurückgesetzt; vollends ihre Umgebung bildete Königin Victoria ausschließlich aus den ersten Familien der Whigs. Aber die Whigs standen keineswegs fest in der politischen Geltung. Lord Melbourne war ein ehrenwerter Mann von Wohlwollen und gründlicher Bildung, aber es fehlte ihm an Festigkeit und weiser Überlegung; um eines augenblicklichen Vorteils für seine Partei willen ließ er nicht selten Dinge geschehen, welche für die Zukunft dem Königtum empfindlichen Schaden bringen konnten. Nicht mit Unrecht gab ihm um dieser kurzsichtigen Sorglosigkeit willen der koburgische Baron Stockmar den Spitznamen Lord Pococurante. Seine schwächste Seite war die Kolonialpolitik, da er noch immer von der Whigs wie Tories gleich geläufigen Anschauung ausging, daß die Kolonien dazu da seien, um von einzelnen glücklichen Besitzern ausgebeutet zu werden. Dies Prinzip erwies sich namentlich in Kanada so verderblich für die Obmacht Englands, daß 1839 der Union von Ober- und Unterkanada die legislative Unabhängigkeit, also ein eignes Parlament zugestanden werden mußte. Überdies war das Jahresdefizit in England um fast zwei Millionen Pfund gewachsen. Mit Mühe, ja nur durch die unmittelbare Unterstützung der Königin behauptete sich daher das Ministerium gegen die vereinigte Opposition der Tories und Radikalen. Im Jahre 1839 erhielt er für seinen Antrag auf Suspension der Verfassung der Insel Jamaika im Interesse der Negerkinder zwar

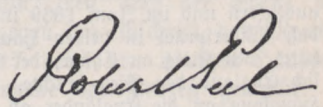
die Majorität, aber nur mit fünf Stimmen. Mit Recht nahm er dies Ergebnis für eine Niederlage und trat am 7. November ab. Die Königin konnte demnach nicht umhin, den hervorragendsten Mann aus der Opposition, Sir Robert Peel, zur Bildung eines neuen Ministeriums zu berufen.

Peel. Robert Peel, am 5. Februar 1788 zu Tamworth in der Grafschaft Stafford geboren (gestorben 2. Juli 1850), war der Sohn eines reichen Baumwollenfabrikanten, welcher sich zu den Tories hielt. Die Familie verfügte über den Parlamentssitz für Tamworth; infolgedessen trat Robert schon mit 21 Jahren in das Parlament. Im folgenden Jahre wurde er Unterstaatssekretär für die Kolonien; von 1812—1818 fungierte er als Staatssekretär für Irland. Im Jahre 1819 als Vertreter der Universität Oxford ins Unterhaus gesandt, war er Vorsitzender des Ausschusses für die Reform der englischen Bank. Auf Grund der von diesem unter



176. Sir Robert Peel.

Nach der Lithographie von A. Maurin (1835).



Peels Vorsitz ausgearbeiteten Anträge wurde durch die sogenannte Peels-Akte die Bank zur Wiederaufnahme der noch soeben wieder suspendierten Barzahlungen verpflichtet, und zwar in allmählicher Ausführung, so daß vom 1. Mai 1822 Bargeld und zwar Gold, wieder allgemeines Tauschmittel werden sollte. Schon am 1. Mai 1821 war die Bank im stande, der neuen Goldwährung völlig zu entsprechen. Von 1821—1827 war Peel Minister des Innern. Nach dem Tode Cannings in das Ministerium zurückgekehrt, trat er zur Enttäuschung seiner Parteigenossen mit Eifer für die Katholikenemanzipation ein, der Parlamentsreform dagegen widerstrebte er mit allem Nachdruck. Dadurch söhnte er seine Partei wieder mit sich aus, so daß er im November 1834 an die Spitze der neuberufenen Toryregierung trat. Nachdem aber diese schon nach einigen Monaten den Whigs erlegen war, sammelte er die gemäßigten Tories um sich; konservative Whigs gesellten sich dazu: so wurde er der Führer der Opposition gegen das Kabinett Melbourne. Redlich und ehrenhaft, war Peel nicht in den Interessen der Koterie befangen; er hatte ein freies Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit. Darum scheute er sich nicht, seinen Standpunkt den nationalen Forderungen gegenüber, wenn er sie als begründet und unabweislich erkannt hatte, zu ändern und mit der nüchternen, nur das Praktische betonenden

Beredsamkeit, die ihm eigen war, dafür einzutreten. Kein genialer Mann, aber ein klarer Kopf, der nie mit vorgefaßtem Urteil an eine wichtige Frage herantrat, besiegte er die Gegner durch seine überlegene Einsicht und die offene Ehrlichkeit seiner Worte.

Peel und die Hofdamen.

Die Königin Victoria erklärte Peel, als sie ihn zur Bildung des neuen Kabinetts berief, daß sie es sehr bedaure, sich von ihren bisherigen Ministern zu trennen, mit denen sie vollkommen zufrieden gewesen wäre. Peel aber hielt es nicht für ausreichend, daß sie sich nur von den Ministern trenne, sondern er verlangte auch, daß die Königin ihre ersten Hofdamen, nahe Verwandte der Whighäupter, entlasse. Es waren das die Gemahlin des Lord Normanby, des gewesenen Vizekönigs von Irland, und die Herzogin von Sutherland, die Schwester Lord Morpeths, des Sekretärs für Irland, für den Teil des Reichs also, wo der neue Minister voraussichtlich auf den schlimmsten Widerstand stoßen mußte, also um so mehr auf völlige Übereinstimmung mit der Krone angewiesen war. Dagegen protestierte die Königin mit Entschiedenheit und ließ nach Beratung mit Lord Melbourne am 10. Mai ein Billet an Peel richten, in dem es hieß: „Die Königin hat den von Sir Robert Peel ihr gestern gemachten Vorschlag erwogen, ihre ersten Hofdamen zu entfernen. Sie kann nicht in eine Maßregel willigen, die sie als dem Herkommen zuwiderlaufend betrachtet und die ihren Gefühlen widerstreitet." Infolgedessen gab Peel den ihm gewordenen Auftrag zurück, und das Kabinett Melbourne trat wieder ins Amt. Die Erregung über diese an sich ganz unbedeutende Veranlassung zu einer neuen Krisis breitete sich, nicht bloß in Torykreisen, über das ganze Land; denn trotz aller whiggistischen Gegenbeweise war die Königin doch im Unrecht, und man konnte wohl bemerken, wie die Popularität der Fürstin einen Stoß erlitten hatte.

Krieg mit China.

Überdies war das Whigministerium, dem man höhnend zurief, daß es sich hinter Weiberröcken wieder ins Amt geschlichen habe, bei seiner Unfähigkeit auf die Länge nicht mehr zu halten. Zu den Schwierigkeiten, welche die Steigerung der Spannung mit Rußland und das Eingreifen in Afghanistan (s. o. S. 373) mit sich brachten, trat der Ausbruch eines Krieges mit China.

Die beispiellose Entwickelung der englischen Industrie und des Handels machte es zur unumgänglichen Pflicht der Regierung, darüber zu wachen, daß nirgends auf dem Erdball das Absatzgebiet beschränkt wurde, wobei es John Bull natürlich nur dann auf das Recht ankam, wenn es zu seinen gunsten sprach. Dies bekam vor allem China zu spüren. Bei der einschränkenden Erneuerung des Privilegiums der Ostindischen Kompanie im Jahre 1834 war der Handel mit China freigegeben worden und hatte namentlich durch die Einfuhr von ostindischem Opium in das Reich der Mitte einen großartigen Aufschwung genommen. Freilich war diese Einfuhr von China strengstens verboten, um der um sich greifenden Opiumvergiftung zu steuern; um so lebhafter blühte der von Macao und Kanton aus getriebene Schmuggelhandel, und mit Schrecken sah China sein bares Geld nach England fließen. Da Beschwerden nichts halfen, so ließ der Mandarin Lin als kaiserlicher Oberkommissar, nachdem er Kanton mit genügender Truppenmacht eingeschlossen hatte, 20283 Kisten Opium im Werte von zehn Millionen Dollar ausliefern und im Juni 1839 ins Meer werfen. Sofort erklärte England, natürlich nicht ohne daß Widerspruch in beiden Häusern auf die Schamlosigkeit des ganzen Handels hingewiesen hätte, den Krieg an China, der bei dem Mißverhältnisse der beiderseitigen Kampfmittel natürlich England den Sieg brachte. Im Frieden vom 25. September 1842 trat China die Insel Hongkong an die Engländer ab und öffnete ihnen fünf Häfen; das Verbot der Opiumeinfuhr blieb bestehen und ebenso der Schmuggel, der es unwirksam machte.

Sturz der Whigs vorbereitet.

Immer heftiger wurden die Angriffe sowohl der Tories wie der Chartisten. Das Schlimmste aber war, daß das Vertrauen der eignen Partei ins Wanken gekommen war. Es war klar, daß es nur eines geringen Anstoßes bedürfen würde, um den Sturz der Whigs herbeizuführen. Unter diesen Umständen verständigte sich der Prinz-Gemahl Albert unter Vorwissen und Zustimmung Lord Melbournes im Vertrauen mit Peel, damit ohne Erschütterung der zu erwartende Regierungswechsel der Parteien sich vollzöge.

Rücktritt des Ministeriums.

Die Krisis zum Abschlusse zu bringen, beantragte Peel im Unterhause ein Mißtrauensvotum gegen das Whigministerium. Mit wahrhaft betäubendem Beifallslärm nahm die ganze Opposition es auf: allein das Ministerium hielt stand. Es beschloß vielmehr unter Zustimmung der Königin, das Parlament aufzulösen und Neuwahlen

anzuordnen. Durch die Manchesterleute, deren Forderungen es jetzt zustimmte, hoffte es doch noch zum Siege zu gelangen; es gab als Losung für die Wahlen aus: „Die Königin und wohlfeiles Brot!“ und „Die Königin und das Land gegen die Korngesetze!“ Indes das Manöver verfing nicht recht; die Neuwahlen fielen doch überwiegend gegen die Minister aus; die Wiederholung des Mißtrauensvotums veranlaßte nunmehr am 28. August 1841 ihren Rücktritt.

Das Ministerium Peel.

Ohne Mißton übernahm jetzt Sir Robert Peel am 1. September 1841 die Regierung. Das neue Kabinett war torystisch, aber zugleich umfaßte es die drei früheren Whigs Stanley, Graham und Lyndhurst, so daß es mehr als eine Regierung der Versöhnung erschien. Aber mit seinem offenen Blicke und mit seiner ungemeinen Geschäftsgewandtheit war Peel vielmehr die Seele der neuen Regierung, als es jemals Lord Melbourne in der abgetretenen gewesen war. Selbst das Vertrauen der Königin neigte sich ihm allmählich zu, ein Verdienst des überaus taktvoll auftretenden Prinz-Gemahls, der sich trotz der feindseligen Stellung der Tories diesen zu nähern gewußt hatte und nunmehr auch seine Gattin zur Nachgiebigkeit in der Hofdamenfrage bewogen hatte.

Peels Wandlung.

Allerorten erhob sich infolge des Kabinettswechsels die Agitation gegen die Regierung mit neuer Regsamkeit. Schwierigkeiten häuften sich auf Schwierigkeiten: aber Peel zeigte sich ihnen gewachsen. Freilich die konservativen Grundsätze, welche er bisher verfochten, ließen sich dem gegenüber, was die öffentliche Meinung forderte, nicht aufrecht erhalten. Und indem Peel den Fragen der Sozialreform näher trat, mußte er es erleben, daß seine alten Parteigenossen sich von ihm abwandten: aber ein Teil der gemäßigten Opposition schloß sich dafür ihm an, so daß er dennoch an der maßgebenden Stelle sich zu halten vermochte.

Vergebliche Petition der Chartisten.

Die Chartisten, bisher die Bundesgenossen der Tories, setzten auf das neue Ministerium große Hoffnungen, die dies freilich nicht entfernt gesonnen war zu erfüllen. Von neuem erschienen sie mit einer Riesenpetition um Erlaß einer Volkscharte: am 2. Mai 1842 überreichte sie Duncombe im Unterhause, Lord Brougham im Oberhause. Aber mit 287 gegen 49 Stimmen wiesen die Gemeinen, wie es die Lords gethan, die Petition zurück und bewiesen damit aufs neue den Chartisten die Aussichtslosigkeit ihrer Anstrengungen.

Agitation in Irland.

Viel bedrohlicher dagegen gestaltete sich die Agitation in Irland. O'Connell, dessen Hoffnungen durch den Sturz der Whigs zertrümmert waren, durchzog die grüne Insel und versetzte die Masse des Volkes in gefährliche Gärung. Binnen Jahresfrist hielt er an verschiedenen Orten 20 Massenmeetings und 70 kleinere Versammlungen ab, eifrig unterstützt von der katholischen Geistlichkeit, die jetzt offen für ihn Partei nahm und die Agitation bis in die entlegensten Gemeinden trug. Auf den 8. Oktober 1843 hatte er eine neue Riesenversammlung von 1 Million Iren nach der Ebene von Clontarf bei Dublin ausgeschrieben, als die Regierung gegen ihn einschritt, das Meeting mit Waffengewalt hinderte und den „großen Agitator“ nebst den übrigen Häuptern des Repealbundes verhaften ließ. Den Gefangenen wurde der Prozeß gemacht: sie wurden zu einem Jahre Gefängnis und 2000 Pfund Sterling (40 000 Mark) Geldstrafe verurteilt. Schon hatten sie mehrere Monate in der Haft zugebracht: da kassierte das Peersgericht wegen eines Formfehlers das Urteil und ließ die Gefangenen wieder in Freiheit setzen. Indes diese wenigen Monate hatten genügt, die Situation ganz zu verändern. Während O'Connell der Agitation entzogen war, hatte sich die Partei des „jungen Irland“ der Bewegung bemächtigt, deren Führer, jüngere Heißsporne, wie Smith O'Brien, Meagher, Mitchel über O'Connell hinausgingen und schon mit ihm gebrochen hatten. Der friedlichen Agitation müde, wollte Jungirland mit den Waffen in der Hand in offener Empörung die Befreiung von der englischen Herrschaft erkämpfen. Wohl stellte sich O'Connell dem völlig aussichtslosen Beginnen entgegen; aber man hörte nicht mehr auf ihn. Durch den Papst gedachte er daher seine Heimatsinsel vor der drohenden Gefahr zu bewahren; er machte sich zu einer Pilgerfahrt nach Rom auf, allein unterwegs schon ereilte ihn am 15. Mai 1847 in Genua der

Tod. Und wirklich brachte im nächsten Jahre die Pariser Februarrevolution die geplante Insurrektion der Iren zum Ausbruche.

Liga gegen die Korngesetze.

Unterdessen hatten auch die Manchestermänner die gewaltigsten Anstrengungen gemacht, die öffentliche Meinung für ihre Ziele zu gewinnen. Während der Jahre 1843—1845 hielt die Liga gegen die Korngesetze über 200 große Meetings, vielfach nachts bei Fackelschein, ab. Agitatoren wurden in alle Industriebezirke gesendet, Vorträge gehalten, Broschüren und Flugblätter verbreitet, eine eigne Zeitschrift gegründet, welche bald 15 000 Abonnenten zählte. In dem einen Jahre 1844 betrugen die Kosten dieser Agitation 60 000 Pund Sterl. ($1^1/_5$ Millionen Mark). Die „Korngesetzreime" Ebenezer Elliots, eines Schmiedes in Sheffield, entwarfen grelle Bilder von dem Hunger und Elende der Fabrikarbeiter; 1845 nahm auch die Times Partei für den Freihandel. Wohl kam Peel den Manchestermännern halbwegs entgegen, indem er 1842 eine Bill entwarf, welche den Getreidezoll im umgekehrten Verhältnisse zu dem Steigen der Getreidepreise ermäßigte und den Ausfall durch eine dreiprozentige Einkommensteuer auf alle Einkommen über 100 Pfund Sterl. (2000 Mark) deckte. Ja er erklärte, daß überhaupt sein Streben dahin ginge, „die Zölle auf Artikel und Rohmateriale, welche die Elemente der Industrie bilden, zu ermäßigen und diejenigen auf Industrieerzeugnisse so zu regulieren, daß dieselben 20 Prozent nicht überstiegen", und schaffte demgemäß 1844 den Eingangszoll auf Wolle und bald danach auch den auf Baumwolle ganz ab. Allein alles dies genügte dem Manchestertume noch nicht: Cobden, Abgeordneter für Stockport, beantragte 1844 die gänzliche Aufhebung der Kornzölle.

Peel beantragt Aufhebung der Korngesetze.

Der Antrag fiel im Parlamente durch. Allein das Auftreten der Kartoffelkrankheit steigerte die Not der Arbeiterbevölkerung ins Unerträgliche; Irland verlor in den zwei Jahren 1844/45 durch Hunger und Auswanderung den vierten Teil seiner Bevölkerung. Lord Russell, der Führer der Whigs, erneuerte daher am 22. November 1845 den Antrag Cobdens. Mit Entschiedenheit trat ihm Lord Wellington entgegen, so daß Peel nicht umhin konnte, am 9. Dezember 1845 sein Amt niederzulegen. Er hatte seinen Kollegen die Suspension der Kornzölle vorgeschlagen, war aber dabei ehrlich genug gewesen, zuzugestehen: einmal suspendiert, werden sie sich nie wieder einführen lassen. Russell wurde zur Bildung des neuen Kabinetts berufen; allein er wie der größte Teil der Whigs waren der Meinung, daß trotz alledem Peel der rechte Mann für die Situation wäre. So blieb denn mit geringen Veränderungen das alte Kabinett im Amte. Jetzt brachte Peel selbst am 27. Januar 1846 den Antrag, binnen drei Jahren die Kornzölle allmählich aufzuheben, vor das Parlament. Zwölf Tage dauerten vom 9. Februar an die heftigen Debatten, die Tories, D'Israeli voran, kämpften mit Leidenschaftlichkeit für die Zölle, aber sie unterlagen: am 16. Mai nahm das Unterhaus in dritter Lesung mit einer Mehrheit von 98 Stimmen die Kornbill Peels an; und auch das Oberhaus stimmte am 25. Juni zu, um nicht von Königin und Ministerium dazu gezwungen zu werden. Das Manchestertum oder vielmehr die Not der Arbeiter hatte über die Parteibedenken gesiegt.

Kabinett Russell.

Doch schon wenige Wochen danach erfolgte der Sturz Peels. Die grollenden Gegner der Kornbill, die Protektionisten, im Bunde mit den O'Connelliten und den Radikalen versagten seinem Antrage, strenge Maßregeln gegen Jungirland zu ergreifen, ihre Zustimmung: Peel erlag im Parlamente und nahm am 29. Juni 1846 seine Entlassung, mit Worten ernsten Tadels über das Parteigetriebe, dem er bisher entgegengearbeitet, in gerechtem Selbstgefühle von dem Parlamente sich verabschiedend. Lord Russell bildete das neue Kabinett aus Whigs. Es führte die Regierung im Sinne Peels auf die Stimme der Nation sich stützend weiter, redlich darin von Peel und seinen Anhängern, der etwa 120 Stimmen starken Fraktion der Peeliten, unterstützt. So blieb in Wahrheit der Geist derselbe, nur die Personen hatten gewechselt. Die Abschaffung der Navigationsakte 1849 bewies es. In demselben Jahre endigten die Kornzölle; die Liga löste sich demnach auf: sie hatte erreicht, was sie erstrebte; das System des Freihandels war zu völligem Siege gebracht. Das aber hatte die Verwaltung Peels vor allem klar gemacht, daß die alten Koterien der Tories und Whigs

als Parteigegensätze sich völlig überlebt hatten. Die Wirkung der Sozialreform zeigte sich bald in dem wachsenden Gesamtwohlstande, in der verhältnismäßigen Verminderung der Not und in der besseren Erziehung der unteren Klassen, in der fortschreitenden Humanität der ganzen Gesetzgebung. Alles schritt vor, nur eins kam unmerklich mehr und mehr in England zurück: das Gefühl für den Zusammenhang des Staatsganzen, das sichere Bewußtsein eines einheitlichen Staatswillens.

Volksschulwesen.

Während die Regierung Wilhelms IV. und die Anfänge der Königin Victoria in der erzählten Weise bemüht gewesen waren, die fossilen Überreste des Mittelalters aus dem erleuchteten konstitutionellen Staate des 19. Jahrhunderts zu entfernen, geschah von staatlicher Seite aus noch furchtbar wenig, um die Nacht des Geistes zu lichten, die sich über die unteren Volksklassen, ja auch über Teile des Mittelstandes noch immer gelagert hatte. Hier trafen in merkwürdiger Weise die Tories und die Manchestermänner zusammen, indem beide die staatliche Ordnung des Schulwesens zurückwiesen, jene, weil damit den kirchlichen Instituten Konkurrenz gemacht wurde, die doch bei weitem sich als unzureichend erwiesen, diese, weil sie darin einen Eingriff in die Selbstbestimmung mit echtem Parteidoktrinarismus prinzipiell verabscheuten. Als es im Jahre 1834 zum erstenmal geschah, daß das reichste Land der Erde 20000 Pfund für den Volksunterricht bewilligte, geschah dies bloß zur Hebung der anglikanisch-konfessionellen Anstalten. Und als diese Summe 1839 um die Hälfte erhöht wurde und Lord Brougham auf weitere Hebung, namentlich nach der Seite staatlicher Oberaufsicht hin Anträge stellte, da verwarf dies die Majorität ganz im Sinne Benjamin D'Israelis, des nachmaligen bekannten Ministers, der mit Verachtung eine staatliche Kontrolle verwarf, „wie sie in China, Persien, Österreich und Preußen



177. Lord John Russell (1842).
Nach der Lithographie von E. Desmaisons (1842).

bestehen". Im Jahre 1846 war die für Volksschulen votierte Summe nicht höher als auf 100000 Pfund gestiegen, natürlich immer noch mit den konfessionellen Einschränkungen. Mit Recht erklärte es Joseph Hume, einer der Vertreter des Radikalismus, für eine Schande, daß das britische Reich 7 Millionen Pfund für seine Armee und nur 100000 Pfund für die Schulen ausgebe, und Peel erinnerte an die 70000 Irländer, die als Arbeiter in Manchester hausten und unmöglich für ihre Kinder sorgen könnten. Unter solchen Umständen konnte es nicht wunder nehmen, wenn sich im Mai 1838 zahlreiche Scharen von Bauern an einen halbverrückten Menschen aus Cornwallis, Namens John Thom, anschlossen, der sich als Malteserritter Sir William Courtnay gebärdete, schon in andern Städten seinen Unfug getrieben hatte und nun an der Spitze seiner fest an ihn glaubenden Getreuen als „König von Kent" und „Messias" auf London zog, um sich an der Seite der neuen Königin krönen zu lassen. Im Jahre 1844 konnten nach Macaulays Angabe unter 8000 Gefangenen nur 50 lesen und schreiben, und von 130000 verlobten Paaren machten mehr als 40000 Bräutigame und 60000 Bräute ein Kreuz an Stelle ihres Namens.

Geistiges Leben.

Welch ein Abstand in dem geistigen Leben in den oberen Schichten! Unter dem Einflusse des wachsenden Wohlstandes und der Berührung mit dem geistigen Leben des Kontinents, namentlich Deutschlands erblühte sowohl die schöne Litteratur wie die exakten Wissenschaften. Nur Sterne erster Größe können genannt werden, zunächst auf dem Gebiete des Romans, wo sich allgemach auch Frauen selbstschöpferisch zu bethätigen suchten. Bulwers (1805—1873) „letzten Tage von Pompeji" (1834) wie seine vorher erschienenen „Pelham" und „Eugen Aram" wurden nicht nur in England, sondern auch in Deutschland verschlungen. Die satirischen und humoristischen Romane und Erzählungen von Dickens (1812—1870) und Thackeray (1811—1863) werden stets eine unerschöpfliche Fundgrube sein für die kulturhistorische Beurteilung sowohl des bornierten Kleinbürgers der vierziger und fünfziger Jahre, wie des anmaßlich lächerlichen Vertreters der Upper Ten. Wie eigenartig spiegelt sich die Geschichte namentlich des eignen Landes in den Werken Macaulays (1800—1859), des originellen Denkers Carlyle (1795—1871), der den Engländern das Verständnis Goethes und Friedrichs des Großen erschlossen hat, und des pessimistischen Kulturhistorikers Buckle (1822—1862).

Die Naturwissenschaften aber fanden Vertreter erster Größe in Charles Robert Darwin (1809—1882), dessen Großvater schon, Erasmus Darwin (1731—1802) eine Entwickelungstheorie aufgestellt hatte, und dessen Freund und Mitarbeiter Huxley (1825—1896). Als Anatom und Paläontolog zeichnete sich Owen aus (1804—1892) als Astronom der Erforscher der Neptunbahn Adams (1819—1892), als Geologen Murchison (1792—1871) und namentlich Lyell (1797—1875), als Chemiker und Elektriker Faraday (1791—1867).

Verkehrswesen.

Insbesondere aber trat in England die Benutzung der gefesselten Naturkräfte hervor in einer Weise, die die Märchenträume früherer Geschlechter überbot. Immer enger zogen sich die Maschen des Eisenbahnnetzes, so daß 1846 schon der Gedanke im Unterhause ausgesprochen wurde, ob nicht der Staat Generalunternehmer werden wollte, und dem entsprechend entwickelte sich auch das Postwesen unter Leitung des Generalpostmeisters Sir Rowland Hill (1795—1879), desselben, der am 10. Januar 1840 das Pennyporto durchführte. Im Jahre 1838 kreuzte der erste britische Dampfer den Atlantischen Ozean und während sich so für den menschlichen Körper die Entfernungen verjüngten, war schon die Erfindung gemacht, für die Mitteilung des menschlichen Gedankens die räumliche Grenze zu beseitigen, der Telegraph. Gleichzeitig mit dem Amerikaner Morse, der sich 1837 in Washington ein Patent auf seine Erfindung geben ließ, hatten in England Wheatstone und Cookes, in Deutschland Steinheil, alle aber angeregt von den Göttingern Gauß und Weber, ihre elektrischen Apparate konstruiert zur gedankenschnellen Versendung der menschlichen Mitteilung.

Bewegungen in Deutschland und in Preußen.

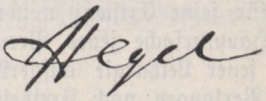
Hegelsche Philosophie.

Die Umwälzung in Frankreich, die das legitimistische Königtum beseitigte und die Orléans zum Throne brachte, war wesentlich vorbereitet durch die Litteratur. Bei einem Volke, das sich das Volk der Dichter und Denker nennt, wird man es natürlich finden, daß auch bei ihm eine bestimmte geistige Richtung, eine gewisse philosophische Weltanschauung die Führerin in der Politik wurde. Vom Ende der zwanziger Jahre unsres Jahrhunderts bis zum Anfange der vierziger Jahre behauptete die Schule Hegels nicht nur auf rein philosophischem Gebiete, sondern auch auf litterarischem, künstlerischem und vor allem politischem eine fast unbedingte Herrschaft.



178. G. W. F. Hegel.

Nach der Lithographie von C. Mittag (1842).



Es ist nicht die Aufgabe dieses Buches, ein philosophisches System zu erörtern; aber es muß darauf hingedeutet werden, daß Hegels (1770—1831) absoluter Idealismus, der die Einheit von Sein und Denken nachgewiesen zu haben glaubte und das ganze Leben der Welt als einen Ausfluß des absoluten Geistes, als einen großartigen Denkprozeß ansah, hoch erhaben stand über der nüchternen Alltagsauffassung, die sich teils infolge der wirtschaftlichen Not, teils infolge des politischen Druckes der Gemüter bemächtigt hatte. Ferner trat Hegel mit den Waffen philosophischer Dialektik bezüglich der Lehre vom Staat der Naturrechtstheorie und dem Märchen vom Gesellschaftsvertrage entgegen, wie sie beide namentlich die Rotteckschе Geschichtsauffassung beherrschten; ebenso aber auch den romantischen Doktrinen von der göttlichen Stiftung des Staates. Ihm war der Staat die Verwirklichung einer sittlichen Idee, der verwirklichte sittliche Wille. Wenn nun Hegel lehrte „das Vernünftige ist wirklich“, so war es ein kurzer Schritt zur Anwendung dieses Satzes auf den Staat, indem man alles, was in Staat

und Kirche bestand, glatthin für vernünftig erklärte, eine Auslegung, die zwar nicht Hegel selbst, aber doch hochkonservative Schüler von ihm gaben und natürlich von den herrschenden Kreisen als hochwillkommene Gabe hingenommen wurde. Daher kam es, daß man die Philosophie des in Berlin seit 1818 lehrenden Schwaben — hier erschien 1821 „Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse" — spöttischerweise als die königlich preußische Staatsphilosophie bezeichnet. Längst ist die Wissenschaft über Hegels Lehre hinausgeschritten; aber auch ihre praktische Anwendung sollte bald das Falsche dieses willkürlichen Systems erweisen. Denn eben von dem Satze ausgehend, daß das Vernünftige auch wirklich sei, thaten die „Junghegelingen" den ebenfalls nicht weiten Schritt zu dem Satze, daß alles Vernünftige auch in die Wirklichkeit umgesetzt werden müsse, insbesondere alle liberalen Ideen. Auf demselben Boden also, auf dem sich die hochkonservative Anschauung aufbaute, wuchs eine durchaus radikale Anschauung wuchernd empor und bediente sich der gleichen spitzfindigen Dialektik, die sie vom Meister gelehrt bekommen hatte. Der Gegensatz dieser beiden Schulen, der strenghegelschen konservativen und der junghegelschen radikalen, setzte sich natürlich am ersten auf politischem Gebiete fest, und aus ihm heraus ist die deutsche Geschichte der dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts wesentlich mit zu verstehen.

Preußenhaß.

„Bei einem Konflikte des konstitutionellen Frankreich mit den beiden absolutistischen deutschen Großstaaten Österreich und Preußen kann ein deutscher Liberaler mit seinen Sympathien nur auf jener, nicht auf dieser Seite stehen." So verächtlich diese Worte Karl von Rottecks, des bekannten Führers der süddeutschen Liberalen, auch sind, so bezeichnen sie doch die Stimmung, welche gegen das Jahr 1830 einen großen Teil des deutschen Volkes beherrschte, oder vielmehr, wie sie die radikalen Blätter Süddeutschlands zu verbreiten suchten, die in der ersten Zeit nach der Julirevolution sich ziemlicher Zügellosigkeit erfreuten. Wirths Tribüne, Eisenmanns Volksblatt, Siebenpfeiffers Westbote, die Hanauer Zeitschwingen waren sich darin einig, daß die Aufgabe der Zukunft eine durch die Franzosen und mit ihnen herbeizuführende demokratische Verbrüderung unter Heranziehung der Polen und Hinwegräumung der Throne sein müsse. In der Lethargie, welche die Karlsbader Beschlüsse über Deutschland ausgebreitet hatten, war den Deutschen das Vertrauen auf Preußen, ja selbst die Sehnsucht nach der deutschen Einheit verloren gegangen, ja an Stelle des Vertrauens zu Preußen war eine allgemeine Abneigung gegen diesen Staat getreten, in der sich die Radikalen von Nord- und Süddeutschland ebenso einig waren, wie in ihrer Meinung über die Aufgaben des zukünftigen Deutschland. Die unsinnige Begeisterung für den polnischen Aufstand und der Zorn darüber, daß Preußen hierbei nach Pflicht und Recht die für seine Existenz notwendige Stellung eingenommen hatte, bildete augenblicklich die Hauptursache jenes Preußenhasses. Wohl hatte die Julirevolution die Deutschen aus jener Lethargie aufgerüttelt, doch darf man ihre Wirkungen nicht überschätzen: das Verlangen nach Freiheit erwachte, aber den preußischen Einheitsbestrebungen stellte sich Besorgnis und Mißtrauen entgegen. Die Befangenheit des politischen Parteistandpunktes verdunkelte den Blick für das wahrhaft Bedeutende. Für Deutschland ist aus dem Anstoße der Julirevolution nicht mehr herausgekommen, als daß einige Mittel- und Kleinstaaten des mittleren und nördlichen Deutschland zu einer Verfassung gelangten: an sich wenig bedeutende Vorgänge, deren Wert hauptsächlich darin liegt, daß sie den Süden mehr dem Norden genähert und dadurch dem nationalen Zusammenschluß immerhin in etwas vorgearbeitet haben.

Karl von Braunschweig.

Der wackere Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, welcher 1815 bei Quatrebras fiel, hatte die Thronfolge seinem elfjährigen Sohne Karl hinterlassen. Die Vormundschaft über den Knaben und seinen jüngeren Bruder Wilhelm übernahm nach dem letztwilligen Wunsche des Vaters der Prinzregent von England. Allein das unstäte Leben, das Karl in seiner Kindheit geführt, die Unregelmäßigkeit des Unterrichts und die ganze Vernachlässigung seiner Erziehung hatten seinem Charakter eine sehr bedenkliche Entwickelung gegeben, so daß der Prinzregent Bedenken trug, mit dem

Eintritte der Mündigkeit (1822) ihm die Regierung des Herzogtums zu übergeben. Doch ließ er darüber die Meinung des Wiener und Berliner Kabinetts einholen. Hardenberg riet, man möge durch die Vermittelung des Wiener Hofes, d. h. Metternichs, in dessen ersprießliche Schule sich der Erbprinz noch zu guterletzt begeben hatte, den jungen Fürsten zur Zustimmung bewegen. Das geschah denn auch, und der Erbprinz ging, und zwar nachdem sein 18. Geburtstag ihn mündig gemacht hatte, auf die Verlängerung der Regentschaft bis zu seinem 19. Geburtstag, dem 30. Oktober 1823, ein. Er hat später behauptet, damals dem Fürsten Metternich das Versprechen gegeben zu haben, innerhalb der nächsten drei Jahre nichts an der Regierung zu ändern. Er begab sich auf drei Jahre ins Ausland, um das Leben nach dem Muster seines von ihm allerdings bestgehaßten königlichen Oheims in England zu genießen, in unsauberer Gesellschaft bei unsauberen Vergnügungen.



179. Bundestagpalais zu Frankfurt a. M.

Mißregierung Karls.

Die vormundschaftliche Regierung hatte ein Geheimratskollegium unter dem Vorsitze des Herrn von Schmidt-Phiseldeck geführt, das 1820 dem Lande eine landständische Verfassung von aristokratischer Färbung verliehen hatte, die jedoch im allgemeinen die Zufriedenheit des Landes erworben hatte. Kaum war aber Herzog Karl zurückgekehrt, als er unverhohlen am 10. Mai 1827 erklärte, diese Verfassung nicht anzuerkennen, und zugleich Rechenschaft von der vormundschaftlichen Verwaltung verlangte. Schmidt-Phiseldeck, der pflichtgetreu seines Amtes gewaltet hatte, nun aber allerlei Zurücksetzung erfahren hatte und doch vergeblich um seinen Abschied eingekommen war, flüchtete nach Hannover, wo er ebenfalls eine Geheimratsstelle erhielt; zahlreiche andre Beamte wurden ohne weiteres abgesetzt. In deren Stellen setzte der Herzog unfähige, aber fügsame Leute, die seine willkürlichen Eingriffe in die Finanzen und in die Rechtspflege ruhig geschehen ließen. Geheime Spione hatten das Volk zu beobachten, Privatbriefe in Menge wurden erbrochen, die Steuern erhöht, Staatsdomänen veräußert, deren Verkaufsgelder in die Privatkasse des Herzogs genommen

wurden, Leute, die beim Herzoge in Ungnade gefallen waren, sollten sogar des ärztlichen Beistandes entraten; das gegen ihn zu gunsten des seiner Hofämter entsetzten Freiherrn von Sierstorpff gefällte Urteil des obersten Gerichts zu Wolfenbüttel ließ er vor den Augen der Richter zerreißen; durch jede Willkür und durch die Zügellosigkeit seines Privatlebens machte er sich bei Adel und Volk verhaßt. Durch seine Kreaturen, unter denen sich sehr anrüchige Leute befanden, ließ er mehrere Schmähschriften gegen seinen Oheim, gegen den Grafen Münster, der in London die hannöversche Kanzlei leitete, gegen Schmidt-Phiseldeck verfassen. Als Münster darauf in entsprechendem Tone antwortete, ließ er ihn durch seinen Oberjägermeister fordern. Da ward König Georg IV. Kläger beim Bundestage. Metternichs Vorliebe für seinen Schüler wußte die Sache fast drei Jahre hinzuziehen. Der endlich gefaßte



180. Wilhelm, Herzog von Braunschweig.

Nach einer Lithographie.

Beschluß, daß er an den englischen König ein entschuldigendes Schreiben zu senden und die Verordnung vom Mai zurückzunehmen habe, müsse ihm, so erklärte der Herzog, persönlich überreicht werden. Um das aber zu verhindern, begab er sich im Dezember 1829 nach Paris. Erst die Drohung einer Bundesexekution, auf die namentlich Preußen drang, veranlaßte ihn am 22. April 1830 klein beizugeben.

Ausbruch der Revolution.

Der Ausbruch der Julirevolution aber versetzte den Herzog in solchen Schrecken, daß er sich schleunigst wieder nach Braunschweig flüchtete, um die bisherige Mißwirtschaft hier wieder zu erneuern. Nun aber that sich der Adel zusammen; auch die Häupter der Bürgerschaft wurden herangezogen: man wollte den Herzog verhaften. Am Abende des 6. September 1830 sollte im Theater der Anschlag ausgeführt werden. Aber Karl, durch seine Spione rechtzeitig benachrichtigt, entsprang in seinen Wagen und flüchtete sich ins Schloß. „Nieder mit dem Herzog!“ schrie die aufgeregte Menge und wälzte sich hinter ihm drein.

Regierungswechsel.

Oft genug hatte Karl erklärt, daß er an Stelle Karls X. ganz anders gehandelt haben würde. Jetzt ließ er die Schloßwache unter das Gewehr treten und befahl dem General Herzberg, mit Kartätschen auf die nahende Volksmenge zu feuern. Allein Herzberg weigerte sich, den Befehl auszuführen, und schließlich zerstreuten sich die Volkshaufen von selber. Für den nächsten Abend stellte der Herzog sein Militär auf dem Schloßplatze auf und traf alle Anstalten, die etwa zurückkehrende Volksmenge mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer zu empfangen. Indes während er wartete, drang das Volk schon durch eine unbesetzte Pforte in das Schloß. Da entfiel dem Herzoge der Mut; durch eine Schwadron Husaren gedeckt, flüchtete er eiligst von dannen. Aus dem Schlosse schlugen alsbald die Flammen hoch zum Himmel empor; das wütende Volk verhinderte alle Löschungsversuche: ganz und gar sollte das „Höllennest" vernichtet werden. Doch am folgenden Tage hatte die Bürgerwehr die Ordnung schon wiederhergestellt. Aus Preußen eilte Karls Bruder, Herzog Wilhelm, herbei und übernahm auf allgemeines Verlangen die Regierung des Landes; binnen kurzem erfolgte die Zustimmung der Landstände und der Verwandten des herzoglichen Hauses und am 2. Dezember 1830 die Bestätigung von seiten des Deutschen Bundes.

Beseitigung des Herzogs.

Im November erschien der Vertriebene wieder mit einem Haufen bezahlter Bauern an der Grenze, um den verlorenen Thron wiederzugewinnen. Wie der Verbannte von Elba suchte er die Bevölkerung durch liberalste Anerbietungen aller Art zu ködern: allein niemand glaubte ihm. Ein Jägerbataillon genügte, um ihn mit seinem tumultuarischen Haufen bis nach Osterode zurückzutreiben. Hier aber sammelten sich die Einwohner mit lauten Drohungen vor seinem Quartier, vor denen er durch einen Sprung aus dem Fenster sich rettete und in aller Stille zu Fuß nach Nordheim enteilte. Er ging nach Paris, immer von Zeit zu Zeit in hochdemokratischen Proklamationen an seine Braunschweiger sich wendend, während Herzog Wilhelm — seit dem April 1831 hatte er die Statthalterwürde mit der herzoglichen vertauscht — in der Neuen Landschaftsordnung 1832 dem Lande eine gemäßigt liberale Verfassung gab.

Unruhen in Hannover.

Mehr das Beispiel von Braunschweig als dasjenige von Paris führte auch in Hannover den Ausbruch von Unruhen herbei.

An Grund zur Unzufriedenheit fehlte es wahrlich nicht. Zwar daran, daß der Landesfürst außer Landes weilte als König von England, hatte man sich in mehr als hundertjähriger Frist gewöhnt. Der Stellvertreter des Königs war Wilhelms IV. jüngster Bruder, der Herzog von Cambridge, ein wohlwollender, freundlicher Herr, der allerdings später selbst gestehen mußte, daß ihm die Zustände und Stimmungen in Hannover während der 15 Jahre seiner Regentschaft gänzlich unbekannt geblieben seien. Andres erregte bei den Mittelklassen Unmut. Bei jeder Anstellung wurden die Adligen bevorzugt, die ebenso willkürlich wie anmaßend das Land regierten. Justiz und Verwaltung waren noch ungetrennt. Die Bauern waren seit 1814 wieder in die Hörigkeit, aus der Napoleon sie erlöst hatte, zurückgestoßen. Von 1813—30 hatten die Steuern sich verdoppelt. Die allgemeine Verarmung des Bürgerstandes machte rasche Fortschritte, da die etwa vorhandene Industrie durch die englische erdrückt wurde und auf dem freien Bauernstande vielfach drückende Auflagen lasteten; die Lage der untersten Volksschichten war jammervoll. Von den Landständen war Abhilfe nicht zu erwarten; sie hatten nur geringe Befugnisse und bestanden ganz überwiegend aus Adligen. Im August 1814 hatte der König einen allgemeinen Landtag berufen, der aus 8 Prälaten, 48 Räten, 38 städtischen Abgeordneten und 8 Vertretern der Bauernschaft bestand. Daneben aber wurden 1818 die sieben Provinziallandtage wiederhergestellt. Im Jahre 1819 wurde wieder eine Änderung beliebt und ein Zweikammersystem eingeführt, dessen zweite Kammer erst nach 10 Jahren dem Gesetze gemäß zusammengesetzt war.

Unruhen in Göttingen.

In verschiedenen Städten wurden nun Versammlungen gehalten, um über die Not der Zeit zu beraten, Bittschriften wurden entworfen; ja hier und dort begann das Volk sich zu bewaffnen. In Göttingen erfolgte am 8. Januar 1831 der Ausbruch. Die Privatdozenten Ahrens, Schuster und von Rauschenplatt stellten sich an

die Spitze der Bewegung, die Advokaten Eggeling und Seidensticker gesellten sich ihnen zu. Es waren anfangs hauptsächlich Studenten, die in unklarem Thatendrange ihnen folgten; bald aber schloß sich auch die Masse der Bürgerschaft an. Eine bewaffnete Bürgergarde bildete sich, die städtischen Behörden wurden abgesetzt, die Vorlesungen an der Universität hörten auf, die Stadt verwandelte sich in ein Heerlager. Alles in allem war aber die Bewegung eine recht harmlose, namentlich da die Leute gar nicht wußten, was sie eigentlich wollten. Der Bericht des Professors Dahlmann setzte die zunächst bestürzte und unschlüssige Regierung von dem wirklichen Stande der Dinge in Kenntnis, und nun bot sie Militär gegen die aufrührerische Stadt auf: da verzichtete die Bürgerschaft auf Widerstand; die Führer flüchteten sich oder wurden gefangen genommen. Die unruhigen Studenten verließen in Menge die Stadt. Am 16. Februar 1831 war die Ruhe und alte Ordnung wiederhergestellt.

Hannover erhält eine Verfassung.

Immerhin trug der Göttinger Putsch seine Früchte. Auch in Hildesheim, Osnabrück, Lüneburg erhoben sich Bewegungen. Deputationen, Adressen wurden an den König geschickt; selbst Bauern fuhren nach London hinüber, um dem Könige ihre Not vorzustellen. Da gab der König Wilhelm nach. Der bisherige Minister für Hannover, Graf Münster, wurde entlassen und der bisherige Statthalter Herzog von Cambridge zum Vizekönig von Hannover ernannt. Cambridge wußte bald Hilfe zu schaffen: die drückendsten Steuern wurden erlassen, die Verwaltung der Städte geändert und auf das Verlangen der Stände eine Verfassungskommission von 21 Mitgliedern unter Dahlmanns Leitung eingesetzt, die im Sommer 1831 eine Verfassung zustande brachte, der die Regierung zustimmte. Aber so lange dauerte der zähe Widerstand des hannöverschen Adels, daß die Verfassung, im übrigen durch manche konservative Zusätze geändert, erst am 26. September 1833 verkündet werden konnte.

Hessen-Kassel.

Auch in Hessen-Kassel wogte die Gärung. Als Kurfürst Wilhelm I. nach der Vertreibung der Franzosen wieder nach Kassel zurückkehrte, war es sein eifrigstes Bemühen, aus den veränderten Verhältnissen so viel als möglich für seine Kammerkasse Kapital zu schlagen. Während er sich den Anschein gab, als wollte er die Geschichte der letzten sieben Jahre mit einem Federzuge vernichten, demgemäß die westfälische Staatsschuld nicht anerkannte, die von Jerôme gemachten Domänenverkäufe für ungültig erklärte, inzwischen eingetretene Beförderungen wieder nichtig machte oder wenigstens das Gehalt auf den früheren Stand zurückschraubte, behielt er doch die drückendsten westfälischen Abgaben bei, während er die alten hessischen ebenfalls wiederherstellte, und machte sich die Eroberungen Jerômes ebenfalls zu nutze. Die 1816 aus Frankreich zurückkehrenden Truppen mußten die alte Uniform und den Zopf wieder anlegen, ihr Präsenzzustand wurde auf 1500 Mann herabgesetzt, dafür aber dem Lande Steuern für 20 000 abgenommen. Dieselbe ans Diebische grenzende Habsucht zeigte sich in der Verwaltung der Stiftungen. Dem 1815 zusammentretenden Landtage legte er eine Forderung von 4 Millionen Thalern vor, die seine für das Wohl des Landes gemachten Ausgaben und seine Entschädigung darstellten, sie wurden bezeichnenderweise nach langem Hin- und Herfeilschen auf 400 000 Thaler erniedrigt. Den zweiten Landtag, der sich im Februar 1816 versammelte, um eine Verfassung vorgelegt zu erhalten, schickte er im Mai unverrichteter Sache wieder nach Hause, weil der Landtag die Anmaßlichkeit besessen hatte, auf eine Trennung der kurfürstlichen Kammerkasse von dem Landesvermögen zu dringen. Dabei war das Privatleben des alten Kurfürsten überaus anstößig; zum Beleg sei nur auf die Erklärung des hohen Salzpreises in Hessen hingewiesen, daß nämlich der Kurfürst allemal, wenn ihm von irgend einer seiner Mätressen ein neuer Sproß geboren wurde, den Preis des Scheffels Salz um einen Kreuzer zu erhöhen pflegte. Die Reaktion der Karlsbader Beschlüsse kam natürlich niemand mehr zu gute, als ihm; Klagen über sein Mißregiment verhallten beim Bundestage ungehört. Als unbedingter Selbstherrscher starb er im Februar 1821. Sein Sohn, Wilhelm II., beschritt die gleichen Pfade, nur daß er neben der Habsucht nicht auch den Geiz des Vaters geerbt hatte. Schon zu dessen Lebzeiten hatte er ein skandalöses Verhältnis mit einem niederträchtigen Frauenzimmer aus Berlin,

der Emilie Ortlöpp, unterhalten. Nach seiner Thronbesteigung zog sie, zur Gräfin Reichenbach erhoben, in den kurfürstlichen Palast ein. Die rechtmäßige Gattin des Kurfürsten, Auguste, eine Schwester des preußischen Königs, sah sich mit ihrem Sohne beschimpft, vernachlässigt. Berüchtigt wurde ferner der neue Kurfürst durch seine jähzornige Gewaltthätigkeit; auf seinen Reisen führte er immer eine Peitsche im Wagen mit, um eigenhändig an seinen Unterthanen seine Wut auszulassen. Ja sogar die Reichenbach war vor solchen Äußerungen paschahafter Launen nicht immer sicher. Natürlich war sie der Gegenstand des allgemeinsten Hasses; insbesondere verabscheute sie des Kurfürsten rechtmäßiger Sohn, der — das einzig Gute was man von ihm sagen konnte — mit unerschütterlicher Treue an der Mutter festhielt. Einen im Jahre 1822 gemachten Vergiftungsversuch schob man darum allgemein der Reichenbach zu. Er verließ dann Hessen, um, in die Fußstapfen des Vaters tretend, in Bonn mit der Frau eines Rittmeisters Lehmann ein anstößiges Verhältnis anzuknüpfen.

Revolution in Kassel.

Auch in diese verrotteten Verhältnisse brachte die Julirevolution bessernden Umschwung: Als der Kurfürst am 12. September von einer Reise nach Wien, wo er bei seinem Gönner Metternich die Erhebung der Reichenbach in den Fürstenstand hatte betreiben wollen, nach Kassel zurückkehrte, fand er Stadt und Land in revolutionärer Erregung; seit dem 6. schon war die kurfürstliche Gewalt so gut wie aufgehoben. Am 15. September empfing der Kurfürst im Stadtschlosse am Friedrichsplatze die Abordnung der Bürgerschaft, während auf dem Platze drohend die Menge ihres Erfolges harrte. Wenngleich Ingrimm im Herzen, mußte er doch das Versprechen, die Landstände einzuberufen, abgeben und seine Zustimmung zur Bildung einer Bürgergarde. Noch mehr empörte es ihn, als man die Reichenbach nicht ins Land ließ und dann später, als er die Verfassung schon gewährt hatte, die im Vertrauen auf die Beruhigung der Gemüter Zurückgekehrte mit Spott und Schimpf wieder hinaustrieb. Am 16. Oktober traten die Stände zur Beratung der Verfassung zusammen. Allein der Entwurf, den der Kurfürst vorlegen ließ, wurde zurückgewiesen: die Stände ernannten vielmehr aus ihrer Mitte einen Ausschuß, um selbst eine Verfassung zu entwerfen. Die Seele desselben war der liberale Professor Jordan aus Marburg; so kam denn ein höchst freisinniger Entwurf einer Verfassung zustande, die nur eine Kammer festsetzte, völlige Preßfreiheit und Unabhängigkeit der Rechtspflege garantierte. Am 5. Januar 1831 nahm der Kurfürst sie an. Dann aber verließ er seine Residenz, um von der Gräfin Reichenbach, die das Volk um keinen Preis im Lande dulden wollte, nicht getrennt zu sein. Die Verfassung jedoch verbot, den Sitz der Regierung außer Landes zu verlegen. Darum mußte der Kurfürst sich endlich nach langem Widerstreben entschließen, während er selbst mit der Gräfin Reichenbach in Frankfurt am Main seinen Wohnsitz nahm, seinen Sohn am 30. September 1831 zum Mitregenten zu ernennen und ihm die eigentliche Regierung des Kurfürstentums zu überlassen.

Die Bewegung in Sachsen.

Zu ganz ähnlichem Ausgange führte die Bewegung in Sachsen. Der greise König Anton, der 1827 auf seinen vielgeprüften Bruder Friedrich August gefolgt war, war ein wohlwollender Fürst, aber durchaus in den Anschauungen des vergangenen Jahrhunderts befangen. Mit dem Versprechen von Reformen hatte er seine Regierung begonnen, auch im kleinen manchen Übelstand beseitigt, aber die Grundschäden blieben ungebessert. Auf dem Mittelstande lastete die ganze Schwere des Steuerdrucks: die Rittergüter, d. h. der besitzende Teil des Adels, waren steuerfrei. Die verkehrte Zollpolitik der Regierung ruinierte die Landesindustrie; engherzige Zensur hemmte die geistige Bewegung, insbesondere konnte der Leipziger Buchhandel unter ihrem Drucke nicht zur Blüte gelangen. Die Landstände waren ohne erhebliche Befugnisse; die Städte waren der Willkür ihrer Magistrate preisgegeben; anmaßliche Polizei regierte das Land. Dazu kam, daß das katholische Fürstenhaus durch sein Bekenntnis von der evangelischen Landesbevölkerung nicht bloß getrennt, sondern geradezu in feindseligen Gegensatz zu ihr gestellt wurde: die Jesuiten, welche Graf Martignac aus Frankreich ausgewiesen, hatten in Sachsen bereite Aufnahme gefunden

und einen Einfluß gewonnen, welcher für die evangelische Kirche bedrohlich erschien. Als man im Juni drei Tage lang das Jubelfest der Augsburger Konfession beging und die Behörden von Leipzig und Dresden sich dem volkstümlichen Feste abgünstig erwiesen, kam die Mißstimmung gegen den vermeintlich dahinter steckenden jesuitischen Einfluß in beiden Städten in einigen Aufläufen und Straßenhändeln zu Tage. Aber König Anton, mit den Zuständen seines Landes wenig bekannt, ließ seinen Minister, den Grafen Detlev Einsiedel, einen Gesinnungsgenossen Metternichs, ungehemmt walten.

Krawalle in Leipzig.

Da erweckte die Julirevolution aus der Mitte der Landstände den Mahnruf: der Deputierte von Watzdorf verlangte die Umgestaltung der Stände zu einer wirklichen Volksvertretung. Indes seine Stimme verschallte ungehört; die Mißstimmung der Bevölkerung aber wuchs zusehends, so daß es in mehreren Städten zu bedenklichen Reibungen zwischen Bürgerschaft und Polizei kam. Zuerst in Leipzig steigerten sie sich in den ersten Septembertagen 1830 zu offenem Tumulte. Nach altem Brauch warf hier am Abend des 2. eine Schar Knaben Topfscherben gegen die Thür eines Hauses, in welchem nächsten Tages eine Hochzeit gefeiert werden sollte. Die Polizei vertrieb sie, aber sie kehrten unter übermütigen Neckereien wieder zurück. Ergrimmt hierüber verhafteten die Polizisten einen Lehrling, der ruhig, wenn auch nicht ohne Befriedigung der Szene zuschaute; er wehrte sich im Bewußtsein seiner Unschuld; eine Anzahl Handwerksburschen und andre Leute nahmen für ihn Partei, und die Prügelei war fertig. Immer neue Scharen kamen zu Hilfe; Militär schritt ein: aber Polizei wie Militär mußten vor der aufgeregten Volksmenge sich zurückziehen. Fenster wurden eingeworfen und die Wohnungen mißliebiger Beamten wurden demoliert. Drei Tage lang wiederholten sich diese tumultuarischen Vorgänge, bis endlich die Bürgergarde, die zunächst, dem durch seine Vetternwirtschaft verhaßten Magistrat die Lektion gönnend, schadenfroh zugesehen hatte, mit Hilfe der Studenten die Ruhe wiederherstellte.

Krawalle in Dresden.

Nun aber brach der Aufruhr in Dresden los. Das Rathaus und das Polizeipräsidium wurden erstürmt, die Möbel zerschlagen, die Akten verbrannt und das Militär, das der Zerstörung wehren sollte, in die Flucht geschlagen. Auch hier war es die Bürgergarde, die wieder Ruhe schaffte. Mit Blitzesschnelle breitete sich die Revolte in die kleineren Städte, selbst bis in mehrere Industriedörfer aus, so daß das ganze Land in Aufruhr zu stehen schien. Von allenthalben her wurde drohend Abstellung der Beschwerden verlangt. Der König, über diese Vorgänge bestürzt, entließ am 13. September den Grafen Einsiedel und berief in dem Minister von Lindenau einen bewährten Mann von gemäßigt liberalen Anschauungen an die Spitze der Geschäfte. Zugleich ernannte er seinen Neffen, den sehr populären Prinzen Friedrich, zum Regenten und stellte die Verleihung einer Repräsentativverfassung in Aussicht. Das beschwichtigte die Unruhen. Als aber Monate vergingen, ohne daß zur Verwirklichung der Verfassungshoffnung etwas zu geschehen schien, erneuerten sich in Dresden die Tumulte; Barrikaden wurden aufgeworfen, und am 18. April 1831 kam es zu einem erbitterten Straßenkampfe zwischen den insurgierenden Bürgerhaufen und dem Militär. Die Truppen behielten die Oberhand; der König aber versprach nochmals die Erfüllung seiner Zusagen in kürzester Frist. Wirklich waren auch die Stände

Die sächsische Verfassung.

schon seit 7 Wochen mit der Beratung der neuen Verfassung beschäftigt. Doch brachten sie erst am 4. September 1831 das Verfassungswerk zum Abschluß. König und Mitregent, der sich übrigens mit männlicher Sicherheit gegen Metternichs Einsprache gewehrt hatte, beschworen die Verfassung, die im wesentlichen an die Bestimmungen der süddeutschen Verfassungen sich anschloß, indem sie den beiden Kammern der Volksvertretung Steuerbewilligung und Mitwirkung bei der Gesetzgebung zusprach und Preßfreiheit, Ministerverantwortlichkeit und Gleichheit der Besteuerung gewährleistete.

Gründe der allgemeinen Mißstimmung.

Alle diese Bewegungen fanden in der Gewährung einer Verfassung, die dem Volke einen bestimmten Anteil an der Staatsgewalt zugestand, ihren Abschluß. Es würde aber ein Irrtum sein, wenn man darum diese Erhebungen lediglich als Folgen der Julirevolution ansehen wollte. Denn ebenso wirkende Ursachen waren die materielle

Not, unter der hauptsächlich die unteren Bevölkerungsschichten seufzten, und die markertötende Reaktionspolitik der Heiligen Allianz unter Metternichs Führung, die als Fessel wie als Schmach mit Erbitterung jeder frei Denkende empfand. Es war die allen innewohnende, man möchte sagen instinktive Unruhe und die Überzeugung, daß etwas geschehen müsse, um aus der jammervollen wirtschaftlichen wie politischen Lage herauszukommen. Wie der Glockenschlag, der frühmorgens die Stunde der Erhebung anzeigt, wirkte da die Julirevolution, die Gemüter aufregend und antreibend. Sie konnte demnach in denjenigen Staaten nicht unmittelbar wirken, in denen jene Gründe nicht bestanden. Die öffentliche Meinung glaubte, wenigstens glaubten es die Gebildeten des Bürgertums, in einer Verfassungsurkunde die beste Garantie gegen Not und Druck



181. Bernh. Aug. von Lindenau, Vorsitzender des sächsischen Gesamtministeriums.

Nach dem Leben gezeichnet von C. Vogel, lithographiert von Louis Zöllner.

Bernhard August von Lindenau

sehen zu sollen; wo jedoch die Bewegung in den unteren Volksschichten sich hielt, beschränkten sich die Forderungen auf Abstellung lokaler Beschwerden, namentlich auf Steuererleichterung: und fast allenthalben zeigten sich die Fürsten zu Entgegenkommen bereit, wenngleich es Metternich streng tadelte, sich von aufgeregtem Pöbel und irre geleiteten Bürgern Gesetze vorschreiben zu lassen.

Bewegungen in den übrigen Staaten.

So richteten sich die Unruhen in Sachsen-Weimar und Reuß-Gera hauptsächlich gegen Mißverhältnisse in den Gemeinden, in Bremen gegen die Steuern, in Hamburg gegen die Juden. Der Herzog von Gotha und der Fürst von Sondershausen forderten selbst ihre Unterthanen auf, ihre Beschwerden darzulegen; der Großherzog von Oldenburg versprach freiwillig eine Verfassung, der Herzog von Altenburg that es, als in Altenburg Unruhen ausbrachen.

Auch in Schleswig-Holstein erhob sich eine Stimme für eine beiden Herzogtümern gemeinsame Verfassung. Jens Uwe Lornsen (geb. 18. November 1793), ein alter für sein großes deutsches Vaterland begeisterter Burschenschaftler, der bisher auf der schleswig-holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen als Rat gearbeitet hatte, kam im Herbst 1830 als Landvogt der Insel Sylt

nach der Heimat zurück und veröffentlichte bald darnach ein nur elf Seiten umfassendes Schriftchen: „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein". Er gedachte durch Massenpetitionen, zu deren Vorbereitung er schon mit gleichgesinnten Freunden Fühlung genommen hatte, den Gedanken einer administrativen Trennung der beiden Herzogtümer von Dänemark und einer selbständigen Verwaltung dem Könige Friedrich als notwendig erscheinen zu lassen; nur der König und der äußere Feind sollten beiden Volksstämmen, Dänen und Schleswig-Holstein, noch gemein sein. Aber die Petitionen kamen nicht zustande, und Lornsen erhielt eine einjährige Festungsstrafe in Friedrichstadt. Doch hatte sein Auftreten wenigstens den Erfolg, daß im Mai 1831 jedem der beiden Herzogtümer beratende Provinziallandtage verheißen und genau drei Jahre später auch ihr Zusammentritt angeordnet wurde. In seiner Haft hatte unterdessen Lornsen sich genauer mit der Geschichte der Herzogtümer beschäftigt und ging nun, im Auslande weilend, an die Abfassung seines Buches „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins", das aber erst nach dem 1838 erfolgten Tode des Verfassers herausgegeben wurde. Er drang darin auf reine Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark, erinnerte daran, daß in den Herzogtümern nur dem Mannesstamm das Recht der Nachfolge gebühre, während in Dänemark seit dem Königsgesetz (1665) auch der Weiberstamm erbfolgeberechtigt sei. Man müsse an Stelle der Provinziallandtage einen geeinten Landtag beider Herzogtümer haben, um der Gefahr geeint begegnen zu können. Somit war nun die wichtige Frage nach der Erbfolge in den Herzogtümern vor das Forum der Öffentlichkeit gerückt.

Mecklenburg.

Nur an den beiden **Mecklenburg** ging die Bewegung des Jahres 1830 so gut wie spurlos vorüber. Während des ganzen 18. Jahrhunderts und in dieses Jahrhundert hinein hatte der mecklenburgische Adel es sich zur Aufgabe gemacht, seine Bauern zu legen, d. h. sie wirtschaftlich herunterzubringen, sie zu Hörigen oder gar zu Leibeignen zu machen, wozu namentlich die durch v. d. Lühe aus dem Holsteinischen eingeführte Koppelwirtschaft beitrug, d. h. die Umwandlung des Ackerlandes in Wiese zum Zwecke der Viehzucht. Es gehört dazu ein sehr ausgedehnter Besitz und thatsächlich umfaßte zu Anfang des Jahrhunderts der Besitz der Ritterschaft 45 % vom ganzen Landbesitz, während nur ein Drittel der Bevölkerung darauf heimisch war. Die Lage des auf diesen Gütern lebenden Landmannes, der dienstpflichtig war, war in den meisten Fällen menschenunwürdig. Oft arbeitete er sechs Tage der Woche für den Gutsherrn, der ihn mit Stock und Peitsche dafür behandelte. Den Kindern wurde kaum die notdürftigste Schulbildung zu teil. Die Befreiungskriege und die wackere Anteilnahme auch des kleinen Bauern ließen nach 1815 besonders die Städte auf den Landtagen eintreten für das Schicksal der Gedrückten. Nach langen, stürmischen Verhandlungen wurde endlich am 18. Januar 1820 die **Aufhebung der Leibeigenschaft** verkündigt. Aber nur die Freiheit von der Scholle brachte dies Gesetz dem Bauer, kein Anrecht an ihren Besitz. Kündigte er dem Gutsherrn oder, bei reicherem Arbeitsangebot dieser ihm, so ward er heimatlos — „keen Hüsung" hieß es dann für den wahrhaft Elenden, der von einer Gutsherrschaft zur andern abgeschoben, endlich ein Unterkommen im Landesarmenhause zu Güstrow suchen mußte. Ein weiterer Landtagsbeschluß zwang die Ritterschaft, wenigstens Obdach zu geben, aber man kann sich denken, wie das aussah. Der Großherzog Friedrich Franz suchte dann wenigstens auf den Kammergütern seit 1822 mit bestem Beispiele voranzugehen, indem er seinen Hintersassen Erbpacht zu verschaffen gedachte. Aber bei dem Widerwillen der mit der Ausführung Beauftragten und bei den vielfach höchst verwickelten Rechtsverhältnissen ging es damit äußerst langsam vor sich.

Die süddeutschen Staaten.

Die Nachwirkung der Pariser Ereignisse zeigte sich in den **süddeutschen Staaten**, wo längst moderne Verfassungen bestanden, nicht unmittelbar und später als in den norddeutschen Staaten. Die dann entstehenden Unruhen trugen den gemeinsamen Charakter, daß die vorhandenen Kammern nach radikalerer Umgestaltung der Verfassung strebten, was nur immer so lange von wirklichem, oder auch nur von einem Scheinerfolge begleitet war, als sich die Staatsgewalt einschüchtern ließ. Dann trat eine um so schlimmere Reaktion ein.

Hessen-Darmstadt.

In **Hessen-Darmstadt** war im April 1830 auf den greisen Großherzog Ludwig I. Ludwig II. gefolgt, dessen Schulden nach dem Rate des streng konservativen aber doch auch von der Notwendigkeit eines geordneten Verfassungslebens überzeugten Ministers **du Thil** auf den Staatshaushalt übernommen werden sollten, falls der Landtag

nicht eine Erhöhung der Zivilliste bevorzuge. Unter Führung Ernst Emil Hoffmanns benutzte der Landtag diese Gelegenheit, alles derartige abzulehnen, so daß, zum Verdruß der Darmstädter sogar das Hoftheater aus Sparsamkeitsrücksichten geschlossen werden mußte. Überdies nahm man du Thil seinen Anschluß an den preußischen Zollverein übel (s. u.), von dem bei der Lage des Landes und der feindseligen Stellung Kurhessens Hessen-Darmstadt allerdings manche Nachteile erfuhr. Es brachen in Oberhessen Unruhen aus, die du Thil mit Einberufung der Beurlaubten beantwortete, während E. E. Hoffmann durch seine Manifeste fortfuhr das Volk aufzureizen. Unter Führung des Prinzen Emil, eines Bruders des Großherzogs, wurden die Aufständischen bei Södel im Herbste 1830 auseinandergetrieben, und von nun an führte du Thil unter geheimem Widerstande der radikalen Elemente, deren auch viele in die Beamtenwelt eingedrungen waren, noch lange Jahre die Regierung mit einer oft an Härte grenzenden Strenge. —

Baden.

Auch in Baden hatte ein Thronwechsel stattgefunden. Dem im März 1830 gestorbenen Großherzog Ludwig war der erste Sproß aus der Hochbergischen Linie gefolgt, Markgraf Leopold, dessen Anerkennung durch sämtliche übrigen deutschen Fürsten am Bundestag der Begehrlichkeit Bayerns einen Damm entgegensetzen sollte (s. o. S. 223). Ihm stand als trefflicher Berater der Staatsrat Winter zur Seite, dessen segensreicher Einfluß, namentlich nach dem Austritte der österreichisch und durchaus reaktionär gesinnten Minister von Berstett und von Berckheim für ein kundiges Auge sich bald bemerklich machte. Aber trotzdem sollte auch er bald die allergrößten Schwierigkeiten zu bekämpfen haben. Denn jenseit des Rheines im Elsaß, besonders aber in Straßburg wurden die radikalen Ideen in Flug- und Zeitschriften, in Broschüren und Zeitungen zum Ausdruck gebracht und massenweis, ohne daß es die Regierung wesentlich hätte hindern können, in Baden und Württemberg verbreitet. Die Führer der badischen Liberalen, von Itzstein, Rotteck, Welcker, wünschten nun im Interesse der von ihnen vertretenen Sache — ihr Ziel war noch immer die auf naturrechtlicher Grundlage errichtete Republik oder wenigstens ein Staat mit möglichst republikanischer Einrichtung — auf dem im März 1831 zusammentretenden Landtage unbedingte Preßfreiheit durchzubringen, obwohl dem die mit den übrigen Bundesstaaten zu Frankfurt gemachten Vereinbarungen strikte zuwiderliefen. Man kam hierdurch regierungsseitig in eine äußerst üble Zwitterstellung, die dadurch nur noch übler wurde, daß die Kammer, gänzlich verfassungswidrig, mit Budgetverweigerung drohte, falls man nicht auf ihre Forderungen einging. Sie trug schließlich mit dem am 1. März 1832 in Kraft tretenden Preßgesetz den Sieg davon, während gleichzeitig der Minister des Äußeren, von Türckheim beruhigende Versicherungen nach Wien gelangen, und Winter bei Veröffentlichung des Gesetzes zugleich die widersprechenden neusten Bundesbeschlüsse gegen die Presse mit veröffentlichen ließ! — Doch hat diese Session noch das Verdienst, auf Rottecks Anregung hin einer Reform der agrarischen Verhältnisse näher getreten zu sein. Allerdings verlangte Rotteck nach seiner radikal-doktrinären Art, einfache Beseitigung von Fronen und Zehnten, ohne die durch die Billigkeit gebotene Rücksichtnahme auf die vielmehr eine Ablösung heischenden Rechte der Großgrundbesitzer. Seinen Anträgen begegnete die erste Kammer deshalb rund mit Zurückweisung; doch unter Vermittelung des wohlwollend denkenden Fürsten von Fürstenberg kamen zwei Ablösungsgesetze über Fronen und den sogenannten Neubruchzehnten zustande, während weitere derartige gesetzgeberische Maßregeln späteren Sessionen vorbehalten blieben. — Als ein Vorklang späterer Ereignisse sei noch darauf hingewiesen, daß in derselben Tagung Welcker einen Antrag stellte, eine „Motion", wie man nach gut französischem Vorbilde sagte, beim Bundestage auf eine allgemeine Vertretung des deutschen Volkes am Bundestage, auf eine Art zweite Kammer zu dringen.

Nassau.

In Nassau entbrannte unter dem Eindrucke der Julirevolution wieder der alte Streit um das Kammergut, ob es als persönliches Gut des Fürsten, wie Herzog Wilhelm behauptete, oder als Staatseigentum anzusehen sei. Der Herzog, der sich nur mit Mühe zu verfassungsmäßigen Änderungen entschlossen hatte, und sein Minister

von Marschall traten der Opposition der zweiten Kammer dadurch entgegen, daß jener im Herbste 1831 die Mitglieder der Herrenkurie von sechs auf 17 durch 11 ergebene Leute vermehrte. Als daraufhin die zweite Kammer im April 1832 bis auf fünf Mitglieder ihren Austritt erklärte — beschloß von Marschall mit diesen fünfen das Budget, was selbst dem preußischen Vertreter als ein zu starkes Stück erschien. Die Mitglieder der Opposition wurden mit allerhand Polizeimaßregeln gequält und durch gleiche Mittel auch sonst die Ruhe erhalten. Doch war hier vor allem für eine zukünftige Explosion Material aufgehäuft.

Württemberg. Da in Württemberg der Landtag soeben erst im Frühjahr 1830 auseinandergegangen war, der nächste aber verfassungsgemäß erst 1833 einberufen zu werden brauchte, so konnte, da die Finanzen unter von Varnbülers Leitung in guter Ordnung waren und auf die Zuverlässigkeit des Heeres gebaut werden konnte, König Wilhelm recht wohl der stürmischen Forderung auf Einberufung des Landtags, die nach der Julirevolution allenthalben laut wurde, passive Ruhe entgegenstellen, die auch trotz der Erregung bei den Neuwahlen von 1832 ausreichte. Aus eignem Entschlusse hob er im April 1831 eine Verordnung vom Jahre 1829 auf, die der Landesuniversität Tübingen ihre alten Rechte genommen hatte; sie erhielt nun das Privileg zurück, gleich den andern Universitäten Deutschlands, sich ihren Rektor und die Dekane selbst zu wählen. Als dann 1833 der Landtag zusammentrat, war es namentlich der Zollanschluß an Preußen (s. u.), der einen längeren Redesturm entfesselte, bis dann schließlich doch im November dessen Notwendigkeit anerkannt wurde.



182. Ludwig I., König von Bayern.
Nach dem Gemälde von J. Stieler gestochen von J. Axmann.

Bayern. In Ludwigs von Bayern Regierung trat neben romantisch-katholischer Gesinnung bei liberalisierendem Hellenentume, d. h. bei völliger politischer Verworrenheit vor allem ein positiv schaffender Kunstsinn hervor, der aus München, ja gewissermaßen aus Bayern das gemacht hat, was es heute ist. Durch Berufung bedeutender Künstler nach München, denen er mit persönlichsten Opfern Arbeit und Unterhalt verschaffte, machte er aus der oberbayrischen Landstadt eine wirkliche Hauptstadt seines Reiches. Durch die Verlegung der bisher in Landshut gewesenen altbayrischen Hochschule nach München (1826) bewahrte er die Dozenten und Studenten vor der Gefahr des Verbauerns in der kleinen niederbayrischen Stadt, und hat, freilich ohne es zu ahnen, eines jener geistigen Bindeglieder zwischen Nord- und Süddeutschland hergestellt, die dem Norddeutschen das Verständnis süddeutschen Lebens vermitteln. Der Naturphilosoph Schelling, der Philolog Thiersch, der uns schon durch seinen Philhellenismus bekannt geworden ist, der Naturforscher Oken, der Germanist und Turner Maßmann verliehen der neugegründeten Universität Anziehungskraft. Stahl, Puchta, die beiden Juristen, Döllinger,

der Theolog, waren schon als Dozenten thätig. Auch Görres, der ultramontan gewordene Demagog fand Anstellung, recht bezeichnend für die unklaren Ansichten des Königs auf religiösem Gebiete. — Dem neuen Könige lag zunächst daran, die Finanzen zu bessern. Graf Armansperg stellte dem Könige seine reiche Arbeitskraft zur Verfügung, und thatsächlich konnte man schon 1827 den Kammern einen defizitlosen Haushaltsplan vorlegen, dem dann in weiteren Jahren größere Ersparnisse entsprachen. Allerdings wurden über solchen Bemühungen andre wichtige Aufgaben der Verwaltung vernachlässigt, wie Straßenbau, Ablösung der Grundlasten, vor allem aber die Pflege des Volksschulunterrichts und des Heerwesens. Um so mehr konnte mit diesen Ersparnissen den künstlerischen Zielen des Königs zugestrebt werden, für die er außerdem noch aus seiner Privatkasse bis zu seinem Tode 18 Millionen Gulden (30600000 Mark) aufgewandt hat.

Die Münchener Kunst. Cornelius.

Epochemachend für die Münchener Kunst, insbesondere die Malerei, wurde die Berufung von Peter Cornelius (1783—1867), der sich schon vor seiner Romfahrt ausgezeichnet hatte durch seine Kompositionen zu Goethes Faust und zu den Nibelungen, dann in Rom mit Friedrich Overbeck aus Lübeck, Philipp Veit aus Frankfurt und Wilhelm Schadow aus Berlin sich in das Studium der großartigen Fresken aus der Glanzepoche der italienischen Kunst versenkt hatte und 1816 mit ihnen in der malerischen Ausstattung der Wohnung des preußischen Konsuls Bartholdi auf dem Monte Pincio beschäftigt gewesen war. Von der Beteiligung an der Ausschmückung der Villa Massimi zog ihn die Berufung an die Düsseldorfer Schule ab (1820), der dann 1825 die nach München durch König Ludwig folgte; er hatte mit ihm schon seit der römischen Zeit in Verbindung gestanden. Man kann sagen, daß mit dieser Berufung eine neue Ära für die Geschichte der deutschen Kunst begann, sie erhielt dadurch den Aufschwung zum Monumentalen und Großartigen. In den umfangreichen Fresken der Glyptothek verherrlichte Cornelius die alte Götter- und Heroenwelt, in den Loggien der Pinakothek schilderte er voller lebendiger Frische die Geschichte der christlichen Malerei. Sodann entwarf er einen ausgedehnten Bildercyklus für die Ludwigskirche, eine tiefsinnige und großartig angelegte Schilderung der christlichen Ideenkreise, deren Ausführung freilich die frühere Unmittelbarkeit und Frische vermissen läßt.

Schnorr.

An den großen Meister, an „Peter den Großen", wie man ihn mit scherzend ernster Bewunderung nannte, schloß sich alsbald eine Schule an. Julius Schnorr (1794—1872) malte im Auftrage des Königs in den Sälen der Residenz die Geschichte Karls des Großen und Friedrich Barbarossas und die Heldensage der Nibelungen. Auch für öffentliche Bauwerke wurde die Kunst der Malerei herangezogen: Rottmann (1798—1850) malte die Fresken in den Arkaden des Hofgartens, zu denen der königliche Liebhaber des Hellenen- und Teutschtums weder hellenische noch teutsche Distichen lieferte, vor allem aber bildet der Saal seiner klassischen Landschaften eine weihevolle Zierde der Pinakothek. Zu den unmittelbaren Schülern von Cornelius gehört auch Wilhelm Kaulbach (1804—1874), der noch in München unter des Meisters Leitung gebildet wurde, dessen epochemachenden Gemälde allerdings nicht in dieser Periode Ludwigs entstanden und meist Berlin angehören. Von den übrigen Münchener Künstlern, die nicht unmittelbar von Cornelius abhingen, ragt der allerdings bald Weimar angehörige Bonaventura Genelli (1798 bis 1868) als grandioser Zeichner und als Vertreter einer streng klassischen Richtung hervor; man muß ihn mit dem Franzosen David vergleichen, um, trotz mancher gewaltsamen Seltsamkeiten, den himmelweiten Unterschied zu erkennen, der diesen genialen Menschen von dem französischen Poseur trennt. Ganz entgegengesetzt in der Richtung, durchaus Romantiker, ist gerade durch seine tiefempfundene deutsche Märchenphantasie Moritz von Schwind (1804—1871), ein Wiener Kind, in München zur rechten Bedeutung gekommen. „Ritter Kurts Brautfahrt" gehört noch in die erste Münchener Zeit. — Schon vor Ludwigs Thronbesteigung war in München nach reichen Künstlerfahrten thätig gewesen der ausgezeichnete Schlachten- und Pferdemaler Albrecht Adam (1786—1862), ebenso Peter Heß (1792—1871) auf gleichem Felde, von dessen Pinsel wir außer Gemälden über Schlachten der Befreiungskriege namentlich auch Schilderungen der griechischen Freiheitskämpfe haben. — Ferner ließ König Ludwig durch den Galerie-Direktor Dillis außer der Sammlung altrheinischer Schule von den Gebrüdern Boisserée auch die Wallensteinsche Sammlung von Bildern der oberen deutschen Schule unterbringen; dazu kam eine Reihe von Rubens, Murillo und Italienern, so daß diese Münchener Gemäldesammlung durch Ludwigs Feuereifer unter die ersten Deutschlands aufrückte.

Rottmann.

Kaulbach.

Schwind.

Adam. Heß.

Architektur. Klenze. Gärtner.

Unter den Münchener Architekten vertrat Leo von Klenze (1784—1864), vom Harze stammend, vorwiegend die Antike und die von ihr abgeleiteten Stile, ohne jedoch an den großen Berliner Vertreter der gleichen Richtung Friedrich Schinkel (1781—1841) heranzureichen, dessen Schüler er in mancher Beziehung genannt werden kann. In der Glyptothek, der Pinakothek, der Ruhmeshalle, den Propyläen zu München, in der Walhalla bei Regensburg und der Befreiungshalle zu Kelheim hat er Bauwerke von imposanter Anlage und echt monumentaler Gesamtwirkung errichtet. Ihm gegenüber ist Friedrich von Gärtner (1792—1847) als Vertreter der Romantik zu nennen. Er bevorzugte den romanischen Stil z. B. in der Ludwigskirche, der

Ziebland. Bibliothek, der Universität, der Feldherrnhalle. Auch die großartige fünfschiffige Basilika des heiligen Bonifatius von Ziebland (1800—1873), in den Jahren 1835—1847 erbaut, trägt den romanischen Formencharakter. Ziebland hatte längere Jahre in Italien den Basilikenstil im Auftrage Ludwigs studiert. Der gotische Stil fand seinen Vertreter in dem reichbegabten Jos. Dan. Ohlmüller (1791—1839). Von ihm stammt die 1831 begonnene Kirche in der Vorstadt Au und die wundervolle Restauration des Schlosses Hohenschwangau. Alle diese bayrischen Architekten sind beeinflußt worden von dem bedeutenden Architekturmaler und Radierer Domenico Quaglio (1786—1837), einem Münchener Kinde italienischer Abkunft, der nach ausgedehnten Studienreisen die majestätischen Denkmäler altdeutscher Baukunst in meisterhaften Darstellungen für Mit- und Nachwelt aufbewahrte. Von ihm stammt auch der Plan zur Restauration von Hohenschwangau. — Mit der Aufgabe, die alten Baudenkmäler Bayerns wiederherzustellen, die übrigens auch Quaglio in einer 1811 erschienenen Sammlung bildlich wiedergegeben hatte, beauftragte der König den schwäbischen Architekten Heideloff; er und mit ihm eine ganze Schule altdeutsch gesinnter Baumeister machten sich an die Restauration der verfallenden Prachtbauten in Nürnberg, Bamberg, Augsburg und Regensburg.

Ohlmüller.

Heideloff.

Skulptur. Thorwaldsen. Am wenigsten schien anfangs Ludwigs Sorge durch die Skulptur belohnt zu werden. Er mußte ausländische Elemente heranziehen, so Bertel Thorwaldsen (1770—1840), um das Reiterstandbild des aus dem Dreißigjährigen Kriege bekannten Kurfürsten Maximilian auszuführen; auch das Grabdenkmal des Herzogs von Leuchtenberg in St. Michael stammt von ihm; so Christian Rauch (1777—1857), um das Erzbild des Königs Max I. zu fertigen; auch Dürers Denkmal in Nürnberg stammt von ihm. Dann aber fand König Ludwig an Ludwig Schwanthaler (1802—1848), einem Münchener Kinde, den Meister, den seine ungeduldige Mäcenaslaune schon lange gesucht hatte. Mit fast unerschöpflicher Phantasie begabt, hat dieser Meister in rastlosem Schaffen, obwohl oft durch körperliche Hinfälligkeit gehemmt, die Giebelfelder der Kunsttempel und die Prunksäle der Schlösser seines Herrn mit plastischem Schmucke ausgestattet. Seine Kolossalstatue der Bavaria zu München zeigt, daß er der großartigen monumentalen Auffassung nicht entbehrte. Durch ihn hob sich auch die Kunst der Erzgießerei, die in dem von Stiglmayr geleiteten Gießhause eine Stätte von europäischem Rufe bekam, wie denn auch andre Zweige der Kunsttechnik und des Kunstgewerbes, u. a. die Glasmalerei durch die vielen neuen Anregungen aufblühten.

Rauch. Schwanthaler.

Politischer Charakter Ludwigs. **Viel weniger glücklich war König Ludwig in der Kunst der Politik, sowohl der inneren wie der äußeren. Wir haben ihn kennen gelernt als Verfechter des Liberalismus gegen Metternichs Einsprache, und doch war er nicht gemeint, sich auch nur ein Tüttelchen seines unbeschränkten königlichen Bestimmungsrechtes rauben zu lassen. Er war ein Bewunderer des Staates Friedrichs des Großen, der Leistungen Preußens im Befreiungskriege, aber er war anderseits eifersüchtig auf die wachsende Macht dieses Staates und sah in dem dortigen Fürstengeschlechte ganz wie sein späterer gleichnamiger Nachfolger gegenüber dem Alter des Wittelsbachschen Hauses eine Familie von Emporkömmlingen. Er verehrte in dem oft von ihm angesungenen und als „teutschen Fénélon" bezeichneten Bischof Sailer von Regensburg die milde und versöhnliche Richtung im Katholizismus, wie er auch den Benediktinern viel Sympathie entgegenbrachte und die Jesuiten, schon „weil sie niemals teutsch gewesen", verabscheute, auf der andern Seite aber lieh er auch den ultramontanen Heißspornen Geißel und Weiß, Domherren in Speier, sein Ohr; und derselbe Mann, der mit dem gemäßigt liberalen und altprotestantischen Franken, dem Freiherrn von der Tann verkehrte als mit einem persönlich Vertrauten, schloß Luther von den Heroen der Walhalla aus. So konnte es ihm an Konflikten, seltsamen Abenteuern und bitteren Enttäuschungen nicht fehlen. Obgleich er wissen mußte, daß jeder Versuch, die nun einmal anerkannte Erbfolge der Hochberge in Baden zu stören, so that er doch eine Reihe ganz thörichter Schritte, sowohl vor als nach dem Eintreten des Regierungswechsels, Schritte, die an Don-Quixoterie grenzten und ein bewaffnetes Eingreifen in Aussicht zu stellen schienen. Die Anlegung der Rheinschanze Mannheim gegenüber, aus der sich dann Ludwigshafen entwickelte, war die einzig greifbare Frucht dieser Bestrebungen. — Dem Anschluß an den preußischen Zollverein (s. unten) setzte auch er solange als möglich Widerstand entgegen, um sich dann mißmutig durch die Verhältnisse dazu gezwungen zu sehen. Der Julirevolution stand Ludwig natürlich mit Abscheu gegenüber; aber er hatte zunächst keine Gelegenheit, ihre Einwirkung auf Bayern zu beobachten. Aber in der Weihnachtswoche des Jahres 1830 fiel ein roher Studentenkrawall vor, der jedoch keinen politischen Charakter trug. Ludwig legte ihm einen solchen angesichts der im Monat Dezember stattfindenden Neuwahlen zum Landtage doch bei; er schloß zunächst die Universität auf einige Zeit**

und dann erließ er durch den Minister Schenk am 28. Januar 1831 eine Preßverordnung, die in ihrer Strenge der bisherigen Gepflogenheit widersprach; außerdem ließ er einigen in die Kammer gewählten Gemeindebeamten den zur Ausübung ihres Mandats erforderlichen Urlaub verweigern. In Petitionen und Zeitungsartikeln machte sich vorerst der öffentliche Unwille bemerklich, dann in der Kammersitzung, die am 1. März eröffnet wurde. Schenk mußte entlassen werden; ein neues Preßgesetz wurde vorgelegt, das wesentlich milder war, als die Januarverordnung, aber von den hartnäckigen Abgeordneten, die namentlich durch Wirths „Deutsche Tribüne" und auch im persönlichen Verkehre von ihm bearbeitet wurden, Ablehnung erfuhr. Da ihr Gegenantrag die Zustimmung der Reichsräte nicht erhielt, so blieb die Sache vor der Hand unerledigt. Langes Gezänk erhob sich dann um das an sich mit sorgfältigster Sparsamkeit ausgearbeitete Budget, von dem zum Leidwesen des königlichen Mäcenas solche Abstriche gemacht wurden, daß ein Fünftel der direkten Steuern erlassen werden konnte. In seinem Unmut darüber entließ der König den Grafen Armansperg. Das Ministerium Wrede, das er nun berief, zeigte schon in diesem Namen des Königs wachsende Abneigung gegen den Konstitutionalismus, dem behördlicherseits auch mit allerhand polizeilichen Schikanen entsprochen wurde gegen solche, die sich des Königs Übelwollen verdienter- oder unverdienterweise zugezogen hatten. Kundige Augen sahen mit Sorge das Überhandnehmen der sogenannten „Kongregation", wie man in Erinnerung an französische Verhältnisse die ultramontane Partei am Hofe nannte, das Zunehmen Metternichschen Einflusses, das Wachsen absolutistischer Neigungen beim Könige selbst.

Preußen.

In Preußen zeigte sich in dieser Zeit, abgesehen von einigen Tumulten sozialer Natur in Fabrikstädten und andern größeren Zentren, wie in Aachen, Elberfeld, Düsseldorf, Breslau, Berlin, keine besondere Bewegung infolge der Julirevolution, auch keine wesentliche politische Mißstimmung machte sich bemerklich. Wohl war das Versprechen Friedrich Wilhelms vom 22. Mai 1815 nicht vergessen, aber man wollte den schlichten und redlichen Fürsten, der in der Leidenszeit seinem Volke fest ans Herz gewachsen war, nicht drängen. Überdies konnten die süddeutschen Kammerverhandlungen mit ihrem teils kleinlichen, teils unfruchtbaren Gezänk und ihre Selbstüberhebung ruhig denkenden Männern kaum als nachahmenswert erscheinen. Von polizeilichem Druck und Beamtenwillkür war wenig zu merken, so daß in weiten Kreisen die Meinung galt: was denn durch eine Verfassung in Preußen besser werden sollte? Es machte selbst keinen erheblichen Eindruck im Lande, als 1831 die Provinzialstände von Westfalen die Einführung von Reichsständen beantragten. Denn wenn auch in der äußeren Politik der König Metternich gefolgt war: der Einfluß der Heiligen Allianz endete an den Grenzen des Landes, in dem die Gesetze Steins und Hardenbergs galten, und dessen Interesse das preußische Beamtentum mit Intelligenz und Pflichttreue wahrnahm.

Die Zollreform.

Mit Genugthuung nahm man es daher in Preußen auf, daß der König nunmehr auch in der äußeren Politik aus der Gefolgschaft Österreichs sich zu lösen begann: mit ruhiger Festigkeit sprach er sich gegen jede Einmischung der Heiligen Allianz in die inneren Verhältnisse Frankreichs und Belgiens aus und bestimmte auch seinen Schwiegersohn, den russischen Kaiser, zu der gleichen Politik friedlicher Neutralität. Bedeutungsvoller jedoch noch wurde die deutsche Politik Preußens, die er ungeachtet des Mißtrauens Österreichs und der Abneigung der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands in dem Zollvereine einschlug; es begann damit die Fundamentierung der deutschen Einheit auf demjenigen Grunde, der sich mit jedem Jahrzehnt unserer raschen industriellen und politischen Entwickelung als der vor allen andern wesentliche herausgestellt hat. Die 8050 km lange, vielfach zerrissene Grenze, die Preußen durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses erhalten hatte, begünstigte ausnehmend den Schmuggel; die zahlreichen Binnenzölle erschwerten den Verkehr und damit das Zusammenwachsen der neu zusammengefügten Bestandteile des preußischen Staates. Politische Erwägung neben der finanziellen rief daher das preußische Zollgesetz vom

26. Mai 1818 ins Leben; sein Schöpfer war der Generalsteuerdirektor Maaßen (geb. 23. August 1769, gest. 2. November 1834). Es hob kurzweg alle Binnenzölle in Preußen auf und setzte an ihre Stelle ein Grenzzollsystem mit einem sehr einfachen und übersichtlichen Tarife, der den Zoll nach dem Gewichte, nicht nach dem Werte der Waren regelte. Den Ausfall im Ertrage ersetzten Verbrauchssteuern, die eine gerechtere Verteilung der Lasten als der Zoll bewirkten. Dem Bedürfnis des Handels kam der König auch durch Hebung des Verkehrs entgegen. In den Jahren 1817/28 wurden im preußischen Staate 22 Millionen Thaler auf Chausseen verwandt, deren Gesamtlänge sich mehr als verdoppelte, von 3900 auf 7990 km. Seit 1823 gab es eine tägliche Postverbindung zwischen Berlin und Köln und legte außer anderm Zeugnis für die Tüchtigkeit des 1823 in sein Amt eingeführten Generalpostmeisters Nagler (1770—1846) ab.

Der Zollverein.

Zu voller Wirksamkeit konnte indessen dies Zollsystem nur dadurch gelangen, daß die von Preußen ganz oder teilweise umschlossenen Kleinstaaten, 26 an der Zahl, sich ihm anschlossen. Zu diesem Anschlusse lud sie daher auch Preußen ein, mit dem Anerbieten, daß der gesamte Zollertrag nach der Kopfzahl der Teilnehmer an dem Zollvereine verteilt werden, die Zollverwaltung aber ausschließlich in den Händen Preußens bleiben solle. Dies Zollsystem schließlich über ganz Deutschland auszudehnen, war das Endziel, welches Preußen im Auge hatte.

Für allgemeine Bundeszölle schwärmte auch Friedrich List; allein für die praktischen Pläne Preußens hatte er kein Verständnis. In Reutlingen am 6. August 1789 geboren, hatte er sich vom Schreiber zum Professor der Staatswissenschaften in Tübingen emporgearbeitet. Mit Wort und Schrift trat er gegen die Theorien Adam Smiths für eine nationale Volkswirtschaft ein. Sein Werk war der Handelsverein in Frankfurt am Main, dem er sich, 1819 seine Professur niederlegend, ganz widmete, indem er als dessen Bevollmächtigter sowohl bei dem Bundestage wie in Wien für die Durchführung eines einheitlichen deutschen Grenzzollsystems unter Aufhebung aller Binnenzölle mit rastlosem Eifer wirkte. Er hätte ein Gehilfe Preußens sein können, wenn er nicht auf den Deutschen Bund seine Hoffnung gesetzt hätte, dem zwar Art. 19 der Bundesakte es als Pflicht auferlegte, Handel und Verkehr zwischen den einzelnen Staaten zu ordnen, der aber in altgewohnter Weise auch hier seinen Schlendrian ging. Als sich List in Frankfurt abgewiesen sah, bestürmte er die einzelnen Höfe, die Geschäftsmänner und andre mit seinen Gesuchen und verbreitete durch seine Zeitschrift, das „Organ des deutschen Handels- und Gewerbestandes" die Überzeugung von der Unhaltbarkeit des Bestehenden.

Erweiterung des Zollvereins.

Indes die deutschen Fürsten sahen in der preußischen Zollpolitik eine Gefahr für die Selbständigkeit ihrer Staaten. Nur Schwarzburg-Sondershausen schloß sich 1819 dem preußischen Zollvereine an: die andern widerstrebten auf das heftigste dem preußischen „Vergewaltigungsversuche" und suchten beim Bundestage und in Wien Schutz. In der Stille nahm man hier Partei für sie und bestärkte sie in ihrem Widerstande gegen die preußischen Bestrebungen, die in dem ausgezeichneten Finanzminister Fr. Christ. Adolf von Motz, geb. 18. November 1775 und seit dem 1. Juli 1825 in genannter Stellung, einen umsichtigen und klugen Vertreter gefunden hatten. Allein die materiellen Interessen waren stärker als diese heimliche Nackenstärkung: unfähig, den Ausschluß aus dem Verkehre mit Preußen zu ertragen, schlossen sich 1822 Schwarzburg-Rudolstadt, 1823 Sachsen-Weimar, 1826 Anhalt-Bernburg, Lippe-Detmold, wenn auch vielfach nur für ihre in Preußen liegenden Exklaven, dem preußischen Zollvereine an. Anhalt-Köthen aber blieb hartnäckig; seine Einwohner trieben auf der Elbe einen sehr gewinnreichen Schmuggel zum empfindlichen Nachteile Preußens, welches das Ländchen rings umschloß. Alle Verhandlungen Preußens waren fruchtlos: da sperrte endlich im März 1827 Preußen die Elbe beim Ein- und Ausflusse; das wirkte, Österreich, dem wegen der türkischen Verwickelungen ein freundliches Einvernehmen mit Preußen sehr wünschenswert war, mahnte jetzt den halsstarrigen Fürsten zur Nachgiebigkeit: so traten denn im Juli 1828 auch Anhalt-Köthen und das von ihm bisher zu gleicher Politik veranlaßte Anhalt-Dessau dem preußischen Zollvereine bei.

Gegenströmungen.

In andrer Weise hatten andre Staaten es versucht, durch Sonderverständigung sich den Wirkungen der preußischen Zollpolitik zu entziehen. Im Januar 1828 schon hatten Bayern und Württemberg einen Handelsverein miteinander geschlossen, um

den Verkehr zwischen den beiden einander benachbarten Ländern zu erleichtern. Auch Hohenzollern war diesem Vereine beigetreten. Anderseits sah sich durch die Fortschritte, die der preußische Handelsverein, so gering sie auch waren, machte, eine Anzahl mitteldeutscher Staaten zum Zwecke gegenseitiger Stärkung gegen das preußische Übergewicht zur Gründung des „mitteldeutschen Handelsvereins“ gedrängt. Am 24. September 1828 wurde er zu Kassel abgeschlossen zwischen den Königreichen Sachsen und Hannover, ferner Kurhessen, den sächsischen Herzogtümern, Braunschweig, Nassau, Oldenburg, Hessen-Homburg, den Fürstentümern Reuß und den freien Städten Bremen und Frankfurt. Ohne innere Zolleinigung, selbst ohne erhebliche Verkehrserleichterungen, verfolgte dieser Handelsverein lediglich den Zweck, die Vergrößerung des preußischen Zollvereins auf dem linken Elbufer zu hemmen und den preußischen Handel zu schädigen.



183. Finanzminister Fr. Christ. Adolf von Motz.
Nach der Zeichnung von Krüger lithographiert von Gentili.

Vertrag mit Hessen-Darmstadt.

Diesem kurzsichtigen, von Haß und Mißtrauen eingegebenen Verfahren gegenüber hatte aber Preußen schon den ersten bedeutenden Schritt zur Erweiterung des preußischen Zollvereins zu einem allgemeinen deutschen gethan. Es hatte Hessen-Darmstadt, dessen Minister du Thil endlich den Großherzog von der Notwendigkeit des Anschlusses überzeugt und bei ihm den österreichischen Einfluß überwunden hatte, unter Zugeständnis einer selbständigen Zollverwaltung den Eintritt in den preußischen Zollverein am 14. Februar 1828 gewährt. Das war das Verdienst des vorausschauenden preußischen Finanzministers von Motz; denn es war thatsächlich ein Opfer an die Allgemeinheit: durch den Anschluß Hessens wuchs die Länge der zu bewachenden Zollgrenze von 7990 auf 8310 km, während sich das Marktgebiet nur um 8520 qkm vergrößerte. Aber der Finanzminister sowohl, wie der des Äußern von Eichhorn drangen im politischen Interesse auf diesen Akt der Selbstlosigkeit, um dadurch dem Mißtrauen der deutschen Staaten den wesentlichsten Vorwand zu nehmen. Hieran

schloß sich alsbald der wichtigste Schritt zur Erweiterung des preußisch-hessischen Zollvereins. So heftig auch die süddeutschen Liberalen gegen jede Vereinigung mit Preußen eiferten: die richtige wirtschaftliche Einsicht siegte in Bayern und Württemberg dank zumal der Bemühungen des Stuttgarter Buchhändlers von Cotta. Am 27. Mai 1829 wurde zwischen dem preußisch-hessischen und dem bayrisch-württembergischen Zollvereine wenigstens ein den Anschluß vorbereitender Vertrag abgeschlossen, der die Zölle für alle Erzeugnisse der Natur, Kunst und des Gewerbefleißes aufhob, für Fabrikate wesentlich herabsetzte und jährliche Zollkonferenzen zu weiterer Annäherung der beiderseitigen Zollsysteme anordnete. Die sächsischen Herzogtümer Meiningen und Gotha ließen sich im Juli 1829 zu einem Vertrag gewinnen, kraft dessen ihnen Preußen das Geld vorschoß, um einen großen Straßenzug zu bauen, der von Langensalza über Gotha in zwei Armen nach Würzburg und Bamberg führen und von jedem Durchgangszoll befreit sein sollte.

Der Eimbecker Vertrag.

Damit war der mitteldeutsche Handelsverein ins Herz getroffen; dennoch traten innerhalb desselben Hannover, Braunschweig, Kurhessen und Oldenburg in dem Eimbecker Vertrage vom 27. März 1830 zu einem Sonderbunde zur Aufrechterhaltung der früheren Bestrebungen zusammen. Aber die traurige wirtschaftliche Lage Kurhessens wirkte unwiderstehlich: der neue kurhessische Finanzminister von Motz, ein Verwandter des preußischen Ministers, der selbst ein geborener Hesse war, bewirkte am 25. August 1831 den Anschluß Kurhessens an den preußisch-hessischen Zollverein; es war die letzte Demütigung, die der alte Kurfürst über sich ergehen ließ, ehe er, wenige Tage später, die Regierung seinem Sohne abtrat. Freilich verklagten die Eimbecker Verbündeten Kurhessen wegen Vertragsbruches beim Bundestage, jedoch ohne dadurch Kurhessen zu sich zurückzwingen zu können.

Preußens Konsequenz.

In Preußen war inzwischen der Finanzminister von Motz am 30. Juni 1830 gestorben; allein Maaßen, sein Nachfolger, verfolgte mit Nachdruck die gleiche Handelspolitik. Nach längeren Verhandlungen vereinigten sich am 22. März 1833 der preußisch-hessische und der bayrisch-württembergische Verein zu einem wirklich einheitlichen Zoll- und Handelssystem. Schon am 30. März trat diesem das Königreich Sachsen bei, und im Mai desselben Jahres die thüringisch-sächsischen Länder. Mit dem 1. Januar 1834 sollten die Bestimmungen dieses Deutschen Zollvereins in Kraft treten. In langen Zügen hielten hochbeladen die Frachtwagen in der Neujahrsnacht vor den alten Zollhäusern Mitteldeutschlands. Sobald die Mitternachtsstunde ausgeschlagen, gingen die Schlagbäume in die Höhe, und unter dem fröhlichen Zuruf der zuschauenden Volksmenge fuhren die Wagen hindurch; die Straße war frei. Ein Jahr genügte, um selbst den widerstrebenden Liberalen Süddeutschlands den Segen des Zollvereins begreiflich zu machen; 1835 traten auch Baden und Nassau bei und am 3. Januar 1835 die freie Stadt Frankfurt, nachdem sie, wie Nassau durch Anlehnung an Frankreich, so durch Anschluß an England vergeblich vor dem Aufgehen in die preußische Zollpolitik sich zu wahren versucht hatte.

Reste des Widerstands.

Die Eimbecker Verbündeten, Hannover, Oldenburg und Braunschweig, denen sich auch Schaumburg-Lippe anschloß, einten sich während der Jahre 1834 bis 1837 zu dem zwei Millionen Einwohner umfassenden „Niedersächsischen Steuerverein", der erst nach siebzehnjährigem Widerstreben in seine Verschmelzung mit dem deutschen Zollverein einzuwilligen sich entschließen konnte. Die Hansestädte indes, mit Ausnahme Frankfurts, und Mecklenburg beharrten auch dann noch in ihrer Sonderexistenz. Aber 25 Millionen Deutsche waren 1836 durch den deutschen Zollverein geeint: der Anfang eines — wie Motz es vorausverkündigt — von „innen und von außen festen und freien Deutschlands unter dem Schutz und Schirm von Preußen."

Freilich im außerpreußischen Deutschland gab es nicht viele, welche die hohe nationale Bedeutung der wirtschaftlichen Bestrebungen Preußens anerkennen wollten. Ganz vereinzelt stand Friedrich von Gagern, als er 1823 in einer Denkschrift die Überzeugung aussprach, daß nur Preußen im stande sei, Deutschland zu einem Reiche zu vereinigen. Wie ein Prediger in der Wüste erhob Paul Pfizer in Tübingen 1831 seine Stimme in dem „Briefwechsel zweier Deutschen" zu der Mahnung, daß für die deutsche Nation das Heil nur in dem engen An-

schlusse an Preußen läge; in dessen Händen müsse eine starke Zentralgewalt vereinigt sein, aus den Einzellandtagen müsse ein allgemeines deutsches Parlament hervorgehen. Österreich müsse aus dem Deutschland der Zukunft ausscheiden. Solche Gedanken führte er dann weiter aus in den Schriften „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" im Jahre 1842 und in „Das Vaterland" 1845. Auch Dahlmann in seiner großes Aufsehen erregenden „Rede eines Fürchtenden", mit der er in der Hannoverschen Zeitung das Jahr 1822 begrüßte, hatte bei aller ausgesprochenen Abneigung gegen das absolutistisch-preußische System doch die Überzeugung: „Wir haben einen Staat in Deutschland, der den wunderbaren Speer besitzt, welcher heilt zugleich und verwundet; das Vaterland hat ihn manchmal aus Zorn, öfter mit Bewunderung betrachtet. Er besitzt die Kraft, auch diesmal zu heilen. An dem Tage, wo der König von Preußen in seinem Staate die Reichsstandschaft begründet, wird der gesetzliche Deutsche wieder aufatmen."

Den süddeutschen Liberalen war Preußen, der absolut regierte Staat, ein Schreckgespenst, noch mehr natürlich den republikanischen Hitzköpfen, denen auch eine konstitutionelle Monarchie nicht mehr genügte. Für die Verbreitung solcher radikalen Ideen waren in Deutschland nicht zum mindesten die polnischen Emigranten thätig, die, nach dem Falle von Warschau aus Polen flüchtig, von den biederen Deutschen wie Helden aufgenommen und verehrt wurden. Französische Emissäre gesellten sich dazu, denen die friedliche Regierung des Bürgerkönigs die Hoffnungen knickte. Die einen, auf die allgemeine Unkenntnis der polnischen Verhältnisse spekulierend, suchten für eine demokratische Republik Polen zu begeistern, die andern spiegelten französische Hilfe vor, so daß es bald an deutschen Freiheitsphantasten nicht fehlte, denen die Errichtung einer deutschen Föderativrepublik als hohes Ziel vor der Seele gaukelte. Waren doch in den links-rheinischen Gebieten die Erinnerungen an die frühere Zugehörigkeit zur französischen Republik noch nicht erstorben. Flugblätter und Zeitschriften in Menge nährten diese Gesinnungen.

Die süddeutsche Presse.

Die Bestimmungen der Karlsbader Beschlüsse waren mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Über die teils gelungenen, teils mißglückten Versuche, sie wieder ins Leben zurückzurufen, ist oben berichtet worden. Jedenfalls waren eine Menge liberaler Zeitungen entstanden, mehrere darunter von ganz radikaler Richtung, welche zur Abstellung aller Beschwerden des Volkes offen die Revolution, die Beseitigung der Fürsten, die Einführung der Republik empfahlen. Noch weiter als sie drangen die populär geschriebenen Flugblätter in die Massen des Volkes ein, die Gärung der Gemüter anzuregen und zu zeitigen. Die radikalste Presse hatte ihren Sitz in der Rheinpfalz, wo die beibehaltenen Formen des französischen Gerichtsverfahrens eine Gewähr größerer Freiheit und Sicherheit zu sein schienen. Hier erschien in Oggersheim der „Westbote" von Siebenpfeiffer, hierher übersiedelte von München die „Deutsche Tribüne" von Wirth.

Wirth.

Johann Wirth aus Hof, am 20. November 1799 geboren, hatte seine Advokatur aufgegeben und sich der Journalistik zugewandt. In München gab er das halbamtliche „Inland" heraus, dann seit dem 1. Juli 1831 die ganz radikale „Deutsche Tribüne". Ununterbrochen lag er jetzt mit der Zensur in Fehde: die gestrichenen Artikel der Zeitschrift ließ er in Flugblättern verbreiten, die der Zensur nicht unterlagen, später in der Zeitung selber abdrucken. Die Strafen dafür häuften sich so, daß er die letzte Zeit gar nicht mehr aus dem Gefängnisse herauskam. Infolgedessen siedelte er gegen Ende 1831 nach Homburg in der Rheinpfalz über, wo er mit großem Jubel aufgenommen wurde. Denn die Gärung ging hier schon hoch, nicht wenig durch Ludwig Börnes Briefe aus Paris, die unlängst erschienen waren, angeregt. Zu Anfang des Februar 1832 erließ Wirth nun in der Tribüne einen Aufruf zur Bildung eines Preßvereins, dessen Aufgabe sein sollte, liberale Schriften zu verbreiten, die Geldstrafen verurteilter Redakteure zu bezahlen und für die Familien verhafteter Schriftsteller zu sorgen. Dieser Aufruf fand den größten Beifall: man sah in dem Preßvereine eine schneidige Waffe gegen die Reaktion. Aus fast allen Gegenden Deutschlands liefen zahlreiche Beitrittserklärungen ein, auch die Kolonie der polnischen und italienischen Flüchtlinge in Paris trat bei.

Sieg des Preßvereins.

Nun glaubte indes der Bundestag einschreiten zu müssen: er befahl am 2. März 1832 die Unterdrückung der „Tribüne", des „Westboten" und der in Hanau erscheinenden „Neuen Zeitschwingen" von Stein. Indes schon tags vorher hatte die bayrische Regierung das Erscheinen der „Tribüne" und des „Westboten" sistiert und den Preßverein verboten. Daran kehrten sich aber weder Wirth noch Siebenpfeiffer: die Zeitungen erschienen weiter, bis die Regierung die Pressen versiegeln ließ. Daraufhin fügte sich Siebenpfeiffer, Wirth jedoch nicht. Er wurde verhaftet, aber von dem Appellationsgerichte in Zweibrücken am 14. April 1832 freigesprochen und der Preßverein in dem Urteil für gesetzlich erlaubt erklärt. Im Triumph wurde der Freigesprochene nach Hause geführt und nahm nun die Agitation mit doppeltem Eifer wieder auf: hatte doch der Versuch, die Freiheitsbestrebungen zu unterdrücken, sich als

ohnmächtig erwiesen. Freiheitsbäume wurden unter großem Lärm aufgerichtet und die Beamten, die dagegen einschreiten wollten, in dreistester Weise verhöhnt. Der Gipfel dieses Treibens war aber das sogenannte Hambacher Fest.

Das Hambacher Fest.

In Weinheim an der Bergstraße war am 1. April 1832, angeregt von den Liberalen Badens, ein Fest gefeiert worden, zu dem auch aus den benachbarten Ländern, was sich liberal nannte, zahlreich zusammengeströmt war: man wollte sich gegenseitig ermuntern in dem Kampfe für die Grundsätze der Freiheit. Dies regte in Siebenpfeiffer den Gedanken eines großen Festes aller Liberalen Deutschlands und der Nachbarländer an; am 20. April erließ er einen Aufruf, wodurch er alle deutschen Stämme auf den 27. Mai 1832 nach der Burghalde von Hambach oberhalb Neustadt an der Haardt zu, „der Deutschen Mai" einlud. Es sollte ein Verbrüderungsfest aller Liberalen sein unter dem Vorwande, den Jahrestag der Verleihung der bayrischen Verfassung festlich zu begehen. Die Regierung, voller Mißtrauen, verbot das Fest: allein so erbitterte Protestationen erfolgten gegen das Verbot, daß sie es nach einigen Tagen zurücknahm. So strömten denn aus allen deutschen Ländern in zahlloser Menge die Festgenossen zusammen; auch die polnischen Emigranten erschienen zahlreich, mit ihnen französische Republikaner und Vertreter des jungen Italien. Auch Börne kam aus Paris herbei, mit endlosen Vivats, mit Fackelzug und Ständchen begrüßt. Seit 1830 in Paris lebend hatte er durch seine „Briefe aus Paris" immer den Ausbruch der Revolution gepredigt und die Schäden der deutschen Nation besprochen. Nur die Häupter der badischen Liberalen fehlten infolge eines Mißverständnisses. Am selben Tage wurde in Paris unter Lafayettes Vorsitz ein internationalrepublikanisches Bankett gefeiert, an dem Deutsche, Franzosen, Polen, Italiener, Spanier und Portugiesen teilnahmen.

An die 30 000 Menschen setzten sich am Morgen des 27. Mai in endlosem Zuge von Neustadt aus nach der Hambacher Schloßruine in Bewegung. Schwarzrotgoldene Banner wehten im Zuge, zwischen ihnen die französische Trikolore und die Farben Polens. Die weitaus größte Mehrzahl bildeten Bürgersleute, Handwerker aus Neustadt und der Umgegend; ganz harmlos sangen sie, mit dem Texte der angestimmten politischen Lieder unbekannt, während des Marsches „Schier dreißig Jahre bist du alt" oder den polnischen Gästen zu Gefallen „Noch ist Polen nicht verloren". Dreihundert Handwerksburschen stimmten auf dem Festplatze das erste Festlied an, das das Vaterland bezeichnete als die „reifende Ähre mit goldenem Rand". Siebenpfeiffer hielt auf der Höhe bei der Ruine die Eröffnungsrede im Tone seiner Flugblätter und Leitartikel; weit übertraf ihn Wirth mit seiner Schilderung der „düsteren Nacht, welche durch die Tyrannei und den schwarzen Verrat der Fürsten und der Aristokraten noch über dem Vaterlande lagere". Mit einem Hoch auf „die vereinigten Freistaaten Deutschlands" und einem dreifachen Fluche auf Deutschlands Fürsten schloß er. „Nieder mit den Fürsten! Waffen! Waffen!" riefen die Zunächststehenden, die ihn verstanden hatten, ihm als Antwort zu, und eine Deputation der Frankfurter überreichte ihm zur Anerkennung ein kostbares Schwert. Am andern Tage traten die Führer zur Beratung zusammen, wie die Erhebung Deutschlands zu bewirken sei; sie verlangten namentlich von den Teilnehmern aus Norddeutschland die Stellung von Vertrauensmännern, welche die Bewegung in der Heimat hervorrufen und leiten könnten; aber mit verlegenem Schweigen bekannten die Gefragten, daß sie solche Vertrauensmänner in ihrer Heimat nicht zu nennen wüßten. Zu bestimmten Beschlüssen kam es daher nicht.

Nachahmungen des Festes.

Indessen das Fest hatte im Süden und Westen Deutschlands den größten Anklang gefunden: kaum eine Gegend gab es hier, die nun nicht auch ihr Freiheitsfest haben wollte. Unter verschiedenen Vorwänden wurden Festversammlungen der Liberalen und Radikalen in Gaibach bei Würzburg abgehalten, in Bach bei Erlangen, in Regensburg, Augsburg, Dünkelsbühl, in der Münchner Vorstadt Au, in Badenweiler, in St. Wendel, auf dem Sandhofe bei Frankfurt, in Bergen, auf dem Niederwalde bei Rüdesheim, im Wilhelmbade bei Hanau, von Ende Mai bis über die Mitte des Juni hinaus. Sie dienten durch die aufreizenden Reden, in denen die Redner, nicht selten junge Studenten, sich gegenseitig zu überbieten suchten, sehr dazu, die Gärung der Gemüter in immer weitere Kreise zu tragen; was aber praktisch dadurch erreicht werden sollte, wußte kaum einer. Es war ein unklares Wogen und Drängen nach ganz allgemein gehaltenen Idealen, wie es nun einmal für die deutsche Jugend so viel Verführerisches hat. Die darin standen, hatten das Gefühl, erhabenen Zwecken zu dienen; sie waren alle entschlossen; sie wußten nur nicht, wozu.

Reaktionäre Ausnutzung des Festes.

Metternich erkannte sofort, „von welch großem Erfolge das Hambacher Fest werden könnte, wenn ein vorsichtiger Gebrauch von den stattgehabten Unregelmäßigkeiten gemacht werde". Demnach hielt es der Bundestag für notwendig, einzuschreiten; Bayern ging voran. Der Fürst Wrede wurde nach der Rheinpfalz mit Truppen gesandt, um dort die Ruhe wiederherzustellen. Wirth, Siebenpfeiffer und andre Häupter der Bewegung wurden verhaftet, eine Menge Zeitschriften unterdrückt, das Appellationsgericht in Zweibrücken aufgehoben und auf die schwarzrotgoldenen Abzeichen, wo sie sich zeigten, Jagd gemacht. Man nannte diese Farben der früheren Burschenschaft jetzt die deutschen.

Am 28. Juni 1832 erfolgte in sechs Artikeln, die übrigens schon vor dem Hambacher Feste ausgearbeitet worden waren, der Beschluß des Bundestages, durch den er die Unterordnung der inneren Gesetzgebung der Einzelstaaten unter diejenige des Bundes anbefahl und die Überwachung der Thätigkeit der Ständeversammlungen sich selbst zusprach. Durch den Bundesbeschluß vom 5. Juli wurden dann alle politischen Vereine und alle politischen Reden auf Volksversammlungen verboten, die deutschen Farben verpönt und das Errichten von Freiheitsbäumen strafbar gemacht. Auch die frühere polizeiliche Überwachung der Universitäten wurde erneuert. Kein Beschluß

Das badische Preßgesetz. Die Burschenschaft.



184. Karl Theod. Welcker.

Nach der Lithographie von Kauffmann (1842).

aber erregte so viel gerechten Unwillen, wie der ebenfalls am 5. Juli gefaßte, das liberale Preßgesetz in Baden zu unterdrücken. Dies Gesetz, das erst am 1. März 1832 in Kraft getreten war, sprach in inneren Angelegenheiten volle Preßfreiheit aus. Der Großherzog war dem radikalen Treiben zwar im innersten Herzen abhold, aber bei der Zusammensetzung des Landtags und der Stimmung im Lande, ließ er sich eine Weile lang drängen; die Liberalen behaupteten sogar, wennschon fälschlich, er habe sich bei Ludwig Philipp nach Hilfe umgesehen. Am 28. Juli jedoch wurde die Zensur wieder eingeführt, die Freiburger Professoren von Rotteck und Welcker, die Führer der badischen Liberalen, auf Befehl des Bundestages in den Ruhestand versetzt und die Universität Freiburg einstweilen geschlossen. Denn hier wie auf fast allen Universitäten des südlichen und mittleren Deutschland trat die Burschenschaft wieder hervor, nachdem sie unter verschiedenen Namen (Germania, Teutonia, Arminia) das Jahrzehnt seit

den Karlsbader und Wiener Beschlüssen in der Stille überdauert hatte. — Auch das Ausland nahm teil an dieser reaktionären Umgestaltung. Während jedoch Frankreich sich auf geheime Umtriebe beschränkte und Sebastiani in gewohnter Doppelzüngigkeit den Vertretern des Radikalismus gegenüber ermutigend und hoffnungerregend sprach, während er sie in seinen Depeschen verleugnete, glaubte Lord Palmerston der liberalen Meinung im Unterhause ohne besondere Kosten einen Gefallen thun zu können, indem er in Berlin und Frankfurt gegen die Reaktionsgesetzgebung vorstellig wurde. Er sah sich jedoch mit entschiedener Schärfe abgewiesen.

Die Burschenschaften und der Vaterlandsverein.

Die Burschenschaft war es, welche sich durch das Hereinbrechen der Reaktion in jugendlicher Hast zu ebenso unbesonnenen wie unheilvollen Beschlüssen drängen ließ. Die radikaleren Germanen hatten den Sieg über die gemäßigteren Arminen davongetragen. Zu Weihnachten 1832 traten Abgesandte verschiedener, meist süddeutscher, Universitäten zu Stuttgart zusammen und beschlossen, „den Zweck der allgemeinen deutschen Burschenschaft, die Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution zu erstreben". Sie trat daher mit dem Vaterlandsvereine, wie der von Wirth gestiftete Preßverein sich seit kurzem nannte, in Verbindung. Dieser hatte seinen Sitz jetzt in Frankfurt und betrieb unter der Leitung von Gärth, Bunsen, Körner u. a. schon längst in der Stille den Plan gewaltsamen Umsturzes, indem er nach allen Seiten hin mit radikalen Gesinnungsgenossen Verbindungen anzuknüpfen und geheime Gesellschaften ins Leben zu rufen suchte. Hauptsächlich suchte er die bekannten Führer der Liberalen, einen Jordan, Welcker, Rotteck für sich zu gewinnen; allein der Erfolg war ebenso dürftig, wie jetzt die Propaganda unter der Masse der Bevölkerung. Denn die freudige Bewegung der Frühlingsmonate war verflogen, und der wuchtig auftretenden Reaktion gegenüber faßten nur wenige Vertrauen zu dem Gelingen der geheimen Umsturzpläne. Es gehörte die ganze Hitzköpfigkeit unerfahrener Studenten dazu, um an Erfolg zu glauben. Freilich hielten die Frankfurter die Prätension aufrecht, daß das ganze Volk Westdeutschlands sich mit ihnen erheben würde, obwohl sie kaum auf mehr als auf einige hundert Bauern aus der Umgegend und auf ein Dutzend homburgische Soldaten rechnen konnten. Vor allem glaubte man auf das württembergische Militär zählen zu können. So kam es zu dem kläglichen und in seinen Folgen so beklagenswerten sogenannten Frankfurter Putsche.

Der Frankfurter Putsch.

Der Stuttgarter Buchhändler Franckh hatte 1831 in Paris die Bekanntschaft einer Anzahl revolutionärer Führer aus verschiedenen Ländern Europas gemacht; das gab ihm ein gewisses Ansehen bei den deutschen Radikalen, und seine Eitelkeit drängte ihn, eine Rolle zu spielen. Ihm teilte der württembergische Leutnant Koseritz mit, daß er die beiden Regimenter der Ludwigsburger Garnison für die Revolutionierung Deutschlands gewonnen habe. So reiste denn nun Franckh zwischen Württemberg und Frankfurt hin und her, um den Ausbruch der Revolution zu betreiben. Indes sein Treiben blieb nicht verborgen: im Februar 1833 wurde er verhaftet. Daraufhin hatte Gärth mit Koseritz am 1. März in Schlüchtern an der württembergischen Grenze eine Zusammenkunft, in der sie sich gegenseitig durch die übertriebensten Vorspiegelungen zu berücken suchten: Koseritz wollte der ganzen württembergischen Armee sicher sein, Gärth wollte die Frankfurter Artillerie mit 16 Kanonen, zwei preußische Regimenter in Mainz und das ganze nassauische Militär zur Verfügung haben; außerdem würde ein polnisches Hilfskorps von Besançon her, ein andres aus der Schweiz herbeieilen und gleichzeitig der Aufstand in Lyon, Savoyen und Polen emporlodern. Demgemäß wurde beschlossen, daß binnen vier Wochen die Revolution zu gleicher Zeit in Ludwigsburg und Frankfurt losbrechen sollte; der Bundesgesandten und der Bundeskasse sich zu bemächtigen, galt als das nächste Ziel. Den Burschenschaften wurde entboten, ihre Streitkräfte vor Anfang April nach Frankfurt zu senden. Vertrauensvoll folgten wirklich ein paar Dutzend Studenten dem Rufe, worauf Knöbel, ein pfälzischer Lehrer, an die Pariser Revolutionäre mit der Meldung gesandt wurde, daß die deutsche Revolution fertig sei. Daß keinem der Revolutionsschwindler bei dem Gedanken an das Elend, das ihr sinnlos-frevles Unterfangen über die verführte Jugend bringen mußte, das Gewissen schlug!

Der März ging zu Ende. Die Frankfurter, in der Erkenntnis der Geringfügigkeit ihrer Streitkräfte, sandten an Koseritz die Weisung, mit seinen Regimentern zu ihnen nach Frankfurt zu kommen. Aber der Württemberger lehnte dies mit der Erklärung ab, die Sache sei bei ihm doch noch nicht hinlänglich vorbereitet. Die Frankfurter, denen sich auch der von Göttingen flüchtige Rauschenplatt zugesellt hatte, waren also auf sich selbst angewiesen: ihre Streitkräfte betrugen im ganzen 51 Mann. Da waren denn die Studenten bereit, die Sache aufzugeben, aber Gärth und die Frankfurter Führer erklärten es für Ehrensache, loszuschlagen; sie hofften auf Zuzug von Hanau und auf das Frankfurter Volk. Zum Unsegen drangen sie durch. Am

Abend des 3. April 1833, gegen halb 10 Uhr, setzten sich die Verschworenen in Marsch: die eine Kolonne, 33 Mann stark, führte Rauschenplatt gegen die Frankfurter Hauptwache, die andre, 18 Mann stark, Gärth und der Pole Michalowski gegen die Konstablerwache. Leicht wurden die ahnungslosen Wachmannschaften überwältigt, worauf Rauschenplatt, den Studenten Rubner zur Verteidigung der Hauptwache zurücklassend, mit dem größeren Teil seiner Schar sich wieder an Gärth anschloß. Einige Leute wurden jetzt abgesendet, um vom Pfarrturme Sturm zu läuten. Allein bevor noch die Glocke anschlug, war schon alles vorüber.

Auf die Meldung von dem Angriffe rückte das Frankfurter Bataillon aus der Kaserne gegen die Hauptwache vor; Rubner verteidigte seinen Posten mit äußerster Zähigkeit, bis ihn die Soldaten mit dem Kolben niederschlugen. Nun marschierte das Bataillon gegen die Konstablerwache. Hier hatte Gärth vergeblich versucht, die zahlreich sich sammelnden Neugierigen für sein Unternehmen zu begeistern; niemand schloß sich ihm an. Ein Gefecht entspann sich mit den anrückenden Soldaten, bei dem es Verluste auf beiden Seiten gab. Es endigte damit, daß sich die Verschworenen in ziemlicher Ordnung aus der Wache zurückzogen und dann in den Straßen rasch zerstreuten. In einer Stunde war das ganze Attentat vorüber. Allein nur der Hälfte der Beteiligten gelang es, zu entkommen; die andern fielen in den nächsten Tagen der Polizei in die Hände. Ein Hilfskorps von Bauern aus Bonames, 60 Mann stark, langte, als schon alles vorüber war, am Friedberger Thore an: enttäuscht zogen sie wieder ab, an dem Zollhause ihren Unwillen auslassend. Auch ein kleines Polenkorps von 300 Mann setzte sich noch am 7. April von Besançon aus in Bewegung; indes die Berner Regierung erlaubte ihm den Durchzug nicht. Der Revolutionsversuch war damit abgethan: wenn er nur nicht für ganz Deutschland so unheilvolle Konsequenzen gehabt hätte!

Die Frankfurter Zentralbehörde.

Die nächsten Folgen trafen freilich die Urheber des Attentats und diejenigen, die der Teilnahme verdächtig erschienen, wenngleich es den eigentlichen Führern fast sämtlich gelang, zu entkommen. Gegen 1800 Verhaftungen wurden vorgenommen; allein wo Geschworengerichte bestanden, wie in der Pfalz, wurden die Angeklagten freigesprochen; auch diejenigen Prozesse, die in zweiter Instanz vor die Juristenfakultäten von Tübingen, Göttingen, Leipzig und Berlin kamen, endigten fast sämtlich mit Freisprechung: selbst viele Untergerichte fällten unerwartet milde Urteile. Infolgedessen griffen auf Betreiben des Bundestages die Regierungen, wie in Bayern und Hessen, in die Rechtspflege ein: durch zahlreiche Versetzungen von Richtern wurde denjenigen Gerichtshöfen, die die politischen Prozesse zu führen hatten, eine Zusammensetzung gegeben, die Verurteilung gewährleistete, und überdies von Bundeswegen eine Zentralbehörde in Frankfurt eingesetzt, ohne deren Bestätigung kein freisprechendes Urteil eines Gerichtshofes Rechtskraft haben sollte. Nunmehr wurde der von der Jury in Landau freigesprochene Wirth vom Kassationshofe in München zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt; Konrektor Weidig, jetzt Pfarrer in Obergleen in Hessen, welcher verhaftet, aber als schuldlos nach einigen Wochen wieder entlassen war, wurde von neuem ins Gefängnis gesetzt und durch die brutale Behandlung des Untersuchungsrichters zu gräßlichem Selbstmorde getrieben: mit Glasscherben zerschnitt er sich die Pulsadern; auch Professor Jordan in Marburg wurde einige Jahre später zu Amtsentsetzung und fünfjähriger Festungshaft verurteilt. Mit Macht begannen jetzt wieder die „Demagogenverfolgungen“; zahlreiche junge Leute, zumal Burschenschafter, wurden auf elende Angebereien hin zum Tode verurteilt, um dann zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe begnadigt zu werden; als sie, nach langjähriger Haft amnestiert, in das Leben zurücktraten, waren sie in ihrer Lebenskraft gebrochen, wofür der mecklenburgische Dichter Reuter ein beredtes Beispiel liefert. Das preußische Kammergericht allein hatte 204 Burschenschafterprozesse anhängig und ihm gelang die nur durch äußerste Deferenz erklärliche Unglaublichkeit, 39 Todesurteile herauszukonstruieren, wofür dann der König allerdings, sofern man darin eine besondere Milde sehen will, lebenslängliche oder 30jährige Festungshaft eintreten ließ. Manche retteten sich durch die Flucht ins Ausland; ihre frische Kraft ging dem Vaterlande verloren.

Strenge der Zensur.

Zugleich wurde eine scharfe Zensur in allen Bundesstaaten eingeführt, alle politischen Vereine verboten, eine Anzahl freisinniger Zeitungen unterdrückt, die Universitäten unter die Aufsicht von Regierungskommissaren gestellt, eine strenge Fremdenpolizei eingeführt und den Handwerksburschen das Wandern in Ländern verboten, in denen revolutionäre Verbindungen bestänben; verfemt vor allen waren Frankreich, Belgien und die Schweiz. Überhaupt eine jede freie Regung wurde unterbunden.

Münchengrätz.

Schon im August 1833 traten die Minister Österreichs, Preußens und Rußlands in Teplitz zur Besprechung gemeinsamer Maßregeln gegen die Revolution zusammen; im nächsten Monate hielten die drei Monarchen selbst auf dem böhmischen Schlosse Münchengrätz eine Zusammenkunft, die zwar in erster Linie von Rußland benutzt wurde, um sich von Österreich und Preußen den Vertrag von Unkiar Skelessi bestätigen zu lassen, in der aber zugleich auch die Monarchen erneut als ihre gemeinsame Aufgabe den Kampf für die Befestigung der durch die revolutionären Bewegungen der letzten Jahre erschütterten monarchischen Gewalt betrachteten. Dem entsprechend ergingen noch im Herbste Einladungen an alle deutschen Regierungen zu einer Ministerkonferenz in Wien. Seit dem Hambacher Feste war Preußen wieder in die Gefolgschaft Österreichs zurückgekehrt, um so mehr als Ancillon, ein treuer Schüler Hallers, seit 1831 Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten geworden war; es ließ sich jetzt bei der Beantragung reaktionärer Maßregeln geduldig von Metternich vorschieben, so daß das Gehässige derselben viel mehr auf Preußen als auf Österreich

Die gute Presse.



Süsse heilige Zensur, Leite uns an deiner Hand
Lass uns gehn auf deiner Spur, Kindern gleich, am Gängelband!

185. Spottbild auf die Zensur.

Ministerkonferenz zu Wien.

fallen mußte. Am 13. Januar 1834 eröffnete Metternich die Ministerkonferenz in Wien; am 12. Juni wurde das Schlußprotokoll unterzeichnet. Es waren Beschlüsse gefaßt worden, die ein förmliches System zur Erdrückung jeder freien Regung in Deutschland aufstellten. Jede Spur liberaler Gesinnung war als revolutionär geächtet, aller Konstitutionalismus zu einem schattenhaften Possenspiele gemacht.

Folgen der Reaktion.

Dadurch wurde ein tiefer Abgrund zwischen den Bevölkerungen und ihren Regierungen aufgethan; das Mißtrauen, das die letzten Erfahrungen gezeitigt hatten, steigerte sich zur Erbitterung; auch der maßvollste Liberale sah sich mit Mißbehagen den Radikalen zugedrängt; die Gärung, der stille Ingrimm fraß weiter; in immer größeren Kreisen begann man in den Regierungen die Feinde des Volkes zu sehen. Das war ein nationales Unglück, das die Entwickelung Deutschlands in traurigster Weise auf lange Zeit gehemmt hat: in dieser Retorte bildeten sich die Gase, die, je stärker der Druck war, um so unausweichlicher zu einer gewaltsamen Explosion führen mußten.

Von einer den Regierungen zugeneigten Partei im deutschen Volke, die es doch selbst nach den Karlsbader Beschlüssen noch gegeben hatte, war nicht die Rede. Die Regierungen standen allein mit ihren Beamten, Soldaten und Polizisten; selbst der von Natur konservative Mittelstand begünstigte mit einer gewissen Schadenfreude alle

Bestrebungen, die darauf ausgingen, den Regierungen Schwierigkeiten zu bereiten. Regierungsfreundliche Zeitungen fanden keine Abonnenten; sie wurden kurzweg als servil und käuflich verurteilt; wogegen Blätter, die wenn auch nur leise Opposition machten, bald emporkamen. Mittelmäßige Schriftsteller, wie die des „Jungen Deutschland" fast durchweg waren, gewannen schnellen Ruhm, wenn sie nur gegen das Bestehende opponierten. Das gab der ganzen Litteratur der dreißiger Jahre ihren ätzenden und zersetzenden Charakter, weil dahin der Geschmack des lesenden Publikums ging. Und niemand traf diesen Ton virtuoser als Heinrich Heine, der seit 1830, durch die Julirevolution angezogen, in Paris als freiwillig Verbannter lebte und seit

Heinrich Heine.



186. Ernst August, König von Hannover.
Nach dem Gemälde von Fr. Krüger lithographiert von Fr. Jentzen.

1836 bis zum Revolutionsjahr 1848 ein ansehnliches Jahrgehalt aus der Kasse des Ministeriums des Auswärtigen bezog. Dafür bewarf er alles wirklich deutsche Leben mit Kot oder übergoß es mit der Lauge eines rücksichtslosen Hohnes.

Auf der andern Seite wurde dem deutschen Volke nichts erspart, was peinigend und entwürdigend war. Für gewaltthätige Reaktionäre, wie es die Minister von Abel in Bayern, Hassenpflug in Kurhessen waren, bildeten auch die Verfassungen keine Schranken der Willkür. Fortwährend wurden die Verfassungsparagraphen umgangen oder zu genehmem Sinne umgedeutet; denn direkt sie anzutasten schien doch zu gefährlich. Dies zu wagen blieb dem neuen Könige von Hannover vorbehalten.

Mißachtung der Verfassung.

Mit dem Tode König Wilhelms IV. (20. Juni 1837) löste sich die mehr als hundertjährige Personalunion zwischen England und Hannover. Denn in dem deutschen Lande galt salische Erbfolge; es folgte daher nicht die junge Königin Victoria, sondern Wilhelms nächst jüngerer Bruder, Ernst August, Herzog von Cumberland. Das alte Haupt der Hochtories nahm gern die Krone von Hannover an, denn bei der ungeheuren Schuldenlast, die ihn drückte, erschienen die reichen hannöverschen Domänen als ein

Ernst August von Hannover.



187. Friedr. Chr. Dahlmann.
Nach dem Originale von Fr. Pecht (1838) lithographiert von Hanfstängl.

sehr lockender Gewinn. Indes die Verfassung vom Jahre 1833 erklärte diese Domänen für Staatseigentum und bestimmte dem Könige nur eine feste Zivilliste. Daher erklärte Ernst August schon 14 Tage nach seiner Thronbesteigung, daß er die Verfassung nicht anerkenne, und durch das Patent vom 1. November 1837 hob er sie in aller Form auf, entband die Beamten ihres auf die Verfassung geleisteten Eides und ordnete Neuwahlen der Stände auf Grund der Verfassung des Jahres 1819 an. Er glaubte das Recht zu diesem Staatsstreiche zu haben, da die Verfassung von 1833 die Zustimmung auch des Thronfolgers vorschrieb, er aber damals nicht gefragt worden war. Zugleich schrieb er, um die unteren Volksklassen für sich zu gewinnen, einen Steuererlaß von 100 000 Thalern aus.

Der Protest der Professoren.

Zu jenen Ständen des Jahres 1819 hatte auch die Universität Göttingen einen Abgeordneten zu wählen. Sieben Professoren aber überreichten am 18. November 1837 dem Universitätskuratorium einen Protest, worin sie erklärten, daß sie von der rechtlichen Unmöglichkeit einer Aufhebung der Verfassung durch königliches Patent überzeugt wären; sie müßten sich deshalb fortwährend durch ihren auf die Verfassung geschworenen Eid verpflichtet achten und könnten mit ihren Eiden nicht spielen, was ihnen als Lehrern der Jugend am wenigsten anstehen würde; deshalb wären sie entschlossen, an den Wahlen zu der neuen Ständeversammlung nach dem Wahlgesetze von 1819 als Mitglieder der Universität nicht teilzunehmen. Es waren Dahlmann,

Albrecht, Gervinus, Ewald, Weber und die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, Männer, die zu den berühmtesten je in ihrer Wissenschaften gehörten. Dieser mannhafte Protest erregte den höchsten Zorn des Königs; schon am 11. Dezember entsetzte er alle sieben ihrer Ämter und befahl, daß Jakob Grimm, Dahlmann und Gervinus, welche ihren Protest zugleich veröffentlicht hatten, binnen drei Tagen Hannover verlassen sollten. Prorektor und Dekane der Universität aber versicherten den König ihrer Loyalität; nur sechs Professoren stimmten der Erklärung der sieben zu, aber in so vorsichtig gewählten Ausdrücken, daß man dem Könige riet, es einfach zu übersehen. In Deutschland indes machte es bei der allgemeinen Gereiztheit der Gemüter außerordentliches Aufsehen, daß Beamte zum Teil von konservativer Gesinnung gegen den Gewaltakt des Königs Verwahrung eingelegt hatten; allerorten gab sich die Sympathie für die Vertriebenen kund, Sammlungen wurden veranstaltet, Vereine zu ihrer Unterstützung gebildet. Sie fanden indes bald in anderen Staaten wieder Anstellung. Denn so schroff sich auch die Reaktion in Deutschland gebärdete, so stimmten doch viele Regierungen dem Faustschlage, welchen der König von Hannover gegen das allgemeine Rechtsgefühl geführt hatte, nicht zu. Das zeigte sich selbst im Bundestage. Denn als 28 Abgeordnete der hannöverschen Stände auf Anregung des Osnabrücker Bürgermeisters Stüve sich an den Bundestag wandten, gab dieser am 6. September 1838 nur mit neun gegen sieben Stimmen dem Könige recht. Bezeichnend war, daß Hannover in eigner Sache mitstimmte.

Der Göttinger Verein.

Natürlich nahm sich die öffentliche Meinung der Sache an. In Leipzig bildete sich der „Göttinger Verein", um durch Geldsammlungen die Vertriebenen zu unterstützen, und sah sich durch Zweigvereine und sonstige Hilfen von allen Seiten gefördert: bis 1842, wo der letzte der Abgesetzten, Dahlmann, eine Stellung fand, waren über 22 000 Thaler zusammengebracht worden. Überdies erhielten die Sieben zahllose Zustimmungsadressen.

Der „beschränkte Unterthanenverstand".

Auch die preußische Stadt Elbing hatte eine Zustimmungsadresse an die Göttinger Sieben gerichtet, worin sie sagte, daß ein solcher Gewaltstreich in Preußen unmöglich wäre, wo der König stets das Beispiel der Ehrfurcht vor den Gesetzen gebe. Zwar hatte dies den Unterzeichnern der Adresse von dem Minister des Innern von Rochow am 15. Januar 1838 den Verweis zugezogen, daß es „dem Unterthanen nicht gezieme, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu setzen" — eine Antwort, aus welcher das bekannte Wort von dem „beschränkten Unterthanenverstande" entstanden ist — aber doch hatten die Elbinger den Kardinalpunkt richtig getroffen, durch den sich Preußen in der Hochflut der Reaktion unversehrt erhielt: das unerschütterte Vertrauen des Volkes zu der patriarchalischen Regierung seines greisen Königs. Denn die Überzeugung hatte sich bis zu dem letzten Preußen herab die langen Jahrzehnte hindurch, die nun schon Friedrich Wilhelm III. regierte, festgestellt, daß er aufrichtig und redlich erstrebe, was er als das Beste für sein Volk erkenne.

Die Union.

Von Anfang an bedrängte es den König in seinem Herzen, daß er durch die Verschiedenheit des Bekenntnisses von seinem Volke getrennt war. Denn seit Johann Sigismund hingen die Hohenzollern dem reformierten Bekenntnisse an, während die große Mehrheit der Bewohner des Landes lutherisch war. Er hatte daher seinem Verlangen nach Union der beiden Konfessionen der protestantischen Kirche schon am 18. Juli 1798 durch eine Kabinettsordre Ausdruck gegeben, welche durch eine gemeinschaftliche Agende die beiden Konfessionen näher bringen sollte. Zu diesen Bestrebungen kehrte er nach dem Eintritte des Friedens um so entschiedener zurück, als Not und Krieg sichtlich dazu beigetragen hatten, das religiöse Empfinden im Volke zu beleben und zu erwärmen. Die gleiche Amtstracht wurde für die Geistlichen beider Konfessionen vorgeschrieben und 1816 eine gemeinsame Liturgie in den Militärkirchen von Berlin und Potsdam eingeführt. Die Mahnung des Königs war, das 300jährige Jubelfest der Reformation dadurch zu feiern, daß die beiden Bekenntnisse zu einer wirklichen Konsensusunion sich zusammenthäten. Wohl erklärten zahlreiche Gemeinden ihren Beitritt, aber sie faßten sie doch sehr verschieden auf. Unter sehr reger persönlicher

Mitwirkung des Königs wurde daher die Liturgie neu bearbeitet und eine gemeinsame Agende entworfen; allein sie stieß in weiten Kreisen, da eben der Geist der beiden Konfessionen ein verschiedener ist, auf lebhaften Widerstand. Der neu ernannte Kultusminister von Altenstein gedachte die Einführung der Agende zu erzwingen; der König jedoch verwarf alle Gewaltthätigkeit. Er ließ vielmehr 1828 neue liturgische Kommissionen zusammentreten und die Formulare der Agende mannigfaltiger gestalten. Jetzt schloß sich die große Mehrzahl der Gemeinden der landeskirchlichen Union an; nur in Pommern und Schlesien beharrte eine Anzahl hartnäckig in ihrem Widerspruch. Darin sah der König jetzt unbegründeten Eigensinn: die Kirchen wurden geschlossen, die Geistlichen verhaftet und der hier und da thätlich sich erhebende Widerstand durch Waffengewalt gebrochen. Doch aber ließ der König jetzt den Gedanken einer Konsensusunion fallen, den er seit 1817 verfolgte: die Kabinettsordre vom 28. Februar 1834 begnügte sich mit einer Kultusunion, indem sie die Autorität der Bekenntnisschriften beider Konfessionen nebeneinander anerkannte und nur die Einführung der Agende für alle noch nicht unierten Kirchen anordnete.

Die Frage der gemischten Ehen.

Das gleiche Jahr schien auch die Lösung des Konfliktes zu bringen, der zwischen der Staatsgewalt und der katholischen Kirche in Preußen entstanden war. Seit dem Frieden waren häufig in die katholischen Rheinlande Beamte aus den altpreußischen Provinzen versetzt worden, von denen gar manche sich mit den Töchtern des Landes verheiratet hatten. Für gemischte Ehen aber verordnete eine Deklaration zum preußischen Landrecht von 1803, die am 17. August 1834 auch auf die westlichen, neuhinzugekommenen Teile des Staates ausgedehnt wurde, daß die Kinder in dem Glauben des Vaters zu erziehen wären, wenn nicht der einmütige Wille beider Eltern es anders verfügte. Dem gegenüber setzte Papst Pius VIII. durch das Breve vom 25. März 1830 fest, daß gemischte Ehen ohne das Versprechen der katholischen Kindererziehung und auch ohne die sogenannte „passive Assistenz" des Priesters zwar unerlaubt, doch gesetzlich gültig, die kirchliche Einsegnung derselben jedoch nur unter der Bedingung statthaft wäre, daß die Eltern gelobten, sämtliche Kinder katholisch erziehen zu lassen. Die preußische Regierung sandte dieses Breve ihrem Gesandten beim Vatikan zurück, weil sie noch günstigere Bedingungen zu erreichen hoffte. Aber am 30. November 1830 starb Papst Pius VIII., und der von den Jesuiten völlig beherrschte Gregor XVI. bewies seinen Standpunkt alsbald durch das Breve vom 27. Mai 1832, in dem er den bayrischen Bischöfen genau das untersagte, was sich bisher als Praxis in Preußen herausgebildet hatte. So verfiel die Regierung zunächst auf einen Ausweg und schloß nach längeren Verhandlungen am 19. Juni 1834 mit dem Erzbischof von Köln, Freiherrn von Spiegel, eine Übereinkunft in der dieser, das Breve im mildesten Sinne auslegend, den Pfarrern die kirchliche Einsegnung gemischter Ehen überall da anbefahl, wo die Braut nicht ausdrücklich wisse, daß die Kinder protestantisch erzogen werden sollten. In dem gleichen Sinne gelobten auch die übrigen preußischen Bischöfe das Breve auszulegen, worauf nunmehr der König demselben nachträglich seine Bestätigung erteilte. Allein schon im nächsten Jahre starb der Erzbischof Spiegel, ein gebildeter Weltmann, erfüllt von echter Frömmigkeit, aber ohne eine fanatische Ader; zu seinem Nachfolger ernannte der König den Weihbischof von Münster, den Freiherrn Clemens Droste zu Vischering. An dieser Ernennung trug die meiste Schuld der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der in seinen mittelalterlichen Neigungen große Sympathie gewonnen hatte für diesen düsteren Asketen, dessen Starrsinn ihn schon oft mit den Behörden in Konflikt gebracht hatte. Mit ihm nahm der Ultramontanismus Besitz von dem ersten Bischofssitze der preußischen Rheinlande.

Freiere Strömungen in der katholischen Kirche.

Kaum in seine Hauptstadt zurückgekehrt, hatte Papst Pius VII. den Jesuitenorden 1814 wiederhergestellt. Der alte Geist der Herrschsucht, der Unduldsamkeit, der Bildungsfeindlichkeit kehrte damit in die katholische Kirche zurück. Verbündet mit der politischen Reaktion, suchte er sich Deutschland wieder zu unterwerfen, dessen Geistliche im Umgange mit Protestanten Duldung gelernt und auf den Universitäten zu einer freieren Auffassung der kirchlichen Verhältnisse herangebildet waren. Mit mannhafter Entschiedenheit wirkte gegen die Unterwerfung unter Rom in Konstanz der Generalvikar Freiherr von Wessenberg; durch Wort und Schrift trat er ein

für die Gestaltung einer deutschen Nationalkirche, für Vertiefung der Seelsorge, für freisinnige Bildung der Geistlichen. Sein Einfluß auf das südwestliche Deutschland war außerordentlich. Nicht minder erfolgreich war die Wirksamkeit des Professors Georg Hermes in Bonn. Sein Streben war, „alle Gewißheit des Glaubens auf die notwendigen Forderungen der menschlichen Vernunft zu gründen"; von allen Angriffen auf die katholische Kirche und ihre Lehren war er indes weit entfernt. Dennoch galten er wie seine zahlreichen Anhänger ihr als Gegner.

Gegenströmung.

Es war daher begreiflich, daß die Bewegungen der Jahre 1830 und 1831 in den katholischen Ländern zugleich einen antikirchlichen Charakter trugen. Infolgedessen änderte seit der Julirevolution der Ultramontanismus seine Taktik: er machte gemeinsame Sache mit den Liberalen. In Belgien gelangte er dadurch zum Siege, in Frankreich versuchte er das Julikönigtum zu sich herüber zu zwingen, in den preußischen Rheinlanden unterstützte er die politische Opposition; denn hier unter einer protestantischen Staatsgewalt zu stehen, erschien vor allem ihm unerträglich. Sein Wortführer war, wie in Frankreich Lammennais, dessen „Worte eines Gläubigen" den Abfall von dem göttlichen Rechte der Volkssouveränität als die erste Sünde der Welt verkündeten,



188. Freiherr Clemens Droste zu Vischering, Erzbischof von Köln.
Nach der Lithographie von C. Brandt.

so in Deutschland Joseph Görres, einst in seinem „Rheinischen Merkur" ein beredter Anwalt des Deutschtums, jetzt ein radikaler Kämpe für Papsttum und Kirche. Denn „die Fürsten", sagte er, „können nur durch die Hierarchie überwunden werden; man muß daher diese um jeden Preis unterstützen." Was Wunder, daß unter solchen Einwirkungen in Deutschland eine neue Generation katholischer Geistlicher heranwuchs, welche ihr Vaterland allein in Rom sah.

Vorgehen gegen Droste.

„Ist Ihre Regierung toll?" fragte daher in gerechtem Erstaunen der Kardinalsekretär Lambruschini den preußischen Gesandten Bunsen in Rom, als er hörte, daß der König den Weihbischof von Münster auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln berufen habe. Denn dort kannte man den Bischof Droste längst als eine Hauptstütze des Ultramontanismus in Westfalen. Zwar hatte er sich vor seiner Wahl schriftlich verpflichtet, die Übereinkunft vom 19. Juni 1834 aufrecht zu halten. Aber kaum hatte er sein erzbischöfliches Amt angetreten, so begann die rücksichtsloseste Verfolgung aller Anhänger der 1835 von dem Papste verbotenen Hermesschen Lehren, und im September 1837 sagte er sich ohne weiteres von jeder Übereinkunft und seinem Versprechen los und stellte sich ganz auf den Boden des päpstlichen Breve, indem er die

Bevölkerung in den Streit hineinzuziehen versuchte. Die Aufforderung der Regierung, die Verfolgung der Hermesianer einzustellen und die Konvention von 1834 wieder anzuerkennen oder sich einstweilen aller Amtshandlungen zu enthalten, beantwortete er dahin, daß er mit Entschiedenheit das eine wie das andre ablehnte. Da wurde der halsstarrige und wortbrüchige Kirchenfürst auf Befehl des Königs in seinem Palaste am 20. November 1837 verhaftet und durch Gendarmen auf die Festung Minden abgeführt. Er sollte unter der Klage auf Hochverrat vor Gericht gestellt werden, aber sein Sekretär hatte noch rechtzeitig die Schuldbeweise vernichtet, so daß die Maßregel nun nur noch als eine polizeiliche und darum nicht als lobenswert erschien.

Eindruck von Drostes Verhaftung.

Ein Sturm erhob sich über dies nachdrückliche Einschreiten der preußischen Regierung. Papst Gregor XVI. hielt am 10. Dezember 1837 eine Ansprache an das Kardinalskollegium, in der er erklärte, durch die Gewaltthat Preußens sei die bischöfliche Würde verhöhnt und die Rechte des heiligen Stuhles mit Füßen getreten. Görres pries in seinem „Athanasius“ unter zügellosen Schmähungen gegen die ungläubige Regierung und die Beamtendespotie in Preußen den verhafteten Bischof als Märtyrer und gründete zugleich die „Historisch-politischen Blätter“ als Geisteswaffe für die Hierarchie. Nicht anders urteilten auch, Rotteck voran, die süddeutschen Liberalen; aber im Norden sah man in dem Streit „den Kampf deutscher Freiheit gegen römische Herrschaft.“ In Köln und Koblenz dagegen kam es zu Pöbelaufläufen, angeschürt meist durch geistliche Seminaristen, die des Erzbischofs Sekretär, Kaplan Michelis, aufgereizt hatte.

Dunin.

Das Märtyrertum des gefangenen Erzbischofs fand Nachahmung: 1838 verbot auch der Erzbischof von Posen und Gnesen, Martin von Dunin, der Konvention von 1834 entgegen, den Geistlichen die unbedingte Einsegnung gemischter Ehen. Daraufhin verurteilte ihn das Kammergericht in Berlin zur Amtsentsetzung; er kam jedoch nach Berlin und erlangte Aufschub der Urteilsvollstreckung unter dem Vorbehalt, daß er Berlin nicht ohne die Erlaubnis des Königs verlassen dürfe. Trotzdem versuchte er, heimlich in seine Diözese zurückzukehren. Allein kaum in Posen wieder angelangt, wurde er verhaftet und nach der Festung Kolberg gebracht. Die polnische Geistlichkeit ordnete deswegen eine allgemeine Kirchentrauer an; auf die Androhung der Beschlagnahme ihrer Einkünfte erklärte sie jedoch die Trauer für beendet: freilich eine Erregung blieb in den Gemütern zurück, geschärft zugleich durch den nationalen Gegensatz gegen das Deutschtum, während in Köln durch die Ernennung des gemäßigten Kapitulars Hüsgen zum Verweser des Erzbistums die Bewegung sich vorläufig beruhigte. Der Papst aber nahm in drei überaus schroffen Allokutionen eine so feindselige Stellung gegenüber Preußen ein, daß man ein Ende nicht absehen konnte.

Durchdrungen von der Vollberechtigung des Staates, wollte der greise König von Nachgiebigkeit gegen die Kirche nichts wissen. „Der Droste solle“, so erklärte er nunmehr zornig, „die Türme von Köln nicht wiedersehen, und wenn er hundert Jahre alt würde!“ Aber doch war er ein Mann von einer tiefen schlichten Frömmigkeit, der auch der katholischen Kirche gegenüber in Errichtung von Schulen und Kirchen, in Ausstattung ihrer Geistlichkeit reichste Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte. Denn was den König vor allem auszeichnete, war seine Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen katholischen Unterthanen nicht weniger als seinen evangelischen fürsorglicher Regent zu sein bestrebt war.

Eigenart des Königs.

Es ist wahr, in der äußeren Politik hielt sich der König in den Geleisen der Heiligen Allianz, wiewohl er das Bedenkliche der Interventionen sich nicht verhehlte und auch durch seine Entschiedenheit die Intervention in Belgien verhinderte. Um so unbedingter aber folgte er in der deutschen Politik den Bestrebungen Metternichs, oder ließ sich vielmehr von Metternich in der Bekämpfung aller freien Regungen vorschieben, so daß auf Preußen, wie es der österreichische Kanzler wollte, in erster Linie der Haß der Verfolgten und Bedrohten fiel. Aber in der inneren Regierung ging Friedrich Wilhelm seine eignen Wege. In wohlgeordnetem, sorgsam überwachtem Gange bewegte sich, während die Person des Regenten durchaus zurücktrat, die Regierungsmaschine streng nach der Vorschrift des Gesetzes: eine gute Verwaltung galt ihm für die beste Verfassung. Und wirklich kann man sagen, daß in einer solchen Regierungsart etwas Konstitutionelles lag. Freilich gehörte dazu die ganze Selbstlosigkeit und Aufrichtigkeit des Königs,

aber auch sein richtiger Blick, mit dem er auf allen Gebieten die rechten Männer für den rechten Platz herauszufinden wußte. Denn es ist wirklich erstaunlich, eine wie große Zahl hervorragend tüchtiger Beamter die lange friedliche Regierungszeit Friedrich Wilhelms aufzuweisen hat. Es waren eben persönliche Eigenschaften, durch welche dieser wahrhafte Bürgerkönig den Absolutismus in Preußen aufrecht erhielt.

Tod des Königs.

Allmählich war es einsam um den alternden König geworden. Die Töchter waren verheiratet, die Söhne hatten sich einen eignen Hausstand gegründet. Die zweite Ehe des Königs, am 9. November 1824 in aller Stille morganatisch mit der Gräfin Auguste von Harrach, späteren Fürstin von Liegnitz, geschlossen, war kinderlos geblieben. Aber die schwere Erkrankung des Königs sammelte die Kinder alle wieder um ihn; am Morgen des 7. Juni 1840 langte auch sein Schwiegersohn, der Kaiser Nikolaus, an. Es war der erste Pfingsttag. Mit vollem Bewußtsein, Mittag war vorüber, dankte der Sterbende der Fürstin Liegnitz, nahm Abschied von seinen Kindern, segnete die sein Lager Umknieenden und that dann sanft, ohne Todeskampf den letzten Atemzug. Eine dichte Volksmenge von Tausenden umstand das schlichte Haus Unter den Linden, in welchem der König wohnte. Fürst Wittgenstein trat heraus, sofort dicht umringt von teilnehmend Fragenden. Vor innerer Bewegung wortlos, wies er mit der Hand zum Himmel empor.

Bestattung des Königs.

Die letzte Ruhestätte fand Friedrich Wilhelm, wie er es längst bestimmt, an Luisens Seite im Mausoleum zu Charlottenburg, in aufrichtigem Schmerze betrauert von seinem Preußenvolke: ein König, dem man nur gerecht wird, wenn man ihn nicht mit dem Verstande bloß beurteilt, sondern auch mit dem Herzen.

Es war ein erregtes Jahr, das Jahr 1840. Die Liberalen schickten sich an, das 400jährige Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst als ein Fest geistiger Befreiung zu feiern. Es war dabei auf eine großartige Demonstration für die Preßfreiheit abgesehen. Aber gerade darum verboten die Regierungen die Feier, jedoch dem stillen Wogen der Geister vermochten sie nicht Einhalt zu thun.

Kriegsgeschrei Frankreichs.

Von andrer Art indes war die Bewegung, welche das Waffengetöse, das von Westen her über den Rhein herüberschallte, in Deutschland hervorrief. Das Ministerium Thiers in Frankreich führte sich damit ein, daß es den Antrag an die Kammern richtete, die Asche Napoleons von St. Helena nach Frankreich zu holen und im Invalidendome feierlich beizusetzen. Hatte nun schon Thiers durch die Geschichte des Kaiserreichs, durch die Errichtung des Standbildes auf der Vendômesäule wie durch andre Maßregeln mehr als irgend jemand dazu beigetragen, den Napoleonkultus bei der jüngeren Generation zu entwickeln, so erweckte jetzt sein Antrag, der natürlich die bereitwillige Zustimmung der Kammern fand, in lebhaftester Weise die Erinnerung an den strahlenden Kriegsruhm und die gewaltige Machtstellung Frankreichs in den napoleonischen Zeiten. Um so empfindlicher mußte daher Frankreich gerade jetzt davon berührt werden, daß die Quadrupelallianz der Großmächte ohne seine Zuziehung zustande kam, um Mehemed Ali, seinen Schützling, wieder unter die Oberherrschaft der Pforte zu beugen (S. 380). Frankreich sah darin die offenbarste Beschimpfung seiner Nationalehre; eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Gemüter. Die Zeitungen gossen Öl ins Feuer; in den stärksten Ausdrücken hielten sie den Franzosen die Schmach vor, die ihnen widerfahren, und die nur mit dem Schwerte wieder zu tilgen wäre: der Ruf nach Rache und Krieg wurde allgemein. Ein fürchterlicher Sturm schien im Anzuge: rapide sanken die Kurse an der Börse. Die Regierung gab dem lauten Kriegsrufe nach; die Flotte wurde in Stand gesetzt und die disponiblen Mannschaften der Jahre 1836—39 zu den Fahnen einberufen. „An den Rhein!“ war die Losung, die Eroberung des linken Rheinufers das nächste Ziel. Die offenbare Zwietracht der Deutschen schien ja den Angriff zu begünstigen, und der Anschluß der unzufriedenen Katholiken am Rhein galt als ziemlich sicher.

Kriegerische Stimmung in Deutschland.

Aber die drohende Kriegsgefahr fand die Deutschen zur Abwehr entschlossen. Eine schwunghafte Begeisterung, die an die Stimmung der Befreiungskriege gemahnte, gab sich kund. Max Schneckenburger gab ihr Ausdruck durch sein kräftiges Lied von der festen und treuen „Wacht am Rhein“, und in Köln sang man unter lautem

Jubel im Theater: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", Nikolaus Beckers „Rheinlied", das bald in ganz Deutschland auf allen Straßen ertönte. Im Lichte einer solchen Begeisterung erschien in ihrer ganzen Kläglichkeit die Bundeskriegsverfassung, die in einem Vierteljahrhundert es nicht einmal dazu gebracht hatte, daß die einzelnen Bundeskorps gleiches Kommando, gleiche Signale und gleiches Kaliber ihrer Waffen hatten. Allerdings ging die Kriegsgefahr vorüber; der erstaunliche Kampfeseifer, den Thiers bewiesen, wurde bedenklich abgekühlt durch die sehr verständliche Hinweisung Lord Palmerstons, daß dem Angriffe auf Österreich, mit dem Thiers zunächst beginnen wollte, die andern Mächte Europas nicht ruhig zusehen würden. Am 20. Oktober 1840 hatte das Ministerium seine Entlassung, und Guizot trat an seine Stelle. Aber in Deutschland hielt der grollende Unmut über die elenden Bundesverhältnisse an und gab sich in manchem herben Wort zumal auch auf den Versammlungen der Ärzte, der Naturforscher, der Philologen kund, die damals unlängst angefangen hatten, mit idealem Bande wenigstens die Jünger gleicher Studien in dem großen Vaterlande zu verknüpfen.

Friedrich Wilhelm IV.

Und nun fiel hinein in diese Erregung der Gemüter der Thronwechsel in Preußen. Würde der neue König Wandel in die deutschen Dinge bringen? Das war die erwartungsvolle Frage, mit der man in Deutschland die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. begrüßte. Aber nicht minder setzten die Preußen die größten Hoffnungen auf ihn: 1640 hatte ihnen die Thronbesteigung des Großen Kurfürsten, 1740 diejenige Friedrichs des Großen gebracht; es war begreiflich, daß viele von dem Könige des Jahres 1840 ebenfalls außerordentliches erwarteten. Und wirklich schien eine solche Erwartung nicht unberechtigt.

Charakter des neuen Königs.

Friedrich Wilhelm, am 15. Oktober 1795 geboren, also beim Antritt seiner Regierung im vollen, entscheidungsfähigen Alter von 45 Jahren stehend, war offenbar ein Mann ganz ungewöhnlicher Art, von dem knappen, schlichten, soldatischen Vater so verschieden wie möglich. Bequem in Gang und Haltung, aber hastig in den Bewegungen, freundlich blickenden Auges, erinnerte er durch die weichen Züge des Gesichts lebhaft an die Mutter. Dazu war er mitteilsam, von glücklich zuströmender Fülle des Wortes, von erstaunlicher Schlagfertigkeit der Rede. Aufgewachsen inmitten des glücklichsten Familienlebens, ausgestattet mit umfassender und gründlicher Bildung, voll geistiger Regsamkeit, leicht erregbaren Gefühles, war er jeder Pedanterie, jedem Zwange abgeneigt, leider auch dem Zwange strenger Logik; an dem Dienste der Waffen fand der Erbe des kriegerischsten Fürstenhauses in Europa keinen Gefallen. Er war durchaus eine Künstlerseele voll hohen Fluges der Phantasie und fein geläuterten Geschmackes. Aber zugleich besaß er auch die Unruhe einer solchen und ihre Eigenwilligkeit, jedoch ohne die schaffende Kraft des wirklichen Genies; niemals fehlte es ihm an Gewissenhaftigkeit, wohl aber an Stetigkeit, und der Entschluß des Unternehmens war rascher gefaßt als derjenige des Durchführens. Dabei vermißte man mit Bedenken den schlichten praktischen Verstand, der den Vater ausgezeichnet hatte. Schnell wechselten die Ansichten bei ihm; niemals war man seiner Entscheidung ganz sicher. Das befremdete um so mehr, als er so überaus mitteilsam erschien; aber gerade mit dieser Eigenschaft gefiel es ihm, seine Absichten in ein ahnungsvolles Dunkel zu hüllen und die Umgebung durch halbe und unklare Worte in Verwirrung zu setzen. Auch hatte er nie einen eigentlichen Vertrauten. Das Königtum rückte er in seinen Gedanken hinaus in eine unnahbare Höhe, und doch liebte er es, mit rascher persönlicher Entschließung in den Gang der Geschäfte sich einzumischen, denn seine reiche überströmende Natur riß ihn leicht hinweg über die festen Schranken des Dienstes: das Genialische seines Wesens ertrug nur mit Widerstreben die Entsagung und Selbstlosigkeit, die ein Regent mehr als ein andrer Mensch zu üben hat, und vor allem ein konstitutioneller Regent. Durfte man daher erwarten, daß er die Neigung haben würde, die Beschränkungen einer Verfassung sich freiwillig aufzuerlegen? Das aber war die Hauptfrage, wie die Regierungsform in Preußen mit dem Zeitbewußtsein in Einklang gebracht werden könnte.

Erste Regierungshandlungen.

Wirklich ließen die ersten Regierungshandlungen des Königs auch für diese Haupt- und Grundfrage das Beste hoffen: ein Geist der Versöhnung wehte in ihnen, als gelte es früher begangenes Unrecht gut zu machen. Der liberale General von Boyen, einst der Genosse Scharnhorsts und Gneisenaus, 1820 entlassen, wurde als Mitglied des Staatsrates in den Staatsdienst zurückgerufen. Der bekannte Demagogenriecher von Kamptz wurde durch Savigny als Justizminister ersetzt. Ernst Moritz Arndt wurde in seine Bonner Professur wieder eingesetzt, weil, wie der König ihm schrieb, er „ihn kenne, ihm vertraue", und nahm nach 20jähriger Pause seine Vorlesungen



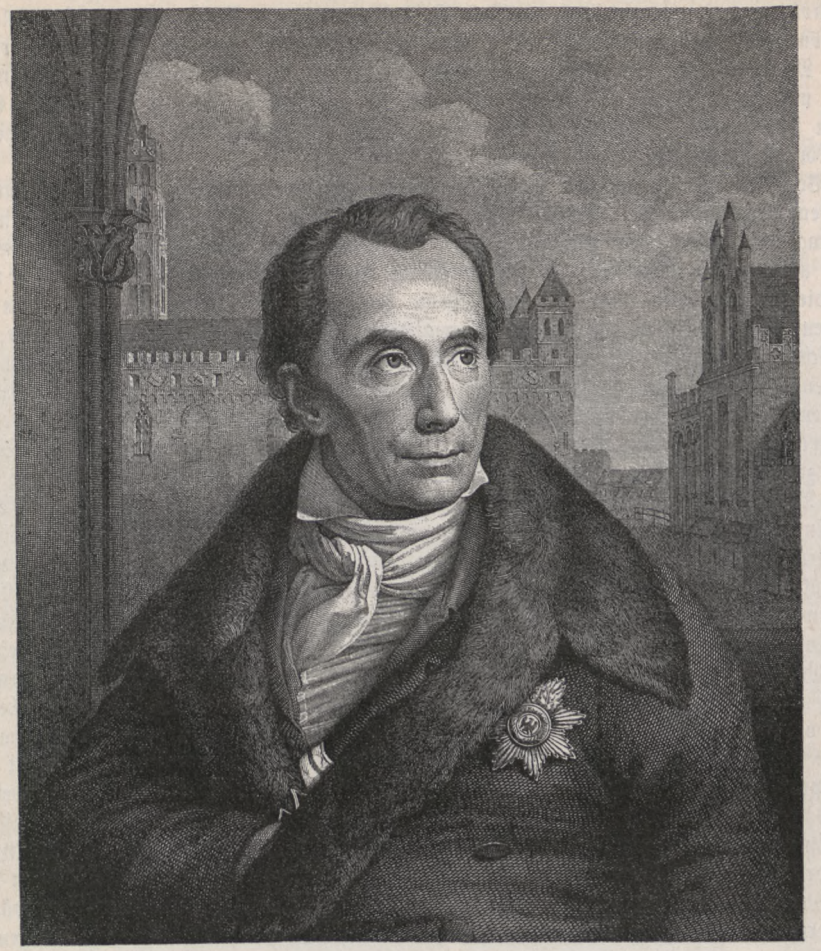
189. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.
Nach dem Gemälde von J. S. Otto (1854) gestochen von E. Mandel.

wieder auf. Ludwig Jahn, wiewohl nach mehrjähriger Festungshaft schon 1825 freigesprochen, wurde von dem Banne, der ihn in Freiburg an der Unstrut festhielt, gelöst und nachträglich mit dem eisernen Kreuz geschmückt. Ja, er hatte die Genugthuung, 1842 das Turnen für ein unentbehrliches Volkserziehungsmittel erklärt zu sehen. Am 10. August wurde Amnestie für alle politischen Vergehen und Verbrechen erteilt und gleich darauf die Kommission zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe aufgelöst, in gleicher Weise die Kommission, welche die politische Würdigkeit der Bewerber um ein Amt zu prüfen hatte. Mit erkennbarer Absichtlichkeit suchte man die jetzt aus Festungshaft und Verbannung Befreiten durch Anstellung und Beförderung zu entschädigen, so daß die Meinung aufkam, um vorwärts zu kommen, müsse man Burschenschafter gewesen sein.

Auch den Verhältnissen des Deutschen Bundes wandte der König seine Aufmerksamkeit zu. Am 13. August hatte er mit Metternich eine Zusammenkunft in Dresden und sandte die Generale von Grolman und von Radowitz an die süddeutschen Höfe und nach Wien, um Verbesserungen der Bundeskriegsverfassung anzubahnen. Das Ergebnis war, daß regelmäßige Inspektionen der Bundeskontingente eingerichtet und die Befestigung von Ulm und Rastatt als Bundesfestungen beschlossen wurde. Auch das preußische Heer erfuhr in den Jahren 1842 und 1843 seine Fürsorge, indem Friedrich Wilhelm an Stelle der geschmacklosen Fräcke und Tschakos die kleidsamen Waffenröcke und die etwas an das Mittelalter erinnernden Pickelhauben setzte. Einen geistigen Mittelpunkt aber suchte der König den Deutschen in Berlin zu geben. Dorthin wurden je die Ersten in ihrem Fache berufen, die Gebrüder Grimm, die Dichter Tieck und Rückert, Schelling, der Philosoph, der Maler Cornelius und Felix Mendelssohn, der Komponist. Immer dem König zur Seite in solchem mäcenatischen Bemühen stand Alexander von Humboldt, der einen seltsamen Kontrast bildete mit seinen atheistischen Anschauungen zu der positiven, schwärmerischen Frömmigkeit des Königs und der königlichen Umgebung. Die schönsten Hoffnungen, so schien es, fingen an sich zu erfüllen.

Friedrich Wilhelm in Königsberg.

Mit den aufrichtigsten Freudenbezeigungen begleitete daher das preußische Volk die Reise seines Königs nach **Königsberg**, wo er nach altem Brauche die Huldigung der nicht zum Deutschen Reiche gehörenden Provinzen Preußen und Posen entgegennehmen wollte. Am 5. September 1840 wurde der durch die Kabinettsordre vom 15. Juli einberufene Landtag der Provinz eröffnet, um die Antwort auf die ihm vom König vorgelegten Fragen zu beraten, ob eine Bestätigung ständischer Privilegien zu beantragen und ob eine besondere Vertretung des Herrenstandes bei der Huldigung zu erwählen sei. Die besondere Vertretung des Herrenstandes lehnte der Landtag ab. Die erste Frage aber, die eigentlich nur eine überlieferte Formel war, schien unter den obwaltenden Umständen wie die Aufforderung des Königs selbst zu einer Äußerung über die seit Jahren ruhende Verfassungsfrage, und so erhob sich der Landtagsabgeordnete Heinrich, der Bürgermeister von Königsberg, mit dem Antrage, von dem Könige zu erbitten, „der Verordnung vom 22. Mai 1815 gemäß der zu Berlin zu ernennenden Kommission mit Zuziehung der Provinzialstände die Ausarbeitung einer schriftlichen Urkunde als Verfassung des preußischen Reiches aufzutragen und der preußischen Nation diese Verfassung zu verleihen". Mit 89 gegen 5 Stimmen nahm am 7. September der Landtag diesen Antrag an; seine angesehensten Mitglieder, Vertreter der ersten Familien der Provinz, die Auerswald, Bardeleben, Saucken, stimmten einmütig mit ja; auch der königliche Kommissar, der Oberpräsident von Schön war dafür; er war es eigentlich gewesen, der mit geschickter Verbergung seiner amtlichen Persönlichkeit durch Gesinnungsgenossen diesen Weg gezeigt hatte. Des Königs Bruder, der Prinz von Preußen, war sehr aufgebracht darüber, daß man dem „neuen Souverän beim Antritte seiner Regierung Garantien abfordere", und auch der König war sehr ungnädig gelaunt; doch ließ er sich von Schön beruhigen, und so erhielt der Landtagsabschied vom 9. September eine sehr freundliche Form: indem er auf die Weisheit seines Vaters hinwies, der, sich fernhaltend von den herrschenden Begriffen



190. Heinrich Theodor von Schön, Oberpräsident der Provinz Preußen.
Nach der Zeichnung von J. Wolff gestochen von Ed. Eichens (1884).

sogenannter allgemeiner Volksvertretungen, sein Wort durch die Einführung der provinzialständischen Verfassung eingelöst habe, versicherte der König, daß es dem neuen Herrscher eine der wichtigsten und teuersten Pflichten des königlichen Berufes sei, dieses edle Werk treu zu pflegen und einer immer ersprießlicheren Entwickelung entgegenzuführen.

Unter dem Eindrucke dieses hoffnungerweckenden Bescheides fand am 10. September auf dem inneren Hofe des Schlosses zu Königsberg die Huldigung der Stände statt. Der König nahm das Gelöbnis der Treue entgegen; dann erhob er sich vom Throne, und bis an den Rand der Tribüne vortretend, legte er mit klangvoller Stimme, die Worte mit beredten Bewegungen der Hand begleitend, auch seinerseits das Gelöbnis ab, „ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König" zu sein. „Bei uns", fuhr er fort, „ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele, nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsre Wehrhaftigkeit, die ohnegleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten! Mannigfach und eines, wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammen-

geschmolzen, nur ein einziges, edelstes ist, keinem andern Roste unterworfen, als dem verschönernden der Jahrhunderte!" Der König hatte zu sprechen aufgehört; noch lag einen Moment feierliche Stille über den Tausenden der Versammelten. Dann aber brach mit einem Male brausend, lautschallend der Jubel aus; mit Thränen in den Augen fielen viele einander in die Arme, durch das Bekenntnis und die Verheißung des Königs in tiefster Seele bewegt.

Letzte Ratschläge Friedrich Wilhelms III.

Von den Versammelten wußte niemand, wie weit entfernt der König innerlich von dem Verlangen der Stände war. Sein im stillen gebildetes Ideal war die Vereinigung der nach seiner Meinung historisch gewordenen Landstände seines Vaters zu einem allgemeinen Landtag, den die königliche Weisheit zu seiner Zeit einberufen werde. Mit diesem Gedanken hatte er den Thron bestiegen, als Wittgenstein ihm den sogenannten letzten Willen des Vaters übermittelte, Gedanken des Sterbenden, die, ohne Unterschrift und legale Form, nur als Wegweiser, als guter Rat gelten konnten. Sie warnten vor jeglichem konstitutionellen Zugeständnis; nur mit Zustimmung sämtlicher Agnaten sei ein solches zu machen. Aber für den Fall einer Anleihe solle der Erbe der Krone 32 Ausschußmitglieder der Provinzialstände und ebensoviele des Staatsrates zur Entscheidung versammeln. Nachdem Friedrich Wilhelm diese Frage sämtlichen Ministern und Vertrauten vorgelegt hatte, entschied er sich, so recht bezeichnend für seinen Charakter, dafür, diese Bestimmungen durchaus geheim zu halten und für die allen Leuten in den Gliedern liegende konstitutionelle Frage die Entscheidung — der Zukunft vorzubehalten. Jedenfalls sollte keine papierne oder pergamentene Charte, wie etwa in Frankreich oder in Süddeutschland, der politischen Weisheit eines sein Volk innig liebenden Herrschers irgendwo Geist und Willen tötend im Wege stehen.

Die Berliner Huldigung.

Weil man von alledem keine Kenntnis hatte, so war man über die Maßen enttäuscht und die Hochflut der Begeisterung legte sich, als der König in der Kabinettsordre vom 4. Oktober es für eine irrige Ansicht erklärte, daß er seine Zustimmung zu dem Antrage der preußischen Stände im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen habe. Doch berührte diese Antwort zunächst nur Ostpreußen, bei dem damals geringen Verkehr und der Unmündigkeit der Presse kann das nicht auffallen. Aber ein andres trat störend in die Festfreude der Berliner Huldigungstage. Es verstimmte, daß der König die Standesherren und die Deputierten des Adels der sechs zum Deutschen Bunde gehörenden Provinzen im großen Rittersaale des Schlosses empfing, während die Vertreter des Bürger- und Bauernstandes draußen im Lustgarten in Regen und Herbstwind auszuharren hatten. Doch hob sich die Stimmung, als der König auf die Tribüne, die vor dem Schlosse nach dem Lustgarten zu errichtet war, heraustrat und an die Stände, denen sich jetzt auch die Ritterschaft zugesellt hatte, des Regens nicht achtend, mit feierlichem Worte sich wandte. Er rief sie zu der Erklärung auf, ob sie in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen ihm helfen und beistehen wollten, „Preußen zu erhalten, wie es ist, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll." „Wollen Sie mir", schloß er, „helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde beigesellt ist? Nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht lassen und versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böse Tage? O dann antworten Sie mir mit dem schönsten, klarsten Laute der Muttersprache, antworten sie mir ein ehrenhaftes Ja!" Eine freudige Bewegung ging durch die dichten Scharen der Umstehenden, die ihn verstanden hatten; vielstimmig rollte ein lautes Ja dem Könige entgegen. Die Fernerstehenden — denn an die 60000 Menschen füllten den weiten Raum — sahen den König zwar nur sprechen, ohne etwas zu hören: aber auch sie ergriff die Bewegung; sie antworteten mit immer sich erneuernden Hochrufen und Vivats.

Rückschlag der Stimmung.

Eine solche über das gewöhnliche Maß hinaus sich gestaltende Begeisterung konnte nur dann in die naturgemäße befriedigte Alltagsstimmung übergehen, wenn dem, was

jeder gern selbst mit hätte verwirklichen helfen, durch die Krone Verwirklichung geschaffen worden wäre, in irgend welcher Form, nur ehrlich und vor allem mit dem Verständnisse der Zeit, das dem Könige so gänzlich abging.

„Woher und Wohin?"

Zunächst trug des Königs Auftreten in Königsberg eine Frucht, die ihm durchaus nicht gefiel. Es erschien zu Anfang 1841 eine anonyme Flugschrift, betitelt „Woher und Wohin?" Mit Wärme führte sie aus, daß die Einführung von Generalständen, wie sie die preußischen Stände vom Könige erbeten hatten, eine unabweisliche Forderung der Zeit sei und eines günstigen Einflusses auf den Gang der Gesetzgebung und Verwaltung, auf die Haltung der Beamten und den Geist des Volkes nicht entbehren würde. Die Zeit der patriarchalischen Regierung sei vorüber und



Frau v. Paalzow. Dieffenbach. Meyerbeer. L. Tieck. Rauch. Die Brüder Grimm.
P. v. Cornelius. Schönlein. A. v. Humboldt. Schelling.

191. Szene bei der Erbhuldigung in Berlin.

Gruppe aus dem Gemälde von Fr. Krüger im königlichen Schloß zu Berlin.

das preußische Volk mündig geworden. Das fand weiteste Zustimmung, denn das waren eben die Gedanken der Gebildeten im Volke. Aber gar sehr erhöhte es die Wirkung der kleinen Schrift, als bekannt wurde, daß ihr Verfasser einer der ersten Beamten des Königreichs, der Oberpräsident von Schön, war. Ihr folgte sehr bald, den Eindruck zu verstärken, eine anonyme Schrift ähnlicher Art, die, wenn auch schärfer im Tone, doch in demselben Gedankenkreise sich bewegte: „Vier Fragen eines Ostpreußen." Diese vier Fragen waren, anknüpfend an den Antrag der Provinzialstände von Preußen: Was wünschten die Stände? Was berechtigte sie? Welcher Bescheid ward ihnen? Was bleibt ihnen zu thun übrig? Bündig beantwortete der Verfasser die letzte Frage dahin: „Sie müssen das, was sie bisher als Gunst erbaten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch nehmen." Auch diese Schrift entstammte dem Schönschen Kreise: ihr Verfasser war der Hausarzt Schöns, Johann Jacoby (geb. 1. Mai 1805), ein junger Jude. Er übersandte dem Könige seine Schrift und bekannte sich in dem Begleitschreiben als Verfasser. Übrigens wurde gegen Jacoby eine Hochverratsklage angestrengt, die seine Verurteilung durch das Kammergericht zu

Jacobys Vier Fragen.

Berlin zu $2^1/_2$ Jahren Festungshaft, auf seine Appellation aber seine Freisprechung durch das Ober-Tribunal (Januar 1843) zur Folge hatte.

Unentschlossenheit des Königs.

Der König stimmte den Forderungen dieser Schriften nicht zu; ja durch den anmaßlichen Ton der vier Fragen fühlte er sich persönlich verletzt. Doch nachdem er schon im Februar 1841 den Provinziallandtagen das doppelte Zugeständnis der zweijährigen Periodizität und einer, allerdings bedingten Öffentlichkeit gemacht hatte — die Namen der Redner sollten nicht genannt werden und die Veröffentlichungen sich durchaus nach dem im Staatsanzeiger Mitgeteilten richten — unterzeichnete er am 21. Juni 1842 den Erlaß wegen Bildung ständischer Ausschüsse; am 30. August wurde derselbe veröffentlicht. Natürlich sollten diese Ausschüsse nur beratend, nicht beschließend verhandeln, und zwar war ihnen als Beratungsobjekt vorgelegt ein Steuererlaß, die Herstellung umfassender Eisenbahnverbindungen unter Beihilfe des Staats und ein Gesetzentwurf über die Benutzung von Flüssen.

Unzulänglichkeit der ständischen Ausschüsse.

Am 18. Oktober 1842 wurde die Versammlung der vereinigten ständischen Ausschüsse in Berlin durch den neuen Minister des Innern, Grafen Arnim-Boitzenburg, eröffnet. Sie bestand aus 98 Mitgliedern, 46 von den Standesherren und der Ritterschaft, 32 städtischen und 20 bäuerlichen Abgeordneten. Wohl war der König mit ihren Verhandlungen zufrieden, allein in ihrer Unselbständigkeit der Regierung gegenüber genügten die vereinigten Ausschüsse weder den Wünschen des Volkes noch auch in Wahrheit den Bedürfnissen der Regierung. Die Notwendigkeit der Eisenbahnen leuchtete nach der Eröffnung und dem guten Geschäftserfolg der Leipzig-Dresdner Eisenbahn (1837) jedem ein. Man meinte mit Recht, der Staat solle die nötigen Linien bauen, um erstens der Börsenspekulation vorzubeugen und dann um auch die kapitalarmen Provinzen nicht leer ausgehen zu lassen. Der Regierungsbevollmächtigte von Bodelschwingh erklärte aber, der Staat werde selbst nicht eingreifen, sondern nur den etwa entstehenden Privatbahnen eine mäßige Verzinsung ihres Anlagekapitals verbürgen. Eine solche Zinsengarantie konnte aber doch selbstverständlich nur durch eine Anleihe ermöglicht werden; wer aber sollte eine solche genehmigen; die früher von Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1820 noch immer vorgesehenen Reichsstände oder die durch die geheimgehaltene Testamentsbestimmung vorgesehenen 64? Es war daher nur ein Notbehelf, daß die Regierung, von der Unzulänglichkeit der vereinigten Ausschüsse überzeugt, im März und Mai 1843 die Provinziallandtage wieder eröffnete. Allein auch auf diese machte sich der Druck der öffentlichen Meinung geltend: die Regierungsanträge fanden vielfach ganz unerwartete Opposition, Beschwerden wurden eingebracht und erregten, rasch unter dem Volke verbreitet, die Gemüter. Allerorten trat zu Tage, daß die alte Zeit des Beamtenstaates, des büreaukratischen Regimentes vorüber war. Wie wollte der König den klaffenden Zwiespalt versöhnen? Wie dem Verlangen nach einer Volksvertretung, das sich auf die von ihm rückhaltslos anerkannten Erlasse vom 22. Mai 1815 und vom 17. Januar 1820 stützte, wirklich gerecht werden? Wie sehr sich um diese Zeit die Gesinnung der liberal-gebildeten Kreise dem Könige entfremdete, beweist der Umstand, daß ein am 26. Juli 1844 von einem halbverrückten abgesetzten Bürgermeister mit Namen Tschech auf den König verübtes Attentat weit weniger Abscheu und Empörung, als eine fast frivole Beurteilung hervorrief, die sich in einem damals vielgesungenen Gassenhauer widerspiegelte.

Friedrich Wilhelm IV. und die Bischöfe.

Zwar für den Augenblick traten Bewegungen auf dem religiösen Gebiete in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Denn das war die Meinung des Königs, daß in den religiösen Angelegenheiten die vollste Freiheit herrschen solle. Die Freiheit einer christlichen Kirche, meinte er, könne einem christlichen Staate nur Segen bringen. In dem Streite des preußischen Staates mit den verhafteten Erzbischöfen hatte der Sache nach jener ohne Zweifel recht; denn kein Staat der Welt kann es dulden, daß ein Unterthan den bestehenden Gesetzen plötzlich den Gehorsam aufkündigt. Friedrich Wilhelm IV. aber fand die Form zu streng, die sein Vater zur Anwendung gebracht hatte. Ganz wie er den ausgezeichneten Oberpräsidenten von Posen, von Flottwell, der dort, wie er ganz richtig in seinem Bericht an den König sagte, im

Interesse der Humanität die germanische Bildung zu ungunsten der polnischen gefördert hatte, den Polen zuliebe durch einen nachgiebigeren Mann ersetzte, meinte er auch die widerhaarigen Bischöfe durch Güte gewinnen zu können. Er hätte das zeitgenössische Wort Lord Palmerstons in der vorerwähnten ägyptisch-französischen Sache beherzigen sollen: „Es gibt keine ungesundere Vorstellung als die, daß etwas dabei zu gewinnen sei, wenn man diejenigen durch Zugeständnisse zu versöhnen sucht, die uns einschüchtern wollen." Der König ließ also Dunin in seine Diözese zurückkehren, wo er mit fanatischer Begeisterung aufgenommen wurde und alsbald, wenn auch in gewundenen Sätzen, seine frühere Stellungnahme beizubehalten erklärte (Hirtenbrief vom 27. August 1840). Droste aber, Mitte Juli aus Minden entlassen, jedoch mit dem Verbote nach Köln zu gehen, wurde auf Preußens Antrag in das Kardinalskollegium aufgenommen. Freilich mußte der König sich dazu verstehen, die Hälfte des Kardinalsgehalts auf seine Tasche zu nehmen, das Verbot aufzuheben, daß nur im Inlande erzogene katholische Geistliche zum Amt kommen durften, den Bischöfen durch Kabinettsordre vom 1. Januar 1841 die Erlaubnis erteilen, direkt mit Rom zu verhandeln. Eine öffentliche Ehrenerklärung in der Staatszeitung, daß Droste niemals in aufrührerischer Weise ein Wässerchen in den Rheinlanden getrübt habe, gehörte auch mit zu den vom Könige gern befriedigten Bedürfnissen der Kurie; die Preisgebung der Hermesianer und der Konvention von 1834 folgte später. Zunächst konnte man sich nicht über die Frage einigen, wer den an Stelle des abgehenden Droste tretenden Koadjutor weihen sollte. Der Papst und Droste verlangten, daß dieser die Weihe vollzöge. Der König verweigerte es hartnäckig. Man einigte sich, auf Vermittelung des bayrischen Königs, daß der schon geweihte Bischof Geissel von Speier die Stelle haben sollte: ein Breve vom 20. September 1841 ordnete die Sache in diesem Sinne. Und nicht genug damit. Noch vor Ablauf des Jahres 1840 hatte der König im Kultusministerium einen katholischen Direktor für Kirchen und Schulsachen angestellt. Daß die Kurie über die Regierung hinweg im August 1840 den im versöhnlichen Geiste wirkenden Fürstbischof von Breslau Grafen Sedlnitzky zur Abdankung zwang, daß an Stelle des milden Gammel in Trier, der 1836 gestorben war, nach langen Verhandlungen 1842 der Fanatiker Arnoldi trat, das alles waren Niederlagen der Regierung, wie sie das Zeitalter Friedrich Wilhelms III. nicht gekannt hatte. Ein Menschenalter später traten die Folgen zu Tage; denn der Schule, welche diese kirchliche Politik des Königs ins Leben gerufen hatte, entstammt die



292. Kardinal Johannes von Geissel, Erzbischof von Köln.
Nach einer Lithographie.

Generation, welche sich seit 1873 in geschlossenen Reihen von ihren Kaplänen zur Wahlurne führen läßt.

Grundsteinlegung in Köln.

Der neue Oberhirt der Kölner Erzdiözese, bis zum Tode Drostes 1845 dessen Koadjutor, verstand es sehr wohl, geistliche Würde mit weltlicher Artigkeit zu vereinen. Er gewann seinen Sprengel sofort durch seine rührigen Bemühungen, den Bau des Kölner Doms zu vollenden, der, unter dem Staufer Friedrich II. begonnen, seit drei Jahrhunderten geruht hatte. Der König erfaßte den Gedanken Geissels mit der vollen Wärme seiner romantischen, hochfliegenden Seele: ihm sollte der vollendete Bau ein Denkmal des kirchlichen Friedens und zugleich der deutschen Einigkeit und Kraft werden. So gestaltete er die Feier der Grundsteinlegung am 4. September 1842 zu einem großen Fest, zu dem die Fürsten ganz Deutschlands geladen waren. „Das große Werk", sprach er bei der Feier zu der zahllos versammelten Volksmenge, „verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland! Der Dom von Köln, das bitte ich von Gott, rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!" Der große Gedanke, so schien es, fand Zustimmung bis zu den Fürsten hinauf. Beim Festmahl erhob sich der Erzherzog Johann von Österreich, des Kaisers Oheim. „So lange", lautete sein Trinkspruch, „Preußen und Österreich, so lange das ganze übrige Deutschland, so weit die deutsche Zunge reicht, einig sind, so lange werden wir unerschütterlich dastehen, wie die Felsen unserer Berge." Die Zeitungen freilich machten daraus: „Kein Preußen, kein Österreich! Ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge!" Und in dieser Fassung erregten die Worte weithin den lautesten Jubel und blieben unvergessen.

Sieg des Ultramontanismus.

Der Ultramontanismus hatte über das Königreich Preußen gesiegt: wer wollte es bezweifeln? Papst Gregor XVI., wenn auch ein vergnüglicher und leutseliger Mann und bei einem Glase Wein gern zu gemütlichen Späßen aufgelegt, so doch fest entschlossen, die päpstliche Machtvollkommenheit trotz aller Tücken der argen Welt zu allseitiger Geltung zu bringen, erkannte mit Befriedigung, daß, was weder in Bayern noch in Österreich ihm hatte gelingen wollen, in Preußen, dem protestantischen Staate, seine Autorität zur unbedingten Anerkennung gebracht war. Die schönen Zeiten des Mittelalters schienen dort wiederzukehren. Die Bonner Professoren Braun und Achterfeldt, Schüler von Hermes, wurden auf das Betreiben Geissels abgesetzt, Wallfahrten fanden den größten Zulauf, und den Reliquien der Kirche wurde mit mehr Ehrfurcht als je begegnet.

Der Heilige Rock von Trier.

Im Jahre 1844 beging die Universität in Königsberg die Feier ihres 300jährigen Bestehens unter großem Gepränge und der lebhaftesten Teilnahme der ganzen Provinz. Den Eindruck, den dies Fest in der Stadt „der reinen Vernunft", an der Wirkungsstätte Kants, in dem ganzen evangelischen Deutschland gemacht hatte, galt es den Ultramontanen wett zu machen: sie veranstalteten eine Jubelfeier des heiligen Rockes zu Trier. Unter Glas und Rahmen ließ am 18. August 1844 der Bischof Arnoldi das unscheinbare Gewand ausstellen, das in dem Rufe stand, der ungenähte Rock Christi zu sein. Welch ein Wandel der Zeiten! Zuletzt war der Rock 1810 in dem damals französischen Trier ausgestellt gewesen, ohne daß von einem besonderen Eindrucke viel wäre zu verspüren gewesen; jetzt wallfahrteten zahllose Gläubige zu der Reliquie; bis Ende September zählte man eine halbe Million, und als am 6. Oktober die Ausstellung geschlossen wurde, sollte die Million an Gottesfahrern überschritten und zahlreiche wunderbare Heilungen durch den Rock bewirkt sein.

Der Deutschkatholizismus.

Freilich die aufgeklärteren Katholiken schüttelten zu solchem ultramontanen Spuk bedenklich die Köpfe; die Bonner Professoren von Sybel und Gildemeister erwiesen in der Schrift, „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke", die Unechtheit der Reliquie, aber sie drangen nicht durch. Da erschien am 1. Oktober eine kleine Schrift in Oberschlesien, pathetisch-populär, die Schlagwörter der Liberalen geschickt verwertend, das Sendschreiben „gegen das Götzenfest zu Trier an

den dasigen Bischof als den Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts". Der Verfasser war Johannes Ronge, ein junger Priester, der wegen Ungehorsams vom Amte suspendiert war. Die Schrift machte ungeheures Aufsehen, da sie von einem Priester kam, der seine Amtsgenossen aufforderte, ihre Stimme mit der seinigen zu vereinigen. Binnen wenig Tagen sah man Ronges Bild an allen Schaufenstern, in allen Wirtsstuben. Eine Anzahl freisinniger Katholiken sammelte sich zu einer Gemeinde um ihn, welche von Papst und Bischof nichts wissen wollte. Das war der Anfang des Deutschkatholizismus. Auch in andern Städten, zumal Preußens und Sachsens, bildeten sich ähnliche freisinnige Gemeinden, welche das von Ronge entworfene sehr nüchterne Glaubensbekenntnis annahmen.



193. Johannes Ronge.
Nach dem Leben gezeichnet von H. Stein (1844).

Ein neues Element brachte in diese Bewegung Johann Czerski, Vikar in Schneidemühl. Die Absicht, mit einer jungen Polin sich zu verheiraten, bestimmte diesen, ohne daß er darum sein Amt niederlegte, mit einem Teile seiner Gemeinde aus der katholischen Kirche auszutreten. Aber Czerski war viel positiver gesinnt als der ganz rationalistische Ronge, der auf seiner Apostelreise sich sehr naiv als dritten neben Christus und Luther hinstellte. Es mißlang daher, die auf dem Leipziger Konzil zu Ostern 1845 versuchte Verständigung der beiden Richtungen des Deutschkatholizismus. Zwar wuchs die Zahl der Anhänger bald auf etwa 60 000 an, aber zu einer bleibenden Gestaltung führte die deutschkatholische Bewegung nicht, so berechtigt auch die in ihr liegende Reaktion gegen den Ultramontanismus war: sie verflachte mehr und mehr und ging in den Wogen des Jahres 1848 bis auf geringe Reste unter. Czerski.

Strömungen in der evangelischen Kirche.

Sehr günstig für das Emporwachsen des Deutschkatholizismus war die Erregung, die damals die evangelische Kirche durchzitterte. Denn auch in dieser begannen die Gegensätze aufeinander zu treffen. Die Mehrzahl, zumal der älteren Geistlichen der evangelischen Kirche Preußens hing einem durch Kants Autorität auf das Moralische gerichteten gemäßigten Rationalismus an. Von strenger Rechtgläubigkeit waren sie meist weit entfernt; denn die Unionsbestrebungen König Friedrich Wilhelms III. nötigten die Regierung, es mit der Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften sehr milde zu nehmen. Deutlich sonderten sich von ihnen die Anhänger Schleiermachers, welche die Religion in das Gefühl setzen, noch viel mehr aber diejenigen Geistlichen, welche von dem in der Zeit der Franzosennot und der Befreiungskriege neu erwachten religiösen Leben mit ergriffen waren und, wie der Kreis des greisen Baron von Kottwitz in Berlin, mehr die gläubige Andacht als die Rechtgläubigkeit betonten.

Schleiermacher.

Friedrich Schleiermacher (geb. am 21. November 1768 zu Breslau, gest. am 12. Februar 1834 zu Berlin) gebührt das Verdienst, die protestantische Kirche Deutschlands wieder zu den erfrischenden Quellen wahrer Religiosität geführt zu haben, nachdem sie lange genug durch die dürren Steppen des Rationalismus gewandelt war, als dessen letzter bedeutender Vertreter, der

Paulus.

noch in dies Jahrhundert weit hineinreicht, der Heidelberger Paulus (1761—1851) anzusehen ist. Schleiermachers Reden über die Religion, seine Monologen wiesen die Religion wieder dem Gefühlsleben zu, sie gaben ein allgemeines und ideelles Bild der Religion, worin er ihr abstreifte, was Staat, Priestertum, Unduldsamkeit, Streitsucht und die sinnliche Vorstellungsweise des Volkes ihr Falsches, Beschränktes und Unwesentliches angehängt haben. In seiner Glaubenslehre wies er dann darauf hin, daß das Dogma nicht als Gegenstand, sondern bloß als Ausdruck des religiösen Glaubens gelten dürfe und immer weiter entwickelt werden müsse. Ganz selbstverständlich leitete ihn diese Überzeugung zu einer historischen Anschauung der Theologie. Nach dieser Richtung entwickelte sich dann namentlich ein jüngerer Kollege Schleiermachers,

Neander.

August Neander (1789—1850) der das Verdienst hat, die kirchengeschichtlichen Forschungen mächtig angeregt zu haben, und dessen Arbeiten von demselben Geiste milder und wohlthuender Frömmigkeit erfüllt sind wie die Schleiermachers. In Berlin wirkte auch eine Zeitlang, von

De Wette.

1810—1819, de Wette (1780—1840), der dann wegen seines Trostbriefes an die Mutter Sands seiner Stellung verlustig ging und sich nach Basel wandte. Er durchforschte mit kritischem Geiste das biblische Altertum und schaffte sich durch seine verdienstlichen Handbücher zur biblischen Exegese einen verdienstvollen Namen.

Die Orthodoxie und die Tübinger Schule.

Unter dem Einflusse der Hegelschen Philosophie entwickelte sich als Reaktion gegen die vorgenannten Richtungen eine starre Orthodoxie, deren Organ die „Evangelische Kirchenzeitung" war, seit 1828 von dem fanatischen Professor Hengstenberg (geb. am 20. Oktober 1802, gest. am 28. Mai 1869) in Berlin herausgegeben, dem Schleiermachers Kollege an der Universität und der Dreifaltigkeitskirche, der freilich ganz anders gesinnte Konrad Marheinecke (1780—1846) kräftig sekundierte. Ihre schärfsten Angriffe richtete diese auf die Tübinger Schule, welche die Grundsätze der historischen Kritik auf die Schriften des Neuen Testaments anwandte und dadurch die Grundlagen des christlichen Glaubens zu bedrohen schien. Führer der Tübinger war Christian Baur (geb. am 21. Juni 1792, gest. am 2. Dezember 1860), welcher die Geschichte des Vorchristentums auf ganz neue Grundlagen stellte. Auf den Schultern Baurs aber stand David Friedrich Strauß (geb. am 27. Januar 1808, gest. am 8. Februar 1874), der in seinem 1835 zuerst erschienenen „Leben Jesu" die heilige Geschichte in Mythen auflöste, durch seine kalte Kritik aber selbst unter den rationalistisch Gesinnten viele Gemüter verletzte.

Eichhorn und die Lichtfreunde.

Solange nun Altenstein Kultusminister war, konnten sich in Preußen alle diese Richtungen und Gegensätze ungehemmt bewegen und entwickeln. Aber Altenstein starb am 14. Mai 1840. Sein Nachfolger wurde Eichhorn, welcher der positiv kirchlichen Richtung angehörte und damit begann, daß er die Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisschriften wieder schärfer faßte. Er fand damit durchaus die Zustimmung des Königs Friedrich Wilhelm IV., dem es Herzenssache war, dem kirchlichen Sinn, der ihn selbst erfüllte, auch nach außen Geltung zu verschaffen. Darin lag aber eine offenbare Bedrohung der altgewohnten Lehr- und Gewissensfreiheit. Auf Anregung des Predigers Uhlich in Pömmelte bei Magdeburg vereinigte sich daher eine Anzahl von Geistlichen, um die Lage der evangelischen Kirche in Preußen zu besprechen, zu

einem geselligen Mahle. Bald folgte die Versammlung eines größeren Kreises in Leipzig, auf der regelmäßige Zusammenkünfte in Köthen zu halten beschlossen wurde. Den Geistlichen, deren Führer Uhlich und Baltzer waren, schlossen sich auch Laien, wie der Buchhändler Schwetschke aus Halle an. „Lichtfreunde“ nannte man die Vereinigten, während sie selbst sich die „protestantischen Freunde“ nannten; denn ihr gemeinsames Bekenntnis lautete; „wir stehen auf dem Boden der Heiligen Schrift, aber wir legen dieselbe aus im Lichte der Zeit, mit allen Mitteln der Wissenschaft“. In ähnlicher Weise bildete sich in Königsberg um den wegen seiner Angriffe auf das Athanasianische Symbolum entsetzten Prediger Rupp eine freie Gemeinde. Der rührigste blieb Uhlich; er reiste in der ganzen Provinz umher, in Ansprachen an Bürger und Bauern zum Anschluß an die Bewegung auffordernd. So fanden sich denn schon einige Tausend Anhänger und Neugierige in Köthen zusammen, von denen Wislicenus aus Halle, weit über Uhlich hinausgehend, es aussprach, daß nicht in der Heiligen Schrift, sondern in dem Geiste des Menschen und in den Fortschritten der Bildung die wahre göttliche Offenbarung enthalten sei. Und eine Anzahl Geistliche und Laien sprach durch Namensunterschrift ihre Übereinstimmung mit dieser Erklärung aus. Auch in Berlin bemühte sich der Stadtrat Benda, obwohl Jude, Unterschriften für diese Erklärung zu sammeln. Da griff Eichhorn in die Bewegung ein: Wislicenus, der Privatdozent in Halle und seit 1841 Prediger an der Neumarktskirche war, wurde die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, entzogen; auch von seinem Predigeramte suspendiert, wurde er 1846 abgesetzt. Indes gegen dies Einschreiten der weltlichen Macht legten neunzig Männer, teils geistlichen teils weltlichen Standes, keineswegs Lichtfreunde, sondern meist Anhänger Schleiermachers, die evangelischen Bischöfe Dräseke und Eylert voran, Verwahrung ein: nur der Kirche komme es zu, über die Verpflichtung ihrer Geistlichen und Lehrer zu entscheiden. Wie aber sollte die Kirche entscheiden?



194. Kultusminister Joh. Albr. Friedr. Eichhorn.
Nach der Zeichnung von Fr. Krüger lithographiert von Fr. Jentzen.

Die Generalsynode und das Religionspatent.

Schon Friedrich Wilhelm III. war 1816 der Meinung gewesen, der Kirche eine Synodalverfassung zu geben. Diesen Gedanken hatte Eichhorn aufgenommen, indem er 1841 und 1843 Kreissynoden und 1844 Provinzialsynoden in den östlichen Provinzen Preußens — Rheinland und Westfalen besaßen deren schon — einführte; freilich bestanden sie nur aus Geistlichen. Den Abschluß dieser Verfassung bildete die Generalsynode, die 1846 in Berlin zusammentrat, aus Geistlichen und Laien

zusammengesetzt. Diese nun bestimmte, daß zwar einerseits den gelehrten Theologen die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung nicht zu beschränken sei, anderseits aber auch der Streit der Lehrmeinungen nicht in das kirchliche Leben der Gemeinden hineingetragen werden dürfe. Dementsprechend wurde ein Glaubensbekenntnis von so allgemeiner Fassung entworfen, daß sich darin die verschiedensten Richtungen der Kirche zusammenfinden konnten. Diesen Beschlüssen indes stimmte der König nicht zu; er wollte durchaus die verpflichtende Kraft der Bekenntnisschriften festhalten; er hatte sich mehrfach persönlichst in die vorderste Linie des Kampfes auf die Seite der Orthodoxen gestellt. Er löste daher zwar die Generalsynode auf, gab aber zugleich am 30. März 1847 das „Religionspatent", das denen, die zur Anerkennung der Bekenntnisschriften sich nicht entschließen könnten, den Austritt aus der preußischen Landeskirche freistellte. Allein die Zahl der freien Gemeinden, die auf Grund dieses Patentes sich bildeten, war nur eine geringe; sie umfaßte außer denjenigen Gemeinden, die den Führern der Lichtfreunde folgten, nur einige altlutherische, die auch jetzt noch mit der Union nicht ausgesöhnt waren. Nur diese behaupteten sich auf die Dauer in ihrer Sonderstellung, während jene ausnahmslos, unterwühlt von politischem Radikalismus, wie sie waren, im Sturm des Jahres 1848 verweht wurden.

Ständische Pläne des Königs.

Unterdessen hatte der König die Fortbildung der Verfassungsfrage in Preußen nicht aus den Augen verloren. Sein Gedanke war, eine ständische Zentralversammlung zu schaffen, von der er erwartete, sie werde ihn der vorliegenden Schwierigkeiten überheben und dem allgemeinen Begehren, das auf die Edikte von 1815 und 1820 sich stützte, Genüge thun. Die Befugnis der Steuerbewilligung sollte nach dem Edikte von 1815, die der Zustimmung zu Staatsanleihen nach demjenigen von 1820 jener Zentralversammlung beigelegt werden, im übrigen aber sollte sie wesentlich beratender Art sein. Gebildet sollte sie werden durch die Vereinigung der Provinzialstände der acht Provinzen des Staates, jedoch ohne die Befugnis regelmäßigen periodischen Zusammentretens, in der Art, daß für die Zwischenzeiten ein ständischer Ausschuß die allgemeine Versammlung vertrete. Für diesen war eine vierjährige Periodizität grundsätzlich festgestellt. Die Versammlung selbst, die von vornherein durch die Menge der Mitglieder und die Art der Zusammensetzung etwas sehr Schwerfälliges hatte, sollte nach den drei Kurien der Ritter, Bürger und Bauern stimmen; aber zu dem gemeinsamen Beschluß zweier dieser Kurien mußte noch die Zustimmung einer Art Oberhaus treten, der Herrenkurie, die wesentlich aus den mediatisierten Fürsten gebildet werden sollte. Gegenüber dieser schwerfälligen und überfein ausgeklügelten Künstelei, die er auf Befehl des Königs hatte ausarbeiten müssen, hielt es Graf Arnim für seine Pflicht, nochmals auf die daraus offenbar hervorgehende Begriffsverwirrung hinzuweisen und dem König in einem Sonderentwurf die Einführung eines klaren Zweikammersystems anzuempfehlen, womit der König mit nichten zufrieden war. Arnim nahm deshalb am 21. Mai 1845 seine Entlassung; an seine Stelle trat der ebenfalls wohlwollende und aufrichtige Westfale Bodelschwingh. — Des Königs Stellung in der damaligen Zeit ist am besten ersichtlich aus einem Brief an Metternich aus dem Dezember 1844: „Ich will bestimmt und entschieden 1) keine Nationalrepräsentation, 2) keine Charte, 3) keine periodischen Fieber, d. h. periodische Reichstage, 4) keine Reichstagswahlen, weil ich König von Preußen bleibe, weil ich Preußens Stellung in Europa nicht umwerfen will." Er hofft ferner, „jedes Begehren des Fortschrittes nach den Theorien des Tages nachdrücklich und wohlgemut zurückzuweisen."

Die Verfassungskommission.

Zur Durchberatung dieser Grundzüge des Verfassungsentwurfes, welche den eigensten Gedanken des Königs entstammten, wurde nun nach Arnims Rücktritt eine Kommission eingesetzt, bestehend aus den Ministern Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz und dem brandenburgischen Landtagsmarschall Rochow, denen im September noch die Minister Thile und Rother und der Fürst Solms-Lichtenstein beigesellt wurden. Vom 11. bis zum 21. Juli und wieder vom 24. September bis zum 6. Oktober 1845 hielt die Kommission ihre Sitzungen, deren Ergebnis war, daß sie

alle, Rochow ausgenommen, allgemeine Landstände für notwendig erachteten; aber der König möge statt des unförmlichen Vereinigten Landtags die schon vorhandenen Vereinigten Ausschüsse verstärken und mit reichsständischen Rechten ausstatten; einstimmig verwahrte sich dann die Kommission gegen die Bildung einer gesonderten Herrenkurie.

Prinz Wilhelm und die Verfassungsfrage.

Allein der König war entschlossen, auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte, zu beharren. Zur Rechtsgültigkeit einer so tief einschneidenden Maßregel indes, wie diese Umgestaltung der Provinzialstände war, gehörte nach der Verfassung Preußens ein förmlicher Beschluß des Staatsministeriums. Ja, nach der früher erwähnten letztwilligen Verfügung des verstorbenen Königs sollten zunächst die Agnaten befragt werden. Darauf hatte auch Prinz Wilhelm von Preußen gedrungen, war aber vom Könige schroff abgewiesen worden; so vollständig hatte dieser seine anfängliche Ansicht von des Vaters Wünschen mittlerweile geändert und mit Vergnügen das Gutachten der Juristen Savigny und Eichhorn entgegengenommen, daß dies der Unterschrift und sonstiger Formalitäten entbehrende Schriftstück nicht rechtsverbindlich sei. So fand denn am 11. März 1846 eine gemeinschaftliche Sitzung des Ministeriums und der Verfassungskommission statt, um zunächst die große Frage zu entscheiden, ob überhaupt eine zentralständische Verfassung eingeführt werden solle oder nicht. An der Spitze des Ministeriums stand damals Prinz Wilhelm, der nächstjüngere Bruder des Königs und als „Prinz von Preußen" daher bei der Kinderlosigkeit desselben der präsumtive Thronfolger. Er eröffnete die Verhandlungen, indem er die Bedeutung des Moments, in welchem es sich um die ganze Zukunft, ja um die Existenz von Thron und Vaterland handele, betonte, doch aber von der Notwendigkeit der Bildung einer ständischen Zentralversammlung noch nicht überzeugt zu sein erklärte. Als aber alle Versammelten bis auf zwei sich für die Notwendigkeit erklärten, sprach er es mit der ihm eignen einfachen Offenheit aus: nunmehr wolle auch er die Notwendigkeit anerkennen; doch war er noch immer nicht für die Bildung des Vereinigten Landtags, ebensowenig für dessen uneingeschränktes Steuerbewilligungs- und Petitionsrecht. Er gab dem Ausdruck in einer Sondereingabe vom 17. Dezember 1846, die reich war an klaren und richtigen Gedanken, kam auch nochmals auf die Befragung der Agnaten zurück, sah sich aber wiederum zurückgewiesen.

Ergebnis der Beratungen.

Wohl förderte die Diskussion manche Bedenken gegen die projektierten Reichsstände zu Tage: dem Minister Flottwell war die Verfassung zu verwickelt, den Ministern Rother und Uhden machte das Steuerbewilligungsrecht der Stände Sorge; aber doch wurde schließlich mit 14 gegen 2 Stimmen die Notwendigkeit der Einrichtung von Reichsständen anerkannt, vorausgesetzt, daß dieselben nur beratende Stimmen haben sollten. Auch der Prinz von Preußen trat schließlich der Majorität bei; nur der Minister v. Rochow beharrte auf seinem ablehnenden Votum, und der Landtagsmarschall v. Rochow riet, die ganze Schwierigkeit durch förmliche Zurücknahme der alten Verheißungen Friedrich Wilhelms III. zu lösen. Der Prinz schloß die Diskussion. „Ein neues Preußen", sagte er, „wird sich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe! Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist."

Das Patent vom 3. Febr. 1847.

Am 3. Februar 1847, dem Jahrestage des Aufrufs zur Bildung freiwilliger Jägerkorps, erschien das Patent des Königs, das den vereinigten Landtag mit reichsständischen Befugnissen schuf. Friedrich Wilhelm hatte den Tag mit Bedacht gewählt: wie jener Aufruf, so sollte auch dies Patent der Ausgangspunkt einer neuen glänzenden Epoche werden. Es machte in Deutschland, ja in ganz Europa den größten Eindruck, daß nun auch Preußen, dieser altmonarchische Staat, zu dem ständischen Prinzip überging, das doch bald in ein konstitutionelles sich wandeln würde. Den größten Eindruck machte das Patent naturgemäß in Preußen; allein von der freudigen Dankbarkeit, die der König erwartet hatte, zeigte sich nicht viel. Es waren dem Patente drei Verordnungen beigefügt, die dem Eingeweihten bewiesen, daß die ganzen Kommissionsverhandlungen des letzten Jahres ohne Nutzen gewesen waren. Sie zeigten, daß der König im wesentlichen an seinem oben mitgeteilten Plane festgehalten hatte.

Im Anfang seiner Regierung hätte man dem König begeistert für diesen Vereinigten Landtag gedankt; jetzt hatte man allerlei auszusetzen. Daß diesem Landtage, ausgenommen in Anleihe- und Steuersachen, nur beratende Geltung eingeräumt wurde, daß neben den Kurien der Bauern, Bürger und Ritter noch eine besondere Herrenkurie der Standesherren, Mediatisierten und Prinzen eingerichtet war, daß Periodizität ihm versagt war, so daß leicht die wichtigsten Angelegenheiten dem in der Zwischenzeit tagenden ständischen Ausschusse zufallen konnten, daß für das Staatsschuldenwesen nur eine ständische Deputation gebildet werden sollte: das alles erregte vielfach Unzufriedenheit und Unmut. Es lag eben in dem Inhalte, auch in der Fassung der neuen Gesetze vieles, was dem Geiste der Zeit widersprach. Im Jahre 1842 hatte ein pommerscher Edelmann, von Bülow-Cummerow, eine Schrift veröffentlicht: „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnis zu Deutschland", die rasch in mehreren Auflagen sich verbreitet hatte. Die Forderungen des greisen, durchaus konservativen Patrioten: größere Öffentlichkeit der Verwaltung, besonders des Staatshaushaltes, Entfesselung der Presse, Entwickelung der Provinzialstände zu einer einheitlichen Vertretung des Volkes, diese maßvollen Forderungen schienen denn doch das Mindeste zu bezeichnen, was die öffentliche Meinung glaubte ansprechen zu dürfen, und doch blieben dahinter noch die Zugeständnisse des 3. Februar zurück. Kein Wunder, daß man sie im allgemeinen sehr kühl aufnahm. Ja es fehlte nicht an Stimmen, wie H. Simon in der Schrift: „Annehmen oder Ablehnen?", welche sich geradezu für Ablehnung des Patentes aussprachen, eine Ansicht, die selbst in mehreren Provinziallandtagen, wenn sie auch nicht durchdrang, ziemlich unverhüllt laut wurde. Indes behielt allenthalben die Erwägung, dem Gesamtinteresse des Staates persönliche Wünsche und Bedenken unterzuordnen, die Oberhand.

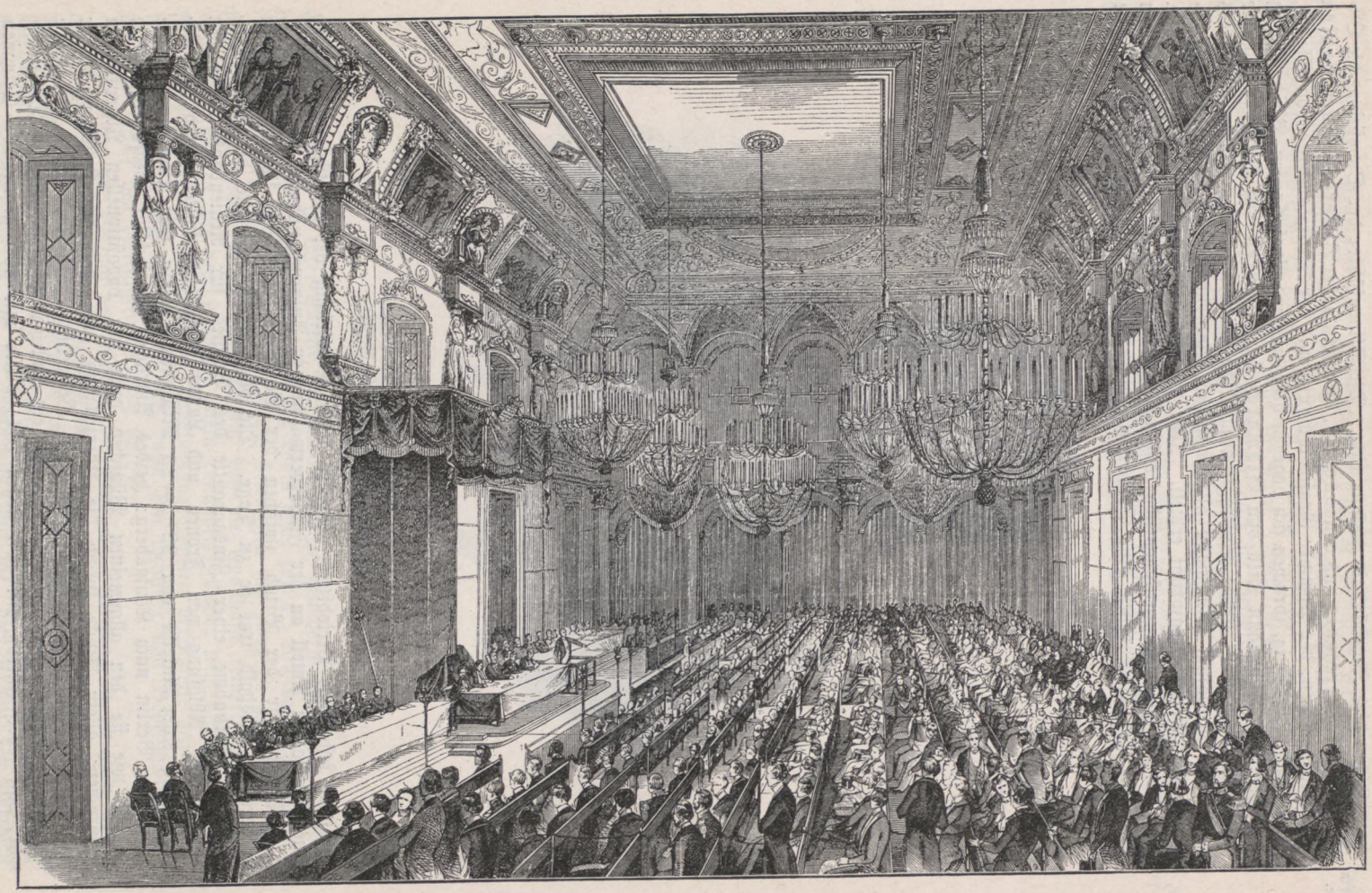
Eröffnung des Vereinigten Landtags.

Sonntag den 11. April 1847 trat der vereinigte Landtag im Weißen Saale des Berliner Schlosses zusammen; der König eröffnete ihn mit einer ebenso glänzenden als von einem aufrichtig gemeinten Pathos durchdrungenen Rede.

„Ich strebe allein danach", sagte er, „meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu teil werden." Aber zugleich gab er die feierliche Erklärung ab, „daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daß ich es nie und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen." Und indem er seine getreuen Stände aufforderte zum gemeinsamen Kampfe gegen die Untreue und die bösen Gelüste der Zeit, legte er das Bekenntnis ab: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Ja wahrhaftig!"

Die Antwortadresse des Vereinigten Landtags.

Beim Beginn der ersten Sitzung zeigte es sich, wie wenig der König mit seiner überschwenglichen, oft unklaren Rede den Erwartungen entsprochen hatte. Graf Schwerin, einem altberühmten pommerschen Adelsgeschlechte angehörig, aber der liberalen Zeitströmung nicht fernstehend, stellte den Antrag, die Stände sollten dem Könige in einer Adresse ihren Dank, aber auch ihre Rechtsbedenken aussprechen. Zwar der Entwurf Beckeraths, welcher alle Rechte, die der Landtag sich wahren müsse, aufzählte, ging nicht durch, wohl aber mit 487 gegen 107 Stimmen die gemilderte Fassung Auerswalds, welcher eine allgemeine Wahrung der Rechte aussprach, wie sie aus den Edikten von 1815 und 1820 sich ergaben. Damit war ein Anspruch erhoben, den der König durch seine völlige Nichterwähnung des Gesetzes vom 22. Mai 1815 im Patent vom 3. Februar 1847 indirekt als beseitigt hingestellt hatte. Er mißbilligte daher in der Botschaft, mit welcher er am 22. April die Adresse beantwortete, den Ausdruck „Wahrung" und versicherte, daß die Gesetzgebung vom 3. Februar in ihren Grundlagen unantastbar sei; aber er fügte doch die Erklärung hinzu, daß er diese Verfassung doch als fortbildungsfähig betrachte: er werde die Anträge prüfen und soweit gewähren, als es mit den unveräußerlichen Rechten der Krone und der Wohlfahrt des Landes vereinbar sei. Zu dem Versprechen periodischer Einberufung konnte er sich nicht entschließen, aber er versprach, binnen vier Jahren den Landtag von neuem zu berufen.



195. Eine Sitzung des Vereinigten Landtags im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin (1847).
Nach einem Zeitbilde in der Illustrierten Zeitung.

Die Opposition im Landtage.

Indes dies Zugeständnis genügte nicht. Die Stimmführer der Opposition, die Ostpreußen von Auerswald und von Saucken, die Rheinländer Beckerath, Camphausen und Hansemann, der Pommer Graf Schwerin und der Westfale Georg von Vincke, beredt und schlagfertig, sprachen sich dagegen aus, während Graf Arnim-Boitzenburg und der Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhausen mit Nachdruck für die Regierung eintraten. Vincke beantragte alljährliche Einberufung des Landtags, und als dies nicht durchging, Hansemann allzweijährliche Einberufung, ein Antrag, der die erforderliche Zweidrittelmajorität erhielt. Aber die Linke wollte noch viel mehr erreichen. Auf die nur halb entgegenkommende königliche Botschaft hin hatten, durch Hansemann angeregt, 138 Abgeordnete eine Erklärung unterzeichnet, in der sie nicht bloß eine



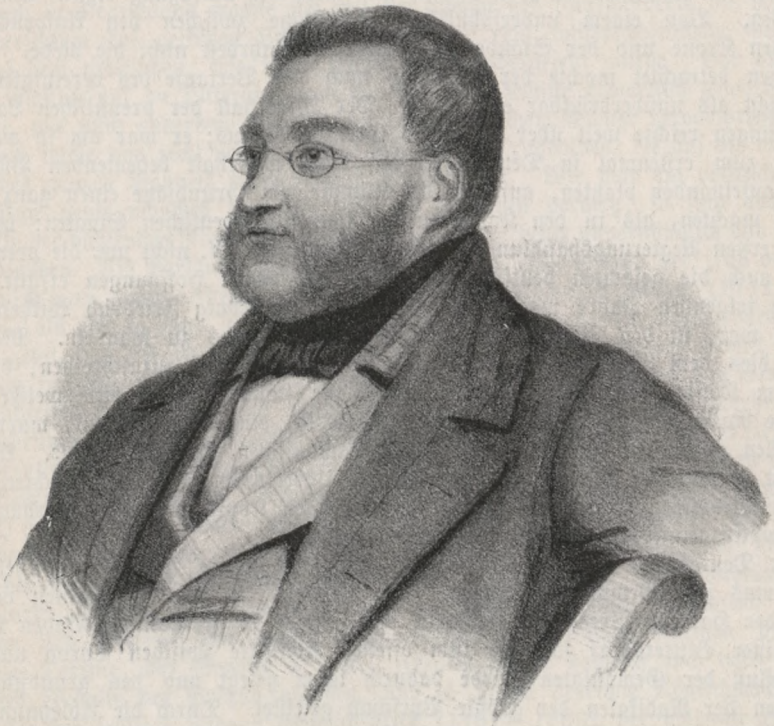
196. Hermann von Beckerath.
Nach der Lithographie von E. Meyer.

bestimmt festgesetzte Periodizität, sondern auch Mitwirkung bei der Gesetzgebung und einen wirksamen Anteil an der Finanzverwaltung in Anspruch nahmen.

Damit war der Bruch zwischen der Regierung und der Landtagsmajorität vorbereitet. Alsbald trat er zu Tage. Die Regierung beantragte bei dem Landtage die Übernahme einer Zinsgarantie des Staates für Rentenbanken, die den Bauern die Ablösung von Fronen und Lasten erleichtern sollten, und die Genehmigung einer Anleihe von $22\frac{1}{2}$—25 Millionen Thalern zum Bau einer Eisenbahn von Berlin nach Königsberg: beides Anträge, die sachlich ebenso segensreich waren, wie sie den allgemeinen Wünschen auch der oppositionellen Abgeordneten entsprachen; allein Vincke sprach die Überzeugung aus, daß der Landtag, da er der notwendigsten Rechte einer ständischen Vertretung entbehre, weder im stande sei, eine Zinsgarantie zu übernehmen, noch ein Anlehen zu genehmigen. Die Folge war, daß jener Antrag mit 448 gegen 101, dieser mit 360 gegen 179 Stimmen abgelehnt wurde.

Wenn dem Landtage eine bestimmte Periodizität bewilligt werden sollte, so mußten die vom Könige angeordneten Ausschüsse, die eine Beschränkung der Rechte des Landtags darstellten, in Wegfall kommen. Daher beantragte von der Heydt, den König um den Wegfall dieser Ausschüsse zu bitten. Auch dieser Antrag erhielt die erforderliche Majorität. Diesem Antrage stimmte auch im wesentlichen die Herrenkurie bei. Aber der König lehnte es ab, die schon angeordneten Wahlen zu den Ausschüssen auszusetzen; jedoch in Erwägung ziehen wolle er die Anträge. Die Ausschußfrage.

Die Wahl der Ausschüsse, die der König angeordnet hatte, lag den einzelnen Provinzialständen ob. Sie waren der Ansicht, daß, wenn sie sich hierzu versagten, dies sowohl der Würde des Staates Eintrag thun als auch den Verpflichtungen des Schluß des Landtags



297. Ernst Friedr. Georg, Freiherr von Vincke.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Gehorsams, die sie in ihrer Adresse übernommen hatten, zuwiderlaufen würde. Daher hielten sich nur 58 Abgeordnete von der Wahl ganz zurück, 204 dagegen vollzogen sie ohne weiteres; die übrigen Abgeordneten beteiligten sich zwar an der Wahl, aber nur unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß die Ausschüsse keinerlei Handlungen vornehmen dürften, die dem Landtage allein zuständen. Dieser teils offene, teils versteckte Ungehorsam der Mehrheit der Landtagsabgeordneten verstimmte den König auf das tiefste; er verließ Berlin und ließ durch den Minister von Bodelschwingh am 26. Juni 1847 den vereinigten Landtag schließen.

So klang der Versuch des Königs, die ständische Vertretung in Preußen weiter auszubilden, in einem schrillen Mißton aus. Aber doch war mit dem Februarpatent Preußen in eine vorwärtsstrebende Entwickelung eingetreten, und da nunmehr die Verhandlungen alle veröffentlicht werden durften, so kannte das Volk bald genau diejenigen Redner, die es mit der Regierung und die, die es mit den liberalen Ideen hielten.

Die Stellung des Königs.

Die Meinung des Königs war gewesen, erst wenn die Verfassung vom 3. Februar vollständig zur Durchführung gebracht wäre, an Veränderungen derselben zu denken. Er ließ sich auch jetzt durch den Verlauf des vereinigten Landtages darin nicht irre machen; er hielt daran fest, in der Vereinigung der Provinzialstände zu dem Vereinigten Landtage die Grundlage zu einer weiteren politischen Entwickelung zu sehen, die er nicht aus dem Auge verlor. Er ließ daher, nachdem eine vorbereitende Versammlung vorausgegangen war, am 17. Januar 1848 die vereinigten Ausschüsse, deren Wahl er befohlen hatte, in Berlin zusammentreten. Was er gab, sollte nicht als abgezwungen, sondern stets als Ausfluß freiwilliger Entschließung erscheinen. Das „Königtum von Gottes Gnaden", die durch Erbrecht ihm zugefallenen Rechte der preußischen Krone, wollte er nicht anders als durch die Entsagung eignen Entschlusses beschränken. Von einem unversöhnlichen Gegensatze zwischen den Ansprüchen der preußischen Krone und der Stände war somit in Wahrheit nicht die Rede. Freilich von außen betrachtet mochte der Gegensatz nach dem Verlaufe des vereinigten Landtages leicht als unüberbrückbar erscheinen. Der Widerhall der preußischen Landtagsverhandlungen reichte weit über Preußens Grenzen hinaus; er war um so mächtiger, als hier zum erstenmal in Deutschland auf einer wahrhaft bedeutenden Bühne die Geister aufeinander platzten, auf der die Kämpfe um Grundsätze einen ganz andern Eindruck machten, als in den Kammern der kleinen süddeutschen Staaten; hatten ja auch die ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelms IV. nicht nur die preußischen, sondern auch die gesamten deutschen Liberalen mit neuen Hoffnungen erfüllt.

Die folgenden Jahre machten es klar, daß der König Friedrich Wilhelm nicht gesonnen war, in den Bahnen des deutschen Liberalismus zu wandeln. Man war geneigt, dies dem Einflusse Bunsens und von Radowitz' zuzuschreiben, die beide schon dem Könige seit vielen Jahren sehr nahe standen, jener eine weiche, leicht begeisterte Natur voll romantischer Ideen, Radowitz, eine stolze Gestalt, marmorblaß mit dunklen glühenden Augen, die einen fast dämonischen Eindruck machte. Allein es war nicht so sehr ihr Einfluß, als eine gewisse Übereinstimmung der Ansichten, welche den phantasievollen, frommen, romantisch angelegten König mit ihnen verband. In allen Hauptfragen folgte er seinen eignen Gedanken.

Einfluß von Preußens Haltung auf das übrige Deutschland.

Für Deutschland war es ein Unglück, daß der König Friedrich Wilhelm dem Liberalismus jede Ermutigung entzog. Die Reaktion in den Kleinstaaten verstärkte sich an der Haltung Preußens: selbst in dem früher so freisinnigen Baden trieb es der Minister Blittersdorf fast bis zum offenen Konflikte zwischen Thron und Volk. Der Einfluß der Gemäßigten wurde dadurch lahm gelegt und den grundstürzenden Wühlereien der Radikalen der größte Vorschub geleistet. Durch die Ablehnung jeder Verständigung mit den Forderungen der Zeit beraubten sich die Regierungen ihrer zuverlässigsten Freunde, erfüllten sie mit Unlust an den öffentlichen Dingen oder drängten sie dem Radikalismus in die Arme. Das Vertrauen des Volkes ging verloren, das festeste Fundament der Throne; blödsichtige Fürstendiener setzten die Zukunft von Thron und Volk aufs Spiel um den Preis der bequemen Allmächtigkeit des Regierens.

Aufhebung der ständischen Ausschüsse.

Dennoch behauptete sich in der öffentlichen Tagesmeinung eine Richtung, welche sich nicht beirren ließ, von der politischen Führerschaft Preußens die Erhebung des ganzen deutschen Vaterlandes zu erwarten. Wie würde die mächtig erstarkt sein, wenn Friedrich Wilhelm den maßvollen Wünschen des vereinigten Landtages, der besonnenen und patriotischen Führer des mündig gewordenen Preußenvolkes nachgegeben hätte! Schwerlich hätte dann der Radikalismus so zügellos hervortreten, das alte System so haltlos zusammenbrechen können. Wohl that der König wieder einen Schritt entgegen; als er am 7. März 1848 die Versammlung der ständischen Ausschüsse schloß, kündigte er mündlich an und sprach es dann in einer besonderen Botschaft aus, daß er entsprechend den Petitionen des vereinigten Landtages diesem Periodizität verleihe und die ständischen Ausschüsse aufhebe: höchst wichtige Zugeständnisse fürwahr, die einen großen Schritt weiter in der politischen Entwickelung Preußens bedeuteten: aber genügten sie noch der Aufregung der Zeit?

Bei der Eröffnung des Vereinigten Landtages hatte der König gesagt: „Von allen Unwürdigkeiten, denen ich und mein Regiment seit sieben Jahren ausgesetzt gewesen, appelliere ich an mein Volk; von allen schnöden Erfahrungen, die mir vielleicht noch vorbehalten sind, appelliere ich im voraus an mein Volk!“ Aber König Friedrich Wilhelm lebte in einer Welt romantischer Ideen, welche von den treibenden Ideen der Zeit sehr verschieden waren: so verstand er sein Volk nicht und wurde von ihm nicht verstanden.

Litterarisches und sonstiges Kulturleben in Deutschland. Die allgemeine Entwickelung der exakten Wissenschaften während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die Romantik.

Auch in Deutschland machte sich mit der Wende des Jahrhunderts die Romantik zur Herrscherin des geistigen Lebens sowohl auf rein wissenschaftlichem Gebiete als auch auf dem politischen, wie schon früher auseinandergesetzt wurde. Vor allem aber ist ihr Einfluß auf die Litteratur und die bildenden Künste bemerklich geworden. Sie hat hier, wie auch anderswo, Blüten von unverwelklichem Glanze hervorsprießen lassen, aber auch solche von recht vergänglichem Schimmer, Trugdolden, die auf die ungesunden Säfte des ganzen Baumes einen Rückschluß erlaubten. Wie man im politischen Leben jener Tage heute manches durchaus nicht zu verstehen vermag, so sind auch gewisse Produkte der dichtenden Romantik für den Deutschen von heute unverständlich und ungenießbar geworden. Als Vorläufer der Romantik kann angesehen werden der früh verstorbene Friedrich von Hardenberg, der sich als Dichter Novalis nannte (1772—1801), insofern, als sich in ihm, wie bei den meisten Romantikern, ein bedeutendes lyrisches Talent zeigt, das sich in seinen geistlichen Liedern mit etwas unklarer Mystik verbindet, und auch insofern, als größere Aufgaben, wie sein Roman „Heinrich von Ofterdingen“ fragmentarisch bleiben und der klaren und kunstvollen Durchführung entbehren. Von den Gebrüdern Schlegel, nämlich August Wilhelm von Schlegel (1767—1845) und Friedrich von Schlegel (1772—1829) erhält die Romantik noch einen besonderen Charakterzug: das Streben, fremde Litteraturen dem deutschen Volke zugänglich zu machen, gewissermaßen fremde Reiser auf die deutsche Eiche zu pfropfen, ein Bestreben, dem Goethe wohlwollend und aufmunternd zusah; meinte er doch, auf diese Weise müsse der Tag der Weltlitteratur heraufgeführt werden. Mit dem Studium fremder Litteraturen wurden auch fremde Formen mit Eifer kultiviert, namentlich handhabte Wilhelm von Schlegel mit großer Gewandtheit die südlichen Formen der Glosse, Kanzone, Terzine, des Sonetts u. s. w. Freilich wurde dadurch auch bald der Form vor dem Inhalte der Vorzug gegeben, und es kamen gereimte Abgeschmacktheiten zu Tage, die der kräftige Johann Heinrich Voß (1751—1826), der bekannte Homerübersetzer und Dichter der „Luise“, und der auch sonst der deutschen Litteratur angehörige Däne Jens Baggesen (1764—1826) als Klinklingelunwesen auf das drastischste und treffendste verhöhnten. Beide Brüder Schlegel sind überhaupt weniger als selbständige Dichter namhaft geworden; vielmehr als Übersetzer und Einführer fremder Dichter, so besonders Shakespeares und Calderons; auch haben sie durch ihre Vorträge und Arbeiten über Litteraturgeschichte im allgemeinen und über das Geistesleben der Inder, der modernen litterarischen Kritik den Weg gebahnt und die indischen Studien in Deutschland gefördert. Ebenso als Übersetzer Shakespeares, dann des Spaniers Cervantes (Don Quixote), war Ludwig Tieck (1773—1853) thätig. Während seines langjährigen zweiten Aufenthaltes in Dresden (1819—1841) als Intendant des Hoftheaters, galt er in litterarischer Beziehung als Orakel. Während einige seiner lyrischen Produkte noch heute gern gelesen und gelernt werden, sind seine Theaterstücke längst in Vergessenheit geraten, ebenso seine Romane. Besser als letztere gelangen ihm Novellen, die überhaupt durch ihren kürzeren Umfang, durch die Verlegung des Schwerpunktes in die Charakter- und Situationsschilderung seiner Art mehr entsprachen. Dieser Form der Erzählung gab Tieck eine gewisse abgerundete Vollendung. Endlich hat Tieck auch das Verdienst, seine deutschen Zeitgenossen im „Phantasus“ mit den Sagengestalten

Hardenberg.

Die Gebrüder Schlegel.

Voß.

Baggesen.

Tieck.

des deutsch-romanischen Mittelalters bekannt gemacht zu haben. Auf ähnlichem Gebiete
Brentano. thaten sich hervor Clemens Brentano (1778—1842), der Verfasser der naiven Geschichtchen „Vom braven Kasperl und schönen Annerl“ und „Gockel, Hinkel und
Achim von Arnim. Gackeleia“, und sein Schwager Ludwig Achim (Joachim) von Arnim (1781—1831), der Brentanos Schwester Bettina, die Verfasserin des Romans „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, geheiratet hatte; beide gaben in den Jahren 1806—1808 unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ eine vortreffliche Sammlung deutscher Volkslieder
Görres. heraus. Auch Joseph (von) Görres (1776—1848), den wir seiner Zeit als Verfechter der französischen Revolutionsideen, dann als streitbarsten und beredtesten Kämpfer für das Papsttum kennen gelernt haben, hat durch seine Ausgabe des Lohengrin, durch seine altdeutschen Volks- und Meisterlieder und durch seine Schrift über die deutschen Volksbücher sich große Verdienste um die Kenntnis der deutsch-mittelalterlichen Litteratur erworben.



198. Ludwig Tieck.
Nach dem Leben gezeichnet von F. Gießmann, gestochen von C. A. Schwerdgeburth.

Ganz im ritterlichen Mittelalter lebte auch Friedrich Baron de la Motte
De la Motte Fouqué. Fouqué (1777—1843), trotz des französischen Namens ein Märker, wie Arnim. Die Perle seiner Dichtungen, die Märchennovelle „Undine“, erfreut sich noch heute der Gunst deutscher Leser. Als Lyriker zeichnete er sich aus durch reiche Phantasie und inniges zartes Empfinden; auch trat er in seinen Kriegsliedern während der Befreiungskriege als patriotischer Dichter hervor. Der bedeutendste aber unter den eigentlichen Romantikern bleibt Heinrich
Heinrich von Kleist. von Kleist (1777 bis 1811), in weitesten Kreisen bekannt durch sein Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn“, mehr in litterarischen durch das Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. Mächtig erfaßte ihn die Schmach seines Vaterlandes, gewaltig klang sein Weckruf „Germania an ihre Kinder“; auch die „Hermannsschlacht“, die den Sieg der Deutschen über die Römer im Teutoburger Walde zum Vorwurf hatte, war als Streitruf gegen die Franzosen gemeint. Vaterländisch war auch sein noch heute gegebenes Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“ und unter seinen Novellen „Michael Kohlhaas“. Die Verzweiflung an der Zukunft des Vaterlandes drückte ihm am 21. November 1811 die Mordwaffe in die Hand, mit der er am Wannsee bei Potsdam erst seine Freundin, Henriette Vogel, dann sich selbst erschoß. Man kann wohl der Meinung sein, daß ohne diese zu solch tragischem Ende

führende Verdüsterung Kleist bei weiterer Entwickelung aus dem Kreise der Romantik herausgetreten sein würde. Schon seine in sich künstlerisch mehr abgeschlossene Natur, die im Gegensatze zu der weich zerfließenden, nie recht zur Konzentration aller Kräfte kommenden Art der Romantiker stand und nicht wie jene durch eine sentimentale Schwärmerei für das Mittelalter mit seinen wunniglichen Maidlein, tugendheldenhaften Recken und greulichen Ungeheuern in Mensch- und Tiergestalt, sondern von einer wahren großen und tiefen Leidenschaft, von Liebe zum Vaterland und Haß gegen die Franzosen, erfüllt war, mußte ihm mit der Zeit eine andre dichterische Laufbahn vorschreiben.

Die Schicksalstragödien.

Je mehr die Romantik der Wirklichkeit den Rücken kehrte und zu der wahren klassischen Kunst und ihrer Auffassung von Menschenwürde und vom Werte des Einzelindividuums in Gegensatz trat, um so mehr mußte sie zu Hervorbringungen gelangen, die, selbst krankhaft und naturwidrig, nur einer kranken Zeit gefallen konnten. Dahin gehören die Schicksalstragödien, in denen ein blindes, überdies auf die kleinlichsten Niederträchtigkeiten erpichtes, unentrinnbares Schicksal die Handlung regiert und jede menschliche Freiheit mit Füßen tritt. Dieses Schicksal, das, mißverstandenerweise, eine Reminiscenz an das antike sein soll, wird dadurch nur noch widriger, daß es mit dem romantischen Christentum verbrämt wird. Die Helden, innerlich haltlose und schwächliche Gesellen, die ihre Schuld und ihren Untergang der Konstellation der Sterne, dem Fluche einer Zigeunerin, einer Ahnung, einem Traume zuschreiben, spiegeln meist nicht nur den Charakter des Dichters wider, sondern die Entkräftung und sittliche Ermattung, die nach den Befreiungskriegen bis in die zwanziger Jahre hinein die ganze Nation beherrschte. Dahin gehören, um nur die bekanntesten aufzuführen, Zacharias Werners (1768—1823) „Der vierundzwanzigste Februar" (1815), Adolf Müllners (1774—1829) „Die Schuld" (1816), Franz Grillparzers (1791—1872) „Ahnfrau" (1817), Ernst Freiherrn v. Houwalds (1778—1845) „Bild" (1821), Ernst Raupachs (1784—1852) „Königinnen" (1822). Es bewies nicht nur im Geschmack, sondern in der ganzen Zeitanschauung einen Aufschwung, daß Platens satirisches Lustspiel „Die verhängnisvolle Gabel" (1826) reichen Beifall fand, in dem er erbarmungslos mit der Schicksalstragödie ins Gericht ging. Als ähnliche Ausartung der Romantik sind die meisten Erzählungen E. T. A. Hoffmanns (1776—1822) zu bezeichnen, in denen überall eine fieberhafte Entzündung des Gemüts und total überreizte Phantasie herrschen, verbunden mit einem manierierten Haschen nach dem Seltsamen, Ungeheuerlichen und Grauenvollen. So ist in seinen „Elixieren des Teufels", seinen „Nachtstücken", in „der Automate" alles mögliche Greuliche angehäuft, während das „Fräulein von Scudery" und „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen" beweisen, daß dem Autor auch eine höhere Kunst nicht fremd war.

Gegensatz unseres Denkens.

Weniges aus dem Schöpfungsbereiche der Romantik hat sich herübergerettet in unser Zeitalter, das nicht Zerfahrenheit und Verschwommenheit, sondern Sammlung und festumrissene Zeichnung liebt, nicht unwahre Charaktere und unwahrscheinliche Situationen, sondern lebensvolle Wiedergabe des Wirklichen und Möglichen, nicht träumerisch sich auflösendes Gefühlsleben, sondern zielbewußtes Wollen, nicht willkürliche Neubelebung verflossener Jahrhunderte, sondern Verständnis für deren thatsächliches Leben und für die Forderungen der Gegenwart, nicht weltbürgerliches Umherschwärmen in allerhand fremden Litteraturen, sondern ihr Durchdringen und Verstehen vom nationalen Standpunkte aus. Darum sind uns auch die Dichter bleibend in Kopf und Herz geworden, die mit bewußtem Dichtervermögen der niedergedrückten Nation neue Kraft und den auseinanderstrebenden Elementen nationalen Zusammenhalt gewahrt haben, die Dichter der Befreiungskriege. Hier gehört in erster Linie her Ernst Moritz Arndt (1769—1860) aus Schoritz auf Rügen, ein rechter markiger Sohn der Buchenwälder seiner Heimat.

Arndt.

Als Professor in Greifswald trat Arndt in jener trüben Zeit von Deutschlands Schmach und Jammer 1807 mit dem ersten Teile seines „Geist der Zeit" hervor, einem Werke voll kühnen Freimuts, voll Erbitterung gegen Napoleon und die Franzosen, voll glühender Liebe zu dem armen und unterdrückten Vaterlande. Flüchtend vor der Rache des Corsen gelangte er nach St. Petersburg und trat in engste Beziehung zu dem ebenfalls dahin geflüchteten Freiherrn vom und zum Stein. Von hier aus verbreitete sich in Tausenden von Exemplaren (1812) sein „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", worin er in der Feuersprache der Propheten lehrte, „wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen solle". Mit Beziehung auf die im Frühjahr 1813 organisierten Landwehr und Landsturm schrieb er „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?" Eine andre geharnischte Flugschrift dieser Zeit führt den Titel „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze". Nun aber erschienen seine „Lieder für Deutsche" (1813), „Kriegslieder der Deutschen" (1814), „Deutsche Wehrlieder" (1814), die „Haare auf den Zähnen und tiefe Glut im Herzen hatten" und deren Mehrzahl noch heute im Munde des Volkes fortlebt. Der ungestüme Vaterlandsgeist, der in

diesem Manne und seinen Dichtungen lebte, machte ihn ja dann zur Zeit der Demagogenriecherei verdächtig. Die ihm 1817 übertragene Professur zu Bonn wurde ihm 1820 entzogen und erst 1840 mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. wiedergegeben. Seine im gleichen Jahre erschienenen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" bewiesen dem deutschen Volke, welch getreuen Eckart es an dem Alten in Bonn hatte, „des Schnabel sei nun einmal so gestellet, daß er sich, wenn er den Mund aufthue, unwillkürlich alles liebe deutsche Volk als Zuhörer denken müßte". —

Körner. Durchaus emporgewachsen an dem Schillerschen Heldenpathos zeigte sich Theodor Körner (1791—1813) durch seine Dramen „Rosamunde" und „Zriny" in künstlerischer Beziehung abhängig von dem großen Freunde seines Vaters; dann aber erwuchsen ihm aus derselben Wurzel jene herrlichen Schößlinge der Kampflieder, die alsbald in aller Mund lebten und dann (1814) unter dem Titel „Leier und Schwert" gesammelt, der Nation ein bleibendes Vermächtnis sein sollten, besiegelt durch den fröhlichen Reitertod des Heldenjünglings bei Gadebusch am 26. August 1813. — Ebenfalls mit der Waffe und zwar wegen einer Lähmung der rechten Hand das Schwert in der Linken führend, nahm Max von Schenkendorf (1783—1817) teil am Befreiungskriege, teil aber auch an seiner Lyrik; sein Landsturmlied, sein Soldatenmorgenlied, sein „Freiheit, die ich meine", sein Lied auf Scharnhorsts Tod, sein wunderbarer „Frühlingsgruß an das Vaterland", seine Lieder von der Muttersprache, vom Rhein, sind heute noch jedes Patrioten Eigengut. Wie Arndt und der noch zu erwähnende Rückert verband er mit seinem Patriotismus eine echte, körnige christliche Gesinnung, ohne den Beigeschmack frömmelnder Sinnlichkeit, die die Romantiker vielfach so unvorteilhaft auszeichnete. Schenkendorfs Stimme erhob sich nach den Befreiungskriegen am lautesten für die Wahl eines Reichsoberhauptes: „Wollt ihr keinen Kaiser küren", und mit Recht hat ihn darum Rückert den Kaiserherold genannt. Sein früher Tod ersparte ihm die Enttäuschung, auf die Zeit der nationalen Hochflut eine seichte Ebbe zu sehen, in der die Kaiseridee schließlich zu einem Verbrechen gestempelt wurde.

Schenkendorf.



E. M. Arndt.

199. Ernst Moritz Arndt.
Nach einer Lithographie.

Von Fouqués Anteil an den Befreiungskriegen und ihrer Poesie ist schon gesprochen worden, da er ja wesentlich einem andern Gebiete angehört. Auch nur zum Teil als vaterländischer Dichter und ohne den unmittelbaren Eindruck wie die andern zu machen, trat Friedrich Rückert (1788—1866) auf, der unter dem Titel „Deutsche Gedichte von Freimund Raimar" 1814 eine Reihe patriotischer Dichtungen herausgab, unter denen die bedeutendsten die „Geharnischten Sonette" waren; ihnen folgte 1817 der noch weniger beachtete „Kranz der Zeit". Aber auf ganz anderem Felde lag das eigentliche Schaffensgebiet dieses großartig beanlagten Dichters, der zwar mit der Romantik das Interesse für den Orient und die Hinneigung zu fremder Form teilte, aber in beidem sich nicht als dilettierender Liebhaber, sondern als sprachgewaltiger Kenner und Meister bewies. Vor allem aber führte er die Deutschen aus dem Irrgarten der Romantik zurück, indem er wieder wahre, rein menschliche Töne anzuschlagen wußte mit einer Frische und Herzenstiefe, wie sie nur wieder bei Goethe begegnen;

Rückert.

die trüben Schwaden aber katholisierender Frömmelei wichen vor dem kräftigen Anhauche seiner herzhaften wirklichen Frömmigkeit. Noch immer erblüht den jungen Geschlechtern neu sein „Liebesfrühling", noch immer predigen seine „Haus- und Jahreslieder" und seine wundervollen „Kindertotenlieder" allen Beladenen und Geprüften den Trost göttlicher Poesie; selten hat einer so wie er es verstanden, das tägliche Leben zur Poesie zu erheben und durch Poesie zu verklären; noch immer erfreut sich der welt- und menschenerfahrene Mann an seinen Parabeln, seinen angereihten perlenden „Vierzeilern" und vor allem an seiner „Weisheit des Brahmanen". Und wer ebenso wie an heldenhafter Gesinnung und an zarter Weiblichkeit sein Herz labt, wie an herrlicher Form, der wird mit immer wachsendem Entzücken die den indischen Mahabharata entnommene Episode „Nal und Damajanti" lesen. Hier zeigt sich, bis zu welcher bewundernswerten Gestaltungsfähigkeit sich die deutsche Sprache seit Klopstocks Tagen entfaltet hatte. Das tritt auch glänzend zu Tage in Rückerts Übersetzung der Makamen des Hariri, eines arabischen Dichters, der 1054—1121 n. Chr. lebte. —

Platen.

Ist Rückert in gewissem Sinne der romantische Schüler Goethes, freilich aber als Schüler Goethes weit hinausragend über die inhaltlich und formell immer mehr abwirtschaftende Romantik, so kann man August Graf von Platen (1796—1835) den klassischen Schüler des großen Weimarers nennen. An Aristophanes sich anlehnend schuf er seine satirischen Komödien, deren eine, schon erwähnte, sich gegen die Schicksalstragöden, namentlich Müllner richtete (Die verhängnisvolle Gabel), deren andere, „Der romantische Ödipus" gemünzt war auf die Romantik, namentlich, unverdientermaßen gegen Immermann (den „Nimmermann"), der doch zu seinem besseren Teile schon außerhalb dieser Richtung stand. In Italien hat er die längere Zeit seines Lebens verbracht, und seine reizenden Eklogen und Idyllen, wie auch einige seiner Balladen behandeln das italienische Leben oder auch die Vergangenheit Italiens in meisterhafter Form. Offenbar fühlte er sich da der Heimat entfremdet, und vielfach klingt „Weltschmerz" durch seine Lieder, deren letzte Blüten dem Unglück der Polen gewidmet waren. Seine Polenlieder beweisen uns, wie weit entfernt man 1831 war von einer wirklichen Kenntnis und Erkenntnis der Verhältnisse. — Ebenso wie Platen anfangs noch mit seinem gläsernen Pantoffel auf dem Standpunkte der Romantik sich befand, so sein Gegner

Immermann.

Karl Leberecht Immermann (1796—1840). Doch wandte er sich dann, wenn auch ohne Erfolg, dem historischen Drama zu und endlich der poetischen Erzählung. Sein bedeutendstes auf diesem Gebiete ist von fern an Faust anklingend, „Merlin, eine Mythe". Reizend im Hinblick auf die posthume Kleinheit der Zeit ist „Tulifäntchen". Von seinen Romanen sind „Die Epigonen" ungemein wertvoll für die Kenntnis des zeitgenössischen Geistes und der Gesellschaft; mit unbarmherzigem Hohne werden die fürstenabsetzenden Burschenschafter behandelt, doch auch die unlauter strebenden Mitglieder und Schützlinge der Gesellschaft. Am besten aber wird die Falschheit und Heuchelei der oberen Gesellschaftsklassen im „Münchhausen" geschildert, zu der in drastisch wirkendem Gegensatze die Idylle des westfälischen „Oberhofs" steht. An der Vollendung seines Epos, „Tristan und Isolde" nach Gottfried von Straßburg, hinderte ihn der Tod, sogar noch ehe er das von dem Straßburger Meister Erreichte erreicht hatte. Immermanns Natur zieht in der Halbheit der politischen und litterarischen Verhältnisse jener Tage durch eine, wenn auch nicht vollendete Ganzheit des Charakters an. Das Gleiche läßt sich in noch höherem Grade rühmen von Adalbert von

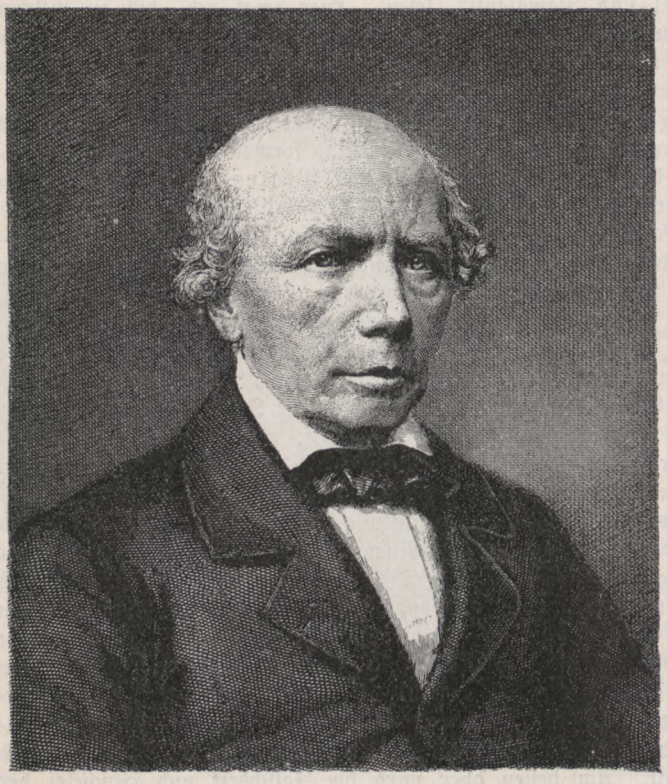
Chamisso.

Chamisso (1781—1838), der von Geburt Franzose, in früher Jugend durch die Revolution aus dem Vaterlande vertrieben, in Berlin eine zweite Heimat fand und seiner Sprache und Gesinnung nach ein Deutscher wurde.

Auch Chamisso schloß sich anfangs der Romantik in seiner trefflichen Nachdichtung des Armen Heinrich von Hartmann von der Aue an, romantisch ist auch noch jene wundersame Geschichte, das Ergebnis der sinnigen Laune eines Augenblickes, vom „Peter Schlemihl", der seinen eignen Schatten verkauft, ein vielerklärtes Symbol, wohl des Dichters eignes, lange heimatloses Schicksal darstellend, wohl auch, wennschon vom Dichter kaum gewollt, hindeutend auf die Vaterlandslosigkeit des deutschen Volkes. Die Reise, die Chamisso an Bord des „Rurik", eines russischen Schiffes, um die Erde machte, gab ihm mit dem freieren Blicke, der jedem zu teil wird, der mit offenem Auge „vieler Menschen Städte gesehen und Sitte erkannt hat" und

dem vielschaffenden Weben der Natur auch unter andern Breiten zusehen durfte, die innere Sicherheit wieder und ließ ihn sich ohne Rückhalt an sein Adoptivvaterland anschließen. Kein geringer Vorteil auch für den Deutschen, der in den festgeschlossenen und formvollendeten epischen Dichtungen dieses ganzen Mannes ein Erziehungsmittel seines Charakters ahnen mußte! Und wie Rückert in seinem „Liebesfrühling" den jungen Herzen Deutschlands eine köstliche Morgengabe bot, so schuf Chamisso in seinem reizenden Liederzyklus „Frauenliebe und -Leben" ein Werk von unnachahmlicher Zartheit und Hoheit der Gesinnung. In einzelnen seiner Gedichte klingt schon leise die soziale Frage an, die in dem Liede „Der Invalid im Irrenhaus" und in der Ballade „Der Bettler und sein Hund" mit Kraft und Bitterkeit behandelt wird. Freudig nahm er auch Anteil an der Julirevolution, das Ende von Pfaffen- und Willkürherrschaft froh begrüßend, zugleich aber als königstreuer preußischer Unterthan Zeugnis legend gegen allzu heißblütige Widersacher für seinen preußischen Staat und dessen König.

Die ausgehende Romantik.



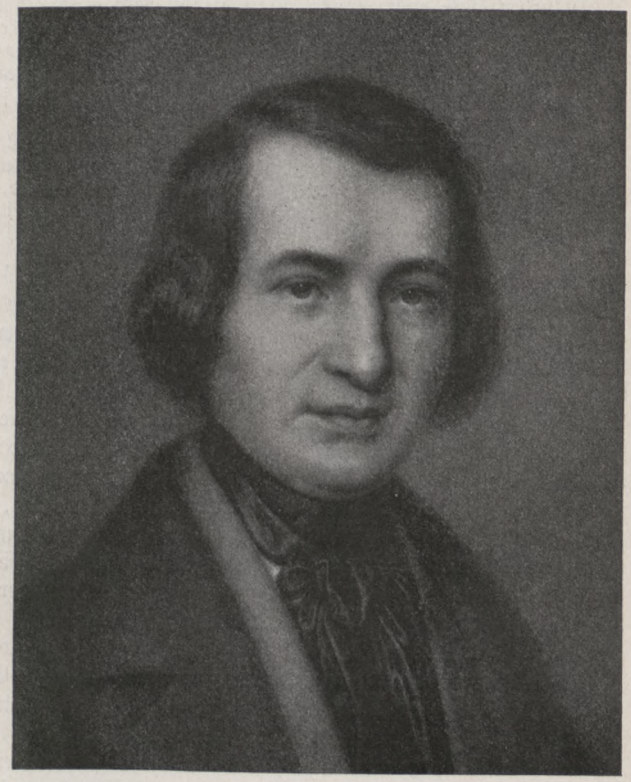
200. Ludwig Uhland.
Nach einer Photographie gestochen von A. Schultheiß.
(Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.)

Derartige Charaktere gewannen aber nur allgemach die gebührende Anerkennung; noch war die Denkungsweise des deutschen Publikums stark genug mit Romantik durchtränkt, um an Ernst Schulzes (1789 bis 1817) „Bezauberter Rose" (1818) sich zu bezaubern, oder an Joseph Freiherrn von Eichendorffs (1788 bis 1857) zwar recht anmutiger, aber noch völlig den traumhaften, der Wirklichkeit abgekehrten Charakter der Romantik zeigender Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" (1824) überreichlichen gefallen zu finden. Als Lyriker allerdings gehört Eichendorff zu unsern Besten, wenngleich er, eine charakteristische Eigenschaft der Romantiker, sich nicht immer einer festen Form fügt. Eine ganze Reihe seiner Dichtungen sind Volkslieder geworden, dem Norden wie dem Süden gleich geläufig; seine „Lieder auf meines Kindes Tod" stellen sich ebenbürtig Rückerts Kindertotenliedern an die Seite. Im ganzen genommen wirkte er besonders durch die Liebenswürdigkeit und Gradheit seines Charakters, die allenthalben in seinen Dichtungen hervortritt; er war auch hierin der letzte Ritter der Romantik, wie man ihn wohl genannt hat. — An Volkstümlichkeit steht ihm gleich Wilhelm Müller (1794—1827) aus Dessau, der mit ihm die liebenswürdige Heiterkeit und kindliche Naivität gemeinsam hat. Er war es auch vor andern, der dem Freiheitskampfe der Griechen die Unterstützung seiner Muse lieh und dadurch mittelbar kräftigend auf das deutsche Nationalgefühl einwirkte.

Die schwäbischen Dichter. Uhland.

Auch der Süden Deutschlands blieb nicht stumm in dem musischen Wettkampfe. Chorführer ist hier Ludwig Uhland (1787—1862), dessen vielsaitige Leier ebensowohl für den einfachen Ton des Volksliedes, wie für die gewaltigeren Klänge der

Tragödie gestimmt war. Am bedeutendsten jedoch hat er, und hierin unvergänglich, auf dem Gebiete der Ballade gewirkt. Auch der Politik widmete er manches Lied, so fern sich sonst von jeder Tendenz seine und seiner Freunde Dichtungsweise hielt. Wie klar spricht er die Stimmung des deutschen Volkes nach den Befreiungskriegen in dem schönen Gedichte aus: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege." Seiner hartnäckigen, ja querköpfigen Stellung in der württembergischen Verfassungsfrage, die ihm auch in seiner Laufbahn sehr hinderlich wurde, ist schon gedacht worden; das bekannte „Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet, so auserwählt kein ird'scher Mann" (1817) gibt uns das auf Rotteckschem Naturrechte beruhende politische Glaubensbekenntnis des Dichters, dessen politische Einsicht weit überragt wurde durch seinen Freund Paul Achaz Pfizer (1801—1867), dessen „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttgart 1831) klar auf Preußens Herrscherberuf in Deutschland hinwies, den Verfasser aber seine Stellung kostete. An Uhland schloß sich ein ganzer Kreis von Dichtern an, deren Namen alle, trotz aller giftigen Anfechtung durch Heine, einen guten vollen Klang behalten haben; nur die bedeutendsten seien genannt: Gustav Schwab (1792—1850), Justinus Kerner (1786 bis 1862), der liebenswürdige und feinsinnige Eduard Mörike (1804—1875) und endlich der leider zu früh der Poesie entrissene Wilhelm Hauff (1802—1827), dessen „Lichtenstein" mit Recht noch heute das Entzücken der deutschen Jugend ist. Pfizer.



Goethe im Alter.

201. Heinrich Heine.

Nach dem Leben gezeichnet von Fr. Pecht (1840), lithographiert von P. Rohrbach.

H Heine

In diesen jungen, neu aufsprießenden Kräften stand einsam Goethe. Der Romantik gegenüber hatte er sich anfangs wohlwollend gezeigt und war darum von ihr in den Himmel erhoben worden. Gegen ihre Ausartungen hatte er nur geringschätzige Verachtung, wohl auch einmal ein zorniges Wort; dafür galt er den Neuesten dieser Richtung als abgethan und überlebt. Den liberalen Politikern aber und ihrem gesinnungstüchtigen Anhange galt er als feiler Fürstenknecht. Auch innerlich fühlte er sich einsam, seit ihm in Schiller der mitschaffende Freund gestorben war; sein „Epilog zur Glocke" (1815) setzte dem allzufrüh Verstorbenen ein bleibendes Denkmal. Vertieft in allerhand Studien, namentlich naturwissenschaftliche, schuf er auf dem Gebiete der Poesie nur noch weniges.

Im Jahre 1809 erschien der Roman „Die Wahlverwandtschaften" als Träger der Idee, daß das Glück des Lebens zerstört wird, sobald sich die Bande der Sittlichkeit lösen; diese Idee wird angewandt auf die Ehe, „den Anfang und den Gipfel der Kultur, das heiligste und unauflöslichste Band", wie sie im Romane selbst genannt wird. Dann ging Goethe an die Darstellung seines eignen Lebens, von der unter dem Titel „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" 1811 der erste Teil erschien. Während der Befreiungskriege wandte Goethe

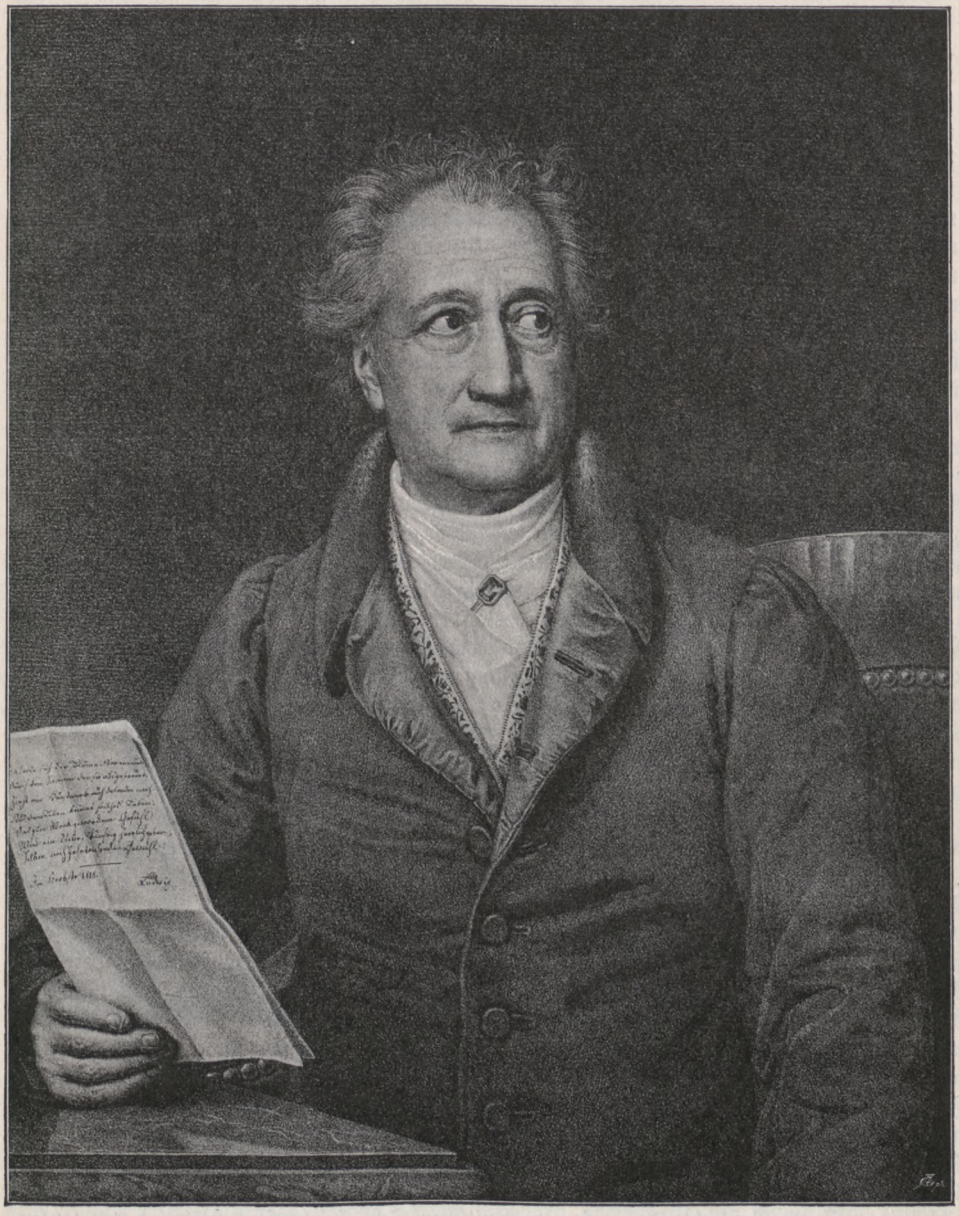
dem stürmisch bewegten Leben den Rücken. Er begann das Studium persischer und arabischer Dichtung, das ihm zu einer Reihe teils selbständiger, teils nachempfundener Dichtungen Veranlassung gab, zusammengefaßt unter dem Titel „Der westöstliche Diwan". Wenngleich dem politischen Leben, äußerlich wenigstens und scheinbar, abgekehrt, so feierte er doch die Befreiung Deutschlands durch das am 30. März 1815 in Berlin zur Aufführung gelangte Festspiel „Des Epimenides Erwachen", das auch den frohen Blick aufweist, den damals jeder für die Zukunft hatte. — Im Jahre 1821 erschien die erste Ausgabe von „Wilhelm Meisters Wanderjahre", ein Werk, dessen eigentümliche Fassung viel auf die Romanschreibung der Romantik eingewirkt hat. Freilich ist in dieser die Ungebundenheit der Form, das regellose Aneinanderreihen des organisch nicht Zusammengehörenden die Hauptsache, während der Grundgedanke des Werkes: ein reiches, mannigfaltiges Menschenleben in den Hauptphasen seiner Entwickelung darzustellen, nicht erkannt oder mißverstanden wurde. — Zwei Menschenalter hindurch hatte Goethe der „Faust" beschäftigt; es schien, als ob dem greisen Meister der Todesengel dann erst nahen dürfe, wenn er dies Werk beendet habe. Im Jahre 1831 war auch der zweite Teil abgeschlossen, dem ersten an unmittelbarem Leben und poetischer Frische nachstehend, ihn an Tiefe und Weisheit überragend. Aus dem genießenden, alle Banden sittlicher Ordnung durchbrechenden Himmelsstürmer gestaltet sich ein gereifter Mann, dessen Ideale klassische Schönheit und ernste, nie ermüdende Pflichterfüllung zum Wohle der Menschheit sind. Liebe und Arbeit sind die beiden Pole, um die sich dies große Dasein dreht, und dem darum, ein Trostruf für alle, die das Leben nach manchem Irrgange den Weg zu idealem Streben hat finden lassen, auch die Krone sittlicher Erlösung zu teil wird. Nach kurzer Krankheit löste am 22. März 1832 ein sanfter Tod Goethe als letzten Edelstein aus dem Geschmeide, das ein glückgönnendes Schicksal um Weimars Hof gelegt hatte. Am 14. Juni 1828 war ihm sein hochherziger Gönner und Freund vorangegangen.

Jean Paul.

Goethe wie Schiller hatten sich in merkwürdiger Weise kühl gegen einen Schriftsteller verhalten, dessen Ruhm bei seinem Besuche in Weimar schon ganz Deutschland erfüllte, wo er auch bei der Herzogin Amalie, bei Herder, Wieland, Knebel begeisterte Aufnahme fand, nämlich Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825), der Vater des modernen deutschen humoristischen Romans. Die Weichheit des Gemüts, jene sentimentale Auffassung des Lebens und der Natur, jene Vereinigung von Ernst und Scherz, von Wehmut und Heiterkeit, die man eben als Humor bezeichnet, bildeten eine den Zeitgenossen ganz fremde aber doch bald hochwillkommene Erscheinung. Seine unsichtbare Loge, Hesperus, Quintus Fixlein, Siebenkäs, Campanerthal u. a. wurden ihrer Zeit von einem sentimentalen romantischen Publikum verschlungen, das sich auch durch das Regellose, Sprunghafte und Verschwommene dieses Humors nicht verstimmen ließ. Börne hat in seiner Denkrede auf Jean Paul der Schwärmerei der Zeit Ausdruck gegeben; die heutige Zeit vermag diesem Autor wenig Geschmack mehr abzugewinnen. Auch der Humor ist sachlicher, objektiver geworden.

H. Heine.

Für diesen wirklichen Humor, der vom stillgeretteten Eckchen mit klarem und freundlichem Blicke auf das kämpfende Ameisengetriebe der Welt hinabschaut, war im Deutschland der zwanziger bis vierziger Jahre noch kein Platz. Der wachsende Unmut über die teils wirklich jämmerlichen, teils nur so scheinenden innerpolitischen Verhältnisse begünstigte das Emporkommen einer andern Richtung, schuf Platz für den Chor der Unzufriedenen, als deren Führer sich ganz natürlich das Judentum ergab, das rechtlos und verachtet in dem Bestehenden jedenfalls nicht die von Leibniz gerühmte beste aller Welten anerkannte und auch mit Hegel nicht im stande war, alles Bestehende mit der Vernunft ins Einvernehmen zu setzen. Man muß billigerweise den sozialen Zustand des Judentums in Betracht ziehen, um nicht, wie es häufig geschieht, namentlich in der Beurteilung Heinrich Heines (1799—1856) ungerecht zu werden. Gewiß zeigt er den Fremdling im deutschen Geiste durch den hervorragend negativen Charakter seiner Erzeugnisse, durch die kokette Selbstironisierung, durch den sich selbst interessant findenden Weltschmerz, auch ist er, wennschon übergetreten, weit entfernt, Christ zu sein; aber auf der andern Seite tritt doch wieder in seiner Auffassung der Natur, in dem künstlich nicht hervorzubringenden Volkstone, in dem feinen Verständnis für das Wesen unserer Litteratur — abgesehen von seinem albernen Ankämpfen gegen die schwäbische Schule — und gerade auch in seinen haßstrotzenden und doch sehnsuchtbergenden Schilderungen Deutschlands unverkennbar die germanische Durchbildung an den Tag. Als Charakter genommen steht er freilich unendlich hinter Leuten zurück, deren Schaffen



Goethe

202. J. W. von Goethe im 79. Lebensjahre.
Nach dem Leben gemalt von Jos. Stieler (1828), auf Stein gezeichnet von J. G. Schreiner.

trotz seiner abgünstigen Beurteilung ihn weit überragte, wie vor allem hinter Uhland — von seinen Lohnbeziehungen zum Bürgerkönigtum ist oben schon die Rede gewesen — und gerade die niederen Charakterzüge haben, weil sie umgoldet waren von dem Glanze seiner besseren Poesie, unendlich auf die litterarischen Zeitgenossen Eindruck gemacht. Zur Charakteristik Heines und seines Gegners trug sein widerwärtiger Zwist mit
Börne. Ludwig Börne (eigentlich Löb Baruch 1786—1837) manchen Zug bei. Börne hatte sich an Jean Paul gebildet; doch mehr stilistisches Talent als Schaffenskraft und mehr kritischer Verstandesmensch als ausgezeichnet durch Gedankentiefe schuf er nur Feuilletonstücke, kleine Genrebilder, von denen der „Eßkünstler" vielleicht heute ab und zu noch einmal gelesen wird. In seiner Zeitschrift „Die Wage" eröffnete er einen unbarmherzigen Kampf gegen die Schicksalstragödie. Schon vor 1830 Revolutionär und ein starrer systematischer Charakter, litt es ihn nach der Julirevolution nicht mehr in Deutschland. Seine stürmischen „Briefe aus Paris" haben immer und immer wieder den Gedanken „jetzt muß der Kampf losbrechen, jetzt muß Revolution gemacht werden". — Der Einfluß der beiden Vorgenannten auf die geistig regsame Jugend war kein geringer; nicht nur daß man die ätzende Spottsucht, namentlich Heines, nachzuahmen strebte, ganz gleichviel um welches Objekt es sich handelte, sondern man fand auch ein freies Litteratenleben mit vollkommener Unabhängigkeit von jedem Beruf unendlich bezaubernd und verführerisch. Daß dahinter die Gefahr lag, um das liebe Brot schreiben zu müssen, daß man die eigne Überzeugung mit Rücksicht auf die Gunst des Publikums hintanzustellen habe, daß man gezwungen sei, die Tagesstimmung, um gelesen zu werden, zu potenzieren, daß die notwendig sich ergebende Vielschreiberei ernstere Studien und damit die Hervorbringung von wirklich Gehaltvollem und Ausgereiftem unmöglich mache, das alles wollten diese jungen Schriftsteller, die sich das „Junge Deutschland" nannten, nicht sehen. Der Bundestag that ihnen den Gefallen, ihre und auch Heines Schriften, bei letzterem sogar fürsichtigerweise auch die, die er noch schreiben werde,
Gutzkow. zu verbieten (1835). Die nächste Veranlassung dazu hatte Karl Gutzkow (1811—1878) durch seine anstößige „Wally die Zweiflerin" gegeben, die wahrhaftig die Reklame nicht verdiente, die Wolfgang Menzel, der musenverlassene Redakteur des Stuttgarter Kunst- und Litteraturblattes, und dann die Frankfurter Staatsgelehrten dafür machten. Späterhin reifte Gutzkow doch zu besseren Werken heran, sowohl auf dem Gebiete des Romans („Ritter vom Geiste", „Zauberer von Rom", „Die neuen Serapionsbrüder") als auf dem des Dramas („Uriel Acosta", „Richard Savage", „Werner oder Herz und Welt", „Patkul", ferner die Lustspiele „Zopf und Schwert", „Königsleutnant", „Urbild des Tartüffe"). Allerdings ist in jenen die Weitschweifigkeit, in diesen die Kühle des berechnenden und zur Rhetorik neigenden Verstandes, in beiden die Tendenz, dem Bestehenden die schwachen und schlechten Seiten abzugewinnen, von früher her geblieben.
Laube. Auch Heinrich Laube (1806—1884) wirkte anfangs als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" im Sinne des Jungen Deutschlands; namentlich durch seine Romane und sonstigen belletristischen Leistungen, die beide heute vergessen sind. Dagegen reifte auch er später zum wirkungsvollen Dramatiker („Monaldeschi", „Rokoko", „Prinz Friedrich", „Karlsschüler" u. a.), wobei ihm, der seit 1849 Direktor des Burgtheaters in Wien, dann des Stadttheaters in Leipzig, dann wieder des Burgtheaters war, seine Kenntnis der Bühnenverhältnisse zu gute kam. Sehr ausgebreitete Studien lagen seiner 1863 erschienenen Schrift über das Burgtheater zu Grunde, die eine anschauliche und höchst interessante Geschichte des gesamten deutschen Schauspielwesens während der letzten hundert Jahre darbietet. Als kleinere Sterne des gleichen Systems mögen nur genannt werden der Magdeburger Gustav Kühne, der Holsteiner Ludolf Wienbarg, der Potsdamer Theodor Mundt und seine, ihrer Zeit ungemein viel gelesene und vielschreibende Frau, Luise Mühlbach.

Die politische Lyrik. In der politischen Erregung der dreißiger und vierziger Jahre mußte vor allem die politische Lyrik emporsprossen und reiche Blüten treiben. Kaum je hat ein Dichter so die Herzen der Zeitgenossen erfüllt, um dann von dem ihm nicht gebührenden Sockel so herabzusinken wie Georg Herwegh (1817—1875) aus Stuttgart. Seine „Gedichte

eines Lebendigen", gerichtet gegen die „Briefe eines Verstorbenen", des bekannten Reisenden Fürsten von Pückler-Muskau, wurden, als sie 1841 erschienen, mit ungeheurem Beifall begrüßt und nährten mehr als andre Produkte das unter der Asche glimmende revolutionäre Feuer. Gewiß zeichnen sich diese Gedichte durch eine pomphafte Sprache, durch geschickt pointierte Rhetorik und durch eine glänzende Form aus — aber dem aufmerksamen Leser wird die Übertreibung, der Hang zu volltönenden Phrasen und die Ideenarmut des damals erst 24jährigen Dichters kaum entgehen. Auch König Friedrich Wilhelm IV. ließ sich von dieser Poesie gefangen nehmen und gewährte dem Dichter, der übrigens auch ihn in einem ebenso taktlosen wie politisch einfältige Liede angesungen Herwegh.



203. Spottbild auf Georg Herwegh aus dem Jahre 1842.

hatte, am 19. November 1842 in Berlin eine Audienz, die weder dem König noch dem Dichter Befriedigendes brachte. Beim Scheiden prophezeite der König dem Dichter einen „Tag von Damaskus"; eine falsche Prophezeiung, denn er ist stets ein Saulus geblieben, der auch nach 1870/71 nichts vom Evangelium des Neuen Reiches wissen wollte, sondern, wie ein moderner Geschichtschreiber treffend sagt, in seinen letzten Gedichten den neuen Reichswagen wie ein belfernder Dorfhund begleitete; er war offenbar außer sich, daß man bei dieser Neugründung seinen Rat nicht eingeholt hatte.

Friedrich Wilhelm IV. und Herwegh.

König Friedrich Wilhelm IV. entließ ihn damals mit dem freundlichen Worte: „Inzwischen wollen wir ehrliche Feinde bleiben!" Herwegh setzte nun, ohne übrigens irgendwie von der despotischen Gewalt des Preußenkönigs irgendwo gestört zu werden, seine vielfach einem Triumphzuge gleichende Reise nach Ostpreußen fort und sandte von da, von Königsberg aus, an den

König ein „letztes ehrliches Wort, ein Wort unter vier Augen", in dem er, der gewaltige Dichter, ihn, den kleinen König von Preußen, ermahnte, von ihm, „der nach der Notwendigkeit seiner Natur Republikaner", irgend eine Bitte oder ein Verlangen niemals zu erwarten. Wie hatte doch dieser drohende Cato Süddeutschlands den halbslawischen Despoten des Nordens gedemütigt! Schade wäre es nur gewesen, wenn dieses Wort unter vier Augen den Augen des übrigen Deutschland neidisch entzogen worden wäre. Da kein Anlaß vorlag, eine Publikation von dem erniedrigten Tyrannen zu erwarten, so unterzog sich der Dichtertribun selbst der Mühe und ließ das „Wort unter vier Augen" als Weihnachtsgabe für das deutsche Volk am 24. Dezember 1842 in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" erscheinen, woraufhin er aus Preußen ausgewiesen und die genannte Zeitung in Preußen verboten wurde. Es lag im Geiste der Zeit, und darum hier die ausführliche Mitteilung darüber, daß man die lächerliche Arroganz eines solchen taktlosen Betragens nicht erkannte und dann die höchst albernen Verse des Mannes bestaunte: „Denn wer mit seinem Gott gegrollt, darf auch mit seinem König grollen!"

Hoffmann von Fallersleben.

Eine ganz andre Physiognomie zeigt Hoffmann von Fallersleben (1798—1874). Schon der Umstand, daß er erst als ein 42jähriger Mann mit seinen „Unpolitischen Liedern" (Hamburg 1840) hervortrat, ließ erwarten, daß man es mit ausgereifteren Poesien zu thun haben würde. Hoffmann war damals schon ein durch seine germanistischen Studien bekannter Gelehrter, sein Denken war positiv, seine Anschauungen von Staat und Kirche beruhten auf reicher Beobachtung und ebenso reichem Wissen. So zeigt auch seine Poesie positiven Charakter, er reißt nicht alles herunter, er hilft auch, soweit an ihm ist, wieder aufbauen, er hat, was Herwegh ganz und gar abgeht und bei seiner Art abgehen muß, einen frischen, gesunden Humor, er ist ein Feind der Phrase und vor allem, auch etwas, was Herwegh fehlt, er hat eine körnige, echte Liebe zu seinem deutschen Vaterlande und denkt nicht daran, den französischen Republikanern zu hofieren. So ward er auch in seinen nichtpolitischen Dichtungen ein echter deutscher Volksdichter, dessen Trink- und Wander-, Kriegs- und Landsknechtslieder nicht minder wie seine zarten Frühlings- und einfach herzigen Kinderlieder Gemeingut unsrer Nation geworden sind. Gegen die beiden eben genannten Dichter treten Robert Prutz (1816—1872) und Franz Dingelstedt (1814—1881) sowohl mit ihren politischen wie unpolitischen Dichtungen in den Hintergrund, soviel treffliches auch in letzteren enthalten ist. Dingelstedt ist dadurch besonders merkwürdig, daß er in seinen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (1845) unter den damaligen Liberalen zuerst die Stimme warnend gegen die drohende Verjudung des deutschen Volkes erhob.

Prutz. Dingelstedt.

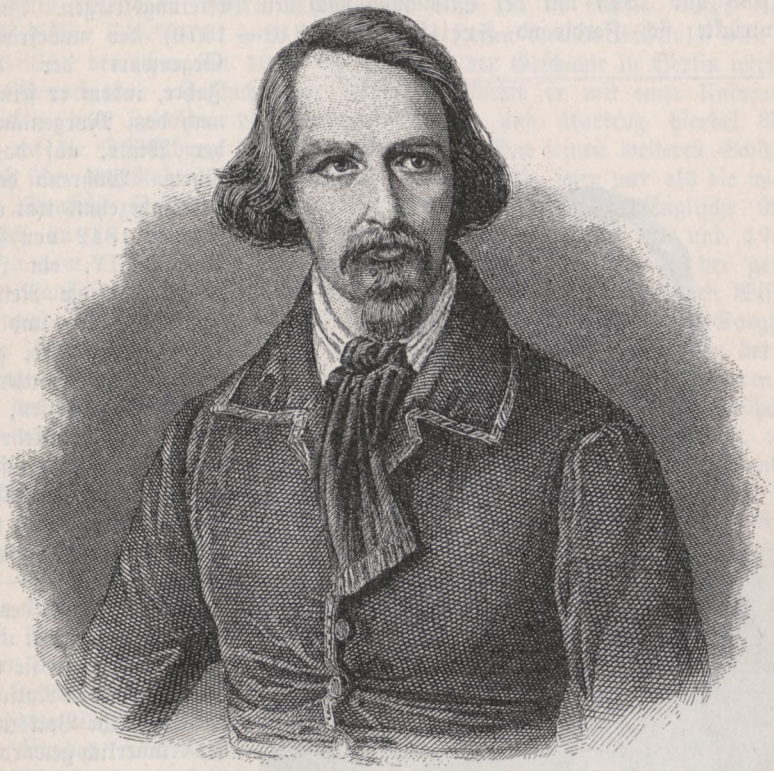
Es fehlte übrigens nicht an Dichtern, durch die auch einer oppositionellen Richtung gegen den Radikalismus in der deutschen Poesie zum Worte verholfen wurde, so durch den Grafen Moritz Strachwitz (1822—1847), so vor allem durch Emanuel Geibel (1815—1884), der sich gegen Herwegh wandte. Doch liegt seine Stärke auf dem Gebiete der reinen Poesie; er ist ein Dichter von Gottes Gnaden, in vielen Stücken an Rückert erinnernd und doch selbständig, an Adel und Reinheit der Gesinnung jenem nicht nachstehend. Er gab seine ersten „Gedichte" 1840 heraus, es folgten die „Zeitstimmen" 1841, der „Ruf von der Trave" 1843, „König Sigurds Brautfahrt" 1846, im gleichen Jahre „Zwölf Sonette", dann 1847 die „Juniuslieder". Hatte er mit diesen letzten schon eine anerkannte Höhe gewonnen, so mußten sich die Freunde des Dichters mit Freuden sagen, daß er diese Höhe noch überstiegen in seinen „Neuen Gedichten" 1856, namentlich aber in den gewaltigen, hochpatriotischen Heroldsrufen 1871, denen 1877 noch die „Spätherbstblätter" folgten. Auch als Tragiker zeichnete er sich aus, wie insbesondere „Brunhild" und die 1869 vom König von Preußen preisgekrönte „Sophonisbe" beweisen.

Opposition gegen die radikale Lyrik. Geibel.

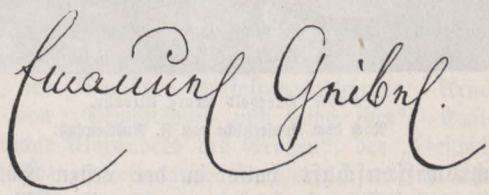
Hebbel.

In seiner „Brunhild" entkleidete Geibel die Gestalten der Nibelungensage des ungeheuerlichen Charakters, den sie bei einem älteren Zeitgenossen, einem ebenfalls vom Könige von Preußen ausgezeichneten Dichter, bei Friedrich Hebbel (1813—1863), dem dithmarsischen Bauernsohne, aufweisen in dessen Trilogie die „Nibelungen". Auch in seinen andern Werken tritt die Neigung zum Grausigen und Absonderlichen zu Tage, so in seiner 1843 erschienenen „Genoveva", in „Maria Magdalena" (1848), in „Herodes und Mariamne" (1851). Doch gewannen seine Dramen gerade dadurch wenigstens eine Zeitlang die Bühne, während dies Julius Mosen (1803—1867) mit

seinen in den Jahren 1839—1845 erschienenen Tragödien „Kaiser Otto III.“, „Rienzi“, „Herzog Bernhard von Weimar“, „Der Sohn des Fürsten“ und endlich mit „Don Johann von Österreich“ nicht gleichermaßen gelang. Auch als Epiker that sich Mosen hervor: den „Ritter Wahn“ und „Ahasver“ rechnete Uhland zu den besten deutschen Epen, auch wegen der zu Grunde liegenden tiefsinnigen Auffassung von Gott, Christentum und Welt. Lyrisch nahm Mosen lebhaften Anteil an den Kämpfen der Polen. Doch auch des Vaterlandes Geschichte regte ihn an zu den volkstümlichen Liedern von „Andreas Hofer“ und dem „Trompeter an der Katzbach“. — Als jüngster Dramatiker Mosen.



204. Emanuel Geibel.
Nach einem Kupferstiche.

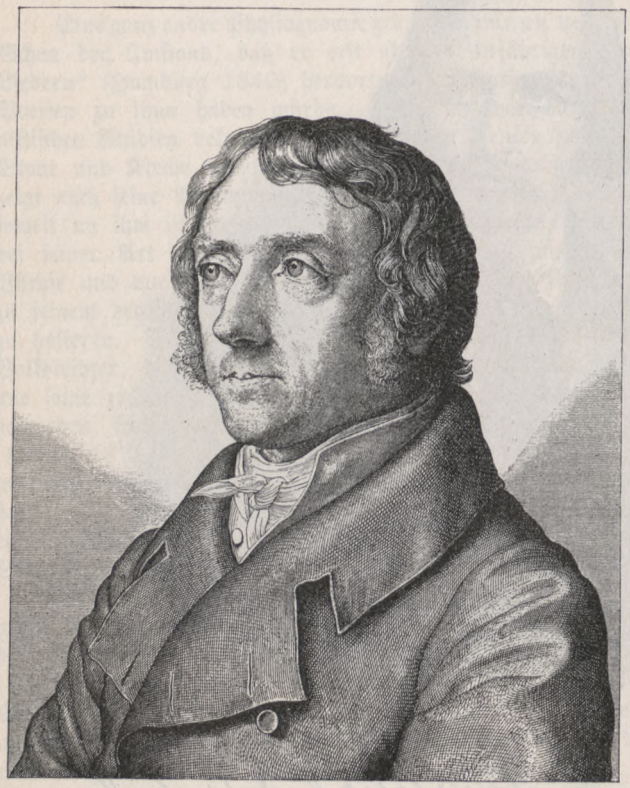


dieser erst durch ihre politische Lyrik bekannt gewordenen Dichter reiht sich an Rudolf von Gottschall (geb. 1823), der noch nicht 20 Jahre alt seine „Lieder der Gegenwart“ und „Zensurflüchtlinge“ zunächst anonym herausgab. Noch 1848 und 1849 opferte er derselben Göttin, der Revolution, in den „Barrikadenliedern“ und den „Wiener Immortellen“. Doch schon hatte er sich dem Drama zugewandt und damit die Bahn einer ruhigeren Entwickelung eingeschlagen, die ihn jedoch erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nicht nur zu einem unsrer angesehensten Bühnenschriftsteller, sondern auch zu einem scharfblickenden Litterarhistoriker und Ästhetiker werden ließ. Gottschall.

Klingt bei Mosen und bei Geibel, ganz im Gegensatz zu den freireligiösen, ja atheistischen Tendenzen des Zeitalters, das protestantische Christentum hervor, so bei der außerordentlich begabten Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff (1797—1848) und Droste-Hülshoff. Redwitz.

bei Oskar von Redwitz (1823—1891) das katholische. Des letzteren Epos „Amaranth", das 1849 erschien, hat bis in neueste Zeit Auflagen erlebt, ein Erfolg, den es mit Gustav zu Putlitz' (1821—1890) 1850 erschienenem Naturmärchen „Was sich der Wald erzählt" gemein hat. Die romantische Rückkehr zum Naturleben, der phantasievollen Märchenwelt und dem ritterlichen Mittelalter, wie sie sich mit gleich durchschlagender Wirkung auch in Gottfried Kinkels (1815—1882) „Otto der Schütz" (1849) und in Otto Roquettes (1824—1896) „Waldmeisters Brautfahrt" (1851) darstellt, beweist die Ähnlichkeit der Stimmung in Deutschland nach der fehlgeschlagenen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 mit der Stimmung nach den Befreiungskriegen. In andrer Weise entrückte sich Ferdinand Freiligrath (1810—1876) der unbefriedigenden Gegenwart der dreißiger Jahre, indem er seine Poesie nach dem Morgenlande, nach der Wüste, auf das Meer führte. Während des nächsten Jahrzehnts trat er, trotzdem er 1842 von Friedrich Wilhelm IV. ein Jahrgeld erhielt, in die Reihen der Umsturzdichter und mußte dann nach 1849, gleichwie Kinkel kompromittiert, das Vaterland verlassen, in das er 1868 zurückkehrte, um durch die Ereignisse von 1870/71, im Gegensatze zu Herwegh, sich völlig mit dem neuen Vaterlande ausgesöhnt zu fühlen — — —.

Putlitz. Kinkel. Roquette. Freiligrath.



205. Barthold Georg Niebuhr.
Nach dem Kupferstiche von F. Ruscheweyh.

Geschichtschreibung.

Seitdem unter dem Drucke der Fremdherrschaft und dann im Kampfe gegen sie im Verkehr mit andern Nationen den Deutschen ihr Volkstum wieder erinnerlich geworden war, mußte auch die Wissenschaft mit der sonstigen litterarischen Entfaltung sich entwickeln, die den Werdegang der Völker darstellt, insbesondere den der deutschen Nation. Die Geschichtswissenschaft hatte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts so namhafte Vertreter, daß noch heute entweder ihre Werke selbst oder doch wenigstens ihre Schüler Zeugnis dafür ablegen. Auch hier kann man eine klassische und einer romantische Richtung unterscheiden, nur daß die Klassizität nicht zu zwar vollendeter aber seelenloser Manier herabsank, sondern in großartiger Objektivität die Dinge darzustellen bemüht war, wie sie sich wirklich zugetragen haben mochten. Die Romantik wollte allerdings davon nichts wissen, sondern bevorzugte entweder tendenziös das Mittelalter, oder sie trieb geradezu Politik unter der Maske historischer Wissenschaftlichkeit. In der klassischen Richtung tritt uns an erster Stelle die bedeutende Gestalt Barthold Georg Niebuhrs (1786—1831) entgegen, dessen mit ebensovielem Sammelfleiß als strenger Kritik verfaßte Römische Geschichte, wenngleich sie vom Verfasser nur bis zu den punischen Kriegen geführt worden war, dennoch für die angewandte kritische Methode als abgeschlossen bezeichnet werden durfte und die Geschichtswissenschaft ent-

sprechend beeinflußte. Einen ebenfalls objektiven Standpunkt suchten sich zu erhalten der Göttinger A. H. L. Heeren (1760—1842), der Leipziger Wachsmuth (1784—1866), der sowohl dem Altertum, wie der Französischen Revolution wie den Kulturzuständen der verschiedenen Völker gerecht zu werden wußte. Auch der Königsberger Johannes Voigt (1786—1863) mit seiner Geschichte Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens und seinem Gregor VII. räumen ihm einen hervorragenden Rang ein. Auch Georg Heinrich Pertz, Steins rechte Hand in der Herausgabe der „Monumenta Germaniae", entwarf in seinem „Leben des Freiherrn vom Stein" und in dem des Feldmarschalls Gneisenau wahre Lebensbilder sine ira et studio. Der eigentliche Meister klassischer Objektivität wird aber für alle Zeiten bleiben Leopold von Ranke (1795—1886), der schon seit 1825 als Professor der Geschichte in Berlin wirkte. In seiner epochemachenden „Geschichte der Päpste" schilderte er mit einer Unbefangenheit sondergleichen das Zeitalter der Gegenreformation und übertrug hierbei Niebuhrs Methode auf die Erforschung der neuen Geschichte. Von seinen weiteren Schöpfungen, die freilich über den Rahmen dieses Kapitels hinausreichen, seien nur als die wichtigsten erwähnt „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", „Englische Geschichte vornehmlich im 17. Jahrhundert", „Französische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert" u. a. m. Durch Ranke ist die ganze moderne Geschichte zu der gesicherten Höhe einer auf streng kritischer und objektiver Grundlage sich erhebenden Wissenschaft gebracht worden. Freilich läßt diese Art der Geschichtschreibung, die mit Sorgfalt das persönliche Empfinden zurückzudrängen bemüht ist, sich nur auf den Höhen der Ereignisse bewegt, des moralischen Urteils sich fast ganz enthält und für die unteren breiten Schichten der menschlichen Gesellschaft mit ihren Sorgen, Kämpfen, wirtschaftlicher Lage, Instinkten und Leidenschaften sich so gut wie nicht befaßt, den Leser oft kalt, vielleicht sogar vom wissenschaftlichen Standpunkte aus mitunter unbefriedigt, aber jedenfalls ist mit Rankes Auftreten die menschenmöglichste Objektivität, das Studium der Quellen ohne jede Voreingenommenheit zu einer ganz selbstverständlichen Forderung der Geschichtschreibung geworden.

Mit dieser kritischen Objektivität auch ein warmes patriotisches Herz und eine anziehende persönliche Stellungnahme zu den geschilderten Charakteren verbunden zu haben, ist das Verdienst einer Reihe von Gelehrten erlauchten Namens, die noch mit oder neben Ranke arbeiteten und deren Wirken teilweise noch bis in unsre Tage sich erstreckt. Ludwig Häusser (1818—1867), der die „Geschichte der rheinischen Pfalz", die „Geschichte Deutschlands vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" und in seinen von seinem bekannten Schüler Oncken herausgegebenen Vorlesungen die „Reformation" und die „Französische Revolution" behandelt hat, Heinrich von Sybel (1817—1895) mit seiner „Geschichte der Revolutionszeit" und neuerdings mit seiner „Entstehung des neuen Reichs", Georg Waitz (1813—1886) mit der „Geschichte Schleswig-Holsteins", der „Deutschen Verfassungsgeschichte", Arnold Schäfer (1819—1883) als Verfasser von „Demosthenes und seine Zeit", Gustav Droysen (1808—1884) mit der „Geschichte Alexanders des Großen", der „Geschichte der Diadochen", mit dem „Leben des Generalfeldmarschalls York", endlich Ernst Curtius' (1814—1896) „Griechische" und Theodor Mommsens (geb. 1817) „Römische Geschichte" gehören in diesen Kreis hinein; ihre epochemachenden Werke aber meist erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstanden..

Den klassischen Geschichtschreibern sind die romantischen, den objektiven Darstellern die tendenziösen, von voreingenommenem Standpunkte aus schreibenden gegenüberzustellen. Am höchsten unter ihnen und der objektiven Gruppe am nächsten steht Fr. Christoph Schlosser (1776—1861), der 1815 mit seiner „Weltgeschichte in zusammenhängender Darstellung" zuerst hervortrat und sich besonders durch seine 1823 in erster und dann in mehreren Auflagen erschienene „Geschichte des 18. Jahrhunderts" einen geachteten Namen erwarb. Tiefe, Schärfe und Freimut sind die rühmenswerten Seiten seiner Darstellung; auch ist sein Beurteilungsstandpunkt lobenswert; doch gerade in ihm liegt auch die Schwäche des ernst denkenden Historikers: er urteilt vom Standpunkte

der Moral und zwar sehr oft von dem der kleinbürgerlichen Moral, es oft absichtlich ignorierend, wie die Bewegungen der Völker und ihrer Führer doch zumeist diktiert werden durch elementare Gewalten, die sich von der Moral nicht meistern lassen. Ein Verdienst ist auch die Rücksicht auf das geistige Leben, namentlich in Deutschland, England und Frankreich während des 18. Jahrhunderts; auch hier wirkt die moralisierende Behandlung häufig störend. — Von Karl von Rotteck (1775—1840) und seiner vom Standpunkte des süddeutschen Demokraten geschriebenen Weltgeschichte ist schon früher die Rede gewesen. Ganz im Gegensatze dazu schrieb Friedrich von Raumer (1781—1873) seine „Geschichte der Hohenstauffen und ihrer Zeit" im Geiste und mit



206. Leopold von Ranke.
Nach dem Leben gezeichnet von W. Hensel (1859).

Ranke

der Vorliebe eines Romantikers für die untergegangene Welt des Mittelalters und schuf damit eine Fundgrube für die zeitgenössischen romantischen Dichter. Es übertraf ihn in dieser Vorliebe Heinrich Leo (1799—1878) in Halle, dessen „Geschichte von Italien" (1827—30) noch eine gewisse Objektivität zeigte, während seine „Geschichte des Mittelalters" (1830ff.) und seine späteren Arbeiten mit dem Zorne eines Dominikaners gegen jede Aufklärung („Aufkläricht") eiferte und, obwohl Protestant, die Reformation als Revolution verurteilte. Auf ähnlichem Standpunkte stand Adolf Menzel (1784—1855) in seiner „Neueren Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte" (1826—43). Direkt zur katholisch-ultramontanen Partei bekannten sich die beiden vom Protestantismus zur römischen Kirche übergetretenen Friedrich Hurter (1787—1865) und Fr. Gfrörer (1803—61), jener vornehmlich in seiner „Geschichte Papst Innocenz' III.", dieser in seiner „Allgemeinen Kirchengeschichte" (1841—46) und

in „Gregor VII. und seine Zeit". Den gemäßigt liberalen Standpunkt vertrat Chr. Dahlmann (1785—1860), der Verfasser einer „Geschichte Dänemarks", in seiner zum Zwecke politischer Belehrung für Fürsten und Staatsmänner geschriebenen „Geschichte der englischen und französischen Revolution". Noch weiter links stand Heinrich Luden (1780—1837) in Jena, der ebenfalls eine „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Altertums und Mittelalters" schrieb. Als ein weniger der streng-wissenschaftlichen Historiographie als dem Memoirenhaften und Biographischen huldigender Schriftsteller ist endlich Varnhagen von Ense (1785—1858) zu nennen, der in seinen Tagebüchern nicht frei ist von einer der Wahrheit nicht immer entsprechenden liberalisierenden Tendenz.

Litteratur-geschichte und Germanistik.

Eine Sonderstellung wertvollster Art nahm Georg Gottfried Gervinus (1805—71) mit seinem Erstlingswerke „Geschichte der deutschen Dichtung" ein. Doch ging er später in das Lager der politischen Historiker über mit seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts", von der zu bedauern ist, daß sie bei seinem 1871 erfolgten Tode nur die Jahre 1815—1830 umfaßte. Von der Bedeutung der Gebrüder Grimm auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte war schon die Rede. In ihre Fußstapfen traten, nachdem Friedrich von der Hagen (1780—1856) dem deutschen Volke das Nibelungenlied wiedergeschenkt hatte, Karl Lachmann (1793—1851), Moritz Haupt (1808—74), Schmeller (1785—1852) und andre, wie Uhland, Simrock, Franz Pfeiffer, Karl Bartsch (1832—88), indem sie die historische Methode zur Erforschung der deutschen Sprache verwandten und auch dadurch zur Erweckung deutsch-nationalen Sinnes beitrugen.

Klassische und Orientalische Philologie.

Diese historische Auffassung brach sich auch in der altklassischen Philologie Bahn. August Böckhs (1785—1867) „Staatshaushalt der Athener", die Arbeiten des phantasievollen Fr. G. Welcker (1784—1868) auf mythologischem, archäologischem und litterargeschichtlichem Gebiete, endlich Karl Otfried Müllers (1797—1840) epochemachenden Geschichten hellenischer Stämme und Städte legen dafür Zeugnis ab. Diese Richtung befand sich in bewußtem Gegensatze zu der rein formalen Behandlung des Altertums durch Gottfried Hermann in Leipzig (1772—1848). Von dem Aufschwunge der sprachvergleichenden und indischen Studien war schon die Rede. In der Kenntnis der semitischen Sprachen und in der Entzifferung der im Tigris- und Euphratthale und im Hochlande von Iran und im Nilthale gefundenen Inschriften thaten sich eine ganze Reihe von Gelehrten auch schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hervor, von denen nur die epochemachenden Namen von G. F. Grotefend (1775—1853), der mit der Entzifferung der sogenannten Keilinschriften 1802 begann, von Wilhelm Gesenius (1785—1840), dessen hebräisches Wörterbuch und hebräische Grammatik in immer neuen Auflagen erscheinen, von Heinrich Leberecht Fleischer (1801—88), der seit 1835 in Leipzig die Kenntnis der arabischen Sprache und Litteratur so wesentlich erweiterte, daß er schon 1846 zum Mitglied der königlich sächsischen Akademie der Wissenschaften ernannt werden konnte, von Jos. Freiherrn von Hammer-Purgstall (1774—1856), der nicht nur durch seine Ausgaben und Erläuterungen orientalischer Texte, sondern sich auch durch seine „Geschichte des Osmanischen Reiches" (2. Aufl. 1834—36) einen gesicherten Namen in der orientalischen Wissenschaft schuf.

Philosophie.

Der noch näher zu besprechenden Entwickelung der exakten Wissenschaften gegenüber mußte allgemach die reine Philosophie ins Hintertreffen geraten. Es konnte nicht ausbleiben, daß man auch auf diesem Gebiete der Neugestaltung der Anschauungsweise gerecht zu werden trachtete und wider Hegels überkünsteltes System sich wandte, oder aber auch durch die neuen Beobachtungen auf dem Gebiete der Natur Schellings Naturphilosophie phantastisch weiter zu bilden suchte. Joh. Friedr. Herbart (1776—1841) aus Oldenburg stellte in gewissem Gegensatze zu Hegel die realen Wesen außerhalb des Ichs als die nötigen Voraussetzungen für alles Empfinden, Vorstellen und Wissen auf und meinte ferner, die Philosophie lasse sich unter Mitwirkung mathematischer Gesetze zu einer exakten Wissenschaft gestalten, ein zwar kühner, aber doch in der weiteren Anwendung, namentlich auf die Psychologie sich als unrichtig erweisender Gedanke. Diese Auffassung der Psychologie und die enge Verbindung, in die er in der Ethik die strenge Pflichtenlehre mit der Ästhetik brachte, sollte dann später eine entschiedene Einwirkung auf das Unterrichtswesen äußern. Ein Nachfolger Schellings dagegen war Karl Chr. Fr. Krause (1781—1832) aus Eisenberg, der

Herbart.

mit vollstem idealen Deismus alle Natur- und Geistesäußerungen als in Gott zusammenlaufend und von ihm wieder ausstrahlend dachte, so daß er in seiner phantastischen Weise sogar eine Verbindung der denkenden Wesen aller Weltkörper als möglich hinstellte. Von seinem Idealismus ist der Rechtsphilosoph Heinrich Ahrens (1808—1874) wesentlich beeinflußt worden, der seinerseits wieder auf die Strafrechtspflege als Anhänger der Besserungstheorie Einfluß geübt hat. — Wenn sich hier vielfach ein weltflüchtiger Optimismus äußerte, so erschien 1819 ein Buch von Arthur Schopenhauer (1788—1860) aus Danzig, Sohn der belletristisch seiner Zeit viel gelesenen und genannten Johanna Schopenhauer (1770—1838), ein Buch, das das gerade Gegenteil vom Optimismus und jener seit Leibniz immer in neuer Form auftretenden Ansicht von der besten aller Welten bildete. Das Buch führte den Titel: „Die Welt als Wille und Vorstellung" und lehrte, allen Einzelerscheinungen, wie sie dem Menschen subjektiv wahrnehmbar sind, liegt ein Objektives, ein Ding an sich zu Grunde: der Wille; er wirkt unbewußt in Pflanze und Mineral, bewußt im höheren und niederen Tier. Dieser Wille ist aber im Grunde etwas Negatives. Das Leben ist nämlich im größeren Umfange Leiden, die Welt enthält mehr Pein als Lust, sie ist die denkbar schlechteste. Somit ist jener Wille gleichzusetzen dem Streben, solchem Überschuß des Leidens sich möglichst zu entziehen, auf der einen Seite des Guten, soweit als nur immer möglich habhaft zu werden, auf der andern den letzten möglichen Ausweg zu suchen, nämlich den Willen zum Leben zu verneinen. Man sieht hier, welchen Eindruck die politische Misère, der Mangel eines großen Zwecks im nationalen Dasein auf einen begabten, ja genialen Mann machen konnte. In seiner Lehre ist der Byronismus, der Weltschmerz, in ein philosophisches System gegossen, das ebensowohl zur Selbstverneinung als zum krassen Materialismus führen mußte. Die mephistophelische Ansicht, daß alles, was entsteht, wert ist, daß es zu Grunde geht, lebte hier wieder auf. Anfänglich schien niemand an solchen Philosophemen Anteil zu nehmen, aber allmählich brach sich diese Anschauung Bahn, nicht zum Vorteile des Bestehenden. Es bedarf keiner Erwähnung, daß eine so radikale Negierung nur ganz „Vorgeschrittenen" behagen konnte. Um so eher wirkten teilweise Verneinungen, wie sie namentlich einer der bedeutendsten Schüler Hegels der Zeitströmung als Bundesgenossin brachte in der Negation des Gottesgedankens und der Unsterblichkeit. Ludwig Andreas Feuerbach (1804—1872), der Sohn des bedeutenden Kriminalisten Paul Johann Anselm Feuerbach (1775—1833) kam zu dem Satze, daß der Gottesgedanken nur eine Form der Selbsterkenntnis sei und in seiner Gestaltung von deren höherem oder niederem Grade abhänge, oder daß Gott nur ein „hypostasierter Mensch" sei, d. h. eine Vergöttlichung der dem Menschen am Menschen am besten dünkenden Eigenschaften. Er wurde jedoch wenigstens insofern positiv, als er dem Einzelmenschen eine auf Grund der Eigenliebe sich bildende Liebe zur Gesamtheit zuschrieb, kraft deren sich auch eine Ethik wohl entwickeln könne nach dem bekannten Satze: „Was du nicht willst, das man dir thu" u. s. w. Auch er kam dabei natürlich auf eine materialistische Weltauffassung hinaus und bereitete damit das Zeitalter des Umsturzes vor, überdies auch, im Gegensatze zu Hegel, die immer wachsende Betonung vom Werte des Individuums. Von den älteren Denkern, die sich durch die Negation nicht befriedigt fühlten und nicht ohne Erfolg ihre Stimme schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts erhoben, seien erwähnt der Hesse Moritz Carrière (1817—1896) auf dem Gebiete der Religionsphilosophie, Pantheismus und Deismus zu vereinigen strebend, und der Schwabe Fr. Theod. Vischer (1807—1887) als Ästhetiker (Ästhetik 1847). In Verbindung mit den naturwissenschaftlichen Fortschritten suchten G. Th. Fechner (1801—1887) und R. H. Lotze (1817—1881) das Gebiet der Metaphysik neu zu bebauen, ohne auch ihrerseits eine abgeschlossene Weltanschauung zum Gemeingut einer gärenden Zeit machen zu können. Doch gab jener die Anregung zu einer Wissenschaft von entschiedener Zukunft, der sogenannten Psychophysik, d. h. der auf wissenschaftliche Grundlage sich gründenden Beobachtung seelischer Vorgänge in ihrem Zusammenhange mit den physiologischen Ursachen und Folgeerscheinungen. —

Pädagogik.

Der Erziehung eine philosophische Grundlage zu geben, war zunächst der schon erwähnte Herbart bemüht. Indem er die menschliche Seele als ein schlechthin einfaches Wesen auffaßte, das erst von außen durch die verschiedenartige Erscheinungswelt zu eignen Vorstellungen angeregt werde, fand er den Hauptzweck der Erziehung darin, die Seele des Kindes stufenweise zu einem allseitigen Begreifen der vielfach zusammengesetzten Erscheinungen heranzubilden, zu einer der sittlichen Charakterbildung untergeordneten „gleichschwebenden Vielseitigkeit der geistigen Interessen"; „alle müssen Liebhaber für alles, jeder muß Virtuose in einem Fache sein". In Gegensatz dazu stellte sich F. E. Beneke (1798—1854) aus Berlin, der den Grundsatz Herbarts von der Einfachheit und Unveränderlichkeit der Seele verwarf. Nach ihm bringt der Mensch nur die Fähigkeit sinnlicher Empfindungen und Anschauungen mit ins Leben; diese Empfindungen zu sichten und weiterzubilden ist Aufgabe der Pädagogik. „Die Natur will, daß der Mensch zuerst überwiegend sinnlich sei, darauf überwiegend reproduktiv (nämlich bezüglich der erhaltenen Eindrücke und Mitteilungen) sich entwickele

und dann erst produktiv werde für das Intellektuelle. Diese Ordnung soll der Erzieher nicht stören." — Lief bei den Nachfolgern Herbarts (Stoy, Ziller u. a.) die Anwendung seiner Lehren leicht auf einen selbstzufriedenen Schematismus der „Konzentration des Unterrichts" hinaus, so ebnete die mehr auf reine Verstandesbildung hinauslaufende Ansicht Benekes, die sehr durch Dreßlers Buch „Beneke oder die Seelenlehre als Naturwissenschaft" (1846) in Lehrerkreisen populariſiert wurde, materialistischen Anschauungen die Bahn.

Erziehung und Unterricht.

Diese Zeitströmungen mußten sich allgemach auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts äußern, nur daß naturgemäß die praktische Anwendung irgend eines besonders charakteristischen Theorems, das die Zeitgenossen gefangen nahm, erst später auf diesem Gebiete sich geltend machen konnte, und daß hier vor allem das Positive, nicht das Negative zur Geltung kommen konnte. Auf den höheren gelehrten Schulen rangen zunächst die formalistische Schule, die Gottfried Hermann in Leipzig vertreten, mit der Böckhschen Schule um die Vorherrschaft; nur langsam, aber stetig und sicher neigte sich der Sieg der historisch-realistischen Richtung zu. Neben diesen die Wurzeln einer allgemeinen Bildung mit vollem Rechte in dem altklassischen Boden suchenden gymnasialen Erziehung begannen mit jedem Jahrzehnte die Realschulen sich reichlicher zu entfalten, die, ebenfalls mit vollem Rechte, dem ins praktische Leben tretenden jungen Mann eine Summe von Kenntnissen, wie sie den Fortschritten der exakten Wissenschaften und den Anforderungen ihrer praktischen Anwendung entsprachen, mitzugeben sich als Ziel steckten. Es wuchs z. B. die Zahl dieser Unterrichtsstätten für die erwerbenden Schichten unsres Volkes in Preußen während der Jahre 1832—59 von 9 auf 56.

Volksunterricht.

Auf den Volksunterricht hat niemand größeren Einfluß ausgeübt, als Joh. Heinr. Pestalozzi (1746—1827) aus Zürich, der schwärmerische Schüler des schwärmerischen Rousseau; nur daß der Meister als vollendeter Selbstbewunderer und Egoist nicht heranreicht an den idealen, selbstverleugnenden Schüler, der in die Wirklichkeit umzusetzen bemüht war, was von den Doktrinen des Citoyen de Genève es verdiente: nämlich die Rückkehr zur Natur, die Behandlung des Kindes als eines seelischen Eigenwesens. Wohl war der Weltruf seiner Anstalt in Yverdun trotz der dort erreichten bemerkenswerten Erfolge längst im Sinken begriffen, so daß Pestalozzi sein Werk aufgeben und sich zu seinen Enkeln flüchten mußte, aber der Same, den er in die Herzen seiner Schüler gestreut, ging reichlich auf und zeitigte, wie alles Edle, schöne und reiche Früchte. Unter diesen Schülern hat sich zunächst Friedrich Fröbel (1782—1852) aus Oberweißbach bei Rudolstadt hervorgethan, der Pestalozzis Methode zunächst in Berlin, dann seit 1816 in Griesheim und später zu Keilhau in eigner heute noch blühender Anstalt zur Anwendung brachte. Entfernte er sich damit von der Allgemeinerziehung, so leistete er dieser wieder einen unendlichen Dienst durch die Gründung der sogenannten Kindergärten, deren ersten er 1840 zu Blankenburg errichtete und damit den Anstoß gab zu einer heute unentbehrlich gewordenen Erziehungseinrichtung; diese Kindergärten sollten in Spiel und leichter Beschäftigung den Geist des Kindes, namentlich auch sein sittliches und sein Schönheitsgefühl wecken, während an Unterricht nicht gedacht sein sollte. Denn die Gefahr der Überfütterung des jugendlichen Gehirns mit sogenannter „Bildung", d. h. mit zahllosen Einzelkenntnissen wurde schon damals ganz richtig erkannt. Ein Dresdener Arzt, der Medizinalrat Trinks, wies in einem 1844 geschriebenen Aufsatz darauf hin, daß das zur Vielwisserei und der damit stets verbundenen Selbstüberhebung erzogene Geschlecht, dessen Gemütsregungen entsprechend verwahrlost würden, einem grauenvollen, raffinierten Sinnestaumel als Höchstes erstrebenden Egoismus verfallen werde. — Neben Fröbel wirkte Fr. Wilh. Adolf Diesterweg (1790—1866) aus Siegen, der teils durch seine seit 1827 erscheinenden „Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht", teils in seiner Stellung als Seminardirektor zu Berlin (1832—1850) ein verdienstreicher Förderer des gesamten Volksschulwesens wurde. Maßgebend für sein persönliches Schicksal wie auch für die

von ihm vertretene Sache gestaltete sich sein Verhältnis zur Kirche, von der die Schule seiner Meinung nach vollständig zu emanzipieren sei. Aus diesem Grunde wurde er vom Minister Eichhorn 1847 zunächst suspendiert und dann 1850 völlig in den Ruhestand versetzt. Die entgegengesetzte Überzeugung vertraten ebenfalls ausgezeichnete Theoretiker und Schulmänner, wie Ramsauer, Stern, Karl von Raumer und vor allem Harnisch, die sich eng mit der kirchlichen Reaktion verbanden und auf die preußischen Schulregulative einen ganz entschiedenen Einfluß gewannen. Die Erbitterung, mit der dieser Kampf geführt wurde und noch heute geführt wird, hat weder zum Ansehen der Kirche besonders beigetragen, noch auch die Leistungsfähigkeit der Seminare und ihrer Zöglinge gefördert, vor allem aber die für die Volkserziehung durchaus notwendige Einheitlichkeit gestört. Auf positivem Boden stand auch die von dem trefflichen Heinrich Wichern (1808—1881) aus Hamburg vor den Thoren dieser Stadt geschaffene Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder (1833), die für eine Reihe ähnlicher Anstalten vorbildlich wurde.

Die exakten Wissenschaften.

Die exakten Wissenschaften fanden weniger im ersten, als im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts die ihnen gebührende Würdigung in Deutschland. Daran trugen zunächst die kriegerischen Zeitläufte Schuld, dann die romantische Richtung und schließlich das von der Philosophie Hegels und Schellings ausgehende Streben, allein aus den Gesetzen des menschlichen Geistes heraus allgemeine Gesetze für Natur und Welt festzulegen, statt auf sorgfältigster Beobachtung der Einzelthatsachen und Erscheinungen mit Vorsicht die allgemeine Regel aufzubauen. Dieser Richtung gehört auch noch Lorenz Oken (1779—1851) an, der zu seiner Zeit einen großen Einfluß auf die Naturkunde übte; er war es, der 1822 die Naturforscherversammlungen begründete. Die Naturwissenschaften verdanken ihm trotz seiner durch Schelling genährten Neigung zu mystischer Spekulation manche wertvolle Anregung. Durchaus auf dem Boden strenger Forschung aber steht der schon oft genannte Alexander von Humboldt (1769—1859), ein Mann von geradezu staunenswertem Wissen, feinster Beobachtungsgabe, einer der größten Naturforscher seit den Zeiten des Aristoteles und zugleich ein Meister klassisch-populärer Darstellung. Zu seinen mannigfachen Verdiensten tritt auch das hinzu, in Rede und Schrift die Ergebnisse der ernsten und stillen Forschung zum Gemeingut des Volkes gemacht zu haben, er als Pfadleiter für eine ganze Reihe hochbegabter und verdienstvoller Männer gleichen Strebens.

Alexander v. Humboldt.

Vom 3. November 1827 bis zum 26. April 1828 hielt er in Berlin eine Reihe von 61 Vorträgen „Über physische Weltbeschreibung", denen bald wegen des ungemeinen Beifalls eine zweite kürzere Reihe folgte; an ihnen nahmen Leute aller Stände, der König, die Prinzen, Gelehrte, Studenten, Bürger, Frauen wie Männer teil und lernten mit beifälligem Staunen eine realistische Auffassung der Welt kennen, die im direkten Gegensatz zur Romantik stand. Natürlich fehlten auch die Anfechtungen nicht, namentlich von orthodoxer Seite; auch Hegel ließ sich in scharfen Ausfällen vernehmen. Diese Vorträge bildeten gewissermaßen den Unterbau zu dem großartigen Vermächtnisse Alexander von Humboldts an das deutsche Volk: dem „Kosmos" (1845—62), den er noch mit frischester Jugendkraft am Abende seines Lebens begann, eine Weltbeschreibung, die in einem Gesamtbilde alles Geschaffene im Erd- und Himmelsraume, von den Nebelsternen bis zu den Moosen auf dem Granitfelsen umfassen sollte. Schon vorher (1808) war er mit einem populären Werke hervorgetreten, mit den „Ansichten der Natur", in denen er ein allgemein faßliches Resultat seiner reichen Erfahrungen und Forschungen zu geben versuchte. Was er aber an rein wissenschaftlichen Arbeiten geliefert hat auf dem Gebiete der Botanik, Zoologie, Geographie, Ethnographie u. s. w., das reicht weit hinaus über den engen Raum einer kurzen Skizze; es verrät sachlich einen ungemein vielseitig begabten, tief angelegten Geist, formell eine klassische Feinheit und Anmut der Darstellung. — Von seiner in Begleitung Aimé Bonplands in den Jahren 1799—1804 nach Süd- und Mittelamerika und Mexiko unternommenen Reise ist schon früher die Rede gewesen. Eine zweite große Forschungsreise unternahm er 1829 auf Befehl des Kaisers Nikolaus nach dem Ural, Altai, Kaspischen See in Begleitung des Mediziners und Zoologen Chr. Gottfr. Ehrenberg (1795—1876) und des Mineralogen und Chemikers Gustav Rose (1798—1873); sie hat abgesehen von dem Ertrage für Geographie, Pflanzenkunde, Mineralogie besonders die Erweiterung unserer Kenntnisse von dem tellurischen Magnetismus zur Folge gehabt. Humboldt veranlaßte die kaiserlich russische Regierung zur Anlage magnetischer und meteorologischer Stationen von Petersburg bis Peking, und dann durch den Herzog von Sussex auch die englische Regierung zu gleichen Anlagen auf der südlichen Hemisphäre.

Leop. v. Buch. Elie de Beaumont. Lyell.

Auch Humboldts Freund Leopold von Buch (1774—1853), der durch den Begründer der modernen Geognosie, Abraham Werner (1750—1817) zu Freiberg, für die gleiche Wissenschaft vorbereitet worden war, unternahm ausgedehnte Reisen in allen Gauen Deutschlands, nach Schweden, Norwegen, Lappland, England, Italien, Frankreich, den kanarischen Inseln, um in epochemachender Weise die geognostischen und physikalischen Verhältnisse der Erdoberfläche zu untersuchen. Seine Untersuchungen brachten Buch immer mehr von der neptunistischen Lehre seines großen Freiberger Lehrers ab und wiesen ihn auf die plutonische Theorie hin, die sich überhaupt immer wachsender Anerkennung zu erfreuen hatte. Es mögen hier gleich die Namen der beiden hauptsächlichsten ausländischen Forscher genannt werden, die nach Buch der plutonistischen Richtung Ansehen verliehen, der Franzose Elie de Beaumont (1798—1874) und der Engländer Charles Lyell (1797—1875).



207. Alexander von Humboldt.

Nach der Lithographie von H. Papin (1828).

A. v. Humboldt

Geographie. Ritter.

Der universelle Geist Humboldts zeichnete auch den Geographen Karl Ritter aus (1779—1859), von dessen 1817—19 erschienenen „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen" schon oben die Rede war. Es bildete die Grundlage für ein gleichnamiges aber bedeutend erweitertes Werk, das ihn neben vielen andern geographischen Arbeiten bis an sein Lebensende beschäftigte, aber leider ein Torso geblieben ist; nur Afrika und teilweise Asien sind behandelt. Auch bei Ritter wird eine unendliche Fülle von Thatsachen und Kenntnissen angehäuft, aber wie bei Humboldt finden wir eine durchaus sichtende Methode und eine philosophische Durchgeistigung des Stoffes. Ihm lagen die Ergebnisse einer großen Anzahl von wissenschaftlichen Reisen vor, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts von Deutschen, Franzosen, Engländern, Russen, Amerikanern unternommen worden waren und deren im Zusammenhange gleich an dieser Stelle gedacht sein mag.

Reisen. Der Südpol

Die Ergründung der Polarländer führte am Südpol während der Reise (1819—21) des russischen Seefahrers von Bellingshausen zur Entdeckung des Alexander I. Lands und der Peterinsel; der Robbenjäger Weddell drang 1823 bis 74° 15′ südl. Br. vor; am meisten aber

trugen zur Kenntnis der antarktischen Gegenden die von 1838—43 von Frankreich und Amerika unter d'Urville und James Clarke Roß ausgerüsteten Expeditionen bei, die bis zum 78.° südl. Br. durchdrangen.

Nordpol und nordwestliche Durchfahrt.

Größeres Interesse erregte von je der Nordpol und die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt. Der Engländer Sir W. Edward Parry, der schon 1819 in die Barrowstraße vorgedrungen war, gelangte mit Booten und Schlitten 1827 in Begleitung von Clarke, John Roß und Crozier über Spitzbergen bis 82° 43′ 5″ nördl. Br., was bis 1875 nicht wieder erreicht worden ist. Eine Entdeckung von nicht allein wissenschaftlichem, sondern auch praktischem Werte machten auf ihrer Nordlandsreise (1829—31) John Roß und sein Neffe James Clarke Roß 1829, indem sie den magnetischen Nordpol fanden; die Abweichungen und Versagungen der Kompaßnadel in höheren Breiten wurden dadurch erklärt. — Der ebenfalls schon durch eine nördliche Fahrt (1825) mit der Sache vertraute Engländer John Franklin, erhielt im Jahre 1845 die Aufgabe, durch den Lancaster- und Barrowssund hindurch die Möglichkeit einer Verbindung nach der Behringstraße zu erforschen. Nachdem er am 26. Mai 1845 mit Crosier die Themse verlassen, gab er am 12. Juli von den Walfischinseln zuletzt Nachricht; dann hörte man nichts wieder von ihm. Nachdem drei Jahre vergangen waren, mußte man annehmen, daß die Expedition verunglückt sei. Zur Auffindung ihrer Überreste wurden nun von den verschiedensten Völkern in edlem Wetteifer Expeditionen ausgerüstet, von 1848—54 19 an der Zahl mit 31 Schiffen, die zwar alle den eigentlichen Zweck nicht erreichten, aber doch die Inselwelt zwischen dem 72. und 78. Breitengrade und dem 89. und 120. Längengrade aufs genaueste bekannt machten und die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt festlegten (Mc. Clure 1850 und Collinson 1851). Erst am 6. Mai 1850 fand Leutnant Hobson auf Point Victory an der Nordwestküste von King Williams Land unter einem Steinhaufen eine Metallbüchse mit Nachrichten von der Franklinschen Expedition, aus denen hervorging, daß Sir John Franklin am 11. Juni 1847 das Ende seiner Laufbahn erreicht hatte und daß bis zum 25. April 1848 neun Offiziere und fünfzehn Mann ihren Leiden erlegen waren. Die Unglücklichen waren in der äußersten Not zu Kannibalen geworden.

Afrika.

Ebenso unbekannt, wie mit den Ländern des Nordpols war das vorige Jahrhundert und die ersten beiden Jahrzehnte unseres Jahrhunderts mit dem „dunklen Erdteil" gewesen, obgleich eine Anregung zur Afrikaforschung gegeben war schon 1788 durch die Gründung der African Association zu London. Wesentlich sind es dann Engländer und Franzosen gewesen, die sich um die Erforschung Afrikas verdient gemacht haben. Doch ist gerade der Bahnbrecher am Anfange unseres Jahrhunderts für die östlichen Länder, allerdings im Auftrage der Londoner Afrikanischen Gesellschaft, der Deutsch-Schweizer Johann Ludwig Burckhardt (1784—1817) gewesen. In denselben Gegenden, in Ägypten, Nubien, Abessinien und Arabien reiste seit 1817 der Frankfurter Eduard Rüppell (1794—1884), dessen Hauptwerk „Reise in Abessinien" 1838—40 erschien. Auch die Expedition der Deutschen von Minutoli, Scholz, Hemprich und Ehrenberg (1820—25) gelten dem Nordosten Afrikas, besonders auch der libyschen Wüste. In den Jahren 1822—24 gelangten Oudney, Denham und Clapperton nach dem Tschadsee und Kuka, 1825—26 Laing von Tripolis aus nach Timbuktu, 1826—28 Caillié ebendahin, jedoch von Senegambien ausgehend; 1827 erforschte de Bellefonds den Mittellauf des Bahr el Abiad (Weißer Nil); im folgenden Jahre erreichten Cowin und Green vom Kaplande aus zu Lande die Delagoabai; 1829 befand sich Roussin an der Küste von Senegambien, der Engländer Richard Lander, der schon 1825 als Diener Clappertons eine Expedition nach dem unteren Niger mitgemacht hatte, erforschte 1830 durch eine eigne Expedition die weiter stromaufwärts gelegenen Länder Ganda und Sokoto. Im Südosten setzten Ganiato und Montayro das Entdeckungswerk Cowins und Greens fort, indem sie 1831—32 den Sambesi hinauffuhren und dann nach Nordwesten weiterreisend bis Lunda, nördlich vom Bangweolosee vordrangen. In den Jahren 1834—36 hielt sich Smith bei den Zulus und Betschuanen auf, 1836—37 Sir James Edw. Alexander im Damaralande, 1836—38 nahm de Bouet-Willaumez die Nordwestküste vom Senegal bis zum Äquator auf. 1837 ff. reiste Fürst Pückler-Muskau (1785—1871), der bekannte Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", die Herweghs Groll herausforderten, in den Nilländern bis zum Sudan. Der Nil und das Geheimnis seines Laufes war auch das Objekt der Reisen des Deutsch-Österreichers Kotschy am Bahr el Abiad, Wernes am Blauen und mit d'Arnaud ebenfalls am Weißen Nil, ebenso d'Arnauds mit Sabatier am Weißen Nil bis zu den Schilluk am 10° nördl. Br. in den Jahren 1840—42. 1840 ff. fuhren die Engländer Trotter, Allen, Becroft fort, den Niger zu erforschen. Eine besonders ausgiebige Entdeckungsreise unternahmen 1847—50 die deutschen Missionare Krapf, Rebmann und Erhardt von Mombas an der Suahelikküste bis zum Kilima Ndscharo. Um dieselbe Zeit bereiste der Berliner Physiolog Johannes Müller (1801—58) mit dem jungen Alfred Edmund Brehm (1829—84), dem späteren Verfasser des „Tierlebens", Ägypten, Nubien und Kordofan. Um diese Zeit betrat auch Heinrich Barth (1821—65) aus Hamburg seine ruhmvolle Laufbahn, indem er völlig aus eignen Mitteln 1845—47 sich an die Erforschung der afrikanischen und asiatischen Küstenländer des Mittelmeeres machte, soweit sie der Kenntnis noch nicht erschlossen waren. Er kehrte mit einem Schatz von Kenntnissen jener alten Kulturländer zurück, wie ihn bis dahin niemand aufzuweisen gehabt hatte. Seine Hauptreisen aber fallen erst in das nächste Jahrzehnt; sie sollten ihm den ersten Rang unter den Afrikaforschern

erwerben. Auch David Livingstone (1813—73) hatte sich damals schon bekannt gemacht. Er war 1840 nach dem Kaplande gegangen, wo er unter dem Bakuenastamme neun Jahre als Missionar thätig war. Mit Oswell und Murray machte er 1849 seinen ersten größeren Ausflug nach Norden zu ins Innere und fand dabei den Ngamisee (20—21° südl. Br.). Auch seine Hauptleistungen, durchaus epochemachenden Charakters fallen in die beiden folgenden Jahrzehnte.

Asien.

Für die Kenntnis von Asien wurde vorteilhaft vornehmlich das Vordringen der Russen und Engländer in diesem Erdteile. Die sibirische Eismeerküste wurde im Auftrage der russischen Regierung während der zwanziger und dreißiger Jahre teilweise erforscht durch die Expeditionen von Lütke, Pachtussow, Ziwolka u. a.; auf dem Kaspischen Meere und im Kaukasus unternahm der Petersburger Professor Eichwaldt 1825—26 Entdeckungsfahrten; ebenfalls im Auftrage der russischen Regierung Lebedur und Bunge 1826 ff. solche im Altai und in der Dsungarei. Von den Reisen Humboldts in Innerasien ist schon die Rede gewesen. 1848 ff. nahmen Butjakow und Pospjebew den Aralsee auf. — Von Indien aus gingen die Expeditionen Webbs (1808) zur Auffindung der Gangesquellen, Moorcrofts (1812 und 1819—23), sowie Webbs und Hodgsons (1816—19) zur Erforschung des Himalaya und Tibets. Eine eigenartige Erscheinung bildet der Magyar Czoma, der in Tibet die Ursitze seines Volkes suchte und die Sprache dieses Landes dem Studium der Europäer erschloß (1821—42). Nach Tibet kamen auch, von China ausgehend, 1844—46 die französischen Missionare Hue und Gabet. Auf seiner Reise in Innerasien 1835—36 entdeckte der Engländer Wood die Quelle des Oxus, der Engländer Waugh nahm 1844 ff. mehrere Höhen des Himalaya auf. Auch in Asien reisten Deutsche und brachten reichen Ertrag für die Naturwissenschaften und die Geographie nach dem Vaterlande zurück. Siebold weilte 1823—29 und dann 1859—62 in Japan, Parthey 1823 in der Levante, von Prokesch-Osten 1829 in Palästina, ebenda nahm 1836 Schubert Untersuchungen über die Lage und Tiefe des Toten Meeres vor, der bekannte Atlantenherausgeber Kiepert durchforschte 1841—42 das nordwestliche Kleinasien; Moritz Wagner widmete 8 Jahre (1844—52) der Erschließung Kaukasiens, Armeniens und Persiens. Für die Kenntnis von Indien war außerordentlich reich an Ausbeute die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen mit Hoffmeister und Gröben in Vorderindien von 1844—46. Endlich sei noch der Franzose Paul Emile Botta erwähnt, der 1844—46 Ausgrabungen im Euphrat- und Tigristhale machen ließ und dabei die Ruinen von Ninive entdeckte.

Nordamerika.

Auch die Neue Welt erregte immer wachsendes Interesse. Im britischen Teile Nordamerikas gelangten 1825 John Franklin, Back und Richardson zu Lande bis zum Mackenziefluss und fuhren ihn dann hinunter; 1834—35 waren Back und Dr. Krieg am Großen Fischfluss, dessen Lauf sie bis zur Mündung verfolgten, um dann nach König Wilhelmland überzufahren. In der Union besuchte 1820 und folgende Jahre Schoolcraft den Westen und entdeckte 1832 die Quelle des Mississippi. In den Jahren 1830—55 bereiste der nordamerikanische Maler G. Catlin fast alle Indianergebiete und malte und zeichnete da seine berühmten Indianerbilder. 1841 und 1845 weilte der berühmte englische Geolog Lyell in Nordamerika, um für seine Wissenschaft Forschungen anzustellen, 1842 folgte Lojans in Kanada seinem Beispiele und 1847—50 machten Owens und Evans geologische Untersuchungen in Jowa, Minnesota, Wisconsin u. s. w.

Mittel- und Südamerika.

In Mexiko reiste 1823 und folgende Jahre der Italiener Beltrami; 1845—49 unterzog der Österreicher K. Heller die östlichen Teile von Mexiko, namentlich Yukatan einer näheren Nachforschung. Brasilien war 1826 das Reiseziel des schwedischen Naturforschers Lund, 1842 das des Prinzen Adalbert von Preußen. Die Gebrüder Schomburgk bereisten 1834—39 und 1840—44 britisch Guyana. Besonders nutzbringend für die Kenntnis von Südamerika waren des Sachsen Eduard Friedrich Pöppig Reisen von 1827—32, ferner die des Schweizer Naturforschers Johann Jakob von Tschudi 1838—43 und dann 1857—59. Dagegen sind die Kreuz- und Querzüge des bekannten Schriftstellers Friedrich Gerstäcker in Nord- und Mittelamerika (1837—43) wissenschaftlich bedeutungslos geblieben; doch haben sie belletristisch durch ihn reiche Verwertung gefunden.

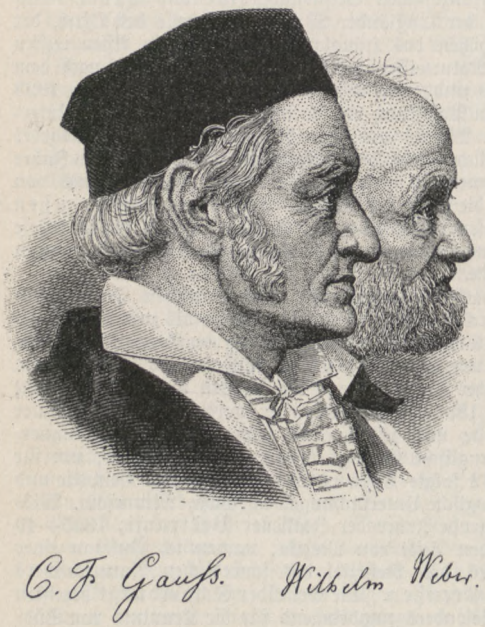
Australien.

Da es vornehmlich im Interesse Englands lag, sich über Australien zu unterrichten, so sind Entdeckungsfahrten ins Innere dieses Kontinents auch wesentlich nur von Engländern unternommen worden. So entdeckte Sture 1828—30 während seiner Forschungsreise den Darling und den Murray, den er bis zur Mündung in die Encounterbay hinabfuhr, Wickham 1837 den Victoriafluß an der Nordküste, Eyre 1839 vom Spencer-Golf ausgehend den Torrenssee und 1840 den nach ihm benannten Eyresee; derselbe unternahm 1840—41 eine Reise nach Westaustralien. Der Versuch der deutschen Forscher Leichhardt, Classen u. a. 1848 Australien von Osten nach Westen zu durchqueren, führte ihren Untergang herbei. Im Jahre 1836 wurde Adelaide, heute eine Stadt von 150 000 Einwohnern, von dem englischen Kapitän Hindmarsh als eine dürftige Ansiedelung am Torrensflusse angelegt.

Mathematik und Physik.

Die Geschichte der exakten Wissenschaften in Deutschland läßt sich schwer von deren Entwickelung in andern Ländern trennen, weil ihre Ergebnisse international sind und sich über die politischen Grenzen gegenseitig ergänzen und fördern. Es mag also auch bei ihnen der Blick nach Frankreich, England und andern Ländern gestattet sein. Die Entwickelung eines großen Teiles der Naturwissenschaften, der Astronomie, der Physik,

der Physiologie und Chemie ist verknüpft mit den Fortschritten in der Mathematik. Deutschland nun hat einen der größten Mathematiker aller Zeiten hervorgebracht, Karl Friedrich Gauß (1777—1855), der nicht minder hervorragend war durch seine Leistungen in der Astronomie und Physik, als in der reinen Mathematik. Die Zahlentheorie erfuhr durch ihn die wesentlichste Förderung, durch seine Methode der kleinsten Quadrate ermöglichte er die genauesten astronomischen Berechnungen. Auf Gauß' Resultate gestützt, konnte der Bremer Olbers (1758—1840) den von Piazzi in Palermo am Anfange des Jahrhunderts entdeckten, aber nach den älteren Methoden nicht zuverlässig zu berechnenden Planeten Ceres gewissermaßen wiederentdecken. Die Untersuchungen des großen Göttinger Gelehrten über die Brechung der Lichtstrahlen durch Linsen war für die Konstruktion astronomischer Instrumente von Bedeutung; ebenso bedeutungsvoll waren seine Untersuchungen über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten, über die Schwerkraft und vor allem über den Erdmagnetismus. Im Verein mit dem hervorragenden Physiker Wilhelm Weber in Göttingen (1803—91) schuf Gauß neue Grundlagen und Hilfsmittel für die Erforschung und Verwendung dieser geheimnisvollen Naturkraft und regte einen magnetischen Verein an, der sich bald über das ganze gelehrte Europa ausdehnte. Beide erfanden 1833 den ersten elektrischen Telegraphen, der die Göttinger Sternwarte, wo Gauß wohnte, mit dem physikalischen Laboratorium Webers verband. Wie rasch hatten sich doch in wenigen Jahren die Entdeckungen Galvanis und Voltas vervollkommnet, namentlich seit Sir Humphrey Davy (1778—1829), der schon einmal als Erfinder der Sicherheitslampe genannt worden ist, auch die chemische Wirkung des elektrischen Stromes festgestellt hatte, deren Gesetze bald durch den Engländer Michael Faraday (1791—1867) wissenschaftlich ergründet werden sollten! Für die Grundlage der Telegraphie, ja der ganzen heutigen Elektrotechnik, ist aber anzusehen die 1820 von dem Dänen Hans Christian Örsted (1777—1851) beobachtete Ablenkung der Magnetnadel durch den elektrischen Strom und die ebenfalls von ihm festgestellten sogenannten Induktionserscheinungen, d. h. die Einwirkung, die die Elektrizität auch ohne unmittelbare Verbindung und Berührung auf Elektrizitätsleiter ausübte. Die Wirkungsübereinstimmung der Induktionselektrizität und der Reibungselektrizität wies dann Faraday nach, der auch das Verhältnis des Magnetismus und der Elektrizität zum Licht und der letzteren zu den Gasarten untersuchte. Die der von Örsted beobachteten Ablenkung der Magnetnadel zu Grunde liegende Regel stellte André Marie Ampère (1775—1836) aus Lyon auf. Außerdem aber fand er die ebenso wissenschaftlich wie technisch wichtigen Sätze, daß parallele Ströme einander anziehen, wenn sie in derselben Richtung laufen, dagegen abstoßen, wenn es in entgegengesetzter geschieht, und daß ferner gekreuzte Ströme das Bestreben zeigen, sich parallel zu stellen. Auch Dominique François Jean Arago (1786—1853), dessen Arbeiten außerdem besonders der Polarisation des Lichtes gewidmet waren, hat einen Teil seines vielseitigen genialen Strebens den elektrischen Erscheinungen zugewandt. Er machte 1820 die Entdeckung, daß ein Stab



208. Karl Friedrich Gauß und Wilhelm Weber.
Nach dem Kupferstiche von A. Weger.

aus Weicheisen in dem Augenblicke durch Induktionselektrizität magnetisch wird, wenn man einen elektrischen Strom durch eine den Stab umwindende leitende Spirale sendet. Auch entdeckte er 1825 den sogenannten Rotationsmagnetismus, d. h. den Einfluß, den eine rotierende Kupferscheibe auf eine frei darüber schwebende bewegliche Nadel ausübt. Auch sei hier die von dem deutschen Physiker Seebeck 1821 gefundene sogenannte Thermoelektrizität erwähnt, die zu beobachten ist bei der ungleichmäßigen Erwärmung der Lötstellen zweier metallischer Leiter (Antimon und Wismut) und später die Messung allerfeinster Temperaturunterschiede ermöglicht hat.

Die reine Mathematik zählte noch im ersten Drittel des Jahrhunderts, da Gauß nicht lehrend thätig war, so wenig hervorragende Meister, daß der hochbegabte Rheinländer Lejeune-Dirichlet (1805—1859), der Gauß' Nachfolger wurde, seine Studien in Paris machen mußte. Ganz besonders zeichnete sich die Stadt der reinen Vernunft dann durch Mathematiker aus. Hier in Königsberg lehrte Karl Gustav Jakob Jacobi (1804—1851), verdient um die Lehre von den elliptischen Funktionen, hier Franz Neumann (1798—1895), außer als Mathematiker auch bedeutend auf dem Gebiete der Optik und Elektrizitätslehre. Beide wurden durch die Begründung des mathematischen Seminars die Stifter einer Schule, aus der eine ganze Reihe der hervorragendsten Mathematiker der Gegenwart hervorgegangen ist. Jacobis Thätigkeit wurde dann nach seiner Berufung an die Berliner Universität durch Richelot (1808—1875) auf das erfolgreichste fortgesetzt.

Astronomie.

Auch die Astronomie fand in Königsberg einen Vertreter von europäischem Rufe in F. W. Bessel (1784—1846), der, eigner Neigung folgend, aus dem Kaufmannstande sich herausarbeitete und dann besondere Förderung durch den schon genannten Bremer Olbers und den Preßburger Franz Xaver von Zach (1754—1832) erfuhr, der 1787—1806 Direktor der Sternwarte zu Gotha war und später nach Paris ging. Seine „Fundamenta astronomiae" erschienen 1818. Ihm verdankt man eine genauere Kenntnis der Beschaffenheit und Bewegung der Kometen; er war der erste, der die Messung der Entfernung eines Fixsterns unternahm, eine Arbeit, die die beiden Struve, Vater und Sohn (Wilhelm Struve 1793—1864, geboren zu Altona, und Otto Struve geboren 1819 zu Dorpat) auf der Petersburg-Pulkowaer Sternwarte fortsetzten. Bessel behauptete ferner zuerst die Existenz eines Planeten jenseit des Uranus, dessen Beeinflussung durch einen solchen er nachwies und zugleich die Art der Berechnung angab, die durchzuführen ihn Krankheit hinderte. Leverrier in Paris (1811—1877) und Adams in Cambridge (1819—1892) brachten sein Werk zum Abschluß, und die Richtigkeit ihrer Berechnung fand Joh. Gottfr. Galle (geb. 1812), indem er den, Neptun genannten Planeten, an der vorberechneten Stelle entdeckte (23. September 1846; Bessel war schon am 14. März gestorben). — Mit dem Monde beschäftigten sich wesentlich Joh. Heinr. Mädler (1794—1874) in Dorpat, wo er von 1840—1865 Direktor der Sternwarte war, Pet. Andreas Hansen (1795—1874) aus Tondern, seit 1825 Direktor der Sternwarte in Gotha, und Charles Eugène Delaunay (1816—1872). — In der Beobachtung des gesamten Sternhimmels nehmen einen ganz hervorragenden Platz ein die Mitglieder der hannöverschen, allerdings in englische Dienste getretenen Familie Herschel: Fr. Wilh. Herschel (1738—1822), der Entdecker der Uranus- und Saturntrabanten und Erbauer von Riesenteleskopen; seine Schwester und Gehilfin Karoline Herschel (1750—1848), die Entdeckerin von sechs Kometen, und endlich Sir John Fred Will. Herschel (1792—1871), der den südlichen Sternhimmel in den Jahren 1834—1838 durchforschte. Rühmenswert sind auch die Namen des Direktors der Bonner Sternwarte Fr. Wilh. Aug. Argelander (1799—1875), des Kielers Peters (1806—1880) und vor allem des Berliner Sternwartendirektors Joh. Franz Encke (1791—1865), der sich durch die Berechnung von Kometen, namentlich des nach ihm benannten, weit bekannt gemacht hat.

Spektralanalyse. Licht. Wärme.

Die materielle Beschaffenheit der Kometen und Fixsterne zu ergründen, war einem späteren Zeitalter vorbehalten mittels der Erfindung der Spektralanalyse 1860 durch die Heidelberger Robert Wilhelm Bunsen (geb. 1811) und Gustav Robert Kirchhoff

(1824—1887). Aber es war ihnen, nachdem schon am Ende des vorigen Jahrhunderts die Erscheinungen der Polarisation des Lichts, der Doppelbrechung und Interferenz bekannt geworden waren, vorgearbeitet worden durch die Arbeiten von Arago (1786—1853), Biot (1774—1862), Brewster (1781—1868), Fraunhofer (1787—1826), vor allem aber durch die sowohl theoretischen als praktischen, äußerst scharfsinnigen Beobachtungen des Franzosen Fresnel (1788—1827), der insbesondere auch der Theorie von der Wellenbewegung des Lichtes zum unbestrittenen Siege verhalf. Von den Untersuchungen des Verhältnisses von Licht, Elektrizität und Wärme ist schon die Rede gewesen. Ein einheitliches Prinzip für die verschiedenen Äußerungen dieser Naturkräfte gefunden zu haben, das allgemeine Anerkennung erlangt hat, ist das Verdienst des Tübinger Arztes Robert Mayer (1814—1878), indem er zuerst die Theorie aussprach, daß nirgends in der Natur Bewegung verloren gehen könne, sondern sich stets in eine bestimmte Arbeit, namentlich in Wärme umsetze. Diese sogenannte mechanische Wärmetheorie wurde fast gleichzeitig auch von dem Engländer Joule (1818—1889) und dem berühmten deutschen Physiker Herm. Ludwig Ferd. Helmholtz (1821—1894) gefunden.

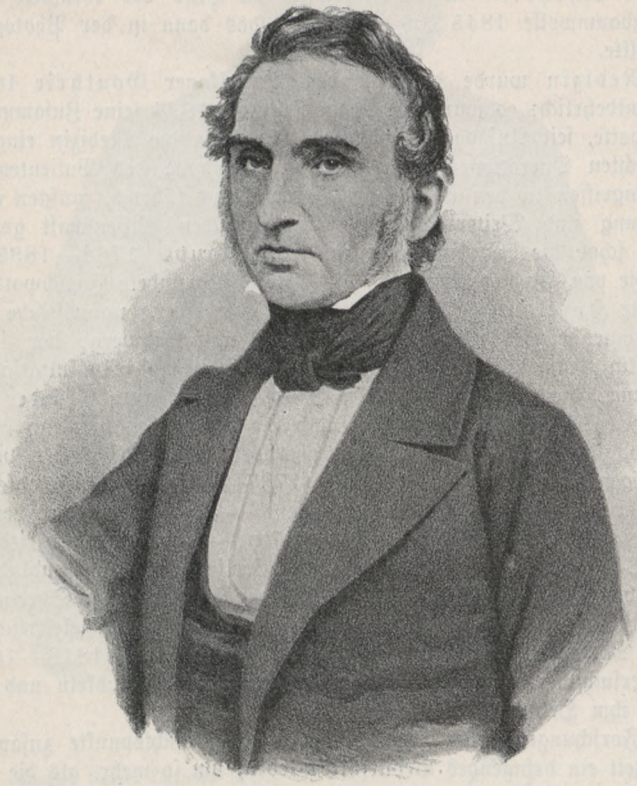


209. Joseph Louis Gay Lussac.
Nach der Lithographie von Delpech.

Chemie.

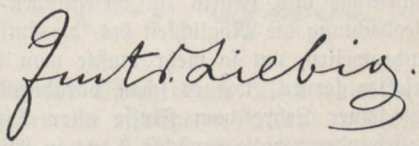
Bei allen diesen Untersuchungen war mit der Physik Hand in Hand die Chemie gegangen, die in unserm Jahrhundert einen ganz ungeahnten Aufschwung nehmen sollte. Grundlegend und bahnbrechend waren die Beobachtungen des französischen Gelehrten Gay Lussac (1768—1850) über die Atome, und daß die miteinander eine chemische Verbindung eingehenden Raumteile von Gasen in einem festen und einfachen Zahlenverhältnisse zu einander stehen. Ebenfalls verdient um die Atomtheorie, besonders durch die Bestimmung der Atomgewichte, ferner auch verdient um die chemische Wirkung der Elektrizität war der Schwede Joh. Jak. Berzelius (1779—1848), der Entdecker des Selen und andrer Elemente. Von den umfassenden Arbeiten Michael Faradays (1791 bis 1867) auch auf dem Gebiete der Elektrolyse ist schon bei Besprechung der Physiker die Rede gewesen. Aber auch Deutschland konnte schon in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts Chemiker von Weltruf aufweisen. Der Oldenburger Ernst Mitscherlich (1794—1863) fand von 1819—1823 die merkwürdigsten und weittragendsten Gesetze über das Verhältnis der Kristallformen zu den chemischen Eigenschaften der Kristalle. Seine Untersuchungen wurden von Weiß, Rose, Neumann u. a. fortgeführt.

Des schon genannten Bunsen Beobachtungen über die chemische Zersetzungskraft des Lichtes, aufgenommen auch von Arago, führten Niepce in Chalons und besonders Daguerre (1839) auf die Erfindung der Photographie. Als neben Mitscherlich weit hervorragend ist der Darmstädter Justus Liebig (1803—1873) zu nennen, der schon 1824 Extraordinarius in Gießen war, dessen Erfindung der Elementaranalyse und Beobachtungen über chemische Vorgänge im Pflanzen-, tierischen und menschlichen Körper unsere Kenntnis insbesondere über die Ernährung in epochemachender Weise erweitert haben.



210. Justus von Liebig.

Nach einer Photographie auf Stein gezeichnet von Rud. Hoffmann (1859).

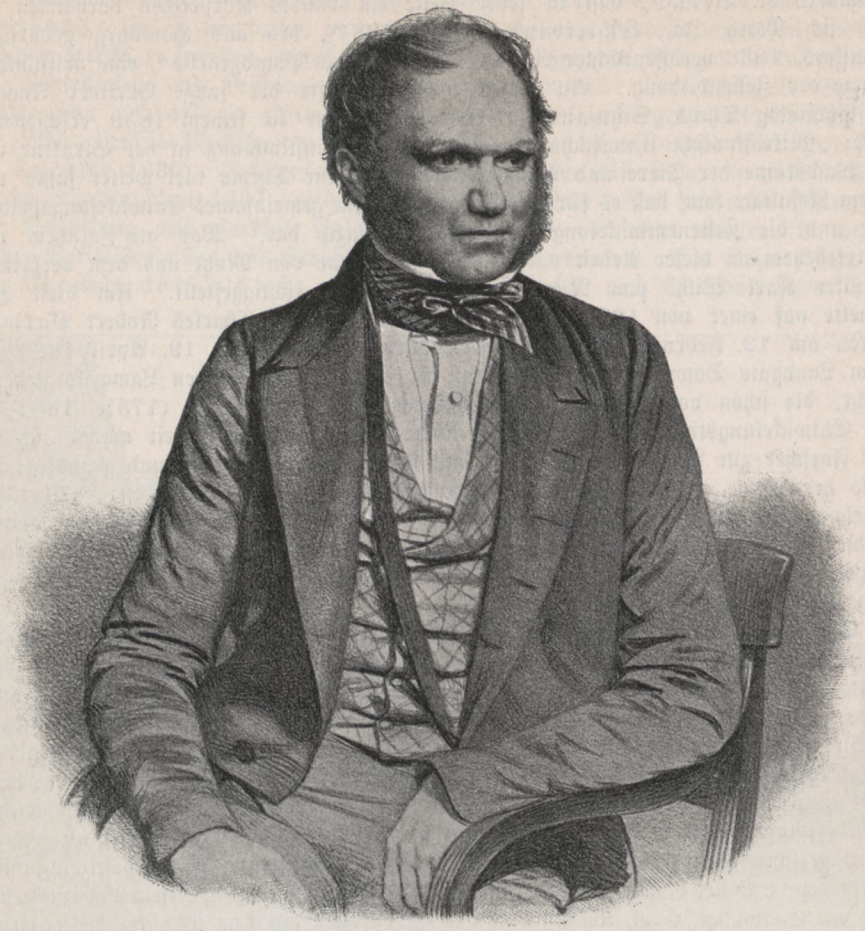


Für seine Untersuchungen über die Zusammensetzung organischer Substanzen aus anorganischem Material war ihm die berühmte Arbeit des Kurhessen Friedrich Wöhler (1800 bis 1882) über die Synthese des Harnstoffes 1828 vorangegangen, womit ein Feld der chemischen Arbeit erschlossen wurde, dessen Grenzen heute niemand mehr abzusehen vermag. Hier begann jene innige Fühlung zwischen Wissenschaft und praktischem Leben, die nicht hoch genug geschätzt werden kann und eben darum von der großen Menge, auch von sogenannten Gebildeten, zu ungunsten der nicht unmittelbaren und greifbaren Nutzen abwerfenden abstrakten Wissenschaften nur zu leicht überschätzt wird. Als klassisches, auf dieser Grenzlinie stehendes Werk erschien 1840 Liebigs „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie". Schon früher aber begannen sich die Gebiete mit jedem Jahre zu mehren, die von der Chemie neu befruchtet wurden. Ultramarinblau, bisher kaum erschwinglich, lehrte 1828 der Chemiker Gmelin zu Heidel-

berg (1788—1833) gleichwertig nachzumachen, die Anilinfarben wurden erfunden (1835), an die Entdeckung des Knallquecksilbers (1799) schloß sich die Fabrikation von Zündhütchen. Der Franzose Chevreul (1786—1888, gest. zu Paris im beinahe vollendeten 103. Lebensjahre) untersuchte die Fettarten und kam zur Entdeckung verschiedener Stoffe, wie der Buttersäure und Stearinsäure, die der Grund für die sich stetig ausbreitende Seifen- und Lichterindustrie wurde. Aus dem Laboratorium von Joh. Nepom. Fuchs (1774—1856) in München ging das Wasserglas und der hydraulische Kalk oder das Zement hervor. Schönbein in Basel erfand mit Hilfe der ebenfalls von ihm gefundenen Schießbaumwolle 1845 das Kollodium, das dann in der Photographie solche Rolle spielen sollte.

Medizin. Für die Medizin wurde das von dem Amerikaner Gouthrie 1831 entdeckte Chloroform unentbehrlich; es wurde, nachdem Dumas 1834 seine Zusammensetzung genau festgestellt hatte, seit Anfang der vierziger Jahre in die Medizin eingeführt. Die dadurch ermöglichten Operationen ohne Schmerzempfindung des Patienten, die bis zu den kühnsten Eingriffen in den menschlichen Organismus führten, mußten natürlich auch auf die Gestaltung und Weiterbildung der medizinischen Wissenschaft großen Einfluß ausüben. Man schob die „Erregungstheorie" Röschlaubs (1768—1835) ebenso auf die Seite, wie die von Hahnemann (1755—1843) begründete Homöopathie und warf sich, wie der alte Hufeland (1762—1836) auf eine streng naturistische Praxis oder wie der hochbedeutende Schönlein (1793—1864) aus Bamberg, der in Würzburg, Zürich und Berlin thätig war, auf eine durch Perkussion und Auskultation unterstützte exakte Beobachtung, die auch Rokitansky (1804—1878) zum Gründer einer pathologisch-anatomischen Schule werden ließ. Die reine Chirurgie aber, sich immer bedeutsamer entwickelnd, zählte eine unendliche Reihe hervorragendster Vertreter, von denen nur genannt sein mögen Karl Ferd. von Gräfe (1787—1840), groß in plastischer Operation und in der Reformation des Lazaretwesens — sein Sohn war der berühmteste deutsche Augenarzt Albr. von Gräfe (1828—1870) — ferner Joh. Friedr. Dieffenbach (1794—1847) ebenfalls als Operateur in Berlin thätig, und endlich der Heidelberger Max Jos. von Chelius (1794—1876) und der Hannoveraner Stromeyer (1804 bis 1876). Natürlich stellte sich auch die vermehrte Kenntnis der elektrischen Kräfte in den Dienst der Medizin. Der Berliner Dubois-Reymond (1818—1897) begann 1841 seine Untersuchungen über tierische Elektrizität in den Muskeln und Nerven, ein Gebiet, auf das ihm Helmholtz bald folgte.

Die Entwickelungstheorie. Alle diese Forschungen unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zusammenzufassen, mußte mit der Zeit ein dringendes Bedürfnis werden, um so mehr, als die Philosophien Schellings und Hegels im wesentlichen beiseite geschoben waren. Je mehr die exakte Beobachtung die Möglichkeit bot, die Entstehung des Zusammengesetzten aus dem Einfachen nachzuweisen, um so mehr mußte man überhaupt das Seiende als ein Werdendes aufzufassen lernen, wie es schon vorahnend im grauen Altertume der Philosoph Heraklit mit seiner Lehre vom Flusse aller Dinge behauptet hatte. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte zunächst Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" (1781) auf die kontinuierlichen Übergänge der Arten hingewiesen, die den Gedanken an eine sprungweise Entwickelung nicht zuließen. Auch Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" (1784—91) wies auf die Ähnlichkeit im Baue der Pflanzen, Tiere und Menschen hin, er sprach es aus, daß die Vernunft nicht ein Erbteil von Anbeginn sei, sondern sich als Folge der körperlichen Beschaffenheit entwickelt habe. Auch hatte er schon eine Ahnung von der Erhaltung der Kraft, indem er meinte, die Kräfte, das Unsichtbare in der Welt, seien ewig, nur ihre sichtbaren Werkzeuge seien vergänglich. Nachdem Goethe 1784 den Zwischenkieferknochen als gemeinsamen Besitz von Mensch und Säugetier nachgewiesen, veröffentlichte er 1790 seine Ansichten über die Pflanzenmetamorphose, in denen er ebenfalls auf das sich gegenseitig Entsprechende bei Mensch und Säugetier kam, ohne freilich die Idee der Entwickelung besonders zu betonen. Das geschah durch den Franzosen Jean Baptiste de Lamarck (1744—1829), der in seiner 1809 erschienenen „Philosophie zoologique" unter Bestreitung der Konstanz der



211. Charles Robert Darwin.
Nach der Lithographie von J. H. Masure (1849).

Arten den Nachweis zu führen versuchte, daß sich alle Pflanzen und Tiere unter der Einwirkung äußerer Einflüsse und Lebensgewohnheiten aus niedrigeren Formen entwickelt hätten. Etienne Geoffroy Saint-Hilaire (1772—1844) hatte sich unabhängig von Lamarck mit ähnlichen Gedanken beschäftigt; dessen genanntes Buch regte ihn weiter an, er gab diesen Gedanken und Anregungen Ausdruck durch seine 1818 erschienene „Philosophie anatomique". Der Widerspruch der Anhänger Cuviers, der im Gegensatze zu dieser Deszendenztheorie an der Konstanz der Arten festhielt, führte zu einer längeren wissenschaftlichen Fehde, der der alte Goethe mit gewohnter Geistesfrische seine Teilnahme im Lamarckschen und St. Hilaireschen Sinne schenkte. Indem man so lernte, in der Entwickelung des organischen Lebens die Scheidewände des Pflanzen- und Tierreichs zu durchbrechen, kam Hugo von Mohls (1805—1872) in Tübingen Entdeckung von der Teilbarkeit der Pflanzenzelle und der Neubildung von zwei selbständigen Organismen durch die Teilung der ersten Zelle wie eine Erleuchtung („Grundzüge zur Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle" 1851, der jedoch schon die „Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse" 1834, eine Arbeit gleichen Sinnes, vorausgegangen war). An Mohls Arbeiten und an die 1834 gemachte Entdeckung des

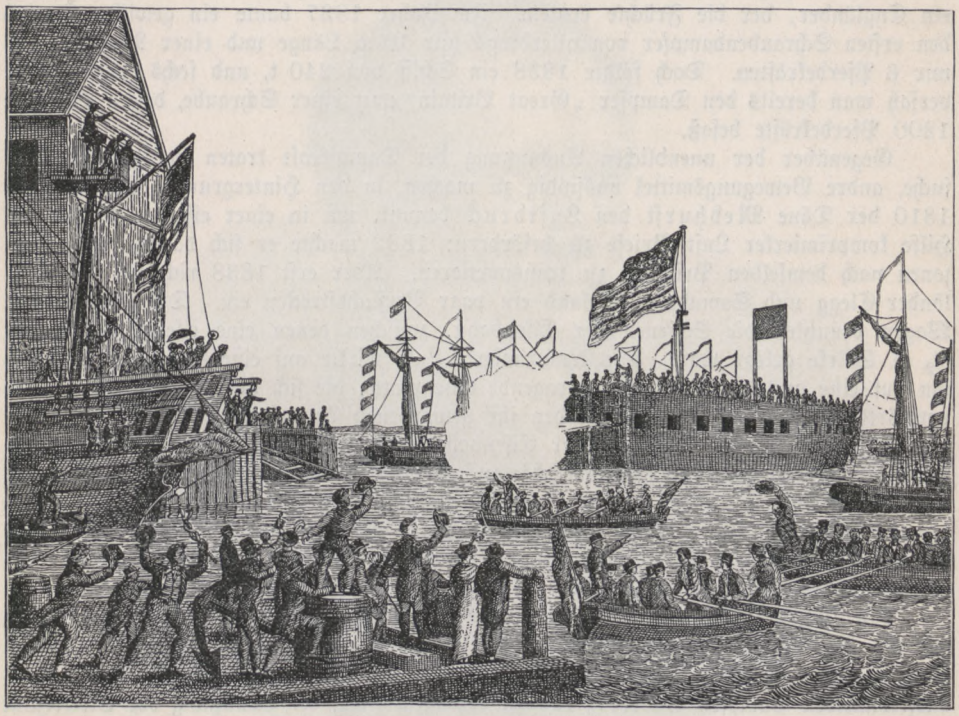
Engländers R. Brown, daß in jeder Zelle ein rundes Körperchen vorhanden sei, schloß sich Math. Jac. Schleidens (1803—1881), des aus Hamburg gebürtigen Botanikers, 1838 veröffentlichter Aufsatz „Beiträge zur Phytogenesis", eine vollständige Theorie der Zellenbildung. An diesen wieder knüpfte der junge Berliner Anatom und Physiolog Theod. Schwann (1810—1882), der in seinem 1839 erschienenen Werke: „Mikroskopische Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstume der Tiere und Pflanzen" das gegebene Thema viel weiter faßte und zu dem Resultate kam, daß es für alle Organismen ein gemeinsames Entwickelungsprinzip gäbe, und die Zellenentwickelung stelle dieses Prinzip dar. Was an Falschem und Übertriebenem an dieser Arbeit vorhanden war, wurde von Mohl und dem verdienten Botaniker Karl Wilh. von Nägeli (1817—1891) richtiggestellt. Um diese Zeit sammelte auf einer von 1831—1836 dauernden Weltreise Charles Robert Darwin, geboren am 12. Februar 1809 in Shrewsbury, gestorben am 19. April 1882 auf seinem Landgute Down in Kent, Material für eine auf dem Boden Lamarcks stehende Ansicht, die schon vor Lamarck sein Großvater Erasmus Darwin (1731—1802) in einer Entwickelungstheorie gehegt hatte. Aber noch jahrelange Arbeit machte sich der junge Forscher zur Pflicht, ehe er 1859 mit seinem grundstürzenden und grundlegenden Werke hervortrat, das in fast alle Kultursprachen übersetzt worden ist: „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl", mit dem Darwin genau genommen auf die schon von Kant theoretisch aufgestellte selbstthätige, mechanische Entwickelung der Lebewesen zurückkam. Doch gehört die Entwickelung und Geschichte dieser Theorie einem späteren Kapitel an.

Die technischen Fortschritte. Telegraph.

Die Unmenge neuer Beobachtungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie führten, wie schon erwähnt wurde, auch zu höchst willkommenen praktischen Resultaten. Es erübrigt von ihrer technischen Ausbeutung zu sprechen, namentlich auf dem Gebiete der Elektrizität und des Dampfes. Daß die beiden Göttinger Professoren Gauß und Weber 1833 als die ersten eine elektrische Leitung konstruierten, die auf einen Kilometer Länge die Sternwarte und das physikalische Kabinett verband, wurde oben erzählt. Auch hatte um dieselbe Zeit ein Baron Schilling sich gleichermaßen erfolgreich mit elektrischen Versuchen beschäftigt und mit Hilfe eines sogenannten Schweiggerschen Multiplikators einen Apparat zur Übermittelung von Schriftzeichen konstruiert, der 1835 der Naturforscherversammlung gezeigt wurde. Von diesem Apparat erhielt 1836 ein Engländer, Cook, Kenntnis und in Verbindung mit dem Physiker Wheatstone (1802—1875) konnten sie sich schon im Mai 1837 ein Patent auf ihre Erfindung geben lassen und Schillings Ruhm ernten, der übrigens im August des Jahres starb. Aber schon hatte der Münchener Physiker Karl August Steinheil (1801—1870) einen verbesserten Apparat erfunden, der nicht wie der Schillingsche durch eine zuckende Magnetnadel vorübergehend die Buchstaben dem Auge andeutete, sondern die Ausschläge der Nadel auf einem Papierstreifen markierte und zugleich einen Anschlag an abgestimmte Glöckchen ermöglichte, wodurch die Signale auch hörbar wurden. Derselbe fand 1838, daß es keines besonderen Rückleitungsdrahtes bedürfe, sondern daß man die Erde als Rückleiter benutzen könne; die Anlage eines Telegraphen verbilligte sich dadurch gerade auf die Hälfte. Nach mannigfachen Versuchen, den immer noch für die Praxis nicht bequem genug arbeitenden Nadelapparat zu verbessern, Versuche, die von Cook, Davy, Wheatstone und endlich von Ernst Werner Siemens (1816—1892) aus Lehrte in Hannover mit immer besserem Erfolge unternommen worden waren, gelang es 1844 Samuel Finley Morse (1791—1872), einem Amerikaner, unter Benutzung des Steinheilschen Gedankens, einen Schreibapparat zu konstruieren, der eine sichere Übermittelung der durch Striche und Punkte genau gekennzeichneten Buchstaben ermöglichte und mit einigen wesentlichen Verbesserungen noch heute im Gebrauch ist. Übrigens hatte Morse schon im Oktober 1842 im New Yorker Hafen einen erfolgreichen Versuch gemacht, unter Wasser eine elektrische Leitung zu legen und damit den ersten Anstoß zur Legung jener großen submarinen Kabel gegeben, die heute von allen Enden der Welt Nachrichten zu allen Enden der Welt gelangen lassen.

Dampfmaschinen und Eisenbahnen.

Ungemein groß waren auch die Fortschritte auf dem Gebiete der Dampfbenutzung. Es ist unmöglich, in kurzem den technischen Verbesserungen an den Lokomotiven gerecht zu werden, durch die anfänglich sich zeigende Mängel überwunden und die Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit vermehrt wurde. Dem Beispiele Englands folgte, wenn auch anfangs zögernd, der Kontinent. Belgien begann mit der Eröffnung der Linie Brüssel-Mecheln am 3. Mai 1835; bald danach folgte Nürnberg-Fürth (7. Dezember 1835). Teilstrecken der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, die 1839 vollendet wurde, wurden schon 1837 benutzt. In Rußland führte 1838 der erste Schienenweg von Petersburg nach Zarskoje Selo. Frankreich ließ bis 1841 warten, in welchem Jahre Paris-Versailles und Straßburg-Basel eröffnet wurden. Von Basel führte dann eine Eisenbahn 1843 als erste auf schweizerischem Gebiet nach St. Louis (n. v. Basel).



212. Stapellauf des ersten Kriegsdampfers „Fulton I." zu New York am 29. Oktober 1814.
Nach einer gleichzeitigen Abbildung

In den Jahren 1843—44 wurden in Holland die Strecken Amsterdam-Utrecht und Utrecht-Arnheim dem Verkehr übergeben, in Spanien 1848 die Barcelonaer Küstenbahn fertiggestellt. Im Jahre 1830 hatte es insgesamt auf der Erde 332 km Eisenbahnen gegeben, 1850 zählte man 38 022.

Es ist an früherer Stelle erzählt worden, daß der Amerikaner Fulton im August 1807 zuerst auf einem von ihm konstruierten Schiffe, das mit einer Boulton-Wattschen Dampfmaschine versehen war, den Hudson hinauf bis Albany fuhr. Von da an machte der Dampfschiffbau in Amerika und England reißende Fortschritte. Im Jahre 1814 lief der erste Kriegsdampfer der Vereinigten Staaten, der „Fulton", mit 32 Kanonen vom Stapel; 1830 gab es in England bereits 315. Obgleich nun aber die „Savannah", ein amerikanisches Schiff von 350 t — heute eine kindliche Zahl — den Ozean fast allein mit Dampfkraft von New York bis Liverpool in 20 Tagen gekreuzt hatte, so entwickelte sich doch die Dampfschiffahrt mehr auf den binnenländischen Seen und Flüssen. Die Schaufelräder, die jene ältere Konstruktion

nur kannte, erwiesen sich nicht widerstandsfähig genug und als zu große Flächen für anstürzende Seen bei stürmischem Wetter. Doch hatte schon Preußen mit Einführung der Schnellposten 1821 auch den ersten Postdampfer eingestellt; es fand Dampfschiffahrt 1823 auf dem Schwarzen und Kaspischen Meere statt, und 1829 wurde eine für Personen- und Postenbeförderung bestimmte regelmäßige Verkehrslinie zwischen St. Petersburg und Lübeck eingerichtet, die dann vor allem der Lübecker Spargelzucht zu gute kommen sollte. Erst aber die Erfindung der Schiffsschraube wurde epochemachend für die Ozeanschiffahrt. Joseph Ressel (1793—1857), ein Deutschböhme, der schon seit 1812 Versuche auf diesem Gebiete gemacht hatte, kam 1826 zum befriedigenden Abschlusse. Doch erst 1829 ward ihm Gelegenheit geboten, seine Erfindung im Hafen von Triest mit Erfolg in die praktische Wirklichkeit umgesetzt zu sehen. Merkwürdigerweise ließ man diese wichtige Erfindung wieder der Vergessenheit anheimfallen. Es war wieder ein Engländer, der die Früchte erntete. Im Jahre 1837 baute ein gewisser Smith den ersten Schraubendampfer von allerdings nur 10 m Länge und einer Maschine von nur 6 Pferdekräften. Doch folgte 1838 ein Schiff von 240 t, und sechs Jahre später versah man bereits den Dampfer „Great Britain" mit einer Schraube, dessen Maschine 1200 Pferdekräfte besaß.

Gegenüber der unendlichen Ausnutzung der Dampfkraft traten naturgemäß Versuche, andre Bewegungsmittel ausfindig zu machen, in den Hintergrund. So hat schon 1810 der Däne Medhurst den Luftdruck benutzt, um in einer eisernen Röhre mit Hilfe komprimierter Luft Briefe zu befördern; 1832 machte er sich daran, auch Personen nach demselben Prinzipe zu transportieren. Aber erst 1838 richteten die Engländer Clegg und Samuda in Irland ein paar Versuchsstrecken ein. Die befördernden Wagen benutzten die Schienen der Eisenbahn, zwischen denen eine eiserne Röhre von $^1/_2$ m Stärke gelegt war. Die komprimierte Luft wirkte auf einen Kolben und durch ihn auf eine aus der Röhre hervorragende Eisenplatte, die sich in einer schmalen Spalte vorwärts bewegte und den Wagen den ihr gewordenen Anstoß mitteilte.

Dampfhammer.

Die durch die Entwickelung der Eisenbahnen ebenfalls in höchsten Aufschwung gekommene Eisenindustrie und Maschinenfabrikation konnte erst mit der Erfindung des Dampfhammers den höchsten an sie gestellten Ansprüchen genügen. Die grundlegende Idee war schon 1784 von James Watt gefunden worden, aber erst 1842 wurde nach dem von William Doverell gegebenen Prinzip die erste praktisch verwendbare Ausführung fertiggestellt.

Elektrizität zur Bewegung und Beleuchtung.

Ein Zufall führte 1840 den englischen Mechaniker William George Armstrong auf die Beobachtung, daß der einem Kessel entströmende Dampf positive, der Kessel selbst negative Elektrizität entwickele, so daß man nunmehr auf Apparate kam, mittels ausströmenden Dampfes Elektrizität zu erzeugen. Auf die Benutzung der Elektrizität zu Beleuchtungszwecken kam zuerst 1822 der schon oft genannte Sir Humphrey Davy (1778—1829); doch erst in den vierziger Jahren gelang es, der Erfindung eine praktische Ausführung zu geben. Als bewegende Kraft wurde die Elektrizität 1839 zuerst von dem deutschen Physiker Moritz Hermann Jacobi (1801—74) für ein Boot auf der Newa bei St. Petersburg verwandt. Es war derselbe, der im Jahre vorher 1838 die Ablagerung von Kupfer am negativen Pole beobachtet hatte, wenn man den Strom durch eine Lösung von schwefelsaurem Kupferoxyd führt. Damit war einem ganz neuen Industriezweig Bahn gebrochen, der Galvanoplastik.

Nähmaschine.

Auch auf dem Gebiete der Faden- und Gewebeerzeugung begann die Dampfkraft von wesentlichem Einfluß zu werden und die Konstruktion neuer Maschinen zu ermöglichen, die sich freilich wegen ihrer Kompliziertheit einer kurzen Beschreibung entziehen. Nur einer Erfindung weittragendster Bedeutung, die heute in keiner Familie fehlt, sei gedacht: der Nähmaschine. Ein französischer Schneider aus St. Etienne mit Namen Thimonnier hatte 1830 einen Apparat erfunden, der die Handnäharbeit ersetzte. Die Revolution zerstörte seine Anlage, ebenso die Revolution von 1848 die zweite, so daß Thimonnier in bitterer Armut starb. Unterdessen hatten sich auch die Amerikaner mit dem Problem abgegeben; es war Elias Howe (1819—1867), der nach

mancherlei von Entbehrungen begleiteten Versuchen endlich 1846 zu einem befriedigenden Resultate kam, indem er im Unterschied von den andern Systemen das ihm von der Weberei bekannte Schiffchen erfolgreich zu verwenden wußte.

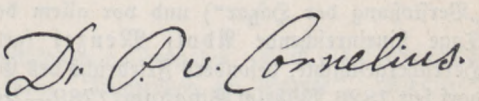
* * *

Kunst. Die deutsche Kunst, obwohl ein internationaler Zusammenhang nicht zu leugnen ist, entwickelte sich doch bei weitem nationaler, als die auf allseitiges, Hand in Hand gehendes Forschen angewiesene, wissenschaftliche Technik und exakte Wissenschaft. So konnte sogar früher von einer Entwickelung der Münchener Schule und einer bayrischen Kunst geredet werden, obgleich die Chorführer weder aus Bayern stammten, noch dort ihre



213. Peter von Cornelius.

Nach der Zeichnung von J. Schlotthauer gestochen von S. Amsler.



Ausbildung erhalten hatten. Nur der mäcenatische Wille Ludwigs I., zugleich sein Wille zur Volkserziehung, hatte in München diese Kunstblüte zum Segen Bayerns und Deutschlands sich entfalten lassen. Der große Meister, der dort mit mächtig ergreifender Kraft wirkte, Peter Cornelius, ging, wie erzählt, 1841 nach Berlin — freilich um auch an der neuen Stätte sich von dem realistischer werdenden Zeitgeiste nicht mehr verstanden zu sehen; König Friedrich Wilhelm IV. stand in seiner launenvollen Art dem in folgerichtiger Kraft arbeitenden Künstler auch nicht näher als Ludwig von Bayern. Und doch, welche gewaltigen Schöpfungen, wenngleich nur erst in Kartons, enthält die Berliner Nationalgalerie! An diesen Kartons hat er, freilich nur auf eine kleine Gemeinde angewiesen, bis zu seinem am 16. März 1867 erfolgten Tode gearbeitet. Cornelius war von Haus aus Katholik; seine zum größeren Teile auf religiösem Gebiete sich bewegenden Darstellungen zeigen jedoch keinen einseitigen Typus, sondern eine sich hoch über irdisches

Cornelius in Berlin.

Die Nazarener. Overbeck.

Kleinbedürfnis emporschwingende Auffassung des christlichen Glaubens. Mit einer berechtigten Ironie sah er auf Leute herab, die, wie Friedrich Overbeck (1789—1869) aus Lübeck, sein früherer Arbeitsgenosse in Rom, die Schwäche der Romantik auch dadurch zum Ausdruck brachten, daß sie ihr norddeutsches Luthertum mit dem römischen Katholizismus vertauschten, wie neben Overbeck die Brüder Schadow, die beiden Veit, der Kupferstecher Rüscheweih u. a. m. Sie waren so befangen in ihrer „nazarenischen“ Kunst, wie sie alsbald spottweise genannt wurde, daß Phil. Veit (1793—1877), der Stiefsohn Friedrich Schlegels, der ja ebenfalls zum Katholizismus übertrat, seine Stellung als Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M. aus Verdruß darüber niederlegte, daß man eines der bekannten Hußbilder des Düsseldorfers Karl Friedr. Lessing (1807—1880) ankaufte. Beeinflußt waren Overbeck und Genossen durch W. H. Wackenröders (1773—1798) echt romantische und katholisierende „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ (1797), zu denen im bewußten Gegensatze die von Goethe mit dem Schweizer Heinrich Meyer herausgegebenen „Propyläen“ standen. Diesen „Klosterbrüdern“ war die Renaissance, obgleich ja äußerlich noch katholisch, zu farbenprächtig, zu lebensatmend, zu sinnebezaubernd, mit einem Worte zu heidnisch. Darum griffen sie in ihren Vorbildern auf die „innigere“ Kunst der Präraffaeliten zurück, die ja auch heute wieder in Mode kommt, wie in allen sich übermüdet und entkräftet fühlenden Zeitaltern. Direkt an Overbeck und seine trotz aller malerischen Verdienste etwas magere, religiöse Reflexionsmalerei schlossen sich nur der schon genannte Philipp Veit („Maria als Himmelskönigin“, „Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum“) und Joh. Eduard Steinle (1810—1860, „Bergpredigt“, „Paradies“, vorzügliche Sepia- und Kreidezeichnungen) aus Wien, ein oft ganz über das Maß hinausgehender Symboliker, und der Böhme Joseph (Ritter von) Führig (1800—1876) an. Veits höchst talentvoller Schüler war Alfred Rethel (1816 bis 1859) aus Aachen, der freilich in den Freskobildern aus dem Leben Karls des Großen im Aachener Rathaussaale, noch mehr aber in seinem „Totentanze“ die überlieferten Schranken des Nazarenertums zu sprengen wußte.

Veit.

Die Düsseldorfer.

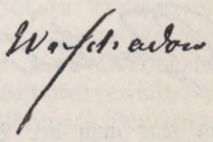
Ehe Cornelius die Leitung der Münchener Schule übernahm, hatte er der Düsseldorfer vorgestanden im Verein mit Mosler. So kurz diese Leitung war, so gingen doch aus dieser Schule eine Reihe bedeutender Künstler hervor wie Karl Stürmer, Adam Eberle, Hermann Stilke, Karl Schorn („Wiedertäufer vor Gericht“), Bernhard Naher u. a. m., die sich wesentlich mit Freskomalerei beschäftigten und dabei den Vorwurf auf sich zogen, von der Naturwahrheit und der korrekten Zeichnung abzuweichen. Diesen Vorwurf suchte der Düsseldorfer Karl Wilhelm Wach, dem mit Schadow zugleich die Ausschmückung des Berliner Schauspielhauses übertragen worden war, durch größere Betonung der Ölmalerei und einer richtigen Zeichnung entgegenzuarbeiten. Aus seinem Unterrichte gingen Leute hervor, wie Steinbrück aus Magdeburg („Sündenfall“, „Verstoßung der Hagar“) und vor allem der in unermüdlicher Thätigkeit bis in unsre Tage hineinreichende Adolf Menzel (geb. 1815), der Darsteller der preußischen Herrschergeschichte, besonders Friedrichs des Großen. An Cornelius' Stelle trat in Düsseldorf seit 1826 Wilhelm Schadow (1789—1862), auch er von Haus aus mit Overbeck und Veit zur Nazarenergilde gehörig („Parabel vom verlorenen Sohn“, „Gebet Christi am Ölberge“, „Die thörichten und die klugen Jungfrauen“), aber von dem Haupte der Schule doch grundverschieden durch liebevolles Versenken in die Natur, deren Studium er ebenso wie eine gründliche technische Behandlung der Ölmalerei seinen Schülern eindringlich empfahl; er wurde dadurch, ohne selbst bahnbrechender Künstler zu sein, das Haupt der zweiten Düsseldorfer Schule. Aus ihr gingen hervor Julius Hübner (1806—1882), der mit seinem „Karl V. im Kloster“, „Friedrichs II. Tod“ und der allerdings in spätere Zeit fallenden „Disputation von Leipzig“ den historischen Charakter dieser Schule vertritt, während der Berliner Eduard Bendemann (1811—1888) in seinen „Trauernden Juden“ und „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem“ anfangs noch den älteren Charakter vertrat. Ganz besonders aber trat, dem auf allen Gebieten zur Geltung kommenden historischen Zuge entsprechend, die Historienmalerei mit Karl

Friedrich Lessing (1809—1886) auf den Plan, in innerlicher wie in technischer Auffassung im Gegensatze zum romantischen Nazarenertum befindlich. Diese Kunst war realistisch, protestantisch, von korrekter Linienführung, Mittelalter und Neuzeit mit gleicher Liebe umschließend. Lessings „Huß" und „Hussitenbilder", „Ezzelino im Gefängnis", „Gefangennahme des Papstes Paschalis II.", „Luther die Bannbulle verbrennend" u. a. bewiesen dies und erregten in ultramontanen Kreisen großes Aufsehen, auch Spaltung in der Düsseldorfer Schule. Durch letzteren Umstand sah sich dann 1858 Lessing bewogen, nach Karlsruhe überzusiedeln, wo er mit dem ebenfalls der Düsseldorfer Schule entsprossenen ausgezeichneten Landschaftsmaler J. W. Schirmer



214. Wilhelm Schadow.

Nach dem Originale von L. Buchhorn gestochen von R. Hertzberg.



(1807—1863) die Leitung der neuen Kunstakademie übernahm. Auch als Landschaftsmaler leistete Lessing Hervorragendes. Sein „Klosterhof im Schnee", „Kirchhof", „Schloß am Meer" u. a. weisen meist eine düstere Stimmung auf, die man wohl als einen Widerklang der politischen Auffassung des Künstlers annehmen darf. Dagegen wahrte sich Friedrich Preller (1804—1874) aus Eisenach in seinen „Odysseelandschaften" die ruhige Heiterkeit klassischer Auffassung. Aus Lessings Schule gingen die meisten bedeutenden Historienmaler der Gegenwart hervor, wie an Schirmer sich die Landschafter anlehnten. Aus der realistischen Auffassung ergab sich die bald härteren Charakter zeigende Genremalerei Peter Hasenclevers (1810—1863), Adolf Schrödters (1805—1875), Benjamin Vautiers (geb. 1829) und die bald mit Ernst den sozialen Verhältnissen sich zuwendende eines Karl Hübner (1814—1879), in dessen „Schlesische Weber", „Auswanderer", „Das Jagdrecht". Auch Ludwig Knaus (geb. 1829), der Menschenkenntnis mit meisterhaftem Kolorit und tadelloser Linienführung verbindet und späteren Generationen einen ausgezeichneten Einblick in unser Volksleben

ermöglichen wird, gehört mit seinen noch den fünfziger Jahren angehörigen Erstleistungen hierher.

Dresden. Zu den mit Cornelius, Overbeck und Schadow in Rom arbeitenden Künstlern hatte auch Julius Schnorr von Carolsfeld (1794—1872) gehört. Auch ihn, der sich durch seine Arioststresken in der Villa Massimi, dann durch die „Hochzeit zu Kana" und durch „Lasset die Kindlein zu mir kommen" bekannt gemacht hatte, berief Ludwig I. und zwar als Historienmaler nach München. Seine schon früher berührte Thätigkeit (s. o. S. 451) schloß mit einem Mißklang ab. Gern ging er 1846 als Direktor an die Kunstakademie zu Dresden und brachte mit sich frisches künstlerisches Leben (Bibel in Bildern). Auch Hübner und Bendemann waren 1838 und 1839 nach Dresden übergesiedelt und hatten bald an der Akademie eine Stellung gefunden. Adrian Ludwig Richter (1803—1884), der köstliche Maler des deutschen Kinder-, Volks- und Familienlebens, hatte 1841 an der Akademie eine Professur inne, so daß auch Dresden in den vierziger und fünfziger Jahren einen der Mittelpunkte des deutschen Kunstlebens bildete.



215. Karl Friedrich Schinkel. Nach einem Kupferstiche.

Berliner Malerei. Cornelius und zeitweise Kaulbach hatten ihre Thätigkeit nach Berlin verlegt und dadurch in der Stadt, die bis dahin wesentlich der Baukunst und Plastik eine Stätte gewesen, der Malerei eine bleibende Heimat geschaffen, die sich freilich erst später mit weiterhin angesehenen Künstlern bevölkern sollte. In unserer Periode wirkte neben ihnen noch Karl Begas (1794—1855) aus Heinsberg bei Aachen, anfänglich durch Bilder christlich-romantischen Inhalts, dann als vortrefflicher Porträtmaler und durch seine „Lorelei" bekannt. Er ist der Vater des berühmten modernen Bildhauers Reinhold Begas. Bekannt war auch der Vater eines andern modernen hervorragenden Künstlers Eduard Meyerheim (1808—1879) als Genremaler des deutschen Bauernlebens. Sein Bruder Wilhelm Alexander Meyerheim (1815—1882) ward als Tiermaler ebenso Vorbild des Neffen wie der Vater dem Sohne durch seine ländlichen Szenen. Eine gerade für Berlin typische Künstlerfigur war Franz Krüger (1797—1857), der durch die ihm vom Hofe aufgetragenen Paradedarstellungen ein Vorbild wurde, wie man schnurgerade Reihen von Grenadieren mit kurzschößigen Fräcken und steifen Halsbinden und federbuschtragende Generale auf Pferden mit Stutzschwänzen doch künstlerisch beleben könne. Auch als Tiermaler war er bedeutend, hierin und in der vorgenannten Gattung Lehrer von Karl Steffeck (1818—1890). Dieser, dessen eigentliche Blütezeit erst in die nächsten Jahre fällt, hatte seine Studien, die er bei Krüger und auch bei Karl Begas begonnen, in Paris bei Delaroche und Horace Vernet fortgesetzt, von denen noch an ihrem Orte die Rede sein wird. Er war damit dem Beispiel einer ganzen Reihe namentlich von Historienmalern gefolgt, von denen noch zum Teil in die erste Hälfte des Jahrhunderts der erste Berliner Künstler gehört, der

den Anstoß zu den Pariser und belgischen Wanderungen unserer Künstler gegeben hat: Julius Schrader (geb. 1815), ein geborener Berliner und in der Vaterstadt seit 1848 Lehrer, später Professor an der Kunstakademie. Schon seine ersten Kompositionen: „Der Aufrührer Cencius vor dem gefangenen Papste Gregor VII. knieend" (1844) und die „Übergabe von Calais an Eduard III." (1847) hatten seinen Ruhm begründet. Ein Aufenthalt in Holland, England, Belgien machte ihn zum Schüler Van Dyks und Rubens' und ließ ihn einige mythologische Genrebilder von großem Reize malen, nach deren Vollendung er 1848 nach Berlin zurückkehrte. Im Jahre 1849 schuf er in seinem bekannten Bilde „Friedrich II. nach der Schlacht bei Kollin" einen durchaus populären Typus des großen Königs, der sich würdig dem des Großen Kurfürsten an die Seite stellen konnte, wie ihn der Berliner Adolf Eybel (1808—1882), ein Schüler Delaroches, als Leiter der Schlacht von Fehrbellin 1846 gebildet hatte. Außer jenem Friedrich erregte Schrader noch bedeutendes Aufsehen durch seinen „Wallenstein und Seni" (1850), die „Tochter Jephthas" und „Tod Leonardo da Vincis" (1851) und „Milton und seine Töchter" (1855). Die weiteren größeren Schöpfungen fallen später und reichen bis in die achtziger Jahre hinein.

Berliner Architektur.

Trotz dieser Reihe tüchtiger Künstler nahm Berlin damals in der Malerei keineswegs eine leitende Stellung ein. Um so mehr auf dem Gebiete der Architektur. Auf lange Jahre hinaus war nicht nur für Preußen, sondern auch für das übrige Deutschland der von Karl Friedrich Schinkel (1781—1841) aus Neu-Ruppin bevorzugte klassische Stil maßgebend. Es war nicht die platte Nachahmung der Antike, wie wir sie bei den Franzosen kennen gelernt haben, sondern ein geistvolles Durchdringen des Altertums, das Schinkel modernen Verhältnissen, namentlich auch der umgebenden Landschaft anzugleichen versuchte. Es gelang ihm dies um so besser, als er auch als Maler nicht Unbedeutendes leistete und großen Sinn für landschaftliche Schönheit besaß. Nur schade, daß seinem genialen Schaffen auf diesem Gebiete die Not der Zeit und die dadurch bedingte Sparsamkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. große Beschränkungen auferlegte. Aber eben in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! Im Jahre 1816 begann er den Bau der Neuen Wache, 1817 den des niedergebrannten Schauspielhauses, dessen Fassade erst im vorigen Jahrzehnt mit würdigem Material, mit Sandstein umkleidet wurde. Von 1825—1830 erbaute er auf der Museumsinsel am Lustgarten das Museum, heute im Gegensatz zu den neuen Anbauten und dem Nationalmuseum das alte genannt. In denselben Jahren entstand die Werdersche Kirche, die allerdings bewies, daß das Verständnis für das Wesen der Gotik sich Schinkel noch weniger erschlossen hatte, wie das der Renaissance. An Entwürfen zu Bauten, die dann auch meist in die Wirklichkeit umgesetzt wurden, hat Schinkel geradezu Erstaunliches geleistet. Da er gleichzeitig, seit 1830 Baudirektor und seit 1838 Oberlandesbaudirektor, seine amtlichen Funktionen mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllte, so erlag er 1841 einer seit 1840 bemerklich gewordenen geistigen Störung. Von seinen Schülern lieferten Ludwig Persius (1803—1845), Albert Schadow (1797—1869) und Hesse wertvolle Beiträge zu der schon von Schinkel begonnenen architektonischen Ausschmückung Potsdams und der Havelufer. Nach Persius' frühem Tode war August Stüler (1800—1865) der von Friedrich Wilhelm IV. bevorzugte Architekt (Neues Museum 1841—1845, Grundriß zum Bau des Domes zu Berlin, Jakobskirche, Schloßkapelle, mit Schadow zusammengebaut, u. s. w.). Aus Schinkels Schule gingen auch hervor der Mecklenburger Adolf Demmler (1804—1886), dem die Beteiligung an den Ereignissen des Jahres 1848 die Bauleitung des von ihm entworfenen Schlosses zu Schwerin entzogen. Ein andrer Schüler Schinkels J. H. Strack (1805—1880) hat auf die Bauthätigkeit des preußischen Staates bis in die Mitte der siebziger Jahre großen Einfluß gehabt. Diese letztgenannten Schüler Schinkels verhalfen der Renaissance entsprechend ihrem für unsere Verhältnisse passenderen Charakter zu ihrem Rechte. Von den in der ersten Hälfte des Jahrhunderts schon bedeutenden Schülern Schinkels, die auf die bauliche Ausgestaltung Berlins großen Einfluß hatten, sind noch zu nennen Eduard Knoblauch (1801—1865), August Soller (1805—1853)

und vor allem Friedrich Hitzig (1811—1881), der dem Tiergartenviertel seinen eigentümlichen, vornehmen Charakter gab. Neben Schinkel wußte sich durch Lebens- und Schaffenskraft selbständig zu behaupten Karl Ferdinand Langhaus (1781—1869) aus Breslau, dessen Vater schon als Architekt durch Erbauung des Brandenburger Thores sich einen Namen gemacht hatte. Er baute 1834—1836 jenes schlichte Palais unter den Linden, das dem Deutschen als Wohnstätte Kaiser Wilhelms I. so teuer geworden ist. Er stellte das Opernhaus nach dem Brande von 1843 wieder her und sammelte dabei Erfahrungen, die ihn dann zu einer autoritativen Größe auf dem Gebiete des Theaterbaues machten (Dessau, Breslau, Stettin, Liegnitz, Leipzig).

Architektur im übrigen Norddeutschland und Süddeutschland.

Auch in den andern größeren Städten Nord- und Süddeutschlands begann sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts künstlerische Baulust zu regen. Es lassen sich dabei dieselben Bemerkungen machen, wie auf dem Gebiete der andern darstellenden und bildenden Künste: es überragt in den ersten Jahrzehnten der antikisierende Stil, um dann der Renaissance Platz zu machen, die sich nicht in sklavischer Nachahmung berühmter Vorbilder befangen erhält, sondern sich den Verhältnissen anzugleichen weiß und mit der zunehmenden Großartigkeit des öffentlichen Lebens sich selbst großartiger ausgestaltet; dies letztere natürlich erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. So

Württemberg.

leitete in Stuttgart nach den in jenem älteren Stile arbeitenden Meistern Salucci (Lustschloß Rosenstein bei Canstatt) Georg Gottlieb Barth (1777—1848: Staatsarchiv, Museum der bildenden Künste), Joh. Mich. Knapp (1793—1856: Adjutantur), L. Friedr. Gaab (1800—1869: Palais des Königs Karl), Wilh. Zanth (1796—1857: der mit Knapp zusammen entworfene Grundriß zum sogenannten Königsbau), Chr. Friedr. Leins (1814—1892) die moderne bauliche Entwickelung Stuttgarts ein, indem er der italienischen Hochrenaissance Eingang verschaffte (Villa Berg, Palais Weimar).

Baden.

In Karlsruhe hatte Fr. Weinbrenner (1766—1826) den Klassizismus vertreten. Sein bedeutender Schüler und Nachfolger Heinrich Hübsch (1795—1863) wandte sich der romantischen Richtung zu, indem er mit Erfolg im Gegensatze zur horizontalen Überspannung der Säulen und Pfeiler und zur flachen Decke des griechischen Stils die Bogenüberspannung und den Gewölbebau als ein Hauptelement monumentaler Schönheit und Zweckmäßigkeit empfahl (Finanzministerium 1829—1833, polytechnische Schule 1833—1835, Kunsthalle 1836—1845, Trinkhalle in Baden-Baden, Hoftheater 1851—1853). Ganz ähnlich dachte und empfand Fr. Eisenlohr (1805—1854), dessen Thätigkeit sich zumeist auf dem Gebiete des Eisenbahnhochbaus bewegte. In den Bahnhöfen von Karlsruhe, Heidelberg, Freiburg, die freilich unterdessen mehrfach erweitert worden sind, gab er zuerst von den süddeutschen Architekten solchen Nutzbauten ein künstlerisches Gepräge. — Die architektonische Ausschmückung von Darmstadt, Frankfurt a. M., Mainz und Wiesbaden nahm erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, insbesondere seit 1870 einen bemerkenswerten Aufschwung; dasselbe gilt von Weimar,

Braunschweig.

Gotha, Kassel, Braunschweig, in welch letztgenannter Stadt allerdings der tüchtige in Berlin gebildete Karl Theod. Ottmer (1800—1843) während der dreißiger Jahre thätig war und die Singakademie und das 1865 abgebrannte Residenzschloß gebaut

Hamburg.

hat. Auch Hamburg, obwohl die Zerstörung durch den großen Brand vom Jahre 1842 (5. Mai ff.) eine große Bauthätigkeit veranlaßte, verdankt seine künstlerische Neugestaltung erst den letzten Jahrzehnten. Die von Wimmel und Forsmann 1836—1841 gebaute Börse, die der Brand verschonte, gehört noch der klassischen Richtung, allerdings schon mit deutlichen Spuren der Renaissance, ebenso das 1843 vollendete Thaliatheater, während die Nikolaikirche nach dem im Jahre 1845 genehmigten Plane des Engländers Hilbert Scott (1811—1878) gotischen Stil zeigt. Auch in Lübeck, Bremen, Köln, Hannover mußte erst eine reichere und freiere Zeit, abgesehen von vereinzelten Leistungen, dem Kunstsinn ein größeres und freieres Arbeitsfeld eröffnen; allenthalben wich die antikisierende Richtung der Renaissance. Nur eine Stadt hatte unter den Städten Mittel- und Norddeutschlands während der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine baukünstlerische Individualität ersten Ranges und eine dementsprechende Bauthätigkeit aufzuweisen: Dresden in der Persönlichkeit des genialen Hamburgers Gottfried Semper

(1803—1879), der nach längerem Aufenthalte in Paris, Italien, Sizilien, Griechenland 1833 nach Deutschland zurückkehrte und im Gegensatze zu Schinkels hellenischem Stile sich mit seiner ganzen Kraft der römischen Renaissance widmete. Im Jahre 1834 wurde er als Professor der Baukunst an Stelle des antikisierenden Thürmer (1789—1833: Hauptwache, Postamtsgebäude) nach Dresden als Professor der Baukunst und Vorstand der Bauschule an der Kunstakademie berufen. Während er in dem Materni-Hospital, der Synagoge (1838—1840), der Villa Rosa und dem Oppenheimschen Palais an der Bürgerwiese (1845—1848) die ersten bedeutenden Spuren seiner Leistungsfähigkeit im Privatbau gab, entstand zugleich sein erster Monumentalbau, das Hoftheater (1838—1841), das leider 1869 ein Raub der Flammen wurde. Auch der Neubau ist dann von Semper entworfen worden. Dann schuf er den Plan zu dem 1846 beschlossenen Museum zur Aufnahme der Gemäldegalerie am Zwingerhofe; doch führte er den Bau nicht zu Ende, da er sich leider an der Dresdener Mairevolution beteiligte und darum als Flüchtling das Ausland aufsuchen mußte. Nachdem er in Paris und namentlich längere Zeit in London gelebt hatte, kam er im Mai 1855 als Professor an das Polytechnikum zu Zürich, wo er das Polytechnikum und die Sternwarte baute und sein epochemachendes Werk „der Stil" schuf (1860—1863). Seine eigentliche Glanzperiode aber, die zweite seines Lebens, ging ihm, leider zu kurz, auf, als er 1871 nach Wien berufen wurde, um mit Karl von Hasenauer (geb. 1833) das neue monumentale Wien zu schaffen, von dem später noch die Rede sein soll.

Dresden. Semper.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts war auch in Wien nicht von wesentlicher Bauthätigkeit die Rede. Der politische und finanzielle Druck hinderte eine freie Entwickelung. Peter von Nobile erbaute für Franz I. 1819 den Theseustempel im Volksgarten nach dem Vorbilde des gleichen zu Athen und 1821—1824 das Burgthor, während unter Ferdinand I. das im deutschen Renaissancestile gehaltene Schweizerhofthor entstand. Während noch das Sparkassengebäude 1835/36 die ganze nüchterne Architektonik der Zeit repräsentiert, zeigten das von Ludw. Pichl 1839 erbaute niederösterreichische Landhaus, das 1845 nach Sprengers Plänen erbaute Statthaltereigebäude, das im gleichen Jahre restaurierte Palais der gräflichen Familie Harrach, das 1843—1847 von Schlepps errichtete Palais des Herzogs von Koburg u. a. schon einen Übergang zu dem modernen Geschmacke. In dem 1847 durch van der Nüll (1812—1868) und Siccardsburg (1813—1868) erbauten Karltheater in der Praterstraße zeigten diese beiden Architekten zuerst die Kunst, die dann im Bau des Hofopernhauses sich so glänzend beweisen sollte. Im Kirchenbau trat zuerst Th. Hansen (1813—1891) mit L. Förster (1797—1863) vereint hervor in der im Stile der ältesten christlichen Kirchen 1846—1849 erbauten evangelischen Kirche. Auch sie beide sollten dann in der Folgezeit wesentlich zur Verschönerung Wiens beitragen, die sich an die Namen Ferstel, Schmidt, Semper, Hasenauer anknüpft. Die Wiener Plastik wurde in jener Periode noch durch Canova bestimmt (Grabmal der Erzherzogin Maria Christina 1805 und die Theseusgruppe im Theseustempel). Als einheimischer Bildner zeichnete sich Zauner (1746—1822) aus, von dem 1801—1807 die Reiterstatue Josephs II. errichtet wurde; von ihm stammen auch die Kolossal-Karyatiden am Portale des Palastes Pallavicini. Der Münchener Künstler Ludwig Schwanthaler errichtete 1840 den schönen Monumentalbrunnen auf der sogenannten Freiung.

Wiener Architektur.

Wiener Plastik.

In der Plastik übernahm in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Berlin ganz entschieden die Führung. Aus dem vorigen Jahrhundert ragte noch vermittelnd herüber Gottfried Schadow (1764—1850), dessen kunstgeschichtliche Bedeutung darin besteht, daß er das von der Rokokokunst überkommene Naturgefühl durch das Studium der Antike läuterte, dem Realismus in der Kunst vorarbeitete und dem Ausdrucke des individuellen Charakters sein Recht verschaffte, wie das auf seiner bekannten Gruppe der beiden mecklenburgischen Prinzessinnen Luise und Friederike, an den Marmorstandbildern des Generals Zieten und des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau erkennbar ist. Von ihm wurde im reinen Stil der Antike die in Kupfer getriebene Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore (1789—1794) modelliert. Auch das Blücherdenkmal

Berliner Plastik.

zu Rostock, an dessen Entwurf Goethe mitgearbeitet hat, stammt von ihm (1819). Mit der in halber Lebensgröße ausgeführten Bronzestatue Friedrichs des Großen mit zwei Windspielen in Sanssouci und dem ganz vortrefflichen Lutherdenkmal zu Wittenberg (1821) schloß Schadows künstlerische Thätigkeit im wesentlichen ab; von nun an widmete er sich seinem Lehramte an der Akademie, der er seit 1816 als Direktor vorstand. Unter anderm schrieb er sein noch heute brauchbares Buch: Polyklet oder von den Maßen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter. Neben Schadow haben im Anfange des Jahrhunderts nur zwei Bildhauer eine gewisse Bedeutung erlangt: Friedrich Tieck (1776—1851) und Ludwig Wichmann (1784—1859), beide wesentlich als Porträtbildner thätig. Doch stammt von ersterem auch die plastische Ausschmückung des Schauspielhauses, von letzterem die den verwundeten Krieger aufrichtende Nike auf der Schloßbrücke. Weitere Schüler von Schadow, die jedoch erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Geltung kamen, waren Aug. Ferd. Fischer (1807—1866), der wieder Julius Franz (1824—1887) unterrichtete, und Theodor Kalide (1801—1863), dessen Hauptwerke der sterbende Löwe auf Scharnhorsts Grab, die Brunnengruppe des Knaben mit dem Schwan und die reizende, auf dem Rücken eines Panthers liegende Bacchantin (Berlin, Nationalgalerie) sind. Ludwig Wichmanns Schüler Hermann Schievelbein (1817—1867) schuf eine der kolossalen Marmorgruppen auf der Schloßbrücke, „Pallas unterrichtet den Jüngling in der Waffenübung“ (1863 vollendet) und den großen Relieffries für den griechischen Hof des neuen Museums. Andre bedeutende Arbeiten, wie ein die Besiegung der Litauer darstellendes kolossales Hochrelief an dem Ostportal der Dirschauer Eisenbahnbrücke, ein Relieffries für das Denkmal Friedrich Wilhelms III. zu Köln u. a. fallen später. Alle sie überragte, nur Schadow nicht in Schatten stellend,

Rauch. Christian Daniel Rauch (1777—1857) aus Arolsen, der Sohn eines fürstlichen Kammerdieners, der nach rudimentären bildhauerischen Anfängen selbst eine Zeit lang, gleich einem verstorbenen Bruder, bei Friedrich Wilhelm II. Kammerdiener war, dann bei der Königin Luise, deren klassisches Grabmal (1815 aufgestellt) und damit zugleich den Typus seiner Kunst zu schaffen ihm vor Canova und Thorwaldsen vorbehalten blieb.

Mit Schadow hat Rauch den Zug für das Individuelle gemein, es unterscheidet ihn von jenem, daß er, wenn auch immer von der wirklichen Persönlichkeit ausgehend, diese ins Monumentale zu steigern wußte, während Schadow dem Gemütvoll-Humoristischen, dem Genrehaften mit seiner Begabung mehr entsprach. So hat sich auch Rauch nur schwer zu Schöpfungen religiösen Charakters entschließen können. Ihm war, fast mehr noch als Schadow, die Antike ans Herz gewachsen; namentlich seine in unendlicher Zahl geschaffenen Siegesgöttinnen beweisen, im Vergleich mit den durch die neuesten Ausgrabungen ans Tageslicht geförderten antiken Mustern, ein staunenswert intuitives Ahnen des klassischen Ideals. Es ist unmöglich, die reiche Anzahl von Meisterwerken, die aus Rauchs nimmer müden Hand hervorgegangen sind, einzeln aufzuzählen. Von jener weihevollen Schöpfung im Charlottenburger Mausoleum ist schon die Rede gewesen. Nur noch das Hauptwerk seines Lebens muß erwähnt sein, das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin Unter den Linden. Schon Schadow hatte an einem solchen gearbeitet; seit 1825 beseelte Rauch derselbe Gedanke. Erst 1851 konnte das Werk enthüllt werden und mit ihm ein wahrhaft nationales Denkmal, das mit jedem der letzten Jahrzehnte durch die Ereignisse, die sich vor ihm abgespielt haben, eine unendliche populäre und patriotische Bedeutung gewonnen hat. Ein Glück, daß höherer Befehl den Meister zwang, dem „alten Fritzen“ auch seinen historischen Dreispitz aufs Haupt zu setzen. Daß man die Helden des Siebenjährigen und des Befreiungskrieges nicht in antiker Imperatorentracht darstellen dürfe, diese Erkenntnis war auch Schadow schon völlig aufgegangen. Auch Rauch, als er Scharnhorst und Bülow vor der Hauptwache in Berlin Standbilder setzte, war von dieser Notwendigkeit überzeugt; nur in einem konnte er nicht zum militärisch Allernotwendigsten bekehrt werden: das Haupt und vor allem die Stirn als Träger der Gedanken mußten seiner Ansicht nach unbedeckt bleiben; infolgedessen reiten die vier Reiterfiguren an den Ecken des Friedrichdenkmals barhäuptig in die Welt hinaus. Ganz besonders unmöglich aber erschien es ihm, Dichterheroen in andrer als klassischer Gewandung darzustellen, weshalb ihm die Gruppe der beiden Dichterfürsten Schiller und Goethe in Weimar nicht überlassen wurde; jedoch verdanken wir ihm eine 1820 nach dem Leben modellierte Büste und eine 1828 ebenfalls nach dem Leben modellierte Statuette Goethes, allerdings ihn im Hausrock darstellend: es sind das Arbeiten von höchstem Wert, weil der Künstler bei ihrer Anfertigung mit größter Sorgfalt vorgegangen ist.

Rauchs Schüler. Eine so unermüdliche und unerschöpfliche Schaffenskraft, wie die Rauchs war, mußte auch eine große Anzahl reich begabter Talente heranziehen und entfalten, doch ist es kaum möglich, ihnen allen in eng begrenzter Darstellung gerecht zu werden. Unter den unmittelbaren Schülern

Rauchs sind hervorzuheben zunächst die wesentlich in Berlin wirkenden Künstler. Friedrich Drake (1805—1882) aus Pyrmont, dessen Begabung wesentlich auf das Lyrisch-Idyllische gerichtet war, wußte doch auch, wie seine Bronzestatue Justus Mösers für Osnabrück beweist, der monumentalen Richtung des Meisters sich anzuschließen; das Gleiche gilt von seiner Statue Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten zu Berlin (1845) und von seiner im Jahre vorher geschaffenen Gruppe für die Schloßbrücke: „Viktoria dem Sieger den Kranz reichend". Andre hochbedeutende Werke fallen einer späteren Zeit zu. Gustav Bläser (1813—1874) aus Düsseldorf schuf für die Schloßbrücke eine der besten Gruppen: „Minerva, den zum Jüngling erstarkten Mann zum Kampfe führend" und entfaltete namentlich als Porträtbildner eine weit über Deutschlands Grenzen hinausreichende Thätigkeit; auch ist er durch seine idealen und Genrefiguren („Gastfreundschaft") bedeutsam für die Entwickelungsgeschichte der Plastik geworden. Albert Wolff (1814—1892) aus Neustrelitz, einer der Lieblingsschüler Rauchs, zeigte in seiner 1849 gearbeiteten Bronzegruppe auf der einen Treppenwange des alten Museums in Berlin, einen heroisch-nackten



216. Christian Daniel Rauch.

Nach der Zeichnung von Rietschel gestochen von Auguste Hüßener.

Krieger zu Pferde darstellend, der einem Löwen den Todesstoß gibt, seine Begabung für die Darstellung der Tierwelt. Auch von ihm stammt eine der Schloßbrückengruppen: „Pallas führt den Jüngling in den Kampf" (1853). Später schuf er eine Reihe von trefflichen Monumenten für gekrönte Persönlichkeiten. Das Seitenstück zu jenem Löwenkämpfer ist die Amazone, deren Pferd von einem Tiger angefallen wird, von August Kiß (1802—1865), der bei Rauch und Tieck gearbeitet hatte und ebenfalls auf dem monumentalen Gebiete Wesentliches leistete. Als eigentlicher Tierbildner von höchstem künstlerischen Realismus ist Wilhelm Wolff (1816—1887) zu nennen, der allerdings eben mit diesem Realismus einigermaßen in Gegensatz trat zu der idealisierenden Auffassung der Rauchschen Schule. — Zu den Lieblingsschülern Rauchs gehörte auch August Wredow (1804—1891), von dem u. a. die Schloßbrückengruppe „Nike, den gefallenen Helden zum Olymp emportragend" herrührt. Eine umfangreiche Thätigkeit entfaltete Bernhard Afinger (1813—1882) aus Nürnberg, der unter den Schülern Rauchs insofern eine bedeutsame Stellung einnimmt, als er auf dem Gebiete der religiösen Plastik bei innigerer Beanlagung dafür, über den Meister hinausragte. Doch gehören seine Schöpfungen wie die des jüngsten Schülers Rauchs, Reinhold Begas, in eine spätere Epoche. —

Dresden. Rietschel.

Unter den älteren Schülern Rauchs überragt aber in seiner durchaus selbständigen Eigenart und Entwickelung den Meister in vieler Beziehung der 1804 unter armseligsten Verhältnissen zu Pulsnitz in der sächsischen Lausitz geborene und aufgewachsene Friedrich Rietschel, der mit heißer Liebe zur Kunst im Herzen als neunzehnjähriger Jüngling nach Dresden kam und drei Jahre später, 1826, nach Berlin zu Rauch pilgerte, ohne den geringsten bildhauerischen Unterricht genossen zu haben. Eiserner Fleiß brachte ihn schon in einem halben Jahre so weit, daß er der erklärte Lieblingsschüler des großen Meisters wurde; aus der Schülerschaft gestaltete sich mit der Zeit eine vertraute Freundschaft, die den älteren Meister den jüngeren rückhaltslos anerkennen und bewundern ließ. Auch Rietschel ist klassizist, klassisch in der durch feinstes Ebenmaß bewegten Formensprache und doch wieder moderner Künstler durch die Verbindung tiefer Empfindung und seelischer Erregung mit dem Ausdrucke seiner eignen Individualität und der des geschilderten Darstellungsobjekts. Mehr als ein kurzer Aufenthalt in Italien vom August 1830 bis zum Frühjahr 1831 wirkte auf Rietschel eine 1843 nach den Niederlanden und Paris unternommene Studienreise, die ihn mit der Überzeugung erfüllte, daß jede Kunst, die nicht die Anschauungs- und Gefühlsweise ihres Volkes widerspiegele, in der Luft stehe, ein Gedanke, der in ähnlicher Weise auch Rauch beseelt hatte. Das 41 Fuß lange Hochrelief für das Giebelfeld des Berliner Opernhauses (1844) eröffnete die Reihe seiner Meisterwerke; es folgte die wundervolle Pietà in der Friedenskirche zu Potsdam, die Rauch neidlos als „das erste Skulpturwerk" bezeichnete. In der Überzeugung, daß die Skulptur mindestens ebenso sehr, wie die anderen bildenden Künste, dem geistigen Leben der Nation nachzugehen habe, fand er reiche Beschäftigung in der Darstellung geistiger Helden aller Gebiete. Die Thaerstatue zu Leipzig fällt der Zeit nach zwischen die Pietà und den Fries; das Lessingdenkmal zu Braunschweig (1848—1853) in der meisterhaft behandelten Tracht der Zeit, bewies durchaus das vollendete Verständnis des Künstlers für seine Aufgabe und schuf geradezu einen Typus des Mannes. Dieselbe Meisterschaft legte er an den Tag in der ihm nach seiner Rückkehr aus Palermo (1851) übertragenen Dichtergruppe Schillers und Goethes zu Weimar. Seine weiteren Schöpfungen, schier zahllos, fallen aus dem zeitlichen Rahmen dieser Darstellung heraus, genug, daß die Darstellung der geistigen Helden der Nation und des Griechentums, bis auf seine geniale Lutherstatue in Worms herab, die sein sterbender Blick (1861) nur erst im Modell schauen durfte, nicht wenig zum Erstarken des gemeinsam das deutsche Volk zusammenschließenden Nationalgefühls beigetragen hat. Eine Reihe trefflicher Schüler, Kietz, Schilling, Donndorf, haben das Vermächtnis des ausgezeichneten Lehrers in unsere Zeit herübergetragen.

Hähnel.

Noch bei Rietschels Lebzeiten erlangte in Dresden eine hervorragende Stellung Ernst Julius Hähnel (1811—1891) aus Dresden, der auch nach Rietschels Tode die Führung der Dresdner Bildhauerschule übernahm. Nach längerem Aufenthalte in München und Italien durch Sempers Vermittelung nach Dresden berufen, schuf er den genial-übermütigen Bachuszug für die Attika an der Rückseite des Dresdner Hoftheaters, der leider durch den Brand des Jahres 1869 mit zerstört wurde. Auch er verstand den geistigen Vollwert der von ihm dargestellten Persönlichkeiten für ihre Zeit zum Ausdruck zu bringen. So in seinen Schöpfungen für das neue Galerie-Gebäude zu Dresden, die freilich später fallen, so in seinem Beethovendenkmal zu Bonn (1844) und dem Denkmal des Gründers der Prager Universität in dieser Stadt, Karls IV. (1847). Gegenüber dem tiefreligiösen Ernste Rietschels ist ihm eine fröhlichere, gesättigte Lebensauffassung eigen. Ein lang ausreifendes Leben ließ ihn noch bis in unsere Tage Meisterwerke der Kunst schaffen.

Musik.

Auf keinem Gebiete der Kunst sollte das Deutschland des 19. Jahrhunderts eine so bedeutende Entwickelung durchmachen und auf das Ausland einwirken, wie in der Musik. Die Anfänge dieser Entwickelung gehören noch in das vorangehende Jahrhundert, das beherrscht war durch die italienische Musik, also durch das Streben der schönen Form vor dem Inhalt, der Stimme des Sängers vor der des Komponisten den Vorzug zu geben. Christian Wilibald Gluck (1714—1787) aus Weidenwang in der Oberpfalz, der 1736 in Wien „entdeckt" wurde und seine Ausbildung in Mailand erhielt, brach nach einem Londoner Aufenthalte (1745) unter dem Einflusse Händels und Rameaus mit der italienischen Überlieferung und ward mit seinen Opern „Orpheus" (1762), „Alceste" (1767), „Paris und Helena" (1770), „Iphigenie in Aulis" (1774), „Armida" (1777) und „Iphigenie auf Tauris" (1779) zum leuchtenden Pfadfinder auf dem Gebiete des reinen musikalischen Dramas und zum Hauptvertreter der klassischen Oper. Er verschaffte diesem Geschmack sowohl in Paris als in Wien, wo er 1787 starb, die Vorherrschaft. Auch auf dem Gebiete der Symphonie suchte er neue Bahnen zu beschreiten. Aber diese gewann ihre klassische Form als Ausdruck der Tiefe des Empfindens und des organischen Innenlebens vor allem durch Joseph Haydn (1732—1809) aus dem niederösterreichischen Marktflecken Rohrau an der Leitha, den man als den Schöpfer der bis zu Liszt und Richard Wagner geltenden modernen Formen der Instrumentalmusik anzusehen hat. In seiner harmlos-fröhlichen Art der Behandlung

der einzelnen Instrumente spiegelt er so recht den entsprechenden Geist des Österreichers wider, wie er anderseits in seinen beiden großartigen Oratorien „die Schöpfung" (1797) und „die Jahreszeiten" (1801) die fromme Naturfreude und die zweifellose Gläubigkeit seines eignen kindlichen Herzens und der Mehrzahl seiner Landsleute zu meisterhaftem Ausdrucke bringt. Auch sein Bruder Michael Haydn (1737—1806) schuf herrliche Kirchenwerke. Glucks und Haydns Kunstrichtung in universeller Genialität vereinend erwuchs dem deutschen Volke und was sonst germanisch empfinden kann, ein Tondichter von nie alternder Jugendschöne in dem Salzburger Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791). Ihm stand sowohl die erschütternde tragische Kraft des Musikdramas zu Gebote, wie schalkhafter, übersprudelnder Humor, der ihn zum Schöpfer der modernen komischen Oper machte, sowohl die tiefergreifende, weil tiefempfundene, Feierlichkeit der kirchlichen Musik, wie die nach Haydn weitergebildete Kunst des symphonischen Aufbaus. Zwanzig Bühnenwerke, 41 Symphonien, 15 Messen, darunter das wundervolle Requiem u. s. w. sprechen für die schier unerschöpfliche und zugleich tiefquellende Schaffenskraft, die dem größeren Teile seiner Schöpfungen eine bis in unsere Tage reichende Lebensfähigkeit verliehen hat. In Mozart findet jene ideale, in sich selbst abgeschlossene Stimmung und Lebensanschauung ihre Verkörperung, die an Goethe erinnert und den frühdahingerafften Meister emporhob über die nur allzu reichlich ihm zu teil gewordenen Mühsale des realen Lebens; jene Lebensanschauung, die bei den Nachlebenden durch den Sturm der Französischen Revolution hinweggefegt wurde und himmelstürmenden, titanenhaften Empfindungen Platz machte. Einer derartigen Zeitrichtung Ausdruck zu geben, durch die Musik eine ganz neue Weltanschauung vorahnen zu lassen, und dabei doch das Priestertum der Schönheit zu wahren, diese Aufgabe war Ludwig van Beethoven vorbehalten (geb. 1770 zu Bonn, gest. 1827 in Wien), den man wohl mit Mozart so vergleichen darf, wie Michelangelo mit Raffael. Auch ihn zog die Musikstadt Wien an, wohin er zuerst 1787 kam und wo er auf Mozart durch sein Spiel großen Eindruck machte. Hier fand er auch seit 1792, da der erste Aufenthalt nur kurz war, seine endgültige Durchbildung, die nicht nur in theoretischer Unterweisung sondern vor allem auch in dem durch hohe Gönner ihm ermöglichten Verkehr mit der großen Welt bestand. Wenn ihm auch hierdurch im wesentlichen ein von Nahrungssorgen freies Dasein geschaffen wurde, so trafen ihn doch nach und nach so harte Schicksalsschläge, daß eine Titanennatur, wie die seine, dazu gehörte, um die Schaffenskraft nicht nur zu wahren, sondern sogar zu steigern. Mit dem Beginn des Jahrhunderts setzte jenes furchtbare Übel ein, das ihn seit 1802 zum tauben Manne machte; und doch: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide!" Denn auch er ist eine Goethe verwandte Natur, mehr noch allerdings an Shakespeare erinnernd. Mit letzterem teilt er den für die Menschheit kommender Jahrhunderte vorausdenkenden Prometheuscharakter, mit jenem die Erhabenheit des über die Welt entrückten und doch in ihr lebenden Genius, namentlich in seinen ausgereiftesten und klassischsten Werken. Nur der erst darf glauben, den germanischen Geist in seiner ganzen Hoheit begriffen zu haben, der „Fidelio" (1805), die „Missa solemnis" (1822) und die „9. Symphonie über Schillers Lied an die Freude" (1824) zu dem eisernen Bestande seines Gefühlslebens rechnen darf; nur wer die himmlischen Mächte im Brote der Thränen und in nächtlichen Kümmernissen kennen gelernt hat, wird diesen wunderbaren Künstler verstehen können und aus ihm mit zwingender Gewalt das alte Wort tönen hören: Sursum corda! —

Mozart.

Beethoven.

Auf dem Gebiete der Musik trat neben der von den genannten Tondichtern verfolgten Richtung, das allgemein Menschliche zu klassischem Ausdrucke zu bringen, auch eine national-romantische auf den Plan, die ihren Hauptvertreter in Karl Maria von Weber (1786—1826) aus Eutin in Holstein fand. Nach einem überaus bewegten Vorleben war er während der Befreiungskriege Kapellmeister an der Oper in Prag; die Erhebung des Vaterlandes begeisterte ihn zu jenen feurigen Kompositionen einiger Lieder aus Körners Gedichten, die alsbald in aller Munde sein sollten. Nach Aufgabe seiner Prager Stellung (1818) weilte Weber zuerst in Berlin (1819), dann

Weber.

in Dresden an der im Entstehen begriffenen deutschen Oper als Kapellmeister. Hier vollendete er 1820 den „Freischütz", unmittelbar danach die reizende Musik zu Wolffs Schauspiel „Preciosa". Diese wurde am 15. März, jener am 18. Juni 1821 in Berlin aufgeführt, da Dresden damals noch zur italienischen Oper hielt, und schlug Spontinis „Olympia" aus dem Felde. Die für Wien 1823 geschriebene „Euryanthe" mußte dort dem Zauber Rossinischer Melodien weichen, eine Niederlage, die sich durch die dramatische Schwäche der Handlung erklärte. Diese Oper war der Ausdruck der unklaren, verschwommenen Romantik, wie der „Freischütz" derjenige ihrer frischen und populären Seite. Immerhin hat auch dieses Werk beigetragen, das Ausland für Weber zu interessieren; für das Covent-Garden-Theater komponierte er den reizenden „Oberon", nach dessen mit Glanz aufgenommener Aufführung er einem schon lange in ihm liegenden Lungenleiden erlag. Seine Einwirkung auf Mendelssohn und namentlich auf Richard Wagner ist bedeutend gewesen. Zunächst muß jedoch der Name eines trefflichen, unmittelbar von Weber beeinflußten Komponisten erwähnt werden, Heinrich Marschners (1796—1861) aus Zittau, dessen „Vampir" (1828) unter dem Einflusse des von ihm verehrten Meisters steht, während „Templer und Jüdin" (1829) und sein Meisterwerk „Hans Heiling" (1833) seine Eigentümlichkeit freier hervortreten ließen; auch er gehört der romantischen Richtung an. Romantisch dem Inhalte nach, aber klassisch in der Form war der auch als Violinspieler und -Lehrer berühmte Ludwig Spohr (1784—1859) aus Braunschweig, dem das Kassel der 20er bis 50er Jahre, wo er als Kapellmeister wirkte, einen hervorragenden musikalischen Aufschwung verdankte. Außer seinen zahlreichen Opern (Jessonda 1823 u. a. m.) bewegte er sich auch auf dem Gebiete der Oratorien, Symphonien und der Kammermusik mit Erfolg und Anerkennung. Romantiker von großer Fruchtbarkeit war auch Konradin Kreutzer (1780—1849) aus Möskirch in Baden, von dessen 30 Opern allein das „Nachtlager von Granada" (1834) sich bis heute erhalten hat; seine Bedeutung lag vor allem in seinen Liederkompositionen. Auf diesem Gebiete, dem des Kunstliedes, ragt aber vornehmlich Franz Schubert (1797—1828) aus Wien hervor, der durch überquellende Schöpferkraft, durch unendlichen Reichtum der Empfindung und durch Adel und Kraft des Ausdrucks sich einen dauernden Platz im Herzen des deutschen Volkes gesichert hat. Er verstand es in gleich meisterhafter Weise, dem Munde des Volkes die reizvoll einfachen Weisen abzulauschen, wie das tief Geheimnisvolle der Ballade in Töne zu kleiden. Sein glühender Verehrer und wahrer Nachfolger war Robert Schumann (1810—56) aus Zwickau in Sachsen, auch er eine lyrische Natur, aber nicht von der Unmittelbarkeit Schuberts, sondern eine grüblerische Natur, recht geeignet, den gärenden Inhalt seiner Zeit zu verkörpern, wie dies auch sein Werk „Paradies und Peri" (1843), seine Musik zu Goethes „Faust" und zu Byrons „Manfred" beweist. Hervorragende Künstler haben sich durch seine Eigenart angezogen gefunden (Jos. Joachim, Jul. Stockhausen, Joh. Brahms u. a.) und ihn dem größeren Publikum zu erschließen versucht, vor allem auch seine als Klavierspielerin hochbedeutende Gattin Klara Schumann geb. Wieck (1819—96) aus Leipzig. Leider umnachtete seit 1854 Wahnsinn diesen tiefdenkenden Geist.

Marschner. Spohr. Kreutzer. Franz Schubert. Robert Schumann.

Als eine Erscheinung ganz eigenartiger Natur steht in dieser Gesellschaft von Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—47) aus Berlin da, dem während seiner Leitung des Gewandhauses von 1835—41 und dann wieder von 1844—47 Leipzig ein großes Stück seines musikalischen Weltrufs verdankt. Er darf eigenartig genannt werden, weil er unter den zeitgenössischen Tonsetzern eine Art akademischen Standpunkt einnahm, der sich auf sein eifriges Studium Händels und Bachs gründete, welch letzteren er eigentlich wieder entdeckt hat. Ohne deren glaubensstarke Darstellungskraft zu erreichen, schuf er doch in seinem „Paulus" und „Elias" Werke, die durch die Schönheit lyrischen Schwunges und feine Formvollendung sich auszeichnen. Der romantische Einfluß Webers bewies sich in den Ouverturen zum „Sommernachtstraum" Shakespeares und zu den „Hebriden". In den wundervollen Chören zu den Sophokleischen Dramen „Antigone" und „Ödipus auf Kolonos" kann

Mendelssohn-Bartholdy.

man Beethovenschen Geist spüren. Und doch ist Mendelssohn original; er beweist in seinen Werken nur ein feines Anempfinden, begleitet von selbstthätiger Schaffensfähigkeit. Keine Frage, daß auch er ein Liebling des gebildeten Publikums geworden ist eben durch diese feinsinnige Eklektik in der besten Bedeutung des Wortes. Eines andern, aber auf anderem Gebiete wirkenden Lieblings mag in Pietät gedacht sein in dem Namen Gustav Albert Lortzings (1803—51) aus Berlin, der zwar an Tiefe und Größe des Schaffens vor den bisher Genannten zurücktritt, aber doch nicht wenig durch seine frische Naivität über manche Widerwärtigkeit der Gegenwart hinweggeholfen hat. „Zar und Zimmermann", „Undine", „Der Waffenschmied" werden immer wieder auf natürlich empfindende Herzen ihren Eindruck machen. Lortzing.

Während sich in vorgeschildeter Weise die deutsche Musik selbständig entwickelte, machte ihr die italienische und französische Oper eine lebhafte Konkurrenz; darum mögen deren Meister, soweit sie nicht schon früher im Zusammenhange mit Frankreich erwähnt worden sind, hier noch ihren Platz finden. Trotz des Einflusses der Wiener Epoche blieb die italienische Musik Herrin auf der deutschen Bühne, um so mehr als sie in Giacomo Rossini (1792—1868) einen Erwecker reichster, wenn auch oft etwas trivialer Melodienfülle hatte. „Der Barbier von Sevilla" (1816) und sein „Tell" (1829) fanden allenthalben begeisterte Aufnahme. Das ließ sich fast noch mehr sagen von des Franzosen D. François Auber (1782—1871) „Stumme von Portici", die 1829 in Paris herausgekommen, die Oper der belgischen Revolution geworden ist (s. oben S. 316). Vielfach zeigte sich hier schon die Unruhe der Zeit und das Haschen nach Effekt, das mehr oder minder die Signatur der kommenden Zeit sein sollte. Zugleich schuf man auf diese Weise eine Abart der romantischen Oper, die historische. Diese Richtung mit ihren soeben charakterisierten Mängeln, führte der Berliner Jakob Meyer Beer (Meyerbeer) (1791—1864) zu einer ihrer Zeit bewunderten Vollendung durch seine Opern „Robert der Teufel", „Die Hugenotten", „Der Prophet". In diesen Opern ist neben manchen hübschen Melodien doch vor allem die beabsichtigte Wirkung auf das Sinnliche, das Streben nach starken Effekten bemerklich. Es waren diese Opern für das Pariser Publikum berechnet, das alsbald auch einem Komponisten gleicher Abkunft und gleicher Ziele Beifall zurufen sollte, nur daß dieser die Effekthascherei und den Sinnenkitzel in die komische Oper übertrug: Jacques Offenbach (1819—1880) aus Köln. Solchen Einflüssen entgegenzutreten, fühlte sich Richard Wagner berufen (1813—1883) aus Leipzig, obwohl man, abgesehen von dem schon erwähnten mächtigen Einflusse Webers, in seinen Erstlingsopern auch Meyerbeer wieder erkennen kann; so in dem gewaltigen Bühnen-Tamtam des „Rienzi" (1842), so im „Tannhäuser" (1845) und „Lohengrin" (1847) in der weichen sinnlichen Auflösung aller erotischen Empfindungen. Aber daneben ist etwas, was doch noch ganz anders packt und den originalen Geist einer neuen Zukunft anzeigt: einmal das dämonische Naturelement, wie es sich im „Fliegenden Holländer" kundgibt, und das tiefempfundene, eigentümliche, tragische Sittlichkeitsmotiv, das schon im „Tannhäuser" und „Lohengrin" wohl bemerklich ist, später aber noch mehr hervortritt und den Komponisten zur Ausgestaltung des musikalischen Dramas gebracht hat, für welches das in das Recitativ aufgelöste Lied ihm als die allein brauchbare und sinngemäße Form erschien. Italienische und französische Oper. Rich. Wagner.

In der Kunst der schauspielerischen Darstellung ließen sich deutlich zwei Richtungen unterscheiden, eine idealisierende, deren Wiege das Weimarer Theater unter Goethe war, und eine realistische, deren Anfänge auf Konrad Ekhof (1720—1778) aus Hamburg und Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816) aus Schwerin zurückzuführen sind. Lieblingsschüler Goethes in der angegebenen Richtung war Pius Alexander Wolff (1782—1828) aus Augsburg, der Verfasser des Textes der „Preciosa". Allerdings fing die idealisierende Schule mit ihrem einseitigen Streben nach maßvoller Schönheit der Darstellung bald an zu verflachen und ein hohles Bühnenpathos zu entwickeln. Nur wenige hervorragende Talente vermochten sich über diese Verflachung zu erheben. Eine hervorragende Stellung nahm Sophie Schröder (1781—1868) aus Paderborn ein, die sich 1805 dem tragischen Fache zuwandte und 1815 am Burgtheater zu Wien Stellung fand. Ihr Einfluß legte den Grund zur Blüte dieser Bühne, wie überhaupt in Wien Schauspiel und Oper besondere Pflege fanden; denn die politische Stagnation ließ das Interesse sich besonders nach dieser Richtung hin entwickeln. Unter den männlichen Darstellern Schauspielkunst.

der rhetorischen Schule verdient genannt zu werden Ferdinand Eßlair (1772—1840) aus Essek in Slawonien, der vor allem in Stuttgart und seit 1820 in München wirkte. Die realistische Schule fand ihre Weiterentwickelung zusamt mit der bürgerlichen Komödie durch Aug. Wilhelm Iffland (1749—1814) aus Hannover, der seit 1811 Direktor der Schauspiele in Berlin war, ein meisterhafter, seine Rollen bis ins kleinste ausarbeitender Darsteller bürgerlicher, namentlich komischer Typen. Im Gegensatz zu ihm war Ludwig Devrient (1784—1832) aus Berlin, der ebenfalls in Berlin wirkte, der Darsteller des Dämonischen, Grausenerregenden, auch wohl des grotesk Komischen. Auch seine Neffen Karl August (1797—1882), der am Hoftheater zu Hannover wirkte, Philipp Eduard (1801—77), der als Direktor das Hoftheater zu Karlsruhe leitete, und endlich Gustav Emil (1803—72), der Mitglied des Dresdener Hoftheaters war, errangen sich einen schönen Ruf. In der Kunst der Attitüde oder der mimischen Plastik that sich ebenfalls in Berlin Henriette Hendel-Schütz geb. Schüler (1772—1849) aus Döbeln in Sachsen hervor. Eine eigenartige Erscheinung durch die Verbindung idealisierender Auffassung und realistischer Durchführung war Karl Seydelmann (1793—1843) aus Glatz, der nach mannigfachen Irrfahrten sein schönes Talent seit 1820 in Prag zur Geltung brachte. Das Wiener Burgtheater gewann nach beiden genannten Richtungen hin Kräfte ersten Ranges in Heinrich Anschütz (1785—1865) aus Luckau, seit 1821 in Wien, in Ludwig Löwe (1795—1871) aus Rinteln, seit 1826 an der Burg, und endlich in Karl Laroche (1796—1884), der 1833 an das Hofburgtheater kam. Unter den weiblichen Kräften, die sich an der Burg auszeichneten, sind vornehmlich zu nennen Amalie Haizinger geb. Morstadt (1800—1884), die dort seit 1846 auftrat, und Julie Rettich geb. Gley (1809—1866) aus Hamburg, seit 1836 Mitglied des Burgtheaters, an dem auch ihr Gatte wirkte. In manchen Eigenschaften bedeutender als beide war Auguste Crelinger geb. Düring (1795—1865) aus Berlin, wo sie bis 1862 der Hofbühne angehörte. Zu großem Rufe als komischer Darsteller gelangte Fritz Beckmann (1803—66) aus Breslau, der von 1824—46 am Berliner Königstädtischen Theater als Burlestkomiker thätig war, dann aber am Hofburgtheater als Charakterkomiker große Erfolge erzielte. Als solchen hatte Wien zehn Jahre vorher eine ausgezeichnete Kraft in Ferdinand Raimund (1790—1836, endete durch Selbstmord) verloren; seit 1817 war er am Leopoldstädtischen Theater beschäftigt gewesen, das er seit 1828 als Direktor leitete. Er war nicht nur ein hervorragender Schauspieler, sondern auch der Schöpfer höchst poetischer und humorvoller Zaubermärchen; sein bestes Werk „Der Verschwender" erschien 1833 auf der Bühne. Diese gemütvolle Art sollte jedoch allgemach verdrängt werden durch die parodistische Darstellung, genau besehen nichts andres als die Wiederbelebung des alten Hans Wurst, als deren Hauptvertreter Joh. Nep. Nestroy (1802—62) aus Wien anzusehen ist, der Verfasser von „Lumpaci Vagabundus" u. a. und zugleich Schauspieler, erst am Theater an der Wien und dann am Karltheater, dessen Direktor er seit 1854 war. Er stand noch über seinen Rollen, die er mit allerlei vergnügten Lazzi zu erweitern wußte; seine Nachfolger wurden dann Vertreter der platten Posse.

Opernsänger und -Sängerinnen.

Mit dem allmählichen Rückgange des Dramas und der Schauspielkunst verband sich naturgemäß ein höheres Interesse für die rasche Weiterentwickelung der Oper, und dieser erhöhten Wertschätzung entsprach die Bedeutung der singenden Darsteller. Die Schwestern Giuditta (1805—40) und Giulia Grisi (1811—69) aus Mailand, die Marie Malibran-Garcia (1808—36), Tochter des berühmten in Paris lebenden Tenoristen Manuel Garcia (1775—1832) und Schwester des gleichnamigen Bassisten Manuel Garcia (1805—80), der den Kehlkopfspiegel erfand, ferner der Bassist Luigi Lablache (1794—1888) aus Neapel, der Tenorist Giovanni Battista Rubini (1795—1854) aus Bergamo, die „schwedische Nachtigall" Jenny Lind (1820—87) aus Stockholm, Henriette Sontag (1806—54) aus Koblenz u. a. m., waren internationale Größen, die auf allen Hauptttheatern Europas als „Sterne" Gastrollen gaben und das nachher überhand nehmende internationale Virtuosentum vorbereiteten. Neben ihnen entwickelten sich zwei Deutsche zu anerkannter Meisterschaft, der Tenorist Franz Wild (1792—1860) aus Hollabrunn in Niederösterreich, seinerzeit der bedeutendste Sänger Wiens, und die ebenso als Schauspielerin wie dann als dramatische Sängerin hervorragende Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—60) aus Hamburg, eine Tochter der vorerwähnten Sophie Schröder und u. a. 1823—28 mit Karl Devrient verheiratet. Sie bildete von 1823—47 eine Zierde des Dresdener Hoftheaters und erwarb durch ihr Auftreten in Paris einen europäischen Ruf. —

Das Ballett.

Hand in Hand mit der Verflachung der eigentlichen Bühnenkunst und mit dem zunehmenden, dem Sinnengenuß das Wort redenden Materialismus ging die Entwickelung des Ballets, das nur eben wegen seines Einflusses auf die Sitten Erwähnung finden soll. Die Fanny Cerrito (geb. 1821) aus Neapel und die Marie Taglioni die ältere (1804—84), eine Tochter des ebenfalls berühmten Tänzers Philipp Taglioni (1777—1871) aus Mailand, entzückten als internationale Größen die Zeitgenossen in einer für uns nicht mehr verständlichen Weise. Aus Wien stammten Therese Elßler (1808—78), die das Herz des Prinzen Adalbert von Preußen eroberte und als Freifrau von Barnim mit ihm seit 1850 morganatisch vermählt war, und ihre berühmtere Schwester Fanny Elßler (1810—74), für die sich die Begeisterung bei einem Gastspielcyklus in Amerika 1841 geradezu zur Verrücktheit steigerte. Der Lola Montez (1820—61) und ihrer Rolle ist schon gedacht worden.

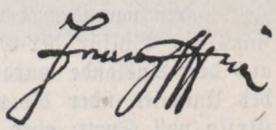
Die Nationalitätserregungen in den österreichischen Landen und der Aufstand der Polen.

Österreichs Bevölkerung.

Lag schon für Preußen eine große Schwierigkeit in der Verschiedenheit seiner durch den Wiener Kongreß neu gewonnenen Landesteile von den alten Provinzen, so daß die Regierung darin einen Antrieb, um dem Zerfallen des Staates in die „acht Königreiche der Provinzen" vorzubeugen, zu der Zusammenfassung des Staates in einer einheitlichen Verfassung, aber nicht ein Hemmnis für eine solche hätte erkennen müssen, so waren diese Schwierigkeiten bei der Verschiedenheit der beherrschten Nationalitäten in Österreich sicher noch viel größer. Hier waren die Träger der Ideen des Einheitsstaates in Wahrheit nur die Deutschen, die, wenn sie auch das Erzherzogtum Österreich und Salzburg fast ausschließlich inne hatten, doch von der Gesamtbevölkerung des Staates nicht mehr als ein Viertel ausmachten. In Steiermark und Kärnten bildeten sie $^2/_3$ der Bewohnerzahl, in Tirol $^3/_5$; in allen übrigen Landteilen aber waren sie in der Minorität, bald in geschlossenen Kolonien angesiedelt, bald ganz zersplittert und zerstreut. In Ungarn stellten die Magyaren nicht ganz die Hälfte der Bewohner dar, die Deutschen aber nur $^1/_{10}$; die übrigen Bewohner waren Slowaken, Rumänen u. a. In Siebenbürgen bildeten Rumänen mehr als die Hälfte, Magyaren $^1/_3$; auf die Deutschen kamen noch nicht 200000. In Böhmen hatten die Tschechen die Mehrheit ($^3/_5$), die Deutschen repräsentierten nur $^2/_5$ der Bevölkerung. In Galizien bildeten Ruthenen die Hälfte, etwas schwächer waren die Ljächen vertreten; dazwischen verschwanden die zerstreuten Deutschen fast. Nicht anders waren die Verhältnisse in den slawischen Königreichen Kroatien und Slawonien und jenseit der Alpen in den italienischen Landesteilen, Venedig und der Lombardei. Im ganzen zählte Österreich Anfang der vierziger Jahre etwa 37 614 000 Einwohner, von denen etwa 17000000 Slawen, 7300000 Deutsche, 5200000 Magyaren, 5 100 000 Italiener, 2 000 000 Walachen oder Rumänen waren; in den Rest teilten sich Juden, Zigeuner, Neugriechen, Armenier.



217. Franz I., Kaiser von Österreich.
Nach dem Gemälde von Joh. Ender lithographiert von Kriehuber.



Charakter der Regierung Franz' I.

Aber dennoch hatten die Deutschen das Heft in Händen: sie galten als die Herren; und die beherrschten Majoritäten sahen in dem Gegensatze zu ihnen die Sache der Freiheit und nationalen Selbständigkeit, so daß der politische mit dem nationalen Gegensatze völlig zusammenfloß. Freilich Kaiser Franz I. war es gelungen, den Widerstreit

niederzuhalten, indem er durch die enge Verbindung mit Rußland und Preußen, ja durch die Führerschaft in der Heiligen Allianz den Anschein ungeheurer Überlegenheit erweckte und zugleich sein Land, soweit es irgend möglich war, gegen außen absperrte, um alle freisinnigen Ideen, die Saat der Unzufriedenheit und revolutionärer Gelüste, von seinen Völkern fern zu halten. Infolgedessen wurde das Volk in Österreich höheren Interessen entfremdet, dem öffentlichen Leben entwöhnt, genügsam in seinem leiblichen Wohlbefinden. Die Leichtlebigkeit des Wieners gab sich damit zufrieden und gewöhnte sich, die Dinge in und außer Österreich so anzusehen, wie Kaiser Franz und Metternich es für gut hielten. Geschickte Federn wurden deshalb in den Dienst der Hofkanzlei genommen; die besten darunter waren Norddeutsche, die ihre Überzeugung, ja ihren Glauben an Österreich verkauften, wie Joseph Pilat, der das Leiborgan Metternichs, den „Österreichischen Beobachter", redigierte, Adam Müller, Jarcke, eine Zeit lang auch der Romantiker Friedrich von Schlegel, und bedeutender als alle Friedrich Gentz, ein sehr biegsamer Charakter, geistreich, formvollendet, scharfsinnig, aber in dieser Periode zu faul für große und schöpferische Staatsideen.

Gentz.

Friedrich (von) Gentz, geb. am 2. Mai 1764 zu Breslau, war aus einem feurigen Vorkämpfer für die Freiheit des Weltteils ein überzeugter Anhänger der Reaktion, aus einem Protestanten ein Katholik, aus einem den Kantischen Ideen anhängenden Preußen ein genußsüchtiger „Stockösterreicher", wie er sich selbst nannte, geworden, der seine Schulden am liebsten von andern bezahlen ließ und überhaupt in der finanziellen Richtung auffallende Ähnlichkeit mit Talleyrand hatte. Mit Metternich begann er sich seit Ende des Jahres 1812 zu verständigen, und ihr gegenseitiges Verhältnis war derart, daß sich mitunter nicht sagen läßt, ob Gentz den Willen seines Meisters vollstreckte oder bestimmte. Mit diesem verband ihn dieselbe Anschauung von der Notwendigkeit eines Bestandes der Verhältnisse, weil darauf für beide die Garantie für die Fortführung ihres Epikureertums beruhte, dieselbe abgestumpfte Blasiertheit und Menschenverachtung und, was Metternich sehr für den doch immerhin hochbedeutenden Menschen einnahm, eine unbedingte Unterordnung und Ergebenheit seines politischen Amanuensis. Im übrigen hatte Gentz nicht das unbedingte Zutrauen zu der Lebensfähigkeit des von ihnen vertretenen Prinzips, wie Metternich, dem es beschieden war, mit eignen Augen es zusammenbrechen zu sehen, während Gentz schon 1832 starb. „Mich und den Metternich hält's schon noch aus", meinte dieser mit cynischer Frivolität; er wußte, daß wenigstens er kein zu hohes Alter erreichen würde.

Die Geheimpolizei.

Durch die weiße und die schwarze Armee, sagte man, wurde damals Österreich regiert. Aber Kaiser Franz hielt doch auch die geistlichen Schwarzröcke streng im Zaume. Es war vielmehr die goldene Zeit der „Naderer und Spitzel", der Geheimpolizisten, an deren Spitze seit langen Jahren (1817—48) der Graf Sedlnitzky stand, der mächtigste und wichtigste Mann des Staates. In das Netz seiner geheimen Polizei faßte er das ganze öffentliche und private Leben. Armeen, die ins Feld zogen, wurden durch Geheimpolizisten überwacht, Briefe wurden erbrochen, fremde Fürsten, wenn sie durch Österreich reisten, sorgfältig belauscht, Spione in den polnischen und italienischen Provinzen scharenweis in der Stille angeworben und ihre Berichte nach Wien gesandt. Wo man ging und stand, hatte die Geheimpolizei Augen und Ohren. Die Zensurakten dieser Zeit waren nach dem berechtigten Urteil eines Zeitgenossen „ein Kompendium des Unsinns, der Willkür, der Geistesknechtschaft". Das freie Wort war verpönt, und auf Bücher aus dem Auslande wurde begierig gefahndet. Wohl erhob sich hier und da eine Stimme des Unmutes über die unwürdige Polizeiregierung, Lenau voll Schmerz, Anastasius Grün voll Spott: aber nur im Auslande konnten ihre Lieder gedruckt werden.

Österreichische Dichter.

Nikolaus Lenau, eigentlich Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau (1802—50) aus dem ungarischen Dorfe Csatad bei Temesvar, ist der österreichische Vertreter der Byronschen Richtung; doch ist es nicht die durch eigne Schuld herbeigeführte innere Zerrissenheit, wie bei dem englischen Dichter, sondern der Schmerz über die öde Priesterherrschaft, unter der sein heißgeliebtes Vaterland verkümmert, ein Schmerz, der zu der geistigen Umnachtung beitrug, in der der bedeutende Dichter des Faust, Savonarola, Albigenser, Ewige Jude am 22. August 1850 in der Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien starb. Seine Polenlieder entsprechen dem bekannten Zuge der Zeit und beweisen Lenaus warme Begeisterung für die Freiheit. — Auch Anastasius Grün, Pseudonym für Anton Graf von Auersperg (1806—76) aus Laibach in Kärnten war ein furchtloser Kämpfer gegen geistige und politische Knechtschaft, wie er das gleich in seinem ersten Werke, dem Romanzencyklus „Der letzte Ritter" bewies, gleichzeitig auch seinen Patriotismus, der die in fremden Landen umherirrende deutsch-österreichische Lyrik wieder in ihr Heimatland zurückführte. Großes Aufsehen erweckten seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten", und ebenso politisch



218. Clemens Wenzel Lothar Fürst von Metternich.
Nach dem Gemälde von Molteni gestochen von Benedetti.

freisinnig war seine größere Dichtung „Schutt". — Weniger politisch hervorragend, aber doch zur Stärkung des nationalen Gefühls beitragend, waren die dramatischen Dichtungen Friedrich Halms, eigentlich des Freiherrn Franz Joseph von Münch-Bellinghausen (1806—71) aus Krakau, namentlich sein „Fechter von Ravenna". Als treffliche Lieder- und Balladendichter bewiesen sich Nepomuk Vogl (1802—66) aus Wien, der „Vater der österreichischen Ballade", wie man ihn gern nennt. Gabriel Seidl (1804—75), der auch „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" herausgab, und der die Sagen Böhmens in seine Dichtungen einbeziehende Egon Ebert (1801—82) aus Prag. Ein Charakter von männlicher, liebenswerter Eigenart war der Arzt Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806—49) aus Wien, der in seiner „Diätetik der Seele" ein klassisches sittliches Glaubensbekenntnis hinterließ und als Lyriker namentlich bekannt ist durch das tiefempfundene, zum Volksliede gewordene „Es ist bestimmt in Gottes Rat". Ganz im Gegensatze zu den politisierenden Dichtern, zu denen noch Alfred Meißner (1819—85) aus Prag zu rechnen ist, lebte Adalbert Stifter (1806—68) aus Ober-Iglau im

südlichen Böhmen, der Sohn eines armen Leinwebers, in stiller Abkehr von den Tagesinteressen rein in der Welt des Gemüts. Seine 1844 erschienenen „Studien" bekunden eine ungewöhnliche Meisterschaft in der landschaftlichen Schilderung, Klarheit und epische Ruhe, feine Seelenkenntnis, alles in allem ein beschauliches Dichtergemüt, das zu der Krankhaftigkeit einer überhastenden Zeit einen wohlthuenden Gegensatz bildete.

Wirtschaftliche und Verwaltungsverhältnisse.

Die Politik des Stillstandes, die dem Kaiser und Metternich so gut behagte, machte sich auch in den wirtschaftlichen und Verwaltungsverhältnissen geltend, wenn schon einige Fortschritte zu bemerken waren. So waren neben einer verzinslichen Staatsschuld von etwa 700 Millionen Gulden 1816 678 Millionen Papiergeld im Umlauf gewesen. Graf Philipp Stadion, der damals das Finanzministerium übernahm, sorgte für Verminderung beider Schulden in einsichtiger Weise, wennschon neue Anleihen zu diesem Zwecke aufgenommen werden mußten und Österreich dadurch in eine politisch nicht immer gleichgültige Abhängigkeit vom Hause Rothschild kam; die jährlichen Zinszahlungen stiegen von 1816—31 auf das vierfache. In Verbindung mit diesen Geschäften stand die am 15. Juli 1817 ebenfalls durch Stadion ins Leben gerufene Nationalbank, deren Gründung dem Handel zu gute kam. Zu diesem Ende waren, wie man am Ende der Regierung des Kaiser Franz rühmen konnte, von 1813—32 3405 km neuer Straßenzüge gebaut worden, was freilich den Vergleich mit Preußen nicht aushielt. Die Dampfschiffahrt auf der Donau von Wien nach Pest nahm erst 1830 ihren Anfang, die Regulierung dieses mächtigen Stromlaufs, der Pulsader der Monarchie, unterblieb. Während die industrielle Thätigkeit im übrigen Europa sich mächtig hob, gerieten bei der thörichten Bevormundung der Industrie in Österreich selbst altbegründete Erwerbszweige in Verfall. Gar nichts geschah auf dem Gebiete der ländlichen Gesetzgebung, nichts zur Beseitigung der bäuerlichen Unterthänigkeit, nichts für die Abschaffung der Leibsteuer, des Gehorsamshellers, des Aufruhrschillings, des Sühneheus und wie die sonderbaren Abgaben der Bauern sonst hießen. Auch hier meinte man mit ängstlicher Sorgfalt alles beim alten lassen zu müssen.

Wirkungslosigkeit der Julirevolution. Die Zillerthaler.

Trotzdem ging die Julirevolution an Österreich infolge des starken Polizeidruckes und der anerzogenen politischen Gleichgültigkeit so gut wie spurlos vorüber. Der „Herzog von Reichstadt", Napoleons Sohn, Kaiser Franz' Enkel, der Träger großer Erwartungen, starb am 22. Juli 1832 in Schönbrunn, ein schwärmerischer, kränklicher Jüngling: nur wenige nahmen Notiz davon. Nur der Streit der Tiroler Stände mit den Zillerthalern erregte die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise. In manchen stillen Seitenthälern Salzburgs und Tirols hatten sich trotz der Austreibung der Salzburger noch Reste evangelischer Lehre erhalten. So war es gekommen, daß eine Anzahl eifriger Hausväter im oberen Zillerthale 1826 sich zu offenem Austritte aus der katholischen Kirche entschlossen. Zwar gewährte ihnen Artikel 16 der Bundesakte auch nach dem Austritte völlig gleiche Rechte mit den Katholiken, zwar wollte ihnen die Regierung die Übersiedelung in eine andre Provinz gestatten: allein die bigotten Stände Tirols verlangten die gewaltsame Austreibung der Ketzer und behielten die Oberhand. Nach längeren Verhandlungen begaben sich die Zillerthaler Evangelischen, 400 Seelen stark, in den Schutz Preußens (1837) und fanden im Riesengebirge eine neue Heimat.

Äußere Politik.

Die Sorge vor Rußland bestimmte im wesentlichen die auswärtige Politik Metternichs. Der Vertrag von Unkiar-Skelessi 1833 hatte das Schwarze Meer in einen russischen Binnensee verwandelt; Österreich nahm das willig hin, und die Kaiserzusammenkunft in Münchengrätz im September 1833 hatte nur das Ergebnis, wie in Teplitz Kaiser Franz mit König Friedrich Wilhelm die alten engen Beziehungen mit Preußen erneuert hatte, so nun jetzt das freundliche Verhältnis mit Rußland sicher zu stellen. Noch einmal war es gelungen, die früheren Bande zwischen den Herrschern der drei östlichen Großmächte fest zu knüpfen, so daß der alte Kaiser Franz in dem Glauben heimreisen konnte, sein „System" für lange Jahre gesichert zu haben.

Tod Franz' I. Ferdinand I.

Doch seine Tage waren gezählt: am 2. März 1835 starb Kaiser Franz I. Sein Sohn und Nachfolger Ferdinand I., schon 42 Jahr alt, war ein Mann von unbegrenzter Gutmütigkeit und unerschöpflichem Wohlwollen. Aber er litt an häufig sich

wiederholenden epileptischen Anfällen, die während ihrer Dauer seine geistige Thätigkeit vollständig hemmten und auch nachher noch längere Zeit Willenskraft und Auffassungsvermögen lahm legten. Dennoch meinte er in seiner Harmlosigkeit und gutmütigen Einfalt, daß das Regieren gar nicht so schwer und auch gar nicht so übel wäre, wenn nur das fatale Unterschreiben nicht wäre. Daß ein solcher Mann nicht selbständig regieren konnte, sah jeder ein. Das Nächste wäre gewesen, daß Metternich eine entsprechende Regentschaft geführt hätte. Aber er hatte an dem Grafen Kolowrat, dem Minister des Innern, einen entschiedenen Gegner, und die Kaiserin Witwe Karoline Auguste von Bayern und ihre Schwester Sophie, die Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl mißtrauten als streng klerikal gesinnte Damen dem für ihre Begriffe freisinnigen Rheinländer, dem auch die Erzherzöge nicht gesonnen waren sich unterzuordnen. Als im September 1835 der König von Preußen und der Kaiser von Rußland mit Ferdinand I. in Teplitz zusammentrafen, war Nikolaus entsetzt über die Hilflosigkeit des neuen Staatsoberhauptes. Er reiste von Teplitz rasch nach Wien, angeblich um der Kaiserin-Witwe sein Beileid auszusprechen, thatsächlich um die Anarchie in der Regierung zu beseitigen. Doch verließ er Wien, ohne Erfolg gehabt zu haben. Erst als Metternich sich auf die klerikale Seite schlug und im März 1836 die Jesuiten wieder in den österreichischen Staaten zuließ, kam ein Kompromiß zustande. Im Dezember 1836 wurde die frühere Staatskonferenz als höchste Behörde der Monarchie neu geordnet, Mitglieder waren außer dem Kaiser und seinem Bruder Franz Karl, die beide nicht beachtet wurden, der Erzherzog Ludwig, Metternich und Kolowrat.



219. Ferdinand I., Kaiser von Österreich.
Nach dem Gemälde von J. Ender lithographiert von Kovatsch.

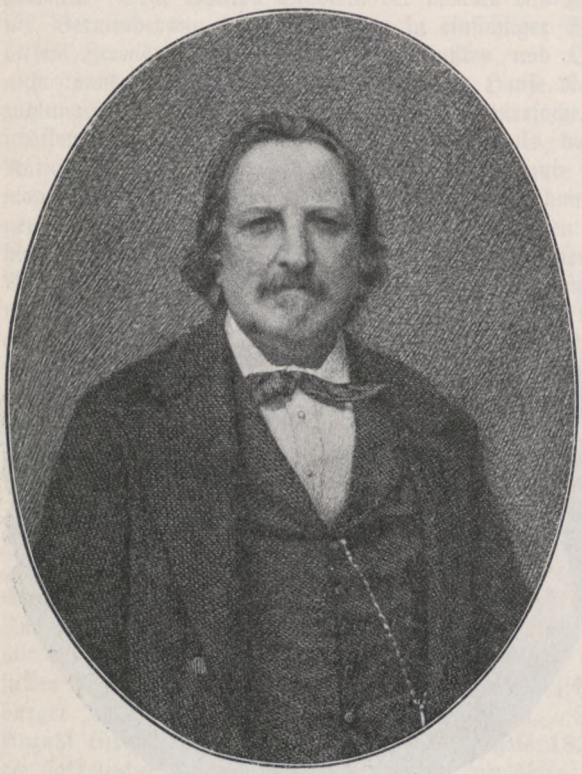
Die Staatskonferenz.

Im übrigen blieb alles beim alten; denn Erzherzog Ludwig teilte mit seinem verstorbenen Bruder durchaus die mechanische, äußerliche Geschäftigkeit wie die Abneigung gegen alle Neuerungen, und Metternich, jetzt zu dem unbeschränkten Lenker der österreichischen Politik erhoben, sah in der „Stabilität" den Inbegriff aller Regierungsweisheit. Allein nach außen wie nach innen fehlte der Konferenz das volle Gewicht: man erkannte immer mehr, daß Österreich jetzt nicht mehr die Führung der kontinentalen Politik in der Hand habe. Schon 1834 hatte Rußland eine Denkschrift „Über die Gegenwart und Zukunft Deutschlands" an die mittleren und kleinen Höfe Deutschlands

Österreichische Stabilität und russischer Einfluß.

gesandt, die diese vor den Mediatisierungsgelüsten Preußens und Österreichs warnte und ihnen als Schutz dagegen empfahl, den russischen Kaiser zu ihrem Protektor zu wählen: Rußland sei der echte Bürge für deutsche Freiheit und Bildung. Familienverbindungen, Gunsterweisungen, persönliche Beziehungen kamen dazu, um die Bestrebungen Rußlands zu fördern und seinen Einfluß an den deutschen Höfen zu steigern. Jetzt nun gewann der Zar auch über Österreich ein fühlbares Übergewicht; politische Maßregeln Österreichs, die nicht völlig den russischen Interessen entsprachen, wußte er zu hintertreiben und schuf sich namentlich in den höheren Militärkreisen einen kleinen aber völlig ergebenen Anhang.

Schwäche der Regierung.



220. Franz Palacky.

Nach dem Kupferstiche von E. Doby.

Aber auch Preußen ging mit seinen Zollvereinsbestrebungen, unbekümmert um Österreich, seinen eignen Weg, der nicht nur zu merkantilem, sondern auch zu politischem Einflusse führte. Metternich erkannte das mit Sorge und trug sich mit dem Gedanken, die österreichische Zollsperre zu beseitigen und den Anschluß Österreichs an den deutschen Zollverein zu bewirken; aber aus seinen Sorgen und Willensaufflackerungen entwickelte sich kein Entschluß. — Selbst gegenüber den Ansprüchen der Geistlichkeit, die sich mit dem Anwachsen des Ultramontanismus zusehends steigerten, fand er nicht die Kraft des Widerstandes. Anfänglich in kleinen Gruppen, gedeckt durch den Namen der Redemtoristen oder Liguorianer, waren die Jesuiten schon vor 1836 in Österreich wieder eingedrungen; jetzt, unter ihrem wahren Namen zugelassen, bemächtigten sie sich der Schulen, die sie in eine ganz elende Verfassung brachten. Die Mehrzahl der Gymnasien kam in die Hand unwissender Mönche, bei denen Lehrstoff, Methode und Lehrer gleich unbrauchbar waren; und die Volksschulen brachten es kaum zu einer mechanischen Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen. Wohl sträubte sich hier und da die öffentliche Meinung gegen den geistlichen Unterricht: aber seine Billigkeit gab den Ausschlag. Denn die Finanznot wurde in Österreich von Jahr zu Jahr ärger: das jährliche Defizit der Staatseinnahmen stieg von 15 auf 50 Millionen Gulden; die Staatsschuld, 1830 noch 1084 Millionen Gulden betragend, wuchs bis 1847 auf 1249 an. Und davon drang trotz aller Vorsicht doch manches unter das Volk und erweckte Mißmut und Mißtrauen, ja die Furcht vor einem schließlichen Staatsbankrott.

Das Tschechentum.

In der Erkenntnis der Schwäche der Regierung lag nun für die beherrschten Nationalitäten in dem vielsprachigen Reiche die vornehmlichste Ermunterung, mit ihren Ansprüchen hervorzutreten. Es war besonders der Historiker Franz Palacky, der die nationale Bewegung in Böhmen in Fluß brachte. Durch ihn angeregt, erhoben die Tschechen als ihre oberste Forderung: nationale Landesverwaltung, wenn auch unter österreichischer Oberhoheit. Ein slawischer Mähre von Geburt, war Palacky (geboren

20. Juni 1798), durch seine Vielseitigkeit und sein politisches Aktionstalent das historisch-politische Orakel der Tschechen in Böhmen geworden. Er wurde zum Landeshistoriographen bestellt, er rief das böhmische Nationalmuseum ins Leben, er gründete die tschechische Gesellschaft und war in Wort und Schrift für die Förderung des Tschechentums thätig. Zu Anfang des Jahres 1843 hielt er im Hause des Fürsten Schwarzenberg in Prag vor „einer Elite des böhmischen Herrenstandes" Vorlesungen über die böhmische Landesverfassung und deren seit 1620 eingetretene Veränderungen. Darin gab er den tschechischen Kavalieren das Rüstzeug zur Kritik und Bekämpfung des kaiserlichen Regiments und der Anschauungen der Wiener Hofkanzlei. So scharten sich um Palacky zahlreiche Mitglieder des böhmischen Herrenstandes, als deren Führer die Grafen Thun und Deym gelten konnten. Böhmische Nationalbälle wurden veranstaltet, „böhmischer Ton" an Vergnügungsorten eingeführt, Ankündigungen in böhmischer Sprache erlassen. Auch auf die Slowaken in Ungarn wurde die Bewegung ausgedehnt; denn auch der „Bruderstamm" sollte gewonnen werden. „Wir bedürfen der Slowaken, so wie sie unser", sagte Thun in seiner Flugschrift „Über die Stellung der Slowaken in Ungarn". Panslawistische Ideen mischten sich mit hinein: russische Agenten waren unter den Tschechen thätig, wenn auch nur um Österreich in Atem zu halten.

Vergeblicher Widerstand der Regierung.

Allein die Hofkanzlei wies diese Forderung der Böhmen zurück, und der böhmische Oberstburggraf, Altgraf Salm-Reifferscheid, riet, sich dabei zu beruhigen. Ihm trat indessen Graf Deym entgegen und bewirkte die Einsetzung einer Kommission „zur Wahrung der ständischen Rechte". Das Ergebnis der Beratungen derselben waren die Forderungen, die Fürst Lamberg auf dem böhmischen Landtage am 27. Mai 1847 aussprach: Beirat der Stände bei Finanzoperationen, Vorlage des jährlichen Staatsbudgets, Einschränkung der Beamtenherrschaft, Gleichheit vor Gericht, Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens. Angriff folgte auf Angriff. Im August war die Erregung so groß, daß von Steuerverweigerung gesprochen wurde. Durch die Drohung mit der Ungnade des Kaisers wollte Altgraf Salm den Sturm beschwören: aber die Regierung blieb weit in der Minorität. Die Hofkanzlei sprach ihre Mißbilligung über die Verhandlungen des böhmischen Landtages, namentlich über die Rede des Fürsten Lamberg, aus und verordnete, daß künftig der Landtag nur über die in dem gedruckten Programme stehenden Punkte verhandeln solle; aber damit geschah der Bewegung der Gemüter kein Einhalt. Der böhmische Magnat, Freiherr Andrian-Warburg, sprach aus, was alle fühlten: „So wie es jetzt ist, kann es in Österreich nicht bleiben, kann es kein Menschenalter mehr bleiben."

Die Ungarn.

Höher noch und geräuschvoller gingen in Ungarn die Wogen des nationalen Lebens; denn hier galt es für das Magyarentum ein Doppeltes: sich zur Geltung gegen Österreich zu bringen und anderseits die Herrschaft über die nicht magyarischen Nationalitäten in Ungarn und den Nachbarlandschaften zu behaupten. Schon in den Tagen Kaiser Leopolds II. hatten die Ungarn den Kampf für die Geltung ihrer Sprache begonnen. Denn von alters her war im öffentlichen Leben dort das Lateinische eingebürgert. Sie erlangten in den ersten Jahren des Kaisers Franz, daß kein Beamter ohne Kenntnis des Ungarischen in Ungarn angestellt werden sollte; 1807 wurde auch den Offizieren und Unteroffizieren in den ungarischen Regimentern das Erlernen der Landessprache zur Pflicht gemacht. Als ein Mittelpunkt der sprachlichen und litterarischen Wiedergeburt des Magyarentums wurde dann 1825 die ungarische Akademie gestiftet, 1830 das Ungarische zur Gerichtssprache gemacht, und darauf ungarische Taufregister dort eingeführt, wo ungarisch gepredigt wurde, und endlich 1840 auch die ganze politische Verwaltung Ungarns magyarisiert. Auch litterarisch zeigte sich das Ungarntum selbständig: in Alexander Petőfy (1823—1849) erstand ihm sein größter Lyriker, in Leidenschaft, Sinnlichkeit und naiver Lust ebenso wie in verzweiflungsvoller Klage ein echter Sohn seines Volkes. Unter den Prosaikern aber nahm der edle Patriot Freiherr Joseph von Eötvös (1813—1871) als Verfasser des 1844—1846 erschienenen volkstümlichen Romans „Der Dorfnotar" eine bevorzugte Stellung ein. So wurden in einem halben Jahrhundert die Bestrebungen der Ungarn

Petőfy.

Eötvös.

für ihre Sprache und ihre Nationalität fast zum Ziele geführt. Aber gerade dies energische Vorgehen erweckte bei den nichtmagyarischen Elementen der Bevölkerung Ungarns heftigsten Widerspruch. Neben den siebenbürgischen Sachsen waren es vor allem die Südslawen, die Kroaten, Serben, Slowenen, die sich gegen das Magyarische wehrten und an ihrer Landessprache oder am Lateinischen festhalten wollten. Im Jahre 1836 begründete Ludwig Gaj in Agram die Nationalzeitung der neu erfundenen „Illyrischen Nation", und auf den Landtagen war des Haders kein Ende, namentlich da die Ungarn verlangten, auch in Kroatien könne niemand ein königliches Amt bekleiden,

Die Südslawen.



221. Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn.
Nach der Lithographie von Lieder (1824).

der des Magyarischen nicht mächtig sei; es müsse auch in den kroatischen Schulen gelehrt werden. Sobald ein kroatischer Deputierter seine Rede mit der bisher gebräuchlichen Anrede begann: „Excellentissime domine!" wurde er niedergeschrieen. Um ernstlicheren Entwickelungen vorzubeugen, erließ die Wiener Regierung am 25. Januar 1844 ein Edikt, wodurch das Ungarische zur ausschließlichen Reichstags- und Amtssprache erhoben wurde; den Kroaten war durch dasselbe Edikt der Gebrauch des Lateinischen auf sechs Jahre nachgelassen.

Graf Szechenyi.

Aber konnte dieser Erfolg einem Volke von Selbstbewußtsein und stark ausgeprägter nationaler Eigenart genügen? Seit der Gründung der ungarischen Akademie war in aller Munde der Name des Grafen Stephan Szechenyi (geb. 21. September 1792); hatte doch niemand in ganz Ungarn mehr Opfer an Geld und Mühe für die nationale Sache dargebracht. Ihm verdankte man die Kettenbrücke zwischen Ofen und Pest, die Donaudampfschiffahrt, die Gründung vieler gemeinnützigen Vereine. Es hatte seiner Zeit das größte Aufsehen erregt, als der junge Graf 1830 mit einer Schrift über den „Kredit" an die Öffentlichkeit trat. Mit einem Schlage wurde er damals ein allgefeierter

Mann. Ernste Mahnungen, glänzende Gedanken rangen mit der noch nicht bewältigten Ungefügigkeit der ungarischen Sprache; aber die Wärme der Überzeugung, der begeisterte Glaube an die Zukunft des Vaterlandes riß die Gemüter hin. Rückhaltlos sagte der Verfasser seiner Nation, was ihr fehle, was sie brauche, seinen aristokratischen Standesgenossen, was sie opfern müßten, um eine wahrhaft leitende Stellung innerhalb der Nation angesichts der Forderungen des Zeitgeistes einzunehmen. Den Eindruck steigerte noch die 1831 erscheinende zweite Schrift Szechenyis „Licht", das eigentliche Evangelium der politisch-sozialen Wiedergeburt Ungarns. „Viele glauben, Ungarn war", sagte Szechenyi, „ich ziehe vor zu glauben, es werde sein." Einen Kampf mit der Regierung wollte



222. Graf Stephan Szechenyi.
Nach der Lithographie von J. B. Clarot.

er nicht, er mied das Parteitreiben, er wollte über den Parteien stehen. Eine wirtschaftliche Reform galt ihm als das Nächste: die Kräfte Ungarns zu erschließen und das Land der Zivilisation des Westens zugänglich zu machen.

Die Radikalen.

Aber schon erhoben sich Stimmen, die über Szechenyis patriotische und besonnene Reformbestrebungen hinauswiesen. Auf dem Landtage von 1833 sprach der Abgeordnete des Szalader Komitates Franz Deak (geb. 17. Oktober 1803), der hellste Kopf in den Reihen der Opposition, es aus, daß „es ohne Freiheit kein einiges und beständiges Glück geben könne." Und der demokratische Agitator Kossuth verkündigte Lehren, welche auf Republik hinausliefen. Ludwig Kossuth, geb. 27. April 1802, stammte aus einer slawischen Protestantenfamilie; Jurist von Studium, bildete er sich zum Redner und Publizisten aus. Er wollte den Schwerpunkt des konstitutionellen Lebens in die Komitate legen und den Reichstag nur als Organ ihrer Anschauungen betrachten: ihm war Ungarn Magyarien, d. h. kein, wenn auch politisch selbständiges Glied eines größeren Staatsganzen, sondern ein republikanisches Gemeinwesen mit eignem Schwerpunkte. Begeistert folgte ihm die Jugend. Seine Agitation brachte ihn

Deak.

Kossuth.

noch unter Franzens Regierung ins Gefängnis. Jedoch die Amnestie für politische Verbrecher, mit der Kaiser Ferdinand seine Regierung eröffnete, gab ihn der Freiheit und seiner mit Leidenschaft getriebenen radikalen Agitation zurück.

Schwierige Stellung des Palatins.

Mit wuchtigem Ingrimm wandte sich Szechenyi gegen die Lehren Kossuths; mit schneidiger Schärfe zerfaserte sie Graf Aurel Dezsöffy, der geniale Führer der jungkonservativen Magnatenpartei, indem er aufdeckte, daß der Föderalismus Kossuths zu einer trübseligen „Desorganisation" führen müsse. Dennoch gewann Kossuth immer mehr an Boden, und seit dem Tode Dezsöffys (1842) galt der „radikale Autonomist" für das „Gewissen" Neuungarns. Das erschwerte die Stellung des greisen Erzherzogs



223. Ludwig Kossuth.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie

Joseph sehr, der an die fünfzig Jahre schon Palatinus von Ungarn war, ebenso hoch geachtet im Lande, wie allgemein beliebt; denn sein Streben war, wie er an Metternich schrieb, in seinen Verbesserungen mit der öffentlichen Meinung zusammenzutreffen.

Der Gewerbeschutzverein.

Einen kräftigen Mittelpunkt fand die Opposition ferner in dem Gewerbe-Schutzverein, der 1844 gestiftet war als das nationale Einigungsband der Oppositions- und Reformfreunde. An seiner Spitze stand der Graf Kasimir Batthianyi. Er verlangte einen liberalen Zentralismus der Verfassung Ungarns und stand in der Mitte zwischen Kossuths Autonomismus der Komitate und dem strengen Zentralismus der Konservativen, deren Haupt der Graf Anton Szechenyi war. Denn um diesen Grundgegensatz des Zentralismus und Autonomismus drehte sich der Widerstreit der Parteien, wie er bei Veranlassung einzelner Fragen in den Landtagen hervortrat. Der nationale Gegensatz zwischen Ungarn und Nichtungarn hatte sich in den politischen Parteien verloren.

Tod des Palatins. Reichstag.

Erzherzog Josef starb am 13. Januar 1847. Die von allen willig anerkannte stets ausgleichende Autorität des greisen Palatin war von den Parteien genommen; in verschärftem Gegensatze mußten sie aufeinander treffen. Auf den 7. November wurde der Reichstag nach Preßburg einberufen. Kossuth wurde vom Pester Komitat zur Deputiertentafel gewählt. Das wurde für Stephan Szechenyi das Signal, auf seinen Sitz in der Magnatentafel zu verzichten und sich gleichfalls (im Wieselburger Komitate) zur Deputiertentafel wählen zu lassen. Denn „der Vater der ungarischen Reform" wollte seinem beredten Gegner in gleicher Arena gegenübertreten. Am 22. November begannen die Debatten über die Adresse. Sogleich ergriff Kossuth das Wort zu einer heftigen Anklage gegen das ganze österreichische Regierungssystem; in der Magnatentafel that es mit nicht geringerer Bitterkeit Graf Batthianyi: Kossuth setzte es durch, daß der ganze Adresseentwurf zu den Toten gelegt wurde. Gehoben durch diesen Triumph richtete er nun seinen Angriff auf die nationale Strömung, welche Kroatien bewegte; das Nationalbewußtsein der Ungarn rief ihm jubelnd Beifall zu, aber der Sturmwind des Jahres 1848 verwehte die Debatte.

Die „Illyrier"

Von alters her stand schon das dreieinige Königreich Kroatien-Slawonien-Dalmatien unter der Hegemonie Ungarns; bildeten doch darin Madjaronen d. h. Pseudomagyaren einen großen Teil der Bevölkerung. Dasselbe Recht nun der Geltendmachung ihrer Nationalität, das die Magyaren von Deutschösterreich verlangten, nahmen diese Südslawen von den Magyaren in Anspruch; ja erst die Erfolge der Ungarn weckten das gleichartige Streben in den Kroaten, und der Panslawismus, den Ungarn verhaßt, hatte für das schwächere Volk viel Anlockendes. Der russische Agent, der für panslawistische Ideen zu wirken nach Agram kam, fand daher bei den Kroaten ein offenes Ohr. Der rührige Vorkämpfer des Kroatentums war der vorerwähnte Ludwig Gaj in Agram; er gründete die „Illyrische Nationalzeitung"; denn als illyrisch bezeichnete sich dies erwachende südslawische Volkstum. „Sollen wir Magyaren werden?" fragte Gaj in einer Flugschrift, worin er ebenso für die nationale Einheit und Interessengemeinschaft der Slawen stritt, wie er den Magyaren bittere Wahrheiten vorhielt. Das Agramer Kasino wurde der Mittelpunkt dieser nationalen Bestrebungen. Zwar wußten die Magyaren es durchzusetzen, daß durch königl. Verordnung 1843 die Bezeichnung „illyrisch" verboten wurde, aber im Grunde sah die Hofkanzlei in Wien das Ankämpfen des Illyriertums gegen den anspruchsvollen Magyarenstaat nicht ungern und gewährte 1845 wirklich den Kroaten die Erhebung des Kroatischen zur Amtssprache sowie die Errichtung einer besonderen Statthalterei und eines besonderen Erzbistums in Agram, die Übergriffe des Magyarentums damit endgültig bescheidend.

Die Slowaken.

Um so fester aber hielten die Ungarn die Slowaken in Nordwestungarn unter ihrer Faust. Umsonst kämpfte der geistvolle Schriftsteller Kollar für slowakisches Volkstum, umsonst wurden litterarische und studentische Vereine für den gleichen Zweck gegründet, umsonst suchte man Anschluß an die Tschechen Böhmens: die Vereine wurden durch die ungarische Regierung aufgelöst, das Slowakische aus den Schulen verbannt und „verstockte" slowakische Bauern, die das Magyarische nicht lernen wollten, mit Prügelstrafe bedacht: denn so fordere es die Wertschätzung der magyarischen Nationalsprache.

Siebenbürgen.

Den gleichen Erfolg erhofften die Magyaren in Siebenbürgen, von dessen Bevölkerung die magyarischen Szekler den dritten Teil ausmachten, und damit zwar an Zahl den rumänischen Einwohnern erheblich nachstanden, den Deutschen aber, den sogenannten Sachsen, weitaus überlegen waren. Wieder und wiederum sandten sie daher Adressen nach Wien, in denen sie um die Herstellung einer Union zwischen Ungarn und Siebenbürgen baten; aber mit unbeugsamer Entschiedenheit leisteten die „hartköpfigen" Deutschen Widerstand. Voller Entrüstung sprach sich daher Baron Kemenyi, einer der Führer der Szekler, auf dem siebenbürgischen Landtage über diese „Handvoll Sachsen" aus, „welche jederzeit alles zu hintertreiben verstanden hätten, was in ihren Kram nicht paßte".

Sehr erwünscht war es den Magyaren daher, daß sich auch das erwachende Nationalbewußtsein der Rumänen gegen die Sachsen als die eigentlichen Herren des Landes erhob. Die Ungarin Katharina Varga, welche sich für die Amme König Ferdinands ausgab, schwindelte sich zur Sachwalterin des bedrückten Rumänenvolkes empor. Aber die Führer der rumänischen Bewegung, der Archimandrit von Kovil, Andreas Schaguna, und besonders der heißblütige und energische Barniutiu, wollten nichts von einer Verbindung mit dem Magyarentum wissen. An mehreren Orten, zumal in dem Bergwerksdistrikte um Karlsburg, kam es zu offenem Aufruhr der Bauern; doch war Schagunas Ansehen groß genug, um die Ruhe wiederherzustellen und die Rumänen ebenso erfolgreich mit Unterstützung der Regierung vor der Magyarisierung zu bewahren, wie es die Sachsen aus eigner Kraft thaten.

Italiener und Polen.

Bei aller Aufgeregtheit der Magyaren, ihr Volkstum emporzubringen und auszubreiten, traf der wegen seiner schriftstellerischen Leistungen schon oben genannte Baron Eötvös, ein liberaler Zentralist, doch die Meinung der sehr großen Mehrheit des Volkes,

wenn er es als „Axiom“ aussprach, daß Ungarn, so lange sein Herrscherhaus lebe, in einem unauflösbaren Verbande mit der Monarchie zu bleiben habe. Das war auch die Gesinnung der tschechischen Nationalen, aber mit nichten war es diejenige der Italiener und Polen in der österreichischen Monarchie. Diese wie jene strebten in der Stille danach, nicht bloß ihre Volksart innerhalb des österreichischen Staates zur Geltung zu bringen, sondern ihnen bedeutete Freiheit nur die Wiedervereinigung mit dem großen Volksganzen, von dem sie durch die Einfügung in den österreichischen Staat abgerissen waren.

Lombardo-Venetien.

Dem österreichischen Italiener war die österreichische Herrschaft als eine fremde verhaßt. Vor allem waren die Frauen und die Priester von der Idee nationaler Unabhängigkeit durchdrungen; aber auch unter den Männern des Bürgerstandes zählte Mazzini, das Haupt des „jungen Italiens“, zahllose Anhänger. Vergebens gab



224. Vincenzo Gioberti.
Nach dem Kupferstiche von Lauro.

sich die Regierung alle Mühe, durch materielle Fürsorge in dem reich bevölkerten und wohl angebauten Lande die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Erzherzog Rainer, der Statthalter, eine leichtlebige und wenig energische Natur, suchte den Adel durch Aufmerksamkeiten aller Art zu gewinnen und die Weisungen des Wiener Hofes in mildester Form zu erfüllen: indes der Einfluß des Adels auf die Stimmung der Volksmenge war unbedeutend. Der Brennpunkt des öffentlichen Lebens war Mailand. Hier herrschte Wohlhabenheit, und der Bürgerstand gedieh durch Gewerbe und Handel. Das alte trotzige Mailänder Blut war nie ganz aus der Art geschlagen, und der Mailänder „Barabba“, dem Pöbel der Großstadt, fehlte es niemals an Lust zu Tumulten und Widersetzlichkeit gegen die Polizeisoldaten, ihren geschworenen Feind. In Venedig dagegen war der Adel tonangebend. Wohl suchte die Regierung durch Entwickelung der industriellen Thätigkeit den von halb verwittertem Glanze mühsam verschleierten Verfall der alten Markusstadt zu heben: aber die Nobili konnten die stolze Vergangenheit ihrer Familien nicht vergessen. Sie grollten in der Stille, und es fehlte unter ihnen weder an Naturen, die der Deutschenhaß zum heimlichen Konspirieren trieb, noch auch an solchen, welche zuzeiten in leidenschaftlichen Worten ihrem Glauben an die Freiheit

und Einheit Italiens begeisterten Ausdruck gaben. Trotz aller Grenzsperre und Bücherverbote fanden sie tausend Mittel und Wege, wie ihre lombardischen Gesinnungsgenossen, an den Hoffnungen Italiens Anteil zu nehmen.

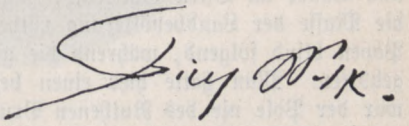
Neue Einigungspläne für Italien.

Man könnte sagen, eine neue Doktrin war damals in Italien emporgekommen. Die radikalen Tendenzen der Carbonari, welche das junge Italien aufgenommen hatte, waren überflügelt worden von der neuen Lehre, daß der italienische Einheitsstaat zu erstreben sei im Bunde mit der römischen Kirche. Das war der Gedanke des begeisterten Vincenzo Gioberti, der 1843 in der Schrift „Von dem moralischen und bürgerlichen Primate der Italiener" ein überschwengliches Bild entwarf von den Italienern, die das Hauptvolk der Erde seien, von dem dem Papste gebührenden obersten



225. Papst Pius IX.

Nach dem Leben gezeichnet im Vatikan am Tage der Krönung am 21. Juni 1846.



Schiedsrichteramte in bürgerlichen und religiösen Dingen über die ganze Menschheit, von Piemont als der Schirmvogtei des Papstes und dem Schwerte des Glaubens, von der Konföderation sämtlicher Fürsten Italiens unter der Leitung des Papstes. Die ihn anfeindenden Jesuiten wies er in seinem „Der Jesuit von heute" zurück und machte sie für die moralische Verkümmerung Italiens verantwortlich. Solchen Gedanken hatten schon die früheren Märtyrer des Despotismus, wie Silvio Pellico, nicht so ganz fern gestanden; jetzt nahmen ihn hervorragende Männer auf, der Historiker Graf Cesare Balbo in seinen „Hoffnungen Italiens" (1844), der Marchese Massimo d'Azeglio, Manzonis Schwiegersohn, der Graf Mamiani. Auch die seit 1839 wiederkehrenden Gelehrtenkongresse trugen bei zur Verbreitung und Belebung solcher Gedanken.

Pius IX.

Und ohne Verzug schien er zur That werden zu sollen. Am 1. Juni 1846 starb Papst Gregor XVI.; ihm folgte auf dem Heiligen Stuhle der 54jährige Bischof von Imola Graf Mastai Ferretti, Papst Pius IX., ein Mann von beweglicher Natur und empfänglicher Seele. Hingerissen von der Zeitbewegung, gab er den politischen Gefangenen des Kirchenstaates die Freiheit zurück, er gewährte Rom eine freisinnige Stadt-

verfassung. Da übersprang die Begeisterung der Italiener alle Schranken: „Pio Nono" wurde die Losung aller Liberalen, aller Patrioten. Allen voran begrüßte auch Karl Albert, der König von Sardinien, von dem Rückfalle in die Reaktionspolitik genesen, die Reformbestrebungen des Papstes mit patriotischer Zustimmung und erklärte dem Marchese Azeglio im Vertrauen, daß er bereit sei, „alles für die Sache Italiens zu opfern." Freilich entsprach der wirkliche neue Papst keineswegs der Idealvorstellung, die man sich von ihm machte, wie seine erste Encyklika vom 8. November 1846 lehrte; in ihr bezeichnete er ebenfalls, ganz wie sein Vorgänger, jeden Fortschritt als eine betrügerische Waffe des Teufels und verdammte die Förderer desselben als Verführer und Aufrührer. Und als Mazzini ihm nahe legte, sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen, wies er diese Zumutung in der Allokution vom 14. Dezember 1847 voller Entrüstung zurück.

Äußerste Spannung der Gemüter.

Zwei Mächte standen den nationalen Hoffnungen der Italiener entgegen: die Österreicher und die Jesuiten. Gegen beide richtete sich der glühendste Haß des Volkes: die österreichischen Beamten und Soldaten überkam das Gefühl, in der Lombardei und in Venetien sich in Feindesland zu befinden. Der geringe Widerstand, den z. B. um diese Zeit Karl Albert in der Frage der Salzdurchfuhr gegen Österreich entwickelte, entfaltete einen Sturm der Begeisterung für ihn, der zu der Geringfügigkeit der Sache in gar keinem Verhältnisse stand. Es war klar, daß es nur eines geringen Anstoßes bedürfen würde, um die Erhebung Italiens gegen die österreichische Herrschaft in Oberitalien zu bewirken, die, den Belagerungszustand am 22. Februar 1848 über die ganze Lombardei verhängend, nur durch Maßregeln der Gewalt sich aufrecht zu erhalten wußte.

Galizien

Nicht anders als südlich von den Alpen war die Stimmung nördlich von den Karpaten: auch Polen strebte danach, frei zu werden von der österreichischen Herrschaft. Der polnische Priester in Galizien war zwar kein so rühriger Agitator wie der Prete in Italien, aber die Frauen in Galizien übertrafen an leidenschaftlichem Deutschenhaß noch weit die glutäugigen Italienerinnen. Indes in Polen war es nicht der Bürgerstand, sondern in erster Linie der Adel, der sich mit Insurrektionsgelüsten trug. Denn in dem österreichischen Anteile Polens hatte ebenso wie in dem preußischen die Gesetzgebung den Bauern seiner schrankenlosen Willkür entzogen, und wenn auch noch Abgaben und Fronen in Menge den Bauern drückten, ihm doch einen Rechtsbeistand gegen den Herrn gegeben. Wie der Adlige in der Regierung seine Feindin, so sah der Bauer in ihr seine Beschützerin. Am schroffsten war dieser Gegensatz zwischen Herr und Bauer im Osten Galiziens, zugleich sozial und national-religiös. Denn hier war die Masse der Landbevölkerung ruthenischen Stammes und griechischer Konfession, ihren Popen blind folgend, während die großen Herren dem katholischen polnischen Adel angehörten. Man hatte hier einen bezeichnenden Spruch: „Solange die Welt Welt ist, war der Pole nie des Ruthenen Bruder und wird es nie sein." Für so unversöhnlich galt der Haß, mit dem der ruthenische Bauer ingrimmiger noch als der polnische in Westgalizien den Hochmut und die gewaltthätigen Erpressungen der polnischen Herren lohnte! Aber für diese polnischen Edelleute bedeutete die Befreiung von der Fremdherrschaft zugleich die Rückkehr zu der straflosen Tyrannei, mit der sie in den Zeiten der „Republik" Polen den Bauern schamlos geknechtet und ausgepreßt hatten. Das war die Freiheit, für die sie die Sympathien aller Liberalen Europas aufzurufen sich bemühten: und wie viele zumal unter den Deutschen haben in unklarer Gefühlsschwärmerei sich fangen lassen!

Die Polen im Auslande.

Indes die polnischen Emigranten im Auslande sahen weiter als der einheimische Adel: sie erkannten für das Gelingen einer Insurrektion als erste Aufgabe, durch lockende Angebote den Bauernstand für sich zu gewinnen. „So wie Weizen und Hafer", sagte der Agitator Sikorski, „sollen sich fortan Edelmann und Bauer innig vermischen." Darum schrieb der polnisch-demokratische Verein, die Seele der Emigranten in Frankreich, die Neugestaltung Polens auf sozialistisch-demokratischer Grundlage auf seine Fahne.

Die Zentralisation.

An der Spitze des polnisch-demokratischen Vereins stand die „Zentralisation", ein Ausschuß von fünf Mitgliedern, der seit 1840 seinen Sitz in Versailles hatte. Dieser nun entsandte Agitatoren, um durch die Verbreitung der Schriften des

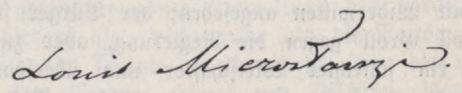
Vereins den demokratischen Ideen Verbreitung zu verschaffen und Anhänger zu werben. Hauptsächlich richtete er seine Thätigkeit auf die preußische Provinz Posen, wo auch in einigen Jahren mehrere tausend Anhänger gewonnen wurden.

Indessen neben dieser organisierten Agitation ging eine andre her, die, auf die Schrift Kaminskis „Lebenswahrheiten des polnischen Volkes" sich stützend, vornehmlich kommunistische Tendenzen verfolgte; sie zählte ihre Anhänger besonders unter den Gewerbetreibenden der Stadt Posen; ihr Haupt war der Buchhändler Valentin Stefanski. Endlich bildete sich unter Adolf Malczewski noch eine dritte Partei, die durch schnellen Losbruch des geplanten Aufstandes die Zentralisation überflügeln und die

Geheime Umtriebe in Posen.



226. Ludwig Mieroslawski.
Nach einer Lithographie.



anderen Parteien mit sich fortreißen wollte. Diese Zersplitterung der revolutionären Kräfte glaubte die Zentralisation nur durch möglichste Beschleunigung des Aufstandes heilen zu können. Mieroslawski entwarf einen Kriegsplan: man wollte mit den Mitteln aller ehemals polnischen Provinzen sich auf das Königreich Polen werfen und dort im Kampfe mit der russischen Heeresmacht die Sache zur Entscheidung bringen, gegen Preußen und Österreich aber mit den Reserven sich nur defensiv verhalten. Allein es fehlte der Zentralisation so völlig an Geld, daß nichts unternommen werden konnte. Trotzdem beschloß Stefanski auf eigne Hand loszubrechen; indes die preußische Regierung kam ihm zuvor und verhaftete ihn. Die Reste seiner Partei unterwarfen sich jetzt der Zentralisation, die nunmehr selbst erkannte, daß einer allgemeinen Entdeckung nur durch sofortiges Losschlagen zu begegnen wäre. Am 31. Dezember 1845 langte Mieroslawski, mit großen Vollmachten durch die Zentralisation ausgestattet, in Posen an. Er fand die ganze Provinz mit Vereinen bedeckt, die unter mannigfaltigen Vorwänden der

Agitation dienten: Lesevereine, agronomische Vereine, Kasino-Gesellschaften in Posen und Bromberg, die Hetzjagdgesellschaft in Posen, Gymnasiastenvereine in Kulm und Konitz. Zweckmäßig vorbereitet war jedoch nichts; Geldmittel waren vor allen Dingen nicht vorhanden.

Ausbruch des Aufstandes in Krakau.

Mieroslawski begann seine Thätigkeit mit der Bestellung einer Nationalregierung, zu deren Sitz die Republik Krakau bestimmt wurde. Sie bestand aus Alcyato, dem Vertreter der Emigration, dem Redakteur Libelt für Posen, dem Grafen Wiesiolowski für Galizien und Gorzkowski für Krakau. Zum Termin der Nationalerhebung wurde der 21. Februar 1846 festgesetzt. Indes schon vorher, am 12. Februar wurde bei einer Rundreise Mieroslawski in Swiniary durch die Preußen verhaftet, und am 18. Februar rückten österreichische Truppen unter General Collin in Krakau ein. Damit schien alles verloren. Allein ein auswärtiger Insurgentenhaufen unternahm in der Nacht vom 20. zum 21. Februar einen Angriff auf die Österreicher: Collin wies ihn zwar ab, hielt es aber doch für geraten, am 22. sich aus Krakau auf Podgorze zurückzuziehen. Das wurde das Signal zum Ausbruche des Aufstandes. Da Alcyato vor den Österreichern geflohen, Libelt aber noch gar nicht in Krakau angelangt war, so warf sich der Arzt Johann Tyssowski am 24. Februar zum Diktator in Krakau auf und versuchte den Aufstand zu organisieren. Allein schon am 1. März gingen die Österreicher unter dem Obersten Benedek wieder gegen die Insurgenten vor, und am 4. März besetzten Österreicher, Preußen und Russen gemeinschaftlich Krakau und stellten die Ordnung wieder her. Tyssowski flüchtete sich auf preußisches Gebiet.

Vergeblicher Versuch eines Handstreichs auf Posen.

Auf die Kunde von dem Ausbruche des Aufstandes in Krakau entwarfen die Verschworenen in Posen den Plan, sich der Festung zu bemächtigen. Allein er scheiterte völlig an der Vorsicht des Generals von Steinäcker, des Kommandanten von Posen, und führte nur zu zahlreichen Verhaftungen der Beteiligten.

Polnische Zustände in Galizien.

In Galizien jedoch hatte der Insurrektionsversuch der Polen ein sehr blutiges Nachspiel. Die Bauern waren weit entfernt, den Aufforderungen der Insurgenten, sich ihnen anzuschließen, Folge zu leisten: sie machten vielmehr gemeinsame Sache mit den österreichischen Soldaten und vertrieben die Krakauer Insurgentenhaufen, wo sie sie fanden. Dann aber richtete sich ihr lange verhaltener ingrimmiger Haß gegen die polnischen Edelleute und nahm furchtbare Rache für alle je erlittene Unbill. Bandenweis zogen sie in Galizien umher, stachen die Edelleute nieder und steckten die Schlösser in Brand. Peter Szela machte sich mit seiner Bande im ganzen Lande gefürchtet. Tagelang rauchten die eingeäscherten Edelhöfe und galten die Edelleute für vogelfrei, bis endlich die Regierung dem Morden und Brennen mit Gewalt Einhalt that. Langsam legte nun die Regierung die bessernde Hand an die Verhältnisse Galiziens, allein so zögernd und matt, daß nach wie vor die Lage trostlos blieb. Der Bauer war Stammgast der Branntweinschenken, in den Händen jüdischer Wucherer, vom Grundherrn mit Widerwillen angesehen; der Bürger stand auf schwachen Füßen; der Adel blieb voll Groll gegen die Regierung, aber zugleich ohne Erkenntnis seiner eignen Fehler, ein schlechter Wirtschafter und überspannter Politiker, und die Regierung schwankend, unsicher auf dem unterwühlten Boden, ohne klare Ziele und zureichende Mittel, in der Kurzsichtigkeit des absolutistischen Systems befangen.

Österreich annektiert Krakau.

Schon am 15. April 1846 war zu Berlin von den drei Großmächten die Annexion der Republik Krakau vereinbart worden; doch weil man den Widerstand Frankreichs und Englands fürchtete — hatte doch Palmerston im Unterhause gedroht, daß, wenn die Wiener Verträge an der Weichsel nicht mehr gelten sollten, sie auch am Rhein und Po ungültig werden könnten — so hielt man den Vertrag vor der Hand geheim. Noch im selben Jahre aber erhielten die Beziehungen Frankreichs zu England durch des ersteren Treulosigkeit in der spanischen Heiratsaffaire einen solchen Stoß, daß Österreich am 6. November 1846 zur thatsächlichen Einverleibung des Freistaates vorschreiten konnte und diesen Schritt den Mächten offiziell mitteilte. Wie die Verhältnisse lagen, besagte die getrennt erfolgende Protesterklärung des Londoner und Pariser Kabinetts so gut wie nichts, und Metternich konnte der Erklärung Guizots das spöttische Lob erteilen, „sie sei mit bemerkenswertem Talente abgefaßt".

Wirren in der Schweiz. Der Sonderbundskrieg.

Demokratische Bewegung in der Schweiz.

Der Vertrag vom 20. November 1815 hatte der Schweiz immerwährende Neutralität in allen europäischen Konflikten zugestanden; aber der Einwirkung der großen Mächte war sie damit nicht entrückt. Die geistigen Erregungen in den Nachbarstaaten pflanzten sich natürlich bis in die Schweizer Kantone fort. So führte die burschenschaftliche Bewegung in Deutschland zu der Stiftung des „Zofinger Vereins“ und der „Helvetia“, liberal-politischer Verbindungen unter den Schweizer Studenten. Noch deutlicher trat die Einwirkung der Julirevolution zu Tage: Volksversammlungen wurden gehalten, politische Gleichheit von Stadt und Land und Aufhebung aller Vorrechte gefordert. Im Oktober 1830 waren überall Ausschüsse zur Betreibung der Verfassungsreform gewählt. Denn die Bundesverfassung vom 7. August 1815 begünstigte die aristokratischen Elemente in den Kantonen und gewährte der Geistlichkeit beider Konfessionen eine in manchem Betracht bevorrechtete Stellung.

Der Siebener Bund.

In den meisten Kantonen gelangten die Reformbestrebungen zum Siege. Nur in Appenzell, Uri, Unterwalden, Zug, Genf, Glarus und Graubünden erhielten sich die alten Verfassungen, und in Schwyz und Wallis gewann die Reaktion das Übergewicht. Am 17. März 1832 schloß jedoch Zürich mit Luzern, Bern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau den „Siebener Bund“ zur gegenseitigen Gewährleistung ihrer neuen liberalen Verfassungen; und 1834 stellten die Liberalen auf der Konferenz zu Baden im Aargau die Badener Artikel auf, durch welche die Kirche unter die Aufsicht des Staates gestellt, freie Nationalerziehung eingeführt, die Klöster zu gemeinnützigen Zwecken herbeigezogen und die Priester verpflichtet werden sollten, bei Strafe der Absetzung den Eid auf die Verfassung ihres Kantons abzulegen. Allein Papst Gregor XVI. verdammte in dem Rundschreiben vom 17. Mai 1835 die Artikel als „falsch, verwegen und irreführend, die Rechte des heiligen Stuhles schmälernd, auf Ketzereien hinzielend und schismatisch.“ Infolgedessen bemächtigte sich die größte Aufregung der katholischen Bevölkerung: es kam zu tumultuarischen Szenen, hier und da zu offener Auflehnung gegen die Obrigkeit, welche die Anwendung von Waffengewalt nötig machten, so daß der große Rat doch für angemessen fand, dem Volke beruhigende Erklärungen zu geben und allmählich die Badener Artikel in Vergessenheit geraten zu lassen.

Zürich.

Noch empfindlicher indessen war die Niederlage, welche die radikale Partei in dem protestantischen Zürich 1839 erlitt. Im Besitze der Regierungsgewalt berief sie den Verfasser des Lebens Jesu, David Strauß, auf einen theologischen Lehrstuhl der dortigen Universität. In zahlreichen Gemeinden des Kantons sah man darin einen Angriff auf das Christentum und rüstete sich zur Abwehr. Eine Petition von mehr als 40000 Unterschriften wurde der Kantonalregierung überreicht, worin gegen die Berufung von Strauß und überhaupt gegen die ganze Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens protestiert wurde. Als hierauf aber nicht mehr als die Vertagung der Anstellung von Strauß erfolgte, loderte der Brand des Unwillens über die radikale Regierung in hellen Flammen auf. Der Pfarrer Hirzel von Pfäffikon führte am 6. September 2000 bewaffnete Bauern gegen die Stadt. Allein in der Stadt traten ihnen 200 Mann Militär entgegen und gaben auf die ungestüm andringenden Haufen Feuer. Bestürzt zogen sich die Bauern zurück: aber bald ertönte in allen Dörfern die Sturmglocke, und von neuem wälzten sich zahllose bewaffnete Scharen des ländlichen Landsturms gegen die Stadt. Da löste sich denn die Regierung auf, und die Bauern setzten eine neue konservativ gesinnte ein.

Parteikämpfe in Luzern.

Dieser Sieg der Züricher Bauern gab auch den Konservativen in andern radikal regierten Kantonen den Mut zur Auflehnung. Vornehmlich waren es in den katholischen Kantonen die kirchlichen Maßregeln der Radikalen, welche die Erbitterung schürten. So hatte am 23. Januar 1841 die Regierung von Aargau die Aufhebung der acht Klöster des Kantons beschlossen und deren Besitzungen im Werte von $7\frac{1}{2}$ Millionen Frank eingezogen und nur nach längeren Verhandlungen sich herbeigelassen, drei Nonnenklöster bestehen zu lassen. Solche Maßregeln für Luzern zu verhindern, bildete sich unter

dem Bauern Peter Leu aus Ebersol ein Verein der Ultramontanen, dessen geistiger Führer der frühere Radikale Siegwart-Müller war. Das Wachsen des Vereins hatte eine Änderung der Verfassung zur Folge, welche den Ultramontanen die Regierungsgewalt verschaffte. Sie beriefen nun, wie es schon vorher in Freiburg geschehen war, und wie es bald nachher die in Wallis mit Waffengewalt zur Herrschaft gelangten Ultramontanen ihnen nachthaten, die Jesuiten nach Luzern zur Leitung von Kirche und Schule, worüber sich nicht nur die protestantischen Schweizer, auch die konservativen, sondern auch gemäßigt gesinnte Katholiken entrüsteten. Hiergegen versuchten die Radikalen die Gewalt der Waffen. Ein erster Versuch der Liberalen unter Leitung eines Dr. Steiger, am 8. Dezember 1844 sich des Zeughauses in Luzern zu bemächtigen, scheiterte infolge Verrats. Dann führte der Advokat Ochsenbein am 31. März 1845 bewaffnete Heerhaufen bis vor die Thore von Luzern, die am nächsten Morgen erstürmt werden sollten: allein die Regierung war zu ihrem Empfange bereit und warf die Eindringlinge noch in der Nacht zurück. Viele der Flüchtigen wurden jedoch gefangen genommen, nicht wenige von den wütenden Bauern sogar erschlagen. Die Folge aber war, daß Luzern jetzt die Häupter der Gegenpartei aus dem Lande jagte und ihre Güter einzog.

Der Sonderbund.



227. Karikatur auf das Wappen von Freiburg.

„Vorschlag zur Verbesserung einiger Kantonalwappen" liest man auf einigen in Bern erschienenen Flugblättern; man ersieht aus dem Beispiel, welcher Art diese „Verbesserungen" waren.

Schon 1843 hatte sich Luzern einem Bunde der Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Freiburg, dem 1844 auch Wallis beitrat, angeschlossen. Dieser „Sonderbund" verlangte nun von der Tagsatzung in Bern Bestrafung der Freischaren und Wiederherstellung der Klöster, während die Radikalen allerorten Versammlungen hielten und auf der Austreibung der Jesuiten und der Auflösung des Sonderbundes bestanden. Die ganze Schweiz teilte sich in zwei Heerlager, die voller Erbitterung gegeneinander standen: Leu wurde ermordet, wie man meinte, durch die Radikalen. Der Ingrimm wuchs; allein auf der Tagsatzung besaßen die Konservativen die Mehrheit. Da gelang es den Radikalen, die Regierung in St. Gallen und im Waadtlande zu stürzen und auch in Genf unter der Führung des gewandten Demagogen James Fazy sich in den Besitz der Gewalt zu bringen. Damit hatten sie die Majorität in der Tagsatzung gewonnen und beschlossen nun auf den Antrag Zürichs, wo die Regierung inzwischen wieder an die Radikalen gekommen war, auf den 20. Juli 1847 den Sonderbund aufzulösen und am 3. September die Jesuiten aus der Schweiz zu vertreiben. Der Bürgerkrieg war unausweichlich. Denn keine der beiden Parteien wollte einen Schritt zurückweichen, kam es doch der radikalen Mehrheit der Tagsatzung vor allem darauf an, die allgemeine Erregung gegen die Jesuiten jetzt vornehmlich dazu zu benutzen, um der Schweiz eine kräftige und straffe Bundesverfassung zu geben, welche alle Sondergelüste für die Zukunft unmöglich mache.

Die Großmächte und die Schweiz.

Wichtig war die Stellung der Großmächte, die den Kampf in der Schweiz mit Recht für einen prinzipiellen und darum ganz Europa interessierenden ansahen. Metternich war, wie in Deutschland, so auch in der Schweiz gegen die Umgestaltung in einen Bundesstaat; außerdem haßte er natürlich die Radikalen in der Schweiz und diese selber als Asyl aller europäischen Revolutionäre; ähnlich führte Guizot im Kampfe gegen die Schweizer Radikalen den Krieg gegen die radikale Opposition im eignen Lande. Beide verständigten sich bald und unterstützten den Sonderbund durch heimliche Waffensendungen, die jedoch aufgefangen wurden; eine gleiche Sendung aus Turin von

200 Gewehren gelangte jedoch an ihr Ziel. Auch König Friedrich Wilhelm IV., der durch den Besitz von Neuenburg persönlich interessiert war, war Feuer und Flamme gegen den Schweizer Radikalismus, wohingegen Zar Nikolaus die Schweizer Frage gleichgültiger ansah. Da aber die von Frankreich und Österreich beabsichtigte bewaffnete Einmischung in der Schweiz gegen die Verträge von 1815 war, so mußte man auch England zu gewinnen suchen. Aber Lord Palmerston war auf keine Weise zu gewinnen. Insgeheim ließ er die Gegner des Sonderbundes durch den soeben zum Gesandten in der Schweiz bestellten jüngeren Peel ermutigen und von der Notwendigkeit und Nützlichkeit eines raschen Vorgehens überzeugen, ehe die Gegner und ihre mächtigen Schutzherren mit ihren Rüstungen fertig wären. Infolgedessen erfuhr eine Drohnote der vier Festlandsmächte von dem Vororte Bern die verdiente Zurückweisung; konnte man doch in ihr den nach der Einverleibung von Krakau auffallend naiven Hinweis auf die Verträge von 1815 lesen.



228. **Spottbild auf den Sieg der Radikalen in Zürich.**

Von J. J. Ulrich (erschienen in der „Züricher Wochenzeitung" von 1846), der besonders gegen den überwiegenden Einfluß von Bern zu Felde zog. Immer wieder erscheint in seinen Bildern der Bär (das Wappentier von Bern), das Haupt der radikalen Verbrüderung, mit der Jakobinermütze auf dem Haupte: wenn er wenig Hirn im Kopfe hat, sagen die Umschriften, hat er Fett am Leibe. Hier zieht er in den Krieg, bewaffnet mit dem großen Richtschwert, gefesselt hinter sich her schleppend den Löwen von Zürich, während der Teufel am Fenster mit spitzbübischer Miene lächelt.

Entscheidender Schritt des Sonderbundes.

Durch eigne Kraft war der Sonderbund sicherlich der Mehrheit nicht gewachsen: denn er umfaßte nur etwa ein Fünftel der schweizerischen Bevölkerung und sein Gebiet lag zum großen Teile zerstreut zwischen den übrigen Kantonen. Er suchte daher Zeit zu gewinnen und schlug vor, die Frage der Jesuitenausweisung und auch diejenige der Klösteraufhebung dem Papste zur Entscheidung vorzulegen. Am 29. Oktober wurde darüber in der obersten Bundesbehörde verhandelt: der Antrag wurde verworfen. Da erhob sich der Gesandte von Luzern und erklärte im Namen des Sonderbundes, daß er gegenüber dieser Nichtachtung aller Pflichten treuer Bundesgenossenschaft außer stande sei, länger an den Beratungen der Tagsatzung teil zu nehmen, und verließ mit den übrigen Gesandten der Sonderkantone den Saal und die Stadt Bern.

Niederlage des Sonderbunds.

Damit war der Krieg erklärt. Die Tagsatzung rief das eidgenössische Aufgebot unter Waffen und übertrug den Oberbefehl dem General Dufour aus Genf (geb. 15. September 1787, gest. 14. Juli 1875), einem wackeren Offizier aus der napoleonischen Schule, dessen Auffassung der Sachlage von vornherein mit der Palmerstons und Peels übereingestimmt hatte. Dufour richtete seinen ersten Angriff gegen Freiburg. Nur durch mittelalterliche Mauern und Türme geschützt, erkannte die Stadt den Widerstand als aussichtslos und kapitulierte schon am 14. November.

Sieben Tage später wurde auch Zug, von Norden her leicht zugänglich, eingenommen. Die Hauptmacht der Sonderbündler war indes um Luzern konzentriert; allein sie war nicht zahlreich genug, als daß ihr Anführer, der General von Salis-Soglio, alle Pässe, die auf Luzern zuführen, in genügender Stärke hätte besetzen können. In seinen Verschanzungen an der Reußbrücke bei Gislikon auf der Straße von Luzern nach Aarau wollte er daher die Entscheidung erwarten. In der Frühe des 23. November rückte Dufour gegen Gislikon heran: drei Stunden lang verteidigten sich die Sonderbündler in ihren Erdwällen, als eine feindliche Abteilung von Zug her ihnen in den Rücken kam. Da warfen sie sich in eiliger Flucht nach Luzern. Mutig hielten die Schwyzer und Unterwaldener am Rotenberg die Verfolgung der Feinde auf, bis auch sie auf Luzern zurückgedrängt wurden.

Die Unterwerfung. Die neue Verfassung.

In Luzern rief die Nachricht von der Niederlage die größte Bestürzung hervor. Die Regierung löste sich auf: am nächsten Morgen hielten die Sieger ihren Einzug,



229. Spottbild auf die Niederlage des Sonderbundes.

Betitelt: Letzter Augenblick Siegwarts auf schweizerischem Boden. Die Häupter der besiegten klerikalen Partei begleiten ihn auf der Flucht. Eine flott entworfene und gut ausgeführte Lithographie, wahrscheinlich von dem Züricher Maler Ziegler (November 1847).

und die Kantone um den Vierwaldstätter See erklärten ihre Unterwerfung unter die Tagsatzung. In Luzern trat derselbe Dr. Steiger an die Spitze der Regierung, der bei dem Putsche vom März 1846 gefangen genommen und zum Tode verurteilt worden war, sich aber diesem Schicksale durch die Flucht entzogen hatte. Nun leistete auch Wallis keinen Widerstand: am 30. November war der Krieg zu Ende; 378 Kanonenschüsse hatten ausgereicht, um dies Ende herbeizuführen. Die Häupter des Sonderbundes flüchteten sich nach Italien, und die Schweiz gestaltete sich in einen Bundesstaat mit zeitgemäß reformierter Verfassung um. Am 12. September 1848 wurde diese Verfassung angenommen. Sie beseitigte die alte Tagsatzung und übertrug die oberste Leitung einer aus dem Stände- und dem Nationalrate bestehenden Bundesversammlung mit einem aus dieser zu wählenden Bundesrate an der Spitze. Die Großstaaten aber hatten das Nachsehen; denn ehe sie sich über die weiteren Schritte einigen konnten, kam das Jahr 1848 und beschäftigte sie mit wichtigeren Fragen. Ganz recht urteilte Metternich, wenn er äußerte, „dieser Schaden ist tödlich; wir halten stand, so lange wir können, aber ich verzweifle an dem Ausgange“.

Preußen und Neuenburg.

Diese Bewegung brachte Preußen den Verlust Neuenburgs. Bei dem eigenartigen staatsrechtlichen Verhältnisse dieses Ländchens zur Krone Preußen und zu der übrigen Schweiz hatte es während des Sonderbundkrieges neutral zu bleiben gewünscht, und die Verhältnisse hatten diese Neutralität ermöglicht, aber nur thatsächlich, nicht rechtlich. Denn die Tagsatzung antwortete auf eine erst am 26. November, also zwei Tage nach dem Falle Luzerns, durch Herrn von Sydow überreichte Note des preußischen Königs, daß dieser jede Verletzung der Neutralität als Friedensbruch und Feindseligkeit gegen sich selbst betrachten müsse, damit, daß sie den Kanton Neuenburg für die unterlassene Heeresfolge mit 440000 Frank in Strafe nahm. Wenn der König sich nun zu energischem Handeln entschloß und Neuenburg mit einigen Bataillonen preußischen Militärs belegte, so gab er damit erstens den besseren Kreisen Neuenburgs, die gut preußisch gesinnt waren, einen Rückhalt, und dann behielt er die Entscheidung über das Schicksal des Kantons in der Hand. Aber nach seiner gewöhnlichen Art verfuhr er auch hier launenhaft. Er genehmigte die Zahlung der Buße und ließ die Dinge ihren Gang gehen. Auch in Neuenburg gab es Radikale genug, namentlich hatte sich seit mehreren Jahren in La Chaux de Fonds eine industrielle Bevölkerung zuwandernd angesiedelt, die von Fürstentum und Aristokratie nichts wissen wollte. Sie bildete auf die Nachricht von der Februarrevolution in Paris am 29. Februar 1848 eine provisorische Regierung und von einem gewissen Courvoisier geleitet, bemächtigten sich am 1. März die Rebellen des Neuenburger Schlosses. Der Vorort Bern aber, unter Nichtachtung der Verträge, führte in Neuenburg ein radikales Regiment ein und zog den Kanton ohne Rücksicht auf Preußen zum Bunde.

Das Bürgerkönigtum in Frankreich.

Die Stellung des Bürgerkönigtums.

Die Julirevolution des Jahres 1830 hatte auf die außerfranzösischen Länder einen bedeutenderen Einfluß gehabt, als auf Frankreich selbst. Sie hatte mitgeholfen an der Vollendung der Parlamentsreform in England, sie hatte das neue Königreich Belgien geschaffen, sie hatte in Deutschland und Italien die absoluten Gewalten erschüttert. Aber gerade ihr rascher Verlauf, dessen glücklicher Erfolg für die Revolutionäre aller Länder soviel Verlockendes hatte, und die rasche Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung, ja das Königtum bewies deutlich, daß die Explosionskraft dieser Erschütterung nicht entfernt mit der von 1789 zu vergleichen war. Mit Recht nannte sich das neue Königtum ein Bürgerkönigtum; denn es war im Gegensatze zu dem restaurierten Regimente der Privilegierten von vor 1789 dasjenige des behäbigen Bürgertums, der Bourgeoisie; nicht die dem göttlichen Rechte des Königs entflossene Charte war die politische Grundlage des neuen Königtums, sondern der Wille des souveränen Volkes. Der neue König deutete auch den Bruch mit der Vergangenheit dadurch an, daß er sich nicht Philipp VII., sondern Louis Philipp nannte. Freilich, die Entstehung dieses Bürgerkönigtums hatte ihm von vornherein zwei Todfeinde geschaffen. Die Anhänger des legitimen Königtums Heinrichs V., den Louis Philipp um die Krone gebracht hatte, konnten sich unmöglich mit dem „Thronräuber" aussöhnen, und in ebenso unversöhnlichem Hasse beharrten die eigentlichen Revolutionäre, denen die Bourgeoisie im letzten Augenblicke das Heft aus der Hand gewunden hatte. Auch lag in der politischen Stimmung des französischen Volkes eine nicht zu verkennende Gefahr für das neue Regime. Die Trübsale und Opfer des napoleonischen Zeitalters waren von dem rasch lebenden Volke wieder vergessen; im Gegensatz zu den früheren Verwünschungen des corsischen Tigers war besonders durch Bérangers Lyrik Napoleon zum legendenhaften Heros des Franzosentums geworden. Man begann zu empfinden, daß Frankreich durch die Friedensschlüsse von 1814 und 15 schwer gekränkt und um seine gebührende Stellung im Völkerrate gekommen sei. Das linke Rheinufer ward wieder mit begehrlichen Blicken betrachtet. Zu dieser Stimmung stand das Bürgerkönigtum in schroffem Gegensatz. Es durfte seine Existenz nicht an einen großen Krieg wagen, der bei unglücklichem Ausgang es im Sturme einer Revolution hinweggefegt, bei glücklichem aber in dem sieggekrönten Feldherrn einen schwer zu ertragenden Nebenbuhler geschaffen hätte.

Die Anerkennung der Mächte.

Ähnliche Betrachtungen wurden von den maßgebenden Mächten angestellt und beeinflußten ihre Stellung zur Julimonarchie. Metternich, der von dem in außerordentlicher Sendung nach Wien geschickten General Belliar die Friedens- und Ordnungsliebe des neuen Königs versichert erhielt, verhehlte diesem zwar nicht, daß er das in Paris Geschehene eigentlich verabscheue und die Anerkennung Ludwig Philipps nur zugestehen werde, weil sie von allen Übeln das kleinste sei. Aber er konnte sich der

Einsicht nicht verschließen, daß Ludwig Philipp immerhin ein besseres Bollwerk gegen die Revolution sei, als gar keins. Überdies waren die Finanzen Österreichs ebenso wie das Heer in einer solchen kläglichen Lage, daß an einen Krieg mit dem neuen Frankreich, an einen Kreuzzug für die Legitimität nicht gedacht werden konnte. Viel bereiter, einen solchen zu unternehmen, war anfangs, wie schon erzählt, Kaiser Nikolaus gewesen, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um seinem Abscheu gegen den „Barrikadenkönig" Ausdruck zu verleihen. Aber ohne Preußen konnte er natürlich nichts beginnen, und Preußen betrachtete die Lage bedeutend kühler als der legitimistisch erhitzte Zar. Die nach Berlin gesandten General Diebitsch und Graf Orlow konnten die Berechtigung der dort angestellten Betrachtungen nicht ableugnen, daß Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges gegen Frankreich und den ersten feindlichen Vorstoß zunächst allein zu tragen haben würde; auch fand sich, wie wir sahen, Preußen durch die Vorgänge an der Seine am allerwenigsten beschwert, und so war es des Königs Entschluß, König Louis Philipp die Anerkennung nicht zu versagen, ihn aber sonst ebenso wie Frankreich, sich selbst zu überlassen. Da auch England mit der Anerkennung nicht zögerte, so mußte der Zar, wenn auch grollend, seinen Standpunkt aufgeben und dem Beispiele der andern folgen. Wenigstens gönnte er sich aber die Genugthuung, daß er Louis Philipp in seinem Anerkennungsschreiben die unter Souveränen gebräuchliche Anrede: „Mein Bruder" vorenthielt.

Reinigung des Beamtentums.

Die rasche Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich schien der Handlungsweise der maßgebenden Mächte recht zu geben. Das Heer in Algerien, von dem man Schlimmes befürchtet hatte, erklärte sich gleichwohl für den Umschwung; nur der legitimistische General Bourmont nahm mit etwa 150 Offizieren seinen Abschied. Überdies erhielten auch sonst noch 130 Offiziere ihren Abschied und mit ihnen die Leibgarde, ebenso wurden die vier Schweizerregimenter aufgelöst. Auch in den Zivilstellungen räumten die Anhänger des Alten denen des Neuen in großer Anzahl den Platz. 84 Staatsräte, 76 Präfekten, 196 Unterpräfekten wurden durch zuverlässigere Elemente ersetzt und vermehrten die Schar der Opposition. Man sieht, wie gut noch die napoleonische Staatsmaschinerie zu gebrauchen war.

Das erste Ministerium.

Das erste Ministerium war nicht von langer Dauer, doch enthielt es manchen Namen von Klang und manchen Mann, dessen Zeit erst kommen sollte. Das Äußere übertrug Louis Philipp dem erfahrenen Grafen Molé, den Unterricht dem hochgebildeten Herzog von Broglie, beides Männer von gemäßigt konservativen Grundsätzen. Mit letzterem befreundet war der Minister des Innern, Franz Guizot, der bedeutende Geschichtschreiber seines Vaterlandes und des Konstitutionalismus, der doch bald beweisen sollte, wie wenig er von dem letzteren hielt. Marineminister wurde General Sebastiani, ein Corse von Geburt, dem Könige befreundet; wie er, so gehörte auch der Kriegsminister Gérard der bonapartistischen Zeit an; ebenso hatte der Finanzminister Baron Louis schon dem Kaiserreiche erfolgreich gedient. Dupont von der Eure aber der Justizminister, der als Zwanziger die große Revolution mitgemacht hatte, war noch überzeugter Republikaner. Ohne bestimmte Portefeuilles wurden dem Ministerium beigegeben die Mitglieder der hohen Finanz, Casimir Perier und Jacques Laffitte, der populäre Bankier, der in der Abgeordnetenkammer der Führer der Opposition gegen Karl X. gewesen war, und dem Louis Philipp zum Teil seine Erhebung verdankte. Außerdem traten noch hinzu der gelehrte Bignon und der Advokat Dupin. Auch Talleyrand erschien wieder auf der Bildfläche, um Frankreich in England zu vertreten, und Lafayette wurde Oberkommandant der Nationalgarden. Diese Zusammensetzung war so bunt wie möglich und konnte unmöglich lange bestehen.

Charakter des Königs.

Der König selbst traute ihr ebensowenig einen langen Bestand zu, wie seiner eignen Regierung. Es war bezeichnend, daß er bei seiner Thronbesteigung, dem bisherigen Gebrauche ganz entgegen, seine Privatgüter nicht zu Staatsdomänen machte, sondern sein ganzes großes Vermögen seinen Kindern verschrieb. Die wechselvollen Schicksale seines Lebens hatten die angeborene Klugheit und Schmiegsamkeit seines Wesens und eine gewisse vorsichtige Versteckheit reichlichst entwickelt. Höherer Schwung fehlte ihm. Seine eigentümliche Stellung als eine Art Usurpator des französischen Thrones machte ihn mißtrauisch. Persönlich durchaus nicht ohne Mut, vermied er in der Politik, der inneren wie der äußeren, jeden extremen Schritt, auch wo er sehr am



230. Louis Philipp, König von Frankreich.
Nach dem Gemälde von F. Winterhalter gestochen von H. Prudhomme

Platze gewesen wäre. Er war ein umsichtiger, thätigkeitliebender Geschäftsmann, aber ein selbstverleugnender und von starken Prinzipien geleiteter Herrscher war er nicht. Mit nie ermattendem Fleiße empfing er die Deputationen, präsidierte dem Ministerrate, kümmerte sich auch um die kleineren Räder der Staatsmaschine. Dabei lag ihm viel daran, sich, populär zu machen. Er erschien auf dem Balkon, wenn die Wachtparade die Marseillaise spielte und man sah ihn den Takt dazu mit den Fingern trommeln und befriedigt mit dem Kopfe nicken. Oft erschien er in den Straßen, im einfachen hellen Überrocke, einen hohen weißen Filzhut auf dem Kopfe, den Regenschirm unter dem Arm, unter dessen Schutz er bei schlechtem Wetter wohl auch mal einen behäbigen Bürger nahm und ihn nach Hause begleitete. Freundlich nach allen Seiten grüßend, gehörte er schon seit den Tagen vor seiner Thronbesteigung zu den typischen Gestalten von Paris. Bei Hofe verschwand das strenge Zeremoniell der Bourbonen; der Hofstaat erhielt einen bürgerlicheren Zuschnitt; die Wache am Schlosse wurde ausschließlich der Nationalgarde anvertraut. Schriftsteller, Bankiers, Advokaten, Industrielle erschienen an seiner Tafel. Gern sprach er dann von der Revolutionszeit. Später allerdings nahm das ab, und er wurde selbst den näher Stehenden weniger zugänglich.



231. Achille Charles Léonel Victor, Herzog von Broglie.

Nach dem Leben gezeichnet von Maurin, gestochen von Delpech.

Unversöhnlichkeit der Republikaner.

Dieses Streben nach Popularität nützte aber dem König natürlich nur in den Kreisen, auf die es berechnet war. Diejenigen Elemente, die sich durch den Sieg des Julikönigtums um ihre Frucht gebracht sahen, stellten sich von vornherein, wie schon gesagt wurde, ihm feindlich gegenüber. Die Presse, jetzt freigegeben, d. h. wieder den Schwurgerichten unterstellt, that das ihre: eine Menge republikanischer oder demokratischer Blätter tauchte auf, zahlreiche politische Broschüren wurden für wenige Sous unter den Massen abgesetzt, politische Karikaturbilder fanden die weiteste Verbreitung. Der Arbeiter wurde mit der Hoffnung erfüllt, daß er nun die Lasten, welche auf ihm lagen, würde abschütteln können, an mehreren Orten weigerte man sich, fortan Steuern zu zahlen. In einigen lothringischen Regimentern verjagten die Soldaten ihre Offiziere und wählten sich neue aus ihrer Mitte. In einer Reitbahn der Rue Montmartre bildete sich nach dem Muster der Jakobinerklubs der Verein der „Freunde des Volkes", den bald zahlreiche andre Klubs nachahmten. Verwegene Anschläge gegen die Regierung wurden hier frei erörtert: man dachte daran, die große Revolution noch einmal von vorn anzufangen.

Die Notlage.

Zu dieser Agitation kam die Not, die gerade infolge der Julirevolution die Masse der Arbeiter drückte. Eine allgemeine Stockung des Handels und der Gewerbe trat ein: große Handlungshäuser mußten ihre Zahlungen einstellen, die meisten Fabriken ihren Betrieb aus Mangel an Absatz einschränken oder die Löhne der Arbeiter herab-

setzen. Wiederholt sammelten sich große Scharen von Notleidenden vor dem Stadthause und dem Palais Royal, um eine Linderung ihrer Lage durch Bitten zu erflehen oder durch wilde Drohungen zu ertrotzen. Binnen wenigen Wochen verließen 150 000 Menschen aus den Kreisen der Reichen und Wohlhabenden das unruhige Paris. Und dazu zerstörten die brotlosen Arbeiter die Oktroibarrieren um die Stadt und beraubten damit die Stadtverwaltung gerade in der Zeit dringendster Not ihrer wichtigsten Einnahmequelle, oder ließen ihren Ingrimm an den fremden Arbeitern und den Maschinen in den Fabriken aus.

Gedrückte Finanzlage.

So viel es die gedrückten Finanzen zuließen, suchte die Regierung der allgemeinen Not zu begegnen. Millionen wurden ausgegeben, um die brotlose Masse zu beschäftigen, 30 Millionen zur Verhütung von Katastrophen in der Handelswelt, 7 Millionen als Belohnungen für die Julikämpfer. Ganz Paris wurde mit neuem Pflaster versehen, Abzugsgräben in den elysäischen Feldern gezogen, im Marsfelde neue Terrassen aufgeschüttet. Die Finanzen kamen dabei vollends herunter, namentlich da man es für zweckmäßig hielt, die Getränkesteuer um 30 Millionen herabzusetzen. So mußte man sich gleich anfangs zum Verkaufe von Staatsdomänen im Betrage von 100 Millionen Frank verstehen.



232. Matthieu Louis, Graf Molé.
Nach der Lithographie von C. Brandt.

Ungenügende Erweiterung des Wahlrechts

Sehr wenig war die neue Regierung zu der Verleihung politischer Rechte geneigt. Unter den Bourbons war das Wahlrecht an einen Steuercensus von 300 Frank geknüpft gewesen; jetzt sollte dieser auf 240 Frank herabgesetzt werden. Dadurch würde zwar die Zahl der Wahlberechtigten von 94 000 auf etwa 200 000 vermehrt worden sein, aber doch auch dann würden nach wie vor die Großgrundbesitzer, die Fabrikanten und größeren Kaufleute, kurz die Wohlhabenden, ausschließlich im Besitze des wichtigsten politischen Rechtes gewesen sein. Die kleinen Bürger und Handwerker aber hatten nicht umsonst 15 Jahre lang liberale Zeitungen gelesen, um nicht auf das tiefste dadurch verstimmt zu werden, daß auch das Bürgerkönigtum sie mit den Proletariern unterschiedslos zusammenwarf. So schuf sich auch unter ihnen die Juliregierung eine überaus zahlreiche Gegnerschaft.

Lafayette.

Niemand aber mußte der Juliregierung unzuverlässiger erscheinen, als der greise Lafayette, der Oberkommandeur aller französischen Nationalgarden, der nun schon in der dritten Generation seine republikanischen Grundsätze rückhaltslos bekannte. Der große Naturforscher Alexander von Humboldt fragte den alten Republikaner nach den Zielen des Julikönigtums. „Wir werden", antwortete ihm Lafayette, der nicht zum wenigsten zur Schöpfung des neuen Thrones beigetragen zu haben glaubte, „wir werden

den volkstümlichen Thron mit republikanischen Staatseinrichtungen umgeben." Und er hatte damit begonnen, indem er seinen Gesinnungsgenossen, den Advokat Odilon Barrot, zum Seinepräfekten ernennen ließ. Auf diesem Wege konnte die Regierung ihn nicht weiter begleiten. Es mußte ein Weg gefunden werden, um den allverehrten „Patriarchen der Revolution" zu freiwilligem Rücktritte zu bewegen, da man sonst sich seiner nicht entledigen konnte.

Attentat auf Vincennes. Der Prozeß Polignacs.

Die Gelegenheit bot sich bald. Im Turm von Vincennes saßen die Minister Karls X., unter ihnen Fürst Polignac, der Anklage gewärtig; nur dreien war es gelungen, durch die Flucht nach England zu entkommen. Die öffentliche Meinung der aufgeregten Hauptstadt verlangte den Tod der Verhafteten. Mit dem wütenden Ruf: „Tod den Ministern!" zogen nachts zahllose Volkshaufen hinaus nach der alten Feste. Am Thore derselben trat ihnen der alte invalide Kommandant, General Daumesnil, ganz allein entgegen. Tobend verlangten sie von ihm die Auslieferung der Minister. „Versucht's", rief er ihnen drohend zur Antwort, „und ich sprenge das Pulvermagazin in die Luft!" Das wirkte. „Es lebe der Stelzfuß!" riefen die Leute und zogen nach Paris zurück, um jetzt hier die Todesstrafe für die verhaßten Gefangenen zu ertrotzen. Der König aber und das Abgeordnetenhaus waren mit gleicher Entschiedenheit gegen die Verhängung der Todesstrafe, in der sie eine Rückkehr zu den Zeiten des Terrorismus sahen. Es wurde daher ein Gesetz beantragt, das, bevor noch der Prozeß gegen die verhafteten Minister begonnen war, die Todesstrafe für politische Verbrechen überhaupt abschaffen sollte. Davon fürchtete Barrot mit Recht neue Unruhen und erließ, um das Volk im voraus zu beschwichtigen, eine Proklamation, in der er zwar die Ausschreitungen der Masse tadelte, aber zugleich auch den Gesetzesantrag als „unpassend" bezeichnete. Natürlich sah Guizot, der Minister des Innern, in dieser Eigenmächtigkeit des ihm untergebenen Präfekten eine Auflehnung und verlangte die sofortige Absetzung Barrots. Die Minister teilten diese Auffassung, nur Dupont, der Gesinnungsgenosse Barrots, erklärte, er würde mit Barrot gehen: worauf auch Lafayette, in allem mit Dupont und Barrot einverstanden, um seine Entlassung einkam. Louis Philipp, der die Aufregung fürchtete, welche die gleichzeitige Entlassung der drei hervorragendsten Republikaner in der reizbaren Volksmenge hervorrufen mußte, bestimmte Dupont im Amte zu bleiben, womit denn auch das Verbleiben sowohl Barrots wie Lafayettes entschieden war.

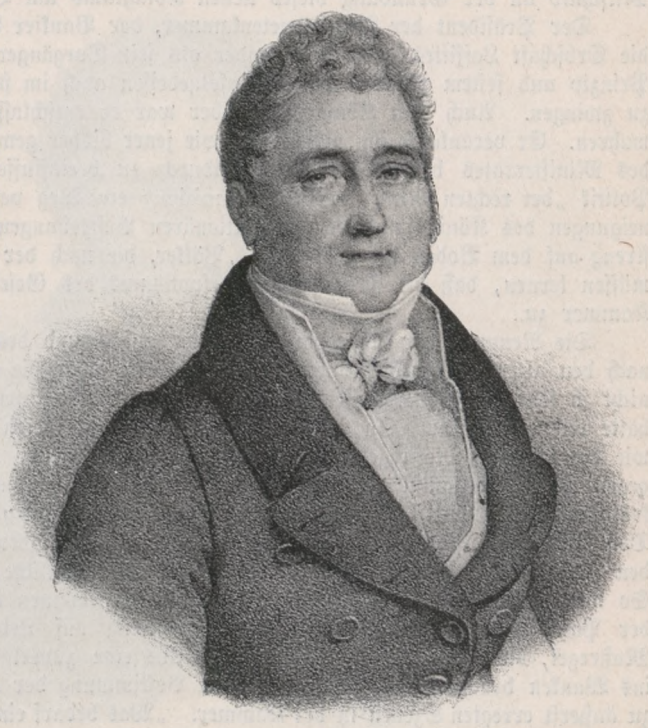
Ministerwechsel.

Die Folge war nun aber, daß jetzt die Minister konservativer Richtung, Broglie und Guizot, ihre Entlassung nahmen, denen sich alsbald Perier, Molé, Dupin und Bignon anschlossen, so daß die Neubildung fast des ganzen Ministeriums notwendig wurde. Natürlich konnte sie bei dem Übergewichte, das Dupont und Lafayette gewonnen zu haben schienen, nicht anders als im wesentlichen fortschrittlich ausfallen. Laffitte wurde mit der Aufgabe betraut: am 2. November 1830 hatte er sie gelöst. Nachfolger Guizots wurde der schmiegsame junge Graf Montalivet, der, wie Graf Molé, dem unter Napoleon emporgekommenen Gerichtsadel angehörte. Laffitte selbst übernahm dem Namen nach die Finanzen, deren eigentliche Verwaltung dem neuen Unterstaatssekretär, dem gewandten Schriftsteller Adolf Thiers, zufiel. An Stelle Gérards aber trat binnen kurzem der Marschall Soult als Kriegsminister.

Beendigung des Prozesses Polignac. Beseitigung Lafayettes.

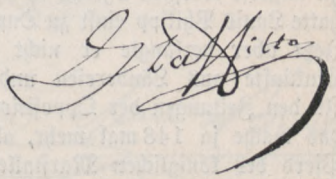
Die Kammer wurde jetzt zunächst das Feld, auf dem sich die Gegner maßen. Die Partei der Bewegung führte Odilon Barrot in den Kampf; das Haupt der Konservativen, die sich Partei „des Widerstandes" nannten, wurde Guizot. Sie gewannen von vornherein das Übergewicht und erhoben Perier und Dupin auf die Präsidentensitze des Hauses. Die Folgen zeigten sich bald. Am 15. Dezember 1830 begannen die Verhandlungen des Prozesses der gefangenen bourbonischen Minister vor der Pairskammer: sie endeten damit, daß die vier Minister zu lebenslänglicher Gefangenschaft in der Festung Ham verurteilt wurden. Diese Milde erregte wie acht Wochen zuvor die Volksmassen auf das heftigste: es kam zu bedrohlichen Tumulten, die sich indes am dritten Tage, dem 22. Dezember, ziemlich von selber verliefen. Lafayette hatte sich große Mühe gegeben, die Ordnung aufrecht zu erhalten; aber daß er gegen die

Verhängung der Todesstrafe über die Angeklagten auch jetzt wieder mit Nachdruck sich ausgesprochen, verstimmte die große Menge und kürzte ihm merklich die alte Popularität. Damit schien dem Könige der rechte Zeitpunkt gekommen, um den ersten Republikaner Frankreichs, der zwar nicht die Beseitigung, aber die möglichste Beschränkung der monarchischen Macht anstrebte, beiseite zu schieben. Auf die stille Anregung Louis Philipps wurde in der Kammer der Antrag gestellt, die Stelle eines Oberkommandanten der sämtlichen französischen Nationalgarden ganz aufzuheben. Der Antrag erhielt nach kurzer Debatte die Mehrheit. Unverzüglich verlangte Lafayette jetzt seine Entlassung. Der König bat ihn, doch das Kommando über die Pariser Nationalgarde beizubehalten; aber der General, tief gekränkt, beharrte auf seinem Sinne. Übrigens war auch die Nationalgarde schon gesäubert worden durch die Bestimmung, jeder Nationalgardist habe für seine Uniformierung und Bewaffnung selbst zu sorgen, wodurch die ärmeren Klassen von selbst vom Bürgerheere sich ausgeschlossen sahen. Nun legte auch Odilon Barrot seine Präfektur nieder, und Dupont schied aus dem Ministerium. Erleichterten Herzens sah Louis Philipp sie ziehen, zumal sich nirgends eine Bewegung darüber im Volke zeigte.



233. Jacques Laffitte.

Nach der Zeichnung lithographiert von A. Maurin.



Gemeinde- und Wahlgesetz konservativ geändert.

Damit hatte im Grunde für den König auch Laffitte seinen Wert verloren, der sein Bestreben darauf richtete, mit den Konservativen wie mit der Fortschrittspartei in gutem Einvernehmen zu bleiben, während doch diese jetzt offenbar unterlegen war. Der Vermittelungspolitik Laffittes entsprangen die Entwürfe zu einem neuen Gemeindegesetze wie zu einem neuen Wahlgesetze, welche Laffitte der Kammer vorlegte. Aber die konservative Mehrheit der Kammer veränderte sie in ihrem Sinne, so daß die Verwaltung der Gemeinden wieder ganz in die Hände der Regierung gelegt wurde, und der Wahlzensus zwar auf 240 Frank herabgesetzt, auch die Listenwahl durch die Wahl nach Bezirken ersetzt, doch aber die „Kapazitäten", die studierten Leute mit weniger als 240 Frank Jahressteuer, wieder gestrichen und dadurch die Zahl der Wähler nicht auf 188000, sondern nur auf 166000 erhöht wurde. Überdies erschütterte der schon am 19. Januar 1831 ausgebrochene Bankrott seines Hauses die soziale Stellung des Bankiers auf dem Ministerpräsidentenstuhl: er mußte bald erkennen, daß seine Zeit vorüber war. Auch zeigte seine Regierung den revolutionären Elementen in keinerlei Weise die so nötige Energie. Als am 23. Februar 1831 als am Todestage des Herzogs von Berry die Legitimisten eine Erinnerungsfeier in der Kirche St. Germain l'Auxerrois veranstalteten, brach eine wüste Pöbelrotte in die Kirche und verheerte

alles mit vandalischer Zerstörungswut. Am nächsten Tage bereiteten sie dem Palaste und dem Landhause des Erzbischofs das gleiche Schicksal, kaum wurde Notre Dame durch die Nationalgarde vor den Rebellen gerettet. Obwohl die Regierung im voraus Kenntnis hatte von dieser pöbelhaften Demonstration, traf sie doch keine Maßregeln, um sie zu verhindern, ja der „Moniteur" sprach von einer „gerechtfertigten Entrüstung des Volkes". Da nahm der König hinter dem Rücken Laffittes wegen Übernahme der Regierung Fühlung mit Casimir Perier. Ohne seinem Minister Mitteilung zu machen, stimmte Louis Philipp der Intervention der Österreicher in Italien (Seite 389) zu und nötigte ihn so (am 12. März 1831), seine Entlassung zu nehmen. Das war doch selbst dem leichtlebigen Laffitte zu stark: Gott und die Menschen bat er für seine Mitschuld an der Gründung dieses neuen Königtums um Verzeihung, als er ging.

Ministerium Perier.

Der Präsident der Abgeordnetenkammer, der Bankier Casimir Perier, übernahm die Erbschaft Laffittes; weit bedeutender als sein Vorgänger, namentlich ein Mann von Prinzip und festem Willen, war er infolgedessen auch im stande, andre zum Gehorsam zu zwingen. Auch dem Könige gegenüber war er entschlossen, seine Unabhängigkeit zu wahren. Er veranlaßte ihn nicht mehr, wie jener bisher gewohnt gewesen, den Sitzungen des Ministerrates beizuwohnen und dadurch zu beeinflussen. Es schwebte ihm als Politik „der rechten Mitte" des „juste milieu" ein Weg vor zwischen den Rückschrittsneigungen des Königs und den revolutionären Bestrebungen der Fortschrittspartei, doch streng auf dem Boden des Gesetzes. „Völker, die nach der Ehre frei zu sein trachten, müssen lernen, daß die Freiheit der Despotismus des Gesetzes ist!" rief er einst der Kammer zu.

Die neue Kammer.

Die Neuwahl der Abgeordnetenkammer auf Grund des neuen Wahlgesetzes, jedoch nach den alten Steuerrollen von 1830 verstärkte zwar die Opposition in etwas, jedoch nicht so sehr, daß das konservative Ministerium nicht immer noch auf eine Majorität hätte rechnen können. So fanden denn sowohl das Gesetz gegen Zusammenrottungen, wie die strengen Maßregeln der Regierung gegen geheime politische Gesellschaften und gegen die republikanischen Zeitungen die bereite Zustimmung der Kammer. Auch die kräftige äußere Politik Periers, sein Einschreiten zu gunsten Leopolds von Belgien und Dom Pedros in Portugal wie die Besetzung Anconas fanden Beifall. Daß er dagegen den Fall Warschaus nicht verhinderte, erregte die öffentliche Meinung auf das heftigste. So war es denn eine Art Zugeständnis an die allgemeinen Wünsche, daß die Erblichkeit der Pairs abgeschafft und durch die Ernennung auf Lebenszeit ersetzt wurde, eine Maßregel, durch die Louis Philipp zweifellos eine zuverlässige Stütze des Königtums ins Wanken brachte. Trotzdem führte die Bestimmung der Zivilliste des Königs wieder zu äußerst erregten Szenen in der Kammer. „Was bedarf ein Bürgerkönig eines Hofes?" hatte Louis Philipp einst zu Dupont geäußert. „Sechs Millionen Zivilliste ist übergenug." Jetzt aber verlangte er nicht weniger als 18 Millionen Zivilliste, vier Millionen Einkünfte aus Ländereien und Forsten, $2^1/_2$ Millionen Apanage und 11 Paläste. In den Zeitungen der Opposition erfuhr die Forderung des Königs die höhnischste Kritik: das mache ja 148 mal mehr, als der Präsident der Vereinigten Staaten beziehe; jedes Pferd des königlichen Marstalles fresse ein ganzes Richtergehalt! Es wurden von der Kammer schließlich 6 Millionen an der Forderung gestrichen, die an sich nicht hoch genannt werden konnte, denn sie verlangte nur die Hälfte von dem, was Ludwig XVIII. und Karl X. bezogen hatten, und überdies übernahm der König auch noch die Apanagierung seiner Prinzen.

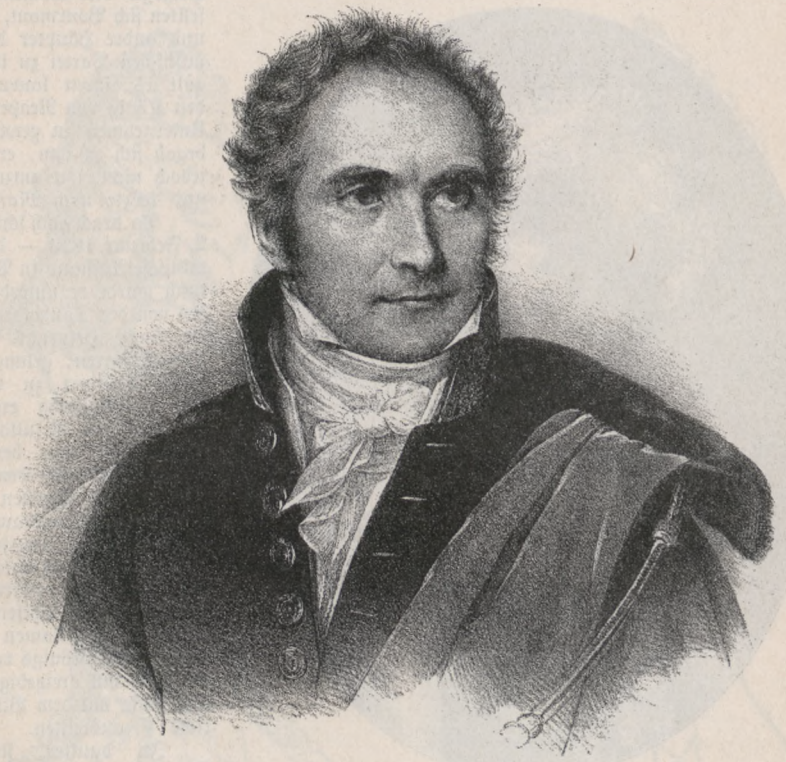
Tumulte in Paris.

Die strengen Maßregeln Periers gegen die Republikaner steigerten indes zunächst nur die Aufregung, die schon unter Laffitte in den Tumulten der Studenten der Sorbonne und der polytechnischen Schüler wie in der Verwüstung der Kirche St. Germain l'Auxerrois sich offenbart hatte. Jetzt fand man jeden Morgen das Gitter um die Vendômesäule, auf welcher Louis Philipp das Standbild Napoleons hatte errichten lassen — das Julikönigtum sollte den Franzosen als eine Wiederkehr des Kaisertums erscheinen — mit Immortellenkränzen geschmückt. Die Polizei entfernte die Kränze. Ansammlungen von Volkshaufen fanden statt; skandalsüchtige Aufwiegler reizten die

Menge der Neugierigen: sie nahm eine drohende Haltung an. Marschall Lobau, der Held von Wagram, ließ die Nationalgarde ausrücken, jedoch nicht mit Kanonen, sondern mit Feuerspritzen, und damit die aufgeregte Menge wacker bestreichen: die wildesten Republikaner waren abgekühlt und liefen lachend auseinander. Ernster indes war der Tumult, welcher am Jahrestage des Bastillesturmes stattfand; doch nahmen die ruhigen Arbeiter und Kleinbürger Partei für die Nationalgarde und hieben mit dieser vereint mit Knütteln auf die Aufwiegler, das tobende Gesindel und die studienscheuen Studenten ein.

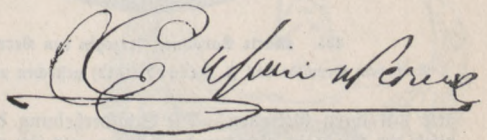
Rebellion in Lyon und im Süden.

Ganz andrer Art freilich war der Aufruhr, der im November 1831 in Lyon ausbrach: 40000 Seidenarbeiter, durch Lohnherabsetzung gedrückt, erhoben sich gegen die Fabrikanten und trieben in zweitägigem Kampfe das Militär aus der Stadt hinaus.



234. Casimir Perier.

Nach dem Gemälde von Hersent lithographiert von Belliard.



Es bedurfte einer ansehnlichen Truppenmacht, um die rebellische Stadt wieder zu unterwerfen. Verschwörungen und Aufstände folgten in andern Städten des Südens, und die Verhaftungen und endlos daran sich anschließenden Gerichtsverhandlungen trugen das ihrige dazu bei, die südlichen Provinzen gegen die Regierung in lebhafteste Gärung zu versetzen.

Die Herzogin von Berry.

Diese Erregung der Gemüter vor allem war es, die in der mutigen Herzogin von Berry den Entschluß zur Reise brachte, ihren jungen Sohn als Heinrich V. auf den französischen Thron zurückzuführen.

Die Prinzessin Marie Karoline, eine zarte, anmutige Erscheinung, war eine Frau von lebhafter Phantasie und elastischer Lebenskraft. Bei allem, was sie that, handelte sie nur nach dem Gefühle; ganz im Augenblicke lebend, zog sie die Folgen nicht in Betracht. Mit bereitem Witz und gutmütiger Heiterkeit begegnete sie Einwendungen; durch den Zauber ihrer Persönlichkeit fesselte sie, durch das leidenschaftliche Ungestüm, mit dem sie die Dinge ergriff, riß sie auch bedächtige Männer mit sich fort.

Auf die treue Vendée und die Royalisten im Süden setzte die Herzogin ihre Hoffnung. Verbindungen mit den französischen Legitimisten wurden angeknüpft; Marschall Bourmont, der Sieger von Algier, versprach den Abfall der ganzen Armee. Der Salon der Gräfin Kergolay in Paris war der Mittelpunkt der großen Verschwörung. Auch die Königin Christine von Spanien war ganz für den Plan ihrer Schwester, während König Karl X. nur widerwillig und zögernd seine Zustimmung gab. Die Herzogin begab sich unter dem Namen einer Gräfin von Sagana mit geringem Gefolge im Juni 1831 von England nach Rotterdam. Dann ging die Reise den Rhein aufwärts nach Turin, wo König Karl Albert zu dem verwegenen Plane eine Million Frank darlieh, aber auf Verlangen der französischen Regierung, die von ihren Spionen völlig unterrichtet worden war, ihr den längeren Aufenthalt versagen mußte. Von Genua fuhr die Herzogin zu Schiffe nach Massa, dem Hafen Modenas, dessen Herzog immer noch Louis Philipp die Anerkennung verweigerte. In den benachbarten Bädern von Lucca verweilte die Herzogin vier Wochen; hier gesellten sich Bourmont, Kergolay und andre Häupter der legitimistischen Partei zu ihr. Jetzt galt es, ihren lauen Bruder, den König von Neapel, für ihr Unternehmen zu gewinnen; sie begab sich zu ihm, erreichte es jedoch nicht, ihn umzustimmen, und kehrte nach Massa zurück.



235. Marie Karoline, Herzogin von Berry.
Nach dem Gemälde von F. Gerard (1822) gestochen von A. Caron.

Da brach auch schon — am 2. Februar 1832 — der legitimistische Aufstand in Paris los; rasch wurde er unterdrückt, indes von den Tausenden, die für die Sache Heinrichs V. angeworben waren, gelang es nur einige Hundert zu verhaften. Die Untersuchung ergab nur ein dürftiges Resultat. Auch die Vendée war bereit, sich zu erheben; in den Süden aber wurden Agenten gesandt, die den Steuerbeamten die Steuererhebung untersagten, die verhaßte Salz- und Getränksteuer für abgeschafft erklärten, den Armen in den Dörfern Unterstützungen im Namen des zurückgekehrten Königs verabreichten und mit freigebiger Hand Geldstücke mit dem Bilde Heinrichs V. austeilten.

In dunkler, stürmischer Nacht — am 28. April 1832 — ging der kleine Dampfer Carlo Alberto an der Küste, unweit Marseille, vor Anker. Die Herzogin, als Fischer verkleidet, landete mit ihren Getreuen. Die Schilderhebung der Royalisten in Marseille indessen mißlang: es blieb der Herzogin nichts andres übrig, als sich nach der Vendée zu wenden. Zu Fuß machte sich die kleine Schar dorthin auf den Weg, tagelang von Hütte zu Hütte irrend, stets der Entdeckung ausgesetzt. In Lyon entging sie der Verhaftung nur durch eine ganz zufällige Verwechselung mit einer andern Dame. Endlich erhielt man von Freunden Pferde; nun ging es rascher vorwärts. Doch erst am 21. Mai erreichte man den Meierhof Mesliers bei Nantes, wo die Herzogin die Kleidung eines bretagnischen Bauerjungen anlegte und sich entsprechend Petit-Pierre nannte. Allein die Mehrzahl der Bauernführer war jetzt, da Paris wie der Süden ruhig blieb, gegen den Aufstand. Anfänglich stimmte die Herzogin zu; indes schon am folgenden Tage änderte sie ihren Entschluß und setzte den Ausbruch der Volkserhebung auf den 3. Juni fest.

Mittlerweile aber waren die Umtriebe in der Vendée der Regierung nicht verborgen geblieben: der Minister Montalivet verhängte über die unruhigen Departements den Belagerungszustand und ließ sie von einer starken Kette von Soldaten umstellen. Gegen diese begannen nun in der Nacht vom 3. zum 4. Juni die Scharen der legitimistischen Insurgenten den Kampf zugleich an mehreren Stellen, aber ohne Plan und Zusammenhang. So war denn alle Tapferkeit der treuen Bauern, aller Heldenmut der jungen Edelleute, die sie anführten, vergebens: sie unterlagen allenthalben.

LES POIRES,

Faites à la cour d'assises de Paris par le directeur de la CARICATURE.

Vendues pour payer les 6,000 fr. d'amende du journal le *Charivari*.

Sur la demande d'un grand nombre d'abonnés des départemens, nous donnons aujourd'hui dans le *Charivari* les poires qui serviront à notre défense, dans l'affaire où la *Caricature* fut condamnée à six mois de prison et 2,000 fr. d'amende.

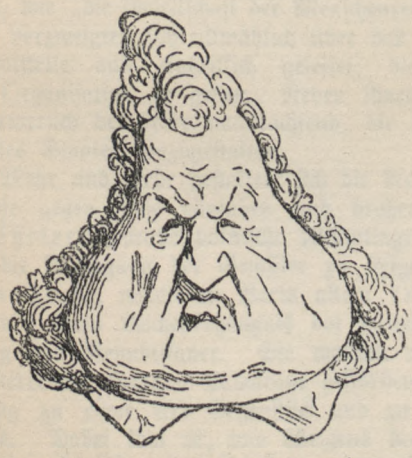
Si, pour reconnaître le monarque dans une caricature, vous n'attendez pas qu'il soit désigné autrement que par la ressemblance, vous tomberez dans l'absurde. Voyez ces croquis informes, auxquels j'aurais peut-être dû borner ma défense :



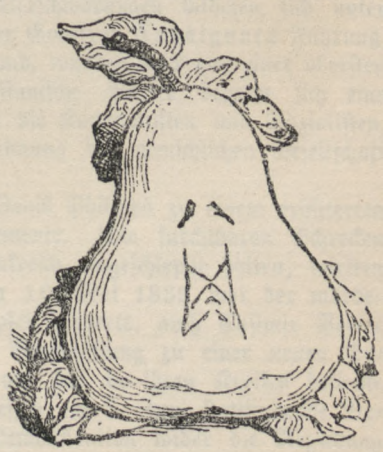
Ce croquis ressemble à Louis-Philippe, vous condamnerez donc ? !



Alors il faudra condamner celui-ci, qui ressemble au premier.



Puis condamner cet autre, qui ressemble au second.

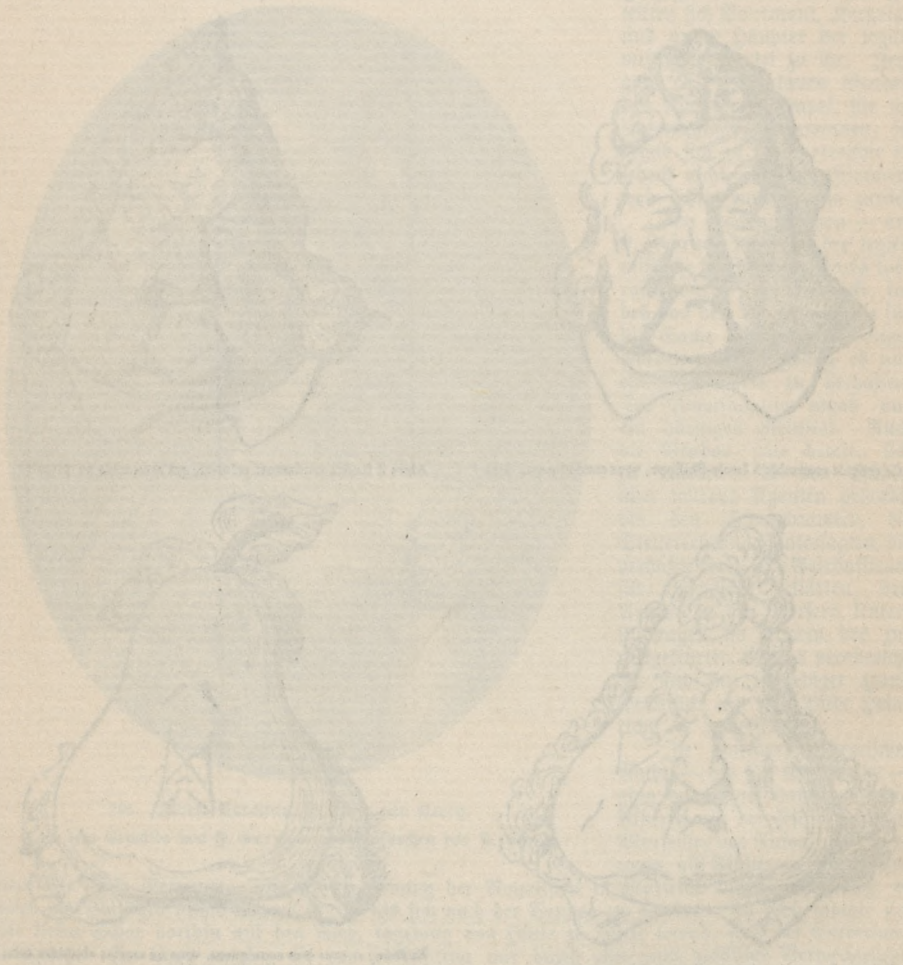


Et enfin, si vous êtes conséquens, vous ne saurez absoudre cette poire, qui ressemble aux croquis précédens.

Ainsi, pour une poire, pour une brioche, et pour toutes les têtes grotesques dans lesquelles le hasard ou la malice aura placé cette triste ressemblance, vous pourrez infliger à l'auteur cinq ans de prison et cinq mille francs d'amende ! !
Avouez, Messieurs, que c'est là une singulière liberté de la presse ! !

Die Birnen von Philipon. („Charivari", Januar 1834.)

Die politische Karikatur stand in Frankreich nie in üppigerer Blüte, als zur Zeit Louis Philipps. Befreit von den Fesseln, die das vorige Regime der Presse auferlegt hatte, wurde sie eine scharfe Waffe in den Händen der politischen Gegner des Bürgerkönigtums. Ihr Meister war Philipon, der im November 1830 „La Caricature" gründete, ein Blatt, das in den 5 Jahren seines Bestehens (bis August 1835) unaufhörlich Louis Philipp, die Monarchie und ihre Vertreter angriff. Unermüdlich und voller Einfälle, ein Journalist par excellence war Philipon bald der Löwe des Tages. Er war auch der Erfinder der Birne (Juni 1831), die von da ab das stehende Wahrzeichen Louis Philipps wurde. Eine wahre Flut von Birnen begann, an alle Mauern wurden sie von den Straßenjungen gekritzelt. Dieser Krieg Philipons gegen Philipp, wie man schon allgemein sagte, zwang schließlich die Regierung zu Maßregeln: es erfolgten Beschlagnahmen, Geldstrafen, aber vergeblich. Ein klassisches Beispiel, wie Philipon es verstand, den Spieß umzukehren, ist das hier abgebildete Blatt, das Philipon veröffentlichte, um die dem Charivari, einem von ihm neugegründeten illustrierten Blatte, auferlegte Buße von 6000 Frs. aufzubringen. Eine köstlichere Persiflage ist kaum jemals ersonnen worden. Am Tage der Verkündigung des Urteils aber ließ Philipon die ganze erste Seite des Charivari in Form einer Birne absetzen!



Der von vornherein aussichtslose Kampf war entschieden. Als Bäuerin verkleidet, nur von einer Vertrauten begleitet, irrte die Herzogin umher, bis sie in der Stadt Nantes ein sicheres Versteck bei treu ergebenen Bürgersleuten fand. Ihre Vertrauten, darunter Graf Chateaubriand und der Herzog von Fitzjames, gerieten alle in die Hände der Verfolger; indes wegen mangelnder Schuldbeweise mußten sie freigesprochen und der Haft entlassen werden. Auch sonst erwiesen die Geschworenengerichte den gefangenen Legitimisten außerordentliche Milde. Um so schärfer aber fahndete der übereifrige Montalivet auf die Herzogin selber. Endlich fand sich wirklich ein Kölner Jude, Namens Deutz, der mit Gepränge zur katholischen Religion übergetreten und der Herzogin von dem Papste empfohlen war, und verriet gegen eine große Summe dem Minister Thiers den Zufluchtsort der Verfolgten. Sie wurde verhaftet und nach der Citadelle von Blaye bei Bordeaux gebracht, bis die Kammern über ihr weiteres Schicksal entschieden haben würden. Da geschah das Unerwartete: die Herzogin wurde in Blaye am 9. Mai 1833 von einer Tochter entbunden. Sie hatte sich während ihres Aufenthaltes in Italien in heimlicher Ehe mit dem Grafen Hektor Lucchesi-Palli in Palermo vermählt. Die Offenbarung dieses Geheimnisses vernichtete ihre politische Rolle: die Regierung gab ihr die Freiheit zurück, und sie schiffte sich nach Palermo ein, nachdem sie, wie Thiers eingestand, ungesetzlich ohne Ermächtigung der Gerichtsbehörden verhaftet, ungesetzlich, ohne den Richtern ausgeliefert zu werden, in Gefangenschaft gehalten, ungesetzlich ohne Urteilsspruch freigelassen worden war.

Organisierung der republikanischen Partei.

Dieser lächerliche Ausgang des verwegenen Unternehmens zertrümmerte die hochfliegenden Hoffnungen der Legitimisten völlig: sie zogen sich schmollend in die Vorstadt St. Germain zurück, oder sie unterstützten mit ihren reichen Mitteln die Umsturzbestrebungen der Republikaner, um auf den Trümmern der Julimonarchie den bourbonischen Thron wieder aufzurichten. Die Demagogenführer mit den Umsturzideen wurden populär in den Salons der legitimistischen Aristokraten, unter denen es gar manche gab, wie den Herrn von Cormenin, den ebenso witzigen wie bitteren Pamphletisten, von denen man nicht wußte, ob sie mehr Legitimisten oder mehr Republikaner waren. Immerhin trug neben der ganzen Haltung der Regierung auch dieser Umstand dazu bei, daß die bisher vorwiegende Richtung unter den Republikanern, die „dynastische Opposition", die an der Dynastie der Orléans festhalten, aber sie mit republikanischen Institutionen umgeben wollte, mehr und mehr von den radikalen Republikanern, den entschiedenen Revolutionsmännern, überflügelt wurde. Geheimbünde und Verschwörungen bildeten sich unter diesen, wie „die Gesellschaft der Menschenrechte" unter Godefroy Cavaignacs Führung. Diese verzweigten sich allmählich über das ganze Land, wurden aber von einer obersten Zentralstelle aus einheitlich geleitet; die republikanische Partei begann sich eine feste Organisation zu geben. Neben ihnen standen die Kommunisten und Sozialisten, schwärmerisch der Idee nachtrachtend, die ganze Ordnung der menschlichen Gesellschaft und des Staates umzugestalten.

Périers Tod.

Mehr und mehr gestaltete sich die Regierung Louis Philipps zu einem erbitterten Kampfe gegen diese gärenden und drohenden Elemente. Die furchtbaren Schrecken der Cholera, welche polnische Flüchtlinge in Frankreich eingeschleppt hatten, wirkten mit, die Aufregung der Gemüter zu steigern. Am 16. Mai 1832 war der mörderischen Seuche, welche in Paris allein 18 000 Opfer forderte, auch Casimir Perier erlegen. Sein Leichenbegängnis bot mittelbar die Veranlassung zu einer neuen Erhebung der Republikaner. Sie wollten nämlich, als der in ihren Kreisen beliebte Kammerredner General Lamarque gestorben war, dessen am 5. Juni stattfindende Bestattung zu einer Art Gegenstück und zu einer Demonstration wider die Regierung machen. Dabei kam es, wie übrigens beabsichtigt, zu einem Zusammenstoße mit den Truppen, der in einen blutigen, zwei Tage andauernden Straßenkampf ausartete. Schließlich blieb die Regierung Siegerin.

Das Ministerium Soult.

Der König verhehlte nicht, wie erleichtert er sich durch Casimir Periers Tod fühle; er war es überdrüssig, einen „Vizekönig" von der geistigen Selbständigkeit, wie Perier sie stets ihm gegenüber sich bewahrt hatte, neben sich zu haben. Monate vergingen daher, bevor das neue Kabinett zustande gebracht war. Louis Philipp kehrte zu den Doktrinärs, welche der Schule des alten royalistischen Staatsmannes und Philosophen Royer-Collard entstammten, zurück, zu dem Herzoge von Broglie, als Minister des Äußern, und zu Franz Guizot, als Minister des Unterrichts, während Thiers das Ministerium des Innern übertragen wurde. An die Spitze trat der Marschall Soult.

Wachsende Korruption.

Nicht in der öffentlichen Meinung fand dieses konservative „Ministerium vom 11. Oktober 1832", oder, wie man es auch halb im Spotte nannte: „Das Ministerium aller Talente", seine Stütze; auch an dem König fand es sie nicht, der taktlos genug war, das Ministerium im ganzen und in seinen einzelnen Mitgliedern dem preußischen und österreichischen Gesandten abfällig zu kritisieren. So war es auf die Kammern angewiesen. Kein Mittel wurde verschmäht, um die Majorität zu gewinnen: Beamte, die für die Regierung stimmten, wurden außer der Reihe befördert, Bankiers und Fabrikanten wurden durch öffentliche Arbeiten, Anleihen, Eisenbahnen, die großen Vorteil in Aussicht stellten, geködert, andre Mitglieder wurden durch die Versorgung ihrer Söhne und Verwandten gewonnen; das Abgeordnetenmandat wurde zu einer ebenso schimpflichen wie ergiebigen Einnahmequelle. Natürlich wirkte dies Beispiel der Höchstbesteuerten, denen man bei der Unabhängigkeit ihrer Lebensstellung vor allem auch Unabhängigkeit ihres Charakters hätte zutrauen sollen, sehr bald in immer sich erweiternden Kreisen ansteckend: alles schien käuflich zu werden, wenn der Preis nur hoch genug war. Mit Heftigkeit zog dagegen die unabhängige Presse zu Felde; Angriffe gegen die Regierung und die Kammermajorität füllten ihre Spalten. Aber auch sie ging meist zu weit, indem sie unbewiesene Verdächtigungen ausstreute und dadurch die Angegriffenen nicht strafte, sondern nur reizte und erbitterte. Preßduelle wurden Mode: Armand Carrel, der Redakteur des jetzt zu den Republikanern übergegangenen „National", fiel ihnen zum Opfer (24. Juli 1836). Wirksamer vielleicht noch waren die zahllosen Pamphlete, welche die geheimen Gesellschaften ausstreuten: sie trieften von Invektiven gegen den König und die gesamte Staatsordnung und untergruben die Achtung vor jeder Autorität.

Strenges Preß- und Vereinsgesetz.

Zur Überwindung eines so rücksichtslosen und unermüdlichen Gegners erwiesen sich der Regierung die bestehenden Gesetze als unzureichend. Denn bei weitem die meisten der wegen politischer oder Preßvergehen Angeklagten wurden von den Geschworenengerichten freigesprochen. Es wurde daher, um die Presse zu zügeln, am 17. Februar 1834 das Gesetz erlassen, welches das Feilbieten von Zeitungen und Flugschriften unter die Kontrolle der Polizei stellte, und am 25. März 1834 das neue Vereinsgesetz gegeben, das alle Vereine, auch die nichtpolitischen, von der Erlaubnis der Regierung abhängig machte und die Aburteilungen der Übertretungen dem Zuchtpolizeigerichte, nicht den Geschworenengerichten, zuwies.

Aufruhr und Straßenkampf in Lyon und Paris.

Die Republikaner, Arbeiter, junge Leute in bescheidenen Stellungen, Kleinbürger, auch Studierte in engen Vermögensverhältnissen, angeführt durch Journalisten oder Advokaten, die entweder ihre Unfähigkeit, sich auf dem gegebenen Felde mit geschulten Politikern und erfahrenen Geschäftsleuten zu messen, erkannt hatten oder von der aufrichtigen Schwärmerei erfüllt waren, mit einem Wechsel der Regierungsform glückselige Zustände der Freiheit und Brüderlichkeit herbeizuführen, fühlten auf der Stelle das Bedrohliche dieser Gesetze heraus. Wiederholt schon hatten sie es versucht — wie bei der oben erwähnten Beerdigung des Generals Lamarque — eine Volkserhebung in Szene zu setzen: jetzt antworteten sie mit einer Revolution. Am 9. April 1834 brach der Aufstand in Lyon aus, gleichzeitig in andern Städten, wie Grenoble und Belfort, etwas später in Paris. Mehrere Tage dauerte in Lyon der Straßenkampf, bevor unter Aymar die ergrimmten Soldaten den Sieg errangen. Auf die fälschliche Nachricht, daß in Lyon die Revolution gesiegt hätte, erhoben sich am Abend des 13. April wie durch ein Zauberwort in Paris, meist im Marais und im Quartier latin, dem Studentenviertel, Hunderte von Barrikaden. Am nächsten Morgen ging Marschall Lobau und General Bugeaud mit 40000 Soldaten und ebenso viel Nationalgardisten gegen die Aufständischen vor: am Nachmittage war die Straßenschlacht entschieden. Die siegreichen Soldaten aber, durch Schüsse aus dem Hinterhalt aufs äußerste gereizt, metzelten nieder, was ihnen in die Hände fiel, da die Geschworenen ja doch die Verhafteten freisprechen würden. Grauenhaft lagen zumal in der Rue Transnonain, wo General Bugeaud kommandiert hatte, die Leichen der Gemordeten gehäuft.

Neuwahlen. Ministerwechsel.

Durch den Eindruck dieses Sieges glaubte das Ministerium, aus dem infolge einer Niederlage in der Entschädigungssache Amerikas betreffend einige während der Kontinentalsperre weggenommenen Schiffe der Herzog von Broglie und einige andre zur großen



236. Adolf Thiers.

Nach dem Gemälde von D'Auvergne gestochen von Henry Robinson.

Freude des Königs ausgetreten waren, die ihm geneigte Majorität der Kammer vergrößern zu können. Neuwahlen wurden am 25. Mai 1834 angeordnet, jedoch fielen sie nicht recht nach Wunsch aus. Wohl blieb die Mehrheit konservativ, aber zu der „dynastischen Opposition" gesellten sich auch Legitimisten, für deren Wahl die Republikaner aufs eifrigste agitiert hatten, und zwischen dieser Linken und der Rechten bildete sich eine Mittelpartei, etwa 100 Stimmen stark, unter Dupin, die keine einheitliche Richtung verfolgte, aber doch, je nachdem sie sich nach rechts oder links wandte, die Entscheidung beherrschte. Nur einig in der ebenso leichten wie verführerischen Kunst des Neinsagens, war sie unfähig zu eignem Handeln und trug den Spottnamen der „Eunuchenpartei" nicht mit Unrecht. Der König aber glaubte, mit ihr bequemer zu regieren als mit der Rechten: indes der Versuch mißglückte, und er mußte sich ent-

schließen, Broglie, Guizot und Thiers am 12. März 1835 wieder die Hauptportefeuilles anzuvertrauen und damit die „Casimir Perier in drei Personen" weiter über sich ergehen zu lassen. Doch wußte Thiers bald, wie der König sich ausdrückte, „die Decke wieder an sich zu ziehen".

Thiers. Adolf Thiers, geb. am 16. April 1797, der Sohn eines Tuchhändlers in Marseille, war als ein junger Mensch von 24 Jahren 1821 mit seinem Freunde Mignet nach Paris gekommen, um in Paris sein Glück zu machen. „Wir sind die junge Garde!" äußerte er damals zu Remusat. An Stelle der advokatorischen Praxis, die er in Aix getrieben hatte, wandte er sich der Litteratur zu; 1823—27 erschien in zehn Bänden seine „Geschichte der französischen Revolution", durch die er die damals viel geschmähte zu Ehren zu bringen bemüht war. Auch als Kunstkritiker und Journalist gewann er bald Ansehen; er gehörte zu den hervorragendsten Mitarbeitern des Hauptblattes der Liberalen, des „Constitutionel". Entscheidend aber war, daß er unter der Ägide Talleyrands die Redaktion des neugegründeten orleanistischen Blattes „National" übernahm und damit der Führer der Opposition gegen die Ordonnanzen wurde. Von der Stadt Aix zum Abgeordneten gewählt, erhielt er unter der Juliregierung bald eine hervorragende Stellung, in dem Kabinette vom 11. Oktober 1832 als Minister des Innern, seit dem Dezember als Handelsminister.

Lebhaften Temperaments, redefertig, war Thiers mehr gewandt als tief; die große Bedeutung, die er seiner kleinen, zierlichen Persönlichkeit beilegte, hüllte sich in eine gewisse gutmütige Heiterkeit und nahm dadurch seiner Eitelkeit das Verletzende. Seine Reden hatten einen etwas geschäftsmäßigen Anstrich, meist farblos, ohne hohen Flug der Phantasie, aber sachlich klar und lehrreich. Seine Weltanschauung war durchaus die des modernen Franzosen. Äußerst antirevolutionär, festhaltend am Bewährten, trug er doch aus seiner Vergangenheit eine gewisse liberale Färbung, die ihm die Sympathien der Linken in der Kammer bewahrte. Die Strenge, mit der er die revolutionären Umtriebe unterdrückte, sicherte ihm anderseits das Vertrauen des Königs, dem sonst die Selbständigkeit des kleinen Provençalen nicht recht zusagte; doch bedurfte er desselben, um der Republikaner vollends Meister zu werden.

Fieschis Attentat. Oft genug war in den Versammlungen der geheimen Gesellschaften die Frage des Königsmordes besprochen, selbst durch Maueranschläge war zur Ermordung Louis Philipps, dessen Klugheit und Gewandtheit hauptsächlich den Staatsorganismus zusammenzuhalten schien, aufgefordert worden. Das blieb nicht wirkungslos. Schon am 19. November 1832 war am Pont Royal ein Schuß auf den König abgefeuert worden. Jetzt brannte am 28. Juli 1835 Joseph Fieschi, ein verkommener Strolch von der Insel Corsica, der unter Murat gedient hatte, auf dem Boulevard du Temple aus einer Höllenmaschine eine ganze Salve auf den König ab. Achtzehn Personen in der Umgebung des Königs, darunter der Marschall Mortier, wurden getötet, noch mehr schwer verwundet, aber der König blieb unverletzt und ritt ruhig weiter. Die Folge dieses Mordversuches waren die strengen Septembergesetze des Jahres 1835, welche die Preßfreiheit vernichteten und durch die Einführung geheimer Abstimmung bei den Schwurgerichten die persönliche Sicherheit bedrohten. Mit Heftigkeit erhob sich dagegen die Opposition in der Kammer, selbst der Mittelpartei schienen die Gesetze zu weit zu gehen: aber Thiers kam seinen bedrängten Kollegen Broglie und Guizot zu Hilfe und erkämpfte die Annahme der Gesetze. Er konnte es um so sicherer, als in der öffentlichen Meinung an die Stelle der Sympathie mit den Straßenhelden seit dem Attentate Fieschis ein förmlicher Ingrimm gegen die Republikaner getreten war. Die Revolution schien endlich gebändigt zu sein. Und als infolge der Nichtübereinstimmung mit dem Könige in der spanischen Frage und eines Konflikts mit der Kammer wegen der Rentenkonversion der Herzog von Broglie und Guizot ihre Entlassung nahmen, trat Thiers am 22. Februar 1836 an die Spitze des Kabinetts als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, während Montalivet wieder das Innere übernahm. Übrigens hatte Guizot als Unterrichtsminister das Land mit einem Gesetze beschenkt, das nur wirklich durchgeführt zu werden brauchte, um großen Segen zu stiften. Es war das Schulgesetz vom 28. Juni 1833, das jede Gemeinde zur Unterhaltung einer Schule verpflichtete; im Nichtvermögensfalle sollte das Departement einspringen. In jeder Departementsstadt oder in jeder Stadt über 6000 Einwohner sollte eine höhere Schule existieren. Freilich, den Schulzwang einzuführen, wagte auch Guizot nicht. — Daß Thiers dem Könige nicht sympathisch war, hatte dieser schon oft gezeigt. Diesmal schien sich das Verhältnis günstiger zu gestalten. Aber das dauerte nicht lange. Wieder war es die

Septembergesetze.

Schulgesetz.

spanische Frage, die eine Scheidung herbeiführte. Am 25. August 1836 schied Thiers aus dem Ministerium, und Graf Molé wurde leitender Minister; allerdings wurde auch Guizot wieder als Unterrichtsminister herangezogen. Auch dessen entledigte sich Louis Philipp im April 1837 und ließ das Ministerium Molé-Montalivet bilden.

Ministerium Molé-Montalivet.

Damit schien eine glücklichere Zeit für das Julikönigtum zu beginnen. Zwischen dem Thron und der Nation schien völlige Eintracht zu herrschen; die zügellosen Verunglimpfungen von König und Regierung in der Presse hörten fast auf; die „Tribüne", das Hauptblatt der Republikaner, ging ein. Das Schloß Ludwigs XIV. in Versailles wurde mit der bezeichnenden Inschrift „A toutes les gloires de la France" dem Publikum als Nationalmuseum eröffnet und zeigte den Franzosen „die Geschichte Frankreichs von den Künsten beschrieben". Der König erließ aus eigner Bewegung eine Amnestie für politische Verbrecher. Auch nach außen hin war die Stellung Frankreichs geachtet; es hatte sich mehr und mehr den deutschen Großmächten genähert. Durch Preußen unterstützt, erlangte Louis Philipps ältester Sohn, der Herzog von Orléans, die Hand der liebenswürdigen Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, und das Haus Orléans sah sich damit aufgenommen in den Kreis der legitimen Höfe Europas: unter fröhlicher Beteiligung des Volkes wurde die Vermählung des sehr beliebten Thronfolgers am 30. Mai 1837 in Paris gefeiert. Als am 24. April 1838 dem König ein erster Enkel geboren wurde, schien der Bestand der Dynastie auf lange hinaus gesichert.



237. Abd el Kader.
Nach der Zeichnung eines französischen Offiziers der Armee von Afrika.

Napoleonkultus. Louis Napoleon in Straßburg.

Die militärische Ruhmlosigkeit seiner Regierung hatte Louis Philipp auf den Gedanken gebracht, dem Napoleonkultus des französischen Volkes entgegenzukommen; das schien ihm namentlich nach dem Tode des Königs von Rom zu Wien (22. Juli 1832) ein ungefährliches Experiment. Auf der Vendômesäule wurde die Statue des großen Imperators wieder aufgestellt, der Triumphbogen mit den Gestalten und Namen seiner Heerführer bedeckt, Straßen- und Platznamen aus der großen Zeit entlehnt. Damit war er den geheimen Wünschen und Plänen indirekt förderlich, die des großen Kaisers Neffen Louis Napoleon beseelten. Seiner Teilnahme an den italienischen Wirren ist schon gedacht worden, ebenso seiner abenteuerlichen Flucht. Dann wollte er seine Kraft der polnischen Revolution widmen; er war aber erst bis nach Sachsen gekommen, als er die Eroberung Warschaus vernahm. Dann hielt er sich bei der Mutter in Arenenberg auf, über die demokratische Zukunftsmonarchie grübelnd und in lebhafter Fühlung mit den französischen Republikanern. Durch ihre und seiner Freunde Nachrichten kam er zu der Überzeugung, daß das Julikönigtum reif zum Sturze sei. Von Baden-Baden aus, wo er sich zum Besuche seiner Base, der Großherzogin Stephanie aufhielt, knüpfte er Verbindungen mit Straßburg an. Mit Hilfe seines Vertrauten Persigny gewann er den Obersten des 4. Artillerieregiments Vaudry, der dann noch einige Offiziere ins Geheimnis zog. So

wurde Louis Napoleon, als er am 30. Oktober 1836 in der Artilleriekaserne von Straßburg in der Uniform des Oheims erschien, mit lebhaftem Zuruf begrüßt, nahm dann auf der Hauptwache den General Voirol gefangen, und wenig hätte gefehlt, so wäre auch das 46. Infanterieregiment, nach dessen Kaserne nun der Zug ging, auf seine Seite getreten. Aber dort brachten pflichtgetreue Offiziere die Mannschaften zum Gehorsam zurück. Der Napoleonide wurde gefangen genommen und dann von Louis Philipp nach Amerika spediert. Das hatte allerdings zur Folge, daß die Teilnehmer an dem Putsche auch nicht wohl bestraft werden konnten; sie wurden von den Schwurgerichten freigesprochen.

Algier.

Die Juliregierung hatte sich entschlossen, die Eroberung Algiers, die den Bourbons so verhängnisvoll geworden war, nicht aufzugeben; vielmehr entwarf sie einen großartigen Eroberungs- und Kolonisationsplan. Bot doch der Krieg jenseit des Mittelmeeres die erwünschte Gelegenheit, viele Unzufriedene aus Frankreich zu entfernen und die politischen Flüchtlinge, die aus aller Herren Ländern in Frankreich Zuflucht und Existenzmittel suchten, in der afrikanischen Fremdenlegion unterzubringen. Doch erwies sich die Eroberung über Erwarten schwierig. Denn Abd el Kader, der „Sohn Mahiddins", zum Sultan, d. h. Beherrscher aller Gläubigen ausgerufen, rief die Mauren auf zum „heiligen" Kriege.

Abd el Kader.

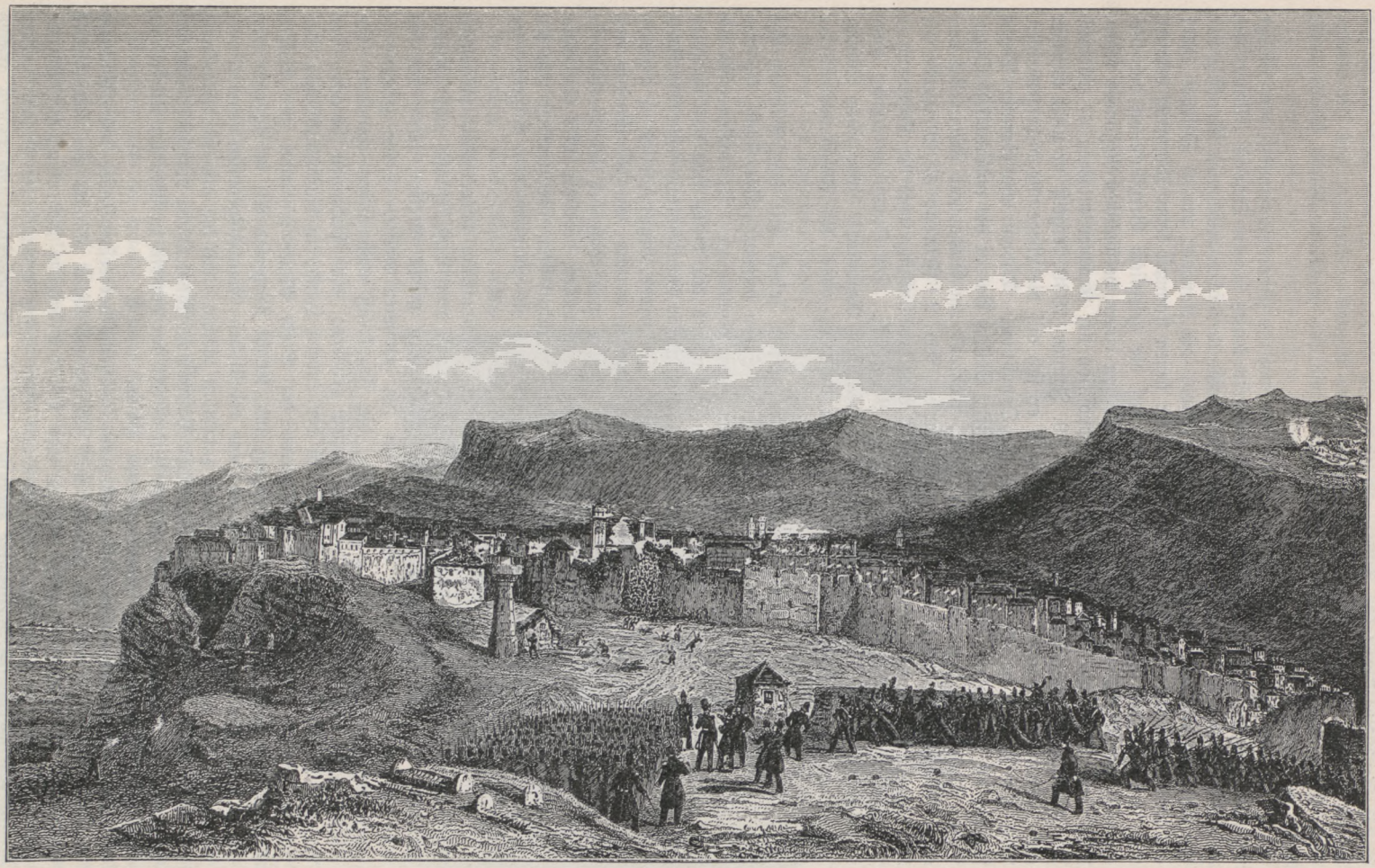
Abd el Kader, geboren 1807, rühmte sich, ein Abkömmling Mohammeds zu sein. Sein Vater war ein weithin verehrter Marabut (Heiliger) in Maskara am Fuße des Atlas, der mit seinem jungen Sohne die heiligen Stätten in Arabien besucht hatte. Auf dieser Reise hatte Abd el Kader die machtvolle Stellung Mehemed Alis in Ägypten kennen gelernt und den Beruf in sich erkannt, eine gleiche Herrschaft in seiner Heimat sich zu schaffen. Zurückgekehrt, gab er seinen Landsleuten bald so viel Beweise von seiner Frömmigkeit wie von seinem Mute und Feldherrntalente, daß sie Vertrauen zu ihm faßten und sich den erst Vierundzwanzigjährigen zum Sultan erkoren. Und er rechtfertigte dies Vertrauen: nirgends waren weder die Soldaten noch die Kolonisten der Eroberer vor seinen Beduinenheeren sicher; ja er schlug ein französisches Heer am 28. Juni 1835 bei Makta in die Flucht.

Wechselnde Kriegsereignisse.

Mit bedeutender Truppenmacht wurde jetzt in Begleitung des Thronfolgers der Marschall Clauzel nach Afrika geschickt. Von Bona aus begann er den Feldzug, schlug die Mauren an der Habra und eroberte Maskara, so daß Abd el Kader mit seinen Getreuen ins Gebirge flüchten mußte. Maskara wurde in Brand gesteckt; allein ein strömender Regen löschte, bevor die Stadt eingeäschert war, die Flammen. Bald sahen sich jedoch die Franzosen auf Tafna zurückgedrängt und bekamen erst Luft, als ihnen General Bugeaud von Toulon aus zu Hilfe geschickt wurde. Dieser erfocht 1836 am 6. Juli einen vollständigen Sieg über Abd el Kader am Zusammenflusse der Sickack mit der Isser. Völlig mißlang dagegen Clauzel die Eroberung Constantines, von wo aus der türkische Bei Achmed fast über den ganzen Osten Algiers gebot. Denn diese Feste, das alte Cirta, war durch ihre Lage vortrefflich geschützt: an drei Seiten fiel der Felsen, auf dem sie lag, steil ab, auf der vierten, schmalsten Seite deckten Mauern und Wälle den Zugang. Clauzel aber hatte nur leichtes Feldgeschütz bei sich; außerdem war der Boden unwegsam und die Novemberkälte sehr empfindlich. Nach zwei vergeblichen Angriffen sah sich daher der Marschall genötigt, mit Zurücklassung seiner Schwerverwundeten den Rückzug anzutreten, den Major Changarnier mit kaltblütigem Mute deckte.

Vertrag von Tafna. Eroberung von Constantine.

Unter dem Eindrucke dieses Mißerfolges wurde mit Abd el Kader am 30. Mai 1837 der Vertrag von Tafna geschlossen, durch den die Franzosen ihn als Oberherrn des ganzen Südens von Algier anerkannten und sogar die ihnen verbündeten Stämme ihm überließen. Alsbald aber wandten sie sich von neuem gegen Constantine, um ihre geschädigte Waffenehre wiederherzustellen. General Damrémont führte, begleitet von Louis Philipps zweitem Sohne, dem Herzoge von Nemours, den Oberbefehl über die Expedition. Der Angriff richtete sich gegen die Schmalseite der Festung; es wurde eine Bresche in die Mauer geschossen und am 13. Oktober 1837 der Sturm der Stadt unternommen. Damrémont war gefallen; General Vallée führte jetzt das Kommando. Die Verteidiger wehrten sich auf das äußerste. Auf einem benachbarten Hügel hielt Achmed Bei, der während der Belagerung die Feinde unaufhörlich mit seinen Reiterscharen bedrängt hatte; als er sah, daß der Sturm gelang, die Festung und Citadelle



238. Die Erstürmung von Constantine am 13. Oktober 1837. Nach dem Gemälde von Simeon Fort gestochen von Chavane.

in die Hand der Franzosen fielen, gab er seinem Pferde die Sporen und verschwand in die Berge. Damit schien denn auch der Osten Algiers unterworfen und der mörderische Krieg beendigt. Indes der erzwungene wie der geschenkte Friede sollten beide gleich zerbrechlich sein.

Zweimalige Kammerauflösung und Ministerwechsel.

Trotzdem das Ministerium Molé-Montalivet in seiner Fügsamkeit dem Könige durchaus genehm war, so erfreute es sich ebenfalls keines langen Daseins. Unter dem günstigen Eindrucke der Eroberung von Constantine, der schon erwähnten Amnestie und der Verheiratung des Thronfolgers meinte Molé die Kammer am 4. Oktober 1837 auflösen zu dürfen. Aber er hatte auch in der neuen Kammer keine Majorität erlangt, und so konnte die Opposition mit Berufung auf die gesetzliche Verpflichtung der Regierung, der Kammermajorität zu folgen, wohl von einem persönlichen Regiment reden. Wohl trat Molé mit Schlagfertigkeit der Opposition der Kammer entgegen — während der zwölftägigen Adressedebatte, vom 7.—19. Januar 1839, ergriff er nicht weniger als 135mal das Wort — aber doch erwies er sich auf die Länge ihr nicht gewachsen. Was für Talente umfaßte auch damals die Opposition! Dupont und Garnier Pagès führten die Radikalen, Berryer die Legitimisten, Odilon Barrot die monarchische Opposition, Thiers und Remusat die Mittelpartei, während um Guizot und Dupin sich eine eigne Gruppe konservativen Charakters scharte. Am 2. Februar 1839 wurde die Kammer wiederum aufgelöst. Alle Hebel der Wahlbeeinflussung setzte die Regierung in Bewegung, um eine Majorität zu erringen. Vergeblich. Die Opposition errang einen unzweifelhaften Sieg. „Nieder mit dem persönlichen Regiment!“ war ihre Losung. Da nahm am 8. März 1839 Molé seine Entlassung, ohne den Zusammentritt der Kammer abzuwarten.

Thiers wiederum Minister.

Das Bündnis der oppositionellen Parteien zerfiel, sobald mit dem Rücktritt des Ministeriums die Jagd nach den frei gewordenen Sitzen begann. Der König sah dem Treiben mit inniger Freude ohne Ministerium zwei Monate zu. Da mahnte ihn die Entdeckung eines neuen Komplotts gegen sein Leben und die, wenn auch nur vorübergehende Besetzung des Stadthauses durch den Revolutionär Barbès und seine bewaffnete Bande am 12. Mai 1839 zu größerem Ernste. In seiner Begier, selbst zu regieren und nur gefügige Leute um sich zu haben, versuchte er es nun, ein Ministerium aus Leuten zweiten Ranges zu bilden. Die Folge indessen war, daß sich die Verhältnisse so verwirrten, daß er doch wieder zu dem kleinen Provençalen, der über alles eine eigne Meinung hatte und sie auch festzuhalten wußte, zurückzukehren sich genötigt sah: am 1. März 1840 übernahm Thiers zum zweitenmal als Minister des Äußern den Vorsitz im Kabinette. Remusat trat für das Innere ein.

Neue Kämpfe in Algier.

Die Ausdehnung der Amnestie auf die in contumaciam verurteilten politischen Verbrecher, sowie die Errichtung der Julisäule auf dem Bastilleplatze zum Ehrengedächtnis der Julirevolution konnten als Maßregeln gefaßt werden, durch die das neue Kabinett die öffentliche Meinung für sich gewinnen wollte. Seine Hauptsorge indes mußte es der Stellung zuwenden, die Frankreich nach außen einnahm. In Algier hatte sich Abd el Kader von neuem erhoben: seine Beduinen brachen, den Yatagan in der einen, die Brandfackel in der andern Hand, in die französischen Ansiedelungen ein. Selbst vor den Mauern der Stadt Algier sah man ihre Waffen blitzen. Bei der gewaltigen Machtstellung nun, welche Mehemed Ali in Ägypten inne hatte, war sehr zu besorgen, daß er dem rebellischen Glaubensgenossen seine Unterstützung gegen das christliche Frankreich zuwenden möchte. Es lag also für Frankreich sehr viel daran, den kühnen und mächtigen Pascha von Ägypten von vornherein für sich zu gewinnen. Demnach nahm es in dem Widerstreit, der damals zwischen der Türkei und Ägypten bestand, durchaus Partei für den Pascha.

Frankreichs Niederlage in der Orientfrage.

Seit der Julirevolution hatte Talleyrand, während der ersten Jahre Louis Philipps Gesandter am Hofe von St. James, mit Zustimmung seines Königs ein freundliches Verhältnis zu England gepflegt. Das war von der größten Bedeutung für Europa gewesen; denn nunmehr hatten die Ostmächte einen ihnen gewachsenen Gegner in der Politik der vereinigten Westmächte gefunden, wie in der belgischen und andern großen

Fragen deutlich zu Tage getreten war. Dennoch beruhte das Einvernehmen („l'entente cordiale") der Westmächte nicht auf Interessengemeinschaft: England sah die Bestrebungen Frankreichs, in Algier sich festzusetzen und das Übergewicht im Mittelmeere zu gewinnen (s. S. 390), mit sehr mißtrauischen Augen an. Vollends die Ausdehnung der Macht Mehemed Alis über das Rote Meer und die Euphratmündung, die beiden kürzesten Wege nach Indien, war es gesonnen, unter keinen Umständen zu dulden. Mithin mußte jede Annäherung Frankreichs an den ägyptischen Herrscher zugleich zur Entfremdung von England führen. Die Doppelzüngigkeit Louis Philipps, die in diesem Falle auch von Thiers unterstützt wurde und sich namentlich in dem ganz verfehlten Streben zeigte, in der orientalischen Frage trotz aller Ergebenheitsversicherungen an England eine von diesem verabscheute Sonderpolitik zu gunsten Mehemed Alis von Ägypten zu treiben, führte zu der schon erzählten politischen Niederlage durch Bildung der Londoner Quadrupelallianz vom 15. Juli 1840, die Frankreich vollständig isolierte.



Französische Kriegswallungen.

239. Zeitbild von Charlet aus dem Jahre 1840.

Mit einem lauten Schrei der Entrüstung nahm das ganze französische Volk die Kunde auf, daß die orientalische Frage ohne Zuziehung Frankreichs und gegen dessen Schützling Mehemed Ali entschieden werden sollte. Das erschien als eine Beschimpfung der Nationalehre. Es kam zu höchst tumultuarischen Szenen auf den Straßen von Paris; binnen kurzem sank die Rente von 86 auf 69. Alles verlangte den Krieg der Rache. An dem Siege zweifelte niemand; die neuerdings immer wieder offiziell aufgefrischte Erinnerung an die bonapartistischen Zeiten ließ die Vergangenheit als einen glorreichen Beweis für eine ebensolche Zukunft betrachten. Nach der Meinung Louis Philipps sollte das Julikönigtum als die direkte Fortsetzung der napoleonischen Kaiserzeit erscheinen: darum wurden die Generale des Kaiserreichs bei jeder Gelegenheit bevorzugt; darum hatte eben noch Thiers bei England um die Auslieferung der Gebeine des Kaisers nachgesucht und, da England nichts dawider hatte, eine Fregatte unter dem Prinzen von Joinville, Louis Philipps drittem Sohne, nach Helena gesandt, um aus der Schlucht von Longwood die kaiserlichen Gebeine in den Invalidendom zu übertragen. Die

Kammern waren zur Zeit noch nicht versammelt. Auf eigne Faust ordnete Thiers Rüstungen an und bestimmte zur Befestigung von Paris, die einer seiner Lieblingsgedanken war, 100 Millionen. Allein der König, der in der ersten Aufwallung des Unmutes über die Quadrupelallianz davon gesprochen hatte, „die Jakobinermütze aufzusetzen“ und die Revolution gegen Europa zu entfesseln, sah, daß von allen Parteien gerade die Gegner der Regierung am lautesten nach Krieg riefen: das machte ihn mißtrauisch; auch unterschätzte er das ungeheure Wagnis eines Krieges gegen Europa keineswegs. Er beschloß daher einzulenken; die Flotte, die schon in See gegangen war, wurde zurückbeordert und die Kriegsrüstungen eingestellt. Thiers aber bestand darauf,



240. Franz Guizot.

Nach dem Leben gezeichnet von Maurin, lithographiert von Delpech.

um seine Popularität nicht zu verscherzen, daß den neu zusammentretenden Kammern in der Thronrede die bevorstehende Vollendung der Rüstungen angekündigt werden sollte. Louis Philipp aber wollte den Frieden. Thiers bot mit dem ganzen Kabinette seine Entlassung an und erhielt sie: der Sturm war vorüber. Im Grunde genommen war es auch Thiers angesichts der militärischen Unfähigkeit des Landes unheimlich zu Mute geworden, namentlich da die vorausgesetzten Freiheitsbedürfnisse der Rheinländer sich nicht kund gaben, dagegen allenthalben das Lied erscholl: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ Auch den andern, ganz abenteuerlichen Plan, durch die aus den ägyptisch-türkischen Gewässern heimkehrende Flotte die Balearen besetzen zu lassen, gab er auf. Auf den 28. Oktober war der Zusammentritt der Kammern anberaumt, am 20. nahm Thiers seine Entlassung, am 29. Oktober hatte sich schon das neue Kabinett konstituiert.

Ministerium Soult-Guizot.

Ein Ministerium des Friedens übernahm die Führung der Geschäfte. An der Spitze stand der greise Marschall Soult; allein er war außer stande, die Geschäfte zu übersehen. So wurde denn Guizot in Wahrheit die Seele des neuen Kabinetts oder, richtiger gesagt, der König selbst.

Guizot.

Franz Guizot war am 4. Oktober 1787 in Nimes geboren, wo sein Vater Advokat war. Nachdem dieser dem Terrorismus des Jahres 1794 zum Opfer gefallen war, flüchtete sich die Mutter mit ihrem Sohne um ihres reformierten Bekenntnisses willen nach Genf. Hier erhielt der Knabe seine Ausbildung. Im Jahre 1805 kam Guizot nach Paris, um seine juristische Ausbildung zu vollenden. Doch lag er mehr philosophischen und historischen als juristischen Studien ob, so daß er 1812 zum Professor der neueren Geschichte an der Sorbonne ernannt wurde. Als konstitutioneller Royalist wurde er bei der Rückkehr der Bourbons Generalsekretär im Ministerium des Innern und ging während der hundert Tage zu Ludwig XVIII. nach Gent. Mit ihm nach Frankreich zurückgekehrt, wirkte er teils in verschiedenen Staatsämtern, teils in seiner Professur, nicht zum wenigsten auch durch eine umfangreiche litterarische Thätigkeit. Mit seinem Lehrer Royer-Collard wurde er der Stifter der doktrinären Schule, die alle mit der öffentlichen Ordnung verträglichen Freiheiten im Prinzip zuließ, die faktische Gewährung derselben jedoch noch zu vertagen für notwendig hielt. Als Abgeordneter für Lisieux machte er dem Ministerium Polignac in der Deputiertenkammer scharfe Opposition.

Nach der Julirevolution trennte er sich bald von Laffitte, dessen liberale Bestrebungen ihm zu weit gingen. Nachdem er jedoch 1832 als Unterrichtsminister in das Kabinett eingetreten war, übte er sowohl im Ministerrate wie in der Kammer den größten Einfluß, die Revolution zum Stillstande zu bringen. Nach seinem Austritte ward er einer der Hauptführer der Opposition gegen das Ministerium Molé, bis er Anfang 1840 an Stelle des Generals Sebastiani als französischer Gesandter nach London ging. Hier gewannen ihm die fast puritanische Würde seines Wesens, sein reformiertes Bekenntnis, seine gelehrten Schriften über Englands Geschichte und Litteratur bald großes Ansehen; er war es, der andauernd und mit scharfem Blicke die Lage erkennend vor der abenteuerlichen Politik des Ministeriums Thiers warnte, ohne freilich die Erniedrigung Frankreichs verhüten zu können.

Guizot als Minister.

Am 29. Oktober 1840 übernahm Guizot als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten die Aufgabe, Frankreich zu einer Politik des Friedens zurückzuführen. Gewiß besaß er viele Eigenschaften eines bedeutenden Staatsmannes. Als Redner verstand er es, die Debatte in höhere Regionen zu erheben und alles Persönliche von ihr auszuschließen; seine Verachtung galt stets nur Grundsätzen, niemals Personen; nur der Seichtheit und Unwissenheit gegenüber wurde er ungeduldig. Aber doch erkannte Kammer wie Nation nur widerwillig seine Überlegenheit an, weil das Bewußtsein derselben zu aufdringlich aus seinen Worten herausklang. Würde der Haltung und ein volles Organ unterstützten die Wirkung seiner Reden. Seine persönliche Rechtschaffenheit und Moralität war über jeden Zweifel erhaben; aber doch duldete er es, daß unredliche Mittel angewandt wurden, um die Stimmen der Presse und die Vota der Deputierten zu gewinnen. Er hatte politische und sittliche Grundsätze; aber er kehrte sie zu sehr heraus und war doch nicht unbeugsam. Im ganzen lag ihm mehr an dem Scheine als an der Ausübung der Macht. So erwies sich denn bald, daß der strenge Puritaner ein Minister war, wie ihn Louis Philipp, um selbst zu regieren, haben wollte. Denn das war es, wonach der König seit zehn Jahren strebte: selbst zu entscheiden und selbst zu bestimmen, während die Verantwortung doch die Minister zu tragen hatten. Die Zeit liberaler Anwandlungen war vorüber.

Louis Napoleon in Boulogne.

Die kriegerische Erregung des Sommers 1840 wurde auch für den Prinzen Louis Napoleon die Veranlassung, eine neue bonapartische Schilderhebung in Boulogne zu versuchen. Louis Philipp ließ den unruhigen Abenteurer in die Festung Ham sperren.

Prinz Louis Napoleon war aus Nordamerika wieder nach der Schweiz zurückgekehrt zu nicht geringem Ärger Louis Philipps, der bei dem Bunde auf Ausweisung drang und seine Forderung durch 20000 Mann unterstützte, die er an der Grenze der Schweiz konzentrierte. Der Prinz zog es vor, um seine Gastfreunde nicht in eine schwere Verlegenheit zu bringen, freiwillig zu gehen, und begab sich nach London. Während man nun in Frankreich auf die durch Thiers' Bemühungen von St. Helena abgeholten Gebeine des großen Oheims wartete, hielt es der Neffe wiederum für an der Zeit, sich beim französischen Volke in Erinnerung zu bringen. Mit etwa 60 Personen, die er in die Uniform der ehemaligen kaiserlichen Garde gekleidet hatte, landete er am 6. August 1840 in der Nähe von Boulogne; zu den mitgebrachten Requisiten gehörte auch ein gezähmter Adler, der für den zukünftigen Imperator ein günstiges Auspicium abgeben sollte. In einer Proklamation erklärte er das Haus Bourbon-Orléans für der Herrschaft quitt, setzte, alles natürlich auf dem Papiere, eine provisorische Regierung mit Thiers als

Premier ein und machte den Marschall Clauzel zum Oberbefehlshaber der Armee. Auch diesmal scheiterte das Unternehmen an der Gesetzlichkeit oder besser der Gleichgültigkeit des dortigen Linienregiments, während die Zollsoldaten sogar zum Angriff auf Napoleon übergingen. Er warf sich in ein Boot, um den Dampfer, der ihn gebracht hatte, zu erreichen, das Boot schlug um und triefend führte man den Erben eines großen Namens ins Gefängnis ab. Der Pairshof verurteilte ihn zu lebenslänglicher Haft; er wurde nach dem Schloß Ham gebracht und wohnte in denselben Zellen, die die Polignacs inne gehabt. Mit Hilfe seines Arztes gelang es ihm am 25. Mai 1846 in den Kleidern des Maurers Badinguet zu entkommen. — Des großen Oheims Gebeine aber wurden am 15. Dezember 1840 in einem kostbaren Sarge und unter Zuströmen einer kolossalen Menschenmenge im Dome der Invaliden beigesetzt.

Beisetzung Napoleons I.

Abd el Kader, der „Sultan der Araber", hatte seit dem Vertrage von Tafna sein Reich wohl organisiert und durch die Beseitigung der türkischen Beamten ihm einen nationalen, durch die Verleihung aller Ämter an den Priesteradel der Marabuts zugleich einen religiösen Charakter gegeben. Eine Reihe von Forts von Ilemsen bis nahe an Constantine war angelegt worden, die ihm stets eine gesicherte Rückzugslinie gewährten. Ein stehendes Heer war errichtet, durchgehends mit französischen Gewehren bewaffnet; selbst eine Kanonengießerei und Gewehrfabrik war angelegt worden.

Wiederausbruch des Kriegs mit Abd el Kader.

So vorbereitet, begann Abd el Kader, durch eine Verletzung des Vertrages von Tafna gereizt, den „heiligen Krieg" gegen die Feinde des Islams von neuem. Seine Scharen ergossen sich mordend und brennend über das ganze Land bis vor das feste Algier. Marschall Vallée vermochte nicht viel dagegen: er wurde abberufen und an seiner Stelle zu Anfang des Jahres 1841 General Bugeaud zum Generalgouverneur von Algier ernannt. Es war ein großartiger Plan, durch den der neue Befehlshaber die Wiederunterwerfung bewirkte: er zog eine erste Linie militärischer Punkte an der Küste entlang, um die Verbindung mit Frankreich zu sichern, eine zweite auf dem Vorplateau und dem Südabhange des Gebirges, von der aus fliegende Kolonnen von je 500 Mann Stärke das ganze Gebirge durchkreuzten; die dritte Linie endlich wurde durch Posten gebildet, die in die Wüste vorgeschoben waren. Dadurch gelang die Unterwerfung des Landes; von Abd el Kader fiel ein Stamm nach dem andern ab. Den empfindlichsten Stoß aber empfing die Macht des verwegenen Emirs am 16. Mai 1843: der Herzog von Aumale, Louis Philipps Sohn, überfiel die bewegliche Hauptstadt, die Smala, Abd el Kaders, worin um die Familie, den Schatz und die Leibgarde des Emirs sich alle Stämme, gegen 60000 Menschen zu sammeln pflegten. Sie wurden — Abd el Kader war gerade abwesend — in alle Winde zerstreut und trugen die Entmutigung bis zu den fernsten Stämmen.

Wegnahme der Smala.

Dadurch sah sich Abd el Kader gezwungen, mit dem kleinen Reste seiner Smala, der ihm noch geblieben war, mit seiner Deira, über die Grenze nach Marokko zu entweichen. Seine Marabuts durchzogen nun nach allen Richtungen die marokkanischen Dörfer und riefen alle Gläubigen auf zum Kampfe für den bedrohten Islam. Von Woche zu Woche wuchs die Aufregung, vollends als die den Emir verfolgenden Franzosen an der heiligen Wallfahrtsstätte zu Lalla-Maghrania ein Lager aufschlugen und sie dadurch entweihten. Ein großes marokkanisches Heer, durch zahllose Freiwillige verstärkt, zog unter Sidi-Mahomet, dem Sohne des Sultans Abderrahman von Marokko, heran und lagerte sich auf einer Hochebene am rechten Ufer der Isly, eines Nebenflusses der Tafna. Am 14. August 1844 griff Bugeaud hier mit 8500 Mann die fünffache Übermacht des Feindes an und schlug sie in leichtem Kampfe aufs Haupt, während am nächsten Tage die französische Flotte unter dem Prinzen von Joinville die Hafenstadt Mogador bombardierte und zur Ergebung zwang. Infolgedessen beeilte sich Sultan Abderrahman, mit Frankreich in Tanger Frieden zu schließen, wobei der stille Schutz Englands ihm jede Abtretung an Land oder Zahlung an Geld ersparte.

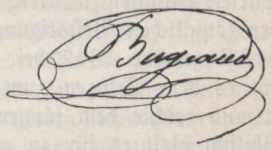
Krieg mit Marokko. Isly.

Denn von dem Gedanken, im Mittelmeer den Engländern die Wage halten zu wollen, kam die französische Regierung nicht ab. Noch kurz vor der Entsendung Bugeauds hatte der Prinz von Joinville, des Königs dritter Sohn, eine Schrift veröffentlicht, „Anmerkungen über die Stärke der französischen Marine", in der er zu einem Bau von Kriegsschiffen um die Wette mit den Engländern aufforderte, und hatte dafür das Kommando des nach der marokkanischen Küste entsendeten Geschwaders erhalten. Da erklärte denn Lord Aberdeen der französischen Regierung, „jede endgültige Besetzung irgend eines Punktes von Marokko sei notwendigerweise ein casus belli."



241. Thomas Rob. Bugeaud, Herzog von Isly und Marschall von Frankreich.

Nach der Lithographie von A. Collette.



„Der Sieg von Isly", meinte Bugeaud, „hat die Eroberung Algiers besiegelt." Wirklich war auch damit die Hoffnung zertrümmert, die Abd el Kader auf Marokko gesetzt hatte. Er hatte an der Schlacht von Isly nicht teil genommen und lagerte jetzt ruhig mit seiner Deira an der marokkanischen Grenze. Der Befehl des Sultans, seine Deira einem marokkanischen Stamme zuzuteilen und sich selbst mit seiner Familie nach der Hauptstadt zu begeben, in deren Nähe er angesiedelt werden sollte, scheuchte ihn auf. Marokkaner wollte er nicht werden: lieber wagte er noch einen letzten Verzweiflungskampf in seinem Vaterlande.

Letzter Aufstand Abd el Kaders.

Bald durchzogen wieder seine Marabuts Algerien und breiteten eine Verschwörung über den ganzen Westen des Landes; alltäglich strömten von dorther Getreue ihrem „Sultan" zu. Im Frühjahr 1845 brach die Empörung aus: allerorten wurden die französischen Posten überfallen und vereinzelte Abteilungen niedergemacht. Gleichzeitig erhob sich im Osten, in Großkabylien, der Aufruhr, durch den jungen Propheten Bumaza angefacht. Mühelos entwaffnete Bugeaud die Aufständischen; nur der Stamm der Uled-Rhias leistete hartnäckigen Widerstand. Endlich zog sich der Kern dieses Stammes, etwa 800 Mann, vor dem Korps des Obersten Pelissier in eine uneinnehmbare Grotte zurück und beantwortete jede Aufforderung, sich zu ergeben, mit Flintenschüssen. Pelissier ließ den Eingang der Höhle mit Reisig verstopfen und dies

dann anzünden, indem er den Eingeschlossenen gegen Auslieferung der Waffen freie Entlassung in ihre Heimat versprach. Hartnäckig wiesen sie jeden Gedanken an Ergebung zurück, und als am nächsten Morgen (am 20. Juni 1845) die Franzosen über die noch glimmenden Kohlen in die Höhle eindrangen, fanden sie alle 800 Araber, vom Rauche erstickt, tot am Boden liegen. Soult ernannte Pelissier zum General, denn durch die Greuelthat war der Aufstand in Großkabylien gebrochen.

Abd el Kader wieder in Marokko.

Im Herbste indes erschien Abd el Kader selbst wieder auf algerischem Gebiete. Alsbald stand das ganze Gebirge unter Waffen. Natürlich war der Emir auf die Länge den Franzosen, die mehr als 100 000 Mann gegen ihn aufgeboten hatten, nicht gewachsen. Bugeaud ließ in den aufständischen Bezirken die Bauernhäuser in Brand stecken, die Obstbäume umhauen, zahllose Araber erschießen: durch Furcht wollte er den Aufruhr bannen. Unterdessen hetzte General Lamoricière den Emir von Stamm zu Stamm, von Berg zu Berg: Abd el Kader verlor fast alle seine Begleiter, mehrmals rettete ihn nur sein gutes Roß. Eine allgemeine Entmutigung trat ein; die Häuptlinge fielen von ihm ab; der Aufstand war mißglückt. Wieder mußte er über die marokkanische Grenze entweichen. Mit dem Bewußtsein, die Unterwerfung Algeriens vollendet zu haben, verließ Bugeaud den afrikanischen Boden. Als Generalgouverneur Algeriens trat der Herzog von Aumale an seine Stelle.

Abd el Kaders Gefangennahme.

Dem Sultan von Marokko war indes sein Gast nichts weniger als bequem. Immer noch zwar war er dank des religiösen Einflusses, den er ausübte, und dank der geheimen Unterstützung Englands, die ihm zufloß, ein mächtiger Mann; aber Frankreich drohte mit einem Einmarsche, wenn Marokko sich des Flüchtlings nicht entledige, der neue Pläne zu spinnen schien; denn eben setzten sich die Stämme der Beni-Amer und der Haschem in Bewegung, um sich Abd el Kader wieder anzuschließen. Sultan Abderrahman bot daher eine bedeutende Heeresmacht auf, ließ die dem Emir befreundeten Stämme überfallen und niedermetzeln; ja am 12. Dezember 1847 wurde Abd el Kader mit seiner Deira selbst nachts überfallen und mußte sich von neuem flüchten: aber wohin? Er sah keinen andern Ausweg aus seiner Bedrängnis, als sich mit den Seinen den Franzosen auszuliefern. Er schickte Abgesandte an den General Lamoricière mit dem Erbieten, sich den Franzosen zu ergeben, wenn sie seiner Deira Aufnahme in den französischen Schutz gewähren und ihn selbst nach Ägypten oder Syrien entlassen wollten. Bereitwillig gewährte der Generalgouverneur vorbehaltlich der königlichen Bestätigung beide Bedingungen. So erschien denn Abd el Kader am 21. Dezember 1847 bei dem Herzoge von Aumale; er stieg von seinem Pferde und bot es dem Prinzen zum Geschenke an. „Möge es Euch zum Glücke tragen!“ sagte er und reichte dem jungen Prinzen die Zügel des treuen Rappen dar. Allein Louis Philipp hielt es für zu gefährlich, das Abkommen seines Sohnes zu bestätigen. Abd el Kader wurde nicht entlassen, sondern in Fort Lamalgue interniert. Erst Napoleon III. gab dem kühnen Emir die Freiheit wieder.

Nun erst war Algerien wirklich gewonnen: eine Eroberung, die zu behaupten eine Armee von 100 000 Mann und einen jährlichen Aufwand von 100 Mill. Frank zunächst ohne die geringste Hoffnung eines Ertrages erforderte: eine Schule barbarischen Vertilgungskrieges für die französischen Generale, aus der dann die Feldherren des zweiten Kaiserreichs hervorgegangen sind: die Baraguay d'Hilliers, Canrobert, Mac Mahon, Pelissier, Randon, Vaillant, Cavaignac, Changarnier, Lamoricière.

Störungen der entente cordiale.

Die entente cordiale zwischen Frankreich und England war mit Recht von Metternich als eine der größten Lügen der diplomatischen Sprache bezeichnet worden. Bei jeder Gelegenheit machte sich Englands Eifersucht auf die maritime Entwickelung Frankreichs geltend. Auf den Südseeinseln lagen französische Jesuiten und englische Missionare in dauerndem Kampfe; als der Kontreadmiral Dupetit-Thouars die Königin Pomare von Tahiti entsetzte und die ihr unterthänigen Inseln für französisches Besitztum erklärte, erzwang die englische Regierung die Rückgängigmachung dieses allerdings ganz unbegründeten und rechtlosen Vorgehens. Als 1842 Frankreich mit Belgien und der Schweiz nach Vorgang des preußischen einen Zollverein schließen wollte, erklärte

sich England gegen diesen den Verträgen widersprechenden Eingriff in die belgische Selbständigkeit. Der Einmischung Englands in die marokkanische Angelegenheit wurde soeben gedacht. Darum suchte Louis Philipp sich den östlichen Großmächten wieder mehr zu nähern; er begann einen geheimen Briefwechsel mit Metternich, der es nicht an Ratschlägen, wie der Bürgerkönig seine Regierung zu gestalten habe, fehlen ließ. In Wahrheit indessen hätte es derselben kaum bedurft; denn im Grunde seines Herzens war Louis Philipp kaum weniger absolutistisch gesinnt als der Hofkanzler in Wien. Zehn Jahre lang freilich hatte er nicht dazu gelangen können, die Regierung nach seinen persönlichen Anschauungen, die er als den „unwandelbaren Gedanken" zu bezeichnen liebte, zu gestalten. In dem Minister Guizot hatte er endlich den Mann gefunden, der sowohl nachgiebig gegen den König als auch fähig und geschickt genug war, zur Bewahrung konstitutionellen Scheines sich der Kammermehrheit zu versichern. Darin liegt die Erklärung, daß Louis Philipp Guizot neben Soult als leitenden Minister, nach Soults Rücktritt im Jahre 1847 auch als Ministerpräsidenten, Jahr um Jahr beibehielt.

Öde des Parteigetriebes.

Die Opposition der Deputiertenkammer setzte sich aus sechs Parteien zusammen, deren mittlere nicht auf einem Gegensatze der Meinungen, sondern nur auf einem Gegensatze der Personen beruhten. „Ihr seid kein Prinzip", rief der Republikaner Lamartine ihnen zu, „ihr seid nur ein Ränkespiel." Jede dieser Parteien verfolgte einzig das Ziel, das Kabinett zu stürzen, um selbst die Regierung in die Hand zu bekommen. Darum wird Thiers so gut wie Molé, wie auch Guizot es nicht anders gemacht hatte, mit einem Male liberal-oppositionell, sobald sie von dem Ministersessel auf die Abgeordnetenbank herabsteigen. Darum steigern sich bei diesen „großen Egoisten", wie sie der König nannte, Angriffswut und Haß mit jedem Jahre mehr, daß Guizot sich am Ministertische behauptete. Freilich die große Menge nahm wenig Anteil an diesem persönlichen Ränkespiel der Kammerdebatten. „Frankreich langweilt sich", sagte Lamartine ganz richtig. Indes trugen sie doch auch das Ihrige dazu bei, den Namen des Ministers und die „persönliche Regierung" des Königs verhaßt zu machen, der unbeirrt, durch die Meinung seiner klugen und herrschsüchtigen Schwester, Madame Adelaide, bestärkt, an Guizot festhielt. Nur das eine Gute mochten sie haben, daß die Wünsche der oppositionellen Minderheit immer wieder auf die Notwendigkeit der Wahlreform zurückgelenkt wurden, um durch Herabsetzung des Zensus eine echtere Volksvertretung und damit eine andre Kammermajorität zu erlangen.

Attentate auf den König.

Auch in den Zeitungen wurde „Wahlreform" neben unablässigen Angriffen gegen Guizot und selbst gegen die Person des Königs das stetig wiederkehrende Thema; scharf genug behandelte es der gemäßigt liberale „National", schärfer schon die „Presse" des geistreichen Girardin, am schärfsten die „Reforme", das Blatt der radikalen Republikaner. Sie betrachtete kurzweg jede Person als verbraucht und anrüchig, die irgendwie zu dem Königtume in Beziehung gestanden. Ja der fortwährend geschürte Haß machte sich in Attentaten Luft, die bei jeder Gelegenheit — stets ohne Erfolg — gegen den König unternommen werden; am 25. Juni 1836 feuerte ein Handlungsdiener Alibaud auf den König, kurze Zeit darauf Meunier, als sich der König zur Kammereröffnung begeben wollte; um die Zeit, da sich Barbès des Stadthauses bemächtigte, wurde ein Komplott zur Ermordung des Königs entdeckt; am 15. Oktober 1840 machte ein Mensch Namens Darmès einen Mordanfall; im ganzen wurden zehn Attentate auf den König unternommen. Es war klar, das Julikönigtum, welches nur auf den besitzenden Bürgerstand sich stützen wollte, hatte bei der großen Menge des Volkes allen Boden verloren.

Eigenwilligkeit des Königs.

Der greise König hatte kein Verständnis für den Geist der Zeit, der immer mehr nach Entfesselung drängte; immer eigensinniger wurde er mit zunehmendem Alter, immer überzeugter von der alles beruhigenden Kraft der pensée immuable, immer unduldsamer gegen die Meinung andrer. In der eignen Familie wagte niemand mehr die Stimme zu erheben, obwohl man hier bessere Kenntnis von der öffentlichen Meinung hatte, denn die Söhne des Königs waren auf den Gymnasien, wie andre junge Franzosen auch, erzogen worden, und die Prinzessinnen kamen durch ihr Interesse für Litteratur und Kunst mit der Außenwelt genug in Berührung. Aber wer dem Könige zu

widersprechen wagte, wie der Prinz von Joinville, fiel in Ungnade; wer schweigend seine eigne Meinung zu behalten schien, wie die Herzogin von Orléans, wurde mit kränkendem Mißtrauen behandelt. Man beschützte Kunst und Wissenschaft wie früher mit einer gewissen Ostentation; aber doch trat ein gewisses gemachtes Wesen zu Tage. Nur die anerkannten Größen wurden zu Hofe eingeladen. Den erst aufstrebenden begegnete man mit Mißtrauen, vollends die Größen der Opposition hielt man geflissentlich fern. Erst die Herzogin von Orléans fand freieres Verständnis und wurde darum bald populär.

Tod des Herzogs von Orléans.

Es war für die Dynastie ein schwerer Schlag, als der Herzog von Orléans sich am 13. Juli 1842 auf einer Fahrt nach Neuilly, wo er sich vor dem Abgange in das Lager zu St. Omer von seinen Eltern verabschieden wollte, beim Durchgehen der Pferde durch einen unglücklichen Sprung aus dem Wagen eine tödliche Verletzung zuzog; er war erst 32 Jahre alt und der Graf von Paris (geb. 24. August 1838) noch nicht ganz vier Jahre. Es erhob sich die Frage, ob bei dem Ableben Louis Philipps, Helene von Orléans für ihre beiden unmündigen Söhne die Regentschaft übernehmen sollte, oder der zwar tüchtige aber unbeliebte nächstälteste Bruder des Verstorbenen, der Herzog von Nemours. Wegen des protestantischen Bekenntnisses der Mutter entschied das neue Gesetz über die Regentschaft zu gunsten des Herzogs. Die Legitimisten benutzten jenen für sie entschieden vorteilhaften Unglücksfall zu einer Demonstration, indem sie in hellen Haufen nach London pilgerten zu dem eigens dazu hingekommenen Herzog von Bordeaux, der damals 23 Jahre alt war. Diese „Pilgerfahrt nach Belgrave Square" wußte der König damit abzufertigen, daß er in der Adresse an ihn die Kammer zu sagen veranlaßte: „Das öffentliche Gewissen brandmarkt strafbare Kundgebungen" (27. Dezember 1843). Das gab dem legitimistischen Abgeordneten Berryer, der auch in London gewesen war, Veranlassung zu einem spöttischen Hinweis auf Guizots Reise nach Gent zu Ludwig XVIII. „Ja, ich war in Gent! ich war in Gent!" rief Guizot mehrmals in den tobenden Lärm, und schloß seine Auseinandersetzung, weshalb er da gewesen, mit den bei derzeitiger Stimmung nicht sehr gewinnenden Worten: „Häufe man, so hoch man nur Lust hat, den Zorn, die Beleidigungen, die Verleumdungen — sie werden niemals die Höhe meiner Verachtung erreichen!" Berryer und seine Genossen traten übrigens freiwillig aus der Kammer, um sofort wiedergewählt zu werden und dadurch Guizots Ansicht von der öffentlichen Meinung Lügen zu strafen.

Einseitiges Interesse für die Bourgeoisie.

Die Interessen der wohlhabenden Bourgeoisie teilte der König bis ins kleinste. Aber für die Landbevölkerung, die zwei Drittel der Nation bildete, geschah nichts. Den Landmann drückte der Kapitalmangel; er mußte 8 bis 11 Prozent für seine Anlehen zahlen. Aber weder wurde die Hypothekenordnung gebessert noch die Anlage von Provinzialbanken gestattet. Dazu kam noch der Schutzzoll, der nur den Fabrikanten zu gute kam. Nicht einmal die Herabsetzung des Zolles auf Wolle und Schlachtvieh, welche die Regierung im Sinne hatte, gab die besitzende Bourgeoisie zu. An ihrem Widerstande scheiterte auch die 1847 geplante Zollreform. Die Einfuhr aller Woll- und Baumwollenwaren wurde sogar im Interesse der Fabrikanten ganz verboten. Der staatlichen Anlage von Eisenbahnen trat die Selbstsucht der großen Bankiers entgegen, welche eine so gewinnreiche Spekulation sich selbst vorbehalten wollten: nur die Vergnügungsbahn von Paris nach Versailles konnte von der Regierung gebaut werden. Der Arbeiter wurde dem Fabrikherrn ganz überantwortet: jeder Streik wurde streng verboten, jede Arbeitervereinigung an polizeiliche Erlaubnis geknüpft. Paris wuchs zu einem riesigen Fabrikplatze heran. Unsittlichkeit und Verbrechen nahmen in den höchsten wie in den niedrigsten Gesellschaftskreisen in erschreckendem Maße zu: der frühere Minister Teste wurde wegen Betrugs zu Gefängnis verurteilt, der Herzog von Choiseul-Praslin vergiftete seine Frau; das Treiben der Verbrecherwelt enthüllte Eugen Sue in seinen „Geheimnissen von Paris". Eine Welt des Elends drängte sich bittend, drohend an die Besitzenden heran. Die Begünstigung der materiellen Interessen durch das Julikönigtum führte zu einer Mißachtung der idealen Güter und unterhöhlte den ganzen Staatsbau des Parteikönigtums, so daß er bei geringem Anstoße schon zusammenbrechen mußte.



Sechster Zeitraum.

Die revolutionären Erhebungen des Jahres 1848, ihr Scheinerfolg und ihre Bewältigung.

(1848—1852.)

Graf Gustav Schlabrendorf, der berühmte Einsiedler der Rue Richelieu in Paris, stellte einmal drei untrügliche Vorzeichen für eine jede Revolution auf: das Gefühl der Unerträglichkeit des Bestehenden, die Meinung, daß die Regierung den Mängeln nicht abhelfen wolle, noch die Macht dazu habe, das Bewußtsein der Überlegenheit in den nach Änderung verlangenden Elementen. Zwar hat der scharfsichtige Beobachter der Menschen das Revolutionsjahr 1848 nicht mehr erlebt — er starb schon 1824 — aber das „Sturmjahr" hat völlig die Richtigkeit seines Ausspruchs erwiesen.

Charakter der Revolution von 1848.

Eigenartig ist der Revolution von 1848 ihre Ausdehnung fast über den ganzen Erdteil. Man darf nicht annehmen, daß, wenn auch die Revolution zuerst in Frankreich zum Ausbruche kam, allein in der Pariser Februarrevolution die Ursache gelegen habe, daß die revolutionäre Bewegung die wichtigsten Mittelpunkte fast des ganzen Kontinents ergriff. Dazu erfolgte in diesen allen der Ausbruch viel zu rasch: vielmehr ist in der Februarrevolution nur das Signal zu sehen, das durch die ermunternde Kraft des Beispiels wirkte. Eigenartig ist ferner der Revolution von 1848 wenigstens in Deutschland und in Italien der nationale Charakter, der 1830 der deutschen Bewegung fehlte; eigenartig ist ihr das Hervortreten der sozialen Richtung, die sich schon damals von der nationalen trennte und zum erstenmal seit Babeufs Tagen in Frankreich ihre Stärke erprobte, aber für diesmal unterlag.

Anwachsen des sozialen Elends.

Die lange Friedensperiode hatte eine außerordentliche Entwickelung der Industrie im ganzen westlichen Europa bewirkt; das Maschinenwesen hatte von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung gewonnen. Das Kapital warf sich immer mehr auf die Industrie, weil diese die größte Aussicht auf Gewinn bot. Dadurch entstand eine erdrückende Konkurrenz, bei der die Fabrikanten sich nur durch möglichste Herabsetzung der Preise behaupten konnten. Die nächste Folge war, daß die Handwerker,

die bei der größeren Kostspieligkeit der Handarbeit mit den Fabriken nicht auf die Länge rivalisieren konnten, in Menge zu Grunde gingen und, um nur zu leben, als Arbeiter sich in die Fabriken gedrängt sahen. Diese Konkurrenz der Arbeiter unter sich wie das Bestreben der Fabrikanten, zu immer niedrigeren Preisen ihre Waren auf den Markt zu bringen, drückte aber die Arbeitslöhne immer tiefer herab. Die Folgen hiervon verschlimmerten zugleich wieder die Ursache, bis der Arbeitslohn in den Fabriken so erbärmlich wurde, daß er kaum noch hinreichte, die allernotwendigsten Tagesbedürfnisse des Arbeiters zu decken. Für irgend welche Erleichterung des Lebens, für Kindererziehung, für Krankheit, für Alter blieb nichts übrig: die Lage des Arbeiters war unerträglich geworden; er sah sich, um nur zu leben, zum willenlosen Sklaven des besitzenden Fabrikanten herabgedrückt, dem allein der Ertrag der Arbeit zufiel.

Soziales und politisches Übergewicht des Kapitals.

Nun aber hatte der Besitz nicht bloß das soziale Übergewicht, sondern auch in allen Staaten das politische; denn die Ausübung politischer Rechte war durchweg an einen gewissen Besitz gebunden. Sah nun der Arbeiter in den Besitzenden schon seine Bedränger, so sah er auch in ihnen seine politischen Gegner, die dem Staate diejenige Ordnung gaben, die den Arbeiter rechtlos machte. Wie konnte er da der Staatsregierung, an welcher allein sein Gegner, das Kapital, teil hatte, den Willen zutrauen, seinen trostlosen Verhältnissen abzuhelfen? Oder wie konnte er hoffen, daß den Kammern gegenüber, deren Bänke allein die Besitzenden füllten, die Regierung mit Maßregeln durchdringen würde, selbst wenn sie es wollte, dem Arbeiter eine Erleichterung seiner Lage zu verschaffen?

Die Arbeitermassen in ihrer Stimmung.

Und dennoch bildeten die Arbeiter die Majorität der Bevölkerung der Staaten. Europa zählte im Jahre 1848 etwa 270 Millionen Bewohner, wovon 150 Millionen auf die Proletarier entfielen. Es war klar: kam es zu einem gewaltsamen Zusammenstoß zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, so hatten diese das Übergewicht der Fäuste auf ihrer Seite. Aber nicht nur dies, sie hatten auch Bundesgenossen an all jenen unruhigen Köpfen, welche, wenn auch mit höherer Bildung ausgerüstet, doch durch die Verfassung der Staaten ebenso rechtlos waren wie Proletarier. Diese waren es, welche den Arbeiter über die Rechte, die ihm vorenthalten würden, über die Selbstsucht des Besitzes, über die Parteilichkeit der Regierungen, über das Übergewicht des Arbeiterstandes aufklärten, nicht sowohl um dem Arbeiter zu helfen, als vielmehr, um aus den Proletariern sich eine Armee zu bilden, die willig wäre, ihren Führern Macht zu geben und sie emporzutragen.

Jeermias Bentham.

Es waren keine neuen Gedanken, mit welchen diese Agitatoren die Arbeitermasse unter ihre Fahnen lockten, indem jeder von beiden Teilen glaubte, den andern für die Erreichung seiner Sonderziele sich dienstbar zu machen. Es waren wiederum, wenigstens zum Teil, die Gedanken von Jean Jacques Rousseau, zum Teil die des Engländers Jeremias Bentham, welche, durch tausend Kanäle nach dem Kontinent hinübergeleitet, den Agitatoren des Jahres 1848 das Rüstzeug und die Schlagwörter lieferten, um die Massen des Volkes zu ködern. Nach Bentham ist, wie schon auseinandergesetzt wurde, das größte Glück der größten Zahl von Menschen der Maßstab für Recht und Unrecht. Dies Glück aber setzt er nur in die einfachsten Ziele des einzelnen Menschen. Er ahnt nicht, daß das wahre Glück gar nicht im Erreichen des Gewünschten, sondern nur im Streben nach Vervollkommnung, in der Unterordnung unter ein Ideal liegt. Der Staat hat nach ihm lediglich die Aufgabe, Sicherheit, Unterhalt, Überfluß und Gleichheit zu schaffen; die Pflicht der Unterthanen geht nicht weiter als ihr Interesse; sie haben nur so lange zu gehorchen, als die voraussichtlichen schlimmen Folgen des Gehorsams geringer sind als die voraussichtlichen schlimmen Folgen des Widerstandes. So führt ihn sein Nützlichkeitsgrundsatz zu einer anarchischen Demokratie: diese verlangt er als Staatsform und steht nicht an, wenn sie auf friedlichem Wege nicht zu erreichen sei, die Revolution zu empfehlen. Einen König hält er für nutzlos; in den Regierenden sieht er die natürlichen Feinde des Volkes, durch welche die Masse des Talentes, der Tüchtigkeit, der Nützlichkeit unterdrückt wird. Das Gewissen

gilt ihm nur für anerzogen, der Genuß an Musik und Poesie ist ihm nichts als ein Vorurteil.

Einwirkung von Benthams Gedanken.

Mit begierigem Ohr nahm der Arbeiter solcherlei Gedanken auf, wo nur immer sie ihm nahe gebracht wurden. Die Unerträglichkeit seiner Lebenslage machte ihn zu einem willigen Jünger derer, die ihn aufriefen für ihre eignen politischen Zwecke, die ihm schmeichelten und nicht müde wurden, die im Arbeiterstande steckende Kraft, ja Überlegenheit in grellen Farben ihm vorzuführen. Wunderliche Verquickung: bei den Führern sind die Ziele politischer Art, sie wollen Anteil gewinnen an der Regierung des Staates; bei der Masse sind sie sozialer Art, sie erstrebt Befreiung aus ihrer unerträglichen Lebenslage, es sei, wodurch es sei. In dieser Verbindung nicht miteinander übereinstimmender Interessen lag aber die innere Schwäche der revolutionären Bewegung von 1848: sie mußte in sich zusammensinken, sobald den Massen zum Bewußtsein kam, daß sie für fremde Interessen gebraucht wurden. Und um so rascher erfolgte diese Erkenntnis, als es weniger das ländliche Proletariat war, worauf die Bewegung sich stützte, als die Arbeiterbevölkerung der Städte, zumal der Großstädte, der eine gewisse geistige Geweckteit und ein Verständnis für ihre eignen Interessen inne zu wohnen pflegt.

Gleichwohl gelang anfangs die politisch-soziale Erhebung, indes nicht so sehr durch eigne Kraft, als infolge der ratlosen Bestürzung der Bedrohten. Denn fast allenthalben wurden die Regierungen durch die Bewegung vollständig überrascht. So überschätzten die Fürsten die Kraft und Nachhaltigkeit der revolutionären Erhebung und verloren den Entschluß des Widerstandes oder besonnener Vermittelung: denn „damals", sagte Friedrich Wilhelm IV. mit derbem Worte, „lagen wir alle auf dem Bauche".

Die alte Zauberformel der Französischen Revolution „Freiheit und Gleichheit!" hatte längst bei dem jüngeren Geschlechte ihren Kredit verloren. Man war zu der Einsicht gelangt, daß die Freiheit in ihren Konsequenzen zur Unterdrückung der Schwachen durch die Starken führe, daß aber die Gleichheit in ihrer Konsequenz die Beschränkung der Freiheit der Starken sei. Man ahnte, daß demnach die Aufgabe des Jahrhunderts nur die sein könne, die rechte Verbindung von Freiheit und Gleichheit zu finden, die rechten Schranken herzustellen, um den Konsequenzen der einen wie der andern vorzubeugen: freilich eine Aufgabe von der allerhöchsten Bedeutung, wohl geeignet, schwärmerische Köpfe sowohl wie besonnene Menschenfreunde auf das ernstlichste zu beschäftigen. An ihrer Spitze steht der Graf St. Simon, dessen Schüler A. Comte mehr als Philosoph denn als Sozialpolitiker hervorgetreten ist.

St. Simon.

Claude Henri de Rouvroy Graf v. St. Simon, geb. am 17. Oktober 1760, entstammte einer der ältesten Adelsfamilien Frankreichs. Ein in kritischen Perioden oft bemerkbarer unklarer Schaffensdrang beseelte den von dem bekannten Philosophen des vorrevolutionären Frankreich d'Alembert erzogenen Jüngling. Mit 17 Jahren ließ er sich mit den bezeichnenden Worten wecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu thun." Dann diente er unter Washington, war in Mexiko thätig, kehrte für kurze Zeit nach Frankreich zurück, dann war er wieder auf Reisen, von denen ihn die französische Revolution zurückrief. Als geborener Idealist verzichtete er in der von ihm mit Freuden begrüßten Bewegung auf ein bedeutendes Vermögen, ohne darum von den jakobinischen Verfolgungen befreit zu sein. In seiner Haft kam ihm der Gedanke, eine „physikalisch-politische", d. h. eine auf der Vereinigung von Politik und Naturwissenschaft beruhende Wissenschaft zu gründen, was ihm freilich nicht gelang. Dagegen ging er an das vielversprechende Werk, die bestehende Gesellschaftsordnung in ihren Lücken zu ergänzen. „Mein ganzes Leben", sagte Graf St. Simon auf seinem Sterbebette, „faßt sich in einem einzigen Gedanken zusammen; dieser Gedanke ist: jedem die freieste Entwickelung seiner Thätigkeiten zu sichern." Er hatte einen „Organisationsplan" entworfen, worin er den Staat anrief, um die Arbeit, die Produktion zu organisieren; dazu hielt er keineswegs eine Revolution für notwendig; das legitime Königtum sollte das große Werk in die Hand nehmen. Drei Kammern für „Erfindung, Prüfung und Ausführung" sollten diesem dabei zur Seite stehen. Aber er faßte diese Reform, an die großen Ideen des Christentums anknüpfend, als eine Art neuer Religion, die jedoch nicht die Verbesserung des Menschenloses in die andre Welt verlege, sondern schon hienieden die Glückseligkeit aller Menschen zu verwirklichen strebe. Im Glauben an eine bessere Welt, in Liebe für die Menschheit und in der Hoffnung, daß die von ihm geforderten Reformen sich mit der Steigerung der menschlichen Gesittung unbedingt verwirklichen müßten, starb St. Simon in Dürftigkeit und fast vergessen am 19. Mai 1825. Seinen Schülern war es vorbehalten, ihn der Vergessenheit wieder zu entreißen.

Comte. Die Grundgedanken St. Simons versuchte August Comte (1798—1857) in seiner „positiven Philosophie“ (1839) zu einem System auszugestalten und zu entwickeln, worin er lehrte, daß alle gebildeten europäischen Völker bestimmt seien, republikanische Staatsformen anzunehmen und sich zu einem Staatenbunde zu vereinigen, der durch einen Kongreß von Paris aus regiert werden sollte. Er erkennt die überlegene Kraft des Proletariats an; denn ihm legt er die Regierungsgewalt in die Hände, während aus den wohlhabenden Klassen die Nationalrepräsentation genommen wird, welche das Recht der Steuerbewilligung übt.

Rodrigues. Unter den wenigen Getreuen, die St. Simon um sich gesammelt, trat Olinde Rodrigues hervor, von Abstammung ein spanischer Jude, der Bank- und Börsengeschäfte betrieb und von St. Simon auf dem Totenbette beauftragt sein wollte, dessen Lehre weiter zu verbreiten. Zu diesem Zwecke gründete er im Oktober 1825 eine Zeitschrift unter dem Titel „Producteur“, die jedoch aus Mangel an Lesern im Dezember 1825 wieder einging. Immerhin hielt sich die Schule, an deren Spitze nun St. Amand Bazard und Enfantin traten.

Bazard. Saint Amand Bazard, geboren am 19. September 1791, ein früherer Carbonaro, der sich 1821 an einem vergeblichen Versuche zu einem Aufstand gegen die Bourbonen beteiligt hatte, wandte sich Ende der zwanziger Jahre der Lehre St. Simons zu. Er bewies sich bald als rühriger Agitator von überzeugender Beredsamkeit. Er ging weiter wie St. Simon. Er forderte, daß alle Produktionsmittel, die Ländereien und die Kapitalien, die heute zerstückelt das Privateigentum bilden, zu einem Gesellschaftsfonds vereinigt würden, der jedem nach seiner Fähigkeit zur Verfügung stehen sollte; die materiellen Vorteile der Geburt hätten zu verschwinden und das individuelle Vermögen sei nach der individuellen Leistung zu bemessen. Man sieht, daß sich aus solchen Forderungen der sozialistische Ideengang des Jahrhunderts entwickelte.

Enfantin. Eng verbunden mit ihm war Barthélemy-Prosper Enfantin, geboren am 8. Februar 1796 zu Paris, seit 1823 Kassierer an derselben Pariser Hypothekenbank, an deren Spitze Olinde Rodrigues stand. Im Jahre 1828 trat er, durch St. Simons Schriften angeregt, mit einer Art Roman an die Öffentlichkeit, des Titels: „Les mémoires d'un industriel de l'an 2240“. In jener Zeit wird das Erbrecht nach dem Grade der Verwandtschaft beseitigt, jede individuelle Ausbeutung ist verschwunden, die Erziehung für alle gleichmäßig gut und unentgeltlich; die Standesunterschiede sind verwischt; an der Spitze der wirtschaftlichen Produktion steht eine staatlich geleitete Zentralbank, die die Arbeitsinstrumente jedem nach individuell bewiesener Fähigkeit zuführt. Man sieht, es sind fast dieselben Gedanken wie bei Bazard; beide gehen weit über St. Simon hinaus. Im August 1829 begründeten die Anhänger der neuen Lehre wieder eine neue Zeitschrift „L'Organisateur“ und bildeten eine Art Religionsgenossenschaft. Olinde Rodrigues, der sich ja als den eigentlichen geistigen Erben St. Simons ansah, ernannte kraft des von ihm übernommenen Vermächtnisses am 31. Dezember 1829 Bazard und Enfantin zu „pères suprèmes“ der St. Simonistischen Religion.

Die Simonistische Religion. Unmittelbar nach dem Siege der Julirevolution, am 30. Juli 1830, veröffentlichte Enfantin ein Manifest, in welchem er die Abschaffung des Erbrechtes und die Befreiung des Weibes forderte. Zahlreiche Gläubige begannen sich um ihn zu sammeln; die alten Hörsäle in der Rue Taranne und in der Rue Monsigny wurden bald zu klein; andre Lehrsäle wurden inmitten der elegantesten Stadtteile von Paris eröffnet; bald hatte jeder der zwölf Stadtbezirke einen besonderen Lehrsaal, und in einer großen Halle in der Rue Taitbout wurde jeden Sonntag Mittag öffentlicher Gottesdienst gehalten. Denn Mitte 1831 überstieg die Zahl der Anhänger der neuen Religion über 40 000. Es war vor allem die priesterliche Persönlichkeit Enfantins, welche diese Wirkung ausübte: schön von Gestalt und Antlitz, voll verhaltener innerlicher Glut, und selbst im heftigsten Kampfe von imponierender Würde.

Die „Familie Enfantin“ zu Menilmontant. Besonders in der Frage von der Gestaltung der Familie ging Enfantin über St. Simon hinaus. Diesem war das Gesetz der Ehe heilig geblieben, nur daß er die Gleichberechtigung des Weibes verlangt hatte; Enfantin aber schlug eine doppelte Art von Ehe vor: ein dauernde Ehe für die tief angelegten Naturen, eine wechselnde für die unsteten. Denn die gesellschaftlichen Einrichtungen müßten sich der Natur des

Menschen anpassen, nicht umgekehrt. Über diesen Grundsatz kam es zu heftigen Zerwürfnissen, infolge deren sich Bazard, Pierre Leroux und andre hervorragende Häupter im November 1831 aus der „Familie" Enfantins zurückzogen. Dazu kam, daß der Versuch, durch gemeinsame Arbeit Gewinn zu erzielen, obwohl 4000 Mitglieder vom Arbeiterstande in den Werkstätten für Rechnung der Gemeinde thätig waren, fehlschlug. Rasch verlief sich jetzt die eben noch nach Zehntausenden zählende Gemeinde. Enfantin zog sich mit 40 „Brüdern" im April 1832 auf ein Landgut bei Menilmontant zurück, wo sie in der kleidsamen Ordenstracht, mit langem Haar und Bart, in gemeinsamen ländlichen Arbeiten und regelmäßigen Andachtsübungen ihre Tage verbrachten. Eine



242. Barthélemy-Prosper Enfantin, genannt Père Enfantin.
Nach der Zeichnung von Cäcilie Brandt lithographiert von A. Knewel.

Anklage, die öffentliche Moral verletzt zu haben, brachte im August 1832 die ganze Gemeinde vor die Assisen. Die Familie mußte sich auflösen; die Zeit ihrer öffentlichen Wirksamkeit war vorüber.

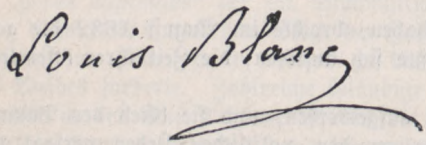
Dennoch war einmal die soziale Frage aufgeworfen; und sie blieb der Tummelplatz für die Jugend, der eine Beteiligung an dem politischen Leben versagt war. Daher kam es, daß die Vorträge, die Karl Fourier über die Herstellung der sozialen Harmonie hielt, ziemlichen Zulauf fanden. Fourier.

Fourier, 1772 geboren, war ein alter Sonderling, der in einem Handlungshause als Buchhalter arbeitete. Sein System ging davon aus, daß alle Leidenschaften gut seien; zwischen ihnen und den Naturgegenständen bestehe, wie denn überhaupt Erde und Menschheit sich entsprächen, eine Anziehungskraft. Es müßten also die Arten der Thätigkeit nach Maßgabe der Neigungen geregelt werden; dann werde das Übel aus der Welt verschwinden. Dieser Zweck werde erreicht werden dafür: wenn an die Stelle der Gemeinde und der Familienwirtschaft der Großhaushalt der geschlossenen Arbeitervereinigung, der Phalanx, und an die Stelle der zerstreuten Wohnungen das Phalansterium als zusammenhängende Großwohnung der Phalangen trete. In der Phalanx, welche Fourier aus je 1800 Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts zusammensetzt, müsse die Familie fortbestehen, jedoch gemildert durch Vielmännerei und Vielweiberei; eine Obrigkeit gebe es nicht, nur eine Verwaltung, welche einen jeden nach dem Werte seiner Arbeit, seinem Talente

und dem eingebrachten Kapital belohne. Wirklich kam es zu dem Versuche, in Rambouillet ein Phalansterium ins Leben zu rufen; doch mißlang er ebenso wie andre, welche nach Fouriers Tode (1837) einige seiner Anhänger in Frankreich, in Algier, in Brasilien und Nordamerika unternahmen.

Cabet. Einen Einfluß auf die Anschauungen der Masse des Volkes hat Fourier nicht gehabt. Nur eine kleine Zahl von Anhängern hielt an ihm fest. Aber die Forderung nach sozialer Reform, Organisation der Arbeit, Schutz der Arbeit gegen das Kapital verschwindet nicht mehr. Die letzte Erscheinung, die aus dem ursprünglich St. Simonistischen Ideengange hervorwuchs, ist Etienne Cabets (1788—1856) „Reise nach Ikarien", die 1842 erschien.





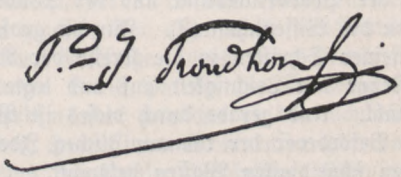
243. Louis Blanc.
Nach dem Kupferstiche von Auguste Hüßener.

Dies kommunistische Idyll schildert das Schlaraffenland Ikarien in lockendsten Farben. Es bietet neben Überfluß an materiellen Gütern alle Erfordernisse sittlichen Wohlergehens, alle Bedingungen höchster Geistesbildung, kurz alle feinen und edlen Lebensgenüsse dar: und alles dies lediglich als Wirkungen der in Ikarien herrschenden vollkommenen Gütergemeinschaft. Das vielgelesene Buch drang in die zahlreichen Schichten der Arbeiter ein und machte ihnen die Leiden und Entbehrungen, unter denen sie seufzten, erst recht empfindlich; dabei hütete es sich wohl, den Lebensgewohnheiten und Vorurteilen der Menge vor den Kopf zu stoßen. Freilich zog Cabet sich dadurch den Vorwurf der Inkonsequenz zu; aber die Wirkung seines Idylls, unterstützt durch das von ihm herausgegebene Sonntagsblatt „Le Populaire", war um so bedeutender. Manche ikarische Einrichtungen, wie allgemeines Stimmrecht und Nationalwerkstätten, blieben unvergessen, auch daß das Glück Ikariens aus einer Revolution hervorgeht. Auch Cabet versuchte in Texas, wo er 1847 von der Regierung der Vereinigten Staaten eine Landschenkung von 1 Mill. Acres erhalten hatte, sein Glück in Stiftung eines Zukunftsstaates, ein Versuch, der ebenso wenig gelang wie seine Vorgänger. Cabet starb 1856.

Eigentlich war Cabet und der St. Simonismus schon überholt durch einen Jüngling, der nicht bloß idealer Sozialist, sondern auch Politiker sein wollte und war, der nicht nur wie die St. Simonisten für das Volk, sondern auch durch das Volk wirken wollte. Im Jahre 1839 hatte Louis Blanc, geboren am 29. Oktober 1811, seine kleine Schrift über „die Organisation der Arbeit" veröffentlicht. Zu einer Zeit, wo das Elend die wachsende Verbitterung der Arbeiterbevölkerung immer höher steigerte, wo durch die wachsende Beweglichkeit des Kapitals und durch dreiste Spekulation Vermögen über Nacht entstanden und mit prahlerischem Luxus sich breit machten, mußte Louis Blancs scharfe Kritik der gesellschaftlichen Zustände begierige Leser finden. Soll der Zustand der niederen Klassen, der Arbeiter, besser werden, so müssen sie politischen Einfluß Louis Blanc.



244. Pierre Joseph Proudhon.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.



erlangen, um ihre Forderungen durchsetzen zu können. Das Volk und die nützlichen Arbeiter haben, da sie alles hervorbringen, auch ein ausschließliches Recht auf alles, und selbst die Republik ist weniger ein Zweck als ein Mittel, um die Güter von den Besitzern, die nicht arbeiten, auf die Arbeiter, die nichts besitzen, übergehen zu lassen. Er hat natürlich auch seine Heilmittel bei der Hand für alle bestehenden Schäden: er schlägt „die Errichtung von gesellschaftlichen Werkstätten für die wichtigsten Zweige der Nationalindustrie" vor. An das bestehende Eigentumsrecht rührt er formell trotzalledem nicht.

Die Wirkung der kleinen Schrift war außerordentlich. Nicht nur bei den Arbeitern und der Jugend fand sie Anklang; auch in der Kammer gab die äußerste Linke ihm recht und bekannte als oberste Pflicht des Staates, allen arbeitsfähigen Menschen Arbeit zu verschaffen. Tausende von Arbeitern brachten dem berühmten Naturforscher Arago Arago

ihren Dank dafür dar, daß er zuerst in der Kammer die Organisation der Arbeit zur Sprache gebracht, die Sache der Armen verteidigt hätte. Es war verhüllter Kommunismus, den Louis Blanc verkündigte. Niemand aber war lärmender in seinen Angriffen gegen
Lamennais. die verderbte Oligarchie als der frühere Ultraroyalist und Priester Lamennais, der Autor der vielgelesenen „Worte des Glaubens", der aber, als der Papst auf seine Vorschläge zur Reform des Kirchlichen nicht einging, mit dem Papsttum gebrochen hatte und das Volk gegen die besitzende Klasse aufwiegelte, wenn auch zunächst nur in allgemeinen Ausdrücken. Aber es erschienen auch Blätter ähnlicher Richtung, die weiter gingen, im Spätherbst 1837 der „Republikanische Moniteur", der dann den Titel von Babeufs Organ „L'homme libre" annahm. Dieser predigte unverhohlen in seiner ersten Nummer vom August 1838: „Was der Reiche besitzt, ist meist nur die Frucht des Raubes. Die Erde muß allen gehören. Die, welche nichts besitzen, sind von denen, die besitzen, bestohlen worden." Der schon erwähnte Aufstandsversuch vom Mai 1839 und die in Frankreich 1840 zuerst in größerer Ausdehnung veranstalteten Arbeitseinstellungen waren die Frucht solcher Predigten.

Proudhon. Damit war der Boden vorbereitet für Pierre Joseph Proudhon (1809—1865). Als Sohn eines armen Böttchers am 15. Juli 1809 in Besançon geboren, war er Buchdrucker geworden, hatte aber durch eigne Studien, später durch ein Stipendium der Akademie von Besançon unterstützt, sich eine Geistesbildung erworben, welche durch ihren Umfang ebenso sehr wie durch ihre Tiefe in Erstaunen setzt; zumal die Hegelsche Philosophie hatte er sich gründlich zu eigen gemacht. Im Jahre 1840 trat er mit einer, in ihrem Titel bewußt an die bekannte Broschüre des Abbé Sieyès erinnernden Denkschrift auf: „Was ist Eigentum?" Eine Frage, die er selbst beantwortete: „Eigentum ist Diebstahl." Er nannte diese Begriffsbestimmung „das bedeutungsvollste Ereignis der Regierung Louis Philipps"; denn er erwartete davon eine völlige Umwälzung. Jedenfalls hat sie, wenn auch äußerlich oft wenig merkbar, auf die Anschauung der ganzen folgenden Generation sehr wesentlich eingewirkt.

Aber die Stärke Proudhons lag nur in der Kritik. In dieser seiner ersten sozialistischen Schrift wie in den folgenden führt er siegreichen Krieg gegen die Lehren eines St. Simon so gut wie gegen diejenigen eines Fourier oder Louis Blanc; die Unbrauchbarkeit aller bisherigen Systeme sozialer Reform erweist er mit Handgreiflichkeit, indes was er selbst dagegen aufstellt, ist nicht viel weniger anfechtbar. Ihm ist der einzige Wertmesser der Arbeit die Zeit; Bescheinigung von geleisteten Arbeitsstunden ersetzt ihm das Geld; dadurch will er die ganze bisherige Ordnung der Dinge mit Ausnahme der Ehe und Familie beseitigen. Seine Lehre gipfelt darin, daß er Besitz, Gleichheit und das Aufhören jeder Staatsgewalt („Anarchie") an die Stelle des Eigentums, der Proportionalität und der Souveränität setzt; nicht die Gewalt solle herrschen, sondern die Wissenschaft (?). Für die große Menge war dies unverständlich; es ist auch keine seiner Schriften in die Kreise der Arbeiter gedrungen. Nur das eine Wort faßte die Menge mit Leichtigkeit auf und legte es sich nach Gefallen zurecht: Eigentum ist Diebstahl. Und gerade durch dieses ist Proudhon, sehr gegen seinen Willen, ein wirksamer Beförderer der kommunistischen Ideen geworden, die er doch in seinen Schriften mit den schneidigsten Waffen bekämpft.

So haben die Lehren des Kommunismus und Sozialismus, durch Flugblätter und Winkelschriftsteller bis in die letzten Arbeiterschichten verbreitet, die Verbitterung der Proletarier geschürt und ihr eine ganz bestimmte Richtung gegeben, die dann in der Revolution zu Tage getreten ist.

Die Februarrevolution.

Seit 17 Jahren hatte König Louis Philipp dem Ministerium, den Kammern, dem Lande gegenüber stets seinen Willen durchgesetzt: das gab ihm eine unerschütterliche Zuversicht zu seiner Staatskunst. Zehn Mordanschlägen war er, ohne auch nur verletzt zu werden, entgangen: das erhöhte das Gefühl seiner persönlichen Bedeutung in ihm. Auch machte ihn das Greisenalter immer noch eigenwilliger und unnachgiebiger. So

stand der vierundsiebzigjährige König einsam da, selbst in seiner Familie. Guizot opponierte ihm nur, um sich sofort bekehren zu lassen. Es war derselbe Guizot, der wenige Monate nach der Julirevolution geäußert hatte, daß die Dynastie geändert sei, sonst weiter nichts. Seit Jahren las der König keine französischen Zeitungen mehr: von dem Anwachsen der sozialen Bewegung in Frankreich, von dem oppositionellen Geiste, der auch die Nationalgarde ergriff, hatte er keine Ahnung, und die Bestrebungen der Kammeropposition behandelte er mit Nichtachtung. Er bemerkte nicht, oder wollte nicht bemerken, daß seinem Throne, wie Metternich unter dem 13. Oktober 1830 ganz treffend schrieb, von allen Regierungsformen zwischen 1792 und 1801 das Gewicht der Volksabstimmung fehle, von dem restaurierten Throne die ungeheure Stütze des historischen Rechtes, daß ihm von der Republik die Volkskraft fehle, von dem Kaiserreiche der militärische Ruhm, das Genie und die Armee Napoleons, von den Bourbons die Stütze des Prinzips. Selbst Guizot konnte nicht umhin, zu einem der fremden Gesandten einmal vertraulich zu äußern: „Der Grundcharakter des Königs ist äußerste Eitelkeit, ein unbegrenzter Hochmut."

Die spanischen Heiraten.

Jahrelang hatte die Kammeropposition dem Ministerium Guizot die Abhängigkeit der französischen Politik von England zum Vorwurfe gemacht. Nichts hatte Louis Philipp mehr gekränkt, als die abweisende Haltung der östlichen Höfe, namentlich Rußlands. Seine Vereinsamung wies ihn auf England hin. Doch auch hier wollte es zu keinem rechten Einvernehmen kommen, bis sich im September 1843 die junge Königin Victoria entschied, ihm in Begleitung ihres Gemahles einen Besuch auf dem Schlosse Eu bei Tréport abzustatten; es folgte ein Gegenbesuch des Königs in England und seine Schmückung mit dem Hosenbandorden, und dann ein zweiter Besuch des englischen Paares in Eu. Die Mißverständnisse des Jahres 1840 und seiner Vorgänger schienen völlig beseitigt zu sein. In dies „herzliche Einvernehmen", in die „entente cordiale", von der, wie erwähnt, Metternich meinte, daß niemals die Sprache zu einer so unverschämten Fälschung des wirklichen Sachverhaltes benutzt worden sei, brachte die Entwickelung der spanischen Verhältnisse einen herben Mißklang. Die Verheiratung der jungen Königin von Spanien, Isabella, beschäftigte sowohl den englischen wie den französischen Hof, als auch den von Wien und Brüssel. Die Verbindung mit dem Sohne des Prätendenten Don Carlos, die Metternich als die beste Lösung des spanischen Rätsels betrachtete, stellte sich als unmöglich heraus bei dem Hasse der Christinos gegen die Karlisten. Dagegen meinte König Leopold von Belgien, daß niemand für den spanischen Thron geeigneter sei, als sein Neffe Prinz Leopold von Koburg-Cohary. Da aber schon Portugals Königin an einen Koburger verheiratet war, erhob Louis Philipp Bedenken. Denn er hatte ebenfalls einen fertigen Heiratsplan in der Tasche. Mit feierlicher Berufung auf den allerdings etwas antiquierten Vertrag von Utrecht, der 1713 dem spanischen Erbfolgekriege zu gunsten des Bourbonen ein Ende machte, der aber durch die Anerkennung der von Ferdinand VII. aufgestellten weiblichen Erbfolge sowohl von Frankreich wie von England in Stücke gerissen war, verlangte Louis Philipp die Verheiratung der Königin Isabella mit einem Bourbon; außerdem aber wünschte er die Schwester der Königin, Luise, mit seinem jüngsten Sohne, dem Herzog von Montpensier zu vermählen. Dagegen verwahrte sich die englische Regierung mit ebenso scheinheiliger Berufung auf den Utrechter Frieden, da nur den in direkter Linie abstammenden Bourbons die Erbnachfolge gesichert sei. Es würde zu weit führen, alle die ebenso lächerlichen wie verächtlichen Intrigen des französischen Gesandten Bresson und des englischen Bulwer am spanischen Hofe zu verfolgen. Genug, daß im Taumel einer nächtlichen Orgie es dem Franzosen gelang, die junge Isabella dem Don Enrique, Herzog von Sevilla, einem körperlich wie geistig durchaus impotenten Bourbon, dem direkten Vetter der Königin zu verloben. Am 10. Oktober 1846 fand die Trauung statt, unmittelbar danach die des Herzogs von Montpensier mit Luise, obgleich Louis Philipp bei dem zweiten Besuche der englischen Königin (1845) ausdrücklich versprochen hatte, nur dann erst solle diese Vermählung stattfinden, wenn die Ehe Isabellas sich als kinderlos erwiese. Natürlich verfehlte dieser Akt von Bauernschlauheit nicht, zu dem sich Louis Philipp unter

Desavouierung Bressons absolut nicht schuldig bekennen wollte, in England, wo man sich trotz aller gleicher Eigenschaft plötzlich dupiert sah, höchste Entrüstung zu erregen zugleich mit dem Wunsche, die Blamage bei ehester Gelegenheit wieder zu vergelten.

Opposition. Natürlich richtete sich auch in der französischen Kammer die Opposition gegen die spanischen Heiraten: Thiers griff in einer dreistündigen Rede das Ministerium mit Schärfe an, freilich ohne denjenigen Effekt zu erreichen, den er beabsichtigte; das Volk nahm wenig Anteil an der Frage. Viel größer wurde jedoch die allgemeine Achtsamkeit, als die Opposition das Ministerium wegen der in fast allen Verwaltungszweigen vorgekommenen Unterschleife und wegen der Korruption der Beamten angriff: Emil de Girardin, der Redakteur der „Presse", deckte auf der Tribüne wie in seiner Zeitung eine Reihe skandalöser Fälle von Bestechung und Mißbrauch der Amtsgewalt auf, ohne daß der Minister etwas darauf erwiderte. Die Aufregung darüber war außerordentlich: die Regierung erschien nicht nur schuldig, sondern auch schuldbewußt. Also hatte Louis Blanc recht, dessen „Geschichte der zehn Jahre 1830—1840" eben deswegen eine so günstige Aufnahme gefunden hatte, weil sie von Haß und Verachtung gegen die Regierung Louis Philipps überfloß.

Finanzlage. Zwar war der materielle Wohlstand des Landes in steter Zunahme; man berechnet, daß in den 18 Jahren von 1830—1848 das gesamte bewegliche Kapital des Landes von 30 auf 45 Milliarden Frank gestiegen sei. Die fünfprozentige Rente stand 111, die dreiprozentige 81. Das überschüssige nach Verwendung suchende Kapital hätte sich gern auf weitaussehende Unternehmungen eingelassen. Gerade aber hierin ließ es die Regierung an einer planmäßigen und umfassenden Initiative fehlen, wie das z. B. die große Langsamkeit in der Entwickelung der französischen Eisenbahnen beweist, auf die schon Bezug genommen wurde; erst mit dem Gesetz vom 11. Juni 1842 trat der Staat mit ansehnlichen Anleihen und Begünstigung des freien Wettbewerbs fördernd ans Werk. Dazu kam der Mangel an leitenden Männern mit großen Ideen. Talleyrand, „der Mann mit den 11 Meineiden", der am 17. Mai 1838 gestorben war, gehörte zwar einer älteren, ja veralteten diplomatischen Schule an, aber er war doch Staatsmann von Profession gewesen. Jetzt fragte man weniger nach staatsmännischem Können als nach Gesinnungstüchtigkeit, so daß eine Menge von Dilettanten sich in Ämter einzuschleichen wußten, an denen sie lediglich die Höhe des Gehaltes interessierte. Äußerlich markierte sich das dadurch, daß jede Finanzperiode mit einem Defizit abschloß und die Ausgaben von 960 auf 1260 Millionen stiegen.

Einfluß der Litteratur. Was war überhaupt diese erbärmliche Gegenwart gegen die große Vergangenheit, gegen die Zeit des Konsulats, die damals mit breiter Ruhmredigkeit Thiers zu schildern begonnen hatte, gegen die Zeit der Revolution, die Lamartine in seiner Geschichte der Girondisten wie ein glorreiches Epos, großartig in Haß wie in Hingebung, den Franzosen vorführte! Mit Begeisterung für ihre Helden, mit dem stürmischen Drange, es ihnen gleich zu thun, erfüllte das Buch, in zahllosen billigen Ausgaben bis in die untersten Schichten des Volkes verbreitet, die Herzen des französischen Volkes.

Notlage der ländlichen Bevölkerung. Und die Zeit ließ sich an, als sollte die große Revolution wiederkehren. Die Mißernte des Jahres 1846 brachte über die Landbevölkerung furchtbare Entbehrungen, zu deren Linderung die Regierung nicht das Geringste that. Das hungernde Volk plünderte die Kornlager und Bäckerläden; mehrere Gutsbesitzer wurden ermordet; scharenweis zog die aufgeregte Menge von Dorf zu Dorf. Überschwemmungen kamen dazu und zahlreiche Bankrotte, um die Not zu steigern. Das ganze mittlere Frankreich stand in Aufruhr. Ein Gefühl des Mißbehagens drang bis in die höchsten Stände hinauf wie eine Ahnung kommenden Sturmes. „Frankreich bedarf einer Aufrüttelung", schrieb die Herzogin von Orléans einer vertrauten Freundin, und auch ihr Schwager Joinville fand die Lage „sehr ernst" und fing an, „ernstlich besorgt zu werden".

Reformbankette. Das Ziel der Kammeropposition war der Sturz des Ministeriums Guizot; das Mittel dazu sollte sein, die Majorität in der Kammer zu erlangen. Zu dem Zwecke richtete die Opposition ihr Bestreben in erster Linie auf Wahlreform: sie verlangte die Ausdehnung des Wahlrechts auf die Studierten und die Herabsetzung des Wahlzensus.

Dafür galt es die Stimmung des Landes zu gewinnen. Es blieb daher, als 1847 die Kammer auseinander ging, in Paris ein „Wahlausschuß" zusammen, der aus den Mitgliedern aller Schattierungen der Opposition gebildet war. Auf dessen Veranlassung wurden nun sogenannte Reformbankette sowohl in Paris wie in den Provinzialstädten veranstaltet, bei denen durch Reden die allgemeine Stimmung bearbeitet wurde. Im ganzen waren es etwa 70 Bankette, die während des Jahres 1847 abgehalten wurden. Dadurch wurde die Erregung der Gemüter wach gehalten und geschürt. Ganz dem selbstgefälligen Charakter der Regierung entsprechend hielt diese die Bankette für so unbedeutend, daß es den Provinzialbehörden überlassen blieb, sie zu erlauben oder zu verbieten.

Es erwies sich auch bald die Unfruchtbarkeit der ganzen Bankettbewegung: gegen Ende des Jahres trat die neugewählte Kammer zusammen, in der die Majorität doch wieder auf Seiten der Ministeriellen war. Dennoch hielt es der König mit einem Male für notwendig, die Reformagitation mit scharfem Worte zu verurteilen. Er sprach in der Thronrede, mit der er am 28. Dezember 1847 die neue Kammer eröffnete, von „der Aufregung, die durch feindselige und blinde Leidenschaften unterhalten würde." Das war eine beleidigende Anklage der ganzen Reformpartei: einen Moment dachte sie daran, ihre Mandate niederzulegen; doch war schließlich Girardin der einzige, welcher wirklich deswegen aus der Kammer austrat. Um so heftiger aber mußte der Kampf werden, der sich bei der Beratung über die Antwortsadresse zwischen der Opposition und dem Ministerium erhob.

Widerstand des Königs gegen Reformen.

„Ich werde nie die Hand zu einer Reform bieten", hatte der König schon vor dem Zusammentritt der Kammer gesagt. Man drang jetzt in ihn, zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüter einzulenken. Aber die Deputation des Pariser Gemeinderates, die ihm die Notwendigkeit der Reform darlegen wollte, ließ er gar nicht vor sich. Dem Seine-Präfekten antwortete er: „Mein lieber Präfekt, davon verstehen Sie nichts!" Und als der General Sebastiani ihm die Besorgnisse, die die Prinzessin Adelaide auf ihrem Sterbelager — sie starb am 1. Januar 1848 — ihm ausgesprochen hatte, mitteilen wollte, erwiderte der König seinem langjährigen Vertrauten kurz: „Man sieht es wohl, Sie werden alt, Marschall!" Freilich dem Scheine nach behielt er recht: die Majorität der Kammer nahm am 12. Februar 1848 mit 222 Stimmen — die Opposition enthielt sich der Abstimmung — die Adresse in der Form an, die Guizot wünschte.

Zunehmende Erregung.

Die Aufregung der Hauptstadt war unverkennbar. Mehreren Professoren des Collège de France, wie Michelet und Quinet, wurde die Fortsetzung ihrer Vorlesungen verboten. Die Studenten unterzeichneten Proteste und brachten den Redaktionen des republikanischen „National" und der sozialdemokratischen „Reforme" Huldigungen dar. Die Nationalgarde machte aus ihrer Verstimmung kein Hehl. Die geheimen Gesellschaften begannen sich wieder zu regen. Allabendlich sah man Arbeiterhaufen unter dem Gesange des Girondistenliedes: „Laßt uns sterben für das Vaterland!" über die Boulevards ziehen. Den Fremden wurde es unheimlich in der großen Stadt; wer konnte, reiste ab. Es war klar, daß bei dieser Spannung der Gemüter der geringste Tumult zu einem allgemeinen Ausbruche führen konnte.

Sorglosigkeit der Regierung.

Dennoch glaubte die Regierung alles für die Ruhe und Ordnung gethan zu haben, als sie einige Regimenter nach Paris beorderte. Denn der König dachte höchstens an eine Erhebung der Republikaner, und eine solche hatte er schon so vielfach scheitern sehen. Und wirklich erschien die Zahl der Republikaner in Paris nichts weniger als furchterweckend: man glaubte nach den polizeilichen Überwachungslisten ihrer nicht mehr als 4000 rechnen zu dürfen. Das waren die etwa 1000 Pariser Abonnenten des „National" und der „Reforme", ebensoviel Mitglieder der beiden Geheimbünde, Gesellschaft der Jahreszeiten und Dissidentische Gesellschaft, ungefähr 1500 polnische, italienische und spanische Flüchtlinge, von denen zu erwarten war, daß sie auf den ersten Flintenschuß sich um das Banner der Insurrektion scharen würden, und etwa 500 bis 600 alte Verschwörer, welche bereit waren, an jedem Tumult sich ohne weiteres zu beteiligen.

Allein diese 4000 bildeten gewissermaßen nur den Generalstab der Insurrektion und das erste Treffen. Hinter ihnen stand die ungeheure Masse derjenigen, die ohne alle politischen Ziele aus Not, wilder Zerstörungssucht oder aus Haß gegen die Besitzenden bereit standen, sich in den Kampf, wenn er einmal begonnen war, mit Leidenschaft zu stürzen.

Paris zählte damals 1050000 Einwohner. Es war die Folge der Revolution, welche die Bande der Religion und Moral zerrissen hatte, daß das Verhältnis der ehelichen zu den außerehelichen Geburten auf 158 : 100 sich gestellt hatte. Im Jahre 1848 gab es daher in Paris gegen 400000 Menschen, welche, außerehelich geboren, in einem Findelhause erzogen waren. Das Findelkind wird, wenn es heranwächst, Gassenjunge, und der Pariser Gassenjunge entwickelt sich im Fortschritt der Jahre zu einem Schrecken für jede Zivilisation. Er besitzt die Anfangsgründe einer Erziehung, nämlich gerade so viel, daß er die schlechteste Litteratur lesen kann, d. h. so viel, daß er die Versuchung in jeder Gestalt in sich aufnehmen kann, ohne fähig gemacht zu sein, sie zu bekämpfen. Seine Eltern sind ihm unbekannt; ebenso unbekannt sind ihm später seine Kinder, denn sie werden ebenfalls ins Findelhaus gethan, wie es mit ihrem Vater geschehen war. Ihm gesellt sich ein Weib ähnlichen Ursprunges und Charakters zu: von Familie und Häuslichkeit ist bei ihr nicht die Rede. Er hat nichts, was er sein eigen nennt, als ein paar kräftige Arme, um eventuell zu arbeiten, lieber um Barrikaden zu bauen, und ein furchtloses Herz, das jeden Augenblick bereit ist, das Glücksspiel des Todes oder des Vergnügens zu wagen. Von der Art gab es also damals etwa 80000 Männer in Paris, die unfähig waren, den in ihnen angefachten Leidenschaften zu widerstehen, ein Pöbel schlimmster Art, überdies untermischt mit dem Bodensatze der Bagnos und Kerker, jeder Hetzerei zugänglich.

Und gegen diese Armee hatte die Regierung 15000 Mann Linie und 2800 Munizipalgardisten (Polizeisoldaten) aufgeboten! Auf die Nationalgarde, die meist aus Krämern und Handwerkern bestand, konnte sie nicht mehr rechnen; diese hatte schon am 18. Februar, als sie die Wachen in den Tuilerien bezog, durch den Ruf: „Es lebe die Reform!“ deutlich ihre Sympathie für die Opposition ausgesprochen.

Verbot des Reformbanketts vom 22. Februar.

Die Mitglieder der Kammeropposition versammelten sich nach dem Schluß der Adreßdebatte, in der sie unterlegen waren, in dem Hotel Marmiton, um zu beraten, was nun zu thun sei. Man kam überein, durch eine großartige Demonstration der Regierung zu zeigen, daß das Volk auf seiten der Opposition stände. Eine Kommission wurde bestellt, um zu diesem Zwecke ein Festbankett in den elysäischen Feldern in Szene zu setzen. An 1500 Einladungen ergingen dazu, und die Nationalgarde wurde aufgefordert, Spalier für den Festzug der Geladenen von der Madeleine-Kirche nach den elysäischen Feldern zu bilden. Indessen Graf Dechamps, der Minister des Innern, sah in der Aufbietung der Nationalgarde eine Ungesetzlichkeit und verbot deswegen das auf den 22. Februar angesetzte Bankett am Abend des 20. Infolgedessen faßte die Opposition den Beschluß, sich an dem Bankette nicht zu beteiligen: nur Lamartine erklärte jetzt, daß er gehen würde, und wenn er der einzige wäre. Auch die Republikaner kamen auf den Antrag Louis Blancs und Ledru-Rollins dahin überein, einer Kundgebung sich zu enthalten. Die geheimen Gesellschaften jedoch beschlossen am Abend des 21. Februar, die Gelegenheit zu benutzen, um etwas gegen das Königtum zu unternehmen.

Der 22. Februar.

Zu Tausenden sammelte sich am Dienstagmorgen — dem 22. Februar — eine unruhige Menge, die größtenteils von dem ministeriellen Verbote keine Kenntnis erhalten hatte, vor der Madeleine-Kirche, dazwischen viele Bürger in ihrer Nationalgardisten-uniform. Studenten stimmten die Marseillaise an. „Es lebe die Reform!“ ertönte es immer wieder von neuem. „Nieder mit Guizot!“ antworteten andre Haufen und zogen vor das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, um Guizot die Fenster einzuwerfen. Die Munizipalgarde schritt ein: die Menge verteilte sich; große Haufen zogen nach dem Palais Bourbon, wo die Kammer ihre Sitzungen hielt, andre in die elysäischen Felder. Hier und da kam es zu Raufereien mit der Polizei. Um die Tuilerien sammelten sich bedeutende Truppenmassen; auf den Boulevards wurden Kanonen aufgefahren; aber im Südosten der Stadt, in allen Nebenstraßen der Rue St. Antoine, erhob sich am Abend Barrikade um Barrikade. In unruhiger Erwartung verging die Nacht.

Der 23. Februar. Guizot demissioniert.

Trübe zog der Mittwochmorgen, der 23. Februar, herauf; es war windig und kalt; vom Himmel rieselte ein feiner, durchdringender Regen herab. Ein Teil der Nationalgarde wurde jetzt aufgeboten; aber sie begnügte sich damit, einem Zusammenstoß der Truppen mit

den Barrikadenbauern vorzubeugen und Petitionen zu unterzeichnen, worin mit ungestümen Worten die Entlassung Guizots verlangt wurde. Die Abgeordneten der Linken, Marie und Cremieux, ein jüdischer Advokat, überbrachten die Bittschriften der Kammer, und der General Jacqueminot, der Kommandant der Nationalgarde, trug ihre Wünsche dem Könige selber vor. Louis Philipp schwankte; die Königin drang in ihn, nachzugeben und Guizot zu entlassen. Er dachte daran, selbst abzudanken; endlich fragte er Guizot um Rat. Der Minister schlug vor, zur Beschwichtigung der allgemeinen Aufregung den Grafen Molé zu berufen, und kehrte dann, als der König dem zustimmte, in die Kammer zurück, um dieser persönlich seine Entlassung anzuzeigen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht in der Stadt. Mit lauter Freude wird sie allenthalben begrüßt. Jubelnde Nationalgardisten durchziehen die Straßen mit dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Reform!“ In hellem Lichterglanz erstrahlen am Abend die Fenster, und eine fröhliche Menge drängt sich auf den Boulevards.

Die Katastrophe vor dem Ministerium des Äußern.

Da — es mochte gegen 9 Uhr sein — kommt eine Schar von Arbeitern mit Fackeln und Papierlaternen in den Händen, die Marseillaise singend, die Boulevards in militärischer Ordnung herabmarschiert. Ein Offizier der Nationalgarde führt sie an, dem ein großer, starkschultriger Kerl mit fliegenden Haaren eine rote Fahne voranträgt. Sie wollen, sagen sie, Guizot eine Katzenmusik bringen. Aber vor dem Redaktionsbüreau des „National“ machen sie mit Hochrufen halt. „Bürger“, ruft ihnen Armand Marrast, der Redakteur, zu, „wir haben einen schönen Tag gehabt: verderben wir ihn nicht!“ Im Marschtakte nach Illumination („des lampions!“) rufend, wo etwa ein Haus dunkel geblieben war, ziehen sie weiter. Eine zweite wohlbewaffnete Schar, die von dem Büreau der „Reforme“ ausgesandt war, vereinigt sich bei der Rue de la Paix mit ihnen. So etwa 1000 Mann stark, gelangen sie zu dem auswärtigen Ministerium am Boulevard des Capucines. Hier sperrt ihnen ein Bataillon Linie den Weg. Sie verlangen freien Durchzug. Der Oberst der Truppen reitet vor und erklärt ihnen, daß er seinen Befehlen nicht zuwider handeln dürfe. Unter Schimpfworten erhebt ein Kerl in der ersten Reihe seine Fackel und versucht dem Offizier den Schnurrbart anzusengen. Ruhig wehrt ihn der Oberst ab, allein ein neben ihm stehender Korporal legt auf den frechen Fackelträger das Gewehr an; jedoch der Hauptmann schlägt es ihm sofort in die Höhe. Immer wieder versucht der Arbeiter, seine lodernde Fackel dem Obersten ins Gesicht zu stoßen; immer wieder weist ihn dieser zurück. Endlich beim viertenmal gibt er den Befehl, das Bajonett zu fällen. In diesem Augenblicke aber drückt der heißblütige Korporal — es war ein Corse — ab, und der Fackelträger liegt in seinem Blute auf der Erde. Da gibt die ganze Kompanie der Soldaten eine Salve ab hinein in den dichten Haufen, so daß 82 Menschen aus der Menge getroffen zu Boden stürzen. Ein Bote bringt die Nachricht sofort nach dem Büreau der „Reforme“, wo die Häupter der Bewegung versammelt sind, um abzuwarten, was aus dem Zusammenstoße vor dem Ministerium des Äußern werden würde. Alles war vorbedacht. Sechzehn blutige Leichen werden auf einen großen Karren geladen, an jeder Ecke eine Fackel aufgesteckt, und langsam setzt sich der Zug unter dem Rufe: „Man mordet unsre Brüder! Verrat! Rache!“ über die noch hell erleuchteten Boulevards in Bewegung nach den Arbeitervierteln, von woher er gekommen war. Hin und wieder hält der Zug an, ein Mensch, der auf dem Karren steht, hebt die blutigen Leichen empor und zeigt dem gaffenden Volke die Wunden, mit seiner Fackel sie beleuchtend. Vor dem Büreau der „Reforme“ in der Rue Jean-Jacques-Rousseau ruft Flocon, der Redakteur, ihm zu: „Gerechtigkeit wird geübt werden!“ wie schon vor dem Büreau des „National“ Garnier-Pagès Rache versprochen hatte. Die Sturmglocken werden gezogen, die Bäume der Boulevards umgehauen, das Straßenpflaster aufgerissen, Barrikaden aufgetürmt, Waffenläden geplündert. Wilde Erbitterung bemächtigt sich der Menge: die Revolution ist da.

Thiers Ministr. Bugeaud Kommandant.

Unterdessen hatte Graf Molé dem Könige berichten müssen, daß seine Versuche, ein Kabinett zu bilden, erfolglos geblieben wären; er riet auf das dringendste, mit dieser Aufgabe Thiers, den Hauptführer der Opposition zu betrauen, das Kommando über die Truppen aber dem alten Marschall Bugeaud zu übergeben. Der Wahl Bugeauds stimmte der König nach einigem Zögern zu, aber von dem unbequemen Thiers wollte er nichts wissen. Endlich völlig ratlos, entschloß er sich doch dazu.

24 Februar.

Es war 2 Uhr nachts, als Thiers zu dem Könige gerufen wurde. Die Unterredung dauerte lange; denn nur nach hartnäckigem Widerstreben ging Louis Philipp auf die Gedanken seines neuen Premierministers ein, welcher, um das Volk zu beruhigen, die sofortige Gewährung der Wahlreform verlangte. Leicht dagegen war die Verständigung mit Bugeaud, der beim ersten Morgengrauen daran ging, die Revolution mit Nachdruck niederzuwerfen, und drei starke Kolonnen nach dem Bastilleplatz, dem Stadthause und dem Pantheon sandte. Indessen dies war nicht die Meinung der neuen liberalen Minister: sie glaubten durch die Ankündigung der Wahlreform die Revolution friedlich beschwören zu können und bestimmten den König zu dem Befehle an Bugeaud, die Truppen zurückzuziehen und um die Tuilerien zu konzentrieren. Dieser Befehl demoralisierte die Truppen vollständig; ganze Kompanien hoben die Gewehrkolben

in die Luft und gingen Arm in Arm mit Blusenmännern zurück, indem sie ihre Munition den Gassenjungen überließen.

Bugeaud durch Lamoricière ersetzt.

Bugeaud mußte zunächst das Kommando über die Nationalgarde an den populären General Lamoricière abgeben; und dieser machte sich nun mit dem neuen Minister des Innern Odilon Barrot zugleich auf, um persönlich die Revolution zu beschwichtigen. Aber sie begegneten nur dem verächtlichen Lachen der Barrikadenmänner; Lamoricière wurde sogar durch einen Stich verwundet und konnte nur mit Mühe durch einige Nationalgardisten der Gefahr, erschossen zu werden, entrissen werden. Sofort drängte die Menge nach; vormittags um 10 Uhr hatte sie das Stadthaus besetzt. Nur vor dem Chateau d'Eau, dem Palais Royal gegenüber, traf sie noch auf Widerstand: hier allein kam es zu einem ernsthafteren Gefechte, das den heranflutenden Strom eine Stunde lang aufhielt und dadurch die königliche Familie rettete.

Letzte Ermannung des Königs.

Die ungeheure Aufregung der letzten Stunden hatte den greisen König überwältigt; seine Willenskraft war gebrochen; gestern noch hartnäckig und eigenwillig, wie immer, folgte er heute willenlos den widersprechendsten Ratschlägen. Thiers' Meinung war, und Bugeaud stimmte ihm zu, Paris aufzugeben und in St. Cloud die nötigen Truppen zu sammeln, um es dann mit Nachdruck zurückzuerobern. Aber die Königin drängte ihren Gemahl, sich selbst an die Spitze der Truppen zu stellen. Louis Philipp erhob sich von dem Frühstückstische, an dem er mit seiner Familie saß, und stieg mit seinen beiden Söhnen, den Herzögen von Nemours und Montpensier begleitet, zu Pferde. Die Truppen auf dem Tuilerienhofe begrüßten ihn mit sympathischen Zurufen; als er aber durch das Gitter ritt, das den Schloßhof von dem Karussellplatze trennte, empfing ihn die hier aufgestellte Nationalgarde von allen Seiten mit dem Rufe: „Es lebe die Reform!" „Sie ist zugestanden!" antwortete der König, „sie ist zugestanden!" Aber enttäuscht und entmutigt kehrte er in die Tuilerien zurück.

Bugeaud enthoben.

Schon fallen Schüsse aus den Häusern am Karussellplatze auf die Truppen, die mit einer Salve gegen die von den Revoluttionsmännern besetzten Fenster antworten, während die Nationalgarde auf dem Platze mit den andrängenden Blusenmännern zu fraternisieren beginnt. In den Volkshaufen erhebt sich ein Geschrei nach Abdankung des Königs. Unschlüssig hört Louis Philipp die Ratschläge seiner neu ernannten Minister: als Isaak Cremieux, der vorgenannte Abgeordnete der Linken, in das Zimmer hereinstürzt und den König versichert, daß die Revolution noch beschwichtigt werden könne, wenn er nur Barrot an Stelle von Thiers an die Spitze des Kabinetts stellen und den Marschall Gerard an Stelle von Bugeaud mit dem Oberbefehl über die Linientruppen betrauen wolle. Der Monarch ist zu allem bereit: Bugeaud, dem Volke als der „Schlächter der Rue Transnonain" seit langen Jahren verhaßt, wird des Kommandos in dem Augenblicke enthoben, wo er an der Spitze von zwei Bataillonen zum Angriff auf die heranstobenden Volkshaufen vorgehen will. „Schade", antwortete er grimmig dem Adjutanten des Königs, „wir wären geschlagen und erdrückt worden; aber ich hätte doch wenigstens das Vergnügen gehabt, einige Tausend von der Kanaille totzuschießen. Das wurmt mich!"

Louis Philipps Abdankung.

Unterdessen berichten die Prinzen ihrem Vater von dem allgemeinen Verlangen des Volkes nach seiner Abdankung. Ohne weiteres ist Louis Philipp dazu bereit. Seine ganze Familie drängt sich um ihn. „Danken Sie nicht ab, Sire", ruft ihm unter Thränen die Herzogin Helene von Orléans zu, „die Krone ist zu schwer für uns!" „Ihr verdient keinen so guten König", sagte die Königin Amalie, ihren Gemahl umarmend; dann wendete sie sich endlich zu Thiers: „Das ist Ihr Werk, mein Herr; Sie haben es soweit gebracht!" Aber Montpensier drängt den König: „Im Namen Frankreichs, Sire, danken Sie ab!" „Nun gut", erwiderte der gebeugte Greis, „da Ihr es wollt, danke ich ab!" Dann wendet er sich zu Gerard: „Gehen Sie diesen Menschen entgegen, Marschall, und sagen Sie ihnen, daß ich abdanke." Der Marschall besteigt das noch gesattelte Pferd des Königs und reitet, einen Cypressenzweig in der Hand, über den Karussellplatz zur nächsten Barrikade am Eingange der Straße St. Thomas du Louvre. Jedoch die Blusenmänner wollen seiner Nachricht nicht recht Glauben

schenken; die andrängende Volksmenge nötigt ihn zur Rückkehr; hinter ihm schlagen die Soldaten das Gitter des Tuilerienhofes zu; er steigt vom Pferde und entkommt nur durch eine Seitenpforte dem drohenden Tumult.

Drinnen aber im Schlosse war der König wieder schwankend geworden, was er thun solle. Da tritt unangemeldet in das Zimmer Emil de Girardin, der Redakteur der „Presse". Das Schluchzen und die Erregung verstummt, während er mit hastigen Worten, bleichen Antlitzes, dem König zuruft: „Danken Sie ab, Sire, sogleich: oder in einer Stunde wird es in Frankreich keinen Thron und kein Königtum mehr geben." Der König saß an seinem Schreibtische, nachsinnend; jetzt in verletzter Würde legte er die Feder nieder. Von dem Kampfe um das Chateau d'Eau tönten die Gewehrsalven



246. Louis Philipps Flucht aus Paris am 24. Februar 1848.
Nach dem Ortginale von J. Arnout lithographiert von V. Adam.

knatternd herüber, während der Greis das Wort „abdanken" vor sich hin sprach. In diesem Augenblicke trat Marschall Bugeaud ein. „Wie, Sire", rief er aufgeregt, „Sie danken ab?! Dadurch wird alles verdorben. Hören Sie die Schüsse? Um Gottes willen, danken Sie nicht ab!" „Der Marschall hat recht", stimmte die Königin lebhaft zu, „man macht Ihnen Furcht! Schreiben Sie nicht, Sire!" Aber Montpensier, der jüngste Sohn, drückte mit rascher Bewegung dem Könige die Feder wieder in die Hand, zur Eile mahnend. „Ich kann's nicht schneller machen", antwortete Louis Philipp unmutig und schrieb mit großen Buchstaben langsam nieder: „Ich lege diese Krone nieder, die zu tragen die Stimme der Nation mich berufen hat, zu gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er Glück haben mit der großen Aufgabe, die ihm heute zufällt." Dann reichte er aufstehend das Blatt einem der anwesenden Deputierten, um es in die Kammer zu tragen; die Königin aber nahm es diesem aus der Hand, las es und warf es unwillig auf den Tisch. „Der König, meine Herren", sagte sie mit Bitterkeit, „hat gethan, was Sie wollen: er ist doch besser, als Sie alle!" Der General

Lamoricière indes hob das Papier auf, faltete es zusammen und ging hinaus, um damit, wie er sicher glaubte, der Revolution ein Ende zu machen.

Louis Philipp verläßt Paris.

Darüber war es 1 Uhr mittags geworden (am 24. Februar). Ein tausendstimmiges Triumphgeschrei schallte vom Chateau d'Eau nach den Tuilerien herüber, düstere Rauchwolken erhoben sich und man hörte das Brausen der zahllos andrängenden Menge. Die Gefahr für die Tuilerien war unverkennbar. Louis Philipp durfte nicht säumen, das Schloß zu verlassen. Er ließ die Wagen vorfahren. Aber sofort wurde der Vorreiter und zwei Pferde niedergeschossen. Es wurde daher Befehl gegeben, daß zwei einfache Kupés ohne Wappen, die Kutscher ohne Livree, sich auf Umwegen nach dem Obelisken auf der Place de la Concorde begeben sollten. Dann legte Louis Philipp Uniform und Ordensband ab, zog einen schwarzen Frack an, setzte einen runden Hut auf, nahm ein Portefeuille aus der Schublade seines Schreibtisches, grüßte die Anwesenden und reichte der Königin den Arm. Die Herzogin von Orléans erhob sich, um ihm zu folgen. „Helene, bleiben Sie, um die Krone Ihres Sohnes zu retten", rief er ihr zu und führte die Königin die Treppe hinab in das Souterrain, von wo eine kleine Pforte auf die Terrasse hinausging, die an der Seine entlang zur Seite des Tuileriengartens bis zur Place de la Concorde sich erstreckte.



247. Flucht Louis Philipps.



248. „Die Erhängung der Birne."

Vignetten in „Diableries politiques".

General Regnault de St. Jean d'Angely, der die Reiterei auf der Place de la Concorde befehligte, hatte, von der bevorstehenden Abreise unterrichtet, den Weg durch den Tuileriengarten freihalten lassen. So gelangte die königliche Familie, völlig einem Trauerzuge gleichend, da die Damen die Trauer um Madame Adelaide noch nicht abgelegt hatten, ungefährdet zu dem Obelisken. Hastig stiegen alle — es waren 15 Personen — in die Wagen, die sofort, von zwei Schwadronen Kürassiere umgeben, im Galopp die elysäischen Felder hinunter nach St. Cloud von dannen jagten. An derselben Stelle, wo das Blutgerüst Ludwigs XVI. gestanden hatte, endete die Julimonarchie Louis Philipps. Cremieux, der die königliche Familie an den Wagen geleitet hatte, erzählte seinen Bekannten in der Volksmenge, welche den Platz umwogte, mit Genugthuung: „Ich habe soeben das Königtum in den Reisewagen gepackt!" Prinz Wilhelm von Preußen aber faßte sein Urteil schärfer: „Louis Philipp ist durch Barrikaden gestiegen und durch Barrikaden gefallen: das ist in der Ordnung!"

Flucht und Ende Louis Philipps.

In St. Cloud wagte die flüchtige königliche Familie nur wenige Minuten zu verweilen. Die begleitende Eskorte wurde verabschiedet und dann die Flucht über Versailles, wo Louis Philipp sich 1200 Frank zur eiligen Weiterreise borgen mußte, nach Trianon fortgesetzt. Hier teilte man sich; die Kinder und Enkel begaben sich nach Schloß Eu, Louis Philipp selbst fuhr mit seiner Gemahlin nach kurzem Aufenthalte nach Dreux, wo sie über Nacht blieben. Sie hatten das Verlangen, an dem Grabe ihres hier bestatteten Sohnes zu beten, bevor sie Frankreichs Boden verließen. Am folgenden Morgen — Freitag, den 25. Februar — ging die hastige Fahrt weiter. Der König hatte die schwarze Perücke, die er trug, abgelegt, seinen allbekannten Backenbart sich abnehmen lassen und eine grüne Brille aufgesetzt. So saß er, die seidene Reise-

J'abdique cette couronne
que la voix nationale m'avait
appellée à porter, en faveur
de mon petit fils le Comte de
Paris. Puisse t'il réussir
dans la grande tâche qui lui
echoit aujourd'hui

Louis Philippe

24 Fev.r 1848.

Abdankung Louis Philipps; 24. Februar 1848.
Faksimile des Originals im Staatsarchiv zu Paris.

Übersetzung: Ich lege diese Krone nieder, die zu tragen mich die Stimme der Nation berufen hatte, zu gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er mit der großen Aufgabe Glück haben, die ihm heute zufällt.
24. Febr. 1848. Louis Philipp.

mütze tief in das Gesicht gezogen, in sich versunken, in der Wagenecke. Endlich nach langer Fahrt, auf Nebenwegen die Städte vermeidend, erreichte er am folgenden Tage die Küste von Honfleur. Allein das Meer war zur Überfahrt zu stürmisch. So mußte das königliche Paar sich noch mehrere Tage in ländlicher Verborgenheit halten, bis endlich der englische Vizekonsul in Havre ihm die Überfahrt auf dem englischen Postdampfer anbot und auf einen falschen Namen einen englischen Paß ihm ausstellte.

Am 3. März betrat Louis Philipp den Boden des gastlichen England. Seinen Wohnsitz nahm er auf dem Schlosse Claremont, das seinem Schwiegersohne, dem Könige der Belgier, gehörte. Hier sammelten sich allmählich die Mitglieder der Familie wieder um ihn, die sämtlich ohne alle Gefährdung aus Frankreich entkommen waren. Jetzt war, wie man erzählt, der Gedanke des greisen Verbannten, eine Aussöhnung mit den Bourbons dadurch zu suchen, daß er seine Familie zur Anerkennung Heinrichs V., des Grafen von Chambord, bestimme; aber mit Entschiedenheit widerstrebte Helene von Orléans, die Hoffnungen ihres Sohnes, des Grafen von Paris, preiszugeben. Am 26. August 1850 ist Louis Philipp in Claremont gestorben.

Das Chateau d'Eau.

Durch die Meldung von der Abdankung des Königs hatte General Lamoricière mit Sicherheit gehofft, die Revolution zu bannen: aber in demselben Augenblicke erfocht sie ihren entscheidenden Sieg, überwältigte sie das Chateau d'Eau, das letzte Hindernis, das sie noch von dem Ansturm gegen die Tuilerien zurückhielt.

Das Chateau d'Eau, dem Palais Royal gerade gegenüber liegend, war ein graues, düsteres Gebäude im Rokokostil, das von dem darin angebrachten Wasserbehälter seinen Namen „Wasserschloß" führte. Louis Philipp hatte gerade für Straßenkämpfe die Fenster vergittern und die Thür mit Eisenplatten beschlagen lassen und dadurch das starke Gemäuer verteidigungsfähig gemacht. Im linken Flügel war stets ein Posten der Nationalgarde stationiert. Als aber um 10 Uhr das Stadthaus in die Gewalt der Aufständischen geriet, wurde die Polizeimannschaft im Chateau durch zwei Kompanien des 14. Regiments unter Leutnant Perès abgelöst. Es war dasselbe Regiment, das zwei Tage zuvor auf dem Boulevard des Capucines zuerst auf die anrückenden Blusenmänner gefeuert hatte.

Binnen kurzem füllte sich der ganze Platz vor dem Palais Royal mit bewaffneten Barrikadenkämpfern und revolutionären Nationalgardisten. Sie richteten ihren Angriff zuerst auf das Schloß der Orléans, dessen Gitter bald gesprengt war. Da hielt es die Besatzung des Chateau für Pflicht, dem schwachen Wachtposten des Palais Royal zu Hilfe zu kommen: eine Salve krachte aus den Fenstern des Wasserschlosses und fegte im Augenblick den weiten Platz rein. Mit Wutgeheul aber kehrte nach dem ersten Schreck die tobende Volksmenge zurück: aus den Fenstern des eroberten Palais Royal, von den benachbarten Barrikaden wurde ein ununterbrochenes Feuer gegen das Chateau eröffnet und dreimal gegen die Thür desselben Sturm gelaufen. Aber aus den Fenstern, aus den Schießscharten der Thür sprühte die finstere Burg Tod und Verderben unter die wutentbrannten Angreifer. Länger als eine Stunde brandete die Revolution vergeblich gegen das Schloß. Doch die Munition der Verteidiger ging allmählich auf die Neige: zehn Mann traten aus der Thür, um mit dem Bajonett sich einen Weg durch die dichten Scharen der Gegner zu bahnen; sofort stürzen alle, von zahllosen Kugeln durchbohrt, tot zu Boden. Eine andre Abteilung sucht Perès selbst durch eine Seitenpforte hinauszuführen: eine wütende Rotte stürzt sich auf sie und schießt und sticht alle nieder. Immer spärlicher fallen die Schüsse aus der Feste. Die Angreifer wagen sich näher heran. „Wir wollen das Nest verbrennen!" ruft eine Stimme. Aus dem Marstall des Königs in der Rue St. Thomas du Louvre werden die königlichen Wagen herbeigeschleppt, angezündet und gegen die Thür des Chateau geschoben. Das Holzwerk faßt Feuer; die Flamme schlägt in das Innere des Gebäudes hinein. Da stürzen sich die noch übrigen Verteidiger in einem dichten Haufen aus der Thür; manche fallen, andre entkommen; krachend bricht hinter ihnen das Dach des Chateau zusammen, und eine düstere Rauchsäule erhebt sich zum Himmel. Die Tausende, die den Platz füllten, brachen in ein wildes Siegesgeschrei aus, welches bis zu den Tuilerien hinüberschallte und den greisen König zu hastiger Flucht von dannen scheuchte.

Der Sieg der Revolution war entschieden: es war ein leichter Sieg gewesen. Die Revolutionäre hatten im ganzen 289 Mann verloren, darunter 35 auf dem Boulevard des Capucines, 38 soeben vor dem Chateau d'Eau; von den Verteidigern des Königtums waren 22 Munizipalgardisten und 50 Linienfoldaten, fast sämtlich vor dem Wasserschloß, gefallen. Mit so geringen Opfern stürzte die Februarrevolution den Julithron: die Zahlen beweisen, wie völlig er unterminiert sein mußte, um durch einen solchen Anstoß zu fallen.

Die siegreiche Menge hatte sich, während der Kampf noch um das Chateau schwankte, zum Teil in das Palais Royal zurückgezogen, wo viele in den Kellern an den Weinen der Orléans sich gütlich thaten. Andre belustigten sich damit, im Garten an großen Feuern die kostbaren Möbel des Schlosses zu verbrennen. Sobald aber das Chateau gefallen war, drängte alles nach den Tuilerien.

Der Herzog von Nemours.

Hier hatte der Herzog von Nemours nach der Flucht seines Vaters das Kommando über, die Truppen übernommen, die den Schloßhof füllten; er war immer noch in der Hoffnung, den Sturm in Güte beschwören zu können. Von allen Seiten rückten gleich nach 1 Uhr die siegesfrohen Volkshaufen lärmend und singend gegen den Karussellplatz an: die Soldaten öffneten ihnen das Gitterthor und empfingen sie mit Umarmungen und Küssen. Nur zwei Regimenter bewahrten die Haltung: Nemours führte sie, allerdings jeden Gedanken an Widerstand abweisend, nach der Place de la Concorde von dannen. Seiner Schwägerin, der Herzogin von Orléans, die sich in ihre Gemächer im Pavillon de Marsan, dem rechten Flügel der Tuilerien, zurückgezogen hatte, sandte er, hastig mit Bleistift auf einen Zettel geschrieben, die Aufforderung, ihm zu folgen. Die Rücksicht auf die Erhaltung des Thrones veranlaßte zunächst eine tapfere Änderung des Programms.

Der Pöbel in den Tuilerien.

Arm in Arm stiegen während dessen schon die Blusenmänner mit den abtrünnigen Soldaten die beiden Treppen des Schlosses hinauf, während von einer andern Seite noch eine Schar Polytechniker und Studenten anlangt. Bald wimmeln die Säle des Schlosses von einer wild ausgelassenen, lärmenden Menge, die in blinder Wut zerstört oder ihr Possenspiel mit dem treibt, was sie findet. Bilder und Büsten werden zerschossen, Vorhänge zerschnitten, Schreibtische erbrochen, Briefe und Staatsschriften aus den Fenstern geworfen. Betrunkene Dirnen und Gassenjungen tanzen singend umher. Ein Straßenheld hängt sich das große Ordensband des Königs mit dem Brillantkreuze der Ehrenlegion um und bläst, so ausstaffiert, auf einem Waldhorne zum Fenster hinaus; ein andrer, angethan mit dem Schlafrocke Montpensiers, brüllt, von seinen Kameraden umtanzt, die Marseillaise; wieder einer spielt in dem seidenen Morgenkleide einer Prinzessin unter dem Gejauchze der Umstehenden eine Hofdame, welche Migräne hat; ein andrer, mit bunten Fetzen behangen, parodiert die Thronrede des Königs. Ein Offizier der Nationalgarde tritt auf die Stufen des Thrones und ruft laut in die lärmende Menge hinein, daß die Stunde für den Neffen des großen Kaisers, für den Prinzen Louis Napoleon, jetzt gekommen sei. Aber Karl Lagrange, der vor 14 Jahren den Aufstand in Lyon angeführt und auch jetzt wieder zu einem Hauptführer der Revolution sich gemacht hat, erwidert ihm rauh, daß nur die Republik dem Volke Glück und Freiheit gewähren könne. Das Wort findet mächtigen Widerhall: die meisten machen sich sofort auf, um die Kammer zur Proklamierung der Republik zu zwingen.

Die Zurückbleibenden setzen den Unfug fort; einige tanzen Cancan, andre trinken im Keller den Wein aus Töpfen und Bratpfannen. Endlich ergreifen Weiber und Straßenjungen den Thronsessel Louis Philipps, schleppen ihn von Barrikade zu Barrikade und verbrennen ihn zuletzt auf dem Bastilleplatz unter wildem Jubel und Händeklatschen am Fuße derselben Julisäule, die zum Gedächtnis der Errichtung des Julithrones aufgestellt war.

Helene von Orléans in der Kammer.

Im Begriffe, auf die Aufforderung Nemours' die Tuilerien zu verlassen, erhielt Helene von Orléans die Botschaft, daß der König wieder andern Sinnes geworden wäre und sie auf der Place de la Concorde erwarte. Rasch eilte sie mit ihren beiden Knaben, begleitet von dem Generalprokurator Dupin und ihrem Leibarzte, dorthin. Die Wagen waren indessen schon abgefahren. Sie beschloß daher auf Dupins Rat, sich in das nahe gelegene Palais Bourbon, in dem die Deputiertenkammer ihre Sitzungen hielt, zu begeben, um durch die Volksvertretung ihren Sohn zum Könige ausrufen zu lassen. Die Nationalgarde, die auf dem Platze stand, empfing die sehr populäre Fürstin mit freudigem Zuruf und bildete ihr eine Gasse; der kommandierende Offizier reichte ihr den Arm und geleitete sie zu dem Palais, während die Volksmenge ihr Lebehochs zurief.

Bei dem Eintritt der Prinzessin erhoben sich die Deputierten wie ein Mann von ihren Sitzen; drei Sessel wurden für sie und die beiden kleinen Prinzen vor der Rednerbühne hingestellt, während der Herzog von Nemours, der seiner Schwägerin gefolgt war, sich neben sie stellte. Er hatte sie selbst gebeten, die ihm übertragene Würde der Regentschaft für den Grafen von Paris zu übernehmen; jetzt war sie dazu entschlossen. Dupin bestieg die Tribüne und proklamierte die Thronbesteigung des Grafen von Paris und die Regentschaft der Herzogin von Orléans. Mit lautem Lärm gab die Versammlung ihre Zustimmung zu erkennen.

Die Entscheidung.

Da erhob sich Lamartine, der weitaus populärste Abgeordnete der Linken, und verlangte die Aufhebung der Sitzung, bis die Herzogin und der junge Fürst sich zurückgezogen haben würden. Das war der Todesstoß für die Monarchie. Die Herzogin steht auf und begibt sich zu der letzten Reihe der Abgeordneten, wo sie neben Cremieux



249. Herzogin Helene von Orléans und ihr ältester Sohn Philipp, Graf von Paris.
Nach der Lithographie von M. Hoghe (1849).

Platz nimmt. Die Stimmen wogen hin und her, während sich zugleich Volkshaufen in den Saal eindrängen und den Platz vor der Tribüne besetzen. Der Deputierte Marie erklärt die Regentschaft der Herzogin für ungesetzlich und schlägt die Ernennung einer provisorischen Regierung vor; Odilon Barrot dagegen, der Minister des Innern, spricht sich unter dem lauten Beifall vieler Deputierter für die Regentschaft aus. „Lassen Sie die Herzogin reden", ruft eine Stimme. Sie erhebt sich: „Mein Sohn und ich sind gekommen —"; aber der Marquis von Laroche-Foucauld, ein alter legitimistischer Gegner der Orléans, übertönte ihre schwache Stimme mit dem lauten Verlangen nach Berufung an das Volk.

Der Pöbel bei den Deputierten.

In diesem Augenblicke drangen die von den Tuilerien kommenden Scharen der Barrikadenmänner und Studenten in den Saal mit dem Rufe: „Nieder mit dem Königtum!" Der Tumult wurde grenzenlos. Deputierte und Blusenmänner drängen sich auf der Tribüne, vor der ein schwachsinniger Greis mit einem gezückten alten Ritterschwerte sich aufgestellt hat: alle wollen zugleich sprechen. Cremieux hat der Herzogin ein Blatt Papier gegeben, auf das er mit Bleistift eine kurze Ansprache niedergeschrieben, daß sie den Beschluß des Volkes vertrauensvoll abwarte: aber sie hat kein Vertrauen mehr. Endlich gelingt es Ledru-Rollin, dem Deputierten der äußersten Linken, sich Gehör zu verschaffen: er schlägt die Einsetzung einer provisorischen Regierung nochmals vor. Nach ihm ergreift Lamartine, der sich neben Ledru-Rollin auf der

Tribüne behauptet hat, das Wort. „Die Namen, die Namen der neuen Regierung!“ unterbricht ihn sofort die Menge. Er beginnt nochmals: „Diese neue Regierung soll keine andre Aufgabe haben, als das Land zu befragen.“ Da krachen draußen Schüsse, Gewehrkolben donnern gegen die Thür, und ein neuer Schwarm von Revolutionsmännern dringt, jubelnd von den Genossen empfangen, in den Saal. Die meisten Abgeordneten flüchten sich aus der Sitzung, und auch die Herzogin verläßt unbemerkt durch die nahe Thür den lärmenden Sitzungssaal. Auf der Flucht ward sie von ihren Kindern getrennt. Der Graf von Paris wurde ihr bald nachgebracht; ein Wütender hatte ihn erdrosseln wollen, aber er war dessen Händen rechtzeitig entrissen worden. Erst am nächsten Tage wurde ihr der jüngere ihrer Söhne gebracht. Nunmehr setzte die heldenmütige Frau mit Umsicht ihre Flucht ins Werk, gerade noch rechtzeitig, um der Verhaftung durch die neue republikanische Regierung zu entgehen.

Die neue Bande hatte Emanuel Arago, der Neffe des Oppositionsmannes und großen Astronomen Franz Arago, herbeigeführt. Auf der Place de la Concorde war er auf eine starke Truppenmacht von 8000 Mann mit mehreren Kavallerieregimentern und 12 Geschützen, die General Lebeau hier versammelt hatte, gestoßen: allein der General gewährte ihm ungehinderten Durchzug. So drang er ungehemmt in den Sitzungssaal der Deputiertenkammer ein. Einer aus dem Haufen schlug sofort mordlustig das Gewehr auf den Redner der Tribüne an. „Schieß' nicht“, rief ihm ein andrer zu, „es ist Lamartine, der spricht.“ Der Name wirkte; er ließ das Gewehr sinken. Aber selbst Lamartine vermochte in dem tobenden Lärm nicht mehr, sich verständlich zu machen. Der Präsident Sauzet läutete aus Leibeskräften mit der Glocke, um Ruhe zu schaffen. Niemand achtete auf ihn. Da verließ er den Präsidentenstuhl und schloß damit die Sitzung.

Wahl der provisorischen Regierung.

Auf Lamartines Aufforderung bestieg indes jetzt der greise Dupont von der Eure den Sessel des Präsidenten, um die Wahl der provisorischen Regierung zu leiten. Alles drängte sich jetzt um die Tribüne; Deputierte, von denen etwa noch dreißig anwesend sein mochten, Arbeiter, Studenten gaben durcheinander ihre mit den Namen der zu Wählenden beschriebenen Stimmzettel ab: Lamartine nahm sie alle entgegen und stellte eine Liste der Gewählten mit rascher, durchaus willkürlicher Auswahl daraus zusammen. Ledru-Rollin las die Liste vor; mit lärmendem Zuruf begrüßte die Menge die Namen der Gewählten: Dupont von der Eure, Lamartine, Franz Arago, Marie, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Cremieux. „Nach dem Stadthaus!“ rief der Schauspieler Bocage ihnen zu. Dort war von jeher das Hauptquartier der revolutionären Bewegungen gewesen. So setzte sich denn nach dem Stadthause die ganze aufgeregte Menge, die Gewählten voran, in Bewegung; nur eine kleine Schar blieb zurück, um zuvor die Verwüstung des Sitzungssaales zu vollenden.

Oudinots verspäteter Versuch.

Unterdes hatte der alte Marschall Oudinot eine Kompanie Soldaten herbeigeholt, die er mit aufgepflanzten Bajonett die Treppe zum Sitzungssaal hinaufführte. Er selbst schritt in Zivil voran, seinen Stock wie einen Degen schwingend. „Vorwärts!“ rief er ihnen zu. „Es lebe der König und die Herzogin von Orléans!“ Jetzt war es zu spät!

Der bedeutendste Mann unter den neu gewählten Mitgliedern der provisorischen Regierung war Lamartine, sein Name hatte Klang bis in die niedrigste Hütte hinein.

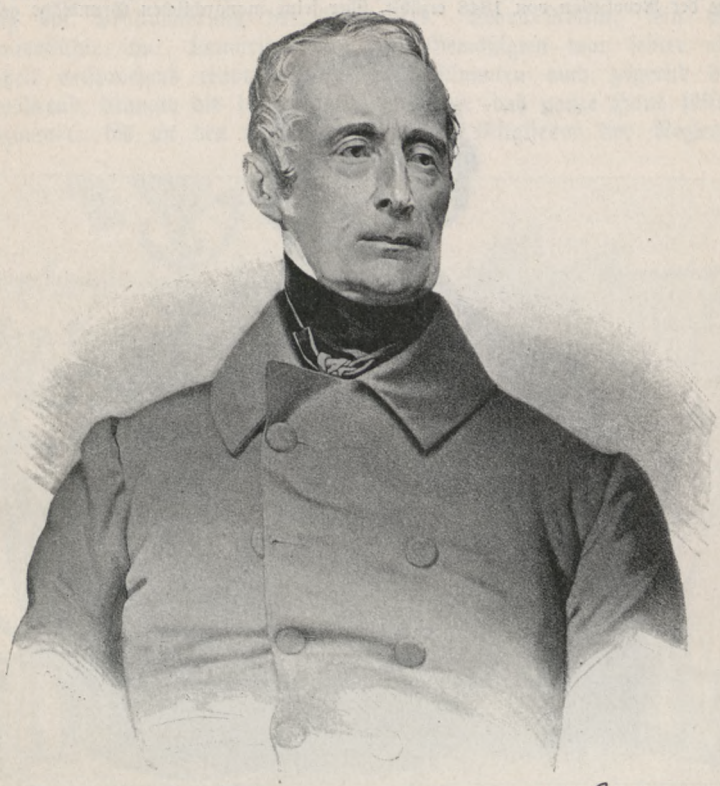
Lamartine.

Alfons de Lamartine, am 20. Oktober 1790 zu Macon geboren, war von seiner geistig sehr bedeutenden Mutter auf einem Landgute zu Milly erzogen worden. Eine Jugendliebe, die mit dem Tode der Geliebten endigte, sowie eigne schwere Krankheit weckten den poetischen Genius in ihm. Seine „politischen Gedanken“ fanden durch ihren religiös-schwärmerischen und zart-sehnsüchtigen Ton beim Publikum außerordentlichen Anklang, ein schnell gewonnener Ruhm, den seine späteren Gedichte kaum noch vergrößerten, wenn sie ihm auch den Eintritt in die französische Akademie eröffneten.

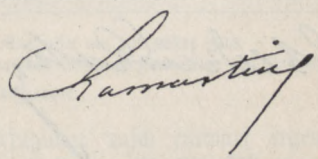
Unter den Bourbons bekleidete er in Italien und England verschiedene diplomatische Stellungen; nach der Julirevolution zog er sich ins Privatleben zurück und unternahm, mit einer sehr reichen Engländerin verheiratet, auf eignem Schiffe eine Reise in den Orient, den er in der pomphaften Weise eines regierenden Fürsten durchzog. Nach der Rückkehr wählte ihn seine Vaterstadt in die Deputiertenkammer, in der er sich anfangs von politischen Fragen fern hielt, später jedoch mehr und mehr der liberalen Opposition näherte. Entscheidend für seine

Stellung und Geltung wurde seine „Geschichte der Girondisten", die 1847 in acht Bänden erschien. Er umgab darin seine Helden mit einem solchen Heiligenschein schöner Worte, umkleidete die unheimlichsten und selbstsüchtigsten Handlungen mit so glänzenden Farben, daß er das tiefste Interesse dafür erweckte und seine Leser nicht nur mit Bewunderung für die Männer der Revolution, sondern auch mit einer lebhaften Sehnsucht nach einer Wiederkehr jener Zeiten erfüllte. Die billigen Ausgaben, die zahllosen Bilder in allen Schaufenstern machten ihn und sein Werk bis zu den Gassenjungen herab populär.

Das war die Grundlage seines Ansehens. Dazu kam die äußere Erscheinung. Er hatte feine Züge, eine hohe, schlanke Gestalt, zugängliches, würdevolles Benehmen, verbunden mit einer



250. Alfons de Lamartine.
Nach der Lithographie von Maurin.



ungesuchten Eleganz. Er sprach nicht die leichte, farblose Sprache der Salons, sondern mit lebhafter Phantasie in anmutigen Bildern und ausdrucksvollen Worten, so daß selbst seine Gegner ihm gern zuhörten, mit gemessener Langsamkeit entströmten die Worte, treffend und schön, seinen Lippen: er war nicht immer der Volkstribun, die Leidenschaften aufzuregen, aber stets unerschrocken und unermüdlich, die aufgeregten zu beruhigen.

So war es begreiflich, daß alle Parteien gleichmäßig sich bestrebten, Lamartine für sich zu gewinnen. In dem Büreau der „Reforme" wie in demjenigen des „National" fanden, sobald der Sieg der Revolution entschieden war, Zusammenkünfte statt, um jetzt die Leitung der Dinge an sich zu bringen. In beiden wurden provisorische Regierungen ernannt, deren hervorragendste Mitglieder hier, neben dem Redakteur Armand Marrast, Ledru-Rollin und der in Abwesenheit gewählte Lamartine waren. Im Büreau der „Reforme" dagegen waren es der Redakteur Flocon, Louis Blanc und die Häupter der geheimen Gesellschaften Caussidière, Sobrier, Stephan Arago, Franzens jüngster Bruder, und der Schlossergeselle Albert; auch ihnen fügte man den populären Namen Lamartines bei. Sofort bemächtigte sich Caussidière der Polizeipräfektur, Stephan Arago des Generalpostamtes; die übrigen begaben sich in das Stadthaus, um sich des Hauptquartiers zu versichern. Sie fanden alle Treppen und Zimmer von einer lärmenden

Menge besetzt, aber Lagrange, der sich zum Präfekten des Stadthauses gemacht hatte, stieg auf einen Stuhl. „Ich bin der Bürger Lagrange von Lyon", rief er mit seiner dröhnenden, rauhen Stimme in die dichten Volkshaufen hinein und verlangte mit Erfolg die Räumung des Zimmers.

Das Ziel dieser aus den Zeitungsbüreaus hervorgegangenen Regierungsausschüsse war: Aufrichtung der Republik. Hierfür auch Lamartine zu gewinnen, hatten sich Marrast und Flocon sofort nach ihrer Wahl in das Palais Bourbon begeben. Ihre Unterredung mit dem Gefeierten war kurz gewesen: nach einigem Besinnen hatte er ihnen zugestimmt und, wie schon erzählt wurde, in der Kammer seinen Einfluß eingesetzt, um die Proklamierung der Regentschaft der Herzogin von Orléans zu verhindern. Eine Erleuchtung von oben hatte, wie er in seiner Geschichte der Revolution von 1848 erzählt, über seine monarchischen Grundsätze gesiegt.

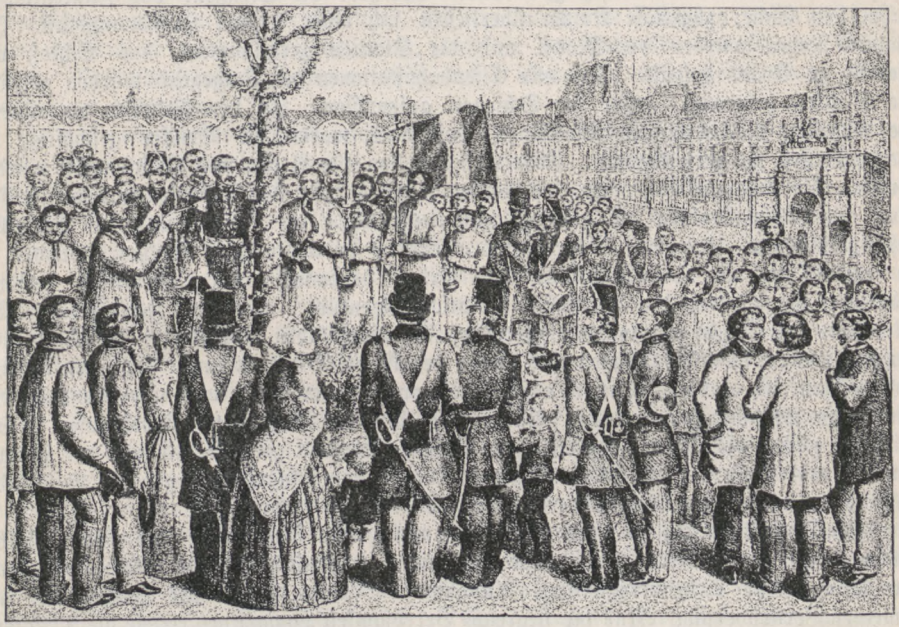


251. Alexander August Ledru-Rollin.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Antritt der provisorischen Regierung.

Gegen halb 5 Uhr langte auch die im Palais Bourbon gewählte provisorische Regierung auf dem Grèveplatze vor dem Stadthause an: der 83jährige Dupont in einer Droschke, hinter ihm Lamartine; zwei Fahnenträger und zwei Trommler gingen voraus. Die dichtgedrängte Menschenmasse auf dem Platze versagte ihr indes mit finsteren Mienen den Durchzug. Durch eine kleine Seitenpforte an der Wasserseite jedoch fand sie den Eintritt; allein alle Zimmer, alle Gänge waren mit unruhigen Volkshaufen dicht besetzt, welche sich weigerten, vor den Gewählten des Volkes den Platz zu räumen. Endlich führte ein Unterbeamter sie in ein kleines Zimmer, das wegen seiner Abgelegenheit von der den Volkspalast durchwogenden Menge frei geblieben war. Hier schloß die provisorische Regierung sich ein und verteilte die Ministerien unter sich: Dupont erhielt den Vorsitz ohne ein bestimmtes Portefeuille, Lamartine wurde Minister des Äußern, Ledru-Rollin des Innern, Cremieux der Justiz, Marie der öffentlichen Arbeiten, Franz Arago der Marine; Garnier-Pagès wurde Maire von Paris.

Durch Ledru-Rollin wurde nun die Verständigung mit der aus den Zeitungsbüreaus hervorgegangenen provisorischen Regierung gesucht: die beiden Redakteure Marrast und Flocon sowie Louis Blanc mußten sich mit der Stellung als Unterstaatssekretäre begnügen, Caussidière und Stephan Arago wurden in ihren errafften Ämtern anerkannt und der Schlossergeselle Albert als Minister ohne Portefeuille in die Regierung aufgenommen. Dadurch war wenigstens die Eintracht bewahrt. Sofort aber zeigte sich, daß die radikalen Elemente das Übergewicht über die Gemäßigten hatten. Louis Blanc, ein Mann von unansehnlicher Persönlichkeit, ja von fast knabenhafter Erscheinung, stellte den Antrag auf Proklamierung der Republik. Ledru-Rollin, sein Gesinnungsgenosse, unterstützte ihn. Lamartine von den Gemäßigten war seiner allerjüngsten Vergangenheit entsprechend einverstanden; dann stimmten auch zögernd die übrigen zu. Fortwährend drängte die lärmende Menge, die das ganze Haus füllte, in das Beratungszimmer, bis an den Tisch, an dem die Mitglieder der Regierung saßen,



252. Weihe des Freiheitsbaumes im Hofe des Carousel am 30. März 1848 durch die Geistlichkeit von St. Germain l'Auxerrois, in Gegenwart des Oberkommandanten der Nationalgarden.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

und verlangte ungestüm bald diese bald jene Verfügung: rasch entwarf irgend einer der neuen Minister das geforderte Dekret und ließ es mit Bleistift von seinen nächsten Nachbarn unterzeichnen und durch irgend jemand der Menge mitteilen. So wurde angeordnet, daß Freiheitsbäume errichtet würden, daß jedermann eine rote Bandrosette im Knopfloch trüge, daß die alte republikanische Anrede „Bürger" wieder eingeführt würde. Immer wieder mußte Lamartine hinaustreten, um durch seine schlagfertige Beredsamkeit die ungeduldig Tobenden zu besänftigen. Endlich war auch die Proklamation fertig, die über Frankreich eine neue Zeit heraufführen sollte. Sie schloß mit den Worten: „Die Regierung will die Republik, mit dem Vorbehalte der Genehmigung durch die Nation, die sofort befragt werden soll. Die Einheit der Nation, die in Zukunft aus allen ihr angehörenden Klassen der Bürger gebildet sein wird, die Regierung der Nation durch sich selbst, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit als Grundsätze, das Volk als Wahlspruch und Banner: das ist die demokratische Regierung, die Frankreich sich selbst schuldig ist und die unsre Bemühungen ihm zu sichern wissen werden." Geschwind wurde sie ein Dutzend Mal abgeschrieben.

Proklamierung der Republik.

Dann trat ein Mann, 10 Uhr war schon vorüber, auf den Balkon des Stadthauses, las bei Fackelschein die ganze Proklamation mit lauter Stimme in die Nacht hinein und ließ die Abschriften hinunterflattern zu der auf dem Platze auf- und abwogenden unruhigen Menge. Frankreich war Republik.

Schon begannen die Lichter in den illuminierten Fenstern zu erlöschen und endlich auch die Volkshaufen sich zu verlaufen. Stille senkte sich nach dem stürmischen Tage auf Paris herab. Nur im Stadthause saß die Regierung noch bis nach Mitternacht zusammen und erließ Verfügung um Verfügung, zwischendurch mit etwas Kommißbrot und Käse, dem einzigen, was zu haben war, sich erfrischend.

Anarchie am 25. Februar.

Mit dem Grauen des neuen Tages — Freitag, den 25. Februar — begann der Lärm in der Stadt von neuem. In den Tuilerien, wo sich Gesindel ärgster Art eingenistet hatte, hoben die kaum unterbrochenen wüsten Orgien wieder an; das Frauengefängnis von St. Lazare war erbrochen, und seine Bewohnerinnen durchzogen mit frechem Lärm am Arme rasch geworbener Verehrer die Straßen; das Flintenknallen nahm kein Ende; zügellose Rotten überließen sich einer wilden Zerstörungslust. Im Palais Royal wurden die Möbel und die Statuen zertrümmert, das Schloß von Neuilly in Brand gesteckt. Fast alle Eisenbahnstationen der Umgegend wurden zerstört, die Brücken gesprengt, sogar die Schienen aufgerissen. In den Fabriken vernichteten die Arbeiter die verhaßten Maschinen, besonders waren die Drucker geschäftig, die Dampfpressen zu zertrümmern. Alle Erhebestellen für Accise und Brückengeld wurden zerstört, die Kasernen erbrochen, die Waffen weggeschleppt, die Soldaten mit fortgerissen. Nur mit Mühe konnten die unersetzlichen Kunstschätze im Louvre und in Versailles geschützt werden. Um die Tuilerien vor weiterer Verwüstung zu schützen, wurden sie zu einem Asyl für die Invaliden der Arbeit bestimmt; andre öffentliche Gebäude bewahrte man durch die Aufschrift „Nationaleigentum" vor der Zerstörung. Die Manifeste der Regierung wurden zerrissen, die Barrikaden ausgebaut; im Stadthause wogten wieder in allen Gängen und Höfen bewaffnete Blusenmänner; die einen lärmten und zechten, die andern schliefen auf Tischen und Bänken. Es war unverkennbar, eine feindselige Stimmung gegen den Bürger erfüllte die siegreichen Pöbelhaufen. Seit Dienstag waren die Läden geschlossen, die Arbeit eingestellt gewesen: es war der Hunger, der die von Geld und Kredit entblößten Arbeiter zum Ingrimm gegen die Besitzenden aufstachelte und sie zu Tausenden vor dem Stadthause versammelte.

Nationalwerkstätten.

Ein Haufe drang in das Sitzungszimmer der Regierung; die Gewehrkolben dröhnend auf den Fußboden aufstoßend, verlangte er Einführung der Gütergemeinschaft, Errichtung einer Arbeiterregierung, Annahme der roten Fahne als Zeichen der allgemeinen Verbrüderung. Nur die siegreiche Beredsamkeit Lamartines rettete die Trikolore: „Die dreifarbige Fahne", so rief er den Ungestümen entgegen, „hat mit der Republik und dem Kaisertume, mit der Freiheit und mit ihren Ruhmeskränzen die Reise um die Welt gemacht, die rote Fahne nur die Reise ums Marsfeld, geschleppt durch Ströme vom Blute des Volkes!" Und zur Beschwichtigung der Ungestümen wurde, nachdem schon Dekret Nr. 19 jedem Bürger Beschäftigung verbürgt hatte, Dekret Nr. 42 erlassen, daß es Zeit sei, den unverdienten Leiden der arbeitenden Bevölkerung ein Ziel zu setzen. Es geschah dies, indem die Regierung Louis Blanc zwar nicht als Arbeitsminister, wie verlangt worden war, aber als Präsident einer Arbeiterkommission installierte, die ihren Sitz in der ehemaligen Pairskammer, dem Palais Luxembourg aufschlug. Ferner aber wurden auf Grund eines von dem Ingenieur Emil Thomas vorgelegten Planes von der Regierung sogenannte Nationalwerkstätten eingerichtet. Man karrte die Erde von einem Platz zum andern, um am nächsten Tage dieselbe Erde wieder vom andern Platz zum einen zurückzukarren, und fand dafür einen Tagelohn von 2 Frank nicht zu hoch, wenn jemand aber bei dem Massenzudrange keine Verwendung erhalten konnte, so erhielt der Unglückliche nur $1\frac{1}{2}$ Frank. Man kann sich kaum eine Maßregel vorstellen, die geschickter gewesen wäre, ein faulenzendes und zu allerlei Streichen aufgelegtes Proletariat groß zu ziehen. Während der reichlich bemessenen Arbeitspausen und vornehmlich abends in den Klubs berauschte man sich an den Reden der sozialistischen

Führer. Dieselben Lehren wie diese predigte das auf Staatskosten herausgegebene und von der George Sand redigierte „Bulletin de la République“ Ledru-Rollins.

Die Montagnards.

Es war ein großes Glück für die von allen Seiten bedrängte Regierung, daß die Generale und Marschälle sich beeilten, sich ihr zur Verfügung zu stellen. Dadurch gelang es leicht, den Rest der doch zunächst unbrauchbaren Truppen aus Paris zu entfernen und die Arbeiter dadurch von der aufstachelnden Furcht vor Gewaltthaten zu befreien. So fingen denn allmählich die Gemüter an, sich wieder zu beruhigen. Die Errichtung von 24 Bataillonen Mobilgarde mit $1\frac{1}{2}$ Frank Tagessold, sollte die Ordnung wiederherstellen; sie bemühte sich so gut es bei den Verhältnissen anging. Caussidière, der neue Polizeipräfekt von Paris, der 1835 wegen Teilnahme an revolutionären Verschwörungen zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, schuf sich eine eigenartige, allerdings nicht immer zuverlässige Polizeimannschaft. Aus den halbwüchsigen Burschen von 15 bis 20 Jahren, den waghalsigsten Unruhestiftern, bildete er das Polizeikorps der „Montagnards“ durch freiwillige Anwerbung; und bald erwiesen sich diese oft barfüßigen und zerlumpten Burschen, die nur durch rote Schärpen und rote Halsbinden uniformiert waren, so diensteifrig, daß sie der Schrecken des Pariser Pöbels wurden. Selbstverständlich bekamen auch andre Leute die offizielle Stellung dieser „gamins“ zu schmecken.

Unzufriedenheit der Kleingrundbesitzer.

Es wäre ein großer Irrtum, anzunehmen, daß das französische Volk die Revolution gewollt hätte: noch weniger wollte es die Republik. Indes zufolge der straffen Zentralisation Frankreichs ließ es sich die eine wie die andre gefallen, zumal die republikanische Regierung mit dem Versprechen nicht säumte, sie würde so wohlfeil sein, daß sofort eine große Verminderung der Steuern und bald deren gänzliche Abschaffung eintreten könnte. Da die abgedankte Regierung eine Schuldenlast von 5 Milliarden hinterlassen hatte, so konnte, wenn man den überkommenen Verpflichtungen gerecht werden wollte, davon keine Rede sein. Überdies aber erforderte die Vermehrung der Armee von 370000 auf 580000 Mann, von denen 530000 unter den Fahnen gehalten wurden, und die Errichtung von Nationalwerkstätten so große Aufwendungen, daß die Regierung einen Zuschlag von 9 Sous auf jeden Frank Steuer anordnete, also die direkten Steuern mit einem Schlage um 45 Prozent erhöhte. Die direkten Steuern aber lagen hauptsächlich auf den kleinen Grundbesitzern, denen neun Zehntel des Bodens von Frankreich gehörten. Überdies wurde den Regierungsscheinen Zwangskurs gegeben, die eingezahlten Sparkassengelder einbehalten und dafür wertlose Schatzbons ausgegeben. Eine solche Steigerung hatte noch nie eine Regierung auf diese kleinen Leute gelegt: und jetzt sollten sie die erdrückende Last zum Unterhalte eines Heeres von 100000 schmarotzenden Barrikadenhelden in Paris tragen! Ihre Entrüstung gegen die republikanische Regierung kannte keine Grenzen. Nun aber berief das allgemeine Wahlrecht, das die Republik gebracht hatte, sie alle an die Urne zur Wahl der neuen Deputiertenkammer.

Konservative Neuwahlen.

Auf je 40000 Seelen sollte ein Abgeordneter gewählt werden und zwar sollte die Wahl eine direkte, durch keinen Zensus beschränkte sein. Wahlberechtigt war jeder großjährige seit sechs Monaten ortsangehörige Franzose, wählbar jeder Franzose, der das 25. Lebensjahr erfüllt hatte. Die Wahlen fanden am Hauptorte eines jeden Departements und zwar für das ganze Departement durch Listenskrutinium statt, damit man die schwierige und zeitraubende Arbeit der Neuschaffung von Wahlkreisen umging. Der Gefahr antirepublikanischer Wahlen zu begegnen, setzte die Regierung alle Hebel in Bewegung. Von den 13000 Beamten Frankreichs, deren Ernennung von der Regierung abhing, wurden alle diejenigen ohne weiteres aus ihren Ämtern entlassen, welche nicht zuverlässig für die Republik waren. Die Minister des Innern und des öffentlichen Unterrichts erließen Rundschreiben an die Wähler in den Provinzen, um die Wahlen auf die richtigen Leute hinzulenken. Ja Ledru-Rollin ernannte 400 hochbesoldete Wahlagenten, die angewiesen waren, in den Provinzen herumzureisen und durch Einschüchterung der Wähler die Wahl republikanischer Deputierter durchzusetzen. Indessen die Agenten wurden allenthalben mit Abneigung aufgenommen, sogar nicht

selten mit Gewalt aus den Dörfern hinausgejagt. So kam es, daß, als am 4. Mai die Deputiertenkammer in Paris in einer Stärke von ungefähr 900 Mitgliedern zusammentrat, nur die großen Städte republikanische Abgeordnete, das übrige Land aber konservative gewählt hatte. Trotzdem erklärte sich diese Versammlung zunächst für die Republik, offenbar unter dem Drucke der drohenden Pariser Arbeiterbevölkerung und mit dem heimlichen festen Entschlusse der Mehrzahl, sobald als möglich die Republik zu beseitigen.

Gegensatz in der provisorischen Regierung.

Dadurch steigerte sich naturgemäß der schon von Anfang an innerhalb der provisorischen Regierung vorhandene Gegensatz. Die gemäßigten Mitglieder sahen ihre Stellung gekräftigt, die radikalen dagegen, wie Ledru-Rollin und Louis Blanc, die sich hauptsächlich auf die zahllos in Paris entstandenen Klubs stützten, sahen ihre Geltung durch die Kammer auf das bedenklichste bedroht. Die Sprengung der Kammer und der Sturz der gemäßigten Mitglieder der Regierung wurde daher das Ziel, das sie ernstlich ins Auge faßten. Gleichsam mit gezücktem Degen standen die beiden Führer, Lamartine und Ledru-Rollin, einander jetzt gegenüber.

Zurückdrängung der „Roten".

Schon am 17. März und dann wieder am 16. April hatten die „Roten", die eigentlichen Revolutionsmänner und Mitglieder des sozialistischen Klubs, durch Massenaufzüge den Versuch gemacht, die gemäßigten Regierungsmitglieder zu stürzen; aber das mutvolle Auftreten Lamartines, der übrigens von dem zweiten Unternehmen durch den inzwischen schwankend gewordenen Ledru-Rollin selbst rechtzeitig unterrichtet worden war, und der rechtzeitige Zusammentritt der Nationalgarde und der Mobilgarde hatten die Versuche vereitelt. Jetzt aber erkannten sie aus den Zahlen der Wahlstimmen ihre Schwäche: keines ihrer Häupter hatte über 20 000 Stimmen erhalten; Lamartine aber, gleichzeitig in Paris und neun andern Wahlkreisen gewählt, hatte $2^1/_4$ Millionen Stimmen auf sich vereinigt. Vollends in den Vollziehungsausschuß, der mit dem Zusammentreten der Kammer an die Stelle der provisorischen Regierung trat, wurde nur ein Roter, Ledru-Rollin, und auch dieser mit fast 200 Stimmen weniger als die übrigen Mitglieder der Kommission, Arago, Garnier-Pagès, Marie und Lamartine erhalten hatten, an letzter Stelle gewählt. Lamartine hatte durch die nach links liebäugelnde Äußerung, daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und seinen Kollegen Ledru-Rollin und Louis Blanc mehr angenommene als wirkliche seien, sich so plötzlich um die soeben erfahrene Gunst der Gemäßigten gebracht, daß er als vorletzter aus der Wahlurne kam. Die Roten sahen die Macht ihren Händen entgleiten: durch einen Gewaltstreich wollten sie dem begegnen.

Verhetzung des Volkes.

Die Zeitungen der Partei, die seit der Revolution in Menge aus dem Boden geschossen waren, „Der Galgen", „Die Guillotine" und zahllose andre, brachten im Verein mit der „Reforme" Tag für Tag aufreizende Schmähartikel gegen Kammer und Regierungskommission. Die zahllosen demokratischen Klubs, die sich in den letzten Monaten gebildet hatten, wie des rastlosen Wühlers Blanqui „Zentrale Republik-Gesellschaft", Cabets „Ikarischer Bund", des Armenarztes Raspail „Zentrale Bruder-Gesellschaft", des alten Demagogen Barbès „Revolutionsklub" u. a. entfalteten eine fieberhafte Thätigkeit, allen voran aber war „der Klub der Klubs", der die Zentralleitung der Klubs führte, geschäftig, die Massen aufzuwiegeln. Man wollte durch eine Massenerhebung die Gemäßigten beseitigen und Ledru-Rollin zum Diktator machen, um die Herrschaft der roten Republik sicherzustellen. Caussidière, der Polizeipräfekt, und mit ihm seine Leibgarde waren diesem Plane ebenfalls gewogen.

Ledru-Rollins Verrat.

Die Ausführung war auf den 15. Mai angesetzt. Indes in letzter Sitzung änderte der „Klub der Klubs" seine Meinung dahin, daß nicht Ledru-Rollin, sondern Louis Blanc zum Diktator gemacht werden sollte. Die Folge davon war, daß sich jetzt Ledru-Rollin auf der Stelle zu Lamartine begab und ihn von der drohenden Gefahr benachrichtigte. Leider war der Kommandant der Nationalgarde Courtais ein unfähiger, vielleicht verräterischer Mann; er unterließ die nötigen Befehle zu geben und bereitete dadurch das anfängliche Gelingen des Revolutionsplanes vor.

Der 15. Mai.

Am Mittag des 15. zog eine ungeheure Masse, nach Klubs unter besonderen Fahnen geordnet, vom Bastilleplatze nach dem Palais Bourbon, angeblich um der

Kammer eine Petition zu gunsten Polens zu überreichen. Sie war auf dem Bastilleplatze unterzeichnet worden und verlangte naiverweise weiter nichts als eine Kriegserklärung an Rußland. Raspail und Huber, ein alter Verschwörer aus der Zeit Louis Philipps, standen an der Spitze. Ohne Widerstand zu finden — der sich entgegenstellende Lamartine wurde beiseite geschoben — drang die Menge in das Palais ein, dessen Höfe und Gänge sie ganz erfüllte; endlich besetzte sie auch den Saal, worin die Kammer Sitzung hielt. Ein fürchterlicher Lärm erhob sich, alles umdrängte die Rednerbühne und sprach durcheinander. Barbès bemächtigte sich der Tribüne und verlangte Abmarsch eines Heeres nach Polen, ohne freilich den näheren Weg nach Polen zu beschreiben, eine Steuer von einer Milliarde auf die Reichen, Entfernung aller Truppen aus Paris; das einfachere Mittel raten Blanqui und Raspail an, nämlich ganz Europa den Krieg zu erklären. Unablässig läutete der Präsident Buchez mit der Glocke. Da schwang sich Huber auf die Tribüne und schrie mit lauter Stimme in den Tumult hinein: „Im Namen des Volkes, des von seinen eignen Vertretern betrogenen Volkes, erkläre ich die Nationalversammlung für aufgelöst." Buchez wurde von dem Präsidentenstuhl heruntergedrängt und suchte mit der Mehrzahl der Deputierten den Ausgang zu gewinnen. Ein Teil der Verschworenen begab sich nun unter Barbès' Führung nach dem Stadthause, während die Zurückbleibenden noch mit der Wahl einer neuen revolutionären Regierung sich beschäftigten. Da ertönte von draußen Generalmarsch, der die Mobil- und Nationalgarde unter Waffen rief. Das wirkte: die Aufständischen räumten auf der Stelle das Palais Bourbon und zerstreuten sich eilfertig in die Seitenstraßen.



253. Thiers als Nationalgardist.
Karikatur des „Daguerreotype Republicain".
Darunter die Worte: Man liest im „Constitutionel": Am 4. Mai, dem Tage der Eröffnung der Nationalversammlung, leistete der Bürger Thiers Dienst an der Thür des Saales; man hat die Grazie bemerkt, mit der Foutriquet das Gewehr vor dem Obersten Barbès präsentiert hat.

Das Stadthaus war von Montagnards bewacht; sie verwehrten aber der heranflutenden Menge den Eintritt nicht. Allein schon war Lamartine zu Pferde gestiegen und führte selbst eine starke Abteilung der Mobil- und Nationalgarde heran; Ledru-Rollin ritt an seiner Seite. Die gaffende Volksmenge auf dem Grèveplatze machte bereitwillig Platz: das Stadthaus ergab sich ohne Gegenwehr; Barbès und sein Anhang wurden gefangen genommen und unter den lauten Verwünschungen der neugierig zuschauenden Volkshaufen nach Vincennes abgeführt. Andern Tages hatten Blanqui und Raspail das gleiche Schicksal. Caussidière wurde abgesetzt und die Montagnards aufgelöst.

Sieg der Gemäßigten.

Was den Pariser Arbeitern Zeit zu Revolten ließ, ja ihnen geradezu Lust machte, waren die Nationalwerkstätten. Durch bewaffnete Haufen, zu deren Sprecher der Tischlergeselle Salle sich aufgeworfen, war ihre Errichtung der provisorischen Regierung auf Grund des Dekrets Nr. 19 abgetrotzt worden. Sofort drängten sich die Arbeiter in Masse hinein. Wer sich meldete, wurde angenommen. Erhielt er Beschäftigung, so empfing er, wie schon erzählt wurde, einen Tagelohn von 2 Frank; waren die Werkstätten voll und also Arbeit für ihn nicht vorhanden, so empfing er ein tägliches Wartegeld von $1^1/_2$ Frank. Nun war aber seit der Revolution die Pariser Industrie völlig tot; niemand kaufte mehr als die unerläßlichen Lebensbedürfnisse; an Absatz von Luxusartikeln war gar nicht zu denken. So drängte die Not die Arbeiter in die von der Regierung eingerichteten Werkstätten. Infolge der verunglückten Mairevolte wuchs

Die Nationalwerkstätten.

vollends die Zahl der sich Meldenden so an, daß am 19. Mai schon 87942 Arbeiter in den Nationalwerkstätten eingeschrieben waren.

In den Märztagen noch hatte es nicht an Arbeit gefehlt; nun war aber die Stadt neu gepflastert, die Barrikaden waren abgetragen, die Kehrichthaufen abgekarrt. Selbst Laternenpfähle waren geputzt und nur die nutzlosen Erdarbeiten gaben noch einige Abhilfe. Und doch wuchs die Zahl der Meldungen noch immer, während höchstens für 2000 Arbeiter in verschiedenen Gewerben regelmäßige Tagesarbeit vorhanden war. Die übrigen also lungerten für $1^1/_2$ Frank in der Stadt umher, begierig nach Unterhaltung, von welcher Art sie auch sei, mit dem vollen Gefühl, daß sie die Revolution gemacht, also die siegreichen Herren des Staates seien.

Um Ordnung zu halten, hatte man den Arbeitern der Nationalwerkstätten eine Art militärischer Organisation gegeben. Je 11 Mann bildeten eine Korporalschaft unter einem selbstgewählten Korporal mit höherem Tagelohn; je 5 Korporalschaften eine Brigade unter einem Brigadier. Über den Brigadiers standen Hauptleute, Obersten und Generale, welche die Regierung ernannte. Diese Organisation gab den Arbeitern einen erhöhten Korpsgeist und ein Bewußtsein ihrer Stärke, was höchst gefährlich werden mußte, wenn sie etwa eines Tages sich gegen die Regierung wandten.

Trostlose Finanzlage.

Die täglichen Kosten der Nationalwerkstätten betrugen etwa 200000 Frank. Und doch war die Finanzlage der Republik so traurig wie möglich. Noch bestand sie nicht drei Monate und schon hatte die Regierung 206 Millionen an außerordentlichen Krediten eröffnet, hatte für 25 Millionen Staatswaldungen niedergeschlagen, für 200 Millionen Staatsländereien verkauft, 245 Millionen von der Bank von Frankreich entliehen und brauchte für den 1. Juni eine neue Anleihe von 150 Millionen Frank. Frankreich ging raschen Schrittes dem Staatsbankrott entgegen. Schon war die fünfprozentige Rente von 111 auf 55, die dreiprozentige von 81 auf 35 gefallen, ein Kurssturz, der zahllose Rentner mit Erbitterung gegen die Republik und gegen die Arbeiter, denen alles zufloß, erfüllte.

Wachsen der antirepublikanischen Stimmung.

Immer breiter öffnete sich der Abgrund zwischen den Roten und den Gemäßigten, die es voll Ingrimm empfanden, daß die ewigen Arbeiterunruhen das Wiederaufleben des Verkehrs und der gewerblichen Thätigkeit, also ihres Erwerbes, verhinderten. Auch in den Provinzen widersetzten sich die Bauern mit Sensen und Heugabeln in der Hand der Erhebung des Steuerzuschlages. So kam es denn auch, daß bei den 42 Nachwahlen, die durch eine Anzahl von Doppelwahlen und durch Ungültigkeitserklärungen notwendig geworden waren, die Provinzen lauter Monarchisten und Gemäßigte in die Kammer sandten.

Finanzielle Zwangsmaßregeln.

Es war die Not, welche endlich die Regierung zu entscheidenden Entschlüssen drängte. Schon war das bare Geld so im Preise gestiegen, daß für ein 20 Frank-Stück 34 Frank bezahlt wurden. Es wurde daher angeordnet, daß bei den Sparkassen alle Barzahlungen von Summen über 100 Frank eingestellt werden sollten. Von den 355 Millionen Spareinlagen konnten demnach nur 72 herausgezogen werden, für die übrigen 283 wurden Staatskassenscheine gegeben, welche im Augenblicke der Ausgabe schon auf die Hälfte ihres Wertes sanken. Nun waren aber neun Zehntel aller Spareinzahler Arbeiter, die sich dadurch um einen großen Teil ihrer Ersparnisse gebracht sahen und sich mit ingrimmigem Hasse gegen die Regierung erfüllten.

Reform der Nationalwerkstätten.

Gefährlicher fast noch war die zweite Maßregel der Regierung, durch die sie der Finanznot steuern wollte. Gleich nach Bewältigung des Aufstandes vom 15. Mai, am 17., hatte die Regierung ein Dekret erlassen, nach dem alle unverheirateten Arbeiter von 18—25 Jahren ins Heer eingereiht werden sollten, von den übrigen sollten sich die Handwerksmeister die zu ihrem Betriebe notwendigen Kräfte nach den Listen der Nationalwerkstätten aussuchen; wer sich zu folgen weigerte, wurde aus den Listen gestrichen; wer weniger als sechs Wochen in Paris aufhältlich war, erfuhr dieselbe Behandlung, man wollte nunmehr nur noch Stücklohn, nicht Tagelohn zahlen. Der Erfinder der unseligen Nationalwerkstätten wurde per Schub nach Bordeaux gebracht. Aber dem Dekrete wurde kaum einige Beachtung zu teil. Mitte Juni war die Zahl der Arbeiter in den Nationalwerkstätten auf 120000 gestiegen; sie umfaßte also die Hälfte der gesamten erwachsenen männlichen Bevölkerung der Hauptstadt. Und doch verlangten infolge Zuzugs aus andern Städten noch weitere 50000 die Aufnahme in die Listen. Die Regierung beschloß nun ihrer früheren Zusage entgegen, diese abzuweisen, jene aber, für welche sie in Paris keine Arbeit mehr hatte, in die Provinzen

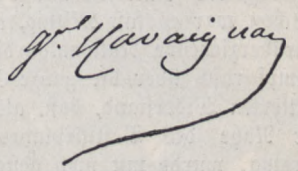
zu schicken, um dort die Wege zu verbessern, Sümpfe trocken zu legen und sonstige gemeinnützige Arbeiten vorzunehmen. Dann war durch Auflösung des Zusammenhanges die Arbeiterarmee zugleich machtlos gemacht. Das Dekret vom 17. Mai wurde erneut. Und um der beschlossenen Maßregel Nachdruck zu geben, erhielt der General Cavaignac, der zum Kriegsminister aus Algier berufen war, Befehl, die Zahl der Truppen um Paris sofort bis auf 55 000 zu vermehren.

Drohende Stimmung der Arbeiter.

Zu wirklicher Arbeit aber sich gebrauchen zu lassen, waren die Aufwiegler und Lungerer keineswegs gesonnen. Bei allen Gleichgesinnten trafen ihre Hetzereien auf fruchtbaren Boden; nicht minder aber auch bei den ordentlichen Arbeitern, die um einen



254. General Louis Eugen Cavaignac.
Nach der Lithographie von Verbeyst.



Teil ihrer sauren Ersparnisse von der Regierung sich betrogen glaubten. Alle waren gleichmäßig entschlossen, sich nicht trennen und in die Provinzen schicken zu lassen. Selbst der wenig achtsame Beobachter konnte die düster drohende Stimmung bemerken, welche um die Mitte des Juni alle Klassen der Pariser Arbeiter durchwogte: handelte es sich doch bei dem Schlusse der Nationalwerkstätten darum, alle die Tausende ihres einzigen Existenzmittels zu berauben.

Das Arbeiterparlament.

Wohl hatten manche geglaubt, auf das Arbeiterparlament, welches, zusammengesetzt aus Meistern und Gesellen verschiedenster Gewerke, unter dem Vorsitze von Louis Blanc in dem Luxembourg tagte, noch Hoffnungen setzen zu dürfen: aber all die langen

Debatten seit dem 27. Februar, dem Tage seiner Einsetzung, hatten kein förderliches Resultat ergeben, und als Louis Blanc nach Niedersetzung des Vollziehungsausschusses den Vorsitz niederlegte, löste sich die Versammlung überhaupt auf. Louis Blanc versuchte es sodann mit einem Antrag auf ein Arbeiterministerium, der aber von der Nationalversammlung fast einstimmig abgelehnt wurde.

Beginn energischer Maßregeln.

Zur Entscheidung wurde die Frage am 20. Juni gebracht, als der Minister der öffentlichen Arbeiten, Trelat, 3 Millionen Frank von der Kammer für die Nationalwerkstätten verlangte. Die Kammermajorität, längst in Übereinstimmung mit Lamartine entschlossen, die Pariser Revolutionäre nicht länger auf Kosten des Landes zu füttern, unterschätzte vielleicht die Tragweite einer Auflösung der Werkstätten. Nur mit äußerster Mühe ließ sie sich durch die Mehrheit der Exekutivkommission zur Bewilligung der 3 Millionen bewegen, aber sie verlangte, daß nunmehr ein Anfang gemacht würde, wenigstens die dienstfähigen Arbeiter in das Heer einzureihen.

Der „Moniteur" kündigte dies an. Die Aufregung der Arbeiter, zumal der jugendlichen Hitzköpfe, die sich zunächst bedroht fühlten, war grenzenlos. Sie sandten eine Deputation in das Luxembourg, wo die Exekutivkommission residierte, an Marie, um diesen über die angekündigte Maßregel zur Rede zu stellen. Marie ließ ihren Sprecher Pujol hart an und drohte den Arbeitern für den Fall des Ungehorsams mit Zwangsmaßregeln. Pujol berichtete das den aufgeregten Arbeiterscharen, die dicht gedrängt den ganzen Pantheonsplatz füllten. Unter wütendem Toben und Fluchen beschlossen sie, am nächsten Tage sich mit den Waffen in der Hand auf dem Platze wieder einzufinden. Damit war die Junischlacht eingeleitet, die vom 23.—26. Juni Paris durchtobte und den Anfang vom Ende der Republik bezeichnete.

Die Juntschlacht.

In der Frühe des 23. Juni strömten die bewaffneten Haufen, von Haß und Zorn erfüllt, vor dem Pantheon zusammen. Pujol führte sie nach dem Bastilleplatze, wo er vor der Julisäule an die Geister der unter ihr beigesetzten Revolutionskämpfer eine Ansprache hielt; dann zog er weiter über die Boulevards nach der Porte St. Denis, wo er eine Barrikade aufwerfen ließ.

Gleichzeitig aber führten andre Haufen nach Verabredung vor dem Pantheon und in den östlichen Vorstädten Barrikaden auf, in größter Ruhe nach Korporalschaften arbeitend, und steckten die Fahnen der Nationalwerkstätten oben auf die Straßenschanzen. Niemand störte sie. Cavaignac (geb. 15. Oktober 1802, gest. am 28. Oktober 1857), seit dem 17. Juni Kriegsminister und, angesichts der drohenden Gefahr, mit dem Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde betraut, sammelte seine Truppen im Tuileriengarten, auf der Place de la Concorde und in den elysäischen Feldern. Es war ihm gelungen, die Garnison auf 24 500 Mann zu bringen, außerdem waren 16 000 Mann Mobilgarden zur Verfügung und 2500 Mann republikanischer Garden. Als Reserve standen an der Eisenbahn nach Bourges 8000 Mann. Es galt vor allem die Deckung der Tuilerien und des Stadthauses.

Schon war es fast Mittag, als die aufständischen Arbeiter selbst durch eine Salve auf vorüberziehende Nationalgardisten den Angriff eröffneten. Dann aber breitete sich der Kampf rasch über die ganze Stadt aus. Die Truppen rückten vor, aber sie fanden so erbitterten Widerstand, daß, als die Nacht einbrach, nicht mehr als einige Barrikaden in der Nähe des Bastilleplatzes in ihrer Hand waren. Am folgenden Morgen, Donnerstag, wurde mit noch gesteigertem Ingrimm weiter gekämpft. Von drei Seiten drängten die Aufständischen gegen das Stadthaus an, so daß der hier kommandierende General Duvivier auf das dringendste um Verstärkung bitten mußte; dann aber gelang es ihm, sich Luft zu machen.

Cavaignac Diktator.

Schon am 23. hatte eine Anzahl Deputierter den Vollziehungsausschuß zur Abdankung zwingen wollen zu gunsten einer Diktatur. Angesichts der noch immer prekären Lage erhob sich am 24. Juni in der Kammer der Abgeordnete Pascal Duprat und beantragte, daß Paris in Belagerungszustand erklärt und die ganze vollziehende Gewalt dem General Cavaignac übertragen würde. Die Kammer genehmigte das eine



255. Aus der Juni-Schlacht.

wie das andre. Cavaignac somit zum Diktator ernannt, ging jetzt mit äußerstem Nachdruck gegen den Aufstand vor und erreichte durch rücksichtslose Anwendung der Artillerie, daß das Pantheon erobert, das Stadthaus gesichert und die Arbeiter aus dem Mittelpunkte der Stadt hinausgedrängt wurden.

Die Aufständischen benutzten die Nacht vom Donnerstag zum Freitag, um ihre Stellungen auf das äußerste zu befestigen, ihre Erbitterung war bis zur Raserei gesteigert; von friedlicher Versöhnung wollten sie nichts wissen. In dem Kampfe um das Quartier hinter dem Stadthause fiel General Duvivier, auf dem Bastilleplatze sein Nachfolger Négrier. Den General Brea, der Unterhandlungen anknüpfen wollte, nahmen die Aufständischen gefangen und ermordeten ihn unter entsetzlichen Martern. Auch der Erzbischof d'Affre fand bei einem Versöhnungsversuche seinen Tod. Allein Barrikade um Barrikade wurde erstürmt, und am Freitag abend hatte die Revolution nur noch ihren Hauptherd, die Vorstadt St. Antoine, in Besitz. Jetzt verlangte Cavaignac unbedingte Unterwerfung, und als diese verweigert wurde, begann am Sonnabend um 10 Uhr der Sturm auf die hartnäckige Vorstadt. Schritt vor Schritt drangen die durch den Widerstand auf das äußerste erbitterten Angreifer vor; in den Häusern, deren Zwischenwände durchbrochen waren, wie auf der Straße wurde gekämpft; nach einer Stunde war die Schlacht entschieden. Nur in den Seitenstraßen des Faubourg St. Marcel, jenseit der Seine, hielten sich die Aufständischen noch etwas länger.

Die fürchterlichste Straßenschlacht, die Paris je gesehen, war geschlagen; mit einer Erbitterung ohnegleichen war von beiden Seiten gekämpft. Selten hatten die Truppen, niemals die Mobilgarde in den letzten Tagen Pardon bewilligt, und die Arbeiter erschossen ihre Gefangenen zu Dutzenden. Weiber gossen den Gefangenen Schwefelsäure ins Gesicht und verübten die entsetzlichsten Greuel; 3888 Barrikaden hatten erstürmt werden müssen. Die Zahl der Toten kannte niemand; die Mobilgarde gab 200 Tote und 592 Verwundete an, die Armee 800 Tote; der Verlust der Insurgenten wurde auf 1000 geschätzt; alles wohl zu niedrig gegriffene Ziffern, namentlich da viele Leichname in die Seine geworfen und ohne weiteres begraben worden waren, wo der Fluß sie ans Land spülte. Nach der Niederwerfung des Aufstandes wurden durch förmliche Treibjagden noch gegen 11 000 Gefangene eingebracht. Die eigentlichen Anführer des Aufstandes wurden jedoch nicht bekannt.

Cavaignac „Haupt der Vollziehungsgewalt".

Sofort nach dem Siege, am 27. Juni, legte Cavaignac die ihm übertragene außerordentliche Gewalt nieder. Aber die Nationalversammlung — so nannte sich die Kammer — gab sie ihn zurück, indem sie ihn zum „Haupt der Vollziehungsgewalt und Kabinettspräsidenten" ernannte. Mit strenger Hand nahm Cavaignac jetzt die Reaktion in Angriff. Die Nationalwerkstätten wurden aufgelöst, die zügellosesten Klubs geschlossen, elf der feindseligst gesinnten Zeitungen, darunter auch Girardins „Presse", unterdrückt und die übrigen unter Kaution gestellt und der Belagerungszustand über Paris auf unbestimmte Zeit verlängert. Und mit diesen Maßregeln, welche die persönliche Sicherheit in Frage stellten, die ersten Rechtsgrundsätze erschütterten, war die ungeheure Mehrheit in Frankreich, ja in Paris einverstanden; so groß war die allgemeine Furcht vor der Anarchie einer „roten" Republik.

Verfolgungsprozesse.

Die Hauptsorge aber der neuen diktatorischen Regierung war die Bestrafung der Aufrührer. Acht Militärkommissionen wurden zur Aburteilung eingesetzt: sie sprachen von den Gefangenen 6000 frei, 4400 wurden verbannt und 253 wegen der während der Aufstandstage verübten Verbrechen vor das Kriegsgericht verwiesen. Auch Caussidière und Louis Blanc standen auf der Liste; doch retteten sie sich vor der Verhaftung durch schleunige Flucht über die Landesgrenze.

Die neue Verfassung.

Nun erst wandte sich die Nationalversammlung ihrer Hauptaufgabe zu: der Schaffung einer neuen Verfassung, der elften, die seit 50 Jahren Frankreich erhalten sollte. Am 4. September begann die Beratung; am 23. Oktober war die erste Lesung beendigt. Am 4. November wurde das Verfassungswerk mit 739 gegen 30 Stimmen angenommen und am 12. November unter Glockengeläut und Kanonendonner auf der Place de la Concorde dem Volke verkündigt.

Die neue Verfassung enthielt wiederum die Versicherung, daß alle Gewalt von der Volkssouveränität ausgehe, enthielt wiederum die unvermeidlichen Menschenrechte; der Versuch Ledru-Rollins und Cremieux', das Recht auf Arbeit einzuschmuggeln, mißlang jedoch völlig. Dies souveräne Volk nun übertrug seine Gewalt an eine legislative Versammlung von 750 auf drei Jahre wählbaren Mitgliedern, die durch allgemeines, auch von den Soldaten auszuübendes Wahlrecht durch kantonweis ausgeübtes Listenskrutinium ihr Mandat erhielten. Nicht aber sie,

sondern das Volk selbst wählte den durch die neue Verfassung an die Spitze des Staates gestellten Präsidenten und zwar auf vier Jahre; eine Wiederwahl durfte erst nach Ablauf weiterer vier Jahre erfolgen. Die Stellung dieses Präsidenten war schon dadurch eigentümlich, daß er seine Macht direkt dem Volkswillen verdankte, ihm auch der Appell an diesen stets frei stand, während er der Nationalversammlung gegenüber weder ein Vetorecht, noch ein Auflösungsrecht besaß. Außerdem war er ebenso wie seine Minister verantwortlich; die Verantwortlichkeit seiner Stellung schob ihm die Notwendigkeit, mindestens die Möglichkeit zu, selbständig zu handeln, ohne Zuziehung der Minister. Es schuf also die neue Verfassung von vornherein die Eventualität eines Konfliktes des Präsidenten mit der Nationalversammlung und mit den Ministern.

Konservative Nachwahlen.

Von den 15 Nachwahlen des September fielen 13 monarchisch aus; sie brachten unter andern den Grafen Molé, den Marschall Bugeaud, den Prinzen Louis Napoleon sogar durch fünffache Wahl (in Paris und vier Departements) in die Nationalversammlung und zeigten damit deutlich, wohin die allgemeine Meinung des französischen Volkes ging. Mit nicht geringerer Klarheit bewies dies das stetige Anwachsen des Klubs der Straße Poitiers, in welchem sich die ehemaligen konstitutionellen Monarchisten zusammenfanden. Dem gegenüber konnte Cavaignac, um seinem Ministerium die Majorität der Kammer zu sichern, nicht umhin, die entschiedensten Republikaner aus demselben zu entlassen und in Dufaure und Vivien zwei frühere Minister Louis Philipps in sein Kabinett zu berufen.

Gründe der antirepublikanischen Stimmung.

„Was ist", hatte Odilon Barrot schon am 27. September in der Nationalversammlung gefragt, „die Ursache der allgemeinen vorwaltenden Unbehaglichkeit und Unruhe und des allgemeinen Gefühls zu gunsten einer Diktatur?" Und er hatte sich selbst die Frage beantwortet: „Sie rühren her von der immer mehr gäng und gebe werdenden Überzeugung, daß die Demokratie sich nicht selbst regeln und mäßigen kann." Die Antwort war zweifellos richtig. Die demokratisch-republikanische Regierung hatte Frankreich eine Steuererhöhung von 45 Prozent und dazu noch die Aussicht auf ein jährliches Defizit von etwa 400 Mill. Frank gebracht. Die Nation war fest entschlossen, die Leitung ihrer Angelegenheiten den etlichen Tausend aus der Hand zu nehmen, die in Paris alle das Land belastenden Mißstände hervorgerufen hatten. Aber selbst Paris war mit der Revolution nichts weniger als zufrieden. Schon im November betrug die Zahl der Armen und Arbeitslosen, die aus städtischen Mitteln unterstützt werden mußten, 223 000, und es war vorauszusehen, daß der Winter diese Zahl noch erheblich steigern würde.

Die Präsidentenfrage.

Auf eine Neugestaltung der Verhältnisse, wie sie die Verfassung anbahnte, richtete sich daher die allgemeine Hoffnung; von dem zu erwählenden Präsidenten erwartete man die Rückkehr zu besseren Zuständen. Wo aber war der rechte Mann für die neu geschaffene machtvolle Stellung? Es konnte anfangs kaum die Frage sein, daß Cavaignac für seine Verdienste um das Zustandekommen einer gemäßigten Republik auch deren würdigster Präsident sein würde; freilich verband sich damit die andre Frage, ob wohl der wackere Haudegen auch das nötige politische Geschick haben würde. Seine Erklärung, daß er es für seine Pflicht halte, unversöhnlicher Feind aller Feinde der Republik zu sein, hatten ihm auf der stark monarchischen rechten Seite die Sympathien geraubt. Trotzdem unterhandelte der Klub der Rue de Poitiers mit ihm über die Präsidentschaft; die Bedingungen des Klubs waren natürlich wenig republikanisch: dauernde Schließung der Klubs, Aufrechterhaltung des Belagerungszustandes, soweit die Dekrete vom Juni ihn verfügten, und dauernde Normierung der Pariser Besatzung auf 50 000 Mann. Auch die römische Frage trat an Cavaignac heran. Der Papst suchte um Hilfe nach gegen die Revolution in Rom. Der General erwies sich als vollkommen gleichgültig; als er begriffen hatte, was diese Angelegenheit für ihn bedeute, befahl er die Einschiffung von 3500 Mann nach Cività Vecchia, lud auch den Papst nach Frankreich ein; da war es aber gerade zu spät, Cavaignacs ausweichende Antwort an die Konservativen veranlaßte sie, sich an den Prinzen Napoleon zu wenden; glaubte doch jedermann, es mit einem unbedeutenden Abenteurer zu thun zu haben, den man nach Belieben auch wieder fallen lassen könne. So waren nicht wenige Legi-

timisten für seine Wahl in der Hoffnung, ihn später leicht beiseite schieben und die Krone Heinrich V. zuwenden zu können. Einstimmig hatte auch die Nationalversammlung am 11. Oktober das Verbannungsdekret gegen die Familie Bonaparte aufgehoben. Der Prinz kam den Wünschen der Rechten augenblicklich entgegen, und insbesondere gewann er sich die Führer der Ultramontanen, Montalembert und Falloux, durch Zusicherung der Freiheit der Kirche und der Schule, d. h. der Überantwortung letzterer an erstere. Auch einen offenen Brief schrieb er, in dem er für die Inschutznahme des Papstes sich erklärte. Am 29. November wandte er sich an die Wähler mit einem Manifeste, das bereitwillig alles das versprach, was man von der gegenwärtigen Regierung vergeblich erwartete: Steuerverminderung, Versöhnung der Parteien, Erhöhung des Gehaltes und der Jahrgelder für Unteroffiziere und Veteranen und andre schöne Dinge mehr.

Dazu übte die Napoleonische Legende von dem sieggewohnten Eroberer, von dem freisinnigen Gesetzgeber des „Maifeldes" ihre Wirkung. Allenthalben entwickelten die bonapartischen Agenten eine umfassende Thätigkeit, während der Prinz selbst in scheinbarer Unthätigkeit verharrte und sich nur selten in der Versammlung sehen ließ. Den Bauern versprachen die Bonapartisten, daß der Prinz Louis Napoleon, der nächste Erbe des „großen" Kaisers, wenn er gewählt würde, die 45 Prozent Steuerzuschlag aus seiner Tasche zurückzahlen würde, ein Versprechen, das die Kammer der prinzlichen Finanzen sicher mit aufrichtiger Heiterkeit erfüllte. Aus Haß gegen den Junisieger Cavaignac zogen die Arbeiter in Paris scharenweis über die Boulevards mit dem Gesange: „Nous le voulons — Napoléon!" Girardin, dessen „Presse" Cavaignac unterdrückt hatte, setzte das ganze Gewicht seines Geistes und seiner Gewandtheit für den Rivalen des Diktators ein.

Von besonderer Wichtigkeit aber war, daß der Prinz von allem Parteigetriebe sich fern gehalten hatte, so daß alle Parteien das Beste von ihm erwarten konnten. Zwar nach dem Ausbruche der Februarrevolution war er nach Paris gekommen, jedoch auf den Wunsch der provisorischen Regierung sofort nach England zurückgekehrt. Die mehrfache Wahl zur Nationalversammlung hatte er, um keinen Anlaß zur Beunruhigung zu geben, abgelehnt; erst im September nahm er seinen Sitz in der Kammer auf Grund nochmaliger Nachwahl ein. Kein Wunder, daß er in allem den Franzosen der rechte Mann für die Präsidentenwürde zu sein schien. Zwar die Sozialdemokraten stellten Raspail, die Radikalen Ledru-Rollin als Kandidaten ihm gegenüber, und auch an dem vor wenigen Monaten noch so überaus populären Lamartine hielt eine kleine Schar Getreuer fest. Aber für den Einsichtigen bedeuteten diese Gegner wenig; die Frage konnte nur sein: ob Cavaignac oder Louis Napoleon.

Louis Napoleon Präsident.

Der 10. Dezember brachte die Entscheidung. Allenthalben war in Ruhe und Ordnung die Wahl vollzogen worden. Das Ergebnis war, daß von den 7324672 Stimmen, welche überhaupt in Frankreich abgegeben waren, 17910 auf Lamartine, 36920 auf Raspail, 370119 auf Ledru-Rollin, 4790 auf Changarnier, dagegen auf Cavaignac 1448107 fielen; der „Bürger Louis Bonaparte" jedoch erhielt 5434226, der Rest der abgegebenen Stimmen war entweder ungültig oder hatte sich zersplittert. In 82 Departements hatte er die Mehrheit, Cavaignac nur in 4; selbst in Paris bekam er 100000 Stimmen mehr, als der Diktator. Er hatte überhaupt $3\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen mehr, als alle Mitbewerber zusammengenommen. Louis Napoleon war bis zum zweiten Sonntage des Mai 1852 zum Präsidenten der französischen Republik gewählt. Im schwarzen Frack und weißer Kravatte, angethan mit dem Großkreuz der Ehrenlegion, leistete er am 20. Dezember den Eid, „der demokratischen Republik treu zu bleiben und die Verfassung zu verteidigen", und versprach in einer Ansprache, die er an die Nationalversammlung richtete, „diejenigen als Feinde des Vaterlandes zu betrachten, die auf ungesetzlichem Wege die Form der Regierung zu verändern suchen würden." Dann unter dem tiefen Schweigen der Versammlung ging er auf Cavaignac zu: „General", sagte er, „ich bin stolz darauf, der Nachfolger eines Mannes zu sein wie Sie", und reichte ihm die Hand. Der General, ohne sich zu erheben, dankte mit einer frostigen, stummen Verbeugung.

Französisches Kulturleben aus dem zweiten Viertel des Jahrhunderts.

Gegensätze in der litterarischen Entwickelung.

Die merkwürdigen Sprünge, die in der politischen Geschichte Frankreichs seit dem Tode Ludwigs XVIII. bemerklich wurden, kann auch die französische Litteratur dieses Zeitalters aufweisen. Nicht nur in den Gattungen vollziehen sich die auffallendsten Wandlungen, sondern auch im selben Einzelindividuum. Aus dem Ultramontanen wurde ein wütender Bekämpfer des Papsttums, aus dem Legitimisten ein Revolutionär, aus dem Klassiker ein Romantiker, aus dem Anhänger der Orléans ein Bonapartist oder auch alles das umgekehrt und, mathematisch gesprochen, permutiert und kombiniert.

Lamennais.

Aus der Periode des strengen Legitimismus reicht herüber Hugues Félicité Robert de Lamennais (1782—1854) aus St. Malo, einer wohlhabenden und angesehenen Familie entstammend, der sich schon während der Kaiserzeit in seinen „Reflexionen über den Zustand der Kirche im 18. Jahrhundert und in der Gegenwart" durch seinen überultramontanen Standpunkt polizeiliche Verfolgungen zugezogen hatte. Unter der Leitung eines streng geistlichen Bruders erzogen, selbst Geistlicher geworden, in seinem Wissen fast nur Autodidakt, ging er mit der solchen Leuten rücksichtslosen Einseitigkeit vor. Eine Zeitlang traf er den Geschmack des Zeitalters. Sein vierbändiges Buch „Über die Indifferenz in Sachen der Religion" (1817—1823) ließ ihn als eine Hauptsäule der Kirchlichkeit erscheinen, während man ihn vom Throne aus mit einem gewissen Mißtrauen betrachtete; das Königtum erschien bei ihm doch zu sehr als ein Anhängsel der Kirche, als daß man von seinem unbedingten Legitimismus hätte überzeugt sein dürfen. Dagegen hing Papst Leo XII. sein Bildnis in seinem Audienzzimmer auf und empfing ihn 1824 gelegentlich eines Besuches in Rom mit besonderer Auszeichnung. Als er aber 1826 in der Schrift „Über die Religion in ihren Beziehungen zur politischen und bürgerlichen Ordnung" selbst das hochkirchliche Frankreich und den gesamten modernen Staat und die moderne Gesellschaft verdammte, zog sich Rom von dem radikalen Heißsporne vorsichtig zurück, was diesen unsäglich verbitterte und den Grund zu einer zwar seltsamen aber nicht unverständlichen Wandlung legte. In der Zeitschrift „Zukunft", die er mit einigen Gleichgesinnten nach der Julirevolution gründete, verfocht er nicht mehr die unbedingte Herrschaft der Kirche über die Welt, sondern er forderte jetzt mit dem ihm eignen Ungestüm allenthalben Freiheit, Freiheit der Presse, Freiheit der Kirche, Freiheit des Unterrichts; d. h. die Kirche solle sich durch die schon im 11. Jahrhundert gelehrte und als ketzerisch verurteilte Armut frei machen vom Staate; auch der Jugendunterricht sollte frei sein von der Bevormundung der Universitäten und ihrem weltlichen Unglauben. Zu seinem höchsten Zorne verlangte der Papst Widerruf, den Lamennais zunächst auch leistete (11. Dezember 1832). Aber schon etwas über ein Jahr später erschien in seinem „Paroles d'un croyant" (1834) ein im biblischen Stile gehaltenes hohes Lied der Revolution, eine Bergpredigt für politische Freiheit und Gleichheit mit dem Heiligenscheine des Urchristentums, ein Werk, das in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde und unzählige Auflagen erlebte, aber von Papst Gregor XVI. durch eine besondere Encyklika verdammt wurde. Lamennais' Antwort waren die „Affaires de Rome", in denen er Anathem mit Anathem, Bitterkeit mit Bitterkeit, Hohn mit Hohn vergalt. Seit dieser Zeit war er christgläubiger Demokrat, abgesagter Feind des Papsttums, des Thrones und vor allem auch der behäbigen und liberal aufgeklärten Bourgeoisie. Als solcher spielte er dann nach der Februarrevolution noch eine, wenn auch vorübergehende Rolle als Volksrepräsentant. Bezeichnend ist, daß er, als er am 27. Februar 1854 starb, geistliche Spenden und Sakramente von sich wies und eine Bestattung ohne allen kirchlichen Pomp anordnete; bei den Armen in einem Winkel des Père La Chaise wurde er eingescharrt. —

Lamartine.

Ähnliche Wandlungen, wenn schon auf andrem Gebiete, machte Alphonse de Lamartine (1794—1864) aus Macon durch. In seinen ersten Dichtungen „Méditations poétiques" (1820) „Nouvelles méditations" (1823), „Harmonies poétiques et réligieuses" (1828), die seinen Dichterruhm begründeten und ihn 1829 der Akademie zuführten, stimmte er ganz den der Restaurationszeit angenehmen schwärmerisch elegischen Ton legitimistischer Religiosität an. Natürlich fesselte ihn der Hof durch Übertragung von leicht auszufüllenden ehrenvollen Ämtern. Ein teils ererbtes, teils erheiratetes bedeutendes Vermögen setzte ihn in den Stand, ein vornehmes, ja verschwenderisches Leben zu führen. Die Julirevolution verstimmte ihn, den Legitimisten, aufs tiefste; er unternahm, mit einem schließlich seine Verhältnisse doch überschreitenden fürstlichen Pompe eine Reise nach dem Orient, die er dann 1835 in vier Bänden mit ebenso großem Glanze der Sprache als geringer Zuverlässigkeit in den Angaben beschrieb. Im selben Jahre erschien sein dichterisches Hauptwerk „Jocelyn", ein episch-lyrisches Idyll, worin das praktische Christentum, die Tugend und Entsagung einer reinen Menschlichkeit einem solchen Anschauungen sich immer mehr entfremdenden Publikum geschildert wurde. Mit entschiedener Kälte wurde dann 1838 „La chute d'un ange" aufgenommen; es war gewissermaßen der Abschluß der legitimistischen Periode. Dann in der Kammer, der er seit 1834 angehörte, begann er sich mehr und mehr der Oppositionspartei zu nähern, bis er sich 1847 durch sein vielgelesenes Werk „Histoire des Girondins" ganz zu den republikanischen Gesinnungen seiner Helden bekannte. Daher gelangte er dann während der Februarrevolution zu der erzählten leitenden Stellung,

die er allerdings bald einbüßte. In der Folgezeit kehrte er wieder zu seinen legitimistischen Anschauungen zurück, ohne zu wesentlichem Einflusse zu gelangen. Das erklärt sich auch aus dem Umstande, daß er, durch seine unsinnige Großmannssucht verarmt, ums liebe Brot schreiben mußte. Er verfaßte Geschichten der Restauration, Rußlands, der Türkei u. s. w., die höchstens den Wert einer eleganten Darstellung hatten; er war, wie sich ein moderner Historiker ausdrückt, Großbettler Frankreichs geworden, der Gaben vom Kaiser und aller Welt annahm. —

Victor Hugo.

Ebenfalls einer gärenden Zeit entsprossen und mit ihr sich ändernd, war Victor Hugo (1802—1885), geboren zu Besançon, der Sohn eines bonapartistisch gesinnten Militärs und einer royalistischen Mutter, als Lyriker, Dramatiker und Romancier in Frankreich und einst auch in Deutschland viel gefeiert.

Als Lyriker ist er wohl am hervorragendsten; seine „Herbstblätter" (1831), „Dämmerungslieder" (1835), „Innere Stimmen" (1837) sind für einen Franzosen poetische Meisterstücke. Als Dramatiker lieferte er „Cromwell" (1827), „Marion Delorme" (1829), „Hernani" (1830), „Der König amüsiert sich" (1832) u. a. Anfänglich in seinen Oden Klassiker und ein Verehrer des Königtums, so daß er sogar ein Jahrgehalt von Ludwig XVIII. bezog, schwenkte er unter Karl X. nach links ab, auch auf litterarischem Gebiete. Unter dem Namen „Cénacle" (Abendmahlskränzchen) bildete sich um ihn ein Kreis von hitzigen jungen Litteraten, die ihm das poetische Revolutionsbanner aufdrangen. Cromwell war schon gegen die klassische Richtung geschrieben, Hernani ließ es bei seiner ersten Aufführung im Théâtre français bis zum Faustkampfe zwischen den Anhängern des Klassizismus und denen der Romantik kommen. Es siegten schließlich die letzteren und mit ihnen das romantische Drama über die klassische Tragödie. Unter Louis Philipp 1841 in die Akademie aufgenommen und 1845 zum Pair von Frankreich gemacht, hielt er sich im wesentlichen regierungsfreundlich, zählte auch in der konstituierenden Versammlung nach der Februarrevolution zur monarchischen Rechten, um dann plötzlich in der Gesetzgebenden Versammlung zu den Hauptrednern der äußersten Linken zu gehören. Wir werden ihn später als erbitterten Gegner Louis Napoleons finden. Diese Widersprüche und Gegensätze finden sich auch in seinen Werken, namentlich auch in seinem viel gelesenen Romane „Notre Dame von Paris" (1831), in dem sich Grazie mit übertriebener Kraft, Einfaches und Wunderliches, Schönes und abstoßend Häßliches dicht nebeneinander finden. Auch in andern Erzählungen, wie in „Han von Island" und der Negergeschichte „Bug Jargal" erhob er das Monströse und Widerwärtige zum Gegenstande seiner Poesie und entfremdete dadurch den französischen Geschmack und die Denkungsweise seiner Landsleute in bedauerlicher Weise vom Schlicht-Wahren und Einfach-Schönen.



256. Victor Hugo.
Nach dem Kupferstich von F. Weber.

Als Vertreter der Romantik mögen in zweiter Reihe neben Victor Hugo genannt werden Alfred de Vigny (1798—1863), ein in eignen Dichtungen weltschmerzlich empfindender Dichter, außerdem ein guter Übersetzer Shakespeares und in seinen Romanen ein Schüler Walter Scotts, ferner Prosper Merimée (1803—1870), der ein gründlicher Altertumsforscher und zugleich begeisterter Bewunderer südländischer Poesie war, endlich Alfred de Musset (1810—1857), der allzu leichtlebige Dichter und fein charakterisierende Darsteller der leichtfertigen, lüsternen und angefaulten Gesellschaft unter dem Bürgerkönigtum. In Hugoscher Art an phantastischer Übertreibung und Unnatur hielten in ihren Romanen fest der Vicomte d'Arlincourt und namentlich Frédéric Soulié (1800—1847), welch letzterer durch seine Schilderungen der Verderbnis und

Nichtswürdigkeit der vornehmen Welt nicht wenig zur Weckung und Stärkung des Klassenhasses in der sozialistischen Partei beigetragen hat. Dagegen kehrten in späteren Werken Emil Souvestre (1808—1854), ferner Graf Xavier de Maistre (1764—1852) und namentlich der Genfer Rud. Töpffer zur Einfachheit und zur Natur zurück, Nachfolger hierin Bernardin de St. Pierres und Rousseaus.

Die Demimonde-Litteratur.

Während des Julikönigtums kam eine für diese Periode ganz charakteristische Art von Litteratur zu Ansehen, das moderne Schauer- und Wollustdrama und der gleichen Tendenzen folgende Roman. Hauptvertreter dieser Gattung, in der auch Victor Hugo zu Hause war, ist Alexander Dumas, der Vater (1803—1870), der in ungezählten Bühnenstücken teils historische Scheusale oder die modern blasierte Welt auf die Bretter brachte, teils in Romanen („Der Graf von Montechristo"!) die Nerven der Zeitgenossen fieberhaft zu erregen versuchte. Sein gleichnamiger Sohn (geb. 1824) bewegte sich in seinen Dramen („La dame aux Camélias"!) wie in seinen Romanen am liebsten auf dem Gebiete der Demimonde und erreichte durch seine pikanten Schilderungen gewisser Gesellschaftskreise von zweideutigem Ruf ähnliche Erfolge wie sein Vater. Den Geschmack des Zeitalters für leichte Ware befriedigte auch der äußerst fruchtbare und bühnengewandte Aug. Eug. Scribe (1791—1861), den man den französischen Kotzebue nennen könnte.

Klassizismus.

Im wesentlichen bewegte sich die Romantik der Jüngeren im oppositionellen Fahrwasser. Eine ähnliche Richtung nahmen auch diejenigen Schriftsteller, die durch das Studium der hellenischen Antike auf wirklich klassischen Boden gelangt waren im Gegensatz zur landläufigen Klassizität, die mehr die Römer zum Vorbilde genommen hatte. Paul Louis Courier (1772—1828), der Übersetzer des Herodot und andrer griechischer Schriftsteller, war in seinem hellenistischen Sinne ein abgesagter Feind des den Bourbonen dienenden Servilismus und der Zopfigkeit der Akademie. Aus gleichem Borne schöpften August Barthélemy (1796—1867) und Méry (1798—1866), sein Studiengenosse, die Lauge des Spottes, womit sie das bourbonische System überschütteten und dadurch mit zur Julirevolution beitrugen. August Barbier (1805 bis 1882) dagegen wandte sich dann gegen die feigen Intriganten, die aus der Julirevolution lediglich ihren eignen Vorteil zu ziehen gewußt und das Volk betrogen hatten, mit demokratischer Entrüstung. Unter denjenigen Dramatikern, die romantische Ideen geschickt mit der klassischen Form zu verbinden wußten, ist neben andern der seiner Zeit recht volkstümliche Casimir Delavigne (1794—1848) zu nennen, der sowohl auf dem Gebiete des historischen Dramas als auf dem des Lustspieles sich mehr als vorübergehende Bedeutung zu erringen verstand. Der klassische Geschmack fand auch von einer andern Seite her, wenn auch nur kürzere Zeit, eine intensive Anregung durch das hinreißende Spiel der Jüdin Elisa Rachel-Felix (1820—1858) aus Mumpf in der Schweiz, so daß sogar die Stücke Corneilles und Racines wieder auf dem Théâtre français sich einbürgerten. Dagegen hielt die von Franz Ponsard (1814—1867) eingeschlagene klassische Richtung, die fast zu homerischer Einfachheit zurückkehren wollte, sich nur kurze Zeit als Modesache.

Der soziale Roman.

Es ist natürlich, daß die neuen Gesellschafts- und Wirtschaftstheoreme zusamt den durch die exakten Wissenschaften gegebenen Anregungen und dem kaleidoskopartig wechselnden politischen Leben in Frankreich auch im Roman, im sozialen Romane ihren Ausdruck und Niederschlag suchen mußten. Honoré Balzac (1799—1850) aus Tours trat zuerst auf diesem Gebiete mit bedeutsamen Leistungen hervor, die nicht nur in Frankreich, sondern namentlich auch in den slawischen Ländern und in den südlich-romanischen verschlungen wurden. Man konnte in ihm einen Schüler Schopenhauers sehen, denn seine Weltauffassung war durchaus pessimistisch: „Geist, Begierde, Wille zehren den Menschen auf, das Leben tötet das Leben." Dabei hält er sich, mit aller Absichtlichkeit, nicht frei von Lüsternheit, ja Cynismus, wie seine „Physiologie du mariage", „Scènes de la vie Parisienne", „Le Lys dans la vallée" und andre beweisen. — In der Gräfin von Genlis (1746—1830), in Elise Mercoeur (1809—1835), Marcelline Desbordes-Valmore (1798—1848), Aimable Tastu (1798—1849), Sophie Gay (1776—1852) und ihre Tochter Delphine Gay-

Weibliche Autoren.

Girardin (1804—1855) hatte Lyrik wie Roman und Gesellschaftskomödie Vertreterinnen von mehr oder minder großem Geschick und Erfolg gehabt. Einen bleibenden Einfluß durch wirklich geniale Schöpferkraft sollte auf dem Gebiete des sozialen Tendenzromans erwerben die unter dem Namen George Sand bekannte Aurora Baronin Dudevant (1804—1876) geb. Dupin, aus Paris, einer Familie entstammend, die sich väterlicherseits auf den bekannten Marschall Moritz von Sachsen, den Sohn Augusts des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark zurückführte.

In ihrer Ehe nicht befriedigt, voll gärenden Drängens nach Schaffen und Selbständigkeit, hatte sie anfangs Gelegenheit genug, die Entbehrungen und Schattenseiten der „Bohême", des zigeunerhaften Schriftstellerdaseins kennen zu lernen. Bezeichnend ist, daß sie eine Zeitlang Männerkleidung trug, um alles „mitmachen" zu können. In diese erste Zeit fallen „Rose und Blanche", „Indiana", „Jacques", „Valentine", „Lelia-André", „Leone Leoni", die meist den Stab über das moderne Eheleben brechen und der freien Wahl des Herzens das Wort reden. Durch einen glücklich geendeten Scheidungsprozeß kam sie zu einer unabhängigen Existenz, ohne sich darum zu objektiver Klarheit gefördert zu sehen. Die „Sieben Saiten" und „Spiridion" zeigen einen mystisch-symbolischen Charakter, wovon sich auch in dem bedeutenden Künstlerroman „Consuelo" (1842) allenthalben Spuren finden. Schon seit 1834 im Verkehr mit dem Republikaner Michel de Bourges wurde George Sand Wortführerin des „Volkes" gegenüber der Bourgeoisie, was sie auch mit Lamennais in Verbindung brachte. Die Februarrevolution versetzte sie in glühende Begeisterung und ließ sie lebendigsten Anteil an der Tagespresse nehmen, doch blieb auch bei ihr die Reaktion nicht aus, und sie kehrte in ruhigere Geleise zurück. Was sie in dieser letzteren Art geschaffen, ihr „La mare au diable, François le Champi, les maitres sonneurs" u. s. w. trägt den Stempel des ausgereiften Kunstwerks; von eigentlich epochemachender Bedeutung aber sind die Werke gewesen, die ihr Leidenschaft und sittliche Überzeugung von der nicht haltbaren Stellung der Frau ohne Rücksicht auf den ästhetisch-kritischen Standpunkt diktiert haben.

Sue. Wenn sich in den Arbeiten der George Sand ganz entschieden ein sittliches Wollen aussprach, wenn schon im Gegensatze zur landläufigen Moral, so war bei andern das durch sie angeschlagene Thema lediglich ein Wink des gütigen Schicksals, die finanzielle Seite des sozialistischen Tendenzromanes gebührend auszubeuten. Das verstand neben den schon genannten Dumas, Vater und Sohn, niemand besser, als Eugen Sue (1804—1857), der nach längeren Reisen und unter einem Leben von Ausschweifung und Verschwendung als litterarischer Virtuos in der Schilderung der schmutzigen Seite der Welt, des Monströsen, des Ekelhaften, des sittlich Anstößigen auftrat. „Les mystères de Paris" und „Le Juif errant" wurden seiner Zeit von Europa wie kaum etwas andres gierig verschlungen. Man kann sich der Überzeugung unmöglich verschließen, daß eben diese Zeit, die an solchen verzerrten Gebilden Gefallen fand, sittlich krank und umwälzungsbedürftig war; die Revolution des Jahres 1848 bedurfte solcher Vorbereitung. Harmloser, wenn auch nicht gerade anständiger, war die leichtgeschürzte Muse Paul de Kocks (1794—1871), dessen lascive Geschichtchen ebenso gern im Faubourg St. Germain als im Quartier Latin gelesen wurden.

Das Feuilleton. Mit der immer rascher lebenden Zeit steht in engem Zusammenhang die Entstehung des Feuilletons, dessen klassischer Nährboden Frankreich war, das sich aber alsbald auch in der Publizistik der übrigen gebildeten Welt einbürgerte und eine Macht wurde. Der ihm gewährte beschränkte Raum begünstigte eine aphoristische, epigrammatische Form, die Stellung unter dem Redaktionsstrich schienen diesen Plaudereien die schwere Verantwortung, die Bürgschaft für Ernst und Wahrheit abzunehmen und die strenge stilistische Durcharbeitung zu schenken, infolgedessen sich namentlich auch das aufstrebende jüdische Litteratentum des Feuilletons bemächtigte. So war Jules Janin (1804—1874), aus dem südlichen Frankreich stammend, jüdischer Abkunft und Meister der Feuilletondarstellung, des Feuilletonromans. Mit ihm verwandten Geistes war Alphons Karr (1808—1890), der Redakteur des „Figaro", bei dem man entschieden Spuren Heineschen Geistes wahrnehmen kann.

Philosophie. Unter den französischen Philosophen nahm der schon als Sozialist erwähnte Isidore Auguste François Comte (1798—1857) eine maßgebende Stellung ein, dessen sogenannter „Positivismus" sehr an den Standpunkt des Deutschen Feuerbach erinnert und den Geist der Zeit widerspiegelt. Weder eine theologische, noch eine metaphysische

Auffassung vermag der Welt und ihren Erscheinungen gerecht zu werden, sondern nur die von ihm als positive bezeichnete, die alle Erscheinungen durch ewige Naturgesetze beherrscht erklärt, in die kein Wille, am wenigsten ein übernatürlicher einzugreifen im stande ist und die zu erforschen vor allem der exakten Wissenschaft vorbehalten ist. Über deren Errungenschaften ist oben im Zusammenhange mit der deutschen Wissenschaft die Rede gewesen. Die ideale Seite des Denkens vertrat dagegen im Anschluß an die deutsche Philosophie Victor Cousin (1792—1867), der mit Schelling und Hegel persönlich bekannt und seit 1815 Professor der Philosophie war. Er entwickelte die Notwendigkeit des Glaubens an ethische Ideale aus der Natur der Seele; ihm lag viel an der Erziehung der Volksseele durch Verbreitung von Kenntnissen, die die Selbstbefreiung des Volkes vom Joche der Unsittlichkeit wirken könnten. Er ist überzeugter Theist: eine Welt ohne Gott ist ebenso unbegreiflich, wie allerdings auch ein Gott ohne Welt. Demgemäß ist die Schöpfung nicht nur möglich, sondern notwendig. Geschichte ist ihm nur die Entwickelung der Ideen. Ein Volk, ein Jahrhundert, ein großer Mann sind die Offenbarung einer Idee. Cousin war, abgesehen von der deutschen Philosophie, auch von dem mehr als Politiker hervorragenden Royer-Collard (1763—1845) angeregt worden, namentlich aber von Maine de Biran (1766—1824), den er nicht anstand, als den ersten französischen Metaphysiker des Jahrhunderts zu proklamieren. Der berühmteste unter Cousins Schülern war Theodor Jouffroy (1796—1842), der sich von seinem Lehrer durch größeren Sinn für Methode und Genauigkeit unterschied. Für Cousin lag in der Philosophie, namentlich seit dem Ende der zwanziger Jahre weniger die reine Wissenschaft als der Kampf gegen schlechte Doktrinen. Seine hervorragenden persönlichen Eigenschaften unterstützten ihn darin, indem sie ihm Einfluß auf eine große Reihe hervorragender Geister verschafften. Seit dem Sturze der Bourbons war seine Philosophie die ausschließlich maßgebende für den öffentlichen Unterricht in Frankreich.

Unterrichtswesen.

Während unter der Restauration und dem Julikönigtume mit napoleonischen Einrichtungen aufgeräumt wurde, blieben doch die zentralistischen Anordnungen des Imperators für das Unterrichtswesen in Kraft, nur daß es eben deshalb um so deutlicher den Geist des Zeitalters widerspiegelte: während der Bourbonenzeit den kirchlich-legitimistischen, während des Julikönigtums den freigläubigen, moralphilosophischen. Natürlich verschwanden die militärischen Übungen, und die Schulordnungen zielten nicht länger auf Soldatendressur hin. Dafür wurden unter Aufhebung des kaiserlichen Gesetzes von 1811 im Oktober 1814 die sogenannten Kleinseminare zur Vorbildung von Geistlichen wieder den Bischöfen unterstellt. Eine weitere Verordnung vom Februar 1821 gab diesen Seelenhirten auch die gesetzliche Befugnis über den religiösen Zustand der Collèges zu wachen. In den folgenden sechs Jahren sah man darauf, allzuselbständige Denker, wie Cousin, Tissot, Guizot, allenthalben aus den von ihnen innegehabten Lehrämtern zu entfernen und sie entweder direkt durch Priester oder wenigstens durch strenggläubige Lehrer zu ersetzen. Unter dem Ministerium Villèle wurde die seit Napoleons Sturz aufgehobene Würde eines Großmeisters der Universität mit ausgedehnteren Befugnissen wiederhergestellt und an Frayssinous, Bischof von Hermopolis, übertragen, der zu gleicher Zeit Minister der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts wurde und nun, wenn er auch sonst ein gemäßigter Priester war, die Gelegenheit benutzte, um aus der zentralistischen Maschine die ihm untauglich erscheinenden Räder zu entfernen und durch andre zu ersetzen. Das änderte sich mit dem Eintritt des Ministeriums Martignac (Januar 1828) insofern, als vom Ministerium des Kultus, das der Bischof von Beauvais, Feutrier, erhielt, das Departement des Unterrichts als selbständiges abgelöst und unter Leitung des einsichtsvollen Vatismenil gestellt wurde. Das Ministerium Villèle hatte den sogenannten Kleinseminaren nur so lange unter staatlicher Aufsicht Vermehrung gestattet, bis sie zusammen 5000 Schüler zählten. Eine auf Grund klerikaler Anzeige angestellte Untersuchung ergab, daß diese Anstalten, vielfach ohne das bischöfliche Aufsichtsrecht zu beachten, auf 180 vermehrt worden waren, eine Menge nicht für den Priesterstand bestimmte Zöglinge enthielten, acht übrigens

von ihnen von Jesuiten geleitet wurden. Es war doch ein merkwürdiges Zeichen weniger für die etwa freier werdenden Anschauungen des Königs, als vielmehr von seinem wachsenden Widerwillen gegen die Übergriffe der geistlichen Gewalt, daß er im Juni 1828 auch die „wilden" Seminare anerkannte und sogar staatlich subventionierte; allerdings wurden sie der Aufsicht der Université unterstellt und auf die Vorbildung von Geistlichen beschränkt. Unter der Julimonarchie wurde das vom Ersten Konsul verstümmelte Institut de France durch die Errichtung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften wieder auf die alte Höhe gehoben. Im Jahre 1833 sorgte Guizot, so gut das nach der vorangegangenen Ära gehen wollte, durch Gesetz für die dauernde und regelmäßige Erhaltung und Dotierung, die Allgemeinheit und gute Beschaffenheit des Volksschulunterrichts. Infolgedessen entwickelten sich die entsprechenden Unterrichtsanstalten und paßten sich dem Bedarfe der Bevölkerung an. Im Jahre 1815 waren 22000, 1829 30000 Volksschulen gewesen; nach Abschluß des Julikönigtums gab es 63000. Und während Frankreich 1815 nur eine Volksschullehrerbildungsanstalt besaß, gab es 1850 bereits 78. Dagegen gelang es dem Ministerium Guizot nicht, den schablonenhaften höheren Unterricht wesentlich zu bessern, obschon es durch Errichtung entsprechender neuer Lehrstühle in Paris und neuer Fakultäten in den Provinzen an Anregung nicht fehlte. Auf die deutschen Universitäten als Vorbilder für die französischen hatten schon Cuvier 1811 und Cousin 1834, aber vergeblich, hingewiesen. Bezeichnenderweise sagt Guizot in seinen Memoiren hierüber: „Ich stieß auf keine kräftige, öffentliche Meinung, die mich gedrängt hätte, im Hochschulwesen größere Neuerungen einzuführen. Das Publikum war in diesem Punkte ohne höhere Ideen und lebhafte Wünsche. . . . Der Universitätsunterricht genügte in seiner damaligen Gestalt den praktischen Bedürfnissen der Gesellschaft, die ihm mit einer Mischung von Befriedigung und Gleichgültigkeit gegenüberstand."

Geschichtschreibung.

Die Geschichtschreibung entsprach dem Charakter der Periode. Wie zu allen Zeiten gab es fleißige Forscher, die unermüdlich die Bausteine herbeitrugen zur Errichtung des historischen Tempels, andre dann, die den nötigen Abputz besorgten, wieder andre, die glänzende, pomphafte Festzüge zu veranstalten wußten, keinen jedoch, der ein allseitig gebietendes Götterbild aufgestellt hätte. François Guizot (1787—1874) brachte für seine Werke „Geschichte der Zivilisation in Europa", „Kulturgeschichte Frankreichs im Mittelalter", „Geschichte der englischen Revolution" zwar eine durch reiche Erfahrung und staatsmännische Praxis ausgezeichnete Vorbildung mit, aber die puritanische Nüchternheit und das Mißtrauen gegen geniale Naturen, seine politisch-religiösen Nebentendenzen, sein eklektischer philosophischer Standpunkt lassen im allgemeinen den Leser kalt. Als Romantiker erwiesen sich die Gebrüder Augustin (1795—1856) und Amédée Thierry in ihren Werken über das französische Mittelalter („Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen", „Erzählungen aus den Zeiten der Merowinger", „Geschichte der Gallier" u. s. w.) und Jean Baptiste Honoré Raym. Capefigue (1802—1872), auch der schon früher genannte Sismondi (1773—1842) in seiner „Geschichte Frankreichs und der italienischen Republiken im Mittelalter". Auch Barante (1782—1865), von dem schon die Rede war, widmete sich in seiner „Geschichte der Herzöge von Burgund", wie schon erzählt wurde, dem Mittelalter, während er in seiner „Geschichte des Nationalkonvents" und teilweise in der „Geschichte der französischen Litteratur im XVIII. Jahrhundert" Zeiten schilderte, die

Litteraturgeschichte.

auf ihn als Knaben Eindruck gemacht hatten. Auf dem Gebiete der Litteratur mag gedacht sein der ausgezeichneten Arbeiten Abel Franç. Villemains (1790—1870 „Cours de la littérature française"), der auch als Historiker durch ein Werk über „Gregor VII." sich hervorthat und 1840—1844 erfolgreich Unterrichtsminister war, ferner der geistreichen, aber nicht immer gründlichen Plaudereien St. Beuves (1803—1869) und der Arbeiten Edgar Quinets (1803—1875) über inländische Litteraturen. Doch lag des letzteren Stärke, abgesehen von seinen schöngeistigen Arbeiten, die teils durch seine eingehende Kenntnis der deutschen Litteratur beeinflußt waren, in seinem ritterlichen Kampfe gegen den Ultramontanismus. Infolge seiner 1843 verfaßten Schrift: „Der Ultramontanismus oder die römische Kirche und die moderne Gesellschaft" und seiner vom Katheder aus angeschlagenen Sprache verlor er seine Stellung als akademischer Lehrer. Ganz auf gleichem Gebiete bewegte sich Jules Michelet (1798—1874), der Verfasser einer durch Niebuhr angeregten römischen Geschichte und einer vielgelesenen Geschichte Frankreichs. Der heutigen Zeit ist ganz und gar die Schärfe abhanden gekommen, mit der er im Verein mit E. Quinet gegen den jesuitischen Katholizismus loszog. In seiner „Geschichte der französischen Revolution" überschätzt er in mancher Beziehung die Bedeutung dieser Bewegung. Republikanisch ist im wesentlichen auch Henri Martin (1810—1883) gesonnen, obschon seine „Geschichte Frankreichs" während der monarchischen Zeit einen parteilosen und Wahrheit liebenden Geist, verbunden mit strenger Forschung zeigt. Objektiver als Michelet stand F. A. M. Mignet

(1796—1874) der französischen Revolution von 1789 gegenüber, indem er in ihrer Geschichte die logische Notwendigkeit ihrer Entstehung nachwies, zugleich aber auch, daß jede Abweichung von der natürlichen Entwickelung ihre Strafe nach sich zieht und keine Übertreibung von Dauer ist. Im übrigen war er auch, wovon eine Reihe Vorarbeiten Zeugnis ablegen, mit einer „Geschichte der Reformation" beschäftigt. Als Verehrer der französischen Revolution zeigte sich in ihrer Geschichte Adolf Thiers (1797—1876), der uns bekannte Staatsmann. Aber ebensoviel hatte er dann übrig an glänzender Rethorik und Ruhmredigkeit für die Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs, die immerhin durch reiche Benutzung authentischer Urkunden bis auf den heutigen Tag wertvoll geblieben ist. Im Gegensatz zu ihm trat Pierre Lanfrey (1828—1877) in seiner „Geschichte Napoleons I." dem üblichen Heroenkultus der Franzosen entgegen. Ein glänzendes und zugleich erschütterndes Bild der furchtbaren Katastrophe von 1812 gab der Graf Paul Philipp Ségur, der Jüngere (1780—1873) in „Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812". Zur vorbereitenden Erkenntnis der großen Bewegung von 1789 lieferte grundlegendes Material Alexis Graf von Tocqueville, der sich auch als Staatsmann große Verdienste erwarb, durch seine „Geschichte Ludwigs XV." und „Das alte Regime und die Revolution". Louis Blanc (1813—1882) verdanken wir eine, allerdings seinem demokratischen und sozialistische Standpunkte entsprechende „Geschichte der zehn Jahre" (1830—1840), die voll pikanter Details ist (1845), und ebenfalls eine „Geschichte der Revolution". Eine zahllose Menge von Denkwürdigkeiten, aus dem napoleonischen wie aus dem bourbonischen Lager suchten teils die immer rege Klatschsucht der Franzosen zu befriedigen, teils trugen sie apologetischen Charakter. Aus der großen Menge mag nur das ebenso unglaubwürdige wie seiner Zeit vielgelesene Werk Napoleons I. erwähnt sein, die „Mémoires de Ste. Hélène".

Kunst. Malerei.

In der französischen Kunst nahm, der ganzen geistigen Richtung entsprechend, die Malerei einen breiteren Raum ein, als die Plastik. Die klassische Richtung, wie sie von David und seiner Schule vertreten worden war, wurde endgültig beiseite geschoben durch das 1819 im „Salon" veröffentlichte Bild des leider früh verstorbenen Jean Louis André Théodor Géricault (1791—1824) „Schiffbruch der Medusa", auf dem mit ergreifender Wahrheit die Leiden der auf einem Floß einhertreibenden Schiffbrüchigen dargestellt wurden. Im selben Jahre war Dominique August Ingrès (1781—1867) mit einigen Arbeiten hervorgetreten („Odaliske" und „Angelika von Rüdiger befreit"), ohne durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Aber sein „Gelübde Ludwigs XIII." (1822), das in dem Dome seiner Vaterstadt Montauban eine bleibende Stätte erhielt, erwarb ihm den Namen eines „französischen Raffael". Mehr noch als Géricault war Maler der revolutionären Instinkte seines Volkes und Interpret der leidenschaftlichen Seelenstürme Eugen Delacroix (1798—1863), dessen „Dante und Vergil bei den Zornigen", „Blutbad auf Chios", „Löwenjagd", „Medea", „Die Freiheit auf den Barrikaden des Jahres 1830", „Die Konvulsionäre in Tanger" u. a. sich wesentlich der Nachtseite der menschlichen Natur zuwandten. Das durch die politischen Verwickelungen angeregte Interesse für den Orient fand seinen Ausdruck in den farbenblendenden, wenn auch nicht immer gutgezeichneten Bildern von Alexander Decamps (1803—60): Türkische Wache, Türkenkinder mit der Schildkröte, Joseph von den Brüdern verkauft u. a. Damit verband sich leicht der dieser Periode eigentümliche religiöse oder besser kirchliche Zug. Neben Werken, die an die klassische Richtung anklangen (Venus Anadyomene, die Quelle) malte Ingrès das Martyrium des heiligen Symphorion und Jesus unter den Schriftgelehrten, ferner Ary Scheffer (1795—1858) ein aus Dordrecht gebürtiger, aber in Paris ausgebildeter Künstler, einen Tröstenden Heiland, eine Anbetung der Magier, einen Heiligen Augustin u. s. w. Aber auch auf dem Gebiete der realistisch-romantischen Historienmalerei leistete er namhaftes: „Graf Eberhard an der Leiche seines Sohnes", „Chlodwig in der Schlacht bei Zülpich", „Franceska da Rimini" und bewies seine Kenntnis der deutschen Litteratur durch seine Illustrationen zu Faust und andern deutschen Dichtungen. Eine gewisse süßliche Weichheit bei ihm entsprach ganz dem zeitgenössischen Geschmack. Auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei waren noch) thätig Ingrès' Schüler Hippolit Flandrin (1809—64), F. M. Granet (1775—1849, P. P. Revoil (1776—1842) und Victor Orsel (1793—1850). — An Reinheit des Stiles, an lauterer Harmonie der Form und Farbe, an anmutiger Idealität ragte in der Zeit des überhandnehmenden Realismus hervor Leopold Robert (1794—1835) aus La Chaux de Fonds, ein meisterhafter, wenn auch stark idealisierender Darsteller von Szenen aus dem italienischen Volksleben („Heimkehrende Schnitter", „Fischer der Lagunen",

„Szenen aus dem Brigantenleben", „Fest der Madonna del Arco"). Auch Jean Victor Schnetz (1787—1870) und Anton August Ernst Hébert (geb. 1817) versuchten sich mit Erfolg auf ähnlichem Gebiete. — Sohn des berühmten Pferde- und Historienmalers Carlo Vernet (1758—1835) und Enkel des Landschafts- und Marinemalers Claude Joseph Vernet (1714—89), entwickelte den der Familie eignen künstlerischen Geist zur Vollendung: Horace Vernet (1789—1863), der nach aufmerksamen, auch im Auslande, namentlich in Afrika, gemachten Naturstudien und tiefgehender künstlerischer Durchbildung der Geschichtsmaler der französischen Kriegsthaten par excellence wurde. Wie Béranger in der Poesie, förderte er den Napoleonkultus in der Kunst. Seine Kenntnis des Orients ließ ihn als den berufenen Darsteller der Geschichte des Krieges in Algier erscheinen (Erstürmung von Constantine, Schlacht von Isly, Eroberung des Lagers von Abd el Kader u. s. w.). Auch aus der biblischen Geschichte nahm er seine Stoffe, „Rebekka und Elieser", „Judith und Holofernes"; doch ist es unmöglich, in wenig Zeilen dem reichen Schaffen dieses echt nationalen Künstlers gerecht zu werden. — Durch Davids strenge Schule gegangen und dann durch langjährige Studien in Italien vorgebildet war Paul Delaroche (1797—1856), ebenfalls ein begnadeter Künstler, der mit scharfem Blicke für das Individuelle begabt die realistische Richtung in der Historienmalerei auf den Höhepunkt brachte. Er entnahm seine Stoffe mit Vorliebe der englischen und französischen Revolutionsgeschichte („Verurteilung der Marie Antoinette", „Verurteilung der Girondisten", „Hinrichtung Straffords", „Cromwell am Sarge Karls I.", „Napoleon in Fontainebleau" u. a.); später, durch den Tod seiner Frau verdüstert, wandte er sich der religiösen Malerei zu. Neben Delaroche vermochten sich einen Namen zu erwerben: Louis Charles Auguste Couder (1789—1873), Léon Cogniet (1794—1880 „Tintoretto am Totenbette seiner Tochter"), Camille Roqueplan (1803—55), Thomas Couture (1815—79 „Die Römer der Verfallzeit"), welch letzter schon dem in der Litteratur durch Eugen Sue vertretenen Geschmacke, dem Streben nach Sensation, huldigte. In dieser Kunstrichtung zeichnete sich besonders Jean Leon Gérôme (geb. 1824) aus, dessen Bilder seit 1847 bekannt wurden und der die nackteste Sinnlichkeit zum Gegenstand der Darstellung machte. Die ersten Lorbeeren erntete schon L. Ernest Meissonier (1815—95) mit seinen 1836 ausgestellten „Schachspielern". — In Felix Philippoteaux (1815—84) fand die nachmals zur bekannten Panoramaschilderei sich entwickelnde historische Programmmalerei einen geschickten und wirkungsvollen Interpreten. — Auch die Landschaftsmalerei lenkte mit Theodor Rousseau (1810—67) in realistischere Bahnen ein; in genialer Weise wurde diese zur Vollendung gebracht durch Alexander Calame (1810—64), dessen „Ruinen von Pästum", „Alpenglühen des Monte Rosa", „Eichen im Sturm" die Zierden des Leipziger Museums bilden. Als Schilderer des Tierlebens errangen Weltruhm Rosa Bonheur (geb. 1822) und der technisch vielleicht noch bedeutendere Constant Troyon (1810—65).

Plastik. In der Plastik herrschte noch eine Zeitlang, wie schon früher mitgeteilt wurde, die Schule Canovas in den Werken von François Joseph Bosio (1769—1845) und seiner Schüler Duret (1805—65), dessen Genreplastik ebensosehr entzückte („Tarantellatänzer", „Improvisierender Winzer") wie die von Rude (1785—1855 „Neapolitanischer Fischerknabe mit einer Schildkröte spielend"). Auch James Pradier (1792—1852) folgte in seinen meisten Schöpfungen noch dem antiken Geschmacke („Bacchantin", „Flora", „Niobide", „Skulpturen am Triumphbogen", „Viktorien am Grabe Napoleons", „Rousseaustatue für Genf"), doch machte er in seinen späteren Schöpfungen durch wärmere und nach Effekt suchende Darstellung der Mitwelt Zugeständnisse, wie das dann auch seine Schüler Lequesne, Dumont, Guillaume u. a. thaten. Als Vertreter dagegen eines scharf ausgeprägten Realismus und Naturalismus ist P. J. David von Angers (1789—1856) zu nennen, der teils große Monumentalwerke schuf, wie die Reiterstatue des großen Condé in Versailles und die Skulpturen im Giebelfelde des Pantheon, teils eine Reihe von Standbildern und Büsten berühmter französischer und deutscher Zeitgenossen schuf (General Foy, Frau von Staël, Cuvier, Schiller, Goethe, Humboldt, Schelling).

Architektur.

Die Architektur folgte während der Restaurationszeit wie Litteratur und Malerei der Romantik. Jean Baptiste Antoine Lassus (1807—57) und Eugène Emanuel Viollet le Duc (1814—79) schrieben den gotischen Stil des 13. Jahrhunderts auf ihre Fahne und suchten die Formen Ludwigs des Heiligen dem Leben der Gegenwart anzupassen. Ihrer gemeinsamen Arbeit verdankten sachkundige Restauration seit 1845 Notre Dame, dann St. Germain l'Auxerrois in Paris, die Kathedrale von Moulins u. a. m. Dagegen kam die klassische Richtung oder vielmehr eine Versöhnung dieser mit der romantischen zum Ausdrucke in den Werken von Jean Jacques Hittorff (1792—1867), einem geborenen Kölner, der aber schon früh nach Paris gekommen war. Die prächtige Basilika St. Vincent de Paul beschäftigte ihn zehn Jahre lang, von 1832—42. Seine spätere Thätigkeit gehörte der Zeit des zweiten Kaisertums an, in der die französische Baukunst erst ihren großartigen Aufschwung nahm und zwar, ganz wie in Deutschland auch, im Sinne der Renaissance.

Mode.

Ein kurzes Wort sei noch der französischen Mode gewidmet, die sich auch schon während der Restauration und des Julikönigtums zur Herrscherin Europas machte. In der Frauentracht machte sich die Unnatur und Gespreiztheit, wie sie in den oberen Klassen herrschte, bemerklich in den faltigen, durch gesteifte Unterröcke gehaltenen, übrigens fußfreien Kleidern und in den auch von der heutigen Mode wieder hervorgesuchten, unnatürlich aufgebauschten Ärmeln, die die eigentliche Gestalt fast verschwinden ließen. Ebenso verschwanden unter hochaufgetürmten Frisuren, unter Bandschleifen und straußenfedergeschmückten Hüten die Linien des Kopfes. Doch fand sich auch für einfachere Verhältnisse vielfach verwandt der glatte Scheitel mit seitlichen Locken oder Zöpfen. In der männlichen Tracht dagegen kam der demokratische und nivellierende Charakter des Zeitalters zu Tage. Frack und Cylinder dehnten ihre Herrschaft aus; nur blieben als Erinnerung an frühere Tage noch entschiedene Farben (blau, grün, hellbraun) in Mode, namentlich freute man sich an den großgeblumten Stoffen für die Weste. Im allgemeinen entwickelten sich die Grundformen der jetzigen Tracht unter Verdrängung der individuellen Volkstrachten.

Das „Sturmjahr" in Deutschland.

Ursachen und Beginn der Bewegung.

Der ersten französischen Republik hatten die deutschen Großmächte sich entgegengestellt: würden sie die zweite ruhig sich befestigen lassen? Wohl standen die deutschen Regierungen alle im Banne der Metternichschen Reaktionspolitik; aber ein Gefühl der Unhaltbarkeit der deutschen Zustände erfüllte das Volk bis in die höchsten Kreise hinauf und lähmte den Willen nach jeder Richtung. Das Vertrauen auf die Zukunft war den Deutschen abhanden gekommen.

Nationale Zeitforderungen.

Seit Jahren hatten die gemäßigt Liberalen mehr und mehr von dem politischen Leben sich zurückgezogen; so war die Führung der Opposition, wo es in den Staaten eine solche gab, meist den Radikalen zugefallen, denen ein Umsturz des Bestehenden zur Verwirklichung ihrer republikanischen Ideen notwendig erschien. Sie glaubten dabei auf die Bundesgenossenschaft des städtischen wie des ländlichen Proletariats rechnen zu können, auf dem sozialer Druck mannigfaltiger Art lastete. Das waren nicht sowohl Parteien, als geistige Strömungen, die den Gegensatz zu dem Überlieferten in verschiedener Weise ausdrückten. Doch breiter als diese — und dadurch unterschied sich die Bewegung von 1848 wesentlich von der von 1830 — ging die nationale Strömung, die, eine würdige Gestaltung des ganzen deutschen Vaterlandes anstrebend, den revolutionären Bewegungen in Deutschland eine wesentlich andre Färbung als denen in Frankreich gegeben hat. Sie war es, die sich am ersten Anerkennung gewann. Schon im November 1847 ließ König Friedrich Wilhelm von Preußen durch den General Radowitz nach sehr bestimmten Instruktionen für den Fürsten Metternich eine Denkschrift ausarbeiten, um die Umgestaltung des deutschen Staatenbundes in einen fest gefügten Bundesstaat herbeizuführen. Wenn nur Hoffnung gewesen wäre, den alten Staatskanzler den Forderungen der Zeit irgendwie zugänglich zu machen!

Heppenheimer Versammlung.

Zugleich aber begann auch die Bewegung im Volke. In Heppenheim versammelte sich auf Anregung des badischen Abgeordneten von Itzstein am 10. Oktober 1847 eine Anzahl von Oppositionsmitgliedern der süddeutschen Kammern, wie Welcker, Mathy, Bassermann, Soiron aus Baden, Römer und Goppelt aus Württemberg, Heinrich

von Gagern aus Darmstadt, Hergenhahn aus Nassau, sowie des preußisch vereinigten Landtages, wie Hansemann und Mevissen, um über die Frage zu beraten, wie eine Verstärkung der Bundeszentralgewalt zu bewirken sei. Die Meinung war, daß sie durch Berufung eines deutschen Parlamentes zu geschehen habe, und daß in diesem Sinne Anträge in den Kammern der Einzelstaaten zu stellen seien. Dies that zuerst in der im Dezember zusammengetretenen badischen Kammer der Mannheimer Buchhändler Bassermann am 5. Februar 1848. „An der Seine und an der Donau", so prophezeite er bei dieser Gelegenheit, „neigen sich die Tage." Mit großer Mehrheit wurde am 12. Februar sein Antrag angenommen.

Offenburger Versammlung.

Weiter indes war schon einige Monate zuvor, am 12. September, die große Volksversammlung zu Offenburg gegangen, in der die badischen Radikalen das große Wort führten. Sie verlangte neben dem Bundesparlamente Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Preß- und Vereinsfreiheit, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, progressive Einkommensteuer.

Bayern. Ministerium Abel und die Lola Montez.

Inzwischen hatte die Bewegung der Gemüter auch Bayern ergriffen. Hier hatte unter dem Ministerium Abel fast zehn Jahre der Ultramontanismus unbeschränkt geherrscht. Allein damit nicht zufrieden, steigerte es seine Ansprüche. Abel erstrebte die Errichtung von Jesuitenklöstern, und der Bischof von Regensburg beantragte in der Kammer der Reichsräte, darüber abzustimmen, ob in streitigen Fällen die Verfassung oder das mit dem Papste abgeschlossene Konkordat den Vorzug habe. Das machte es dem König klar, wohin die ultramontane Partei ihr Streben richte: die Entlassung des klerikal gesinnten Ministeriums war ihm beschlossene Sache. Abel aber war gewandt genug, nicht ohne Anstand zu fallen. Der König wollte der spanischen Tänzerin Donna Maria Dolores Porris y Montez, welche, 1820 geboren, sich seiner unbegrenzten Gunst seit 1846 erfreute, den Titel einer Gräfin Landsberg verleihen. Zu diesem Zwecke aber bedurfte sie des Indigenats der Staatszugehörigkeit, und diese zu erteilen bedurfte es der Unterschrift eines Ministers. Da der Hausminister Graf Bary, dessen Unterschrift zur Indigenatserteilung vielleicht erlangbar gewesen wäre, einen längeren Urlaub angetreten hatte, so benutzte Abel mit drei gleichgesinnten Kollegen diese günstige Gelegenheit, um durch ein am 11. Februar 1847 überreichtes Memorandum das Verhältnis des Königs einer ihnen an sich nicht zukommenden Kritik zu unterziehen und die Indigenatserklärung unter Anbietung der Entlassung für eine Unmöglichkeit zu erklären. Am 16. Februar hatte dies Ministerium die im Memorandum erbetene Entlassung. Die Leitung des neuen, antiklerikalen Ministeriums übernahm der verständige Maurer; freilich mußte er mit seinem Namen die Aufnahme der Lola Montez in den bayrischen Unterthanenverband decken; so wenig es die Sache traf, so meinte das Publikum doch, das neue Ministerium sei abhängig von der Lola; man sprach von „Lolamontanen" im Gegensatz zu den Ultramontanen. Der Haß des Königs gegen die letzteren ging so weit, auch von der Münchener Universität einige bedeutende klerikal gesinnte Lehrkräfte zu entfernen. Da auch Maurer und seine Kollegen, ebensowenig wie die übrigen besseren Kreise Münchens mit der Gräfin Landsberg gesellschaftlich zu thun haben wollten, so mußte auch dieses Ministerium weichen; es machte am 1. Dezember 1847 dem des Fürsten Öttingen-Wallerstein Platz, der, ebenso wie sein Amtsgenosse Berks, sich keineswegs eines guten Leumunds erfreute. Jetzt konnte man mit Recht von einem Lola-Ministerium reden, dessen Konnivenz gegen die Thorheiten der Lola Montez das Publikum sehr erbitterte. Schließlich machte ein Studentenkrawall der Tragikomödie ein Ende. Das Korps Palatia hatte zwei seiner Leute, die in der Barerstraße in der Villa der Lola verkehrt und geduldet hatten, daß diese mit der Pfälzermütze auf dem Kopfe zum Fenster hinaussah, aus der Verbindung gestoßen, und diese hatten mit andern gleichgesinnten Genossen ein neues Korps, die Alemannia, gegründet. Die neue Verbindung hatte durch ihr freches Auftreten bald die Kommilitonen und auch die Bürgerschaft gegen sich, es kam Ende Januar und Anfang Februar 1848 zu Aufläufen und Blutvergießen, die Lola wurde am 9. Februar vom Pöbel in den Arkaden beschimpft, und König Ludwig, außer sich über den vermeintlich auch ihm

damit angethanen Schimpf, befahl thörichterweise die Schließung der Universität bis zum Winter. Zwar milderte er alsbald auf vernünftige Vorstellungen und angesichts der drohenden Stimmung der Münchener sein Edikt, schon im Sommer die Wiedereröffnung verheißend. Aber die durch einige Bierkrawalle wegen erhöhter Bierpreise schon vorher aufgeregte Bevölkerung, die noch mehr durch die Ultramontanen aufgehetzt war, war nicht eher zu beruhigen, als bis am 11. Februar der König ganz nachgab, die Schließung der Universität aufhob und der Lola den Befehl gab, München zu verlassen. Der Pöbel stürmte die von der Gräfin soeben verlassene Villa; nur des Königs persönliches Dazwischentreten verhinderte das weitere Zerstörungswerk der Aufgeregten. Ludwig erschien, ganz mit Recht, das Betragen der Münchener, die ihm so viel zu verdanken hatten, so unerträglich, daß er an die Niederlegung der Regierung dachte. Die Nachrichten von der Pariser Revolution, die neue Bewegungen in München hervorriefen, bestärkten ihn darin; er dankte am 20. März 1848 zu gunsten seines Sohnes Maximilian ab und starb in Nizza 29. Februar 1868.

Hinein nun in diese unruhige Stimmung der Gemüter, zumal des südlichen und westlichen Deutschland fiel die Kunde von der Pariser Revolution. Unlängst war der elektrische Telegraph eingeführt: so gelangte sie fast gleichzeitig in alle Hauptorte Deutschlands. Den Radikalen und Sozialisten schien jetzt der rechte Zeitpunkt zu sein, um die Neugestaltung der Verhältnisse in Angriff zu nehmen.

Die Kleinbeschwerden des Bürgertums.

An Grund zu Beschwerden fehlte es nirgends. Auf den Bauern lasteten Fronen, Patrimonialgerichte und Jagdgerechtigkeiten der Herrschaften; in den Städten klagte das niedere Volk, die Handarbeiter und Gesellen, die kleinen Meister und Höker, über die Grobheit der Beamten, über das Rauchverbot, über Thorsperre, Accise, Polizeistunde. Aufgeredet und angereizt von redegewandten Führern erregten sie auf dem Lande wie in der Stadt tumultuarische Aufläufe gegen die Gutsherren, gegen die städtische Obrigkeit. Aber die Besitzenden, die Bürgerschaft, welche sich zunächst bedroht fühlten, thaten sich zusammen; ihre Geschäfte litten unter den Unruhen; sie traten den Katzenmusiken, dem Fenstereinwerfen, den das Eigentum bedrohenden Tumulten entgegen. Bürgerwehren, Schutzwachen, Nationalgarden bildeten sich, trieben die Tumultuanten auseinander und hielten die Ruhe aufrecht. Aber sie benutzten diesen Dienst, welchen sie der öffentlichen Ordnung leisteten, zugleich dazu, um ihre eignen politischen Rechte zu erweitern.

Nachgiebigkeit der Regierungen.

Die Regierungen, durch die Gleichzeitigkeit und Plötzlichkeit der allenthalben auftretenden Unruhen erschreckt, fürchteten eine allgemeine Volkserhebung und wagten daher nicht, den vergleichsweise maßvollen Forderungen der Bürgerschaften Widerstand entgegenzusetzen. Hatte doch das Ansehen der Behörden den revoltierenden Volkshaufen gegenüber sich machtlos erwiesen, und schien doch auch das Schicksal Louis Philipps zu lehren, wohin verspätete Nachgiebigkeit führen könne. Die Forderungen, die eine unter Mathy tagende Volksversammlung am 27. Februar 1848 in Mannheim aufstellte, nämlich Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und ein deutsches Parlament, fanden bei der badischen Regierung sofort Gehör und machten alsbald ihren Rundgang durch Deutschland. Auch die der zweiten Kammer von dem Mannheimer Advokaten Gustav Struve mitgeteilten 12 Forderungen des Volkes, nämlich Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse und der Bundestagsbeschlüsse von 1832 und 34, Vereidigung des Heeres auf die Verfassung, Ministerverantwortlichkeit, Abschaffung der Jagdprivilegien, Änderung des Ministeriums und der Bundestagsgesandtschaft, und einige andre, wurden von der Regierung auf Vorschlag der Kammer gewährt. Auch in Hessen-Darmstadt stellte am 28. Februar Heinrich von Gagern die Forderung, der Großherzog möge sich verwenden für die Einführung einer deutschen Zentralgewalt und eines deutschen Parlaments. Was Baden und auch Württemberg sich vorweg genommen hatten, die Preßfreiheit, wurde vom Bundestag am 3. März den Regierungen freigegeben. Die Vorgänge in Baden und Württemberg fanden dann Gegenstücke in fast sämtlichen Kleinstaaten Mittel- und Norddeutschlands; in Braunschweig begab sich der Herzog, eine schwarzrotgoldene Fahne in der Hand, in die Mitte der Bürger; in Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Kurhessen und einigen Kleinstaaten, schließlich auch in Sachsen

wurden liberale Männer, meist die bisherigen Führer der Kammeropposition, in die Ministerien berufen — man nannte sie allgemein die Märzminister — und die Regierung in ihre Hände gelegt. Allenthalben gewannen die Liberalen einen ebenso raschen wie leichten Sieg.

Politische Unfähigkeit der Massen.

Aber der großen Menge war damit noch lange nicht klar, was gewonnen war. Das deutsche Volk, bisher von aller politischen Thätigkeit ausgeschlossen, war in diesen ihm unbekannten Dingen unwissend und leichtgläubig wie Kinder. In Hamburg verlangte ein großer Volkshaufen die Einführung der Republik. Auf die Entgegnung, sie hätten ja schon eine Republik, erwiderten sie mit großem Geschrei: „So wollen wir noch eine!“ Auch in Hessen-Darmstadt war großer Begehr nach einer Republik. „Aber unsern alten Großherzog“, war die Meinung, „wollen wir doch behalten.“ Überhaupt war die weitverbreitete Ansicht, daß Republik diejenige Staatsform wäre, in der jeder thun könne, was er wolle.

Preßfreiheit.

Der König von Preußen hatte am 9. September 1847 im Verein mit Sachsen beim Bundestage die Revision der Zensurgesetze beantragt. Doch erst infolge der Februarrevolution entschloß sich, wie soeben erwähnt, der Bundestag am 3. März, den Bundesstaaten auf Grund von Artikel 18 der Bundesakte die Gewährung von Preßfreiheit freizugeben. Nicht vereinzelt war damals ihrem Sinne nach die Äußerung eines liberalen Bürgers: „Natürlich bin ich für Preßfreiheit; aber die Zensur lasse ich mir nicht nehmen!“ Indes der große Haufen verstand unter Preßfreiheit überwiegend die Freiheit, von den Wohlhabenden Geld und Geldeswert erpressen zu dürfen. Über die Sozialisten gingen die abenteuerlichsten Vorstellungen um, und Kommunismus galt vollends für nichts andres als für schleuniges Verteilen des Besitzes der Wohlhabenden, wie es die einen hofften, die andern fürchteten.

Geschäftsstockung und unklare Stimmung.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sehr bald auch materielle Folgen der allgemeinen Unruhen sich fühlbar machten. In Oberschlesien und Böhmen hatten die Mißernten der vergangenen Jahre in den Webebezirken zu wiederholten Unruhen geführt. Jetzt trat, gesteigert durch den harten Winter von 1847 zu 48, durch die Unsicherheit der Verhältnisse, in Deutschland eine allgemeine Geschäftsstockung ein. Die Nachfrage nach Industrieerzeugnissen schwieg fast plötzlich, Mißtrauen ergriff die Verkehrsverhältnisse. Das bare Geld verschwand aus dem Verkehre; Papiergeld verlor allen Kurs außerhalb seines Heimatsstaates; zahllose Fabriken mußten ihren Betrieb einstellen, und viele Tausende von Arbeitern wurden binnen wenigen Tagen brotlos und zogen umher, aufgeregt und jeder Vorspiegelung zugänglich nach Besserung ihrer Lage verlangend, während auch der liberale Bürgerstand zu großem Teile täglich seine eignen Verluste wachsen sah. In weiten Schichten der Bevölkerung begann mehr und mehr ein Verlangen nach den ruhigen und erwerbreichen Zuständen der Vergangenheit sich geltend zu machen. Es war aber klar, daß, wenn die niederen Volksklassen zu genügsamer Ruhe zurückkehrten, damit dem Bürgerstande die Voraussetzung entzogen war, welche ihn so rasch zu politischer Bedeutung erhoben hatte. Einsichtige ließen sich durch die kameradschaftliche Freundlichkeit, die die höheren Stände dem Bürger jetzt bewiesen, nicht täuschen; sie erkannten wohl, daß der Sieg des Liberalismus nur durch die Stellung, welche die beiden deutschen Großmächte zu der liberalen Zeitbewegung einnehmen würden, Dauerhaftigkeit gewinnen konnte.

Der Liberalismus und die nationale Idee.

Was dem Liberalismus die innere Kraft zu so leichtem Siege gab, war, daß er sich von vornherein zu einem Verfechter der nationalen Idee machte. Diese nationale Perspektive vor allem ist es, welche in charakteristischer Weise die Bewegung von 1848 von derjenigen des Jahres 1830 vorteilhaft unterscheidet. Sie erwarb den Liberalen auch aus den Reihen der Konservativen manchen, wenn auch nicht liberal, so doch patriotisch zustimmenden Freund.

Hilflosigkeit des Bundestages.

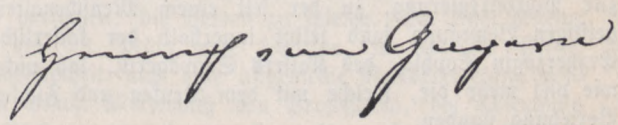
Der Umschlag der regierenden Kreise war so jäh erfolgt, daß er nur für gedankenlos Vertrauensselige eine Gewähr der Dauer bieten konnte. Den meisten Regierungen noch voran war der Bundestag, nachdem er ein volles Menschenalter hindurch jede freiere Bewegung in Deutschland bedroht und gehemmt hatte, jetzt mit beiden

Füßen zugleich zu den Liberalen und Nationalen übergegangen: er hatte eine Revision der Bundesverfassung „auf wahrhaft zeitgemäßen nationalen Grundlagen“ beschlossen; er erklärte am 9. März Schwarzrotgold für die Bundesfarben und ließ vom Bundespalais in der Eschenheimer Gasse eine mächtige Flagge in diesen lange verfolgten Burschenfarben herabwehen; er ordnete am 10. März die Einberufung von Männern des öffentlichen Vertrauens an, die ihn bei der Revision der Bundesverfassung unterstützen sollten. Siebzehn Männer aufgeklärter Gesinnung wurden infolgedessen von den Regierungen nach Frankfurt gesandt; unter ihnen befanden sich Dahlmann, Uhland, Bassermann, Droysen, Gagern, Jordan, Gervinus. Sie hatten alle bis dahin in der



257. Heinrich von Gagern.

Nach dem Kupferstiche von Auguste Hüßener.



ersten Reihe der Gegner des Bundestags gestanden; jetzt gingen sie daran, die Grundlinien einer neuen Verfassung für den Deutschen Bund zu entwerfen. Aber besaßen sie die Macht, den Bundestag auf dem neu eingeschlagenen Wege zu erhalten?

Berufung des Vorparlaments.

Von der andern Seite aber war für die Liberalen nicht minder bedrohlich die Gefahr, unter die Führung der Radikalen zu geraten. Am 5. März waren die Teilnehmer der Heppenheimer Versammlung mit einer Anzahl von Gesinnungsgenossen in Heidelberg zusammengetreten, im ganzen 51, um über die drängenden Fragen der Zeit sich zu besprechen. Sie kamen dahin überein, am 31. März nach Frankfurt am Main alle früheren oder gegenwärtigen Mitglieder deutscher gesetzgebender Versammlungen, alle Stadtverordneten preußischer Städte und außerdem noch andre durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgezeichnete Männer zu gemeinsamen Beratungen

einzuladen, gewissermaßen zu einem deutschen Vorparlament. Zugleich wurde ein Ausschuß von Sieben eingesetzt, um die nötigen Vorbereitungen dazu zu treffen. Wohl war die Mehrheit sowohl der 51 wie der 7 gemäßigt liberal gesinnt, aber doch hatte sie nicht verhindert, daß Frankfurt zum Versammlungsort bestimmt wurde. Es war klar, daß hier die Süddeutschen die große Mehrzahl bilden würden; in dem unruhigen Südwesten Deutschlands aber war der Hauptsitz des Radikalismus. Und um so begründeter war die Besorgnis, daß am 31. März die Radikalen in überwiegender Anzahl zur Beratung und Abstimmung anwesend sein möchten, als der radikale badische Abgeordnete von Itzstein es verstanden hatte, den Erlaß der privaten Einladungen namens der geschäftsführenden Siebenerkommission in seine Hand zu bringen. Der Sieg der Radikalen aber bedeutete den Umsturz. Ihr Heer fanden sie in den arbeitslos gewordenen Arbeiterscharen, welche die Not des Lebens für alle Vorspiegelungen doppelt empfänglich machte.

Die Gagernschen Vorschläge.

Noch schlummerte die eine Gefahr wie die andre, aber vorhanden waren sie darum nicht weniger. Den Versuch gemacht zu haben, ihnen zu begegnen, bleibt das Verdienst der Brüder Heinrich und Max von Gagern. König Friedrich Wilhelm von Preußen hatte sich bei der Denkschrift der Bundesreform nicht begnügt; er hatte schon am 2. März Radowitz nach Wien gesandt, um für seine Ideen persönlich zu wirken. Im Jahre 1840 und dann wieder 1845 hatte Metternich die ähnlichen Anträge des Preußenkönigs mit Entschiedenheit abgelehnt; jetzt machte ihn der Eindruck der Februarrevolution willfähriger: Preußen und Österreich erließen gemeinschaftlich die Einladung an die deutschen Fürsten, zum 25. März ihre Minister nach Dresden zu entsenden, um die Bundesreform in Angriff zu nehmen. Darauf gründeten die Gagern ihren Entwurf. Heinrich, Ministerpräsident in Darmstadt, Max, in hoher Vertrauensstellung in Nassau, gewannen ihre Fürsten für den Gedanken, die Einberufung eines deutschen Parlamentes, die Verhandlungen mit den deutschen Fürsten und dem Parlamente, kurz die einheitliche Anbahnung der Reform in die Hand einer einzigen deutschen Regierung, in die Hand Preußens zu legen. Durch eine vertrauliche diplomatische Mission wurde der Großherzog von Baden, dann der König von Württemberg für diesen Gedanken gewonnen; in München wurde die Deputation durch den eben in diesen Tagen sich vollziehenden Thronwechsel aufgehalten. Die Kunde von dem Ausbruche der Revolution in Wien langte an: unverzüglich wollte sie daher über Dresden nach Berlin reisen und die Zustimmung der Fürsten dem König von Preußen überbringen; da erhielten sie schon unterwegs die niederschlagende Nachricht, daß auch in Berlin die Revolution ausgebrochen wäre.

Metternich ratlos.

Die Einberufung des vereinigten Landtages in Preußen hatte auch den Fürsten Metternich auf den Gedanken gebracht, in Österreich wenigstens einige Reformen in Aussicht zu nehmen; indes in kurzem ließ er ihn wieder fallen. Aber die Rückkehr zur Polizeiregierung, zu der seit einem Menschenalter geübten Unterdrückung aller geistigen Bewegung fand selbst innerhalb der kaiserlichen Familie Mißbilligung; die Erzherzogin Sophie, des Kaisers Schwägerin, sah nicht ohne Sorge in die Zukunft: wie viel mehr die, welche mit dem Denken und Fühlen des Volkes in unmittelbarer Beziehung standen.

Finanzielle Panik.

Die Kunde von der Februarrevolution kam: sofort brach das allgemeine Mißtrauen gegen Regierung und Staat offen zu Tage. Alles drängte sich zu den Sparkassen und nahm in Eile seine Einlagen zurück; man belagerte förmlich die Staatskassen und verlangte Einlösung der Guldennoten; das Silbergeld verschwand, nur mühsam fanden Banknoten noch Abnehmer; ein jeder glaubte bei dem Verschwinden des Staatskredits die völlige Entwertung des Papiergeldes vorauszusehen.

Der Preßburger Reichstag. Kossuth.

In Preßburg tagte der ungarische Reichstag. Da erhob sich am 3. März der Deputierte Balogh und verlangte von der Regierung genaue Aufklärung über den Stand der Nationalbank. Bei dieser Gelegenheit nahm Ludwig Kossuth, der radikale Agitator, das Wort, faßte seine Beschwerden in einen leidenschaftlichen Angriff auf den „alten Mann" Metternich und das Wiener System zusammen, aus dessen Beinkammern eine verpestete

Luft wehe, und verlangte für die Verbrüderung der Völker Österreichs „statt des schlechten Bindemittels der Bajonette und des Beamtendrucks den festen Kitt einer freien Verfassung". Mit lautem Beifall stimmte ihm die Ständetafel zu; freilich die Tafel der Magnaten verhielt sich kühl ablehnend.

Prag. Schon kräuselte sich auch bei den andern Nationalitäten des vielsprachigen Reiches die Oberfläche des politischen Lebens. Jeder Tag brachte neue Nachrichten aus Deutschland von Volksversammlungen und liberalen Petitionen. In Prag erließ die tschechische Gesellschaft „Repeal", welche sich in dem Wirtshaus zur Wage zu versammeln pflegte, einen Aufruf zu einer Bürgerversammlung, die am 11. März im Saale des St. Wenzelbades stattfinden sollte. Der Bürgermeister schickte die Armenväter von Haus zu Haus, zur Ruhe zu mahnen: aber die Versammlung fand statt und beschloß, eine Petition nach Wien zu senden, um die Gewährung der vierzehn Wünsche der Tschechen, deren erster „volle und allseitige Gleichberechtigung der deutschen und böhmischen Nationalität" war, zu verlangen.

Wien. Vollends aber Wien befand sich in geradezu fieberhafter Erregung; jede Post brachte neue aufregende Nachrichten: Kossuths Rede, den Aufruf des „Repeal", den Liberalismus des deutschen Bundestages, die Beschlüsse der Heidelberger Versammlung. Die Zensur war dem gegenüber völlig machtlos. Aber war von den „Großköpfigen", wie man in Wien die „Staatskonferenz" nannte, ein Verständnis der neuen Zeit zu erwarten? Die Buchhändler überreichten eine Petition, in der sie um Aufhebung der Zensur baten: sie erhielten keine Antwort. Der niederösterreichische Gewerbeverein beschloß in Gegenwart des Erzherzogs Franz Karl, seines Protektors, eine Adresse, in der er zu einem festen Anschlusse der Regierung an die Stände und Bürger Österreichs, an das gemeinsame deutsche Vaterland mahnte: er erhielt keine Antwort. Endlich faßte sich am Abend des 12. März die Staatskonferenz so weit, daß durch ein kaiserliches Handschreiben die Berufung einer ständischen Deputation aus allen Provinzen des Reiches versprochen wurde, um durch diese Aufklärung über die notwendigsten Maßregeln und Bedürfnisse zu erhalten.

Auf den 13. März waren die niederösterreichischen Stände in Wien einberufen, deren liberale Mitglieder sich mit Reformentwürfen trugen. Im Vertrauen hierauf regte der Shakespeareklub den Entwurf einer Adresse an. Der juridisch-politische Leseverein, der die besten Kräfte des Wiener Mittelstandes umfaßte, schloß sich an: die Petition, die auf die Notwendigkeit der Verleihung einer österreichischen Gesamtverfassung mit klaren und festen Worten hinwies, sollte den Ständen eingereicht und durch diese der Regierung übergeben werden.

Studentenadresse. Das genügte aber der hitzköpfigen studentischen Jugend Wiens bei weitem nicht. So unentwickelt waren die Verhältnisse, so unklar die Bewegung der Geister, daß die Studenten sich zu einer Macht in der Stadt aufwerfen konnten: sonst nur als Knaben behandelt, konnten sie es versuchen, die Helden zu spielen. In einer Kneipe der Alservorstadt entwarfen sie am 12. März eine Petition, in der sie Preß-, Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit und eine allgemeine Volksvertretung verlangten. Auf die Kunde hiervon befahl Metternich den Professoren, die Absendung der Adresse zu verhindern. Die Studenten wurden versammelt; mehrere Professoren, namentlich Hye und Endlicher, die für liberal galten, erschöpften ihre Beredsamkeit, aber sie erreichten nichts, als daß die Studenten einwilligten, daß durch Hye und Endlicher ihre Adresse überbracht und über die Aufnahme ihnen berichtet würde.

In gedrängten Scharen hatten am nächsten Morgen — am 13. März — die Studenten in der Universität sich versammelt. Der Bericht, daß Kaiser Ferdinand mit allgemeinen freundlichen Worten die Adresse entgegengenommen habe, genügte ihnen nicht: sie brachten auf Metternich und Sedlnitzki, den Polizeiminister, ein Pereat aus und zogen nach dem Landhause, wo eben die Stände zusammentraten.

Die Menge vor dem Landhaus. Eine große Menschenmenge wogte schon in dem Hofe des Landhauses unruhig auf und ab und erwartete, daß etwas geschähe. Da kletterte der Doktor Fischhof, ein junger jüdischer Arzt, auf das Dach des Brunnens und hielt eine Rede, die mit

einem Hoch auf die Freiheit begann und mit einem Hoch auf die Ungarn und Italiener schloß. Dadurch kam etwas Bewegung in die Menge. Der Student Goldner nahm den Platz auf dem Brunnendache ein und las Kossuths Rede vom 3. März vor. Währenddessen aber wurde durch das unruhige Gedränge eine ganze Anzahl von Menschen in das Landhaus hineingedrängt, so daß der Marschall der Stände, Graf Montecuculi, um der Unordnung zu wehren, mit Fischhof die Abrede traf, daß 6 Bürger und 6 Studenten an der Sitzung der Stände teilnehmen sollten. Die unten Harrenden zu beruhigen, ließ man ein Stück Papier hinabflattern des Inhalts, daß die Stände die Einberufung ständischer Ausschüsse aus allen Provinzen und die Veröffentlichung des Staatsbudgets verlangen würden. Ein Student fing den Zettel auf, las ihn vor und riß ihn verächtlich in Fetzen. Eine Konstitution, wie Kossuth verlangte, war das, was man wollte. Von neuem erhob sich der Ruf: „Fort mit Metternich! Fort mit Sedlnitzky!“ Unmutig, zugleich durch den Ruf erschreckt, daß von mehreren Seiten Militär heranmarschiere, drängte sich die Menge in das Landhaus hinein und begann an Möbeln und Fensterscheiben ihren Grimm auszulassen. Durch das Toben in Furcht versetzt, erklärten die ständischen Deputierten sich bereit, sich nach der Hofburg zu begeben und die Erfüllung der Wünsche des Volkes vom Kaiser zu erbitten. An der Spitze eines großen Volkshaufens machten sie sich dorthin auf.

Zunehmende Anarchie.

Indes ein nicht minder zahlreicher Volkshaufen blieb in dem Landhaus zurück und setzte das begonnene Werk heilloser Zerstörung fort. Truppen erschienen endlich; aber bald eingekeilt zwischen die dichtgedrängten Volkshaufen, waren sie unschlüssig, was sie thun sollten. Bald richtete sich Spott und Gelächter auf sie. So vergingen über dem Stoßen, Schieben und Schreien die Stunden. Am Nachmittage drang, von Erzherzog Albrecht geführt, eine Abteilung der Truppen in den Hof des Landhauses. Der dort zurückgebliebene Volkshaufen warf die Trümmer der zerstörten Möbel den Soldaten auf die Köpfe; auch der Erzherzog wurde getroffen. Da feuerten denn die Soldaten zwei Salven auf die Fenster des Landhauses ab: die unruhigen Haufen verließen es jetzt unter großem Geschrei und, in die nächsten Straßen sich zerstreuend, verbreiteten sie die Unruhe und Aufregung über die ganze Stadt. Einzelne Versuche, Barrikaden zu errichten, wurden gemacht; beim Stephansdome, am Hohen Markt und bei der Hofburg kam es sogar zu Kämpfen zwischen den Volkshaufen und dem nachsetzenden Militär.

Die Bürgergarde trat zusammen, aufgeregt durch das Gerücht, daß auf Wehrlose geschossen würde; sie verlangte die Entsendung einer Deputation an den Kaiser, damit das Militär aus der Stadt zurückgezogen würde. Auch die Studenten in der Universität forderten mit Ungestüm Waffen. Ein Volkshaufe zog vor die Stadt hinaus und zerstörte die Villa Metternichs bis auf die kahlen Wände; andre demolierten die Wachthäuser und öffentlichen Gebäude in der Stadt.

Die Haltung der Staatskonferenz.

Unterdes war die Staatskonferenz versammelt und beratschlagte über die von den Ständen überbrachte Petition, ohne den Entschluß eines Entgegenkommens finden zu können. Da erschien, von den Studenten entsendet, der 72jährige Rektor der Universität Jenull in der Hofburg, um von der Regierung Waffen für die Studenten zu erbitten. Der Erzherzog Franz Karl, des Kaisers Bruder, suchte ihn mit der Versicherung zu beruhigen, daß Zugeständnisse im Werke seien. Aber das konnte unmöglich zur Beschwichtigung der Studenten ausreichen. In höchster Aufregung warf sich der Greis vor dem Erzherzog Ludwig, dem Vorsitzenden der Staatskonferenz, auf die Kniee: „Kaiserliche Hoheit“, rief er aus, „es steht alles auf dem Spiele, wenn unsre Bitten abgeschlagen werden.“ Doch auch jetzt wollte der Erzherzog nicht mehr zugestehen, als daß die Sache unmittelbar „in Beratung“ gezogen werden solle.

Nicht günstigeren Bescheid erhielt die Deputation der Bürgergarde. Auf dem Fuße folgte eine der Mediziner. Im Vorzimmer empfing sie der Erzherzog Albrecht und hörte in sichtlicher Ungeduld ihre Beschwerde an, daß von Soldaten aus einem Hinterhalt auf Bürgergardisten geschossen und zwei Mann getötet wären. Mit der Zusicherung, daß der Vorfall untersucht werden solle, wollte der Erzherzog sie entlassen. Allein einer der Abgesandten der Fakultät erklärte das für ungenügend.

„Halten Sie 's Maul!" herrschte der Erzherzog ihn, wenn zwar nicht im Hofton aber sonst nicht unpassend, an, um freilich die Zurückweisung zu empfangen: „Kaiserliche Hoheit, grob sein ist keine Kunst!"

Drinnen aber im Empfangssaale des Erzherzogs Ludwig, wo die Staatskonferenz mit den Häuptern der Stände beriet, glaubte man doch den Versuch machen zu müssen, durch die Gewährung von Preßfreiheit die Gebildeten von der Bewegung abzuziehen. Fürst Metternich begab sich daher in das anstoßende Arbeitskabinett des Erzherzogs, um dort eigenhändig nach dem Muster der preußischen Preßordnung vom 8. März den Entwurf eines Preßgesetzes für Österreich niederzuschreiben. Da rief ein Mitglied der Grafenbank der Stände, das der Erzherzogin Sophie nahe stand, in die Versammlung hinein: „Metternich muß abdanken!" Das befreiende Wort war gesprochen: lauter Beifallsruf erhob sich von allen Seiten und rief den Fürsten in die Mitte der Versammelten zurück. Sofort begriff der alte Staatskanzler die Situation. „Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen", sprach er mit Würde, „für das Heil der Monarchie von meinem Standpunkte zu wirken; glaubt man, daß das Verbleiben auf solchem dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen." Damit wandte er sich: Niemand machte auch nur den Versuch, ihn zu halten, als er den Saal verließ.

Metternichs Abdankung.



258. Gleichzeitiges Spottbild auf Metternichs Entlassung am 14. März 1848.

„Jede Konstitution erfordert Bewegung."

Bis zum Abend des 14. März blieb Metternich noch in der Stadt. Dann flüchtete er nach dem einige Stunden von Wien gelegenen Schlosse Feldsberg des Fürsten Liechtenstein. Am 22. März verließ er auch diesen ihm nicht mehr völlige Sicherheit bietenden Zufluchtsort, um, nicht ohne mancherlei Beängstigung, über Olmütz, Prag, Dresden und Hannover, nach Holland zu reisen, von wo er dann Ende April nach England übersiedelte. Er blieb da, bis in Deutschland die Revolution verbraust war. Eine politische Rolle hat er nicht mehr gespielt. Am 11. Juni 1859 starb er im Alter von 86 Jahren.

Die Deputationen faßten die Bedeutung des Rücktrittes Metternichs in das Wort zusammen: „Es ist alles bewilligt!" und stürmten in freudiger Erregung von dannen. In Wahrheit war mit dem Rücktritte Metternichs der Staatskonferenz Lust und Kraft zum Widerstande gebrochen. Den Studenten wie der ganzen Bürgerschaft wurde das Recht, sich zu bewaffnen, gewährt und, was das Zeughaus an alten Waffen barg, noch an demselben Abend ausgehändigt.

[Bewaffnung der Studenten und der Bürgerschaft.

Anzeichen kommender Pöbelherrschaft.

Die Stadt illuminierte; aber auch draußen auf den Vorstädten erhellte Feuerschein den nächtlichen Himmel. Die Vorstadtarbeiter hatten während des unruhigen Tages sich der Steuerhäuser an den „Linien" bemächtigt; jetzt steckten sie die verhaßten Mauthäuser in Brand, um kund zu thun, daß sie etwas ganz andres als die Bürger und Studenten unter einer Revolution verständen!

Beschluß der Verfassungserteilung.

Die Regierung aber hatte ihre Haltlosigkeit, ja ihre Ohnmacht erwiesen. Einen Moment dachte sie noch an ernstlichen Widerstand und übertrug dem Feldmarschallleutnant Fürsten Windischgrätz diktatorische Gewalt; nach wenigen Stunden jedoch nahm sie die Maßregel wieder zurück. Und am Abend des 14. März beschlossen die Staatskonferenz und die Erzherzöge in gemeinsamer Sitzung die Verleihung einer Verfassung für Gesamtösterreich: ein kaiserliches Manifest verkündete am folgenden Tage den Wienern, daß bereits für die „Konstitution des Vaterlandes das Nötige verfügt" sei. Mit jubelnden Hochrufen empfing das Volk den Kaiser, als er im offenen Wagen mit seinem Bruder und seinem Neffen Franz Joseph eine Umfahrt durch die Stadt machte. Die Revolution in Wien schien beendigt — in Wahrheit stand sie erst im Begriff zu beginnen.

Beginn der Bewegung in Preußen.

Einwirkung der Februarrevolution auf Preußen.

Auch auf Preußen wirkte die Februarrevolution, noch mehr die Wiener Ereignisse. Mit dem Monat März begannen auch in Preußen die unruhigen Volksversammlungen, zuerst am Rhein, dann in Sachsen, endlich in Schlesien und Ostpreußen gleichzeitig; Adressen wurden beraten und als Ausdruck der Wünsche des Volkes nach Berlin an den König gesandt.

Haltung des Berliner Magistrats.

Wohl hatte Friedrich Wilhelm, als er am 7. März die Versammlung der ständischen Ausschüsse schloß, neue bedeutende Zugeständnisse angekündigt, so daß im Vertrauen auf die guten Absichten des Königs der Magistrat von Berlin den Entwurf einer Petition ablehnte, durch die der schleunige Zusammentritt des vereinigten Landtags erbeten werden sollte. Und auch die Stadtverordneten, die für die Überreichung einer Adresse sich entschieden, ernannten nach gewohntem Geschäftsgange zunächst nur eine Kommission zur Vorberatung derselben: so wenig drängend erschienen ihnen die Zeitläufte. Damit aber gaben die gesetzlichen Vertreter der Bürgerschaft die Leitung der allgemeinen Aufregung aus der Hand: ein Fehler, der nur den Bestrebungen der Radikalen zu gute kommen konnte.

Die Versammlungen unter den Zelten.

Schon am 6. März hatte sich eine Anzahl Zeitungsschreiber und Studenten in einem Kaffeehause in der Dorotheenstraße zu gemeinsamer Besprechung zusammengefunden. Das Zimmer war zu klein; sie zogen daher durch den Tiergarten nach den „Zelten", einem Vergnügungslokale an der unteren Spree, wo sie sicher waren — es war Montag — die geringere Bevölkerung in Menge anzutreffen. Auf ein Heranziehen der Arbeiter war es vornehmlich abgesehen. In tumultuarischer Weise wurde hier nun die Absendung einer Adresse, wie deren jetzt täglich die Zeitungen brachten, beschlossen. Am folgenden Tage fanden sich noch zahlreichere Volkshaufen bei den Zelten wieder ein: die Adresse, die eine allgemeine deutsche Volksvertretung, Volksbewaffnung, Verminderung des stehenden Heeres, Preß- und Versammlungsfreiheit verlangte, wurde einstimmig angenommen und durch die Post, da die Stadtverordneten sie zu überreichen ablehnten, an den König gesandt. Damit war aber die Aufregung nicht zu Ende; die Bewegung wuchs vielmehr: am 9. März waren es schon gegen 4000 Menschen, die bei den Zelten sich zusammengefunden hatten, um die demokratisch-sozialistischen Ergüsse der Führer anzuhören, während andre Redner dazwischen die Errichtung eines Arbeitsministeriums zur Hebung der Not und die Erbauung einer deutschen Flotte verlangten. Viel trug zum Anwachsen der Bewegung und der Zügellosigkeit die entgegenkommende Haltung des Polizeipräsidenten Minutoli bei, der Nachgiebigkeit für das beste Mittel hielt, die Bewegung im Zügel zu halten.

Sichtlich steigerte sich von Tag zu Tage die Aufregung der Menge. Die allabendlichen Volksversammlungen unter den Zelten begannen einen tumultuarischen Charakter anzunehmen; hier und da kam es zu Reibungen zwischen der Volksmenge und dem Militär; dem Grafen Raczinski und dem Maler Cornelius wurden die Fenster eingeworfen, in der

Grünstraße der Bau einer Barrikade versucht. Militärische Patrouillen durchzogen die Straßen; an mehreren Stellen wurden Kanonen aufgefahren, Schloß und Zeughaus mit Truppen besetzt. Dem Pfeifen und den Steinwürfen des Pöbels begegneten die Soldaten durch wiederholten Gebrauch ihrer Waffen. Die Erbitterung auf beiden Seiten war unverkennbar. Der Prinz von Preußen, des Königs nächstjüngerer Bruder, legte das Kommando über das Gardekorps nieder; zum Gouverneur der Rheinlande ernannt, stand er im Begriffe, nach Koblenz abzureisen.

Wachsende revolutionäre Stimmung.

Bei der immer drohender werdenden Haltung der Menge beeidigten die städtischen Behörden eine Anzahl von Bürgern und Studenten, erst 300, später 1100, um, als „Schutzbeamte", wie sie offiziell genannt wurden — der Volkswitz nannte sie „Friedensengel" — durch Stäbe und weiße Armbinden ausgezeichnet, die Ordnung, ja den Frieden aufrecht zu erhalten. Allein nur für einen Tag gelang es ihnen. Schon am Nachmittage des 16. März, als sich wieder dicht gedrängte Volksmassen auf dem Opernplatze angesammelt hatten, erwiesen sie sich machtlos. Infanterie rückte vom Zeughause heran, um den Platz frei zu machen: wirkungslos erklang der dreimalige warnende Trommelwirbel. Da gaben die Soldaten Feuer: zwei Personen stürzten tot, eine größere Anzahl verwundet zu Boden, und entsetzt unter Angst- und Rachegeschrei stob die Menge auseinander, während zugleich von der Jägerstraße her eine Kavalleriepatrouille herankam. Die ingrimmige Wut, welche die Volkshaufen erfaßte, war grenzenlos: einen Augenblick schien es, als würde es zu einem Kampfe kommen. Aber auch in den Zügen der Soldaten spiegelte sich die Erbitterung wider, welche die tagelang erfahrenen Beschimpfungen, Verhöhnungen und Mißhandlungen in ihnen erzeugt hatten. Doch die Menge zog sich in die Häuser und die Seitengassen zurück, wild mit Rache drohend. „Seither hat man Straßenaufläufe gehabt", berichtete der Polizeipräsident von Minutoli an den Minister von Bodelschwingh, „morgen wird die Revolution ihr Haupt erheben!"

Entgegenkommen des Königs.

Und doch hatte die Adresse der Stadtverordneten, die dem Könige durch Deputierte der städtischen Behörden am 14. März überreicht wurde, die freundlichste Aufnahme gefunden. Ihre Bitte um baldige Einberufung des Landtages war bereits erfüllt: der König hatte das Patent, das den Landtag auf den 27. April einberief, schon unterzeichnet: am Abend noch wurde es veröffentlicht. Aber schon verlangte die Breslauer Adresse eine wahrhafte, vom Volke zu wählende Volksvertretung. Noch weniger schien die bedingte Gewährung der Zensurfreiheit, die der König am 8. März verfügt hatte, jetzt ausreichend. Der Gemeinderat von Köln beschloß eine Deputation an den König zu senden, um ihm die bedrohliche Stimmung der Provinz wahrheitsgetreu zu schildern.

Vollständige Umkehr des Königs.

Der König weilte in Potsdam, als er am Abend des 15. März die Nachricht von der Wiener Revolution und der gesteigerten Aufregung in seiner eignen Hauptstadt erhielt. Sofort eilte er nach Berlin voll der Empfindung, wie sehr durch die veränderten Umstände auch seine Stellung verändert sei: das volle Verständnis der neuen Zeit nahm er für sich in Anspruch. In derselben Stunde, wo sich draußen auf dem Opernplatze die Volkshaufen zusammenballten, fand im Schlosse unter dem Vorsitze des Königs eine Sitzung des Staatsrates statt. Des Zwanges, auf Metternich Rücksicht zu nehmen, war man enthoben; auf einen Erfolg des Dresdener Kongresses war kaum noch zu rechnen. In Deutschland griff der Liberalismus mit Riesenschritten um sich. Es war klar, daß auch in Preußen etwas Entscheidendes geschehen mußte: der König faßte den Entschluß, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen; durch Preußen sollte die Neugestaltung Deutschlands sich vollziehen. Längst erfüllte ihn die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Reform der deutschen Verhältnisse; jetzt war die Zeit, mit seinen Plänen hervorzutreten, deren Konsequenz, wie er wohl erkannte, die innere Neugestaltung Preußens auf liberaler Grundlage sein mußte. Daraus ergab sich die Notwendigkeit einer beschleunigten Einberufung des vereinigten Landtages. Man nahm dafür statt des 27. den 2. April in Aussicht und beschloß, das Einberufungspatent zugleich zur Veröffentlichung der Pläne Preußens für seine und Deutschlands Umgestaltung

zu benutzen. Der Prinz von Preußen und die anwesenden Minister stimmten zu, obwohl der Systemwechsel auch einen Kabinettswechsel in sich schloß. Das Einberufungspatent wurde entworfen und am Morgen des 18. März, vom Könige, dem Prinzen von Preußen und den Ministern unterzeichnet, in die Druckerei geschickt, um sobald wie möglich veröffentlicht zu werden.

Neues Ministerium.

Der König befand sich mit Recht diesen folgenreichen Entschlüssen in einer gehobenen Stimmung. Er beschied am frühen Morgen des 18. März den Grafen Arnim-Boitzenburg zu sich und trug ihm den Vorsitz in dem neu zu bildenden Ministerium an, das von bedeutenden Führern der Linken des vereinigten Landtages den Grafen Schwerin und Herrn von Auerswald in sich schließen sollte. Auch Georg von Vincke wurde nach Berlin berufen. „Schreiben Sie getrost nach St. Petersburg", sagte der Minister Bodelschwingh, wie man erzählt, zu dem russischen Gesandten, „in Berlin ist die Sache abgemacht!"

Der Gegensatz zwischen Liberalen und Radikalen.

Allein schärfer als der Minister des Innern hatte der Polizeipräsident gesehen und geahnt. Denn Erfolge der Liberalen bedeuteten Niederlagen der Radikalen, die sicherlich nicht gesonnen waren, die Wichtigkeit, die ihnen die Unruhen der letzten Tage zu geben schienen, sich leichten Kaufes entwinden zu lassen. Überdies trieb sich fremdes Gesindel genug in der Stadt herum, bereit, an jeder Ausschreitung teilzunehmen. Doch ist es nicht zur Evidenz erwiesen, aber nicht unglaublich, daß fremde Agitatoren, namentlich französische Agenten, den Aufstand vorbereitet und eingeleitet hätten.

Zunehmende Aufruhrstimmung.

Der 17. März verging ruhig, wenn auch allenthalben Versammlungen stattfanden und vielfach Brandreden gehalten wurden. Allgemein war man der Überzeugung, daß irgend eine Entscheidung fallen müsse, und auf den Straßen wie in den Versammlungen hörte man vielfach äußern: „Morgen geht's los." Am Abend des 17. fand auf dem Köllnischen Rathause eine Versammlung statt, die wesentlich von Schutzbeamten besucht war. In ihr erschien gegen 8 Uhr ein Dr. Woeniger und hielt eine feurige Rede, daß sich Berlin doch nicht von Wien überflügeln lassen dürfe. Es sei nicht nur die Aufgabe der Schutzbürger, auf den Straßen das Volk auseinanderzutreiben und Aufruhr zu dämpfen, sie müßten auch die Regierung an ihre Pflicht mahnen. Er fordere aus diesem Grunde die versammelten Schutzbürger auf, am nächsten Tage, dem 18., nachmittags 2 Uhr sich auf dem Schloßplatze einzufinden, um vereint mit den übrigen Schutzbeamten dem Könige eine Adresse in Masse zu überreichen. Jubelnder Beifall lohnte seinen doch recht bedenklichen Vorschlag, und die Versammlung zerstreute sich dann, um die Nachricht von dem geplanten Unternehmen allenthalben zu verbreiten. Der Oberbürgermeister Krausnick, der am Morgen des 18. eine Konferenz mit dem Minister von Bodelschwingh und dem Polizeipräsidenten hatte, suchte zwar, entsprechend dem in der Konferenz Ausgemachten, die beabsichtigte Demonstration zu hintertreiben. Doch blieben seine Bemühungen fruchtlos.

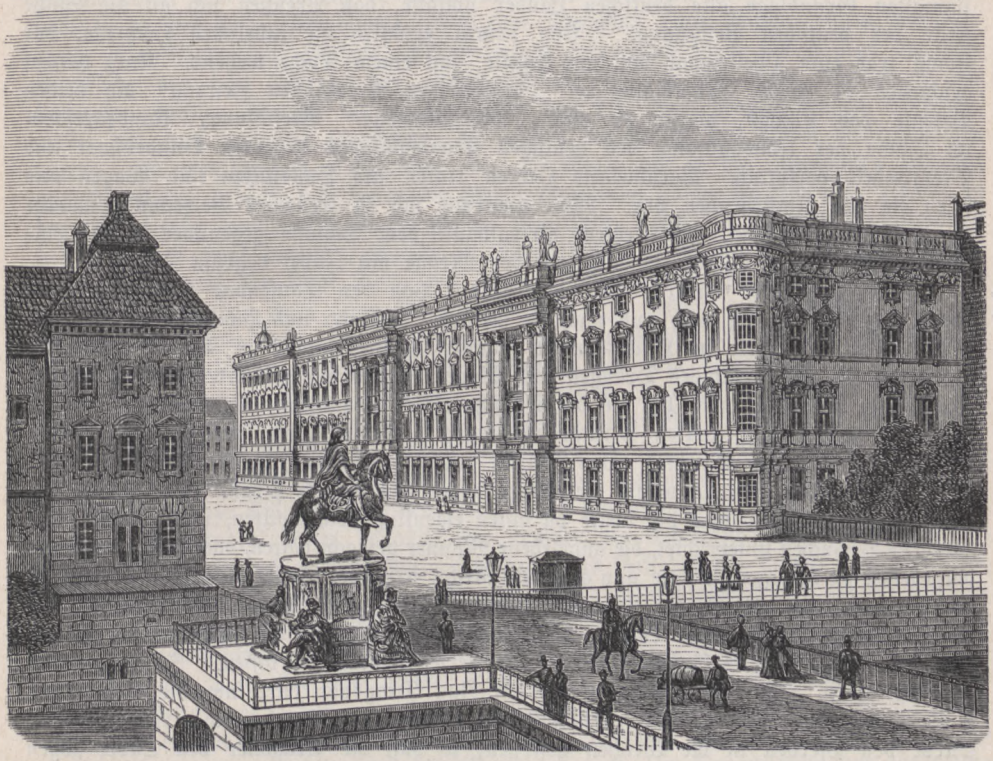
Es war die Ankunft einer Kölner Deputation am 17. März, die viel dazu beitrug, auch die Gemäßigten dem Antrag einer Massendemonstration geneigt zu machen; sie fühlten das Verlangen, den Kölnern nicht allein den Ruhm zu lassen. Auch traten die städtischen Behörden zu derselben Stunde, wo der König die Kölner Deputation anhören wollte, zu einer Beratung zusammen, womit sie, die Vertreter der Landeshauptstadt, der Abordnung der Rheinlande die Wage halten könnten.

Die Kölner Deputation.

Am 18. März, einem Sonnabend, in der 10. Stunde des Vormittags, wurde die Kölner Deputation, geführt von dem Oberpräsidenten Eichmann, vom Könige empfangen: auch der Prinz von Preußen war zugegen. In beweglicher Rede schilderte der Oberbürgermeister von Wittgenstein die drohende Gefahr der Rheinlande und beschwor den König, einen hochherzigen Entschluß zu fassen. Friedrich Wilhelm erwiderte in sichtlicher Bewegung, daß die vorgetragenen Wünsche mit seinen eignen Absichten übereinstimmten: die Proklamationen, in denen alle Volkswünsche gewährt würden, seien bereits im Druck. Mit dem Auftrage, daheim das Volk zu beruhigen, entließ er die rheinischen Männer. Der Prinz wiederholte in kurzen, raschen Worten die Mahnung; als Gouverneur der Rheinlande werde er ihnen folgen, fügte er hinzu.

Die Deputation und Bekanntmachung des Berliner Magistrats.

Unterdessen hatten die im Rathause versammelten städtischen Behörden ebenfalls die Entsendung einer Deputation an den König beschlossen, die ihn um Preßfreiheit, Bürgerbewaffnung, Berufung eines liberalen Ministeriums und Verleihung einer freisinnigen Verfassung, sowie beschleunigte Einberufung des vereinigten Landtages bitten sollte. Sie kehrten gegen 11 Uhr aus dem Schlosse zurück; ihr Bericht, daß der König teils die sofortige Erfüllung ihrer Bitten verheißen, teils in nahe Aussicht gestellt habe, erregte bei den noch versammelten städtischen Körperschaften die freudigste Aufregung; mit lauten Beifallsrufen stimmte auch das Publikum auf den Tribünen bei.



259. Das Königliche Schloß zu Berlin.

Der Magistrat aber beeilte sich, das Resultat der Deputation in einem großen Plakat zu veröffentlichen; es wurde mit großer Schnelligkeit gedruckt und konnte schon um Mittag zum Anschlag und zur Verteilung kommen.

Das Plakat hatte folgenden Inhalt: „Der Magistrat ist amtlich davon unterrichtet, daß ein auf die freisinnigsten Grundlagen sich stützendes Preßfreiheitsgesetz unwiderruflich vollzogen ist, und bürgt der Magistrat mit seiner ganzen Wirksamkeit für die Bewahrheitung dieser Regierungsmaßregel. Gleichzeitig ist Se. Majestät der König gegenwärtig mit der Vollziehung von Entschließungen beschäftigt, welche das Wohl des Vaterlandes auf dauernde Weise sichern werden. — Der Landtag wird zum 2. April einberufen." — Ganz bezeichnend für die Lage und für den Geist dieser Zeit: „Der Magistrat verbürgt die Bewahrheitung dieser Regierungsmaßregeln!"

Szene auf dem Schloßplatze.

Mit diesen Zusicherungen war die geplante Demonstration auf dem Schloßplatze gegenstandslos geworden. Aber trotzdem sammelte sich gegen 1 Uhr nachmittags eine große Menge Menschen auf dem Schloßplatze. Teils hatte man von dem Nachgeben des Königs noch keine Kenntnis, teils kam man, um ihm zu danken. Eine dichtgescharte Menge füllte den weiten Platz, und immer noch rückten in langen Zügen aus den Bezirken die Bürger heran. Da wurden auch hier die Magistratsplakate verteilt, und lauter Jubel erscholl darüber; einmal über das andre ließ die Menge in brausendem Rufe den König hochleben. Damen hatten die dem Schlosse gegenüberliegenden Fenster

besetzt; auf dem Binnenhofe des Schlosses biwakierten Garde-Bataillone, rauchend und plaudernd standen die Soldaten in Gruppen umher. Auf dem Balkon des Schlosses erschien gegen 2 Uhr der König und grüßte dankend hinunter; er wollte sprechen, aber in dem Getöse der unten wogenden Menge blieb er unverstanden. Da rief mit mächtiger Stimme der Bürgermeister Naunyn, nach andrer Überlieferung war es der Minister von Bodelschwingh, neben den König tretend, von dem Balkon hinab: „Der König bewilligt alles! Der König will, daß Preßfreiheit herrsche; der König will, daß der Landtag sofort berufen werde; der König will, daß eine Konstitution auf der freisinnigsten Grundlage alle deutschen Länder umfasse, daß Preußen sich an die Spitze stelle der deutschen Bewegung!" Von neuem ertönten die jubelnden Hochrufe: der König trat zum zweitenmal vor und dankte, mit einem Tuche wehend. Kurz darauf erschienen in einem Extrablatte der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" die beiden Patente des Königs, worin er eine „konstitutionelle" Verfassung, Bundesreform im Sinne der Umwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat und Preßfreiheit versprach. Verschiedene Herren traten auf Hausstufen und Wagen und lasen sie den Umstehenden vor. Man umarmte sich in freudiger Bewegung; manche weinten vor Rührung. Auf einem Privathause dem Schlosse gegenüber wurde eine schwarzweiße Fahne aufgezogen und von der Menge mit Jubel begrüßt.

Die Schußkatastrophe.

Allmählich aber änderte sich die Szene. Von den Tausenden freudig erregter Bürger zerstreuten sich nach und nach die meisten. Arbeiter und Handwerksgesellen, die sich anfangs vereinzelt im Hintergrunde gehalten hatten, fingen an, immer zahlreicher zu erscheinen; ein unruhiges Drängen und Wogen in der dichtgescharten Menge begann. Ein Haufe Menschen war bis in die Schloßportale gedrungen und bemerkte die auf den Schloßhöfen aufgestellten Militärabteilungen. Sofort tönte aus der Menge der Ruf: „Fort mit dem Militär! Das Militär zurück!" Immer lauter erscholl der Ruf, und in drohender Haltung wogte die Menge gegen das Schloß heran. Der König, der nicht begreifen konnte, was die Leute da unten eigentlich noch wollten, und von den vergeblichen Versuchen unterrichtet, die angesehene Männer gemacht hätten, das Volk zum Nachhausegehen zu bewegen, meinte nun ganz mit Recht, strengere Saiten aufziehen zu müssen. Er übertrug den Befehl der Truppen, den er dem populären und auf Schonung bedachten General von Pfuel entzog, dem energischen General von Prittwitz, und gab ihm die Ordre, den Schloßplatz durch Kavallerie säubern zu lassen. In langsamem Schritte rückte von der Stechbahn her ein Zug Dragoner vor, um die aufgeregten Volkshaufen von dem Schlosse zurückzuhalten. Aber mit Stöcken und Regenschirmen wurde den Pferden in die Weichen gestoßen, so daß die Dragoner den Säbel zogen und mit flacher Klinge die Andrängenden abwehrten. Zugleich marschierte, mit Gewehr über, eine Kompanie des Kaiser-Franz-Garde-Grenadierregiments aus dem Schloßportale Nr. 1 unter Trommelwirbeln vor, um den Platz zu räumen, und rückte bis an die Breite Straße vor; aus Portal Nr. 1 schloß sich eine zweite an, gegen die Kurfürstenbrücke einschwenkend, und drängte den pfeifenden und schreienden Pöbel über die Brücke nach der Königstraße zurück, so daß nunmehr der Schloßplatz ziemlich gesäubert war. In diesem Augenblicke fiel ein Schuß: ein Mann mit einem weißen Filzhute hatte von der Königsstraße her ihn abgefeuert. Fast gleichzeitig gingen zwei Grenadieren in dem Gedränge die Gewehre los: die Kugeln gingen in die Luft, verletzt war niemand. Es ist dann festgestellt worden, daß das Gewehr des Grenadiers Kühn sich entlud, indem er mit dem Hahne am Seitengewehr hängen blieb, und das des Unteroffiziers Hettchen, indem ihm ein Bürger mit dem Stock auf das Piston schlug. Allein ein wildes Geschrei erhob sich: „Wir sind verraten! Sie schießen auf die Bürger! Zu den Waffen! Rache!" und in Verwirrung und Entsetzen stob die Menge nach allen Seiten auseinander, Ingrimm und Wut durch alle Straßen tragend und zur Rache für die „Gemordeten" aufrufend.

Beginn des Aufstandes.

Geängstigt schlossen die Bürger und Kaufleute ihre Läden. Kleine Trupps von Menschen liefen durch die verödeten Straßen und riefen: „Zu den Waffen!" Müßige Handwerksgesellen, Handlungsdiener, Arbeiter und Studenten begannen hier und dort sich anzusammeln. Ein junger Bursche in polnischer Kleidung, die Konfederatka auf

dem Kopfe, einen krummen Säbel schwingend, führte einen Haufen von 200 Menschen, rasselnde Trommeln voran, die Königstraße herauf gerade auf das Schloß zu. Ein Haufe erbrach das Schuldgefängnis, ein andrer das Arbeitshaus am Alexanderplatz, dessen befreite Sträflinge den drohenden Rotten sich anschlossen. Ein Jude in der Friedrichstraße reichte jedem 16 gute Groschen (2 Mark), der mitzukämpfen versprach. Ein gewisser Berends führte einen Haufen nach der Lindenstraße, um aus dem Landwehrzeughause Waffen zu holen und die dortigen Kasernen in Brand zu stecken.

Rascher Barrikadenbau.

Rasch erstanden an den Straßenzugängen Barrikaden. Es war erstaunlich, welche Geschicklichkeit und Erfahrung in dem Bau dieser in Berlin unbekannten Revolutionsschanzen an den Tag gelegt wurde. Aus zwei Droschken, einer Kutsche, einem Schilderhaus, Rinnsteinbrücken, Fässern, Pflastersteinen erhob sich schon um 3 Uhr die erste Barrikade vor dem Büreau der Zeitungshalle. Ein Haufe unter Anführung des Litteraten Eichler überfiel die in der Nähe vor der Bank wachestehenden Soldaten, wobei der eine gefangen genommen, der andre meuchlings von hinten niedergestochen wurde. In weniger als 2 Stunden war die Stadt bis in die entlegensten Straßen mit Barrikaden bedeckt, von denen die schwarzrotgoldene Fahne herabwehte. Zumal in der Königstraße drängte sich Barrikade an Barrikade, durch die schweren Granitplatten des Trottoirs stark bewehrt, manche in Stockwerkshöhe aufgetürmt. Dächer wurden abgedeckt und auf der Höhe Körbe mit Steinen kampfbereit aufgestellt.

Erbitterung gegen das Militär.

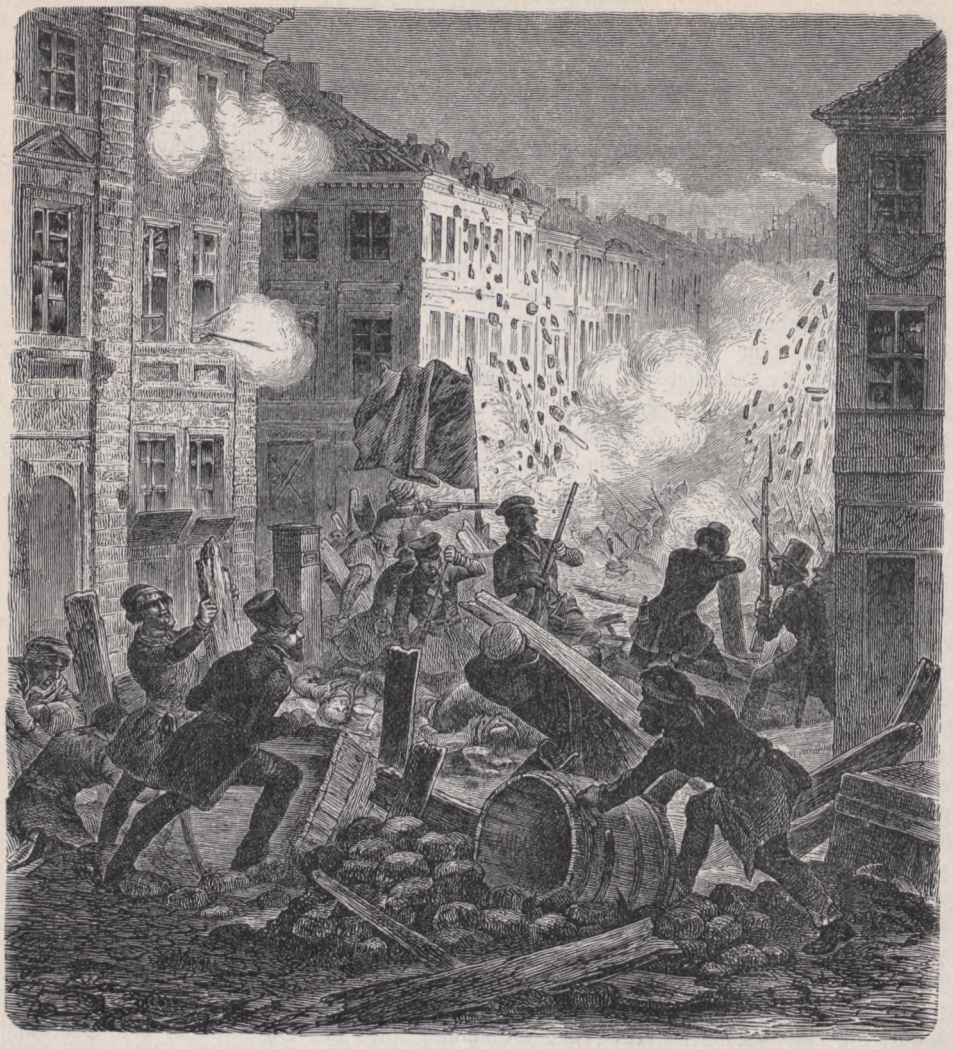
Der Alarmruf hatte seine Wirkung gethan. Je größer die Aufregung aus den vergangenen Tagen war, um so williger wurde die Fabel von den auf dem Schloßplatze verübten Unthaten geglaubt: die Vorgänge auf dem Opernplatze am 16. März ließen eben alles glaubhaft erscheinen. Eine wilde, thörichte Erbitterung gegen die Soldaten ergriff die Volkshaufen; man fühlte sich unmittelbar bedroht, ja nicht wenige hatten die erhabene Empfindung, etwas Gutes zu thun, wenn sie zum Schutze der Wehrlosen die Waffen ergriffen. So erklärte es sich, daß Studenten und Bürger in Menge, wie fast die ganze Schützengilde, den Kämpfenden sich anschlossen: aber die große Mehrzahl der Barrikadenkämpfer bestand, wie nachher die Totenlisten aufwiesen, aus Arbeitern und Handwerksgesellen, wozu sich dann das Gesindel der großen Stadt gesellte, das in unruhigen Zeiten aus den Schlupfwinkeln des Verbrechens und Lasters hervorzuschleichen pflegt. Man kann nicht sagen, daß eine bestimmte Idee sie beherrschte, für die sie aus erbrochenen Waffenläden und Offizierswohnungen sich Waffen holten: was die Masse allein erfüllte, war wilder Haß gegen das Militär und jene gedankenlose Raufwut, durch welche der ungezügelte Germane seiner Erregung Luft zu machen liebt. Wie weit fremde Aufhetzung, namentlich aus Polen und Sachsen, weniger wohl aus Frankreich, mit zur Erbitterung der Stimmung und zur Organisation der Erhebung beigetragen hat, darüber herrscht noch nicht entschiedener Streit.

Erbitterung des Militärs.

Kaum geringer aber war die Erbitterung auf seiten des Militärs, und der neue Kommandeur von Berlin, General von Prittwitz, war ganz der Mann, mit allem Nachdruck dem auflodernden Aufruhr zu begegnen. Bald nach 3 Uhr ließ er eine Kompanie des 2. Garderegiments zum Sturm gegen die Barrikaden an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße und der Oberwall- und Werderstraße vorgehen. Aus allen benachbarten Häusern wurden die Soldaten beschossen: allein sie erstürmten die Barrikaden und drangen nun in die feindlichen Häuser ein, aus denen sie alle Leute, die sie fanden, unter Kolbenstößen in die Keller des Schlosses gefangen abführten.

Vergebliche Versöhnungsversuche des Königs.

Indes noch einen Versuch machte der König, dem schon begonnenen Kampfe Einhalt zu thun. Zwei Männer trugen um 4 Uhr aus dem Schloßportale ein großes Leinwandlaken an zwei Stangen hervor, worauf in riesengroßen Buchstaben geschrieben war: „Ein Mißverständnis! Der König will das Beste!“ Ein Bürger ging, den Hut schwenkend, mit dem Rufe vorauf: „Es lebe der König!“ Allein niemand stimmte in den Ruf ein; ja als die Träger des Plakats an die Kurfürstenbrücke kamen, wurden sie mit wildem Hohngeschrei empfangen. Auch zwei mit großer Schnelligkeit gedruckte Proklamationen, die die irrige allgemeine Auffassung berichtigen sollten, verfehlten gänzlich ihre Wirkung.



260. Barrikadenkampf vor dem Köllnischen Rathause in Berlin.
Nach einem Zeitbilde der „Illustrierten Zeitung".

Fortgang des Barrikadenkampfes.

Unterdes drangen die Truppen in die Friedrichstraße ein, die von Ecke zu Ecke durch Barrikaden gesperrt war. Eine nach der andern wurde erstürmt bis zur Kronenstraße hin, so daß Prittwitz hier das Kommando dem General von Tümpling übertrug, um sich selbst gegen die Königstraße zu wenden. Jedoch der größte Teil der Truppen, die Tümpling unter seinem Befehle jetzt vereinigte, wurde sofort vor dem Oranienburger Thor in Anspruch genommen, um die aufständischen Haufen von der dort gelegenen Artilleriekaserne abzuwehren. Indes die hier zurückgetriebene Menge warf sich auf die nahen Artilleriewerkstätten und steckte sie in Brand.

Der Kampf in der Königsstraße.

Gegen 5 Uhr ließ Prittwitz den Angriff auf die Königstraße beginnen. Ein Kartätschenfeuer wurde gegen die Barrikaden eröffnet; dann ließ General von Möllendorf seine Leute dicht an den Häusern entlang, um sie vor den Schüssen und Steinwürfen zu sichern, zum Sturme vorgehen. Aber so erbittert war hier der Kampf, daß fast jedes Haus der Straße erstürmt werden mußte; denn aus allen Fenstern wurden die Angriffskolonnen beschossen. So wurde es fast 7 Uhr, bevor die Straße bis zu den Königskolonnaden in der Nähe des Alexanderplatzes im Besitze der Truppen war.

Deputationen beim König.

Deputation um Deputation hatte sich inzwischen an den König gewandt, um die Einstellung des Kampfes von ihm zu erbitten. Der Rektor mit dem Senate der Universität war erschienen, nach diesen eine Abordnung der städtischen Behörden, zuletzt Deputierte der auf den Schloßplatz mündenden Breiten- und Brüderstraße unter der Führung des Bischofs Neander. Allen konnte der König nur erwidern, daß er die Truppen zurückziehen wolle, sobald die Barrikaden geräumt würden. Den Bischof im besonderen mahnte er, als Friedensbote zu wirken, und versprach ihm deswegen mit dem Angriffe auf die haushohe Barrikade am Köllnischen Rathause, die man vom Schlosse aus sehen konnte, bis um 7 Uhr zu warten. Allein der Bischof erwirkte nichts: so begann denn nach 7 Uhr der Angriff auch auf diese besonders fest gebaute Barrikade. Aber obwohl gleichzeitig durch Kartätschen und Pelotonfeuer beschossen, schlugen die Verteidiger der Straßenschanze wiederholt den Angriff des 1. Garderegiments ab.

Die Nacht kam, eine milde, schöne Frühlingsnacht. Glänzend stand der Vollmond am Himmel, sein helles Licht über die kampfdurchtobte Stadt ergießend. Von allen Kirchtürmen heulten die Sturmglocken, und von Norden her wehte die feurige Lohe von den brennenden Artilleriewerkstätten herüber, zu allen Schrecken für die Bewohner der Stadt auch noch den der drohenden Feuersbrunst gesellend. Endlich um Mitternacht wurde die Barrikade am Köllnischen Rathause, die sich schräg von der Gertraudten- nach der Breitenstraße hinzog, erstürmt, auch in der Friedrichsstadt hörte das Schießen allmählich auf; gegen 3 Uhr wurde es still in der weiten Stadt.

Proklamation des Königs.

Kaum graute der Sonntagmorgen, so wurden die Hunderte von Gefangenen aus den Schloßkellern nach Spandau transportiert, von den Soldaten mit Kolbenstößen und flachen Hieben vorwärts getrieben. Auf den Schloßhöfen lag Stroh aufgeschüttet, auf dem das Militär, Menschen und Pferde durcheinander, die Nacht zugebracht hatten. Der König war wach geblieben: er hatte während der Nacht eine Proklamation zur Beruhigung der Stadt entworfen. Sie wurde sofort gedruckt und allenthalben verbreitet; aber, so wohlgemeint sie war, so verfehlte sie doch des Eindrucks bei den Aufrührern: man glaubte den Versicherungen des Königs nicht. Am Alexanderplatze, wo die Barrikade nicht erobert worden war, begann das Schießen von neuem.

Rückzug der Truppen aus der Stadt.

Indessen der Morgen brachte den besonneneren Bürgern den Mut, den sie in der Überraschung des vergangenen Tages nicht hatten finden können; sie wagten es, für die Ordnung einzutreten, und begannen auf mehreren Stellen den Aufrührern zum Trotz die Barrikaden abzutragen. Das gab die Entscheidung. Eine städtische Deputation, von dem Oberbürgermeister Krausnick geführt, begab sich mit der Meldung davon zum Könige: sie bat ihn jetzt, durch die Zurückziehung der Truppen den Kampf zu beendigen und das Schloß der Bewachung bewaffneter Bürger anzuvertrauen. Der König hielt Rat: die Stimmen waren geteilt. Wo die Truppen angegriffen hatten, da hatten sie auch gesiegt: die ganze Königstraße, der Köllnische Fischmarkt, der Hausvogtei- und Dönhofsplatz, die Leipziger Straße und die Friedrichstraße bis zur Zimmerstraße waren erobert, also aus dem Herzen der Stadt war der Aufruhr zurückgetrieben bis in die entlegenen Stadtbezirke. Aber Prittwitz war der Meinung, obwohl er während der Nacht noch die Gardehusaren und Gardeulanen aus Potsdam hatte kommen lassen, daß zu einem Angriffe auf die entfernten Quartiere — zumal das Vogtland starrte von Barrikaden — seine Truppenmacht von 14000 Mann und 36 Kanonen nicht ausreiche, wenn nicht die kämpfenden Abteilungen bei den großen Entfernungen den taktischen Zusammenhang untereinander verlieren sollten. Wiewohl nun von andrer Seite dies nicht gefürchtet, auch die Übermüdung der Truppen bestritten wurde, so verlangte doch der König auf das lebhafteste nach der Beendigung des „traurigsten Kampfes". Das Wiedererwachen des guten Geistes der Bürgerschaft bestimmte ihn, auf die Vorstellungen der Deputationen einzugehen: er befahl den Rückzug der Truppen. General von Prittwitz vermittelte die Bekanntgabe des Befehls an die Truppen durch einige berittene Offiziere, die im kleinen Schloßhof hielten. Aber der Befehl wurde — wer daran die Schuld trägt, ob Prittwitz oder die Minister von Arnim und Bodel-

schwingh, ist nicht zu ermitteln gewesen — nicht verstanden als Befehl zu einem Rückzuge auf das Schloß zu, wie ihn der König eigentlich gemeint hatte, sondern zu einem Rückzuge aus der Stadt. Und so zogen denn am Vormittag des 19. März die Regimenter aus ihren Stellungen mit klingendem Spiele zur Stadt hinaus, den König fast schutzlos inmitten seiner immer noch tief aufgeregten Hauptstadt zurücklassend. Erst um 2 Uhr nachmittags besetzte die Bürgerwehr die Schloßwachen, nachdem der König die Volksbewaffnung genehmigt hatte.

Die „Totenparade".

Ungehemmt fand deswegen ein Zug Eingang in das Schloß, der veranstaltet war, um die Menge in Aufregung zu erhalten. Auf Bahren und Möbelwagen brachten die Aufrührer ihre Toten herbei und setzten sie im inneren Schloßhofe nieder. Die Wunden der Leichen waren bloß gelegt, manche mit Blumen und Laubkränzen geschmückt. Einem der Toten war die Hand zur Faust zusammengerollt und der Arm drohend emporgestreckt. Vor andern wurde von Zeit zu Zeit ausgerufen: „Vater von fünf unerzogenen Kindern!" — „Auf der Barrikade am Köllnischen Rathause niederkartätscht!" — „Ohne Pardon niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte!" — „Mein einziger Sohn, an meiner Seite niedergeschossen!" Ein wildes Geschrei nach dem König, der sich eben niedergelegt hatte, erhob sich. Endlich erschien er auf der Galerie vor seinen Gemächern, an seinem Arm die leidende, jetzt vor Entsetzen fast ohnmächtige Königin. „Hut ab!" tönte es wieder: auch der König entblößte sein Haupt. Es war eine Roheit sondergleichen gegen den König sowohl wie gegen die Toten, mit denen ein gräßlicher Trug getrieben wurde. Denn wie jene aufhetzenden Charakteristiken erfunden waren, so waren auch die trauernden Angehörigen in Wahrheit wildfremde Menschen, welche ihr frivoles Spiel mit den Toten trieben. Indes auch diese Nachahmung der Februarrevolution mißlang: anstatt daß die Menge zu Ingrimm und Rache von neuem entflammt wurde, stimmte eine Stimme „Jesus, meine Zuversicht" an; alle fielen ein, und Bürger drängten den schauerlichen Zug aus dem Schlosse. Aber dem König blieb die „Totenparade" ein Stachel für alle Zeiten.

Ausschreitungen des Pöbels.

Mit Erfolg dagegen wurde ein andres Mittel versucht, die Aufregung zu schüren. Einzelne Personen wurden der Menge als „Verräter" denunziert. Lynchjustiz an diesen zu üben, brach ein aufrührerischer Haufe in die Wohnung des Majors Preuß an der Ecke der Königstraße ein, ein andrer in die des Handschuhmachers Wernicke unter den Linden. Beiden sagte das Gerücht nach, sie hätten Aufständische, die Schutz bei ihnen gesucht, verräterischerweise dem Militär überantwortet. Die Möbel wurden ihnen zertrümmert, Hausgerät und Waren auf die Straße geworfen. Ein Geschrei erhob sich, auch den Steuerdirektor Kühne aufzuhängen. Am meisten aber wurde der Haß gegen den Prinzen von Preußen angefacht, der den Befehl zum Einschreiten des Militärs sollte gegeben haben, während er doch schon am 13. März das Kommando des Gardekorps an den General von Pfuel abgegeben hatte. Sein Palais wurde durch die Inschrift „Nationaleigentum", die man noch Jahre nachher an demselben las, vor Plünderung bewahrt; er selbst aber begab sich in der Stille nach der Pfaueninsel bei Potsdam und am 22. März, seinem Geburtstage, von dort nach England, so daß nunmehr wieder seine Abreise als eine Bestätigung seiner volksfeindlichen Absichten gedeutet wurde.

Neues Ministerium.

Eine frohe Färbung aber gab dem Tage die Proklamation des Königs wieder, durch die er die Berufung des neuen Ministeriums, Arnim-Boitzenburg, Schwerin, Auerswald, Arnim-Strick, Kühne, Bornemann, ankündigte. Der Jubel darüber war allgemein: in einer glänzenden Illumination gab die Bürgerschaft Freude und Dank kund. Freilich die Radikalen und Sozialen wollten in dem Lichterschein die Feier des Sieges der Revolution sehen. Die Frage blieb dunkel. Hatte der König gesiegt? Aber er nahm keines seiner liberalen Zugeständnisse zurück. Hatte die Revolution gesiegt? Aber sie erlangte durchaus nicht mehr, als was der König schon vor der Revolution aus eigner Bewegung zugesagt hatte. Das eben ist das Einzigartige an der Berliner Revolution, daß sie, ohne ein unmittelbares Resultat zu ergeben, die Dinge genau an der Stelle ließ, wo sie vor der Revolution gestanden hatten. Indessen das

Königlich privilegirte Berlinische Zeitung
von Staats- und gelehrten Sachen.

№ 69. Mittwoch — den 22 März 1848.

Im Verlage Vossischer Erben. (Redakteur C. F. Lessing)

Vossische Zeitungs-Expedition in der breiten Straße No. 8.

Bitte an das Publikum.

Der Andrang zu unserer Zeitungs-Expedition ist so außerordentlich, daß wir ganz außer Stande sind den gerechten Forderungen des Publikums nur einigermaßen zu genügen, wenn nicht einige Ordnung dabei erhalten werden kann. Wir bitten daher dringend, uns dabei zu unterstützen, da wir heut nicht einmal allen hiesigen Abonnenten, geschweige den auswärtigen die Zeitungen richtig zugehn lassen konnten, trotz der Permanenz in der unsere Arbeiter und Druck-Anstalten beschäftigt sind. — Wir bitten unsre hiesigen und auswärtigen Abonnenten daher, in Berücksichtigung dieser ganz außerordentlichen Umstände, die etwaigen Versäumnisse entschuldigen zu wollen.

Alles was in unsern Officinen arbeitet, wird heut der feierlichen Bestattung beiwohnen. Eine heilige Pflicht, von der wir Niemand zurückhalten können noch wollen. Unsere Leser werden uns daher Nachsicht schenken, wenn wir unser Blatt nur auf die unerläßlichsten Mittheilungen beschränken.

An mein Volk und an die deutsche Nation.

Mit Vertrauen sprach der König vor fünfunddreißig Jahren in den Tagen hoher Gefahr zu seinem Volke, und sein Vertrauen ward nicht zu Schanden; der König mit seinem Volke vereint, rettete Preußen und Deutschland von Schmach und Erniedrigung.

Mit Vertrauen spreche Ich heute, im Augenblicke wo das Vaterland in höchster Gefahr schwebt, zu der deutschen Nation, unter dessen edelste Stämme mein Volk sich mit Stolz rechnen darf. Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen.

Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.

Als Mittel und gesetzliches Organ, um im Vereine mit Meinem Volke zur Rettung und Beruhigung Deutschlands veranzugehen, bietet sich der auf den 2ten April bereits einberufene Landtag dar. Ich beabsichtige, in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form, den Fürsten und Ständen Deutschlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieses Landtages zu einer gemeinschaftlichen Versammlung zusammenzutreten.

Die auf diese Weise zeitweilig sich bildende deutsche Stände-Versammlung wird in gemeinsamer, freier Berathung das Erforderliche in der gemeinsamen, inneren und äußeren Gefahr ohne Verzug vorkehren.

Was heute vor Allem Noth thut, ist

1) Aufstellung eines allgemeinen deutschen, volksthümlichen Bundesheeres,
2) bewaffnete Neutralitäts-Erklärung.

Solche vaterländische Rüstung und Erklärung werden Europa Achtung einflößen vor der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Gebietes deutscher Zunge und deutschen Namens. Nur Eintracht und Stärke vermögen heute den Frieden in unserem schönen, durch Handel und Gewerbe blühenden Gesammt-Vaterlande zu erhalten.

Gleichzeitig mit den Maaßregeln zur Abwendung der augenblicklichen Gefahr wird die deutsche Stände-Versammlung über die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschlands berathen, eines einigen, nicht einförmigen Deutschlands, einer Einheit in der Verschiedenheit, einer Einheit mit Freiheit.

Allgemeine Einführung wahrer constitutioneller Verfassungen, mit Verantwortlichkeit der Minister in allen Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafsachen auf Geschwornengerichte gestützt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiöse Glaubens-Bekenntnisse und eine wahrhaft volksthümliche, freisinnige Verwaltung werden allein solche höhere und innere Einheit zu bewirken und zu befestigen im Stande sein.

Berlin, den 21sten März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Graf Arnim. v. Rohr. Graf Schwerin. Bornemann. v. Arnim. Kühne.

Ich habe heute den bisherigen Gesandten von Arnim zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, welche Verwaltung der Minister Graf von Arnim bisher vorläufig geführt hat. Bei dem nothwendigen Zusammenhange der allgemeinen deutschen mit den preußischen Verfassungs-Angelegenheiten übernimmt der Minister von Ar-

nium auch deren Verwaltung.

Der Minister Graf von Arnim bleibt Vorsitzender des Staats-Ministeriums vorläufig ohne Verwaltung eines besonderen Portefeuilles. Berlin, den 21. März 1848

Friedrich Wilhelm.

Berlin, den 22sten März.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Dem Major außer Dienst, Lehmann, den Rothen Adler-Orden vierter Klasse zu verleihen.

Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen ist nach England abgereist.

Wir verbürgen uns dafür, daß das Gerücht vom Anrücken von Truppen auf die Stadt ein vollkommen unbegründetes ist. Berlin, den 20 März 1848.

Arnim. G. v. Schwerin. Bornemann.

Below, Flügel-Adjutant.

Se. Excellenz der Wirkl. Geh. Rath Graf Renard, ist nach Breslau; und der Ober-Präsident der Rheinprovinz Eichmann, nach Koblenz abgegangen.

Bekanntmachung.

Wir machen unseren Mitbürgern bekannt: 1) Unseren im letzten Kampfe gefallenen Brüdern wird ein feierliches Begräbniß auf Veranstaltung und aus den Mitteln der Stadt bereitet werden. Ein aus Mitgliedern der Kommunalbehörden und der Bürgerschaft gebildetes Comité wird die erforderliche Einleitung dazu treffen. 2) Die Fürsorge für die Verwundeten und die Familien der Gebliebenen übernimmt die Stadt Berlin. 3) Nach uns zugegangener amtlicher Benachrichtigung sind sämmtliche wegen politischer Verbrechen und Vergehen Verhaftete der Haft entlassen und frei.

Berlin, den 20sten März 1848

Magistrat und Stadtverordnete von Berlin.

Bekanntmachung.

Die feierliche Beerdigung unserer in diesen Tagen gefallenen Brüder findet am Mittwoch den 22. d. M, Nachmittags 2 Uhr, von der Neuen Kirche am Gensdarmenmarkt aus statt. Der Zug bewegt sich von dort nach dem Friedrichshain, der Ruhestätte, welche unsere theuren Todten aufnehmen wird. Die leidtragenden Familienmitglieder, die Geistlichkeit aller Confessionen, die Universität, der Magistrat, die Stadtverordneten und Bezirksvorsteher sämmtlich in Amtstracht, die übrigen Herren Communalbeamten, 20 Mitglieder der Bürgerwehr aus jedem Bezirk, die Schützengilde, die Gewerke mit ihren Emblemen werden nebst den übrigen Bürgern den Leichenzug bilden, der von Studirenden und den Mitgliedern der Handwerkervereine geleitet werden wird. Der Zug bewegt sich von der Neuen Kirche aus in folgender Ordnung: Trauermusikcorps, die Schützengilde, die Leichenwagen, geführt durch die Mitglieder des Comité's für die Bestattung unserer Todten als Trauermarschälle, die leidtragenden Familienglieder, geführt durch die Geistlichkeit, Trauermusikcorps, die Universität, der Magistrat, die Stadtverordneten, die übrigen Communalbeamten, die Deputirten, Abtheilungen der Bürgerwehr nach der Reihenfolge der Bezirke geordnet, Trauermusikcorps, die Gewerke. Alle übrigen theilnehmenden Bürger, die Studirenden und Mitglieder der Handwerker-Vereine begleiten den Zug auf beiden Seiten. Die Schützengilde giebt die Ehrensalve. Die Behörden und Deputationen, namentlich die Deputirten-Abtheilungen der Bürgerwehr und die Gewerke versammeln sich an den von ihren Vorstehern dazu bezeichneten Plätzen und verfügen sich von dort aus um 1 Uhr nach dem Gensd'armenmarkt, wo die mit der Anordnung des Trauerzuges beauftragten Bürgerbeamten ihnen die Plätze zu ihrer Aufstellung anweisen werden. Wir setzen hiervon unsere Mitbürger in Kenntniß. Berlin, den 21. März 1848.

Das Comité für die Bestattung unserer Todten.

Becker, Stadtverordneter. Bötzow, Stadtverordneter. Dove, Prof. an der Universität. Engeler, Stadtverordneter. Wilh. Ermeler, Commerzienrath. Hedemann, Stadtsyndikus. Herrenburger, Stadtverordneter. Karger, Buchdrucker. Koblank, Stadtrath Lewald, Justizkommissarius. Müller, Stadtverordneter. Otto Schomburgk. Schulze, Stadtschulrath. Seidel, Stadtverordneter. Steinmeyer, Stadtrath. Veit, Stadtverordneter. Wache, Kammergerichts-Assessor Wöniger, Schriftsteller.

Die Herren Direktoren der hiesigen Königlichen Behörden ersuche ich, die Beamten Ihres Ressorts anweisen zu wollen, sich, so viel es der Dienst gestattet, der Bürger-Garde anzuschließen. Das Kommando der Letzteren wird dafür Sorge tragen, daß den sich meldenden Beamten Waffen verabfolgt werden

Berlin, den 20. März 1848. Graf Arnim.

Bekanntmachung.

Nach dem Willen Sr. Majestät des Königs sollen auch die in den hiesigen Privat-Leihanstalten für einen Schuldbetrag von fünf Thalern oder weniger bis zum 19ten d. Mts. einschließlich versetzten, bis jetzt nicht eingelösten Pfänder auf Kosten der Staats-Kasse eingelöst werden. Sämmtliche hiesige concessionirte Pfandleiher werden demnach angewiesen, alle derartige Pfänder an die Eigenthümer gegen Empfangnahme der von dem Revier-Polizei-Commissarius gestempelten Pfandscheine frei zurück zu gewähren, in wöchentlichen Terminen aber, unter Einreichung der Pfandscheine, den Betrag des Pfandschillings bei dem Polizei-Präsidio zu liquidiren. Die Revier-Polizei-Commissarien sind angewiesen worden, die Pfandscheine der gedachten Art auf Verlangen der Inhaber zu stempeln. Berlin, den 21. März 1848.

Königliches Polizei-Präsidium. v. Minutoli.

Bekanntmachung.

Um die verschiedenen schon eingerichteten Sammlungen für die Verwundeten und die Hinterbliebenen der Gefallenen zu conzentriren, haben die Communal-Behörden heute beschlossen, ein General-Comité zu bilden, welches sich mit der Annahme der Gelder und der sofortigen Unterstützung der Hülfsbedürftigen beschäftigen soll. Das General-Comité besteht aus den Stadträthen Herren Krauske und Güßfeldt, und aus den Stadtverordneten Herrn Commerzien-Rath Duncker, Französische Straße 20 a., Herrn Commerzien-Rath Behrendt I., neue Schönhauser Str. 9., Herrn Commerzien-Rath Holfelder, Grünstr. 21., Herrn Commerzien-Rath Pinckert, Jägerstr. 32., Herrn Commerzien-Rath Heymann, heilige Geiststr. 7., und Riese, neue Friedrichsstr. 42., welchen sich noch der erste Vorsteher der Kaufmannschaft, Hr. Geh. Commerzien-Rath Carl angeschlossen hat. Die genannten Stadtverordneten sind bereit, die Erträge der Kollekten u. Gaben aller derjenigen in Empfang zu nehmen, welche sich noch gedrungen fühlen möchten, zu dem Zwecke beizutragen. Wir ersuchen freundlichst alle Mitbürger, das Comité durch ihre Spenden in den Stand zu setzen sich kräftig der an ihren Wunden Darniederliegenden und der ihres Ernährers Beraubten anzunehmen. Berlin, den 21. März 1848.

Stadtverordnete zu Berlin.

Fournier. Schäffer.

Wegen des morgen stattfindenden Begräbnisses werden die auf den 22sten d. M. anberaumten Prozeß-Termine und Audienzen aufgehoben. Berlin, den 21sten März 1848.

Königl. Stadtgericht.

Vereinigtes Deutschland.

Berlin, den 11ten März.

— Die herrlichsten Früchte wachsen jetzt aus dem Siege hervor. Wie durch eine segnende Zauberkraft werden sie zu Blüthe und Reife gebracht. Alles Veraltete stürzt, und das Neue baut sich frisch und kräftig empor. Wieder befestigen soll sich was wirklich eine Basis des Rechts, der tiefen Verwachsung mit allen unsern Landes- und Volkszuständen hat. Daran muß sich das neu Geschaffene lehnen, und so der Bau, zu dem jetzt die tausend und tausend rüstigen Arbeiter herbeifliegen, vollendet werden. — Das Ministerium ist erst theilweise umgestaltet; die meisten Namen flößen unbedingtes Vertrauen ein. Doch nicht die Erlasse und Gesetze allein sind es, die das Gute bringen und fördern, sondern in der praktischen Ausführung liegt eine mindestens eben so starke Macht. Die Regeneration des Beamtenwesens muß tiefer greifen. Es ist uns gehässig, Namen zu nennen. Man darf aber von Denjenigen erwarten, welche bisher sich beharrlich, es sei verblendet oder böswillig, jedem berechtigten Fortschritt entgegengesetzt haben, daß sie von selbst fühlen werden, wie jetzt sich ihrer Wirkung kein Feld mehr bieten könne. — Von der Mehrzahl der Beamten dürfen wir nur annehmen, daß sie duldende waren, welche den drückenden Einflüssen von oben herab keinen Widerstand leisten konnten. Ihre praktische Tüchtigkeit, ihr Fleiß, ihre aufrichtige Hingebung an die neuen Grundsätze die von nun an walten müssen, werden sie in ihrer Stellung erhalten. Sie können von nun an nicht nur nützliche, sondern auch freie Staatsbürger sein, die ihre Pflicht mit allem Eifer erfüllen werden. — Eine unermeßliche Zahl von Fragen liegt vor; zum Theil solche die eine völlige organische Umgestaltung fordern. So das Verhältniß des Heeres zur Bürgerbewaffnung, zum Bürgerdienst. Ohne Heer kann Preußen nicht sein, wie stark dieses sein darf, muß die Zukunft lehren, müssen die Maßregeln unserer deutschen Bundesgenossen und die des Auslandes mit bestimmen. — Ein aufmerksames Auge müssen wir nach allen Richtungen haben. Besonders auch nach Osten. Wenigstens würden in diesen Grenzprovinzen gleiche Vorsichtsmaaßregeln nöthig sein, wie in den entgegengesetzten. Mit solchen

Maaßnahmen werden sich auch die Gerüchte, die jetzt ohne Halt und Sinn den ganz Unkundigen erschrecken können verlieren. — Jedenfalls ist eine energische Leitung des ganzen Bewaffnungswesens nöthig, und am besten ließe sie sich wohl ausführen durch eine Commission von Bürgern, die mit dem Kriegsministerium gemeinschaftlich arbeitete. — Viele Fragen sind auch uns mit dem gesammten Deutschland zu entscheiden. Daher muß die Bundesversammlung schleunigst organisirt werden. Denn von allen Zuständen sind' schwebende die schlimmsten. Was sich mithin ohne Nachtheil für das Prinzip welches jetzt walten muß, festhalten läßt, das halte man so lange, bis das Neue entschieden ist, und ins Leben treten kann. — Für heut diese Andeutungen. Mögen die praktisch Kundigen sich des Einzelnen bemächtigen und sich näher darüber aussprechen.

— (Mittags 1 Uhr.) Die mächtigen ergreifenden Eindrücke drängen sich in diesen Tagen in einem erschütternden Wechsel. Die Weltgeschichte scheint nicht mehr nach Tagen und Wochen, sie scheint nach Viertelstunden und Minuten zu zählen. Vor wenigen Tagen noch die Scenen des fürchtbarsten Schreckens, und in diesem Augenblick die Scenen des freudigsten Jubels. Aber gerade nur solche Gegensätze sind geeignet, sich gegenseitig aufzuheben und das richtige Gleichgewicht wiederum herzustellen. — Die Opfer des Kampfes sind gesühnt, die Anarchie und Leidenschaft, welche in den letzten Tagen herrschten, haben aufgehört. Der Friede ist hergestellt. So eben reitet unser constitutioneller König mit den neuen verantwortlichen Ministern, von Bürgern geführt, mit der dreifarbigen deutschen Fahne durch die Straßen, das Volk jubelt ihm von allen Seiten entgegen, man drängt sich um sein Pferd, küßt ihm die Hände, kein Ton der Mißstimmung ist hörbar. Man denkt nur an die mit kostbarem Blute errungene Freiheit und wünscht die neue so dringend erforderliche Organisation der Verhältnisse mit Ruhe und Ueberlegung zu beginnen. Der Hergang dieses Wechsels der Dinge ist folgender:

In der vergangenen Nacht wurde die Bürgerschaft plötzlich allarmirt, alles griff zu den Waffen, reitende Boten durcheilten die Stadt, man begann an einigen Stellen schon wiederum den Bau von Barricaden. Es war nämlich (wahrscheinlich von einigen Böswilligen) das tolle (nur so kann man es nennen) Gerücht verbreitet worden, der Prinz von Preußen sei im Begriff die Stadt von außen her einzunehmen. Vernünftige Männer wirkten diesem Gerücht zwar sofort entgegen, aber viele Unvernünftige wollten sich nicht belehren lassen. Endlich kam der Morgen und man überzeugte sich, daß die Furcht ganz ungegründet und dieses heillose Mißtrauen ganz ungerechtfertigt gewesen sei. Der König und Prinz Adalbert waren in der Nacht selbst in die von Bürgern besetzte Schloßwache hinabgegangen und hatten dort ihr Wort gegeben, daß gegen die Stadt nichts Feindliches im Werke sei. Der König entließ sogar noch in der Nacht das letzte Bataillon Soldaten, welches er noch zur Bewachung des Schlosses zurückgelassen hatte. Stumm und mit gesenktem Haupt zog es Morgens 2 Uhr aus dem Schloßportal heraus. Der König legte seine Sicherheit ganz in die Hände der Bürgerwachen Man fing sich auf diese Weise an zu überzeugen, daß der König es wirklich wohl meine und eine frohe Zukunft bevorstehe. Man fühlte das Verlangen in sich, sich noch über den Leichen der gefallenen Brüder, welche auf beiden Seiten für ihren Beruf gefochten hatten, die Hände zu reichen.

Am heutigen Vormittage war daher auf dem Schloßplatze eine frohe freudige Menge versammelt, um dem Könige die vertrauungsvollen Gesinnungen der Bürgerschaft zu erkennen zu geben. Man verlangte den König zu sehen und ihm ein Lebehoch zu bringen. Um 10 Uhr erschien derselbe auch wirklich auf dem Balkon des Schlosses und rief den Bürgern zu, er werde sofort zu Pferde unter ihnen erscheinen. Es möge ihm jemand eine dreifarbige deutsche Fahne bringen, damit er sie als sein Banier trage. Der an dem Schlosse anwesende Dr. Stieber sprang sofort eine Leiter in der breiten Straße hinauf, ergriff eine dort aus den Fenstern wehende stattliche Fahne und überreichte sie dem Könige. Der König ergriff die Fahne und bat, es möchten ihn einige Männer des Volks durch die Stadt geleiten. Er wolle mit seinem Volke reden. Es ordnete sich hierauf ein fröhlicher herzlicher Zug, wie ihn unsere Fürsten selbst in den besten Zeiten der früheren Monarchie unter dem Schutze der Soldaten wohl nicht erlebt haben. Voran ritt der durch seine humane Gesinnungen vielfach bekannte Kammergerichts-Assessor Friedberg, welcher jetzt als Cabinetsrath des Königs arbeitet. Dann folgte der König in einer einfachen Uniform, auf der einen Seite vom Dr. Stieber, auf der andern Seite vom Stadtverordneten Kaufmann Gleich geführt. Der Bürgerschütze Krause trug die dreifarbige Fahne des Königs. Der König selbst hatte ein schwarzes rothes und goldenes Band um den Arm geschlungen. Der Bezirksvorsteher Wolff machte dem Pferde des Königs Bahn. Hinterher folgten die verantwortlichen Minister, einige Prinzen und Generäle. So ging es jubelnd ohne daß auch nur die geringste Unordnung entstand durch die Linden- die Behrenstraße, die Königs und breite Straße. Zugleich wurde auf dem Thurme des Schlosses eine große Fahne mit den Farben schwarz roth und gold aufgezogen. Der König mußte seine Hände fortdauernd zum Kuß und zum Händedruck reichen, von allen Seiten rief man ihm zu: „Das Volk sei nicht gegen ihn, sondern gegen diejenigen gewesen, die ihn getäuscht hätten, diese hätten das Geschehene zu verantworten." Ueberall erkundigte sich der König nach den Namen der ihn Umdrängenden und er bewilligte an mehrfachen Orten sofort die ihm mündlich vorgetragenen Gnadengesuche, auch ließ er sich an mehreren Orten von seinen beiden Führern einzelne Ereignisse der letzten Tage umständlich erzählen. Auch die Königin und die neuen Minister, namentlich Arnim und Bornemann, wurden vielfach hoch gefeiert. An fünf verschiedenen Orten hielt der König Reden an das Volk besonders vor der Universität zu den dort versammelten Studenten und bei dem Cölnischen Rathhause zu den Stadtverordneten. In diesen Reden erklärte der König:

„Man möge ihn nicht mißverstehen, wenn er sich jetzt die deutsche Fahne vortragen lasse, er wolle keine Krone usurpiren, er wolle kein Usurpator sein und keinen Fürsten vom Throne stoßen. Aber die Noth des Augenblicks erfordere es, daß er sich an die Spitze der Bewegung in Deutschland stelle. Es hätte sich plötzlich in einigen Theilen von Deutschland Untreue gezeigt, nicht gegen ihn — denn er rede hier nicht von sich — sondern gegen Deutschland. Die deutsche Einheit und Freiheit sei bedrohet, diese müsse geschirmt werden durch deutsche Treue. Solle Deutschland in diesem Augenblick nicht verloren gehen, so müsse er, als der mächtigste Fürst Deutschlands sich an die Spitze der ganzen deutschen Bewegung setzen. Es möchten sich also alle Deutschen um ihn schaaren; er schwöre es, er wolle nichts als das constitutionelle vereinigte Deutschland."

An der Universität machte der König noch darauf aufmerksam, wie sich mehrfach in der deutschen Geschichte der Fall ereignet habe, daß irgend ein mächtiger Fürst das Reichsbanner ergriffen habe, um das Reich zu retten. Der König dankte den Studirenden für den herrlichen Geist, der sich in ihnen in den Tagen der Unruhe bewährte und erklärte, er sei stolz darauf, daß Deutschland solche Söhne besitze.

Besonders laut ertönte das Hurrah, als der König am Köllnischen Rathhause mit den Worten schloß: „Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, daß ich nicht stark bin durch meinen gefüllten Schatz, sondern nur durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet ihr mir schenken! Ich schwöre es Euch, ich will nur das Gute für Euch und Deutschland. An alle Wachen ritt der König heran und dankte für die ihm und der Stadt geleisteten mühevollen Dienste.

Im Schlosse angelangt lud der König seine Begleiter ein mit heraufzukommen und sprach hier noch viele schöne Worte über die augenblicklichen Wünsche der Stadt. Der Stadtverordnete Gleich war von dem Triumphzuge und der Gemüthsbewegung so erschöpft, daß er im Zimmer des

Königs ohnmächtig wurde. Die Königin reichte ihm selbst Stärkungen dar und sorgte für seine Pflege. Auf die von dem Dr. Stieber gemachte Bemerkung daß mehrere Bürger darüber unzufrieden seien, daß sie zwar Gewehre erhalten hätten, aber in der ganzen Stadt keine zu solchen passende Zündhütchen auftreiben könnten und daß die Stadt daher ohne hinreichenden Schutz sei, wurde befohlen, daß an die Bezirksvorsteher nicht nur passende Zündhütchen, sondern auch vollständige Munition vertheilt werden sollten. Auch erklärten die Herren Minister, es sei wohl einzusehen, daß von den Bürgern der schwere Wachtdienst nicht für immer versehen werden könne. Aber der König wolle, um den Bürgern sein Vertrauen zu beweisen nicht eher Militair Behufs des Wachdienstes nach der Stadt zurückkehren lassen, bis die Bürger selbst darum bitten würden und dann möchten die Soldaten mit den Bürgern zusammen die Wachen beziehen. Auch würde der König sehr gern die Wünsche der Bürgerschaft berücksichtigen, wenn dieselben irgend eine besondere Vorliebe für einzelne Truppentheile hätten.

Kurze Zeit darauf ging der König nochmals zu Fuß unter das Volk, überall umdrängte ihn gleicher Jubel. Auch Prinz Albrecht mischte sich zu Fuß unter die Bürger und wurde gleichfalls mit Enthusiasmus aufgenommen. Der Prinz von Preußen soll sich im Auslande befinden.

— Die Allg. Preuß Zeitung, vulgo Staatszeitung, getreu ihrem alten wohlbekannten System, hat auch noch in der heutigen Nummer die Dreistigkeit gehabt, die großartigen Ereignisse der letzten Tage zu verkleinern und in die Kategorie der Straßenausläufe zu ziehen. Die darin liegende Gesinnungs- und große Taktlosigkeit ist bei der gegenwärtigen Lage der Dinge unbegreiflich. Ist die Allg. Preuß. Zeitung wirklich ein amtliches Organ, so mußte sie die Wahrheit bringen oder schweigen. Ist sie es nicht, so ist der Ton den sie noch fortwährend anschlägt, so verächtlich als gefährlich.

— Der intelligentere Theil der Bewohner Berlins ist im höchsten Grade indignirt über den heutigen Artikel und gewärtigt Genugthuung für die unsern heldenmüthigen Bürgern zugefügte Schmach. In diesem Sinne begaben sich heut Mittag mehrere 1000 Personen, worunter viele Beamte, Literaten, Bürgergardisten u. Studenten sich befanden, nach dem Redactions-Bureau. Die zu Sprechern erwählten Herren Dr. Kutscheit und Bürger-Hauptmann Dr. Heufelder erlangten es auch wirklich vom Minister von Arnim, daß ihnen schon um 4 Uhr Nachmittags eröffnet wurde:

daß Dr. Zinkeisen der Redaction der Allg. Pr. Zeitung enthoben und schon das am heutigen Abend erscheinende Blatt das Redactionszeichen des früheren Redacteurs Herrn Wentzel, eines freisinnigen, seit dem Welkerschen Gastmahl in den Hintergrund gedrängten Mannes tragen werde.

— Der König hat bestimmt, daß das zum National-Eigenthum erklärte Palais des Prinzen von Preußen künftighin zu einem Hause der Bittschriften und Beschwerden dienen soll, welche dort nicht vor Königlichen Beamten, sondern vor freien Bürgern geführt werden sollen.

— Allüberall sieht man jetzt Fahnen aus den Häusern wehen, die meisten mit den Farben des deutschen Vaterlandes, schwarz-roth-gold, einige jedoch auch mit den Farben des Friedens und entsprechenden Inschriften; aber auch die Fahne der Trauer weht an manchen Punkten, auf dem kürzlich so blutig vertheidigten Pflaster; Flaggen mit schwarzen Fahnen sind hier und da aufgepflanzt, sie mahnen an die Todten und ihre Hinterbliebenen und unten ist eine Büchse zur Aufnahme der Gaben angebunden. An den Mauern liest man einen Aufruf der gemeinnützigen Baugesellschaft an die unbeschäftigten Bauarbeiter, sich bei derselben zu melden, da der Minister von Arnim der Gesellschaft die sofortige Ausführung einiger Bauten aufgetragen hat. Colporteurs vertheilen verschiedene Bekanntmachungen der Stadtbehörden, eine derselben hat Bezug auf die bevorstehende Leichenbegängnißfeier unsrer Märtyrer, eine andere lautet wie folgt:

Seine Majestät der König hat den Schutz des Staatseigenthums vertrauensvoll in die Hände der Bürger und Einwohnerschaft von Berlin gelegt. Dahin gehören namentlich alle Militairvorräthe, welche für die Vertheidigung des Vaterlandes nach außen nothwendig sind. Wir machen dies unsern Mitbürgern, den Einwohnern Berlins, hierdurch bekannt, welche das öffentliche auf gleiche Weise wie das Privateigenthum zu schützen wissen werden

Berlin, den 20sten März 1848

Der Magistrat und die Stadtverordneten Berlins.

— Auf das Bestimmteste dürfen wir es versichern, daß alle Gerüchte über eine Reaktion irgend einer Art völlig unbegründet sind. Am wenigsten aber ist an eine mit Hülfe des Auslandes zu denken. — — Die Grund-Bedingung unter der Graf Arnim allein das Ministerium übernommen hat, ist die, daß sofort den versammelten Ständen ein Verfassungs-Entwurf auf den breitesten constitutionellen Grundlagen vorgelegt werde. Es wird bereits eine Proklamation des Ministeriums gedruckt.

— Ein Augenzeuge des Kampfes an der Barrikade am Alexanderplatz, die eine so große Rolle in der Nacht am 18ten gespielt, macht uns die Mittheilung, daß dort drei Schlossergesellen, ehemalige Artilleristen, von denen er uns nur den einen namhaft machen konnte, Fichtner, sich auf wahrhaft heldenmüthige Weise hervorgethan, und insbesondere die 3 Böller bedient haben. Ruhm sei diesen Wackeren, die wie so viele tausend Männer des Volkes ihr Leben an die große Sache gesetzt.

— Die Organisation der Bürgergarde geht rasch vorwärts. Zur Leitung der Bewaffnung ist der Stadtrath Nobiling und der Stadtverordnete Mertens I. ernannt und werden dieselben unter dem Vorsitz des Herrn Polizei-Präsidenten diese Angelegenheit der schleunigsten Vollendung entgegen führen. Außerdem wird an fünf verschiedenen Orten die Organisation vorgenommen, mit deren spezieller Leitung die Herrn Stadträthe Moewes, Risch, Dunker, Harnecker und Guillemont beauftragt sind.

— An der Landsberger-Straße, nächst dem Alexanderplatz, waren drei Barrikaden hinter einander gebaut, und die Festigkeit der erstern übertraf wohl alle andern. Im Rücken, von den Frankfurter Linden her, vom 8. Regiment angegriffen wurden die Barrikaden mit Löwenmuth vertheidigt und das Regiment vollständig nach hartem Kampfe herausgeschlagen; wir zählen in der Frankfurter- und Landsberger Str. 40 Todte. Die Kanonenkugeln umschlugen die tapfern Brüder, Tod und Verderben anrichtend, aber die Vertheidigung währte bis 7 Uhr Morgens, wohl unterstützt vom Feuer der Häuser der Kaiser- und der Alexanderstraße. Leider mußte die Bude auf dem Alexanderplatze niedergebrannt werden, da die Vorposten des 1. Garde-Regiments bis zum Königsstädter Theater vorgeschoben worden und Tod in der Barrikade am Alexanderplatze verbreiteten. Es fielen zwei brave Bürger, doch der Angriff von der Barrikade aus wurde sofort beschlossen unter Anführung eines jungen Bürgers, eines Studenten und des Fahnenträgers, schwörend nicht den Tod zu scheuen, um jedes Vordringen des Militairs nach diesem Stadttheil hin zu verhindern, wohl wissend, daß vor dem Frankfurter, Landsberger und neuen Königsthore die Linientruppen kampffertig aufgestellt waren. Jede Vereinigung dieser Truppen mit der Garde mußte verhindert werden. Alles schrie zum Ausfall. In der größten Ordnung und Vorschrift wurde vorgerückt, sämmtliche Schußwaffen waren dabei beordert und auf ein Kommando gab alles Feuer. Die Bude brannte, aber auch der Vorposten zog sich hinter der Barrikade an der Königsbrücke zurück, seine Verwundeten mit sich nehmend. Wir hatten bei diesem Ausfall leider einen Todten zu beklagen. Gegen 2 Uhr Morgens wurden abermals vom 1. Garde-Regiment die Vorposten vorgeschoben, aber ein mörderisches Feuer empfing sie von allen Seiten, ja selbst von den Dächern der Landsberger, neuen Königsstraße und Alexanderplatz, die von Schützen und Bürgern besetzt waren. Nach einer Stunde zogen die Vorposten sich abermals zurück und so blieben die Bürger Herr dieses Platzes. Die Barrikade wurde erst nach 10 Uhr am Morgen des 19. von den wackern Vertheidigern verlassen, die gewiß mit zu den Tapfersten und Angestrengtesten gehörten, und Gott weiß was wir ihnen zu danken haben! *)

— Ueber die Ereignisse der letzten Tage sind wir im Stande noch Mittheilungen zu machen, die von Augenzeugen verbürgt werden. Am 19ten d. M., nachdem das Kämpfen auf dem Alexanderplatze ununterbrochen fortdauerte und die dortigen Barrikaden mit wahrhaftem Heldenmuthe vertheidigt wurden, versuchten es mehrere achtbare Bürger schon gleich nach 9 Uhr Morgens eine Vermittelung zu Stande zu bringen. Gleichzeitig hatte Se. Maj. der König den Wunsch zu erkennen gegeben, eine Anzahl Bürger persönlich zu sprechen. Mit dem Stadtverordneten-Vorsteher begab sich alsbald eine Deputation zum Schlosse, in deren Mitte sich der Buchhändler Simion, die Stadträthe Möwes, Seeger und Risch, der Stadtverordnete Holbein und mehrere Bürger befanden, deren Name uns nicht bekannt geworden. Se. Maj. dem Könige wurde als einziges Mittel, die Bürgerschaft und Kämpfenden zu beruhigen, die Entfernung des Militairs und die Bewaffnung der Bürger dringend empfohlen. Eine definitive Entscheidung erfolgte jedoch nicht und wurde nur versprochen, daß das Militair zurückgezogen werden sollte, sobald die Barrikaden fielen. Obschon darauf

*) Obiger Aufsatz ist uns von einem der Mitkämpfer übergeben.

hingewiesen, daß dieser Vorschlag nicht werde angenommen werden, begab sich doch ein Theil dieser Deputation zur Königsbrücke, wo der General v. Möllendorf kommandirte. Durch Schwenken weißer Tücher ward das Feuern unterbrochen, aber man traute dem Versprechen nicht und verlangte vor Allem die Zurückziehung des Militairs. Bei dieser Gelegenheit wurde der General v Möllendorf von einigen beherzten Kämpfenden umringt, gefangen genommen, und von dem Dr Urban und Spediteur Laboschinsky zum Hause des Kaufmann Krüger transportirt. Hier verlangte man von demselben mehrere Garantieen, die derselbe auch bereitwilligst ertheilte. Inzwischen war bereits das Zurückziehen der einzelnen Truppentheile erfolgt, die muthigen Kämpfer behaupteten aber ihre Barrikaden und allgemeiner Jubel verbreitete sich erst dann, als man die Wahrheit der Versprechungen erfüllt sah. — Von der Uneigennützigkeit der Kämpfenden hat man viele Beispiele. Von dem Büchsenmacher Georg in der kl. Poststr. hatten sich mehrere Personen Büchsen geholt, die auch ohne Weiteres verabfolgt wurden. Am 19ten Morgens trifft derselbe einen Kämpfer mit seiner Büchse und erinnert ihn an die Rückgabe. „Wenn der Kampf beendet ist, erhalten Sie ihre Büchse" erhält er zur Antwort. Bei seiner Rückkehr findet er die Büchse bereits in seiner Behausung. In der Eisenhandlung von Broestcke fand sich heute ein Kämpfer ein und bezahlte ein am 18ten dort in der Eile entnommenes Gewehr. Die Ankündigungen und Einladungen zu einem Balle in einem bekannten Tanzlokale wurden mit Entrüstung von den Ecken gerissen und mit Füßen getreten.

— Unter den mancherlei in der Nacht vom 18ten zum 19ten März d. J. an den Tag gelegten großartigen Gesinnungen aller Klassen unsrer Einwohner dürfte wohl nachstehende von einem glaubhaften mir näher bekannten Manne, mir gestern mitgetheilt, der Oeffentlichkeit zu übergeben würdig sei. — Jener glaubhafte Mann erzählte mir, als er neben einer Barrikade in der Besselstraße zu einem in höchst dürftiger Kleidung beschäftigten Arbeiter sagte: „nun mein Freund das ist brav, daß Ihr nicht müßig seid, doch denkt auch daran, nachdem die Nothwendigkeit es erheischt, daß die Hausbesitzer und Miether, alle ihre Türen Euch vertrauensvoll öffnen, Ihr auch das Eigenthum derselben ehrt und nichts angreift." Die Antwort jenes fast nur in Lumpen gekleideten Arbeiters hierauf war Folgende: „Mein Herr, wie Sie mich und meines Gleichen auch hier sehen mögen, so haben wir uns doch alle das heilige Wort gegeben; daß der Erste, welcher es wagen sollte, auch nur die geringste Kleinigkeit bürgerlichen Eigenthums zu entwenden, von uns selbst augenblicklich nieder gehauen wird."

— Ueber die Momente, welche der Entscheidung des Königs über die Bürgerbewaffnung vorhergingen, kann noch Folgendes berichtet werden: Als das Volk zwischen 12 und 1 Uhr im Schloß unter Rachegeschrei, das mit geistlichen Gesängen abwechselte, die Leichname umhertrug und noch immer keine Entscheidung über die Bürgerbewaffnung erfolgte, circulirte im Hauptportal des Schlosses eine schriftliche Eingabe des Dr. Karl Gutzkow, eines zufällig jetzt hier anwesenden gebornen Berliners. Der Polizei-Präsident versprach die sofortige Uebergabe an den König. Minister Arnim erschien darauf und nahm von der immer mehr im Innern des Schlosses anwachsenden Volksmenge die leidenschaftlich und feurig vorgetragene Versicherung entgegen, daß nur Volksbewaffnung Beruhigung der Gemüther bringen könnte. Der Minister kehrte in den Rath zurück und Fürst Lichnowski, Dr. Gutzkow und der Kaufmann Münsterberg unternahmen es, auf eigenes Vertrauen die Volksmassen zu versichern, daß jene Bewaffnung zu Stande kommen würde. Dr. Gutzkow, wie alle Redner dieser Tage auf den Schultern emporgehoben, suchte die zerstreuten Empfindungen der Masse, die sich von dem Schmerz um die gefallenen Opfer nicht trennen konnten, in dem einzigen sichern Begehren der Volksbewaffnung zu vereinigen. Eine halbe Stunde daraaf erfolgte die Königliche Bewilligung. In jener Eingabe, die in Abschriften circulirt, findet sich folgende Stelle: „Die militairischen Evolutionen (vom Montag) haben den Zustand, wie er jetzt ist, hervorgerufen. Die soldateske Verachtung des Bürgers gestattete zwar weiße Binden und weiße Stäbe, aber keine Bewaffnung. Der militairische Esprit de corps belächelte die edeln und uneigennützigen Anerbietungen der Bürger und offen kommt dabei eine klaffende Wunde des ganzen Preußischen Staatswesens zum Vorschein, der für eine Zeit der Bürgerfreiheit, der Industrie, des Handels, der Künste und aller nützlichen Gewerbe zu hochgespannte militairische Kastengeist. Ew. Majestät stehen in einem Zwiespalt mit sich selbst. Ihr eigenes Herz führt Sie den Künsten des Friedens und dem Bürger zu. Ihre Umgebungen, größtentheils militairischer Natur, halten Ihnen dagegen die Nothwendigkeit des Militairstaates in Zügen vor die Augen, die einer nunmehr vergangenen Zeit angehören. Preußen muß jetzt, wo es sich um eine Organisation des ganzen deutschen Volkes handelt, aufhören, ein Militairstaat zu sein. Es muß, zum Flor seines innern Gedeihens, zur Verminderung der Abgaben, zur Einschränkung des Staatshaushaltes, vor allen Dingen zur Anbahnung einer neuen, auf das Volkswohl begründeten Politik den Schwerpunkt seiner Kraft im gesammten Deutschen Vaterlande suchen."

— In der Nacht vom 19ten zum 20sten traf hier im Gasthof zum Kronprinzen eine Deputation von Luckenwalde ein, welche ankündigte, daß mehrere hundert Bürger von dort zu unserer Hülfe eintreffen würden. — Als die Abgeordneten sahen, daß Gott sei Dank diese Hülfe nicht mehr nöthig war, reisten sie den Hülfstruppen entgegen, um denselben den Weitermarsch zu ersparen.

— Heut früh traf ein Breslauer Bürger ebenfalls im Kronprinzen ein, welcher 900 Bürger von dort ankündigt, welche zu obigem Endzweck mit nächstem Extra-Eisenbahnzuge eintreffen werden.

— Die Bürgerbewaffnung geht durch das ganze Land. In den um Berlin liegenden Städten ist sie schon organisirt. Gestern geschah dies in Spandau. Es wird in diesem Augenblick wohl keine Stadt mehr vorhanden sein, die mit dieser Maaßregel im Rückstand wäre.

— Heut Nachmittag sind aus Magdeburg und einigen anderen Städten der Umgegend Abtheilungen von Bürgerschützen in ihren schönen Kleidungsstücken zu der morgen um 2 Uhr Nachmittags stattfindenden großen Trauerfeierlichkeit hier eingetroffen. — In der heutigen öffentlichen Sitzung der Stadtverordneten, die wegen der ungleich wichtigeren Tagesereigntsse nur von wenigen Zuhörern besucht war, ist eine Adresse an die Stadt Mannheim und endlich die Auflösung der jetzigen städtischen Behörden mit baldiger Ausschreibung neuer Wahlversammlungen beschlossen worden. Also, neues Staats- und Stadt-Regiment. — Unser Staatsministerium ist mit der Einrichtung der neuen Behörden auf das Eifrigste beschäftigt.

— Die Polen haben heute eine Dank-Adresse an die preußische Nation erlassen, worin sie ihre wärmsten Sympathieen mit der neuen großartigen Zukunft des deutschen Vaterlandes aussprechen.

— Wir verdanken die schnelle Begnadigung und Freilassung der gefangenen Polen besonders den hingebenden und energischen Bemühungen des Justiz-Commissarius Deycks und Dr. Wöniger. Statten wir diesen Ehrenmännern hiermit öffentlich unsern Dank ab.

Dr. Stieber.

Potsdam, den 18. März. (Privatmittheilung.) Gestern Abend waren auch wir mit Unruhen bedroht. Die Bürgerschaft errichtete in aller Eile eine Sicherheitswache. Das Nothwendigste, um die Ruhe zu sichern, ist Arbeit für die arbeitende Klasse. Wünsche und Hoffnungen gehen dahin, daß so schnell als möglich die öffentlichen wie Privatbauten wieder begonnen werden, daß die Militairhandwerker nicht ferner die bürgerliche Nahrung beeinträchtigen dürfen, ja noch mehr, daß Militaireffekten wieder, wie das früher der Fall war, durch Bürger angefertigt werden; daß die Erhaltung der meisten Gewerbetreibenden, welche durch die Concurrenz zu übermäßigem Creditgeben genöthigt sind, dadurch erleichtert und möglich gemacht werde, daß die Arbeitgeber pünktlich ihre Rechnungen bezahlen; sehr oft wird dieses von wohlhabenden Personen ein Jahrlang und drüber verschoben, wobei kein Geschäftsmann, der seine Arbeiter und das Material bezahlen muß, noch bestehen kann. Selbst das übermäßige Anfragen, die Submissionen, oder Zuschlagung der Arbeit an Mindestfordernde wirkt verderblich auf den Gewerbestand.

Stettin, den 20sten März. (Privatmitth.) Die Nachrichten aus Berlin erregten hier die größte Unruhe. Man bat den kommandirenden General von Wrangel Seitens der Kaufmannschaft die Stadt nicht zu verlassen. Derselbe verordnete nun aus eigner Machtvollkommenheit eine Bürgerbewaffnung, und gab die Erklärung ab, daß er unter keinen Umständen Stettin verlassen werde. „Soldaten und Bürger sind Eins, sagte er, laßt uns ein Symbol wählen." Zugleich band er sein weißes Taschentuch um den Arm; und eine Commission bestehend aus einem Militair, einem Mitgliede des Magistrats und einem der Regierung wurde ermächtigt alle vorkommenden Streitigkeiten zu schlichten. —

Die letzten Nachrichten von dem Ausgange des Kampfes in Berlin und seinen Folgen haben hier die freudigste Stimmung hervorgerufen.

Königsberg, den 17. März. (Privatmitth.) Noch eine dritte Adresse an Se. Maj. den König ist so eben von hier abgegangen. Viele Gutsbesitzer der hiesigen Gegend hielten vorgestern auf dem dem hiesigen Banquier Oppenheim gehörigen, eine Meile von hier entfernten Gute Fuchsberg eine Versammlung, um eine Adresse an Se. Maj den König zu berathen. Sie kam sogleich zu Stande, wurde entworfen, unterzeichnet und ist gestern bereits abgegangen. Der Inhalt lautet im Wesentlichen fast übereinstimmend mit der Adresse der hies. Stadtverordneten, nur die in dieser ausgesprochene Bitte um Entlassung sämmtlicher Minister ist dort fortgeblieben. — Von den bei dem Tumult am 13. Abends (merkwürdig, daß derselbe mit dem in Berlin stattgefundenen an einem Tage, ja fast zu einer und derselben Stunde vorgekommen) verhafteten 44 Personen sind einige entlassen, der größte Theil sitzt aber noch im Inquisitoriate-Gefängniß, und die Criminaluntersuchung ist über alle 44 im Gange. — Ein am Tage vor dem Tumulte, wegen einiger in einem Branntweinsladen gehaltenen Reden von aufwieglerischer Tendenz verhafteter Schulamts-Candidat befindet sich auch bereits im Inquisitoriats-Gefängnisse und die Criminaluntersuchung ist gegen ihn festgesetzt. Nach den sehr incriminirenden Zeugenaussagen dürfte die Sache leicht als Hochverrath angesehen werden. — Da auch die beiden hier garnisonirenden Infanterie-Regimenter (1. und 3.) auf den Kriegsfuß gesetzt werden, so sind die Reserven derselben einbeordert und größtentheils bereits eingetroffen. Die Angelegenheit wurde so eilig betrieben, daß die zum Einholen der Reservemannschaften kommandirten Offiziere und Unteroffiziere mit der Post an die Stations- und Sammelorte abgingen. Die in hiesiger Gegend heimischen Reservisten des 7ten und 8ten Armeekorps werden hier zusammengezogen und gehen in diesen Tagen an die Garnisonorte ihrer Regimenter nach dem Rheine ab; bis Wollenberg in Eilmärschen zu Fuß, von da werden sie per Eisenbahn weiter befördert. — Im Berentschen Kreise in Westpreußen circuliren vielfach verbreitete Gerüchte über eine an Evangelische und Juden von der polnischen Bevölkerung zu vollführende „kassubische Vesper." Als Vernichtungstermin ist der Charfreitag bezeichnet.

Posen, den 18ten März. (Privatmitth.) In den letzten Tagen haben wieder vermehrte Vorsichtsmaaßregeln stattgefunden, so ward vorgestern Nacht die ganze Garnison in den Festungswerken concentrirt, indem nach einer ihm zugegangenen Meldung: daß die Polen nach Mitternacht losbrechen wollten, der Divisions-General selbst auf das Fort Wynary eilte, dort die Mannschaften wecken und durch Boten sowohl die Offiziere als die Reserve-Mannschaften aus der Stadt auf die Festung zusammenberufen ließ, sogar das Musikchor des 18ten Infant.-Reg. hatte mit hinaufkommen müssen. Die geladenen Gewehre der Bataillone standen auf dem Kasernenhofe, indeß die Mannschaften selbst in den Stuben so bereit standen, daß sie jeden Augenblick hinunter marschiren konnten. 2 Kanonen, vollständig armirt, stehen schon seit längerer Zeit auf dem Kasernenhofe. Es gingen in der Nacht sehr zahlreiche Patrouillen und stand das Militair von 3 Uhr Nachts bis 11 Uhr Mittags schlagfertig bereit, — doch fand durchaus keine Ruhestörung statt. Eben so waren für gestern Nacht 11 Uhr Ruhestörungen gemeldet, weßhalb außer den gewöhnlichen, sehr bedeutend starken Wachen und Patrouillen noch zwei große Abtheilungen zu 60 Mann, so wie auch 1 Escadron Husaren in 2 Abtheilungen die Straßen unserer Stadt von 10 bis 12 Uhr durchpatrouillirten, obwohl wiederum die Ruhe nicht gestört wurde. Es liegt gegenwärtig seit Mittwoch eine umfangreiche Petition unserer polnischen Bevölkerung an den König aus, welche mit den Worten schließt: „und dies mag ein Rechtfertigungsgrund unserer eben so gerechten als ehrfurchtsvollen Bitte sein. Euer Majestät möchten geruhen einen großen und erhebenden Akt der Politik auszuüben und die Unabhängigkeit der in Folge der Theilung Polens acceptirten Lande auszusprechen." — Die Adresse soll über 2000 Unterschriften zählen. — Ferner sind von den Polen gedruckte Proklamationen unter das Volk verbreitet, zum Theil auch dadurch, daß sie auf die Straßen geworfen waren. Die eine derselben unter dem Titel: „Was giebts Neues!" scheint von der demokratischen Partei auszugehen. Dieselbe ist in Versen geschrieben, und verweist die aufständischen Polen auf die Hülfe der Franzosen, indem dieselbe zugleich die Landwehr polnischen Stammes auffordert sich nicht zu stellen. Die andere mit der Ueberschrift: „An die Brüder Polens im Allgemeinen und an die Landwehr und die polnische Jugend in Preußen insbesondere — erster Brief" geht entschieden von der hierarchischen Partei aus und enthält unter andern den merkwürdigen Satz: „wir können überzeugt sein, daß das Ende unserer Leiden gekommen ist, denn die Vorsehung hat sich der Völker erbarmt und sie sendet ihnen das Heil durch ihren Stellvertreter Pius IX. unsern heiligsten Vater." Auch diese sucht entschieden die Landwehr aufzureizen, sich nicht unter preußische Fahnen zu stellen. — Wir bemerken hierbei indeß, daß sich alle Kriegsreserven auf das Bereitwilligste eingefunden haben. — Gestern ward der nunmehrige Polizei-Direktor Hr. v. Mootz in sein Amt eingeführt.

Breslau, den 18ten März. Ein mit der Oberschlesischen Eisenbahn hier angekommener Reisender aus Ungarn erzählt, daß die Zollinie aufgehoben sei, und daß er die Reise gemacht habe, ohne an den Grenzen und in Wien nach einem Passe gefragt und revidirt worden zu sein. — Dank der wackeren Haltung unserer Bürgerschaft, die gesetzliche Ordnung ist gestern Abend durchaus nicht gestört. — Außer den Mitgliedern der Buchdruckereien haben heute noch die Zimmerleute eine Deputation an den hiesigen Magistrat abgesandt, welche um Verschaffung von Arbeit und Erhöhung des Lohnes petitioniren sollte. Ihr Gesuch wurde berücksichtigt. — Heut Vormittag begaben sich in gemessener Ordnung sämmtliche Mitglieder hiesiger Buchdruckereien nach dem Rathhause, um dem Magistrate ihre Wünsche für die Zukunft mitzutheilen. — Mit dem heutigen Frühzuge der Oberschlesischen Eisenbahn kamen drei russische Couriere hier an, welche sich sehr ungeduldig darüber zeigten, daß sie nicht sofort die Reise nach Berlin weiter fortsetzen konnten, sondern den erst Nachmittags 4 Uhr erfolgenden Abgang des Eilzuges auf der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn abwarten mußten. Dieselben schienen die größte Eile zu haben. — (Oder-Ztg.) Heute hier in Breslau eingetroffene Nachrichten behaupten, daß Krakau sich wieder als Republik proklamirt habe. Fünfzehntausend Mann Insurgenten stehen unter den Waffen. Der K. K. Hofkommissair Graf v. Deym hat 400 politische Gefangene freigeben müssen. Nähere Nachrichten fehlen noch. (Ein Privatschreiben aus Krakau vom 17ten in der Bresl. Ztg. erwähnt bloß, daß am 17ten die Freigebung der politischen Gefangenen (100) vom Volke erzwungen wurde, und daß eine Petition um Wiederherstellung Polens im Gange war.)

Gleiwitz, den 17ten März. Diese Nacht erlag dem Nervenfieber der hiesige Königl. Kreis-Chirurgus Tiesler.

Düsseldorf, den 17ten März. (Privatmitth.) Auf die heute Nacht hier eingegangene Nachricht von Solingen, daß dort gestern von den Arbeitern Excesse verübt und namentlich von denselben 2 Gießereien zerstört worden, durch deren Errichtung die Handarbeiter ihre Nahrungsquellen beschränkt sahen, wurde auf Requisition der Behörde der größte Theil des hier garnisonirenden ersten Bataillons des 16ten Infanterie-Regiments mittelst eines Extrazuges der düsseldorf-elberfelder Eisenbahn früh 6 Uhr bis zur Station Vohwinkel befördert, von wo der Weg nach Solingen abgeht. Das Militair ward sowohl zur Unterdrückung der erwähnten Excesse, als zum Schutz des in dem nahegelegenen Gräfrath befindlichen Landwehr-Depots bestimmt. Bei dem Eintreffen des Militairs in Solingen war, den so eben eingegangenen Nachrichten zufolge, die Ruhe bereits wieder hergestellt. Mehrere der Unruhestifter sind bereits verhaftet. An den zerstörten beiden Gießereien war die Seehandlung namhaft betheiligt. Durch die Einführung von Guß an Stelle der früher nur durch Handarbeit verfertigten Artikel, wie Lichtscheeren, Scheeren ꝛc. war die früher sehr viele Arbeiter in jener Gegend nährende Fabrikation allerdings sehr benachtheiligt und in öffentlichen Blättern hatten sich schon früher Stimmen darüber mehrfach erhoben. Dazu kommt, daß die Arbeiter jener Gegend eine zu rohen Ausbrüchen und thätlichen Excessen sehr geneigte Klasse sind.

Düsseldorf, den 18ten März. (Privatmitth.) So eben 9 Uhr Abends geht per Estafette die Nachricht hier ein, daß auch in Lennep Unruhen unter den Arbeitern ausgebrochen sind. Eine Compagnie der hiesigen Jäger-Abtheilung ist so eben mit einem Extrazug der Elberfelder Eisenbahn nach Lennep abgegangen. Zugleich geht die Nachricht ein, daß in Solingen leider heute wieder neue ernstliche Excesse vorgekommen sind.

Koblenz, den 18ten März. So eben, Mittags, ist das Füselierbataillon des hier garnisonirenden 29sten Regiments plötzlich nach dem Kreise Wetzlar abmarschirt. Es sollen dort bedeutende Unruhen ausgebrochen sein. Heute Morgen ist der regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hier durch nach Ems zur Herzogin von Orleans gereist; der Marquis von Dalmatien war vorgestern bei der-

selben zum Besuch. Hier sieht es recht kriegerisch aus, die Pallisadenthore der Festung werden bereits eingehoben. Der Commandeur der 7ten Infanteriebrigade (das 26ste und 27ste Regiment) Generalmajor von Carnap, ist hier eingetroffen. Die Verhältnisse werden täglich bedenklicher. Heute waren 2 Beauftragte von Mannheim hier, welche von der Behörde 2000 Gewehre zu kaufen wünschten, indem die täglich sich mehrenden Drohungen der Proletarier die schleunige Bürgerbewaffnung dringend erheischen.

Schwerin, den 19ten März. Ein außerordentlicher Landtag soll im Monat Mai zum Zweck einer Reform der landständischen Vertretung zusammentreten.

Weimar, den 19ten März. (Privatmitth.) Der urplötzlich aufbrausende Sturm ist vorüber; Alles ist wieder in das gewöhnliche Geleis zurückgekehrt und selbst die Gemüther fangen an wieder ruhiger zu werden. In den Tagen der Aufregung hat sich manche ernste, aber auch manche komische Scene ereignet, welche, jetzt erst überdacht, Stoff zur Heiterkeit liefern. Unter Anderem ereignete sich auch der seltsame Fall, daß der Consistorialrath K., welcher, um die bedrohte Ordnung aufrecht zu erhalten, als Bürgergardist mit fungirte, am Abend des 11ten d. die betreffende Compagnie einen Kreis schließen ließ und ihr bekannt machte, daß, wie sie wisse, der Minister Schweitzer dem allgemeinen Wunsche nachgegeben und abgedankt habe; dasselbe wünsche man auch von dem Minister v. Gersdorff und er frage daher die Compagnie, ob er bleiben, oder abdanken solle. Es sei Pflicht eines jeden braven Mannes, dem die Ruhe und das Wohl seines Vaterlandes am Herzen liege, frei und öffentlich seine Meinung auszusprechen. Die Folge war ein einstimmiges: „Ja, er danke ab!" Es wurde nun von der Compagnie eine Deputation erwählt, welcher der Consistorialrath K. freiwillig sich anschloß, um dem permanent versammelten Bürger-Comité diesen Wunsch zu erkennen zu geben. Statt aber Gehör zu finden, hatte ein Comité-Mitglied den Deputirten mit Verhaftung bedroht, weil durch solche wiegleriſche Anträge die Ruhe nicht hergestellt, vielmehr von neuem gefährdet würde. Hrn. v. Gersdorf war daher die Bitte um Niederlegung seines Amtes von dem Comité nicht mitgetheilt worden, wohl aber hatte er sie durch dritte erfahren und er reichte hierauf sofort seine Entlassungsgesuche mit Verzichtung auf den Anspruch von Pension ein. Dem Consistorialrath K. hat sein unbedachtsamer Freimuth augenscheinlich einen schlimmen Streich gespielt; er befindet sich seitdem in einer eigenthümlichen Lage; die ausgesprochene Amnestie gewährt ihm zwar Verzeihung alles Vorgefallenen, indessen spricht man aber doch davon, daß er in seiner jetzigen Stellung nicht verbleiben, sondern eine Versetzung zu gewärtigen haben werde. K. gehört auch in kirchlicher Beziehung zu den Fortschrittsmännern, und war einer der Ersten, welcher Ronge und seine Lehre in Weimar freudig begrüßte und sich freimüthig über sie aussprach. Außer den unabweisbaren Tagesfragen ist beim Landtage die Berathung eines Gesetzentwurfes über Ablösung grundherrlicher Rechte auf der Tagesordnung.

Göttingen, den 17ten März. Heute hatte der feierliche Auszug der Studenten statt, nachdem die angekommenen Kommissare, Kabinetsrath Scheele und Justizrath Backmeister, zwar vorläufig den Polizei-Direktor Heintze beurlaubt, übrigens aber erklärt hatten, daß sie zu den, von den Studenten verlangten Reformen nicht ermächtigt seien. Um 12 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung; die Studenten gingen paarweise, in ernster feierlicher Haltung, umgeben von Bürgern, die ihnen das Geleit gaben und gefolgt von einer unzählbaren Menschenmasse; Polizei und Militair war nicht zu sehen. Bis Northeim bleiben Alle zusammen. Der Abzug machte einen rührenden und imposanten Eindruck; die nach der größten Unruhe eingetretene Todesstille in den Straßen ist unheimlich; Professor, Bürger, Magistrat, Alles ist muthlos. Mit Spannung erwartet man die Folgen dieser ernsten Demonstration.

Frankfurt, den 17. März. (Privatm.) Die neueste Proklamation des Großherzogs von Baden zeigt, wie groß die Gefahr geworden. Die Bad. Oberländer sind zwar vorerst von der Proklamation der Republik abgekommen, allein diese Frage soll am 19. zu Offenburg entschieden werden. Man hofft, daß die Besonnenern die Oberhand erhalten, denn sonst würde großes Unheil entstehen. Andererseits soll der Mai zur Ausrufung eines Königreichs der Deutschen sein, während die geheime Presse der Umsturzpartei anhaltend große Pamphlete hinausschleudert. — Mit großer Spannung sieht man auch unserer auf den 30. angesetzten Versammlung der Volksdeputation entgegen und gewiß wird die Offenburger Versammlung nicht ohne Einfluß auf dieselbe sein. Vielleicht geschieht bis dahin noch etwas Vermittelndes vom Bundestag, den freilich die radikale Presse als aufgelöst betrachtet. Der neue Präsidialgesandte Graf v. Colloredo ist hier eingetroffen. Was er von Wien mitgebracht, weiß man noch nicht. — Die Gerüchte aus Hanau waren falsch; in Hanau stehts noch beim Alten, und immer werden noch Sensen geschmiedet. Die Bauern um uns her haben unsere Gegend unverheert gelassen, doch wurde dem Grafen v. Wächtersbach über Landau das Schloß abgebrannt. — Erst gestern wurde dem Senat die Bitte gestellt, die Paulskirche für die Versammlung der deutschen Volksdeputation einzuräumen.

Frankfurt, den 18ten März. (Privatmitth.) Morgen sollen in Offenbach große Festlichkeiten stattfinden, welchen viele Frankfurter beiwohnen werden. Die Wirthe machen jetzt die besten Geschäfte, alle andern Gewerbe liegen aber furchtbar darnieder und unsere Handwerker wollen größern Schutz ihres Nahrungsbetriebs begehren, was einen ungünstigen Eindruck machen muß. Der alte Zopf ist trotz aller Freiheit hier noch nicht bis auf den Stumpf abgeschnitten und von der Juden-Emanzipation besorgt man gar den Untergang Frankfurts. — Der Liederkranz hat gestern Abend beschlossen, zu Ehren der hier am 30. d. zusammengetretenen deutschen Abgeordneten ein großes Fest zu bereiten, das gewiß allgemeinen Anklang findet. — Die Geldsammlungen für die Arbeiter Hanau's finden hier nun auch allgemeine Theilnahme. Man sagt, die Hanauer hätten das ihnen von dem geheimen Finanzrath Deines zugedachte große Geschenk abgelehnt. In Hanau ist das Militair immer noch nicht zurück.

Karlsruhe, den 17ten März. In der zweiten Kammer wurde gestern über eine Anzahl Petitionen wegen Ertheilung einer Amnestie für politische Vergehen berathen. Die Kammer trat dem Antrage auf Amnestie für die bis zum heutigen Tage verübten politischen Vergehen bei. — Als Blittersdorf durch den von der badischen Regierung an ihn Abgesandten erfuhr, daß er abgesetzt und Welcker zum Bundestagsgesandten ernannt sei, brach er zuerst in ein konvulsivisches, längere Zeit andauerndes, Lachen aus, welches in einen wahren Wuthparoxismus überging, in welchem er auf die badische Regiernng insgesammt und einzelne Persönlichkeiten in solche Schimpf- und Wuthreden ausfiel, daß damit einem Bürger eine ganz stattliche Majestätsklage an den Hals gehängt werden könnte. Gerade so hat sich dieses Vollblut des Absolutismus und Despotismus auch in der badischen Kammer gezeigt, wo er einmal mit der Papierscheere nach dem damaligen Abgeordneten Welcker attentirte.

Karlsruhe, den 19ten März. Die heutige Karlsruher Zeitung enthält ein von gestern datirtes umfassendes Amnestiedekret für alle politischen Vergehen.

Mannheim den 18. März. (Privatmitth.) General-Lieutenant von Lassolaye ist zum Gouverneur und General-Major von Clossmann zum Festungs-Commandant der Bundesfestung Rastatt ernannt. — Die Kriegsrüstungen in unserm Lande dauern fort, das Volk wird vollständig bewaffnet, täglich werden Waffen erwartet, deren viele Tausende bestellt wurden. Im Innern des Landes ist es ruhig. Die Besetzung aller höheren Staatsstellen mit Männer, die das Vertrauen des Volkes besitzen, wirkt sehr wohlthätig auf die Menge. Für die morgende Volksversammlung, von der ich Ihnen als Augenzeuge berichten kann, sind Extra-Bahnenzüge eingerichtet.

Stuttgart, den 18ten März. Die Kais. österreichische Regierung hat, nach eben eingetroffener amtlicher Nachricht, mit derselben Bereitwilligkeit, mit welcher sie dem bedroht geschienenen Süddeutschland zu Hülfe zu eilen beabsichtigte, jetzt, nachdem die Gefahr eines Kriegs mehr in die Ferne gerückt zu sein scheint, dem Marsche ihrer Truppen nach Ulm Einhalt gethan. — Dem Vernehmen nach ist Ludwig Uhland von Seiten Württembergs zu derselben Stellung am Bundestag bestimmt, welche Welcker und Bassermann von Seiten Badens einnehmen. — Heute Vormittag um 9 Uhr wurde das Militair in den Kasernenhöfen auf die Verfassung beeidigt.

Kassel, den 17ten März. Der Regierungsrath und Vorstand des Ministeriums des Innern, Eberhard, ist zum

wirklichen Minister des Innern von Sr. Königl. Hoheit dem Kurfürsten soeben ernannt worden. Die erste Verfügung des Herrn Eberhard war die Aufhebung der Suspension Jordan's und die Urlaubsertheilung für denselben nach §. 71. der Verf.-U. zum Eintritt in die Ständeversammlung. — Die zweite amtliche Handlung als Minister des Innern war die Contrasignatur des Ernennungsrescripts Wippermann's. Derselbe ist heute vom Kurfürsten zum Regierungsrath, vortragenden Rathe im Ministerium des Innern und Landtagskommissär ernannt worden. (Die Rehabilitation Jordans und Hildebrands ist, wie aus Marburg vom 19ten gemeldet wird, an diesem Tage erfolgt.)

München, den 17ten März, Morgens. In unserer Stadt haben leider gestern Abend wieder unruhige Auftritte stattgefunden. Das Gerücht war hier verbreitet, die Landsfeld sei wieder hier und befinde sich in einem Hause in der Wurzerstraße. Viele Leute begaben sich Nachmittags vor jenes Haus, und mehrere durchsuchten dasselbe nach allen Seiten, sogar die Kamine, fanden aber nichts. Die Leute ließen sich aber nicht ausreden, daß die Verhaßte doch hier sei und von der Polizei beschützt werde, ja sich im Polizeigebäude selbst befinden könne. Allgemein hieß es nun Nachmittags, es werde Abends der Polizei-eine Katzenmusik gebracht werden. Offenbar hatte die Behörde hiervon Kenntniß erhalten, dessenungeachtet aber nicht die geringsten Vorkehrungen getroffen, Unruhen vorzubeugen. Eine Untersuchung darüber scheint uns im Interesse der Ruhe und Sicherheit der Stadt durchaus geboten. Daß keine Vorkehrungen getroffen waren, geht hinlänglich daraus hervor, daß der Haufe, der sich von 7 Uhr Abends unter Schreien und Pfeifen vor dem Polizeigebäude versammelte und sofort mit Einwerfen der Fenster begann, nahezu eine Stunde lang ungehindert das Haus demoliren konnte, ungeachtet wir dermalen 3—4000 Mann Militair ohne Landwehr und Freikorps hier haben. Es wurden am Polizeigebäude nicht nur alle Fenster eingeworfen, sondern fast alle Fensterblöcke ausgerissen, sogar solche, die mit Eisengitter versehen waren. Auch in das Innere drang ein Haufe und warf aus der Gendarmerie-Wachstube alle Papiere auf die Straße. Dies Alles konnte ungehindert geschehen, denn einzelne Militair-Abtheilungen, die endlich erschienen, verhinderten wenig. Erst nachdem der Spektakel über eine Stunde gedauert hatte, ließ man endlich Generalmarsch schlagen, da zu befürchten war, es möchte das Zeughaus wieder gestürmt werden. Während nun jetzt die Straße vor der Polizei durch das anrückende Militair gesäubert wurde, zogen einige Haufen, nachdem sie viele Straßen durch umgeworfene Brauerwagen theilweise gesperrt hatten, unter dem Schrei „zu den Waffen" nach dem Zeughause. Dieses war aber von Linien-, Landwehr- und Studenten-Freikorps-Abtheilungen bereits besetzt. Zwei Compagnien des Freikorps waren die ersten am Zeughause, wie denn überhaupt die Mannschaft dieses Korps sich gestern Abend rühmlichst ausgezeichnet hat. Das Zeughaus zu stürmen gelang nun glücklicherweise nicht, doch hatte ein Haufe einer Kürassierabtheilung, die die Straße zum Zeughause gesperrt hatte, mit Steinwürfen so arg zugesetzt, daß einige Kürassiere und in der Nähe befindliche Landwehrmänner Feuer gaben, wahrscheinlich aber nur in die Luft schossen. Dies nützte indessen, indem sich die Haufen zerstreuten. Verwundet wurde hier Keiner, doch sollen am Schrannenplatze einige Verwundungen vorgefallen sein. Prinz Karl erschien in den Straßen und erklärte auf sein Ehrenwort, die Landsfeld sei nicht hier; aber man wollte und will es nicht glauben. Eine Deputation Bürger begab sich heute zu dem Herrn Minister-Verweser des Innern und verlangte, daß die Landsfeld steckbrieflich verfolgt und überall, wo sie sich betreffen lasse, festgenommen werde, um sofort prozessirt zu werden, so wie daß der Vorstand der Polizei-Direktion seines Amtes entsetzt werde. Der Herr Minister verweser versprach, sich sogleich zu Sr. Maj. dem König zu begeben und diese Wünsche kräftigst zu unterstützen; Nachmittags 2 Uhr soll der Deputation die Antwort zu Theil werden, die hoffentlich eine erwünschte sein wird. Sollte dies nicht der Fall sein, so möchte es heute Abend wieder zu Unruhen kommen. — (Sie ist, wie aus einer spätern Mittheilung ersichtlich, erwünscht ausgefallen.) Es heißt, Frhr. v. Pechmann, K. Landrichter und Stadtkommissair in Landshut, sei zum Polizei-Direktor ernannt, eine Stelle, die derselbe schon früher einige Zeit begleitete, aber auf Landsfeld'sches Anstiften von hier versetzt wurde.

Wien, den 17ten März. (Bresl. Z.) Heute um 2 Uhr Nachmittags fand die feierliche Uebertragung der am 13ten d. M. im Kampfe Gefallenen vom K. K. allg. Krankenhause in den Währinger Friedhof statt. 20,000 Mann Nationalgarde unter Anführung des Grafen Hoyos-Springenstein, und eine unabsehbare Menschenmenge gaben den Unglücklichen das Geleite ins Grab. Reden wurden gehalten und Thränen der Rührung vergossen. Gestern Abend war die Stadt zum dritten Mal beleuchtet und die Studirenden brachten der hier anwesenden Deputation des ungarischen Reichstages einen herrlichen Fackelzug. — Die Hofburg ist noch immer durch Militair abgesperrt und soll erst am Sonntag geöffnet werden, wo sodann Studenten und Nationalgarde Sr. Maj. dem Kaiser eine Serenade mit Fackelzug darbringen wollen. Fortwährend treffen aus Krems, St. Pölten, Wiener Neustadt, Oedenburg u. s. w. Truppen hier ein und beziehen das Bivouac auf dem Glacis, wo die ganze Garnison unter Waffen steht. Leider herrscht in den Ortschaften Sechs- und Fünfhaus, in Meidling und Simmering, die unmittelbar vor der Stadt liegen und meistens mit Fabrikarbeitern bevölkert sind, eine gräßliche Unordnung, die vom Pöbel zur Plünderung der Reichen benützt wird. Starke Abtheilungen von Soldaten und Nationalgarde müssen einschreiten. Am schonungslosesten ward mit den Accisegebäuden an der Linie umgesprungen, die insgesammt ein Raub der Flammen wurden, und bei der Schönbrunner Linie warf das Volk einen Finanzwächter, der einen widerspenstigen Bauer niederschoß, welcher seinen Milchwagen nicht versteuern wollte, in eine brennende Kapelle. Obschon nun das Landvolk alle Lebensmittel unbesteuert zu Markte bringt, so sind deren Preise doch nicht im Geringsten gesunken, und die Bauern stimmen einen sehr trotzigen Ton an. — Bürgermeister Czapka wurde in Preßburg erkannt und aufgegriffen, damit er Rechenschaft ablege über den Erwerb seines Vermögens. — An die Stelle des abgedankten Grafen Sedlnitzky dürfte der Gouverneur von Steiermark, Graf Wikenburg, Präsident der K. K. Polizeihofstelle werden. — (Schl Z.) Sämmtliche Studirende der Hochschule, bewaffnet und mit Trauerflören, ebenso die gesammte Nationalgarde begleitete den obenerwähnten Leichenzug, in welchem mindestens 700 Fahnen, alle umflort getragen wurden. Eine unabsehbare Reihe Damen in tiefer Trauer hatte sich denselben angeschlossen u. in vieler Augen verlten Thränen der Freude und der Trauer Morgen soll eine öffentliche allgemeine Feier der Constitution stattfinden. — Die Wiener Polizeibureaux, so wie überhaupt die uniformirten Polizeibeamten sind verschwunden, man hat es nur mi Beamten in Civilkleidern und bewaffneten Bürgern und Studenten zu thun, welche den Sicherheitsdienst verrichten. Der allgemeine Haß gegen Metternich und sein System macht sich in Pasquils an allen Straßenecken Luft; der bereits erwähnte Galgen mit dem Bilde des Fürsten daran, ist immer noch zu sehen. — Die ungarische Deputation hat gestern in der Audienz bei S. M. dem Kaiser alle gewünschten Zusicherungen erhalten. Der Andrang der Ungarn dauert aus allen Grenzgegenden fort. — Das provisorische Comite des Bürgerstandes hält seine Sitzungen mit den Landständen öffentlich. Erzherzog Ludwig arbeitet noch an der Seite des Kaisers und Erzherzog Franz Carl, dessen Gemahlin Sophie als erste Vertreterin des Reform-Systems gegen Metternich vergöttert ist, hat allen Einfluß gewonnen.

Wien, den 17. März. (Oestr. B.) Der Fackelzug, welcher gestern Abends von den Studirenden sämmtlicher Fakultäten, den Zöglingen des polytechnischen Instituts, den Mitgliedern des juridisch-politischen Lesevereins ꝛc. veranstaltet wurde, und wobei auch der Männergesangverein durch Anstimmung der Volkshymne, mit neu unterlegtem, den wichtigen Ereignissen, die wir hier in den letztverflossenen Tagen erlebten, angepaßtem Texte, zum Entzücken des Volkes mitwirkte, war eines der großartigsten Schauspiele, welche Wien seit Jahren dargeboten hat. — Der Zug wurde bald nach 7 Uhr eröffnet, und schloß erst nach halb 10 Abends Die ganze Stadt war während dieses imposanten Zuges auf das Prachtvollste beleuchtet, und endlos war der Jubel und das Vivatrufen für den geliebten Kaiser.

Wien, den 18. (Wien. Z.) Der Kaiser hat die Bildung eines für die Vollziehung und Durchführung der in dem Patente vom 15. d. ausgesprochenen Grundsätze verantwortlichen Ministerrathes beschlossen. Dieser Ministerrath wird bestehen: aus dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Hauses, dem Minister des Innern, dem Minister der Justiz, dem Minister der Finanzen, und dem Minister des Krieges. In dem Minister-Rathe wird ein von Sr. Majestät zu bestimmender Präsident den Vorsitz haben.

Preßburg, den 15ten März. Heute ging die Deputation der Reichsstände zur Uebergabe der Repräsentation nach Wien; über 100 Ständemitglieder schifften sich ein. In der heutigen Circularsitzung beantragte Kossuth die gleichmäßige allgemeine Theilnahme an allen Steuern und Lasten, welche einstimmig mit größtem Beifall Annahme fand. Szentkirályi beantragte die Aufhebung aller Unterthansverhältnisse — die Ablösung durch Intervention des Staats — wurde ebenfalls angenommen, — zum Schluß hat Kossuth den Vorschlag gemacht, daß gleich nach ihrer Rückkunft von Wien als erster Gegenstand die Stimmberechtigung und thätige Theilnahme der Städte-Dep. verhandelt werde.

Zwei Beilagen.

war in der Tiefe ihr Ergebnis, daß die Verbindung des Königtums mit den Liberalen bestehen blieb, die Radikalen aber daneben zwar nicht zu siegen, aber doch sich zu behaupten gewußt hatten: ein Verhältnis, das für die weitere Entwickelung Preußens, ja Deutschlands die schwersten Gefahren in sich schloß.

Vorwiegen der monarchischen Stimmung.

Nicht ein Kampf gegen den Thron war der 18. März gewesen. Hatte auch der Sturz der Monarchie als Ziel den Häuptern und Hetzern der Bewegung vorgeschwebt, so waren doch davon die Tausende, die ihnen auf die Barrikaden gefolgt waren, entfernt gewesen: nirgends während der Kampfesstunden war ein Ruf gegen das Königtum laut geworden. Um so williger war der König, zu vergeben und zu versöhnen. Schon am 20. März erschien die Proklamation, durch welche er Generalamnestie für politische und preßpolizeiliche Vergehen gewährte.

Die Polen.

Damit öffneten sich auch für die Polen, welche die mißlungene Insurrektion des Jahres 1846 (s. S. 561) in Gefangenschaft gebracht hatte, die Pforten der Gefängnisse. Mieroslawski, Libelt u. a., die erklärtesten Feinde des Deutschtums, waren darunter. Mit einer schwarzrotgoldenen Fahne in der Hand trat der erstere auf einen Wagen und hielt an die gaffende Menge eine Rede auf die Verbrüderung der polnischen und deutschen Nation, deren Banner fortan einträchtig nebeneinander wehen sollten. Dann setzte sich der Zug in Bewegung; auf dem Balkon des Schlosses stand der König, mit lauten Hochrufen von den Vorübergehenden begrüßt.

Organisierung des Aufstandes in Posen.

Aber Mieroslawski dachte nicht daran, seine gutklingenden Versprechungen wahr zu machen. Als er in Posen anlangte, fand er die ganze Provinz schon in der größten Aufregung. Von der Rathaustreppe aus hielt er an die dicht sich um ihn scharende Menge eine Ansprache auf „ein selbständiges freies Posen". Unter den Augen der preußischen Behörden organisierte sich der Aufstand; auf allen Kirchen und Edelhöfen wurde die rotweiße Fahne ausgesteckt. Hauptsächlich aus den Edelleuten, ihrem Dienstpersonal und ihren Wirtschaftsbeamten, sowie aus dem städtischen Proletariat rekrutierten sich die Insurgenten, indem sie sich gebärdeten, als wenn die Provinz, in der doch neben 800 000 Polen 1 000 000 Deutsche wohnten, ausschließlich ihnen gehörte. Und doch hielt es auch der zahlreiche Stand der grundbesitzenden polnischen Bauern treu mit den Deutschen. „Ich danke, Herr, für eure Freundschaft!" antwortete dem in der Dorfschenke die Landleute aufwiegelnden Edelmanne ein alter Bauer und zeigte die Narben der Kantschuhiebe, die er in den Zeiten der „Republik Polen" erhalten hatte. Und ein andrer brachte seine beiden Söhne, die von den Insurgenten zur Desertion verleitet waren, persönlich nach Posen zu dem General von Colomb zurück.

Niederwerfung der polnischen Insurrektion.

Nationale Reorganisation des Großherzogtums Posen und Unterordnung der Deutschen als nur geduldeter Einwanderer waren die Forderungen der Polen. Hatte doch der König selbst in übel angebrachter Schwäche einer vom Erzbischof Przyluski geführten polnischen Deputation die Zusage einer möglichst zu beschleunigenden nationalen Reorganisation des Großherzogtums gegeben. An den Amnestierten des Jahres 1846 gewannen die Polen Führer: Mieroslawski trat an die Spitze der Insurrektion, die sich nicht scheute, Gewaltmaßregeln anzuwenden, um Geld und Mannschaft zu bekommen. Dennoch wünschte der König Milde und Beschwichtigung. General von Willisen wurde zum königlichen Kommissar ernannt und schloß mit den Insurgenten die Konvention von Jaroslawietz am 11. April, welche einer Anerkennung der Insurrektion nicht fern war. Erst als sich gegen die Konvention die laute Entrüstung der deutschen Bevölkerung erhob, als die Insurgenten in Schroda und Wreschen mehrere Juden, die es mit den Deutschen hielten, ermordeten und selbst die Konvention ganz außer acht ließen, wurde an Stelle Willisens am 1. Mai General von Pfuel beauftragt, den Frieden in der Provinz wiederherzustellen. Diesem gelang es in wenigen Tagen, die Insurgenten gegen die russische Grenze zu drängen und zur Kapitulation von Bardo zu bestimmen. Mieroslawski ergab sich, und bald nach ihm auch der Rest seiner nur noch 35 Mann starken Armee; die übrigen hatten sich verlaufen und machten als Wegelagerer die Umgegend unsicher. Durch die Gefechte bei Rogalin und Rogalinek machte Pfuel auch diese unschädlich und beendigte damit am 11. Mai die polnische Insurrektion.

Neue Unruhen in Berlin.

Gerüchte, daß der Prinz von Preußen mit der Potsdamer Garnison heranrücke, um Berlin zu überfallen, setzten am Abend des 20. März die ganze Hauptstadt in Schrecken. Wiederum hörte man auf den Straßen den Ruf: „Verrat!“ und „Zu den Waffen!“ König Friedrich Wilhelm stieg selbst noch am späten Abend mit seinem Bruder, dem Prinzen Albrecht, zur Schloßwache hinab und gab der dort stationierten Bürgerwehr sein Ehrenwort, daß nichts Feindseliges gegen die Stadt beabsichtigt würde.

Der „deutsche Ritt“ des Königs.

Damit aber war zugleich in dem Könige der Entschluß geweckt, dem Volke einen solchen Beweis seines Vertrauens zu geben, daß feindselige Gerüchte von vornherein unglaublich erscheinen müßten. Ein jeder aus dem Volke sollte sehen und hören können, wie er, der König, sich treu zu dem bekenne, was er in der Proklamation vom 18. März für Preußen und Deutschland versprochen hatte. So kam der vielberufene „deutsche Ritt“ des Königs am 21. März zustande.

Am Morgen des 21. März las man an den Straßenecken ein zwar amtliches, aber unterschriftsloses Plakat „an die deutsche Nation“. Folgendes war sein Inhalt: „Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an. Ihr seid fortan wieder eine einige, große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat Sich, im Vertrauen auf Euren heldenmütigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konstitutionellen Fürsten, dem Führer des gesamten deutschen Volkes, dem neuen Könige, der freien, wiedergeborenen deutschen Nation.“ Und wirklich hielt um Mittag der König seinen Umritt durch die Stadt. Zwei Generale und drei Minister eröffneten den Zug. Dann kam eine mächtige schwarzrotgoldene Fahne, von dem Bürgerschützen Krause getragen. Ihr folgte der König, von Prinzen und Generalen umgeben: Alle, auch der König, trugen ein breites schwarzrotgoldenes Band um den linken Arm geschlungen. Zwei Bürger gingen zur Seite; ein Führer der Aufständischen, der Tierarzt Urban, ein ganz exaltierter Mensch, der besonders an der Barrikade auf dem Alexanderplatze sich hervorgethan, schloß den Zug. Gleich anfangs richtete der König folgende mit Jubel aufgenommene Worte an das Volk: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einigkeit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung.“

Bei der jetzt von den Bürgern besetzten Hauptwache neben dem Zeughause war es, wo den König der Ruf begrüßte: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“ „Nicht doch, nicht doch, das will, das mag ich nicht!“ erwiderte der König mit einer unwilligen Gebärde. Der Zug ging durch die Behrenstraße, dann durch die Linden zurück. Vor der Universität stand die Studentenschaft, an der Spitze der Rektor im Ornat. Der König richtete bedeutungsvolle Worte an sie; u. a. sagte er: „Ich trage die Farben“, sprach er, „die nicht meine sind; aber ich will damit nichts usurpieren; ich will keine Krone, keine Herrschaft; ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit; ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott!“ — und hierbei erhob der König seine Rechte zum Himmel. Tausendstimmiges Hoch folgte den Worten des Königs; nach altem Brauch schlugen die Studenten klirrend die Schläger zusammen.

Weiter ging der Zug des Königs über die Schloßbrücke durch die Breitestraße nach dem Köllnischen Rathause, wo die städtischen Behörden sich aufgestellt hatten. „Bürger“, redete der König sie an, „ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, nicht stark durch meinen gefüllten Schatz, sondern allein durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und, nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet ihr mir schenken? Ich schwöre es euch, ich will nur das Gute für euch und für Deutschland.“

Laute Hochrufe der ganzen Bevölkerung, freudige Huldigungen geleiteten den König in das Schloß zurück. Man hatte ihn wohl begriffen: durch gegenseitige rückhaltslose Kundgebungen war der Bund des Vertrauens besiegelt. Als eine Urkunde dessen erschien am Abend eine Proklamation, in welcher der König u. a. erklärte: „Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt: Preußen geht fortan in Deutschland auf.“ Die Armee erhielt den Befehl, die deutsche Kokarde anzulegen. Freilich im Süden von Deutschland erweckten die Erklärungen des Königs bei Fürst und Volk lebhaften Widerspruch, als griffe Friedrich Wilhelm schon nach der deutschen Kaiserkrone, und das in einem Augenblicke, wo, wie man meinte, er sich nur durch Waffengewalt in seiner Stellung sich behauptet hatte.

Beerdigung der Barrikadenkämpfer.

In Trauerschmuck zeigte sich die Stadt am folgenden Tage, am 22. März. Trauerflaggen, hier und da mit deutschen Fahnen untermischt, wehten von den Zinnen der Häuser. Die ganze Bevölkerung trug Trauergewänder oder wenigstens Florschleifen. Es galt das Begräbnis der Märzkämpfer möglichst feierlich zu begehen und dabei dem Königtum eine neue Erniedrigung zu bereiten. Auf dem Gendarmenmarkt vor der

Neuen Kirche war ein riesiger Katafalk errichtet, auf dem die 183 Särge der Barrikadenkämpfer, mit Blumen bekränzt, standen. Drinnen in der Kirche richtete Bischof Neander die Worte des Trostes an die Angehörigen der Gefallenen, während draußen inmitten einer zahllosen dichtgedrängten Menge ein evangelischer Prediger, ein katholischer Priester und ein Rabbiner kurze Weihereden nacheinander hielten. Um 2 Uhr setzte sich unter dem Geläute aller Glocken der Stadt der Riesenzug in Bewegung durch die Charlottenstraße nach den Linden, über den Schloßplatz hinaus zum Friedrichshain. Die Gewerke trugen die ihnen zugehörenden Toten; auch die Akademie der Wissenschaften, an ihrer Spitze der greise Alexander von Humboldt, die Universität und die städtischen Körperschaften hatten dem Zuge sich angereiht. Am Balkone des Schlosses waren zwei mächtige Trauerfahnen ausgesteckt, dazwischen eine schwarzrotgoldene. Der König, umgeben von seinen Ministern und Adjutanten, trat hinaus, als der Zug nahte. Er nahm den Helm vom Haupte und blieb barhäuptig stehen, bis der letzte Sarg vorüber war. Zwei Stunden lang dauerte diese Qual. Im Friedrichshain empfingen die vereinigten Männerchöre Berlins den Trauerzug, verstärkt durch ein Musikkorps, welches verschiedene Regimenter der Armee gestellt hatten. Eine gemeinsame Riesengruft nahm die Särge auf; Prediger Sydow hielt die Grabrede auf die „Märtyrer der Freiheit"; Bischof Neander sprach den Segen, und eine militärische Ehrensalve krachte über das Grab.

Bedeutung der Leichenfeier.

Das war der erste zweifellose Sieg, den die Radikalen in Berlin errangen: in eine Siegesfeier der Revolution war die Totenfeier verkehrt. Sie hatten, um ihren Barrikadensieg glaubhaft erscheinen zu machen, mit dreister Entschiedenheit behauptet, daß von Soldaten 1100, fünfmal so viel als Barrikadenkämpfer, am 18. und 19. März gefallen wären. Als aber die amtlichen Listen des Kriegsministeriums — übrigens wohl kaum glaubwürdig — nur 20 Mann (3 Offiziere und 17 Unteroffiziere und Gemeine) auswiesen, stritten sie, um dies nicht offenkundig werden zu lassen und ihren besten Siegesbeweis zu verlieren, in Versammlungen und Zeitungen mit Erbitterung gegen die in Aussicht genommene gemeinsame Beerdigung aller Opfer des Barrikadenkampfes. Und sie erreichten, was sie wollten: was ein Ausdruck der Versöhnung der Gegner hatte werden sollen, wurde zu einer Anerkennung der Revolution! Die Soldaten wurden in der Morgenfrühe des 24. März in aller Stille beigesetzt.

Trennung der Radikalen und Liberalen.

Dieser glänzende Erfolg gab den Radikalen das schwankend gewordene Vertrauen zu sich zurück: schon am nächsten Morgen — den 23. März — brachte die „Zeitungshalle" aus der Feder ihres Redakteurs einen heftigen Artikel, welcher dem Bürgertume Mangel an Begeisterung für die Freiheit vorwarf und dreist den Gegensatz zwischen Bürgern und Arbeitern aufdeckte. Der Kampf zwischen den Radikalen und Liberalen war eröffnet: an seinem Ausgange hing die Zukunft Preußens.

Das Vorparlament. Die Nationalversammlung in Frankfurt.

Das Vorparlament.

Zunächst aber wandten sich alle Augen nach Frankfurt. Daß Sachsen am 13. und Hannover, dem Vorgange Preußens folgend, am 20. März ebenfalls in freisinnige Bahnen einlenkten, wurde in weiteren Kreisen kaum bemerkt: die allgemeine Aufmerksamkeit war auf das deutsche Vorparlament gerichtet, das nach den Beschlüssen der Heidelberger Versammlung am 31. März in Frankfurt in einer Stärke von 5—600 Personen zusammentrat. Es waren Privatpersonen, von Privatpersonen geladen: Vollmacht gab ihnen lediglich die öffentliche Meinung. Und doch welche Hoffnungen setzte Deutschland auf sie!

Gegensätze in der Versammlung.

Die Paulskirche war für die Sitzungen der Versammlung hergerichtet: hier begann am Vormittage des 31. März das Vorparlament seine Verhandlungen. Die Leitung derselben wurde in die Hände des Heidelberger Professors Mittermaier, des langjährigen Präsidenten der badischen Volkskammer, gelegt. Sein von den Radikalen aufgestellter Gegenkandidat, Robert Blum aus Leipzig blieb in der Minderheit. Sofort offenbarte sich der Gegensatz der Parteien. Der Siebener-Ausschuß, der aus der Heidelberger Versammlung hervorgegangen war, legte ein Programm vor, das die Grundzüge einer monarchisch-konstitutionellen Verfassung für Deutschland enthielt. Die Radikalen unter der Führung des badenschen Abgeordneten von Struve setzten dem ein andres, durchaus demokratisches,

teilweis sogar sozialistisches Programm entgegen. Heftig fuhren die Geister aufeinander, bis man sich endlich dahin einigte, den Siebenerentwurf fallen zu lassen und die ganze Verfassungsfrage der einzuberufenden deutschen Nationalversammlung vorzubehalten.

Gagerns Vorschlag angenommen.

Jedoch am folgenden Tage schon klaffte der unversöhnliche Gegensatz von neuem. Die Liberalen beantragten, einen Ausschuß von fünfzehn Personen zu ernennen, der nach dem Schlusse der Versammlung die Ausführung ihrer Beschlüsse zu überwachen habe. Dagegen trat im Namen der Radikalen Friedrich Hecker auf. Die jugendlich ansprechende Persönlichkeit, das Haupt von braunen Locken umwallt, die schwungvolle Beredsamkeit verfehlten des Eindrucks nicht. Aber mit ruhiger Festigkeit, mit überzeugender Sicherheit wehrte den Anstürmenden Heinrich von Gagern ab: erkläre sich das Vorparlament, wie Hecker beantragte, bis zum Zusammentritte der deutschen Nationalversammlung in Permanenz, so würde damit der Bundestag verdrängt; es gelte aber vielmehr dies einzige gesetzliche Organ des Bundes zu stärken; darum sei er für einen Ausschuß, aber nicht von fünfzehn, sondern von fünfzig Männern, welche möglichst gleichmäßig allen deutschen Ländern zu entnehmen sein würden. Mit großer Majorität siegte der Antrag Gagerns: er gewann 368 gegen 143 Stimmen.



261. Gustav von Struve.
Nach der Lithographie von Leßmann.

Anerkennung der Beschlüsse des Parlaments.

So behaupteten die Liberalen während der viertägigen Verhandlungen des Vorparlaments durchgängig das Feld. Die Folge war, daß der Bundestag wie die Regierungen der deutschen Staaten ohne Zögern die gefaßten Beschlüsse anerkannten, daß die Provinzen Schleswig, Ost- und Westpreußen und die deutschen Teile der Provinz Posen in den deutschen Bund aufgenommen werden, und daß am 1. Mai zur Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands eine deutsche Nationalversammlung in Frankfurt am Main zusammentreten solle, zu der von dem deutschen Volke auf je 50000 Seelen ein Abgeordneter zu wählen wäre; ob in direkter oder indirekter Wahl, blieb der Entscheidung der Einzelregierungen überlassen.

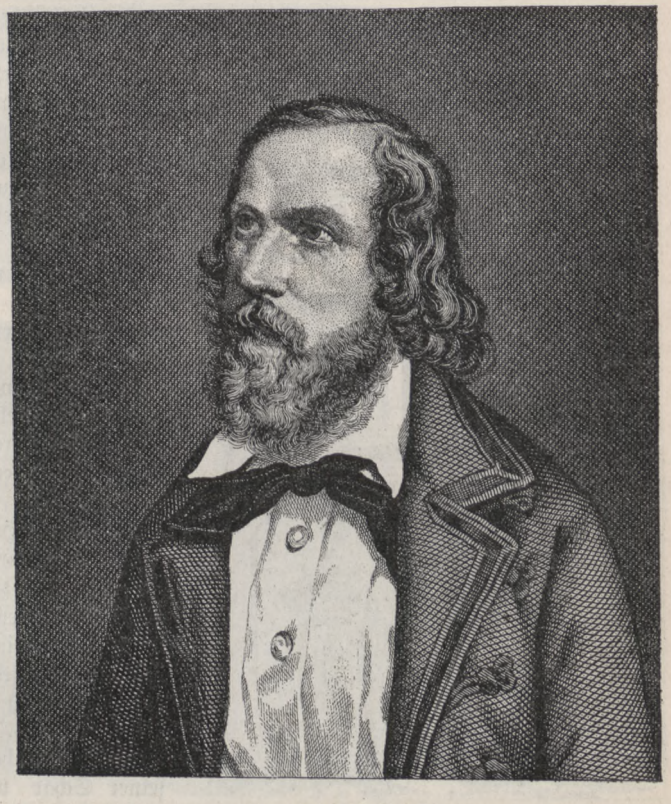
Der Fünfziger-Ausschuß.

Am 4. April endlich, dem Schlußtage der Versammlung, fand die Wahl des beschlossenen Ausschusses statt. Auch der radikalen Minorität ward in demselben eine Anzahl Stimmen gewährt, so daß auch Johann Jacoby und Robert Blum in den Ausschuß eintraten. Den Vorsitz führte der badische Abgeordnete von Soiron. Während des Monats April galt dieser Ausschuß für die oberste Autorität des deutschen Volkes, bemüht, nach allen Seiten zu vermitteln und die Ordnung aufrecht zu erhalten: gegen

ihn trat der Bundestag, trotzdem er sich durch die 17 Vertrauensmänner verstärkt hatte, durchaus in Schatten.

Die Heißsporne der Radikalen, Hecker und Struve, waren nicht in den Fünfziger-Ausschuß gewählt worden und hatten mit 38 Gesinnungsgenossen die Sitzung des Vorparlaments verlassen. Gewalt erschien ihnen nun als das einzige Mittel, um die republikanischen Ideen, von denen sie erfüllt waren, zur Verwirklichung zu bringen; sie kamen zu dem Entschlusse, zum Kampfe für die deutsche „Republik" in ihrer tief durchwühlten Heimat Baden das Volk zu den Waffen zu rufen. So sicher waren sie ihrer Sache, daß sie am 5. April bei dem badischen Bundesgesandten Welcker den Antrag stellten, die Gemeinden des Landes zu befragen, ob sie die konstitutionelle Monarchie oder die Republik haben wollen.

Heckers Umtriebe.



262. Friedrich Hecker.
Nach dem Kupferstiche von Nordheim.

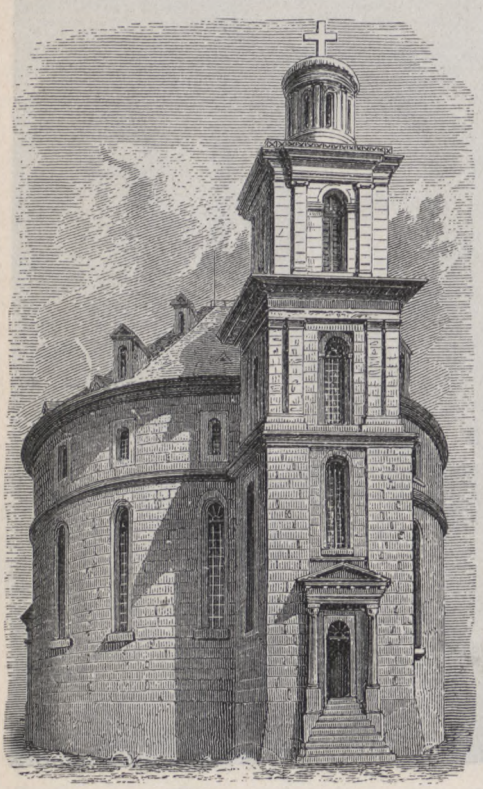
Schon war es im badischen und hessischen Odenwalde zu Bauernaufständen gekommen, die indes durch das Einschreiten des Militärs rasch unterdrückt worden waren. Hecker gab sich nun auf die Nachricht, daß aus der Schweiz und aus Frankreich deutsche Arbeiterscharen ihm zu Hilfe ziehen würden, der Zuversicht hin, daß die Erhebung Badens gelingen müsse, und daß „ganz Deutschland dem Beispiele Badens, das immer vorangegangen, folgen würde". So begab er sich, um dem Schweizer Zuzug die Hand zu reichen, voll großer Hoffnungen nach Konstanz in den Seekreis. Der Fünfziger-Ausschuß schickte eine Deputation an ihn, um ihn von seinem Beginnen zurückzubringen; allein er verhaftete die Deputierten und behielt sie eine Zeitlang als Geiseln bei sich. Gleichzeitig sammelten Struve und der württembergische Leutnant Siegel Insurgentenscharen um sich; der Mannheimer Abgeordnete Fickler jedoch, der sich Hecker ebenfalls anschließen wollte, wurde in Karlsruhe in dem Augenblicke verhaftet, als er den Eisenbahnzug nach Konstanz besteigen wollte.

Gefecht von Kandern.

Der Bundestag, durch die badische Regierung schon Ende März dazu aufgefordert, säumte nicht, Truppen gegen das revolutionäre Unternehmen aufzubieten, Hessen, Württemberger und Badener, an deren Spitze der treffliche Friedrich von Gagern, Heinrichs älterer Bruder, gestellt wurde. Rasch zog er den Insurgenten entgegen, bedacht, sich zwischen deren Scharen einzuschieben. Am 12. April proklamierte Hecker in Konstanz die Republik. Die Bevölkerung begrüßte das Aufstecken der republikanischen Fahne mit lauten Hochrufen; als aber Hecker am folgenden Morgen seinen Anhang aus dem

Thore führte, waren es nur 57 Mann. Indes vergrößerte sich aus dem Landvolke seine Schar je nach der Witterung: an heiteren Tagen folgten bis zu 2000 Mann seiner Fahne, an regnerischen nur einige Hundert. Am 19. April wurde Kandern im Wiesenthale erreicht. In der Nähe in Schliengen stand Gagern. Hecker beschloß daher wieder umzukehren, um, bevor er angriffe, sich mit Siegels Haufen zu vereinigen. Allein als er am 20. zu dem einen Thore hinaus das Städtchen verließ, marschierten zu dem andern schon Gagerns Truppen hinein: ein Zusammenstoß war unvermeidlich. Die Freischärler machten daher, sobald sie die Kanderlochbrücke überschritten hatten, Halt und rüsteten sich zum Kampfe. Gagern jedoch wünschte durchaus das Blutvergießen zu vermeiden. Er forderte Hecker zu einer Unterredung auf. Auf der Brücke trafen sich die beiden Führer; allein Hecker wollte trotz des Hinweises auf die dreifache Übermacht und militärische Überlegenheit der Truppen vom Kampfe nicht abstehen. Der Friedensversuch war erfolglos. Gagern ließ seine Bataillone vorrücken: da fiel er, von einer der ersten Insurgentenkugeln tödlich in die Brust getroffen. Ein kurzes Handgemenge entspann sich, dann ergaben sich die Insurgenten, oder sie retteten sich unter Siegels Führung nach Freiburg, soweit sie sich nicht zerstreut hatten; auch Hecker entkam nach Basel, und Struve gelang es ebenfalls, sich in Sicherheit zu bringen.

Gefecht bei Dossenbach.



263. Die Paulskirche zu Frankfurt a. M.

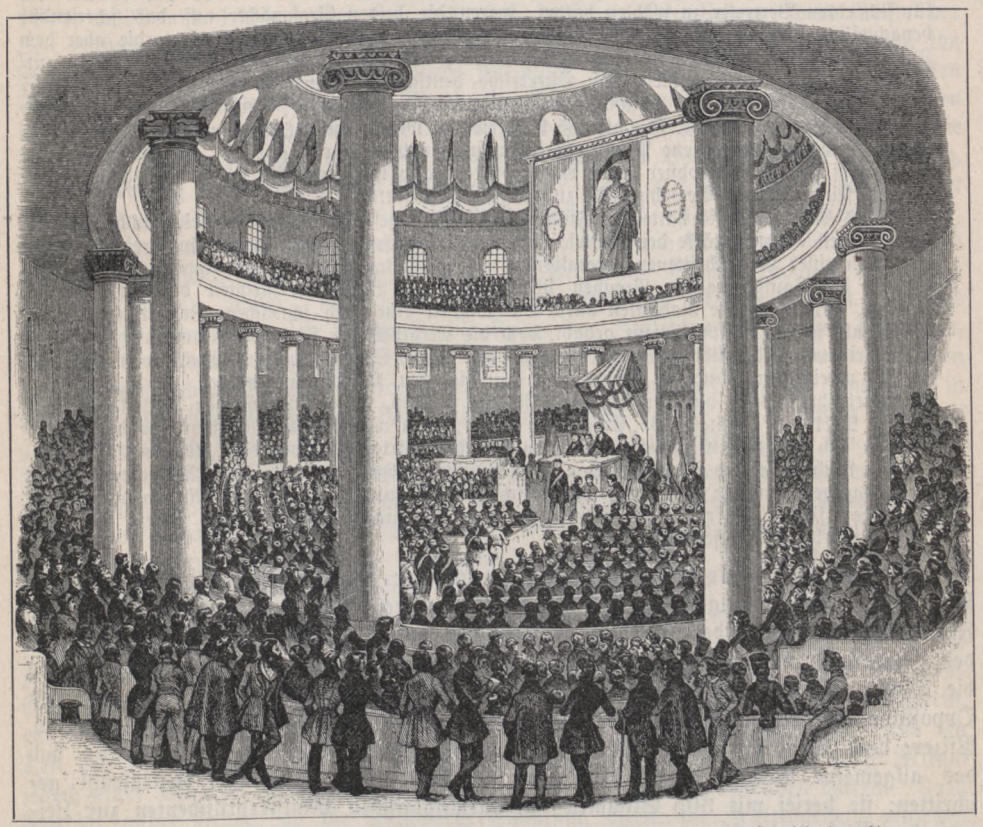
Damit war das Schicksal des Aufstandes besiegelt. Denn nun lösten sich auch die anderen Insurgentenhaufen von selbst auf oder wurden gewaltsam gesprengt. Das war auch das Ende der französischen Hilfsschar; ein Zuzug von 5—6000 deutschen Arbeitern war aus Paris angekündigt worden: kaum so viel Hunderte waren es, die Georg Herwegh über den Rhein führte. Auf die Kunde von Heckers Niederlage zog sich der Dichterheld schleunigst zurück, stieß aber unvermutet am 26. April bei Dossenbach auf württembergische Truppen. Fast die Hälfte seiner Schar verlor er an Gefangenen, während die übrigen schleunigst davonliefen. Ihn selbst rettete vor der Gefangennahme nur seine kühnere Frau, die ihn in einem Bauernhause hinter einem Fasse versteckte, vor dem sie selbst Wache hielt, und dann glücklich unter dem Spritzleder des von ihr selbst kutschierten Wagens über die schweizerische Grenze brachte. So verrann gar kläglich der Versuch, Deutschland zu republikanisieren; von den Führern aber schob die Schuld des Mißlingens ein jeder mit Erbitterung auf die andern.

Einfluß der Niederlagen auf die Wahlen zur Nationalversammlung.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser klägliche Zusammenbruch der republikanischen Schilderhebung seinen Einfluß gegen die Radikalen auch bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung geltend machte, die um diese Zeit stattfanden. Es hatte ja nicht nur das Vorparlament die Einberufung einer deutschen Nationalversammlung angeordnet, sondern auch der Bundestag hatte schon am 30. März beschlossen, die Regierungen aufzufordern, Wahlen von „Nationalvertretern“ anzuordnen, um zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zustande zu bringen.

Eröffnung der Nationalversammlung.

Freilich der 1. Mai als Eröffnungstag der Nationalversammlung konnte nicht inne gehalten werden, da in vielen Bundesstaaten bis dahin die Wahlen noch nicht stattgefunden hatten: aber am 18. Mai versammelten sich im Römer zu Frankfurt 330 Vertreter der deutschen Nation, deren Zahl im Laufe der nächsten Wochen auf 605 anwuchs, und zogen in feierlichem Zuge, entblößten Hauptes durch das Spalier der Frankfurter Bürgerwehr, von lebhaften Zurufen einer zahllos versammelten Menge begrüßt, nach der Paulskirche, um unter Glockengeläut und donnernden Salutschüssen ihre Sitzungen zu beginnen. Wohl wußte ein jeder, daß es die Aufgabe der Versammlung sein sollte, die Verfassung Deutschlands zu entwerfen: aber kein Vertreter des Bundestages war zugegen, keine Vorlage wurde gemacht. Zwar hatten die 17 Ver-



264. Eine Sitzung der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Nach einem Zeitbilde in der „Illustrierten Zeitung".

trauensmänner des Bundestages, oder vielmehr Dahlmann aus Bonn, ihre Seele, einen Verfassungsentwurf aufgestellt, der die Grundlinien eines straff organisierten Bundesstaates mit einem erblichen Kaiser an der Spitze aufwies; aber der Bundestag selbst hatte sich über diesen Entwurf noch nicht schlüssig gemacht, viel weniger war er geneigt, ihn zur Grundlage der Beratungen der Nationalversammlung zu machen. So wurde der an sich treffliche Entwurf als eine Privatarbeit in den Akten des Bundestags begraben. Das einzige, was dieser that, war, daß er ein Begrüßungsschreiben an die zusammentretende Nationalversammlung richtete, worin er, „aufrichtig huldigend dem neuen Geiste der Zeit, den Nationalvertretern die Hand zum Willkommen reichte und ihnen Heil und Segen wünschte".

Das Lepelsche Promemoria.

Allein des Bundestages gute Wünsche stießen auf Mißtrauen. Der darmstädtische Gesandte von Lepel hatte ihm unlängst ein „Promemoria" überreicht, worin er,

da es mißlich sei, eine förmliche Vertretung der Bundesregierungen in der Nationalversammlung einzurichten, den Rat gab, unter den Abgeordneten selbst Männer ausfindig zu machen, welche die den Regierungen wichtig erscheinenden Gesichtspunkte bei den Verhandlungen zur Geltung brächten. Durch eine Indiskretion bekannt geworden, hatte dies Promemoria einen Sturm von Entrüstung hervorgerufen: denn was hieß es anders, als Bestechung der Abgeordneten empfehlen? Und doch war auch der Lepelsche Vorschlag, der sonst in der Hauptsache dem Dahlmannschen ähnelte, durchaus nicht unbrauchbar.

Unbillige Zusammensetzung der Versammlung.

War aber nicht schon die Zusammensetzung der Nationalversammlung, milde gesprochen, eine Verdunkelung der Vertretung des deutschen Volkes? Auf je 50000 Seelen sollte ein Vertreter kommen; so hatte der Bundesrat selbst die ursprüngliche Zahl von 70000 geändert. Das war aber keineswegs der Fall; denn während die Kleinstaaten unter 50000 Einwohnern doch für sich einen Vertreter zu wählen hatten, waren die beiden Großmächte auf das schreiendste benachteiligt. Der Wahl war die Bundesmatrikel von 1842 zu Grunde gelegt, die aber dem Jahre 1819 entstammte, also nicht entfernt mehr den wahren Bevölkerungsverhältnissen entsprach. So war es gekommen, daß Österreichs deutsche Provinzen 55 Vertreter zu wenig erhalten hatten oder nur auf 65000 Einwohner einen Abgeordneten. Noch übler war das rascher gewachsene Preußen daran: es hatte 85 Vertreter zu wenig erhalten, oder, wenn die jüngst noch in den Bund aufgenommene Provinz Preußen mitgerechnet wurde, gar 117 zu wenig; so stellte es erst auf 95000 Einwohner einen Abgeordneten, also nur etwa die Hälfte der Zahl, welche es nach seiner wahren Bewohnerzahl zu beanspruchen hatte.

Parteigruppierung.

Dies Mißverhältnis hatte der Fünfziger-Ausschuß geschehen lassen, vielleicht nicht obgleich, sondern weil es die Stärke der Parteien beeinflussen mußte. Denn gerade in Preußen waren die Ideen eines vorgeschrittenen Liberalismus am wenigsten populär. Es ergab sich denn auch, daß in der Paulskirche die Preußen überwiegend die Bänke der Rechten besetzten. Freilich huldigte, wenn auch die Radikalen durch die Wahlen eine noch schwächere Vertretung erhalten hatten, als sie im Vorparlament gehabt, doch die Mehrheit der Nationalversammlung einem so vorgeschrittenen Liberalismus, daß Männer wie Graf Schwerin und Georg von Vincke, die im vereinigten Landtage Führer der entschiedenen Opposition gewesen waren, jetzt in Frankfurt ihren Platz auf der äußersten Rechten fanden. Sie bildeten den Mittelpunkt des „Café Milani", später des „Englischen Hofs"; denn nach den Örtlichkeiten, wo die Parteigenossen sich zu treffen pflegten, nannten sich die Parteien. Auch das „Kasino", die gemäßigte Rechte, bestand überwiegend aus preußischen Abgeordneten. Der „Württemberger Hof" dagegen umfaßte die Masse der entschieden Liberalen, während die Radikalen sich teils im „Deutschen Hofe", teils, soweit sie ganz entschieden republikanisch waren, auf dem „Donnersberge" zusammenfanden.

Präsidentenwahl.

Es war eine Fülle von Intelligenz, welche die deutsche Nationalversammlung in sich schloß. Nicht weniger als 118 Professoren waren von dem deutschen Volke nach Frankfurt entsandt worden; vielfach Männer von hohem Ruhme der Gelehrsamkeit wie des Charakters, wie Jakob Grimm, Dahlmann, Waitz, Döllinger. Neben ihnen saßen die Dichter Uhland, Anastasius Grün, der greise Arndt; die Führer der liberalen Opposition auf den heimischen Landtagen, Vincke, Schwerin, Welcker, Soiron, Mathy, Pfizer; auch der „Turnvater" Jahn fehlte nicht. Aber einen Mann über alle hob das allgemeine Vertrauen empor. Am 19. Mai wurde zur Präsidentenwahl geschritten: sie berief mit 305 Stimmen den darmstädtischen Ministerpräsidenten zur Leitung der Versammlung.

Heinrich von Gagern.

Heinrich von Gagern, geboren 20. August 1799 zu Bayreuth, gestorben 22. Mai 1880, war der Sprößling einer altangesehenen Familie, die der Insel Rügen entstammte. Sein Vater, Freiherr Hans Christoph Ernst von Gagern, war einer der Thätigsten gewesen, um im Beginn der Befreiungskriege die schwankenden Fürsten zum gemeinsamen Kampfe gegen die napoleonische Macht zu bewegen, und hatte auf dem Wiener Kongresse voll hoher patriotischer Gedanken sich um die Neugestaltung Deutschlands bemüht. Erben dieser Gesinnung waren seine Söhne. Heinrich Wilhelm August, der dritte derselben, hatte, fast noch ein Knabe, bei Belle Alliance mitgefochten, dann als Student den burschenschaftlichen Ideen sich hingegeben. Seine Opposition gegen die Regierung in der hessen-darmstädtischen Kammer führte 1833 zu seiner Entlassung aus dem Staatsdienste, worauf er sich auf eine Reihe von Jahren aus dem öffentlichen Leben zurückzog und sich der Landwirtschaft widmete. Nach seinem Wiedereintritte in die Kammer wurde er bald der Führer der liberalen Regierungsgegner und stellte am 4. März 1848 mit solchem Nachdruck den Antrag auf Reform, sowohl der hessischen, wie der deutschen Verhältnisse, daß schon am folgenden Tage der Großherzog seinen Sohn zum Mitregenten annahm und Gagern an die Spitze des neu berufenen liberalen Ministeriums stellte: eine Stellung, die Gagern jedoch nach seiner Erwählung zum Präsidenten der deutschen Nationalversammlung niederlegte.

Vieles kam ihm zu statten, eine hervorragende politische Rolle zu spielen. Seine hohe, imponierende Gestalt, die edlen Züge, das ausdrucksvolle Auge, die klangvolle Stimme nahmen für ihn ein; der leichte Redefluß, die rasche Entschiedenheit, die Bestimmtheit seiner Absichten gaben ihm über die Menge ein Übergewicht; er erschien durchaus frei von Eitelkeit und selbstsüchtigen Bestrebungen, stets bereit, seiner Überzeugung Opfer zu bringen. Sein Talent war zu vermitteln und auszugleichen; so folgten ihm die Schwankenden und Unentschlossenen voller Vertrauen. Unter seiner geschickten und festen Leitung kamen die Verhandlungen der Nationalversammlung rasch in Fluß; ein Verdienst, um so größer, als der größte Teil der Abgeordneten ohne jede parlamentarische Schulung und Erfahrung war. Stetig steigende Popularität lohnte ihn: als nach Erledigung der Wahlprüfungen am 31. Mai die definitive Präsidentenwahl für den Monat Juni vorgenommen wurde, fielen auf Gagern von 518 abgegebenen Stimmen 499.

Der Mangel einer Zentralgewalt.

Wohl hatte der Bundestag schon im März die reaktionären Beschlüsse der Jahre 1819, 1832 und 1834 aufgehoben und auch in seinen Mitgliedern, dem Geiste der Zeit entsprechend, zu einem großen Teile sich erneuert, aber das Mißtrauen gegen ihn beherrschte nach wie vor die öffentliche Meinung. Es war daher eine der ersten Sorgen der Nationalversammlung, durch die Einsetzung einer Zentralgewalt den Bundestag beiseite zu schieben. Freilich konnte dies in definitiver Weise nur durch die Verfassung geschehen: aber wie weit aussehend war die Vollendung der Verfassung, deren Beratung noch nicht einmal begonnen hatte? Für alle Einsichtigen bestand kein Zweifel, daß nur dann das neu zu schaffende Reich fest und sicher dastehen würde, wenn die Zentralgewalt bei demjenigen Staate sei, den seine Macht wie seine Geschichte auf die Führerschaft Deutschlands hinwies, bei Preußen. Diesem Zwange der Dinge sich entziehen zu wollen, hieß aber das ganze Werk der Nationalreform in Frage stellen. Es war daher ein Mißgriff, die Frage der Zentralgewalt früher anzuregen, als man der Übertragung derselben auf Preußen sicher war. Da gerade in Preußen am 22. Mai ebenfalls eine Nationalversammlung zusammentrat — wie konnte es in der einen deutschen Nation zwei Nationalversammlungen geben? — so mußte auch das gegenseitige Verhältnis festgestellt werden. Auf Antrag des Kölnischen Abgeordneten Raveaux wurde der Beschluß gefaßt, daß die Einzelverfassungen der deutschen Staaten nur gültig sein sollten, wenn sie mit der noch zu schaffenden Gesamtverfassung Deutschlands übereinstimmen würden. Wenn nun, namentlich ein größerer Einzelstaat, sich dieser Bestimmung nicht fügte — was dann? Worin bestand die Macht des Frankfurter Parlaments, welche Möglichkeit der Exekution besaß sie?

Antrag auf Schaffung einer Zentralgewalt.

Der Antrag auf Schaffung einer „provisorischen" Zentralgewalt wurde eingebracht. So gewaltig erregte er die Gemüter, daß nicht weniger als 189 Redner sich in die Rednerliste eintragen ließen. Die Ansichten gingen weit auseinander. Der Donnersberg verlangte einen Vollziehungsausschuß nach Art der Exekutivkommission in Paris, der deutsche Hof einen verantwortlichen Präsidenten; der Württemberger Hof und ein Teil des Kasino wollten die Zentralgewalt einem Fürsten übertragen, das Café Milani jedoch einer Behörde, deren Mitglieder von den Regierungen zu ernennen wären. Dazu kam die andre Frage, ob die Nationalversammlung allein die Zentralgewalt einsetzen oder sich darüber vorher mit den Regierungen verständigen solle.

Gagerns kühner Griff.

Sechs Tage schon hatte die erregte Debatte gedauert, als Gagern am 24. Juni von dem Präsidentenstuhle auf die Tribüne herabstieg. „Ich thue einen kühnen Griff", sprach er, „und ich sage: wir müssen die provisorische Zentralgewalt selbst schaffen, darum, weil sie stark sein, weil sie Vertrauen einflößen muß, besonders aber darum, weil wir ihrer schnell bedürfen. Die Regierungen aber werden wir nur einer großen Verlegenheit überheben, wenn wir auf ihre nachträgliche Einstimmung rechnen, ihnen die Wahl und den Vorschlag erlassen." Und zwar müsse diese Persönlichkeit eben aus Rücksicht auf die Regierungen eine fürstliche Persönlichkeit sein. Das gab die Entscheidung: die Nationalversammlung beschloß am 28. Juni aus eigner Machtvollkommenheit die provisorische Zentralgewalt einem Fürsten zu übertragen. Aber welchem? Der Abgeordnete Braun aus Köslin in Pommern beurteilte die Sachlage am schärfsten: er schlug den König von Preußen vor. Aber bei den einen hatte die Märzrevolution, bei andern der Königsritt den König Friedrich Wilhelm unpopulär gemacht; überdies war zwischen dem Könige und der süddeutschen Deputation, die am 22. März

in Berlin eingetroffen war, eine Verständigung nicht zustande gekommen, und der König selbst hatte die Dresdener Ministerkonferenzen aufgegeben, als läge jetzt die Sorge um Deutschland ihm fern. Der Braunsche Antrag fand nicht die nötige Unterstützung; ja die Linke begegnete ihm mit Gelächter. Am 29. Juni wurde der Erzherzog Johann von Österreich zum „Reichsverweser" gewählt; er erhielt 436 Stimmen; 52 fielen auf Heinrich von Gagern. Der Donnersberg (32 Stimmen) stimmte für den radikalen Adam von Itzstein.



265. Reichsverweser Erzherzog Johann von Österreich.
Nach dem Kupferstiche von O. Geyer.

Die Stellung des Reichsverwesers.

Es war eine unverantwortliche Gewalt, die der Beschluß der Nationalversammlung vom 28. Juni dem Reichsverweser übertrug: er sollte die Oberleitung der gesamten bewaffneten Macht der Nation haben und die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands ausüben, so daß mit seinem Eintritte der Bundestag zu existieren aufhöre. Die von ihm zu ernennenden Minister aber sollten der Nationalversammlung verantwortlich sein.

Erzherzog Johann.

Glockengeläut und Kanonendonner verkündeten die vollzogene Wahl; eine Deputation von sieben Mitgliedern der Nationalversammlung begab sich nach Wien, um feierlichst dem Erwählten seine Wahl anzuzeigen; auch die Zustimmung der Regierungen fehlte ihm nicht. Der Erzherzog Johann, derselbe, der bei Hohenlinden 1800 ge-

schlagen worden und 1809 bei Wagram zu spät gekommen war, war ein schlichter, behaglicher Herr von 66 Jahren (geboren 20. Januar 1782, gestorben 10. Mai 1859). Er galt für liberal, da er mit der Tochter eines bürgerlichen Postmeisters aus Steiermark verheiratet war und in seiner Statthalterschaft gar gemütlich, oft in der Lodenjoppe, mit dem biederen Volk der Berge verkehrte: er galt sogar für einen deutschen Patrioten, da die Mythe dem Trinkspruch, welchen er am 4. September 1842 auf Schloß Brühl ausgebracht (S. 487), die Gestalt gegeben hatte: „Kein Preußen, kein



266. Anton Ritter von Schmerling.
Nach Biows Lichtbilde lithographiert von Schertle (1848).

Österreich! Ein einziges großes Deutschland, fest wie seine Berge!“ Aber er war doch immer erst Österreicher, dann Deutscher, und ohne eine deutliche Vorstellung von den außerordentlichen Schwierigkeiten der ihm übertragenen Stellung.

Auflösung des Bundestages.

Am 11. Juli hielt der Reichsverweser Johann seinen festlichen Einzug in Frankfurt und leistete am nächsten Tage vor der Nationalversammlung den Eid auf das Gesetz vom 28. Juni. Dann begab er sich in den Bundestag, der durch eben dieses Gesetz aufgehoben war, und ließ es ruhig geschehen, daß der Bundestagspräsident Schmerling erklärte, der Bundestag übertrage seine Rechte und Vollmachten auf den Reichsverweser. Freilich protestierte gegen diese Anmaßung, die es dem Bundestage verstatte, die übertragenen Rechte zu andrer Zeit auch wieder zurückzunehmen, in der Nationalversammlung der Abgeordnete Robert Blum aus Leipzig, ohne indes in dem allgemeinen Jubel durchzudringen.

Das Reichsministerium.

Sodann ernannte der Reichsverweser das Reichsministerium: das Portefeuille des Äußern erhielt der Hamburger Advokat Heckscher, das des Innern der Österreicher von Schmerling, das des Krieges der preußische General von Peucker, das

der Finanzen der preußische Bankier von Beckerath, das der Justiz der Heidelberger Professor von Mohl, das der Marine und des Handels der Bürgermeister von Bremen Duckwitz. Der Vorsitz wurde, nachdem sowohl der frühere preußische Minister Camphausen als auch der Baron Stockmar, der vertraute Freund König Leopolds von Belgien, ihn abgelehnt hatten, dem bayrischen Fürsten von Leiningen übertragen, der ihn jedoch bald an Schmerling abgab.

Machtlosigkeit der Reichsregierung.

Es war ein böses Witzwort, das in Erinnerung an England den Reichsverweser „König Johann ohne Land" nannte, ein ebenso böses das dem Munde Blums entstammende, der vom Reichsvermoderer sprach. Nur allzubald sollte die Wahrheit sich zeigen. Der Reichskriegsminister verlangte, daß am 6. August alle deutschen Truppen durch eine Parade und ein Hoch auf den Reichsverweser der neuen Zentralgewalt huldigen sollten. Österreich nahm von dieser Anordnung gar keine Notiz, Hannover verweigerte jede Huldigung, und Preußen erlaubte sie nur mit dem Zusatze „so oft ihr Kriegsherr, der König, die preußischen Truppen unter den Befehl des Reichsverwesers stellen würde". Auch hier zeigte es sich, daß der Mangel jeglicher militärischen Gewalt den Beschlüssen der Versammlung den Nachdruck raubte. Die Aufstellung eines Parlamentsheeres aber würde, die Möglichkeit eines solchen vorausgesetzt, den Bürgerkrieg über kurz oder lang zur Folge gehabt haben. Ebenso wollte es auch den Gesandten des Reichsverwesers in London und Paris nicht gelingen, sich die gehörige Beachtung zu verschaffen. Indessen glaubte doch jetzt endlich die Nationalversammlung sich ihrer eigentlichen Aufgabe, der Verfassungsberatung, widmen zu können.

Die Grundrechte

Das Vorparlament war mit der Empfehlung auseinander gegangen, daß der deutschen Verfassung „Grundrechte" vorangeschickt würden, die das geringste Maß der dem deutschen Volke in einem jeden Staate zu gewährenden Freiheit verbürgten. Ungestüm verlangte die Linke in der Nationalversammlung die Feststellung der Grundrechte als eine Sicherheit gegen die Wiederkehr „vormärzlicher" Zustände; zögernd gab die Rechte nach. Diese allgemeinen Bestimmungen über Freiheit und Sicherheit des Eigentums, Freiheit des Gewissens, des Kultus, der Wissenschaft und der Presse, Gleichheit der Besteuerung, Geschworenengerichte, Aufhebung aller Sonderberechtigungen wurden nun die Tummelplätze für die schärfsten Redeturniere, die unter dem Schilde der Gründlichkeit Wortklauberei und Haarspalterei aufführten. Schon allein die Feststellung der Eingangsworte „Jeder Deutsche" erforderte eine mehrstündige Debatte. Wochen vergingen darüber: eine kostbare Zeit. Anstatt nur in kurzen raschen Grundstrichen, wenn überhaupt, die Grundrechte festzustellen und vor allem mit Preußen eine ernste Verständigung zu suchen, wodurch allein der liberalen Bewegung ein zuverlässiger Halt hätte gegeben werden können, erkältete die Nationalversammlung durch die endlosen unfruchtbaren Wortgefechte die Sympathien des Volkes immer mehr, die ihr anfänglich in so hoffnungsvoller Weise zugewendet gewesen waren.

Da trat ein Ereignis ein, das in derber Weise die spitzfindigen Debatten der Paulskirche unterbrach: Preußen schloß mit Dänemark den Waffenstillstand zu Malmö.

Dänemark und Schleswig-Holstein.

Die Märzrevolution in Kopenhagen hatte auch in Dänemark die Liberalen ans Ruder gebracht, deren Bestreben in Übereinstimmung mit König Friedrich VII. es war, den Bereich der neuen dänischen Gesamtverfassung bis an die Eider auszudehnen und damit Schleswig der dänischen Monarchie einzufügen. Indessen Schleswig war ebenso wie das zum deutschen Bunde gehörende Holstein nur durch Personalunion mit Dänemark verbunden und protestierte heftig gegen die Nichtachtung seiner altverbrieften Rechte. Allein die „Eiderdänen" nahmen darauf keine Rücksicht und proklamierten am 24. März die Einverleibung Schleswigs.

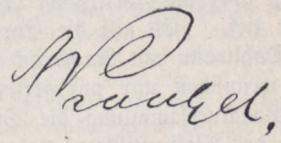
Friedrich Wilhelm IV. für die Herzogtümer.

Die Folge war, daß aus Schleswig wie aus Holstein eine Anzahl angesehener Männer in Kiel zusammentrat und eine provisorische Regierung für beide Herzogtümer einsetzte. Für diese erklärten sich auch die schleswig-holsteinischen Truppen: die Festung Rendsburg wurde ohne Schwertstreich gewonnen; die dänischen Beamten flüchteten und Schleswig-Holstein war frei. Aber nun galt es, die leichtgewonnene Freiheit zu behaupten. Freiwillige strömten aus den Herzogtümern wie aus dem nördlichen Deutsch-



267. Friedr. Heinr. Ernst Graf Wrangel.

Nach dem Leben gezeichnet von Professor Krüger, lithographiert von Mittag.



land den schleswig-holsteinischen Fahnen zu: allein die Dänen kehrten mit überlegener Macht zurück und schlugen die schleswig-holsteinische Armee des Prinzen von Noer. Doch erstand jetzt den Besiegten thatkräftiger Beistand. König Friedrich Wilhelm IV. hatte in einem Briefe vom 24. März 1848 die drei Grundsätze des schleswig-holsteinischen Staatsrechtes — Selbständigkeit gegenüber Dänemark, Untrennbarkeit und männliche Erbfolge — anerkannt, und am 4. April hatte die Bundesversammlung Preußen beauftragt, in Verbindung mit dem 10. Armeekorps zum Schutze Holsteins und seiner Beziehungen zu Schleswig einzutreten. Preußische Gardetruppen unter General von Wrangel rückten ein, und der Bundestag stellte außerdem das Kontingent von Hannover und Braunschweig unter Wrangels Befehl. Am 23. April erstürmte dieser den Schutzwall der Danewirke bei Schleswig, schlug am nächsten Tage die Dänen bei Oversee und überschritt, die Dänen vor sich her treibend, am 1. Mai die Grenze von Jütland.

Der Waffenstillstand von Malmö.

In Preußen war aber dieser Krieg, zu dem König Friedrich Wilhelm sich so rasch entschlossen hatte, keineswegs populär. Die Dänen blockierten die preußischen Häfen, kaperten die preußischen Schiffe und schädigten den preußischen Handel in der empfind-

lichsten Weise. Eine Kriegsflotte zur Abwehr war nicht vorhanden. Wohl erließ der Fünfziger-Ausschuß einen Aufruf zu Geldsammlungen in ganz Deutschland für die Gründung einer deutschen Flotte: aber er erbrachte nur die geringfügige Summe von 200 000 Gulden, nicht einmal ausreichend für den Bau eines einzigen Kanonenbootes. Wohl beschloß dann die Nationalversammlung in Frankfurt, Matrikularbeiträge im Betrage von 6 Millionen Thalern von den deutschen Staaten zu erheben: aber Österreich weigerte sich nicht nur, den entfallenden Anteil zu bezahlen, sondern lehnte es auch ab, seine Kriegsflotte zum Schutze der Ost- und Nordseeküsten auslaufen zu lassen. Die Kriegslast also lag so gut wie allein auf Preußen. Unter diesen Umständen fand das Drängen Rußlands und Englands, welche eine Schwächung Dänemarks nicht zugeben wollten, in Berlin Gehör, und überdies glaubte die in der Umgebung des Königs stark vertretene reaktionäre Partei, man könne die Truppen viel besser daheim zur Bewältigung der Revolution gebrauchen: die preußischen Truppen wurden aus Jütland zurückgezogen und der Krieg nur noch mit Lauigkeit weitergeführt. Am 5. Juni siegten die Dänen über die Hannoveraner bei Hollbühl, am folgenden Tage kämpften sie mit den Preußen ohne Entscheidung bei Düppel. Da entfachte sich in den Süddeutschen ein größerer Kriegseifer als bisher: der bayrische Oberst von der Tann führte ein Freikorps gegen die Dänen, und das badische und württembergische Kontingent setzte sich nach Norden in Marsch. Indessen Preußen entsagte am 26. August der Fortsetzung des Krieges durch den Waffenstillstand von Malmö, den es unter schwedischer Vermittelung mit Dänemark schloß: 7 Monate lang sollte der Kampf ruhen, die schleswigschen Truppen sollten in Schleswig, die holsteinischen in Holstein bleiben, und alle Erlasse der provisorischen Regierung der Herzogtümer ungültig sein. Am 2. September ratifizierte Preußen den Vertrag.

Stellung der Nationalversammlung zu dem Waffenstillstand.

Wenn dieser Waffenstillstand auch für Deutschland Gültigkeit haben sollte, so bedurfte er der Zustimmung des Reichsverwesers und der Nationalversammlung. Erzherzog Johann war dafür und beauftragte sein Ministerium, ihn der Nationalversammlung am 4. September vorzulegen. In der Paulskirche aber erregte er sofort einen Sturm von Entrüstung. Am 5. September begannen die Verhandlungen darüber. Schmerling, der Ministerpräsident, und Heckscher, der Reichsminister des Auswärtigen, gaben sich alle Mühe, den Waffenstillstand zu verteidigen; sie wiesen mit Nachdruck darauf hin, daß die Nichtgenehmigung den völligen Bruch mit Preußen bedeute, ohne Preußen aber die Fortsetzung des Krieges überhaupt unmöglich sei. Aber die Erregung ging zu tief. „Es gilt die Ehre Deutschlands, meine Herren, die Ehre Deutschlands!“ schloß Dahlmann mit Nachdruck seine Rede gegen den Waffenstillstand; diese Meinung siegte, wennschon nur mit geringer Majorität: mit 238 gegen 221 Stimmen beschloß die Nationalversammlung die Sistierung aller Maßregeln, welche sich auf die Ausführung des Waffenstillstandes bezögen; die Beschlußfassung über die Genehmigung behielt sie sich noch vor.

Infolgedessen reichte das Reichsministerium seine Entlassung ein. Dahlmann wurde beauftragt, ein neues zu bilden; allein weder ihm noch dem bayrischen Staatsrat von Hermann wollte es gelingen, Minister zu finden, welche die Verantwortung eines Bruches mit Preußen auf sich nehmen wollten. Überdies kam der Herzog von Holstein-Augustenburg selbst nach Frankfurt, um einem Bruche mit Preußen vorzubeugen. Mehr und mehr gewann die Überzeugung von der Unentbehrlichkeit Preußens Anhänger: in der Schlußabstimmung am 16. September sprach die an diesem Tage übrigens vollzähliger als am 5. besetzte Nationalversammlung mit 258 gegen 238 Stimmen ihre Zustimmung zu dem Waffenstillstande aus.

Radikale Umtriebe.

Das Ministerium Schmerling trat jetzt ohne weiteres wieder ein. Die große Menge aber sah in dem Beschlusse eine Unterwerfung unter Preußen, ganz dazu angethan, das Ansehen der Nationalversammlung in der allgemeinen Meinung herabzusetzen. Und in der That: konnte ihre Machtlosigkeit besser bewiesen werden? Was nutzte das ganze Funkenfeuerwerk begeisterter Reden, wenn es in dem Dunkel der Thatenlosigkeit erlosch? Diese Stimmung des großen Haufens erschien den Radikalen, die

in der Nationalversammlung bisher nicht hatten durchdringen können, sehr geeignet, um durch einen Gewaltstreich mit Hilfe des niederen Volkes die Nationalversammlung zu sprengen, der Regierung sich selbst zu bemächtigen und die deutsche Republik zu proklamieren. Die aufgeregte Menge hatte schon am Abend des 16. September verschiedene Abgeordnete insultiert, den Reichsminister Heckscher zur Flucht genötigt und den durchaus konservativ gewordenen Turnvater Jahn gezwungen, sich auf dem Hausboden zu verstecken. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wurde sie zu einer Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt zusammengerufen. Durch haßtriefende Brandreden schürten die radikalen Abgeordneten Simon aus Trier und Zitz aus Mainz die Erbitterung der aus der Stadt und Umgegend versammelten Tausende gegen die liberale Majorität der Nationalversammlung; jene 258 wurden für Verräter des Vaterlandes erklärt und eine Monstrepetition um Zurücknahme der Bestätigung des Waffenstillstandes entworfen. „Jetzt wollen wir Fraktur schreiben!" meinte Zitz, des Sieges sicher.

Noch nicht lange hatte am Montag die Sitzung gedauert, als sich ein Pöbelhaufe mit der Petition in die Paulskirche drängte. Doch noch ohne die Sicherheit erprobter Frechheit ließ er von den Abgeordneten nach wenigen Minuten sich wieder aus der Thür weisen; draußen aber begann er sofort sich Barrikaden aufzutürmen. Indessen die Minister waren doch nicht ohne eine Andeutung dessen geblieben, was im Werke war; sie hatten sich aus Mainz und Darmstadt Truppen erbeten. Am Nachmittag langten die Soldaten an und gingen sofort zum Angriffe gegen die Barrikaden vor. Man erkannte den Mangel an Erfahrung in dem Bau der Straßenschanzen: einige Kanonenschüsse genügten, um sie zu zertrümmern, einige Flintensalven, um die Verteidiger zu vertreiben. Noch ehe der Abend kam, war der Aufruhr allenthalben erstickt.

Ermordung Lichnowskys und Auerswalds.

Während der Kampf noch in der Stadt wogte, hatten die preußischen Abgeordneten General von Auerswald, der älteste Bruder des preußischen Ministers, und Fürst Felix Lichnowsky auf der Friedberger Chaussee einen Spazierritt unternommen. Sie begegneten dabei einem Bauernhaufen, der, mit Sensen und Flinten bewaffnet, den Aufständischen in der Stadt zu Hilfe zog. Drohende Worte und Gebärden veranlaßten die beiden Reiter einen Nebenweg einzuschlagen; aber die Rotte, die in ihnen preußische Spione sehen wollte, verfolgte sie; sie mußten, da sich der Weg in Hecken und Zäune verlief, von den Pferden absteigen und in einer nahe gelegenen Gärtnerwohnung Zuflucht suchen. Indes die tobenden Verfolger drangen in das Haus ein, erspähten den Versteck und erschossen den General auf der Stelle vor dem Hause. Den Fürsten Lichnowsky wollten sie nach Bornheim schleppen; allein er widersetzte sich den rohen Gewaltthätigkeiten seiner Geleiter: da gaben sie auch auf ihn Feuer. Mit lautem Aufschrei stürzte er zu Boden. Nun fielen sie allesamt über den Wehrlosen her und ließen ihn endlich für tot unter den Bäumen der Landstraße liegen. Vorübergehende hoben ihn auf und brachten ihn zuerst wieder in die Gärtnerwohnung zurück, dann in das Haus des Herrn von Bethmann, und als dieser den Sterbenden nicht in seiner Wohnung dulden wollte, in das Heiligegeisthospital, wo er bald nach Mitternacht verschied: ein vielbegabter redefertiger Mann; noch am Sonnabend abend hatte er in der Paulskirche ausgleichend und versöhnlich gesprochen, um zwei Tage darauf „mutwillig und barbarisch" hingemordet zu werden. „Ich will nicht aufregen", sagte in der folgenden Sitzung der Nationalversammlung der Präsident Gagern, „aber das Gefühl der Scham über die Schmach, welche durch solche That über die Nation kommt, kann ich nicht unterdrücken."

Belagerungszustand.

Mit militärischem Gepränge wurden am 21. September die wenigen in dem Straßenkampfe gefallenen Soldaten beigesetzt, während die 33 Barrikadenkämpfer, die geblieben und nachher an ihren Wunden gestorben waren, in aller Stille beerdigt werden mußten. Die Linke wollte ihnen nachträglich eine Leichenfeier halten; es wurde verboten. Über Frankfurt wurde durch den Reichsverweser der Belagerungszustand verhängt und preußische und österreichische Truppen zum Schutze der Nationalversammlung dorthin gelegt. Es war zu Tage getreten, daß die Nationalversammlung keinen Boden in der großen Masse des Volkes habe, daß auch sie der altbewährten Stütze der Bajonette nicht entbehren könne. Mit ihrem moralischen Ansehen war es nach oben bei den Regierenden, wie nach unten beim Volke vorbei; das war die Frucht des unseligen 18. September. Die Verfassung des deutschen Reiches schwebte, noch ungeschaffen, völlig in der Luft; denn die Zeit ging rascheren Schrittes als die Debatten in der Paulskirche.

Revolte in Baden.

Ein Nachspiel zu dem verunglückten Frankfurter Aufstand bildete eine zweite republikanische Erhebung in Baden, indem am 21. September unter der Leitung von Struve, Löwenfels und Karl Blind — Hecker war am 18. September nach Amerika abgesegelt — Freischärlerbanden von Basel aus ins Land brachen. Sie besetzten Lörrach und rückten durch den Schwarzwald, allenthalben das Volk aufwiegelnd, bis ins Rheinthal vor. Aber schon am 24. September wurden die ungeregelten Scharen von General Hofmann bei Staufen zerstreut.

Es war Oktober geworden, der § 1 der deutschen Reichsverfassung: „Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des bisherigen deutschen Bundes" war endlich festgestellt. Am 20. Oktober begann die Debatte über § 2: „Kein Teil des deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein." Es galt, durch denselben vornehmlich die Verhältnisse Österreichs klar zu stellen: aber schon vollzog sich hier die Entscheidung in ganz andrer Art.

Fortgang der Revolution in Wien.

An der Revolution des 13. März hatten auch die Arbeiter der Vorstadt ihren Anteil begehrt; aber man hatte noch zur rechten Zeit die Stadtthore vor ihnen verschlossen. Sie hatten sich darauf zurückgewandt und ihre Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen an den Mauthäusern ausgelassen, die Wohnungen verhaßter Fabrikanten in Fünf- und Sechshaus zerstört und in den Fabriken die Maschinen zertrümmert. Das war die Ursache, daß noch in derselben Nacht Bürger und Studenten mit Waffen aus den Vorräten des Zeughauses versehen wurden. Die Bürgergarde ging nun gegen die Arbeiterhaufen vor, welche meilenweit in der Umgegend Wiens ihr Zerstörungswerk fortsetzten, und verhaftete einige Hundert der rebellischen Arbeiter. Die Studenten jedoch hielten sich von diesen Arbeiterverhaftungen fern: das gewann ihnen das Vertrauen der Vorstädte und machte sie zu einflußreichen Führern der unruhigen Haufen. Indes glaubte die Regierung doch auch etwas zur Beschwichtigung thun zu müssen: sie hob die Verzehrungssteuer, welche auf den notwendigsten Lebensmitteln lastete, auf und ordnete zur Beschäftigung der Arbeitslosen öffentliche Erdarbeiten an.

Die Volksparteien.

Von einem Zusammenhalt der Massen war zunächst noch nicht die Rede. Die Handwerksgesellen hatten ihren Mittelpunkt in dem „Arbeitervereine", dessen Vorsitzender ein junger Handwerker, Sander, war; sie suchten sich mehr im Turnen und Waffengebrauch zu üben, auch geistig zu bilden, als daß sie revolutionären Bestrebungen huldigten. Die Fabrikarbeiter fanden ihre Organisation in dem Klub der „Volksfreunde", aus dem später „der demokratische Verein" hervorging. Ihr Führer war der Sprachlehrer Karl Tausenau. Ihm gesellte sich „der liberale Verein", dessen Stifter und Leiter ein polnischer Jude mit Namen Cheizes war, vor übergroßer Redebegier fast stets heiser. Den Barbiergesellen und den Juden angemessen zu verhüllen, nannte er sich Doktor Chassé. Sein wie Tausenaus Ziel war die demokratische Republik, wenn auch nicht offen ausgesprochen, die sie in Verbindung mit ungarischen Gesinnungsgenossen zu erreichen strebten.

Die Erdarbeiter.

Durch ihre Zahl viel wichtiger waren indes die Erdarbeiter, wenn sie auch von den Gesellen wie von den Fabrikarbeitern gering geachtet wurden. In Menge durch die Geschäftsstockung, welche die naturgemäße Folge der Revolution gewesen war, brotlos gemacht, waren sie durch den Hunger zu den öffentlich angeordneten Erdarbeiten getrieben worden. In sich schlossen sie viele sehr bedenkliche Elemente, namentlich zahlreiche Böhmen, welche die Not aus ihrer Heimat vertrieben hatte, und Hunderte von „Kappelbuben", welche, die Genossen liederlicher Dirnen, nachts die Glacis von Wien, ja sogar die Straßen der inneren Stadt durch ihre frechen Raubanfälle höchst unsicher machten. Alle Erdarbeiter folgten unbedingt und völlig urteilslos den für die „reine Demokratie" schwärmenden Studenten. Indes versiegten bald die Mittel zur Bezahlung der Arbeiter. Im April hatten die Staatseinnahmen noch 6, die Ausgaben 10 Millionen Gulden betragen; binnen acht Wochen waren die Einnahmen auf 5 Millionen gesunken, während die Ausgaben auf 12 gestiegen waren. Es sollten demnach die Erdarbeiten beschränkt werden. Hilfe suchend wandten sich jetzt die Arbeiter an den aus Mitgliedern der Nationalgarde und der „Aula" bestehenden Sicherheitsausschuß. Dieser setzte ein

Arbeiterkomitee aus Bürgern und Studenten ein, um für die Arbeiter zu sorgen; die Mittel dazu mußte die Wiener Stadtkasse darreichen. Die Erdarbeiten wurden nun weiter ausgedehnt: im Prater am Flußbette der Donau, an der Matzleinsdorfer und der Währinger Linie karrten und schaufelten Tausende. Der Tagelohn betrug 25 Kreuzer (83 Pfennige) für den Mann, 18 Kreuzer (60 Pfennige) für die Frauen und Knaben. An die Spitze der Arbeiterkompanien ward je ein Mitglied der Aula, ein Student, gestellt. Die größte Rolle im Arbeiterkomitee spielte ein junger Student der Rechte, Willmer; man nannte ihn den Arbeiterkönig; so uneingeschränkt war sein Einfluß auf die Menge.

Zusammenströmen des Gesindels nach Wien.

Anfänglich schien sich diese Organisation der Arbeiter zu bewähren; sie bauten sich auf den Arbeitsplätzen Bretterhäuser zum Wohnen und thaten sich zu gemeinschaftlichen Einkäufen zusammen. Aber mit der Zeit setzte sich die Ansicht bei ihnen fest, daß ihre Arbeit eigentlich zwecklos wäre: mehr und mehr riß allgemeiner Müßiggang und ein wüstes Wirtshausleben ein, das auch viele Arbeiter aus den Fabriken und den Handwerksstätten anlockte. Die Geschäftsstockung machte sich zudem ja nicht bloß in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen geltend: in Masse kamen von dorther die entlassenen Arbeiter nach Wien gewandert: mit ihnen nicht wenig Vagabunden, Bettler und Strolche, die alle in die Listen der Erdarbeiter eingetragen sein wollten. Nur um sie wieder los zu werden, gab man jedem 10 Gulden (20 Mark) Reisegeld und beförderte sie wieder in ihre Heimat zurück.

Unmut der besitzenden Bevölkerung.

Immer bitterer wurden die Klagen der Bürger über die großen Kosten, welche die auf 50 000 angewachsenen Erdarbeiter ihnen auferlegten, und über die Verwilderung, in die durch das Beispiel der Erdarbeiter ihre eignen Gesellen, Arbeiter und Dienstboten verfielen. Heftig drängten sie auf Wiederherstellung der Ordnung und Verminderung der Arbeiterzahl. Aber die Arbeiter antworteten mit Gewaltthätigkeiten; die Werbehütten auf den Glacis, in denen sie durch ein hohes Handgeld für die in Italien kämpfenden Regimenter angeworben werden sollten, zertrümmerten sie und jagten durch wilde Drohungen die Werbeoffiziere von dannen. Sie glaubten jetzt ihre wahren Feinde zu erkennen: Erbitterung gegen Bürgerschaft und Nationalgarde bemächtigte sich ihrer, die ihnen mit nicht geringerer Erbitterung lohnten. Es war fast, als wenn jede Veranlassung ihnen recht wäre, um ihrem tiefen gegenseitigen Grolle Luft zu machen.

Mißbrauch der Preßfreiheit.

Die Märzrevolution hatte Vereins- und Preßfreiheit gebracht. In den zahlreich sich bildenden Vereinen wurden die Massen von gewissenlosen und ehrgeizigen Agitatoren geschürt, denen alles daran lag, die Rückkehr zu geordneten Zuständen zu verhindern; wie Pilze schossen neue Zeitschriften auf, wie Häfners „Konstitution", Mahlers „Freimütiger", Richters „Charivari für Österreichs freie Völker", Messenhausers „Volkstribüne", welche im Verein mit den zahllosen Flugblättern und Plakaten in ätzender, nicht selten unflätiger Sprache den Urteilslosen die Köpfe vollends verdrehten.

Der schreiende Mißbrauch der neugewonnenen Freiheit bestimmte schon am 31. März den neuen Minister des Innern, Pillersdorf, ein provisorisches Preßgesetz zu erlassen. Allein die Aula erklärte sich mit Entschiedenheit dagegen: man nannte es einen „Mord der Freiheit"; Unruhen drohten; der Minister nahm das Gesetz zurück und ließ die Zuchtlosigkeit weiter bestehen.

Verleihung einer Verfassung.

Eine Beschwichtigung der öffentlichen Meinung glaubte er von der Veröffentlichung der Verfassung sich versprechen zu dürfen, welche der Kaiser am 15. März hatte öffentlich ankündigen lassen. Zu einer eingehenden Erwägung der wichtigen in Betracht kommenden Fragen war keine Zeit: er übertrug die belgische Verfassung, welche sich ja dort so wohl bewährt, kurzer Hand auf Österreich. Die Vertrauensmänner, denen er seinen Entwurf schon am 13. April vorlegte, fanden nichts dagegen zu erinnern, auch der kaiserliche Familienrat, dem alle in Wien anwesenden Erzherzöge beiwohnten, sprach seine Zustimmung aus: so wurde denn die neue Verfassung am 25. April feierlich verkündigt. Aber sie fand in der Hauptstadt wie in den Provinzen sehr kühle Aufnahme: man mißbilligte laut, daß das Unterhaus aus indirekten Wahlen hervorgehen, daß neben demselben als Oberhaus noch ein Senat bestehen solle, daß nirgend

auf Ungarn und die italienischen Provinzen Bezug genommen war. Nach ein paar Tagen indes sprach in Wien kein Mensch mehr von der Verfassung. Etwas andres fesselte die öffentliche Aufmerksamkeit.

Pöbelausschreitungen.

Die beliebtesten Mittel, Unzufriedenheit auszudrücken, waren Katzenmusiken und Fenstereinwerfen. Daran sich zu beteiligen galt als Beweis liberaler Gesinnung. Verschiedenen Personen, darunter dem Erzbischofe von Wien, war schon in solcher Weise das öffentliche Mißfallen ausgedrückt worden; jetzt galt es dem neuen Ministerpräsident Graf Ficquelmont: er sollte den Kriegsminister Zanini zur Entlassung bewogen haben, um das Portefeuille seinem nahen Verwandten, dem Grafen Baillet-Latour, zuzuwenden. Für die skandalsüchtige Tagespresse lag der vollgültige Beweis darin, daß dieser ein aristokratischer General, jener aber bürgerlich war. Eine wüste, tobende Menge brachte am Abend des 2. Mai dem Ministerpräsidenten eine Katzenmusik; als nichts dagegen geschah, wiederholte sich der Skandal in verstärktem Grade unter Mitbeteiligung von Studenten und Nationalgardisten am nächsten Abend und endigte damit, daß eine Anzahl roher Gesellen in das Haus einbrach und unter drohenden Schimpfreden den greisen Ficquelmont zur Abdankung zwang.

Das politische Zentralkomitee.

Die Schwäche, welche die Regierung den fortwährenden Aufläufen und Straßenkrawallen gegenüber zeigte, ermutigte ihre radikal gesinnten Gegner. Die Nationalgarde und die Aula verständigten sich und setzten am 13. Mai ein politisches Zentralkomitee ein, die Rechte des Volkes zu schirmen. Allein der Minister Pillersdorf weigerte sich, dies Zentralkomitee anzuerkennen. Die Aufregung der Studenten darüber war unbeschreiblich; ein Aufstand schien jeden Augenblick ausbrechen zu müssen. Daher rückte noch am späten Abend Militär aus und besetzte die Thore und das Glacis. Indes kein Feind erschien; die Studenten begnügten sich damit, ihren Mut in tapferen Worten kund zu thun.

Am nächsten Abend — den 15. Mai — erneuerten sich die Zusammenrottungen. Die Nationalgarde und die Studentenlegion zogen, von zahllosen Volkshaufen geleitet, in die Hofburg und drangen in den Ministerrat ein, um die Anerkennung des Zentralkomitees zu ertrotzen. Scharen von Erdarbeitern, mit Hacken und Schaufeln bewaffnet, rückten ihnen nach, entschlossen, „ihren Brüdern in der Aula" zu helfen. An Truppen, ihnen entgegenzustellen, hatte das Ministerium nur wenige Tausend zur Hand. Denn der Kriegsminister Latour hatte, was von Soldaten nur verfügbar war, an Radetzky zur Bezwingung des Aufstandes der italienischen Provinzen gesandt. So mußte sich denn das Ministerium zur Nachgiebigkeit entschließen; die Bestätigung des Zentralkomitees wurde gewährt, und als die wortführende Deputation auch noch Suspension der am 21. April veröffentlichten Verfassung, Berufung einer Konstituante und Änderung des Wahlgesetzes verlangte, auch dies ohne Säumen bewilligt. Auf der Stelle begab sich Pillersdorf zu Kaiser Ferdinand, um dessen Zustimmung zu diesen Beschlüssen des Kabinetts einzuholen.

Flucht des Kaisers.

Bereitwillig erteilte sie der Kaiser; aber die drohenden Vorgänge, welche er in seiner nächsten Nähe hatte erleben müssen, brachten bei ihm, oder vielmehr bei seiner Umgebung, den Entschluß zur Flucht. Am 17. Mai machte der kaiserliche Hof seine gewöhnliche Spazierfahrt nach Schönbrunn; dort angelangt wurden die Kutscher bedeutet, nicht anzuhalten, sondern die Straße nach St. Pölten weiterzufahren. So wenig fühlte die kaiserliche Familie sich in Wien sicher, daß sie nach Innsbruck zu den allzeit treuen Tirolern ihre Zuflucht nahm. Das Ministerium aber, das im Vollgefühle seiner Ohnmacht seine Entlassung eingereicht hatte, blieb schließlich, um der Sicherheit des Thrones und des Herrscherhauses willen, wie es amtlich in der „Wiener Zeitung" erklärte.

Wirkung der Flucht.

Eben noch war ganz Wien voll lauter Freude, daß der Kaiser bewilligt habe, die Verfassung solle durch einen konstituierenden Reichstag festgestellt werden, als die Nachricht von der Abreise der kaiserlichen Familie sich verbreitete. Die größte Bestürzung bemächtigte sich der Gemüter: wer eben noch mit seiner Freiheitsliebe groß gethan, verlangte jetzt nur nach Ruhe und Ordnung, ersehnte die Rückkehr des Kaisers um jeden Preis. Das Zentralkomitee, dem man die Hauptschuld beimaß, mußte sich

auflösen. Das Ministerium ermannte sich unter allgemeinem Beifall zum Erlaß eines Preßgesetzes, zur Unterordnung der Nationalgarde unter das Militärkommando, zur Androhung des Standrechtes für alle Unruhstifter. Alle Korporationen, alle Vereine sandten Deputationen nach Innsbruck, um die Rückkehr des Kaisers zu erbitten. Alle Zeitungen strömten von dem Lobe des Monarchen, von Versicherungen der Treue über.

Die „Hofkamarilla".

Da kam jemand auf den Gedanken, daß die Abreise des Kaisers das Werk einer Hofkamarilla wäre. Vom 23. Mai an gingen die Zeitungen zu den heftigsten Angriffen auf die Kamarilla über; und die große Menge schimpfte wacker mit, obgleich ihr nicht recht klar war, gegen wen sich ihr Zorn zu richten habe. Denn unter



268. Aufzug der Arbeiter zu gunsten der akademischen Legion am 26. Mai 1848.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Karl Goebel.

Kamarilla verstanden manche einen hohen Beamten aus Metternichs Schule, der im März zu beseitigen vergessen sei, andre deuteten es auf die alte Kammerfrau Cibbini, die einst durch ihr Klavierspiel geglänzt, oder hielten das Wort für einen Spitznamen des Grafen Bombelles, des einzigen Hofkavaliers, der den Kaiser begleitet hatte. Rasch war jetzt die reuige Stimmung der Wiener verflogen: brauchten sie doch nun nicht mehr in ihrem eignen Gebaren die Schuld für die Abreise des Hofes zu suchen.

Die akademische Legion.

Mit offener Abneigung hatten sie einige Tage hindurch auf die roten Stürmer der Studentenlegion gesehen; jetzt war das vergessen, und als das Ministerium am 26. Mai daran ging, die akademische Legion im Interesse der Ordnung aufzulösen, war die Meinung nicht mehr dafür und stärkte dadurch den Widerstand der Studenten. Am wenigsten waren natürlich die Studenten selbst dafür, ihre Legion auflösen und sich nach Hause schicken zu lassen. Sie setzten den Befehlen des Ministeriums hartnäckige Weigerung entgegen. Dazu kam, daß auf die Nachricht von der drohenden Auflösung

die Erdarbeiter in mächtigen Scharen erschienen, um ihren „Brüdern" zu helfen. Allein Truppen hatten, um sie zurückzuhalten, die Stadtthore besetzt: ein Kampf schien unvermeidlich. Doch ohne Anweisung sich selbst überlassen, begannen die Truppen bald sich zurückzuziehen. Sofort drängten die Arbeiter nach und errichteten zur Behauptung des gewonnenen Terrains in aller Eile Barrikaden. Unter diesen Umständen gab Pillersdorf nach, nahm den Auflösungsbefehl zurück und ließ das Militär vollends in die Kasernen marschieren. Alle Gefahr für die Barrikadenkämpfer war damit verschwunden: aber nur um so entschiedener weigerten sie sich, die Barrikaden zu verlassen; denn die Bürger ließen es an guter Verpflegung der „Patrioten" nicht fehlen. Erst spät gelang es unter dem Vorwande eines festlichen Umzuges, sie in die Vorstädte zurückzuführen. Die Studentenlegion hatte sich behauptet, machtvoller als zuvor, denn der Minister mußte ihnen sogar ein paar bespannte Batterien ausliefern und den schon genannten Dr. Fischhof mit fast diktatorischer Gewalt ausstatten. Wer aber noch einen Rest von Besonnenheit sich bewahrt hatte, der erkannte das Unwürdige und Bedenkliche zugleich, das in dieser Herrschaft unreifer Jünglinge lag, die bald als leitende Beamte, bald als Volksrepräsentanten, bald wieder als Soldaten sich aufspielten. Die Folge war, daß die Gebildeten Wiens sich fast sämtlich mit Entschiedenheit von der liberalen Bewegung lossagten und der Reaktion sich zuwandten, um nur dieser neugewonnenen Freiheit wieder ledig zu werden, welche als Anmaßung der Aula, als Tyrannei der Massen, als Maßlosigkeit der Volksführer, als Gewaltherrschaft des Bürger-Sicherheitsausschusses sich immer deutlicher enthüllte.

Ungarn. Der Slawenkongreß.

Hinter den Wienern waren die Ungarn nicht zurückgeblieben: am 17. März hatten sie die Errichtung eines ersten verantwortlichen Ministeriums Ungarns erlangt. Mit diesem ersten Schritte zur Bildung eines transleithanischen Reiches erwachten in Ungarn auch sofort die alten Gelüste nach der Herrschaft über Siebenbürgen und über die südslawischen Königreiche. Die Sachsen in Siebenbürgen fügten sich, wenn auch mit Widerstreben; die Kroaten und Slowenen aber widersetzten sich mit Entschiedenheit den Herrschaftsgedanken der Magyaren. Iwan Kukuljewic regte in der illyrischen Nationalzeitung zum Schutze der illyrischen Nationalität (s. S. 554) die Idee einer allgemeinen Slawenverbrüderung an; er fand in Ludwig Stur, einem slowakischen Prediger in Prag, einen rührigen Gesinnungsgenossen; bedrohte doch das Magyarentum die Slowaken nicht weniger als die Illyrer. Ein Slawenkongreß wurde in Aussicht genommen; zahlreich trafen schon gegen Ende April von allen Seiten die Zusagen der Teilnahme an demselben ein. Lebhafte Zustimmung fand die Kongreßidee bei den böhmischen Studenten und der tschechischen Nationalpartei. Die Erinnerung an die frühere Macht und Unabhängigkeit Böhmens erwachte. Sie sahen sich durch das Deutschtum eingeengt, und am 11. März hatten demgemäß tschechische Patrioten eine Adresse an den König beschlossen, in der sie Gleichstellung mit den Deutschen und Vereinigung des böhmischen, mährischen und schlesischen Landtags forderten. Unter Graf Leo Thun bildete sich dann ein Nationalausschuß, um die Wahlen zu dem am 8. April vom Kaiser bewilligten konstituierenden Landtag vorzubereiten. Palacky aber, die Seele der tschechischen Bewegung, bewirkte, daß Böhmen sich von den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung ausschloß. Was den Böhmen vorschwebte, war die Erneuerung ihrer Herrschaft über Mähren und Österreichisch-Schlesien, um dadurch zu einer ähnlich national-selbständigen Stellung zu gelangen, wie die Ungarn. Man benutzte auch die Wiener Maitumulte geschickt, um die Einsetzung einer vorläufigen Regierung vom Landeschef zu erzwingen. Dieser berief denn auch zum 30. Mai Palacky und Rieger, die beiden Hauptführer der Tschechenpartei an seine Seite. — Die Ungarn aber nahmen die am 1. Mai ergangene Einladung zu dem Kongresse mit dem größten Mißtrauen auf: ihr Gedanke war, wenn sie ihn nicht hindern könnten, so ihn doch in Mißkredit zu bringen; fühlten sie doch, daß er nicht zum wenigsten sich gerade gegen sie richte.

Eröffnung des Kongresses in Prag.

Am 2. Juni wurde der Kongreß in Prag eröffnet, wohin er in höflicher Rücksicht auf die Tschechen berufen war. Palacky wurde zum Präsidenten gewählt. Aber die Versammlung fand in der halbdeutschen Stadt mehr Neugierde als Interesse; nur

die Studenten lärmten Beifall. 341 Teilnehmer hatten sich zusammengefunden, darunter allein 237 Tschechen; die Teilnahme einer Anzahl Polen — auch der Russe Bakunin hatte sich eingestellt — gab der Versammlung eine gewisse liberale Färbung; aber zumal unter den böhmischen Magnaten, die teilnahmen, wie die Fürsten Schwarzenberg, die Grafen Harrach und Kolowrat, gab es viele Männer von streng konservativer Gesinnung. Die Verständigung der Teilnehmer untereinander war bei der großen Verschiedenheit der slawischen Idiome eine schwierige Sache und gelang auch nicht immer ganz: doch ist es eine boshafte Fabel, daß man hätte deutsch sprechen müssen, um von allen verstanden zu werden.



269. Feldmarschall Alfred Candidus Ferdinand, Fürst zu Windischgrätz.
Nach dem Leben gezeichnet von Prinzhofer, lithographiert von Ed. Kaiser.

Fürst Windischgrätz in Prag.

Die Aufregung und Spannung der Gemüter, die der Kongreß in Prag hervorrief, war unverkennbar. Den ganzen Tag rasselten die böhmischen Studenten und die Mitglieder des Swornost, der tschechischen Nationalgarde, welche die Ehrenwache des Kongresses bildete, mit ihren Waffen durch die Straßen und sangen glühende slawische Freiheitslieder. In jeder Sitzung pries man die Macht der Slawen und häufte Verwünschungen auf ihre Feinde. Dem gegenüber thaten sich die Deutschen Prags zu einem Vereine für Ruhe und Ordnung zusammen, und der Kommandant Fürst Alfred Windischgrätz hielt es für angemessen, zur Vorsicht einige Truppen in Bereitschaft zu halten. Swornost und Studenten sahen darin eine Beleidigung des Kongresses und verlangten von Windischgrätz die Zurücknahme seiner Maßregeln, die Auflösung des deutschen Vereins und die Auslieferung von Patronen und etlichen Kanonen an die Studentenlegion. Die große Rolle, welche die Wiener Studenten in der Hauptstadt spielten, stachelte den Ehrgeiz der Prager auf. Mit kurzen Worten indes schlug der General das Begehren ab; mit beleidigenden Schmähreden antwortete ihm die wortführende Deputation.

Aufstand in Prag.

Am nächsten Tage, dem Pfingstmontage (den 12. Juni), sammelte sich ein lärmender Haufe vor der Kommandantur und versuchte, dem Kommandanten eine Katzenmusik zu bringen; allein die Wache rückte aus dem Hofe des Gebäudes vor und zerstreute mit Waffengewalt die Tumultuanten. Ein Schuß, der dabei auf den sich am Fenster zeigenden Kommandanten abgegeben wurde, tötete nicht diesen, sondern die neben ihm stehende Gemahlin. Alsbald wurden an mehreren Stellen Barrikaden errichtet; namentlich wollte man bemerken, daß ein junger Slowake, Marcell Turanski, mit Eifer dazu aufforderte, der später als Geheimagent des ungarischen Ministeriums sich enthüllte, abgesendet, um den Slawenkongreß irgendwie zu kompromittieren. Zu einem größeren Straßenkampfe indessen kam es noch nicht, da Windischgrätz, sein berechtigtes Rachegefühl niederkämpfend, zunächst durch Verhandlungen zu beschwichtigen suchte. Erst als sich in den nächsten Tagen der Tumult erneuerte und eine nächtliche Feuersbrunst die Bewohner der Stadt in Schrecken gesetzt hatte, ging Windischgrätz ernstlich vor und ließ die von den Aufständischen besetzten Gebäude mit Granaten beschießen; da ergab sich ihm die Stadt am 17. Juni auf Gnade und Ungnade. Der Slawenkongreß war während der unruhigen Tage ohne Sang und Klang auseinander gegangen: er hatte die Macht des Slawentums an den Tag legen sollen; aber dieselben Tage hatten offenbart, daß die Macht und Einheit Österreichs auf seinem Heere beruhe.

Zurückdrängen der Erdarbeiter in Wien.

Auch in Wien hatte das Pfingstfest neue Unruhen gebracht. Die Erdarbeiter verlangten auch für die Feiertage ihren Tagelohn und nahmen, als sie ihn nicht erhielten, eine drohende Haltung an. Aber die Bürgerschaft war der ewigen Arbeiterunruhen müde; namentlich die kleinen Handwerker litten sehr darunter. Der Verkehr war ins Stocken geraten, das Geld seltener geworden, der Lebensunterhalt verteuert. Der Dienst in der Nationalgarde und der fleißige Besuch der politischen Versammlungen raubten ihnen überdies die Arbeitszeit; nicht wenige lebten nur noch von dem, was sie im Leihhause versetzten. Die Nationalgarde war daher sehr geneigt, gegen die Arbeiter einen nachdrücklichen Schlag zu führen, um endlich einmal Ruhe zu bekommen. Als nun die Unruhen sich immer wiederholten und am 23. Juni gar die Arbeiter in der inneren Stadt erschienen und die Nationalgarde, die immer noch zögerte, verhöhnten und für den nächsten Tag zum Kampfe herausforderten: da schien die Geduld der Bürgerwehr erschöpft. Am 24. trat die gesamte Nationalgarde auf dem Glacis an und ließ dort auch ihre sämtlichen Kanonen auffahren. Nun aber warfen sich die Studenten ins Mittel: der Sieg jeder Partei mußte ihrer eignen Machtstellung ein Ende bereiten; sie suchten zu vermitteln und erreichten wirklich durch den Hinweis auf die Kanonen und die bewaffneten Tausende, daß die Arbeiter den Mut verloren, ja für die Zukunft Besserung gelobten und die Verhaftung ihrer Rädelsführer ruhig geschehen ließen. Dieser Rückzug trug viel dazu bei, ihnen den Nimbus der Gefährlichkeit zu nehmen und ihr dreistes Selbstvertrauen zu untergraben.

Der Sicherheitsausschuß gegen Pillersdorf.

Um so mehr wuchs dafür die Zuversicht des Sicherheitsausschusses. Es lag ihm daran, einen unzweideutigen Beweis seiner erhöhten Macht zu geben: der Minister Pillersdorf, der es wagte, nach dem Prager Pfingstaufstande dem Fürsten Windischgrätz das Kommando der böhmischen Armee zu lassen, sollte gestürzt werden. Eine Deputation begab sich zu ihm, um ihm ihr Mißtrauen auszudrücken. Der Minister suchte sie zu beschwichtigen; durch alle Unruhe der Zeiten hatte er sich behauptet, jetzt durfte er hoffen, daß der nahe bevorstehende Zusammentritt des österreichischen Reichstages Ruhe bringen und seine Stellung befestigen würde. Allein der Sicherheitsausschuß beharrte auf seinem Beschlusse, daß die Minister sämtlich bis auf Doblhoff und Wessenberg entfernt und mit der Bildung eines neuen Kabinetts Doblhoff beauftragt werden müsse.

Pillersdorf entlassen. Ministerium Doblhoff.

Der Erzherzog Johann, vom Kaiser am 15. Juni mit seiner Vertretung beauftragt, befand sich damals in Wien. Zu ihm begab sich eine Deputation des demokratischen Vereins, um ihm den Beschluß des Sicherheitsausschusses vorzutragen. Der Erzherzog sprach ohne weiteres seine Zustimmung aus: er sei von der Unzulänglichkeit der Minister vollkommen überzeugt und werde das nötige verfügen. Pillersdorf,

gekränkt, nahm nun sofort seine Entlassung, und der Erzherzog, im Begriff, zum Antritte der deutschen Reichsverweserschaft nach Frankfurt abzureisen, gab Doblhoff den Auftrag, ein neues Kabinett zu bilden. Als der Erzherzog zurückkehrte, fand er das am 8. Juli zusammengetretene neue Ministerium fertig vor: außer Wessenberg waren auch noch Graf Latour für den Krieg und Kraus für die Finanzen beibehalten worden; aber die neuen Minister, der Fabrikant Hornbostl, der Redakteur Schwarzer, der Advokat Bach galten durchaus für gut demokratisch gesinnt. Ihre nächste und wichtigste Aufgabe war, die Regierung dem soeben zusammentretenden Reichstage gegenüber zu vertreten.

Der konstituierende Reichstag.

Am 10. Juli versammelten sich die Abgeordneten Österreichs (Ungarn und die italienischen Provinzen ausgenommen) in der kaiserlichen Reitbahn; am 22. Juli eröffnete Erzherzog Johann mit feierlicher Thronrede den ersten konstituierenden Reichstag Österreichs.

Es war eine wunderbare Versammlung, welche die 383 Abgeordneten bildeten. Fast der vierte Teil (92) waren Bauern, die auf dem Wochenmarkte persönlich ihre Lebensbedürfnisse einzukaufen pflegten, und denen ein Korporal ein einflußreicher Würdenträger des Staats zu sein schien. Anderseits fehlte, von einigen polnischen Edelleuten abgesehen, der Adel fast gänzlich. In Wien waren trotz aller Wühlereien der demokratischen Vereine doch unter 15 Abgeordneten nur 5 Radikale gewählt worden. Die Majorität des Reichstages war slawisch, großenteils nicht einmal der deutschen Sprache mächtig. Vor den Abstimmungen mußten daher die Dolmetscher vortreten und in den sechs bis sieben Sprachen, die vorhanden waren, die Anträge wiederholen. Nicht selten ereignete es sich, daß sich Dutzende von Bauern mit der Erklärung erhoben, sie hätten nicht verstanden, worum es sich handele. Dann wurde auf 10 Minuten die Sitzung ausgesetzt, und jeder redete nun auf die Bauern ein, um ihre Stimmen noch im letzten Augenblick für sich zu gewinnen. Bezeichnend war auch, daß der gewählte Präsident (Advokat Schmitt aus Wien) zwar ein Deutscher, die beiden Vizepräsidenten Strobach und Smolka jener ein Tscheche, dieser ein Pole waren.

Bauernemanzipation.

Schon in der dritten Sitzung — am 26. Juli — stellte der schlesische Bauernsohn Hans Kudlich, der sich in Wien auf das Doktorexamen vorbereitete, das jüngste Mitglied des Reichstages, den Antrag: das Unterthänigkeitsverhältnis der Bauern samt allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten aufzuheben. Am 8. August wurde er auf die Tagesordnung gesetzt und beschäftigte nun in endlos schleppenden Debatten den Reichstag während des nächsten Monats. Es war die Entschädigung für die durch das neue Gesetz hart betroffenen Gutsherren, die den Gegenstand dieser Auseinandersetzungen bildeten. Das Ministerium drohte mit seiner Entlassung, wenn sich das Haus wider die Entschädigung entschlösse. Man antwortete ihm, daß die Köpfe derer, die für Entschädigung wären, nicht mehr Wert hätten, als man auf der Anatomie dafür zahle. Schließlich kam ein Kompromißantrag Lassers zur Annahme, wonach für gewisse aufgehobene Lasten Entschädigung, für andre keine gezahlt werden sollte. Von der Verfassung war unterdessen nicht die Rede. Kaum aber war der Kudlichsche Antrag mit dem Zusatze Lassers u. a. am 7. September endlich angenommen und damit den Bauern Freiheit und Bürgerrecht gewährt: als eine Deputation des ungarischen Reichstages in Wien erschien, Einlaß in den österreichischen Reichstag begehrend, um ihn zur Teilnahme am Kampfe gegen die Regierung fortzureißen.

Zunehmende Selbständigkeit Ungarns.

Die Rede Kossuths am 3. März und die Nachricht von der Wiener Märzrevolution hatten am 15. März die Entsendung einer Massendeputation der ungarischen Stände nach Wien zur Folge gehabt. Sie bewirkte am 22. März die Einsetzung eines eignen ungarischen Ministeriums, dessen Präsident Graf Batthyani wurde, während Kossuth die Verwaltung der Finanzen in demselben übertragen erhielt und Graf Széchenyi dasjenige der öffentlichen Arbeiten. Das Ministerium war im wesentlichen konservativ, abgesehen von dem durchaus radikalen Kossuth. Und doch war die Macht des letzteren groß genug, um ihn zu dem stolzen Satze zu berechtigen: „Ich bin nur ein einfacher Bürger, stark nur durch die Kraft der Wahrheit, und doch kann ich mit der bloßen Bewegung meiner Hand entscheiden über das Sein oder Nichtsein des Hauses Habsburg.“ Der Kaiser fand es auch angezeigt, die sämtlichen 31 Gesetze, die dieser Reichstag vor seinem am 10. April erfolgten Schlusse gemacht hatte, zu bestätigen.

Ungarn war durch sie so gut wie selbständig geworden, und nur den Anspruch des Gesamtstaates auf die Anteilnahme Ungarns an den Reichsschulden wahrte der Kaiser. Der neue Reichstag, gewählt nach den Grundsätzen der Revolution, trat dann Anfang Juli zusammen.

Radikale Opposition.

Mit Unbehagen richtete jedoch Kossuth seine Augen von Preßburg nach Budapest. Hier in der Landeshauptstadt gab es längst einen Kreis von Männern verschiedener Berufsstellungen, welche eine radikale Umwälzung des Bestehenden im Auge hatten. Ihr Mittelpunkt war der „Oppositionsklub", welcher im Café Pillwax sich versammelte. Der Dichter Alexander Petöfy, der Schriftsteller Moritz Jokai gehörte dazu; aber sein Führer war Paul Nyary. Den Schweif bildeten die Studenten, die in dem Café Priworszky sich zusammenfanden, die „Schwarzgelben" verhöhnend und an den meist von deutschen Juden herausgegebenen radikalen Zeitungen sich erhitzend. Noch in der Mitte des März riefen die Radikalen einen „Sicherheitsausschuß" ins Leben, um die Führung des politischen Lebens in der Hauptstadt in die Hand zu bekommen. Es war die Besorgnis vor dieser in Budapest sich bildenden Nebenregierung, die auf die Entschlüsse des ungarischen Ministeriums sehr bestimmend einwirkte. Sobald daher der ungarische Reichstag die Grundzüge der neuen freien Verfassung festgestellt hatte, welche bestimmt war, Ungarn zu einem selbständigen Königreiche Kaiser Ferdinands zu machen, siedelte die neue Regierung, mit dem Palatin Erzherzog Stephan als Vizekönig an der Spitze, am 14. April nach Budapest über, so daß schon am folgenden Tage der Sicherheitsausschuß sich auflöste.

Ungarns Selbständigkeit anerkannt.

Kampflos hatte Ungarn seine Selbständigkeit gewonnen; selbst die eigne Verwaltung seiner Finanzen und seines Kriegswesens war ihm zugestanden. Wie mit einem gleichberechtigten Souverän verkehrte der Kaiser mit dem ungarischen Vizekönige. Der Präsident des Unterhauses Pazmandy und der Historiker Szalay wurden im Mai nach Frankfurt an die deutsche Nationalversammlung als Gesandte geschickt, um ein Bündnis zwischen Ungarn und Deutschland anzubahnen. Kaum konnte man sagen, daß Ungarn noch zur österreichischen Monarchie gehöre. Geflissentlich setzten die Ungarn jetzt den Wünschen der österreichischen Regierung Widerstreben entgegen: hatten sie doch keine Gegenforderungen mehr zu machen.

Selbständigkeitswünsche der Slowenen. Serbien.

Aber hatten denn das gleiche Recht, welches Ungarn gegen Österreich durchgesetzt hatte, nicht Ungarn gegenüber die nichtmagyarischen Völker, die der ungarischen Krone gehörten? Die ungarischen Serben petitionierten um Erhaltung ihrer Nationalität und Sprache; aber die ungarische Regierung gab ihnen zur Antwort: in Ungarn gebe es nur eine Nation, die magyarische. Diese Anmaßung trieb die Serben zur Abwehr: sie wählten den unternehmenden Erzbischof Rajacic zu ihrem Metropoliten, und an die Spitze der „Jungserben", die offenen Krieg gegen die Herrschsucht der Magyaren auf ihre Fahne schrieben, trat Georg Stratimirowich. Eine große Versammlung in Karlowitz beschloß die Vereinigung der Woiwodina mit dem dreieinigen Königreiche Kroatien-Slawonien-Dalmatien. Im Juli entbrannte der wilde Bürgerkrieg, dessen Mittelpunkt das Serbenlager an der „Römerschanze" unweit der Theißmündung war.

Kroatien.

Nicht minder hoch gingen die Wogen in Kroatien. Die Versammlung der „illyrischen" Nationalpartei zu Agram verlangte die Bildung eines eignen kroatischen Ministeriums, kroatisches Kommando der Soldaten und die Rückgabe aller ursprünglich kroatischen Gebiete. Nur die Madjaronen in Kroatien hielten es noch mit Ungarn. Die Aufregung der Ungarn über diese Beschlüsse war gewaltig; sie wuchs aber noch, als die österreichische Regierung ohne vorherige Verständigung mit dem ungarischen Ministerium in dem dem Kaiser durchaus ergebenen Obersten Jellachich einen neuen Ban „für Kroatien und Slawonien" ernannte. Sie entnahmen nicht mit Unrecht daraus, daß die Schwierigkeiten, die Ungarn aus dieser rebellischen Haltung der zur ungarischen Krone gehörenden Völker erwachsen mußten, der Wiener Regierung im Grunde nicht unerwünscht wären.

Jellachich.

Der Oberst Freiherr Joseph von Jellachich-Buzim, der am 24. April die höchste Würde unter den Kroaten erhielt, war am 16. Oktober 1801 in Peterwardein geboren und in der österreichischen Armee langsam bis zu dem Range eines Obersten vorgerückt, ein Lebemann

und Schöngeist, aber auch zugleich ein Mann kluger Berechnung und rascher That, gewandt und redefertig. Als Kroaten hob ihn das Nationalgefühl seiner Landsleute empor; er hatte eine lebhafte Empfindung dafür, aber auch Besonnenheit genug, zu erkennen, daß Kroatien nur im entschiedenen Festhalten an der österreichischen Monarchie der Übermacht zu widerstehen fähig sei. Das bestimmte sein Thun. Indes die Schwierigkeit lag darin, für Österreich zu handeln, auch wenn Österreich selbst es nicht wollte oder nicht zu wollen schien.

Jellachichs berechneter Ungehorsam.

Österreich aber durfte es damals auf einen Bruch mit Ungarn nicht ankommen lassen: seine Truppen standen in Italien im Kampfe gegen die aufständischen Provinzen und Sardinien. Es wies daher den Kroatenban an, den Befehlen des ungarischen Ministeriums zu gehorchen: er gehorchte nicht. Es wies ihn am 29. Mai unter gleichzeitigem Befehle, den Agramer Landtag aufzulösen, an, sich binnen 24 Stunden in Innsbruck zur Verantwortung einzufinden: er folgte nicht. Es entsetzte ihn am 10. Juni als illoyal seines Amtes: er ignorierte die Absetzung, erschien aber jetzt mit einer Deputation des Agramer Landtags in Innsbruck, wo er beim Hofe und Kaiser sich rechtfertigte und die beste Aufnahme fand. Ausschlaggebend war hierbei seine Proklamation an die in Radetzkys Heer in Italien stehenden Grenzer, die durch sie zur Pflichttreue gegen den Kaiser und zur Standhaftigkeit gegen die Verlockungen zu Eidbruch ermahnt wurden. Der Erzherzog Johann in Wien wurde beauftragt, den Zwiespalt zwischen Ungarn und dem Ban beizulegen. Jellachich erschien in Wien, wo auch der Palatin Stephan und Batthyani sich einfanden: aber jeder Teil beharrte auf seinen Ansprüchen, so daß nicht Frieden, sondern nur Waffenstillstand zwischen ihnen gestiftet werden konnte.



270. Joseph, Freiherr von Jellachich-Buzim.
Nach dem Leben gezeichnet von Th. Heinrich, lithographiert von M. Stohl.

Rückkehr des Kaisers nach Wien.

Da änderten die Siege Radetzkys in Italien in der zweiten Hälfte des Juni die ganze Sachlage: sie gewährten die Möglichkeit, den Kampf gegen den bisher allerorten siegreichen Radikalismus aufzunehmen. Der Kaiser, der sich nach Innsbruck, d. h. unter den Schutz der Armee Radetzkys, begeben hatte, entschloß sich, nach Wien zurückzukehren. Am 12. August traf er wieder in der Hauptstadt ein, mit lautem Jubel von allen Freunden der Ordnung begrüßt, die in der Rückkunft des Kaisers die Gewähr der Rückkehr geordneter Zustände begrüßten. Um so weniger waren die Radikalen damit zufrieden: die Studenten ließen, als er ihre Legion musterte, anstatt der Nationalhymne den „Fuchsmarsch" spielen. Aber die Regierung gewann durch die Gegenwart des Kaisers sichtlich an Mut und Kraft: jetzt wagte sie es, wenn auch zunächst nur erst vorsichtig tastend, gegen die allmählich wieder dreist gewordenen Erdarbeiter vorzugehen. Der Arbeitsminister Schwarzer kündigte am Sonnabend den 19. August den Erdarbeitern eine Herabsetzung des Tagelohns für Weiber und Knaben von 18 auf 13 Kreuzer (43 Pfennige) an.

Beseitigung der Erdarbeiter.

Die Arbeiter machten während der Sonntagsruhe des 20. August ihrem Unmute darüber durch possenhaften Unfug Luft; sie setzten einen Strohmann, der den Minister vorstellen sollte, mit einem großen papiernen Fünfkreuzerstück im Munde auf einen Esel, führten ihn allenthalben unter höhnischen Schimpfreden umher und hängten ihn endlich im Prater an einen Galgen. Zugleich aber stachelten die Agenten der demokratischen Vereine sie zu thätlichem Widerstande. So drangen sie denn am Montage in tumultuarischer Weise in die Stadt, mit ihren Handwerksgeräten und Steinwürfen die Nationalgarde bedrohend. Allein diese machte gegen sie von den Waffen Gebrauch und trieb sie wieder aus der Stadt hinaus. Vier Tage dauerte der Krawall, welcher die Vorstädte und die innere Stadt in ein Kriegslager verwandelte, bis endlich die Arbeiter mit einem Verlust von etwa 100 Mann allenthalben in die Flucht geschlagen wurden. Nun war es mit ihrer Geltung vollends zu Ende: gegen 30000 wurden an andre öffentliche Arbeiten fern von Wien beordert, und Wien war von der gefährlichsten Geißel befreit. Auch die Studentenlegion, die während der Unruhen sich neutral verhalten hatte, wurde bis auf 1500 Mann herabgemindert, und die Hörsäle, die zu Wachstuben und Lagerhäusern gedient hatten, wurden geschlossen. Der Sicherheitsausschuß, dem Ministerium grollend, drohte ihm mit Selbstauflösung: aber das Ministerium nahm ruhig das Erbieten an und ersuchte die Mitglieder des Ausschusses in einem sehr höflichen Briefe, „in das Privatleben das Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht mitzunehmen". Und keine Hand regte sich in Wien für ihn, als er nun wohl oder übel seine Drohung erfüllen und sich auflösen mußte. Die Wirkung trat sofort zu Tage: neben den roten und schwarzrotgoldenen Fahnen kamen schwarzgelbe zum Vorschein; konservative Vereine bildeten sich, und konservative Blätter, wie Böhringers „Geißel", wagten zu erscheinen und mit scharfem Wort den Kampf gegen die radikalen aufzunehmen. Aber die Radikalen warteten auf eine Gelegenheit, um ihre alte Macht wiederherzustellen. Im übrigen trat beim nächsten Krawall am 13. September der Sicherheitsausschuß wieder ins Leben und erzwang den Rücktritt der Minister Schwarzer, Bach und Latour.

Strengere Maßregeln gegen Ungarn.

Die nächste Sorge für die erstarkende österreichische Regierung war die Regelung der ungarischen Verhältnisse. Durch die Frühjahrsbewilligungen war die Einheit der Monarchie so gut wie aufgehoben. Am 22. August nahm der Kaiser die dem Palatin erteilten Vollmachten zurück und versagte dem ungarischen Anleihe- und Rekrutierungsgesetz die Bestätigung. Eine Denkschrift des österreichischen Ministeriums verlangte ferner, die seit dem März getroffenen ungarischen Staatseinrichtungen dahin zu ändern, daß die Einheit der Monarchie gesichert und die einheitliche oberste Staatsleitung wiederhergestellt würde. Und der Kaiser machte, indem er dem Palatin diese Denkschrift übersandte, ihm den Vorschlag, durch eine Konferenz der beiden Ministerien die nötigen Änderungen festzusetzen. Der Palatin Erzherzog Stephan entsandte darauf die Minister Batthyani und Deak nach Wien. Aber der in Budapest tagende Reichstag sah in den österreichischen Forderungen eine Gefährdung Ungarns. Selbst grobe Gewalt, meinte man, könne im schlimmsten Falle ihm nicht mehr rauben, als jetzt als freiwilliges Zugeständnis ihm abverlangt werde. Es wurde beschlossen, eine Deputation von hundert Reichstagsmitgliedern, den Präsidenten Dionys Pazmandy an der Spitze, nach Wien zu senden, um dem Kaiser die Gefahr der Situation vorzustellen und ihn aufzufordern, sogleich seinen Wohnsitz nach Budapest zu verlegen. Am 9. September empfing der Kaiser die Deputation in Schönbrunn; aber er gab ihr eine kühle Antwort und lehnte die Reise nach Budapest durchaus ab. Ein verständlicher Wink war auch das kaiserliche Dekret vom 4. September, durch das der Banus Jellachich unter Aufhebung der Juniverordnung wieder in seine Würde eingesetzt wurde.

Entlassung der Minister und Rückkehr ins Amt.

Die Aufregung in Budapest hierüber war außerordentlich. Die Radikalen, mit denen jetzt Kossuth Arm in Arm ging, wählten ein permanentes Komitee, um die Regierung selbst zu übernehmen. Offen sprachen sie von Verrat des Hofes und sahen in der Diktatur Kossuths das einzige Rettungsmittel, das Ungarn noch bliebe. Ihren Höhepunkt aber erreichte die Erregung, als Erzherzog Stephan, der Palatin, dem Reichstage anzeigte, daß er selbst vorläufig die Zügel der Regierung ergreifen wolle. Batthyani gab mit den meisten Ministern, auch Kossuth, auf der Stelle seine Entlassung. Nur der Minister Szemere weigerte sich, bevor ein neues Kabinett in gesetzlicher Weise gebildet wäre, sein Portefeuille niederzulegen. Das gab auch Kossuth wieder Mut; er kehrte auf die Ministerbank zurück und erklärte: „Ich will den sehen, der mich von diesem Platze vertreibt!" Lauter Beifall der Deputierten folgte diesen Worten und pflanzte sich zu der wogenden Volksmenge fort, die draußen der Beschlüsse des Reichstages harrte. Wie ein Diktator erschien Kossuth. Mit Mühe nur

vermochte, um dem zu begegnen, der Palatin Batthyani zu bewegen, jetzt ebenfalls auf seinen Ministerposten zurückzukehren.

Jellachich gegen die Ungarn.

Unterdessen war es den Ungarn auch mit Waffengewalt nicht gelungen, der aufständischen Serben Herr zu werden. Jetzt kam die Nachricht, daß der Kroatenban Jellachich, der sich rühmte, 21 Handschreiben des Kaisers empfangen, aber jedesmal das Gegenteil des ihm Anbefohlenen gethan zu haben, mit dem seit Anfang August gesammelten und eingeübten Heere am 11. September die Drau überschritten habe und auf dem Boden Ungarns stehe. Zugleich erhoben sich die Slowaken im nördlichen Ungarn mit neuem Mute, die sächsischen Deputierten Siebenbürgens kehrten dem ungarischen Reichstage den Rücken, und der Kommandant der rumänischen Grenzer in Siebenbürgen, Urban, sagte der Pester Regierung den Gehorsam auf.

Gegenmaßregeln Kossuths.

In dieser Gefahr beantragte Kossuth, eine Deputation nach Wien zu senden, „aber nicht an den verräterischen Hof, sondern an das Volk", um dem österreichischen Reichstage zu sagen, daß Ungarn „auf seine Unterstützung in dem Kampfe gegen den Absolutismus rechne". Bereitwillig wurde der Antrag angenommen, und zwölf Deputierte, darunter Deak, Eötvös und Szemere, reisten von vier Magnaten begleitet nach Wien ab. Batthyani richtete überdies an das österreichische Ministerium die Forderung, dem Heere des Ban den Rückzug anzubefehlen, und der Palatin Stephan gab dem allgemeinen Drängen nach, um eine persönliche Verhandlung mit Jellachich zu versuchen.

Der Banus geschlagen.

Zögernd begab sich der junge Erzherzog nach Keßthely in der Nähe des Lagers der Kroaten. Es wurde verabredet, daß er auf einem Dampfschiffe mitten auf dem Plattensee sich mit dem Ban am 21. September treffen solle. Allein der Ban erschien nicht zu der Zusammenkunft; er entschuldigte sich mit der wohl nicht ganz ungerechtfertigten Besorgnis, daß „die Maschine des Dampfers am Ende stärker sein möchte, als das Ehrenwort des Erzherzogs". Mutlos kehrte der Erzherzog nach Budapest zurück und entwich, aller Hoffnung entsagend, heimlich aus dem Lande, um fortan in Zurückgezogenheit auf seinem Gute Schaumburg an der Lahn sein Leben zuzubringen. Indes die Hoffnungen des Ban erfüllten sich nicht sofort. Am 29. September kam es unweit Stuhlweißenburg bei Velencze zu einem Scharmützel, in welchem die Ungarn unter Moga sich behaupteten, so daß der Ban, von der kriegerischen Erhebung rings umdroht, es vorzog, unter dem Schutze einer Waffenruhe über die Grenze nach Österreich zu entweichen. Seine Nachhut, 8000 Mann unter General Roth, wurde am 7. Oktober bei Ozora von Görgeys und Perczels Landsturm umzingelt und zur Waffenstreckung gezwungen.

Bruch Ungarns mit dem Kaiser.

Batthyanis Forderung hatte das Ministerium in Wien zurückgewiesen; vielmehr war vom Kaiser der Feldmarschallleutnant Graf Lamberg zum königlichen Kommissar in Ungarn und zum Oberbefehlshaber über sämtliche kroatische und ungarische Truppen ernannt worden. Aber der Verteidigungsausschuß in Pest erklärte den Grafen für einen Verräter, wenn er den ihm ungesetzlicherweise übertragenen Oberbefehl annehme, und so wild tobten schon in der ungarischen Hauptstadt die entfesselten Leidenschaften, daß ein Volkshaufe auf der Donaubrücke in Pest den Grafen Lamberg am 28. September aus seinem Wagen riß und gräßlich ermordete. Zwei Tage darauf wurde Graf Eugen Zichy, der auf dem Wege ins kroatische Lager aufgegriffen und im Besitze zahlreicher Exemplare des kaiserliches Manifestes über die Bestallung Lambergs gefunden wurde, durch ein Kriegsgericht, dem der junge Honvedmajor Arthur Görgey präsidierte, zum Strange verurteilt und hingerichtet. Damit war die letzte Brücke der Verständigung zwischen dem Kossuthschen Ungarn und der österreichischen Regierung abgebrochen. Ein kaiserliches Manifest erklärte am 3. Oktober den ungarischen Reichstag für aufgelöst, verhängte über Ungarn den Belagerungszustand und ernannte den Ban Jellachich zum Oberbefehlshaber und Stellvertreter des Königs von Ungarn. Der ungarische Reichstag antwortete am 6. Oktober damit, daß er das kaiserliche Manifest für ungültig und sich für unauflösbar erklärte und gegen den Ban als Reichsfeind die Reichsacht schleuderte.

Die Ungarndeputation im Reichstag.

Am 19. September kündigte der Vizepräsident Strobach dem Reichstage in Wien an, daß die Deputation des ungarischen Reichstages Eintritt in die Versammlung verlange. Damit war der österreichische Reichstag vor die Notwendigkeit gestellt, in der ungarischen Angelegenheit Partei ergreifen zu müssen. Mit Nachdruck erhob sich der Abgeordnete der Linken Löhner für die Zulassung der Deputation: ihm war die Sache Ungarns die Sache der allgemeinen Freiheit; er drohte den Slawen, daß man von ihnen sagen würde: „Sie ließen ein Brudervolk morden, um bald alle geknechtet zu werden." Stundenlang wogte der Redekampf für und wider, häufig von Tumult und Lärm unterbrochen; endlich schritt man zur Abstimmung: mit 186 gegen 108 Stimmen wurde die ungarische Deputation abgewiesen.

Meuterei.



271. Wiener Mobilgarde.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Um so günstigere Aufnahme fand sie bei den Wiener Demokraten; unter Schimpfreden auf das „Hyänenministerium" und den „elenden Reichstag" sicherte Taufenau den Magyaren die Hilfe des Wiener Volkes zu. Das Versprechen blieb keine Phrase. Durch bessere Organisation hatten die Radikalen in Wien zu ersetzen gesucht, was sie in der letzten Zeit an Macht eingebüßt hatten. Auf Taufenaus Antrieb hatte sich am 13. September ein „Zentralkomitee der radikalen Vereine" gebildet, welches, im Wirtshaus zur Ente tagend, eine Art Geheimregierung darstellte. Dadurch war Einheit in die Agitation gebracht. Als nun der Kriegsminister Graf Latour, was an Truppen irgend verfügbar war, gegen die Ungarn senden wollte, richteten die Radikalen einmütig ihr Streben darauf, diese Truppensendungen zu verhindern. Die Vereine schickten Deputationen in die Kasernen und reizten die Soldaten zur Widersetzlichkeit; ja als am 6. Oktober ein Grenadierbataillon mit der Eisenbahn nach Ungarn gesandt werden sollte, rissen Studenten und Arbeiter die Schienen auf, und die Grenadiere weigerten sich, den Eisenbahnzug zu besteigen. General Bredy griff daher zu Gewaltmaßregeln: er ließ das galizische Regiment Nassau zum Angriffe auf die Widerspenstigen und ihrer Freunde mit scharfer Waffe vorgehen. Allein die Galizier wurden zurückgeschlagen, Bredy fiel, und triumphierend kehrten die Grenadiere Arm in Arm mit den Arbeitern in die Stadt zurück.

Aufruhr in der Stadt.

Reißend schnell pflanzte sich der Aufruhr bis in die innere Stadt hinein fort. Es wurden die Sturmglocken gezogen, aus den Vorstädten rückten zahlreiche Haufen Bewaffneter heran; auch die Nationalgarden der Vorstädte, meist aus herabgekommenen Arbeitern bestehend, schlossen sich der Bewegung an. Truppen stellten sich ihnen entgegen: aber die Minister Latour, Doblhoff und Wessenberg gaben ihnen den Befehl, das Feuern einzustellen.

Ermordung Latours.

Erst vereinzelt, dann immer gewaltiger erhob sich der Ruf: „Wo ist der Kriegsminister? Wir müssen ihn haben!" Hatten doch seit Wochen die radikalen Zeitungen

ihn als den ärgsten Volksfeind geschildert und dem allgemeinen Hasse geradezu denunziert. Wohl hätte Graf Latour in dem Kriegsministerium, gegen dessen verschlossenes Thor die wütenden Banden mit langen Eisenstangen schlugen, sich verteidigen können; 160 Grenadiere, die im Hof standen, und eine Kartätschenladung würden wohl genügt haben, aber mit übel angebrachter Humanität wollte er seine Rettung nicht mit einem Blutbade erkaufen: er ließ das Thor öffnen, und herein fluteten die wilden Pöbelhaufen und erfüllten Treppen und Korridore. Er wollte in einem Verstecke warten, bis der Sturm vorbei sei. Aber unglücklicherweise wurde es bekannt, daß er noch im Hause sei. Bald hatte man das Versteck gefunden, und nun trat er dem andrängenden Pöbelhaufen mit den Worten entgegen: „Hier bin ich. Ich habe die Kugeln und Bajonette nicht gescheut; ich fürchte auch keine Dolche. Denn ich bin ein ehrlicher Mann und habe ein gutes Gewissen." Einige Nationalgardisten und Arbeiter scharten sich um den Grafen, um ihn in Sicherheit zu bringen. Aber während er in ihrer Mitte die Treppe hinabstieg, schlug die tobende Rotte ihm den Hut vom Kopfe; auf dem Hofe wurden seine Begleiter von seiner Seite gerissen, und ein Hammerschlag und ein Säbelhieb gleichzeitig nach seinem Kopfe geführt. Blutend stürzte der Greis zu Boden; alles fiel jetzt mit Gewehrkolben und Eisenstangen über den Wehrlosen her. Dann hieß es, daß Soldaten nahten. Sofort stoben die feigen Mörder auseinander und ließen den Sterbenden auf dem Pflaster liegen; kaum aber erkannten sie den Ungrund ihrer Furcht, so kehrten sie wieder zu ihrem Opfer zurück und hängten den aus 43 Wunden blutenden Greis mit einer Schnur an einen Gaskandelaber auf, selbst die Leiche noch in grauenvollster Weise mißhandelnd.



272. Wiener Student am 31. Oktober 1848.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Barrikaden waren unterdes in den Straßen errichtet worden. Waffen zu ihrer Verteidigung zu verschaffen, wälzten sich jetzt die tobenden Banden nach dem Zeughause in der Nähe des Schottenthors. Zwei Kompanien polnischer Infanterie unter Hauptmann Castel verteidigten das festungsartige Gebäude gegen die anstürmenden Haufen, welche mit Kanonen von der Schottenbastei aus das Dach des Zeughauses beschossen. Während der Nacht faßte es Feuer, so daß die hoch emporschlagende Lohe grausig die Kampfstätte beleuchtete. Dennoch hielten die tapferen Soldaten stand; erst gegen Morgen (am 7. Oktober) übergaben sie das Haus, in das sich nun der wilde Strom der ungezügelten Banden ergoß. Alles, was vorgefunden wurde, betrachteten diese als Beute. Alte und neue Waffen, brauchbare und unbrauchbare wurden fortgeschleppt. Man sah Straßenjungen mit langen Reiterpistolen, Arbeiter mit mittelalterlichen Partisanen, Studenten in Küraſſen triumphierend die Straßen durchziehen. Am Nachmittage konnte man schon für einen Gulden von den siegreichen Plünderern die schönsten Stutzen kaufen; gegen Abend war der Preis gar auf 40 Kreuzer (0,80 Mark) herabgesunken. Denn erst nachdem die Plünderung mehrere Stunden gedauert hatte, fiel es der Nationalgarde ein, die Straßen zum Zeughause abzusperren.

Erstürmung des Zeughauses.

Der Kaiser nach Olmütz. Windischgrätz Generalissimus.

Auf der Stelle sollten die Wiener die Folgen dieser tumultuarischen Szenen empfinden. Schon mit Tagesanbruch verließ am 7. Oktober der Kaiser mit dem Hofe unter dem Schutze einer ansehnlichen Truppenmacht Schönbrunn und begab sich nach Olmütz. Seinem Beispiele folgten die auswärtigen Gesandten; und während der nächsten Tage flüchteten gegen 100 000 Einwohner aus der revolutionären Hauptstadt. Auch die slawischen Mitglieder des Reichstages von der Rechten und dem Zentrum erklärten ihren Austritt aus dem Reichstage und eröffneten in Prag eine Art Gegenparlament. Denn von allen Seiten mehrten sich die Zeichen, daß die Entscheidung nahe. Graf Auersperg, der Kommandant von Wien, sammelte die 10 000 Mann, welche er noch unter seinem Befehle hatte, in der Vorstadt Wieden und ließ sie im Schwarzenbergschen Garten ein Lager aufschlagen. Am 8. betrat das Kroatenheer des Ban Jellachich den österreichischen Boden, am 10. stand es schon in Rothneusiedl, so daß Auersperg sein Lager verließ, um mit dem Ban Fühlung zu gewinnen. Und am 11. setzte sich Fürst Windischgrätz aus eignem Antriebe mit allen in den nördlichen Provinzen verfügbaren Truppen von Prag in Marsch, um „der Anarchie in Wien" ein Ende zu machen. Fünf Tage danach ernannte ihn der Kaiser zum Oberbefehls-



273. Faksimile einer Kossuthnote.

Diese von Kossuth ausgegebenen Noten wurden durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika garantiert.

haber aller österreichischen Truppen, also auch des Kroatenheeres — nur Radetzkys Armee war ausgenommen — und belohnte ihn zum voraus mit dem Feldmarschallsstabe.

Kossuth Regent von Ungarn.

Dem drohenden Unwetter gegenüber hatten die Wiener ihre Hoffnung vornehmlich auf die Ungarn gesetzt. In Budapest hatte sich als Beirat des Ministeriums ein Landesverteidigungsausschuß gebildet. Am 8. Oktober stellte Kossuth auf die Nachricht von der Wiener Revolution den Antrag, diesem Ausschusse die eigentliche Regierung Ungarns zu übertragen. Der Reichstag sprach, obgleich Nyary, das Haupt der Radikalen der Hauptstadt, lebhaft protestierte, seine Zustimmung aus und wählte am 10. Oktober Kossuth zum Vorsitzenden des Ausschusses. Damit war Kossuth zum Regenten von Ungarn gemacht und begann seine Thätigkeit damit, daß er Papiergeld („Kossuthnoten") drucken ließ und die Wehrkraft des Landes aufbot. Der Entschluß, den Wienern zu helfen, war vorhanden: aber ob sie rechtzeitig im Felde erscheinen und den Gegnern gewachsen sein würden, war doch recht fraglich.

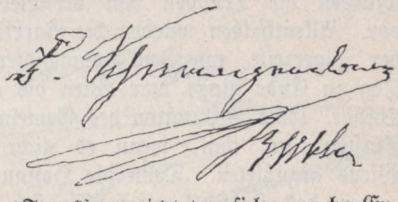
Sieg des Radikalismus in Wien.

Sie ausdrücklich herbeizurufen, wagte der Wiener Stadtrat nicht. Die gleiche Furcht vor der Verantwortung hemmte auch den in Wien zurückgebliebenen Reichstagsrumpf, der sich begnügte, einen Sicherheitsausschuß unter dem Abgeordneten Schuselka zu ernennen. So ging denn mit jedem Tage mehr die Leitung der Dinge auf die demokratischen Vereine über, in denen, nach dem die klügeren Führer, wie Tausenau, sich in Sicherheit gebracht hatten, der trübste Bodensatz der Radikalen bald zur ausschließlichen Herrschaft gelangte.



274. Felix Fürst zu Schwarzenberg.
Österreichischer Ministerpräsident (Nov. 1848 bis April 1852).

Nach der Zeichnung von M. Stohl gestochen von L. Sichling.



Auch auf die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt richteten sich manche Erwartungen. Allein die Majorität der Versammlung lehnte die Anträge der Linken ab, dem bedrängten Wien entweder Unterstützung oder wenigstens Ermutigung zu teil werden zu lassen. Nur das Reichsministerium sandte als Kommissare die beiden Abgeordneten Mosle und Welcker nach Österreich, um eine friedliche Vermittelung zu gunsten Wiens zu bewirken. Aber Windischgrätz, den sie in seinem Hauptquartier Stamersdorf aufsuchten, wollte durchaus nicht begreifen, daß die Frankfurter Regierung zu irgend welcher Einmischung das Recht habe; übrigens sei nicht von Vermittelung, sondern von Unterwerfung die Rede. Dem früheren Minister Pillersdorf, der ebenfalls von Verhandlungen sprach, antwortete er schroff: „Mit Rebellen unterhandele ich nicht." Übrigens lehnte sich die Linke des Frankfurter Parlaments gegen den Majoritätsbeschluß auf: der „Donnersberg" beschloß, den Abgeordneten Julius Fröbel nach Wien zu senden, um den Wienern seine Sympathien auszusprechen, und der „deutsche Hof" nahm trotz entschiedenen Protestes vieler Abgeordneten das Erbieten Robert Blums an, Fröbel zu begleiten. Auch die österreichischen Abgeordneten Hartmann und Trampusch schlossen sich der Sendung an. Sendung der Nationalversammlung.

Blum, am 10. November 1807 in Köln geboren, hatte erst das Gürtlerhandwerk gelernt, dann in einer Laternenfabrik Beschäftigung gefunden, trat dann als Theaterdiener bei dem Direktor Ringelhard in Köln ein, mit dem er 1831 als Theatersekretär und -Kassierer nach Robert Blum.

Leipzig ging. Diese Stellung gab er 1847 auf und gründete, selbst schon vielfach litterarisch thätig gewesen, eine Verlagsbuchhandlung zu Leipzig. Stifter des Schillervereins (1840) und der dortigen deutschkatholischen Gemeinde (1845), galt er infolge seiner rührigen agitatorischen Thätigkeit 1848 für das Haupt der Demokratie in Sachsen, schlagfertig und beredt, wenn auch ohne tiefer wurzelnde Bildung. Seit dem Septemberaufstand in Frankfurt indessen hatte er die Empfindung, an Popularität Einbuße erlitten zu haben; das Verlangen, in den Augen der großen Menge sich wiederherzustellen, war es zumeist, was zu der Wiener Kommission ihn drängte.

Zerfahrenheit im Lager der Aufständischen.

Schon die erste Sitzung des Zentralkomitees, der die deutschen Abgeordneten beiwohnten, zeigte ihnen die völlige Zerfahrenheit und Hoffnungslosigkeit der Wiener Verhältnisse: Cheizes schimpfte auf den Reichstag, die Nationalgarde ließ sich nur widerwillig bei Alarmierungen unter Waffen bringen, die Hauptstärke in der Verteidigung beruhte in der Mobilgarde, welche aus bezahlten und bewaffneten Arbeitern gebildet war. Zum provisorischen Oberkommandanten Wiens war auf das Betreiben der demokratischen Vereine Wenzel Messenhauser gewählt worden. Früher Leutnant in Galizien, dann Mitarbeiter an demokratischen Zeitungen, nahm er zwar durch seine Gutmütigkeit und wahrhaft kindliche Naivität ein, war aber zur Führung des Kommandos völlig unfähig, jedoch stets willig, den Ratschlägen der demokratischen Führer Folge zu leisten. Unter ihm kommandierte die mobilen Truppen der polnische General Bem, ein alter napoleonischer Soldat, welcher, nachdem er im Frühjahr an der Verteidigung Krakaus gegen die Österreicher teilgenommen, auf die Kunde von der Oktoberrevolution nach Wien geeilt war.

Windischgrätz vor Wien.

Langsam war unterdessen Windischgrätz von Norden herangezogen und verhängte am 20. Oktober über Wien Belagerungszustand und Standrecht.

Am 26. Oktober begann der Angriff auf Wien, übrigens mit methodischer Langsamkeit, wie es die Art des Fürsten war. Von der Nußdorfer bis zur St. Marxer Linie dröhnten fast den ganzen Tag die Kanonen. Am Abend hatten die Truppen die Brigittenau und den Prater erobert und auch sonst die Verteidiger weit in die Vorstädte hinein zurückgedrängt. Dennoch ging der Fürst wieder zurück, um am nächsten Tage den Wienern durch eine Proklamation anzukündigen, daß er nunmehr die Entscheidung durch die Waffen zu erzwingen entschlossen sei. So rückten denn am andern Morgen die Truppen von verschiedenen Seiten her zum Angriffe auf die Vorstädte vor. Allenthalben wurden die Barrikaden nach geringer Gegenwehr aufgegeben; nur in der Jägerzeile, wo Bem kommandierte, kam es zu ernstlichem Kampfe. Ehe noch der Tag zu Ende ging, war Wien bis an die Wälle der inneren Stadt in der Hand der Sieger. Eine Deputation des Gemeinderats begab sich am 29. in das Hauptquartier des Fürsten, um ihm, wenn es nicht anders ginge, die bedingungslose Unterwerfung Wiens anzubieten. Denn die Hoffnung war dahin: Messenhauser legte sein Kommando nieder, das Zentralkomitee löste sich auf und verbrannte seine Papiere, die Studenten suchten sich in Sicherheit zu bringen, die Kanonen begannen von den Wällen der inneren Stadt abzufahren.

Herannahen der Ungarn.

Windischgrätz ließ eine Kommission von Offizieren und Gemeinderäten zusammentreten, um die Art und Weise der Entwaffnung Wiens festzustellen. Darüber verging der Tag. Da verbreitete sich am Nachmittage des 30. Oktober in Wien das Gerücht, daß die Ungarn da wären. Messenhauser, gedrängt den Oberbefehl wieder zu übernehmen, bestieg den Stephansturm: die ungarische Armee unter Moga hatte die Grenze überschritten und stand bei Schwechat im Gefecht mit den Belagerern; deutlich tönte der Kanonendonner nach Wien herüber. Das entfesselte die Leidenschaften des verwilderten Proletariats; denn nur dies stand in den letzten Oktobertagen unter Waffen. Die Arbeiter durchzogen in Rotten die Straßen der Stadt, preßten „Freiheitskämpfer", besetzten die Basteien und trafen Anstalten zur Wiederaufnahme der Verteidigung.

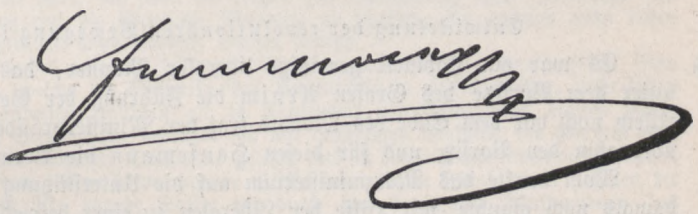
Wiederaufnahme des Kampfes. Eroberung Wiens.

Jellachich hatte sich mit deutschen Regimentern den Ungarn entgegengeworfen, deren Nationalgarde und Freiwillige großenteils bei den ersten Kanonenschüssen schon die Flucht ergriffen. In Wien hörte man von Stunde zu Stunde den Kanonendonner schwächer werden und am Abend ganz verhallen: der Ban hatte die ungarische Armee



275. Franz Joseph, Kaiser von Österreich, zur Zeit seines Regierungsantritts.

Nach dem Leben gezeichnet von Eduard Kaiser.



über die Grenze wieder zurückgetrieben. Auf das dringendste riet Messenhauser von einer Erneuerung des Kampfes in Wien ab: aber die wild erregten Pöbelhaufen nannten ihn einen Verräter und verachteten alle Warnung, so daß sich am Morgen des 31. Oktober eine Deputation zu Windischgrätz begab und ihn um Schutz gegen die zuchtlosen Pöbelhaufen bat. An Stelle Messenhausers trat dessen bisheriger Adjutant Fenner von Fennerberg. Da machte denn der Feldmarschall ein kurzes Ende. Um Mittag rückten die Truppen durch die Vorstädte zum Sturm gegen die innere Stadt vor. Die Verteidiger eröffneten den Kampf um 3 Uhr nachmittags mit Geschütz- und Pelotonfeuer. Durch ein anhaltendes Bombardement brachten die Angreifer die Batterien auf den Basteien zum Schweigen; die Hofbibliothek und der Turm der Augustinerkirche fingen Feuer, in das verbarrikadierte Burgthor wurde Bresche geschossen. Mit gefälltem Bajonett drangen die Soldaten ein: in sinnloser Furcht warfen die Verteidiger die Waffen fort und flüchteten sich, wo nur immer den Entsetzten ein Ausweg sich noch darbot. Der Kampf war zu Ende. Allenthalben wurden weiße Fahnen als Zeichen der Ergebung ausgesteckt, und am Morgen des 1. November wehte vom Stephansturm eine mächtige schwarzgelbe Fahne herab.

Bestrafung der Aufständischen.

Wien war eine eroberte Stadt. Der Sieger mit den weitgehendsten Vollmachten ausgestattet, erließ ihr nichts. Die Thore wurden gesperrt, Haussuchungen gehalten und in den nächsten Tagen über 1000 Personen verhaftet. Der Schrecken war allgemein. Freilich wurden über neun Zehntel der Verhafteten alsbald wieder freigegeben. Unter den Verhafteten befanden sich auch Blum und Fröbel: das Kriegsgericht verurteilte beide zum Tode; sie hatten durch ihre Reden die Erbitterung gesteigert und selbst in einem Freikorps einige Tage (bis zum 29. Oktober) die Waffen gegen die Belagerer getragen. Der Feldmarschall bestätigte das Urteil gegen Blum, obwohl sich dieser auf seine Unverletzlichkeit als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung berief; aber gerade das gereichte ihm zum Verderben. Das Urteil wurde am 9. November in der Brigittenau vollstreckt und machte den unglücklichen Mann weit populärer, als er es je bei Lebzeiten gewesen war. Fröbel dagegen berief sich in seiner Verteidigung auf seine Schrift, die er früher verfaßt: „Wien, Deutschland und Europa"; der Feldmarschall ließ das gelten und begnadigte den Verurteilten. Auch Messenhauser wurde erschossen; man erzählte, daß die Armee den Tod des harmlosen Oberkommandanten des rebellischen Wien zur Sühne für die Ermordung Latours verlangt habe. Im ganzen wurden wegen Teilnahme an den revolutionären Vorgängen des Oktober 24 Todesurteile gefällt, jedoch nicht sämtlich vollzogen; mit andern Strafen wurden 120 Personen belegt.

Reichstag zu Kremsier Abdankung Ferdinands.

Ein Befehl Kaiser Ferdinands verlegte den österreichischen Reichstag nach Kremsier in Mähren. Palacky hatte den Ort vorgeschlagen. Hier in dem öden Ackerstädtchen war demokratischer Einfluß nicht zu besorgen. Am 15. November eröffnete der Reichstag in dem erzbischöflichen Sommerpalaste seine Sitzungen: acht Tage später stellte sich ihm ein neues Ministerium unter Fürst Schwarzenberg vor, alles Männer streng konservativer Richtung, und am 2. Dezember übergab nach der Entsagung seines Bruders Franz Karl Kaiser Ferdinand seinem jungen Neffen, dem Erzherzoge Franz Joseph die österreichische Kaiserkrone: dieser hatte sich nie mit der Revolution einzulassen brauchen und hatte sich durch keinerlei Versprechungen, wie der Oheim, die Hände gebunden. Freilich waren ihm gegenüber auch die Ungarn zu nichts verpflichtet, da sie jenem und nicht ihm den Treueid geleistet hatten, und er die Stephanskrone noch nicht trug. — — — — —

Entwickelung der revolutionären Bewegung in Preußen.

Kurze Session des preußischen Vereinigten Landtags.

Es war ein Kabinett gemäßigt liberaler Männer, das in Preußen im März unter dem Vorsitze des Grafen Arnim die Führung der Geschäfte übernommen hatte. Allein noch vor dem Ende des Monats trat der Ministerpräsident zurück: Camphausen übernahm den Vorsitz, und für diesen Hansemann die Verwaltung der Finanzen.

Wohl durfte das Märzministerium auf die Unterstützung des Königs rechnen, der damals noch glaubte, mit Hilfe der Liberalen zu einer befriedigenden Neugestaltung der Verhältnisse zu gelangen. Aber eine doppelte Schwierigkeit war unverkennbar: der Bürgerwehr, welche die revolutionären Bewegungen ins Leben gerufen hatten, waren neben dem Soldatenstande Berechtigungen eingeräumt, die ihr eine gewisse Unabhängigkeit gaben, und die arbeitenden Klassen, zum Bewußtsein einer faktischen Macht gekommen, machten Anspruch auf einen Anteil an der Volksvertretung, der ihnen nicht leicht zu versagen war. Am 2. April trat der vereinigte Landtag zusammen, eigentlich nur, um eine konstituierende Volksvertretung vorzubereiten. Er nahm das liberale Wahlgesetz für diese an, sprach in einer Adresse dem Könige eine Reihe freisinniger Wünsche aus, stärkte das Ministerium durch den Ausdruck seines Vertrauens und löste sich dann auf, so daß nunmehr den Volksbewegungen freier Raum gelassen war.

Die Bürgerwehr.

In Berlin war seit den Märzkämpfen die Ordnung ganz aus den Fugen gegangen. Die Polizei war verschwunden, die Beamten außer Thätigkeit, die städtischen Behörden ohne Macht, ein großer Teil der Arbeiter ohne Arbeit, die Gemüter in Spannung und Aufregung. Zwar beorderte das Ministerium am 29. März das 24. Regiment, da dies großenteils aus Berlinern Kindern bestand, nach der Hauptstadt; aber doch blieb die Wahrung der Ruhe der Bürgerwehr anvertraut, die 30000 Mann stark war.

Ihr Befehlshaber war der Polizeipräsident von Minutoli; als dieser jedoch schon am 4. April das Kommando als unverträglich mit seinem Amte niederlegte, fiel die Wahl auf den Kommandeur der Landwehrbrigade, General von Aschoff. Vertreten in der Bürgerwehr war der besitzende Bürgerstand, aber nicht die Besitzlosen, die Gesellen und Arbeiter. Das gab von vornherein einen Gegensatz in der Bevölkerung, den niemand eifriger auszubeuten suchte als die Radikalen.

Radikale Umtriebe.

Schon am 23. März hatte die radikale Partei dreist ihre Stimme erhoben: sie gab die Hoffnung auf ihren endlichen Sieg nicht auf. Ihr Ziel war, das liberale Ministerium zu beseitigen und durch Einsetzung einer provisorischen Regierung der Staatsleitung sich zu bemächtigen. Ihre Führer Berends, Eichler, Jung, Nauwerk waren zu Mitgliedern dieser provisorischen Regierung bestimmt, Held zum Kommandanten der Bürgerwehr. Auf die Massen der Proletarier setzten sie ihre Zuversicht. Eine Gelegenheit zum Losbrechen bot ihnen die weit verbreitete Unzufriedenheit mit der Bestimmung, daß die Wahlen zu der preußischen Nationalversammlung in zwei Graden (indirekt) erfolgen sollten und also nicht die Urwähler gleich direkt die Abgeordneten zu bestimmen hätten. Am Gründonnerstag — dem 20. April — sammelten sich daher an mehreren Orten große Menschenmassen, um vom Alexanderplatze aus gegen das Schloß sich in Bewegung zu setzen, wo die Minister versammelt waren. Aber sofort wurde die Bürgerwehr alarmiert und besetzte die auf das Schloß zuführenden Straßen, so daß die Volkshaufen es vorzogen, sich wieder zu zerstreuen und die Demonstrationen aufzugeben. „Den Kopf an der Wand einrennen könnt' ich mir", rief Nauwerk aus, als das Mißlingen des Plans außer Zweifel war. Es war klar, daß es noch erst einer gründlicheren Bearbeitung der Volksmassen bedürfte, ehe sie verläßlich würden. Die Mittel dazu gewährte die neugewonnene Preß- und Vereinsfreiheit reichlich.

Maßgebende Zeitungen.

Die „Vossische Zeitung", schwankend in ihrer Haltung, lenkte unverkennbar in das radikale Geleise über. Allein die Hauptzeitungen der Radikalen waren die „Zeitungshalle" und die „Reform", in deren Artikeln sich die Ansichten und Absichten der Radikalen mit durchscheinender Verhüllung widerspiegelten. Die entschiedenen Liberalen hatten in der „Nationalzeitung" sich ein eignes Organ geschaffen, das bei aller Schärfe des Standpunktes doch niemals die anständige Haltung verlor. Dem gegenüber war es zweifellos ein Fehler der Regierung, daß sie es nicht der Mühe für wert hielt, sich selbst ein Organ zur Kundgebung ihrer Grundsätze und Ziele und zur Einwirkung auf die öffentliche Meinung zu schaffen, die dadurch nicht selten vor Irreleitung und Mißtrauen hätte bewahrt werden können.

Straßenpresse.

Eine größere Rolle indes als die Zeitungen spielte damals die Straßenpresse. Eine Unzahl von Flugblättern, welche die Ereignisse des Augenblicks in volkstümlicher, nicht selten humoristischer Weise behandelten, wurden oft in Tausenden von Exemplaren binnen wenig Stunden verbreitet. Die Straßenecken bedeckten sich mit unzähligen Plakaten, die von dem ewig zuströmenden Publikum mit lebhafter Teilnahme gelesen und in den sich ansammelnden Gruppen mit Eifer diskutiert wurden. Eine hervorragende Stelle unter diesen Flugblättern nahmen die Witzblätter ein, die durch ihre ätzende Satire wie durch ihre drastischen Illustrationen das Urteil der großen Menge nicht wenig beeinflußten. Alle fanden ihre Leser, „die ewige Lampe" sowohl wie „der Krakehler", am meisten jedoch Cohnfelds „Buddelmeyer-Zeitung", deren Eckensteher Nante mit seinem gemeinberlinischen Jargon bald ein sehr populärer Typus war. Auch Dohms „Kladderadatsch" trat damals ins Leben, anfangs indes wenig beachtet. Aber auch die konservative Partei schuf sich mit dem 1. Juli 1848 ihr Preßorgan in der „Neuen Preußischen Zeitung" (für gewöhnlich Kreuzzeitung genannt).

Die Straßenpresse rief das Institut der fliegenden Buchhändler hervor, welche, meist halbwüchsige Jungen, an allen Straßenecken mit lärmendem Geschrei den Vorübergehenden ihre Eintagsware aufdrängten und so, was der Moment erzeugt hatte, auch im Moment zur Kenntnis der Bevölkerung brachten. Darin lag mit die Ursache, daß eine gewisse Gleichartigkeit der Auffassung in wenig Stunden sich bildete, freilich nicht selten bis zum nächsten Tage auch wieder völligen Umschlag erfuhr.

Politische Vereine.

Unmittelbarer noch verfolgten das Ziel, Einfluß auf die Massen zu gewinnen, die zahlreichen politischen Vereine, die bald nach den Märztagen entstanden. Die gemäßigt Liberalen vereinigten sich in dem „konstitutionellen Klub"; ihm schloß sich bald die große Zahl der Beamten an: man hielt Reden, man beratschlagte Adressen, aber zu einer Einwirkung auf das Volk kam es nicht. Bald sonderten sich von ihm die beiden Flügel: der rechte bildete den „patriotischen Verein", der linke den „Verein für Volksrechte", so daß nunmehr noch weniger als vorher von einem Wirken nach außen die Rede war.

Früher noch als der konstitutionelle Klub hatte sich im Hotel de Russie der „politische Klub" gebildet. Es waren vornehmlich Litteraten und Studenten, die ihn unter dem Vorsitze

von Jung ins Leben gerufen hatten. Binnen kurzem erlangten die Radikalen das unbestrittene Übergewicht in dem Klub und machten ihn unter dem Namen „demokratischer Klub" zum Mittelpunkte ihrer Parteirichtung. Ihm schlossen sich nach und nach auch die meisten andern Vereine ähnlicher Bestrebungen an, welche sich gebildet hatten, wie der „Volksklub", der „Reformklub" der Königsstadt, der „Bürgerwehrklub", auch der „Arbeiterverein", welcher eine fortdauernde Verbindung mit den Gewerken unterhielt, um diese bei Gelegenheit in kürzester Frist aufbieten zu können. Das Hauptquartier für alle diese Klubs war das Bierhaus von Waßmann in der Leipziger Straße, wo sich die Führer der Radikalen zusammenzufinden pflegten: Zusammenkünfte, aus denen im Laufe des Sommers die Bildung eines Zentralkomitee der Berliner Radikalen hervorging, welches über Barrikadenbau, Munitionsbeschaffung und Organisation der Hilfskräfte sich beriet. Die Organisationsfrage indes nahm der demokratische Verein allein in die Hand: er teilte Berlin in 22 Sektionen und setzte jeder einen zuverlässigen Führer vor, der unter sich ein besonderes Komitee zur Ausführung der Befehle des demokratischen Vereins zu bilden hatte.

Volksversammlungen.

Diese Vereine nun waren es, selten der konstitutionelle, gewöhnlich die demokratischen, welche zur Förderung ihrer Agitation Volksversammlungen zu berufen pflegten, die nicht selten von Tausenden besucht waren. Namentlich fand regelmäßig, wenn es die Witterung erlaubte, Sonntags und Mittwochs „unter den Zelten" an der Unterspree unter dem Vorsitze des Schriftstellers Schaßler — den der Volkswitz stehend „Quaßler" zu nennen pflegte — Volksversammlung statt. Reden über die europäischen Angelegenheiten im allgemeinen, über die Berliner im besonderen wurden gehalten, durch hochgespannte Forderungen die Massen aufgereizt und durch demagogische Schlagwörter berauscht. Niemand verstand dies mit gleichem Erfolge wie Friedrich Held, ein politischer Abenteurer, der früher Offizier gewesen war, jetzt die „Lokomotive" herausgab. Eine mächtige Stimme, ein lang herabflutender roter Bart unterstützten ihn wirksam in seiner Demagogenrolle, so daß die Arbeiter ihm blindlings folgten und von allen radikalen Hitzköpfen an Popularität sich keiner mit ihm messen konnte.

Die Arbeiter.

Denn Arbeiter zumeist bildeten die Hörerschaft in den Volksversammlungen. Ihnen war so lange von ihrer Bedeutung vorgeredet worden, bis sie selbst daran glaubten und sich als einen neuen bevorrechteten Stand betrachteten, für den der Staat ohne weiteres zu sorgen habe. Bestärkt wurde diese Meinung dadurch, daß nach den Märztagen, um die Arbeiter zufrieden zu stellen, außerordentliche öffentliche Arbeiten unternommen waren. Auf den ihnen eröffneten öffentlichen Bauplätzen erhielten sie einen halben Thaler Tagelohn, so daß bald auch fremde Arbeiter in Menge nach Berlin gezogen wurden. Bei den Rehbergen ward die Anlage eines anderthalb Meilen langen Kanals begonnen, um Arbeit zu schaffen. Diese „Rehberger", infolge mangelnder Aufsicht bald demoralisiert, wurden, wenn sie in trotzigen Haufen in die Stadt kamen, binnen kurzem ein Schrecken für jedermann. Auch die Maschinenbauer, deren Fabriken im Norden Berlins lagen, stellten sich mit der Zeit unter die Führung der Radikalen.

Gleichsam als fliegendes Korps des Krawalls war der „Lindenklub" geschaffen, welcher jeden Abend an der belebtesten Stelle der Straße Unter den Linden seine Verhandlungen pflog. Sein Leiter war ein heruntergekommener Kaufmann Namens Müller, „Lindenmüller" genannt. Die Zuhörerschaft bildeten meist die zufällig Vorübergehenden, welche durch die in der Regel sehr heitere Lebhaftigkeit der Verhandlungen angelockt wurden. Nicht Belehrung und Bekehrung war der Zweck dieses Klubs, sondern Unordnung zu erregen und an Ungehorsam gegen die Polizei zu gewöhnen: eine Schule zur Verwilderung des Pöbels durch zuchtlose Witzeleien und das Absingen sogenannter Freiheitslieder.

Unentschlossenheit der Liberalen.

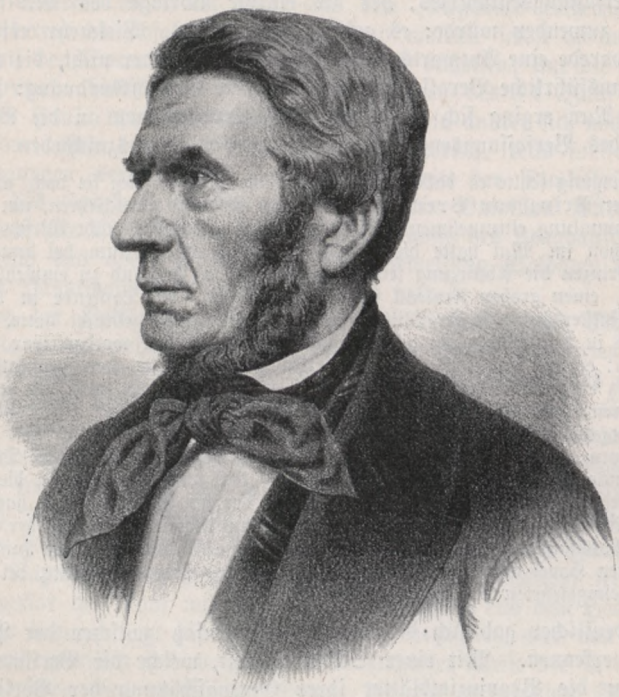
Kam es auch nicht zu ernsteren Unruhen, so wurde doch die Spannung und Aufregung fortwährend unterhalten. In dem besitzenden Teile der Bevölkerung aber wurde um so stärker die Sehnsucht nach geordneten Zuständen wach gerufen; der Erwerb stockte, der Besitz sank immer tiefer in seinem Werte; und damit wuchs der Unwillen in weiten Kreisen gegen diejenigen, welche die Rückkehr zur Ordnung verhinderten. Aber über Worte hinaus that er sich nicht kund; die Liberalen erkannten die Gefahr nicht, welche dem Staate aus dem Treiben der Radikalen erwachsen mußte: sie glaubten, zugleich immer noch von Mißtrauen gegen die Regierung erfüllt, sich neutral verhalten zu können, und überließen es der Regierung, ihre Hilfe ihr versagend, schließlich allein den Kampf gegen die Radikalen aufzunehmen. Anders indes war die Lage in den

Stimmung in der Provinz.

Provinzen. Zwar war es auch dort in nicht wenigen Städten zu aufrührerischen Krawallen gekommen; aber sie wurden rasch und entschieden unterdrückt, und die öffentliche Meinung in den Provinzen richtete sich bald gegen das Treiben in der Hauptstadt, die Märzrevolution und die Haltung der Bevölkerung nach derselben mit aller Schärfe verurteilend: ein Gegensatz, der während des Sommers mit voller Deutlichkeit zu Tage trat, aber auch schon im Frühjahr in den Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung einigermaßen sich ankündigte.

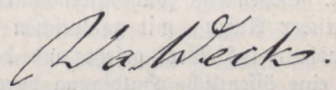
Der Verfassungsentwurf.

Am 20. Mai wurde der Verfassungsentwurf veröffentlicht, den das Ministerium den Vertretern des Volkes „zur Vereinbarung" mit der Krone vorzulegen gedachte. Daß die Minister, großenteils Rheinländer, dem Entwurfe die belgische, höchst freisinnige Verfassung zu Grunde gelegt hatten, war begreiflich; sie hatten sie wohl oder übel den preußischen Verhältnissen anzupassen gesucht. So war es gekommen, daß man, wie Baron Stockmar, der genaueste Kenner der belgischen Verfassung, urteilte, „das belgische System durchlöcherte und die Löcher mit Lappen wieder zustopfte". Es war also ziemlich billig, an dem Entwurfe Kritik zu üben; doch erkannten die wunden Stellen die wenigsten, der allgemeine Vorwurf war vielmehr, daß der Verfassungsentwurf in Nachahmung des belgischen Senates eine erste Kammer in Aussicht nahm, welche teils auf Erblichkeit, teils auf einen sehr hohen Zensus gegründet war.



276. Benedikt Waldeck.

Nach einer gleichzeitigen Lithographie.



Die preußische Nationalversammlung.

Zwei Tage danach, am 22. Mai, wurde die zur „Vereinbarung der Verfassung" gewählte preußische Nationalversammlung zur Eröffnung in den Weißen Saal des Schlosses einberufen. Sie umfaßte 100 Justiz-, 60 Verwaltungs-, 28 Gemeindebeamte, 40 Geistliche, 27 Lehrer, 68 Bauern und 28 Handwerker. In vielen Fällen hatte nicht die politische, sondern die persönliche Stellung der Abgeordneten den Ausschlag bei der Wahl gegeben. So war in demselben Wahlbezirke neben Jung der konservative Prediger Sydow, neben Berends der äußerst konservative Bauer, neben dem demokratischen Obertribunalsrat Waldeck der Minister Camphausen gewählt. Die Rechte aber überwog entschieden. Schon hierdurch gereizt, weigerte sich die äußerste Linke, der Einberufung in das Schloß Folge zu leisten: der König, meinten sie, hätte zur Eröffnung in den Sitzungssaal der Nationalversammlung in der Singakademie sich zu begeben. Erst die Mahnungen Camphausens machten sie nachgiebig.

Wie wenig glich bei der Eröffnungsfeier die Versammlung der prunkvollen Erscheinung des vereinigten Landtages, von dessen Mitgliedern nur wenige aus der Wahl-

urne hervorgegangen waren! Jetzt füllten den Hintergrund des Prachtraumes polnische Bauern und oberschlesische Weber in leinenem, selbstgefertigtem Rocke, oder die bärtigen, etwas struppigen Gestalten der Radikalen. Wie wenig glich auch die Thronrede der des vorigen Jahres! Geschäftsmäßig-kühl hatte der Ministerrat sie entworfen: so las sie der König. Auch das Publikum verhielt sich ziemlich gleichgültig.

Als Alterspräsident eröffnete der greise Oberpräsident von Schön die erste Sitzung; aber er vermochte bei der parlamentarischen Unerfahrenheit fast aller Mitglieder der ratlosen Unruhe nicht zu steuern. Etwas besser gelang dies dem Breslauer Fabrikanten Milde, der am 25. Mai zum Präsidenten gewählt wurde. Erster Vizepräsident wurde Waldeck.

Adreßdebatte. Obstruktionspolitik der Linken.

Man hätte erwarten sollen, daß die Versammlung mit allem Eifer sich der Beratung des Verfassungsentwurfes, der als einzige Vorlage des Ministeriums ihr zugegangen war, zuwenden würde: es geschah mit nichten. Vielmehr erfüllte die Frage, ob auf die Thronrede eine Antwortsadresse zu erlassen sei oder nicht, die ersten Sitzungen. Dann folgten ausführliche Beratschlagungen über die Geschäftsordnung: darüber kam der Juni herbei. Nun erging sich die Linke in Interpellationen an die Minister, um nur die Beratung des Verfassungsentwurfs immer weiter hinauszuschieben.

An Aufregung fehlte es dabei nicht. Aber am höchsten stieg sie doch, als sich das Gerücht verbreitete, der Prinz von Preußen würde aus England zurückkehren, um seinen Sitz in der Nationalversammlung einzunehmen. Er war in der posenschen Stadt Wirsitz zum Abgeordneten gewählt. Schon im Mai hatte die Kunde, daß das Ministerium bei dem Könige beantragt habe, dem Prinzen die Abkürzung seines Aufenthalts in England zu empfehlen, den Radikalen dazu gedient, einen großen Krawall in Szene zu setzen, der Tausende in drohender Haltung gegen die Ministerhäuser in der Wilhelmstraße in Bewegung gebracht hatte. Aber der Prinz, dessen Palais in den Märztagen für Nationaleigentum erklärt worden war, ließ sich dadurch nicht schrecken: er kam am 8. Juni nach Berlin und antwortete der Deputation, die zu seinem Empfange sich eingestellt hatte, indem er die Hand auf sein Herz legte, mit den schönen Worten: „Meine Herren, hier ist ein Nationaleigentum des Vaterlandes!" Unverzüglich begab er sich nach der Singakademie; der Minister Graf Schwerin geleitete ihn in den Sitzungssaal. In Generalsuniform, was die Linke sehr übel vermerkte, betrat der Prinz die Tribüne und richtete eine kurze ernste Ansprache an die Abgeordneten. „Uns alle", schloß er sie, die Stimme erhebend, „leite der Ruf und der Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat: Mit Gott, für König und Vaterland!" Dann verließ er unter dem kühlen Schweigen der Versammlung den Saal. In Potsdam aber begrüßte eine froh erregte Volksmenge, die Hunderte von Booten auf der breiten Havel vor Babelsberg, dem Schlosse des Prinzen, erfüllte, bei nächtlichem Fackelschein den Heimgekehrten mit freudigem Willkommen.

Demonstration im Friedrichshain.

Immer deutlicher gab sich der politische Gegensatz zwischen der Provinz und der Hauptstadt zu erkennen. Mit einer Selbständigkeit, welche die Berliner auf das tiefste verdroß, gaben die Provinzialblätter ihrer Geringschätzung der Berliner Märzthaten Ausdruck. Gegen eine solche Herabwürdigung zu demonstrieren, wurde daher am 4. Juni ein feierlicher Aufzug mit zahlreichen roten und schwarzrotgoldenen Fahnen nach dem Friedrichshain ins Werk gesetzt und dem Gedächtnis der dort begrabenen Barrikadenkämpfer eine öffentliche Huldigung dargebracht.

Antrag Berends.

Die Nationalversammlung war besonnen genug, sich an dieser demokratischen Demonstration nicht zu beteiligen. So sollte sie denn in andrer Weise den Zwecken der Radikalen dienstbar gemacht werden. Berends stellte am 8. Juni den Antrag: „Die Versammlung wolle, in Anerkennung der Revolution, erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl um das Vaterland verdient gemacht haben." Es kam darüber zu den leidenschaftlichsten Debatten. Die radikalen Mitglieder der Linken strengten alle Kraft an, um ihren Antrag durchzusetzen: allein die Majorität entschied sich für Übergang zur Tagesordnung. Das war, wenn es auch in der Motivierung der Tagesordnung hieß, daß die hohe Bedeutung der Märzereignisse und das Verdienst der Kämpfer um dieselben unbestritten sei, doch wieder eine Niederlage der Radikalen; denn die Nationalversammlung erklärte damit die Beweisführung der Minister, daß die wahre Ursache der Umwandlung der Verhältnisse in den freiwilligen Entschließungen des Königs vor dem Ausbruche der Revolution zu sehen wäre, für die richtige Auffassung.

So galt es denn für die Radikalen, ihre erschütterte Geltung durch ein anderes Mittel wiederherzustellen. Sie machten ihrem Unmute über den Beschluß der Nationalversammlung dadurch Luft, daß sie die Abgeordneten Sydow und von Arnim, die besonders nachdrücklich gegen den Antrag Berends gesprochen hatten, bei dem Verlassen der Singakademie mißhandelten: so wenig galt der aufgehetzten Masse die Freiheit der Meinungsäußerung. Ein großer Schlag wurde vorbereitet. Das waffenlose Volk wurde auf seine Ohnmacht gegenüber der bewaffneten Bürgerwehr hingewiesen: es müsse Waffen haben, um dieser gewachsen zu sein. Die Idee, ins Zeughaus einzubrechen, um sich der dort lagernden Waffenvorräte zu bemächtigen, lag auf der Hand. War doch erst am 30. Mai ein Arbeiterhaufen ungehindert in das Handelsministerium eingebrochen und hatte von dem Minister von Patow eine Geldzahlung erpreßt. Die Regierung indes wollte die Vorräte unter der Hand aus dem Zeughause entfernen; allein die Pöbelhaufen plünderten die abfahrenden Wagen und wollten selbst die mit Waffen beladenen Kähne auf der Spree an der Marschallsbrücke anhalten; nur die zur Sicherung aufgestellte Bürgerwehr hinderte sie daran. Am Morgen des 14. Juni sammelte sich nun ein lärmender Haufe vor dem Zeughause, während ein andrer sich nach dem Schlosse begab und die dort eben angebrachten Gitter teils zerbrach, teils fortschaffte. Unter unruhigen Bewegungen verging der Tag. Bei Eintritt der Dunkelheit wurden die Volkshaufen um das Zeughaus wieder zahlreicher. Ein Bataillon Bürgerwehr unter Major Benda war zur Verteidigung teils im Erdgeschosse des Zeughauses, teils davor aufgestellt, während das obere Geschoß von einer Abteilung Soldaten des 24. Regiments unter dem Hauptmann von Natzmer besetzt war. Sturm auf das Zeughaus.

Die Haltung der Volksmenge wurde bald eine drohende; ein Schuß aus ihrer Mitte fiel auf die Bürgerwehr: Benda ließ durch eine Salve antworten. Zwei Tote und mehrere Verwundete stürzten nieder: man tauchte Tücher in das fließende Blut und rannte, die blutigen Lappen schwenkend, mit dem Geschrei durch die Straßen: „Verrat! Rache! Es wird auf das Volk geschossen!“ Barrikaden wurden in der Landsberger Straße und in der Gegend des Alexanderplatzes aufgeworfen, rote Fahnen daran aufgesteckt, und ein tobender Haufe zog mit einer roten Fahne an der Spitze durch die Königstraße nach dem Alexanderplatz und rief dort die Republik aus. Unterdessen schlug ein andrer Haufe das Seitenportal des Zeughauses und die Fenster ein. Dem Hauptmann von Natzmer wurde zugerufen, in Berlin und Potsdam sei die Republik proklamiert: er verlor den Kopf und zog ohne Verteidigung aus dem Hause ab. Durch Thor und Fenster drangen jetzt die Volkshaufen ein, errafften, was von Waffen ihnen zur Hand war, und zerrissen und beschmutzten in ruchloser Weise die in dem Zeughause aufbewahrten Trophäen der preußischen Siege, die den preußischen Staat begründet hatten. Bürgerwehr rückte vom Gendarmenmarkte zu Hilfe; ihr Hauptmann ließ vor dem Portal einen Trommelwirbel schlagen: sofort verwandelte sich das Bild. Aus den Thüren und Fenstern des völlig im Dunkeln liegenden Zeughauses sprangen die erschreckten Selbstbewaffner heraus und versuchten mit den geraubten Waffen an der Wand entlang davon zu laufen. Die Bürgerwehr vertrat ihnen die Flucht: manche räsonnierten oder wollten sich zur Wehr setzen; indes durch einige Ohrfeigen oder Rippenstöße schnell zur Einsicht gebracht, gaben sie die gestohlenen Waffen zurück. Nun rückte auch vom Finanzministerium her ein Bataillon des 24. Regiments mit klingendem Spiele im Sturmschritt heran. Von Natzmer wollte dem Führer die Situation erklären, aber mit gerechtem Zorn wies dieser ihn zurück: „Gehen Sie weg, oder ich spucke Ihnen ins Gesicht!“ Nun beeilten sich auch die letzten Plünderer schleunigst aus dem Zeughause zu entkommen, ihren Raub wegwerfend oder ohne viel Sträuben ausliefernd, so daß nur wenige Gewehre aus dem Zeughause verloren gingen. — Den Major Benda bedrohte noch an demselben Abend die Rache des Pöbels. Mit Gewalt brach eine Rotte, die Thür zertrümmernd, in sein Haus in der Münzstraße ein; aber auch hier war die Bürgerwehr rasch zur Hand und trieb mit flachen Klingenhieben die Tobenden wieder auf die Straße.

Allenthalben hatten die Anstiftungen der Radikalen eine Niederlage erfahren: ihre Stellung begann schwankend zu werden, zumal der Minister Patow schon nach und

nach gegen 20 000 Arbeiter aus Berlin entfernt hatte. Sie mußten sich ein andres Gebiet des Erfolges suchen oder eine andre Methode.

Der Pöbel gewinnt die Herrschaft.

Schon am 10. Juni hatte der Baron Stockmar, gewiß ein liberaler Mann, dem Könige Friedrich Wilhelm in Sanssouci geraten, durch Anwendung von Truppenmacht der durch die Umtriebe der Radikalen in Berlin hervorgerufenen Anarchie ein Ende zu machen, um dadurch der Nationalversammlung Freiheit der Rede und persönliche Sicherheit zurückzugeben. Der König hatte gezögert, weil er der Entschlossenheit seiner Minister nicht traute. Am 18. Juni stellte nun der radikale Abgeordnete Uhlich den Antrag, daß die Nationalversammlung, jeden Schutz durch Bürgerwehr oder Militär zurückweisend, sich ausschließlich unter den Schutz der Berliner Bevölkerung stellen solle. Und die Versammlung nahm den Antrag, dessen Tragweite sie nicht durchschaute, an: damit mußte sie, wie



277. David Justus Ludwig Hansemann.

Nach dem Originale von A. Günther, lithographiert von G. Renbke.

einst die französische Nationalversammlung unter die Despotie der Galerien, so nur allzubald unter den Einfluß der von den Radikalen geleiteten Pöbelhaufen, welche die Singakademie umlagerten, geraten. Das entschied den Sieg der radikalen Linken über die ihr entgegenstehende Majorität der Versammlung: man merkte es bald, wie die Versammlung mehr und mehr in radikale Bahnen einlenkte. Die Linke wuchs allmählich von 40 auf über 100 Stimmen an; und das Zentrum wurde schwankend und stimmte nicht selten mit der Linken.

Ministerwechsel.

Selbst das Ministerium demokratisierte sich. Am 15. Juni brachten die Abgeordneten Waldeck und Wachsmuth den Antrag ein, eine Kommission zu wählen, die den ministeriellen Verfassungsentwurf zu revidieren, Veränderungen darin vorzuschlagen oder überhaupt einen andern vorzulegen habe. Der Antrag wurde angenommen, die Kommission wurde gewählt und Waldeck wurde Vorsitzender, bekam also die Neugestaltung der Verfassung wesentlich in seine Hand. Das Ministerium hatte eine Niederlage erlitten und nahm seine Entlassung. Nur Hansemann, früher

Präsident der Handelskammer in Aachen, trat als Finanzminister aus dem alten in das neue Ministerium über. Präsident des neuen Ministeriums wurde der Oberpräsident von Preußen, Rudolf von Auerswald, ein Bruder des bisherigen Ministers. Sein Ziel bei der Bildung des Kabinetts war, es durch die Verbindung mit der Nationalversammlung stark zu machen. Daher erhielt der bisherige Präsident der Nationalversammlung Milde das Portefeuille des Handels, die Präsidentschaft ging an Grabow über, der Führer des rechten Zentrums Gierke, bisher Syndikus in Stettin, erhielt das des Ackerbaues, der Führer des linken Zentrums, Generallandschaftsrat Rodbertus, das des Kultus. Außerdem traten ein der Regierungspräsident von Aachen, Kühlwetter, als Minister des Innern, der General Roth von Schreckenstein als Kriegs-, der Kriminaldirektor Märcker als Justizminister.

Hansemann gab den Ton in dem neuen Kabinett an; die alte Feierlichkeit der Ministersitzungen war verbannt: jeder kam, wie er ging und stand, zur Sitzung; nur der Ministerpräsident erschien stets im Frack; auf dem Konferenztische standen Aschenbecher, und die Minister rauchten während der Sitzung ihre Zigarre nach Gefallen weiter. Mit einer sehr freisinnigen Erklärung führte Hansemann das neue Ministerium in der Nationalversammlung ein; in den Schlußworten wies er sogar auf den „ruhmvollen" Charakter der Märzrevolution hin. Doch zeigte das neue Ministerium bald eine konservative Färbung; es war dem Könige gegenüber viel nachgiebiger, als dieser erwartet hatte; er befände sich jetzt, wie er einmal guter Laune äußerte, wie im Himmel. In Übereinstimmung mit dem Ministerium ging der neue Polizeipräsident Berlins, von Bardeleben, energisch gegen den Unfug der Kolportage vor, beschränkte die Volksversammlungen und errichtete am 22. Juli 1848 ein neues Polizeikorps, die Schutzmannschaft; sie bewährte sich, von einigen Übergriffen abgesehen. Am 24. Juli erschienen die Schutzleute zuerst in den Straßen Berlins in ihren blauen Röcken mit zwei Reihen Knebelknöpfen, den Säbel an der Seite, den numerierten schwarzen Hut auf dem Kopfe. Das Volk nannte sie, offenbar im Hinblick auf englische Zustände, die man schon damals für ideal hielt, Konstabler.

Das Fest zu Potsdam.

Wohl hielt der König noch die Hoffnung fest, durch dies Kammerministerium zu einer gedeihlichen Vereinbarung der Verfassung zu gelangen. Aber immer unverhüllter sprach sich in seiner Umgebung die Abneigung gegen die Männer aus, welche die neue Zeit emporgebracht hatte. Bei Gelegenheit des Festes, das der König am 30. Juli in Potsdam der Nationalversammlung gab, trat diese Stimmung des Hofes handgreiflich zu Tage. Für die Gäste des Königs waren so unzulängliche Vorbereitungen getroffen, daß ein Teil den Weg nach dem Neuen Palais zu Fuß zurücklegen mußte; und als sie dort bestaubt anlangten, wurden sie selbst von der Dienerschaft mit sichtlicher Mißachtung behandelt. Während dann in einer Seitengalerie die Abgeordneten eine Kollation erhielten, blieb der König mit den Ministern und einigen Abgeordneten im Muschelsaale, und es begann da eine für die Minister recht peinliche Auseinandersetzung über einen kürzlich in Berlin wegen der preußischen und deutschen Fahnen entstandenen Straßenkrawall.

Die Großgrundbesitzer.

Geschlossener und tiefer greifend gestaltete sich die Opposition des Großgrundbesitzes. Durch den Gesetzentwurf Hansemanns auf Steuerausgleichung und Entlastung von Grund und Boden sahen die großen Grundbesitzer, zumal in den Provinzen Pommern, Brandenburg und Sachsen ihre Interessen auf das ernstlichste bedroht. Sie bildeten daher in Berlin einen Verein „für die Wahrung der Interessen des Grundbesitzes", dessen Führung der frühere Minister Graf Arnim und der Herr von Bülow-Kummerow übernahmen. Dies „Junkerparlament", wie man es spottweis nannte, schuf sich, wie schon erzählt wurde, in der „Neuen Preußischen Zeitung" ein Parteiorgan, das mit Nachdruck und Rastlosigkeit den Kampf gegen die „revolutionären" Bestrebungen der Regierung führte; auch durch die Gründung der sogenannten Preußenvereine suchte man die breiteren Schichten der Bevölkerung zu diesem Kampfe vorzubereiten, ein Kampf, der um so erbitterter werden mußte, als sich die Partei allmählich über das ganze Land ausbreitete und über bedeutende Mittel gebot.

Der Armeebeschluß.

Zu einem Wendepunkte vollends der Entwickelung der Dinge sollte es werden, daß die Nationalversammlung das militärische Institut, auf dem das preußische Nationalgefühl beruhte, anzutasten wagte. An diesem Felsen, der das alte historische Dasein des Staates in sich schloß, brachen sich die Wogen der Revolution. In Schweidnitz war es am 31. Juli zu einem Zusammenstoß zwischen dem Militär und tumultuierenden Volkshaufen gekommen, wobei eine Anzahl von Personen verwundet und getötet worden war. Die Nationalversammlung, nicht zufrieden damit, daß die Regierung den Kommandanten zur Disposition gestellt hatte, ernannte zur Untersuchung des Vorfalles eine Kommission, die alle Schuld auf seiten des Militärs fand. Unverzüglich brachte jetzt am 9. August der Abgeordnete Stein aus Breslau den Antrag ein, das Kriegsministerium möge anordnen, daß alle Offiziere der preußischen Armee allen reaktionären Bestrebungen nicht nur fern bleiben, sondern vielmehr zeigen sollten, „daß sie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Zustandes mitwirken wollten". Dem fügte noch der Abgeordnete Schulz aus Wanzleben den Zusatz hinzu, „und daß es denjenigen Offizieren, mit deren politischer Überzeugung dies nicht vereinbar sei, zur Ehrenpflicht zu machen sei, aus der Armee auszutreten". Bei der Abstimmung wurde der Antrag mit großer Majorität, der Zusatz dagegen mit nur einer Stimme Mehrheit (180 gegen 179) angenommen. Die Volksmenge, welche die Singakademie umgab, begrüßte den Ausgang mit lautem Beifall; sie spannte dem Abgeordneten Stein den Gaul von der Droschke, um ihn selbst nach Hause zu ziehen: es war der Anfang einer Demokratisierung des Heeres; sie fühlte das deutlicher als die Minister, von denen keiner gegen den Antrag, der doch einen inquisitorischen Eingriff in die Verwaltung in sich schloß, in der Nationalversammlung aufgetreten war. Aber unter den Offizieren war die Entrüstung darüber allgemein, daß sie unter die politische Inquisition der Kammermajorität gestellt werden sollten; sie waren sehr bereit, auch offen gegen dies „Krämerministerium" und gegen die Demokraten in der Singakademie sich in Opposition zu stellen.

Zunehmende Anarchie.

Aber auch von der andern Seite her entstand dem Ministerium eine gefährliche Gegnerschaft. Es lag eben in dem Auftreten der Minister etwas Mattes und Müdes, das auf die Umtriebe der Radikalen geradezu ermunternd wirken mußte. Faßten diese doch die Errichtung der Berliner „Schutzmannschaft" als eine Kriegserklärung auf. Denn die uniformierten Schutzleute, meist aus der Polizei der Provinzen entnommen, übten den Polizeidienst in der Hauptstadt in einer den bisher frei waltenden Straßenhelden höchst unbequemen Weise und verhafteten ganz rücksichtslos die Störenfriede. Dagegen mußte Abhilfe geschaffen werden. Der Schriftsteller Edgar Bauer, des Philosophen Bruno Bauer Bruder, war in einer Versammlung in Charlottenburg heftig gegen den Prinzen von Preußen und das ganze Haus Hohenzollern losgezogen, so daß etliche königstreue Bürger der Stadt im Zorne darüber dem Redner eine Tracht Prügel angedeihen ließen. Dies nahm der demokratische Klub in Berlin zur Veranlassung, um auf den folgenden Tag — den 21. August — zu einer abendlichen Volksversammlung vor dem Opernhause aufzufordern. Von der Treppe des Opernhauses aus forderten nun Edgar Bauer, damals ein Liebling der „Rehberger", und sein Freund Dowiat, ein deutschkatholischer Prediger, die Getreuen zur Rache für die Unbill, zur Befreiung aller politischen Gefangenen, überhaupt zum Sturze des „aus Fabrikanten und Krämern zusammengesetzten" Ministeriums auf.

Alsbald setzte sich der tobende Haufe die Linden hinab in Marsch; auf den Minister des Innern, Kühlwetter, der die Bildung der Schutzmannschaft gewährt hatte, war es zunächst abgesehen. Die Menge stürmte das Hotel, sprengte die Thüren, drang bis in das Arbeitskabinett des Ministers ein, fand ihn aber nicht: er war nicht zu Hause. Der Zug ging also weiter nach dem Justizministerium in der Wilhelmstraße, um die Freilassung der politischen Gefangenen von dem Justizminister Märcker zu fordern. Allein dieser, gewarnt, hatte sich zu dem Ministerpräsidenten begeben; auf der Rampe vor dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gab Märcker den Sprechern der lärmenden Menge die Antwort, daß er in ihren Forderungen nicht den Ausdruck des Volkswillens erkennen könne. Damit zog er sich in das Haus zurück.

Bei dem Ministerpräsidenten von Auerswald war große Gesellschaft; die meisten fremden Gesandten waren unter den Gästen, alle Fenster erleuchtet. „Greift die Kerle, greift sie!" schrie

die tobende Rotte drohend hinauf und begann das eiserne Geländer der Rampe abzubrechen, das Pflaster vor dem Hause aufzureißen und die Steine voll Wut in die hell strahlenden Fenster zu schleudern. Die Gesellschaft des Ministers suchte Schutz vor den fliegenden Steinen hinter den Säulen des Saales oder flüchtete sich hastig in den Garten. Von der Bürgerwehr war nichts zu sehen: deren Offiziere saßen bei Kroll und feierten die Wahl des Majors Rimpler zum Bürgerwehrkommandanten. Von Norden zogen unterdes die Maschinenbauer, mit Eisenstangen und Gewehren bewaffnet, herbei, um an der Gefangennahme der Minister teilzunehmen. An der Behrenstraße wurde schnell eine Barrikade errichtet, über die der radikale Abgeordnete Graf Reichenbach die Aufsicht übernahm. Da nahte im Sturmschritt die Schutzmannschaft: eine Abteilung trieb nach kurzem Kampfe die aufrührerischen Haufen von den Ministerien nach den Linden zurück, eine andre warf sich den Maschinenbauern entgegen und drängte sie in scharfem Gefechte wieder aus dem Oranienburger Thore hinaus. Endlich erschien auch die Bürgerwehr, um die Barrikade zu erstürmen und zu zerstören.

Energielosigkeit des Ministeriums.

Die Ruhe war wiederhergestellt. Auerswald versammelte die Minister zu einer Konferenz um sich. „Wir blamieren uns vor Europa und der Welt", sagte er. „Die Berichte der Diplomaten werden nicht unterlassen, das, was sie selbst erlebt, grell wiederzugeben; die Zeitungen werden über unsre Zustände überall herfallen, und wir werden die Achtung Deutschlands ziemlich einbüßen, wenn wir alledem nicht ein Ende machen." Niemand widersprach dieser Auffassung: man faßte den Beschluß, ein Tumultgesetz einzubringen; am nächsten Tage war auch in der Nationalversammlung davon die Rede: doch blieb die Sache schließlich auf sich beruhen. So ganz war dem Ministerium alle Energie erstorben.

Der 7. September. Rücktritt des Ministeriums.

So kam der 7. September herbei. Auf diesen Tag war beschlossen, den Steinschen Antrag vom 9. August, den das Ministerium immer noch nicht ausgeführt hatte, in der Nationalversammlung von neuem zur Verhandlung zu bringen. Dichte Volksmassen umlagerten die Singakademie; sie waren in einer Volksversammlung unter den Zelten von den radikalen Führern zum offenen Kampfe aufgefordert worden, falls der Steinsche Antrag nicht durchginge; der „Lindenmüller" hatte seine Getreuen schon zum Mittag unter die Linden entboten, und Rimpler hatte sich in eine zweideutige Erklärung gehüllt, welche die Radikalen ebenso gut für sich wie gegen sich ausbeuten konnten. Die Debatte über die Steinsche Interpellation begann: „Beschließt die Nationalversammlung, daß es die dringendste Pflicht des Staatsministeriums sei, denjenigen Erlaß, welchen die Versammlung am 9. August beschlossen, ohne weiteres zur Beruhigung des Landes und Erhaltung des Vertrauens, sowie zur Vermeidung eines Bruches mit der Versammlung ergehen zu lassen?" Fünfundzwanzig Redner sprachen nacheinander, während von draußen dumpfes Getöse, hier und da ein Schrei in den Saal hineinschallte. Endlich kam es zur Abstimmung: mit 219 gegen 143 Stimmen wurde der Antrag angenommen. Der Linken kam ihr Sieg unerwartet. Während der Verhandlungen hatten vor dem Hause fliegende Buchhändler Bilder ausgeboten, worauf die Minister an Laternenpfählen aufgehängt zu sehen waren. Dem Minister Hansemann wurde auch ein Exemplar von einem Zeitungsjungen angeboten; er kaufte es ruhig unter dem Gelächter der Umstehenden. Der Vorwand zu einem Tumult aber war genommen. Und als Held, mit den übrigen Führern der Radikalen seit längerer Zeit zerfallen, weil ihm geheime Verhandlungen mit der Junkerpartei nachgewiesen worden waren, um Mittag ein bereit gehaltenes Plakat an die Straßenecken kleben ließ mit der Riesenüberschrift: „Meine Idee!", in welchem er von jedem Kampfe abmahnte: da erregte er nur das Gelächter der Eingeweihten und den Unwillen der unruhigen, enttäuschten Volkshaufen. Das Ministerium hatte eine eklatante Niederlage erlitten: am 11. September erschien es zum letztenmal vor der Nationalversammlung mit der Erklärung, daß es seine Entlassung vom Könige erbeten und erhalten habe. Niemand bedauerte sein Scheiden. Zugleich vertagte die Nationalversammlung ihre Sitzungen auf einige Zeit, da sie aus der Singakademie nach dem Konzertsaale des Schauspielhauses verlegt waren. Eine kurze Pause des politischen Lebens trat ein, während deren die Neubildung des Ministeriums sich vollzog.

Beckerath.

Der König berief den Reichsfinanzminister von Beckerath nach Berlin, um ihn mit der Neubildung des Kabinetts zu betrauen. Allein die Forderungen Beckeraths

gingen so weit, daß der König seinen Auftrag zurücknahm. Denn die Meinung Beckeraths war gewesen, sich ausschließlich auf die Linke der Nationalversammlung zu stützen.

Die Parteien der Nationalversammlung.

Wohl war die Linke damals die zahlreichste Partei in der Nationalversammlung: sie zählte 113 Mitglieder; aber sie machte sich in immer merklicherer Weise den Bestrebungen der Radikalen dienstbar. Zweifellos besaß sie das Übergewicht in der Versammlung. Von dieser mächtigen Partei gingen die Verdächtigungen aus, die gegen die alte Monarchie ins Land geschleudert wurden; von hier aus erscholl das Signal zur Aufrechterhaltung der Unordnung; hier wurde das Recht, den Aufruhr zu bestrafen, bestritten; hier wurden die unaufhörlichen Beschwerden gegen die Minister geschmiedet; hier war man bestrebt, die Regierung der allgemeinen Mißachtung preiszugeben.

Immer mehr gerieten die Zentren, die „Konstitutionellen", unter den Bann der Linken, von den Grundsätzen einer weisen Mäßigung sich sichtlich weiter entfernend. Wohl hatten sie einen starken Rückhalt im Volke, dessen Forderungen sie am meisten zu vertreten schienen; wohl gab es unter ihnen eine Anzahl ehrenwerter Leute, die ihre Pflicht als Abgeordnete über allen Ehrgeiz stellten; aber gerade ihre Führer waren von dem Bestreben erfüllt, alles, was eine Reform zu erfordern schien, auf einmal und sogleich zu reformieren. Man meinte, vielleicht nicht ohne Grund, daß die damals neue Lektüre von Lamartines Girondisten sie mit der Begierde nach Popularität, sich wenigstens lithographiert in den Schaufenstern zu sehen, erfüllt habe.

In dieser doppelten Gegnerschaft erkannte aber die Rechte mit nichten die Aufforderung, in sich einig zu sein. Man konnte deutlich in ihr drei Fraktionen unterscheiden: die „Junker", welche ihre Standesinteressen zum Zielpunkte ihrer Politik machten, die „Potsdamer", welche Anlehnung an den Hof suchten, und die parlamentarische „Rechte", die aus theoretischen Erwägungen den Zentren und der Linken sich entgegensetzte. So bildete die Rechte keine kompakte Masse mit klar ausgesprochenen Tendenzen; so vermochte sie weder Ansehen bei der Menge zu erhalten, noch im Volke Wurzel zu fassen. Ihre Redner machten den Eindruck, als ob sie stets nur für sich, niemals für ihre Partei sprächen. Gewiß besaß das Königtum in den Reihen der Rechten viele aufrichtige Verehrer, aber sie bildeten keine geschlossene Partei, auf die das Königtum mit Zuversicht sich stützen konnte. Vollends der Bürgerstand betrachtete ihre Bestrebungen mit Argwohn, wenn nicht mit Abneigung.

Zusammenziehung der Truppen.

Naturgemäß mußte die fortschreitende Demokratisierung der Nationalversammlung, die eine erträgliche Vereinbarung der Verfassung immer unwahrscheinlicher werden ließ, immer entschiedener den König darauf hindrängen, ein Gegengewicht zu schaffen. Die aus den Elbherzogtümern zurückkehrenden Truppen wurden um Berlin gesammelt, und am 15. September der General von Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken mit sehr weitgehenden Machtbefugnissen ernannt. Bald hatte er in Berlin und den Nachbardörfern 47 500 Mann mit 60 Geschützen unter seinen Befehlen und hielt am 20. in Berlin eine Parade ab: eine Kühnheit, die nicht verfehlte, die Bürgergarde wie noch mehr die Radikalen in die äußerste Aufregung zu versetzen. Zugleich erließ er eine Proklamation an die Berliner, worin er zur Aufrechthaltung der Ordnung sich die Mitwirkung aller guten Bürger erbat, den Aufwieglern aber mit den scharf geschliffenen Säbeln seiner Truppen und den Kugeln im Lauf drohte, während gleichzeitig der kommandierende General von Schlesien, Graf Brandenburg, mit nicht geringerer Entschiedenheit das Einschreiten des Militärs bei Gefährdung der Ruhe in seiner Provinz ankündigte.

Das Ministerium Pfuel.

Unter diesen Umständen mußte jedes Ministerium den schwierigsten Stand haben. Es wurde daher auch das neue Ministerium, als es am 22. September der Nationalversammlung sich vorstellte, mit unverhülltem Mißtrauen empfangen. Präsident und zugleich Kriegsminister war der General von Pfuel, die auswärtigen Angelegenheiten hatte der frühere Bundestagsgesandte Graf Dönhoff übernommen, die Ministerien des Innern und der Finanzen die Oberpräsidenten Eichmann und von Bonin. Als Justizminister trat etwas später der Geheime Rat Kisker dazu; die übrigen Portefeuilles blieben in interimistischer Verwaltung. Der immer noch zur Versöhnung geneigte Sinn des Königs sprach sich deutlich in der Wahl des greisen Pfuel aus, dem schon wiederholt — so vor den Märzkämpfen, in der polnischen Insurrektion — der Auftrag friedlicher Vermittelung, freilich ebenso erfolglos wie jetzt geworden war. In diesem Sinne faßte auch jetzt der alte General seine Aufgabe. „Ich werde mich hüten", meinte er, „in das Wespennest zu stechen."

Es war daher ein sehr entgegenkommendes Programm, womit das neue Ministerium vor die Nationalversammlung trat. Es erklärte, daß es „auf dem be-

tretenen konstitutionellen Wege verharren, alle reaktionären Bestrebungen zurückweisen, die Rechte der Freiheiten des Volkes heilig halten wolle, wie die Rechte der Krone." Gleichwohl ging ihm sofort die Linke mit einer ganzen Reihe ungestümer Interpellationen zu Leibe. Der Abgeordnete von Kirchmann verlangte Aufklärung über die Truppenanhäufung um Berlin und die Proklamation Wrangels. Pfuel antwortete ihm, daß ja Berlin ein Knotenpunkt von Eisenbahnen sei, von dem aus die Truppen mit Leichtigkeit in den verschiedenen Teilen des Staates verwendet werden könnten; die Worte eines alten Generals aber müsse man nicht auf die Goldwage legen. Der Abgeordnete Brill, ein jüdischer Photograph, forderte eine Erklärung über den Erlaß Brandenburgs. Pfuel gab ihm zur Antwort, er wisse nichts von der Sache. Und auf die Interpellation des Abgeordneten Pax, warum der Steinsche Antrag vom 9. August und 7. September in Betreff der Offiziere der Armee noch nicht zur Ausführung gebracht sei, erwiderte er erst am 25. September mit einem an die kommandierenden Generale zu erlassenden Rundschreiben, durch welches der Antragsteller und die ganze Nationalversammlung sich völlig zufriedengestellt erklärten.

Frechheit des Pöbels.

Unterdessen aber hatten die bedrohlichen Zusammenrottungen vor dem Schauspielhause, wo jetzt die Nationalversammlung tagte, geschürt durch die Radikalen wie durch die Heißsporne der Linken, einen Charakter angenommen, der die Behörden in der Meinung des Volkes täglich mehr herabwürdigte, alle Bande des Gehorsams und der Ordnung auflöste und die Minister wie die Nationalversammlung zu einem Gegenstande öffentlichen Hohnes machte. Die Rechte stellte daher den Antrag: „Der Präsident möge dafür sorgen, daß die Würde und Unverletzlichkeit der Versammlung gesichert werde". Allein die Linke setzte es durch, daß er mit ansehnlicher Majorität für „nicht dringlich" erklärt wurde. Und die Minister ließen mit völliger Resignation die Dinge gehen, wie sie wollten, obgleich immer offener der Major Rimpler den Bestrebungen der äußersten Linken sich zuneigte und infolgedessen die Bürgergarde dem zuchtlosen Gebaren gewöhnlich unthätig zusah.

Verfassungsverhandlungen.

Darüber war dann die eigentliche Aufgabe der Nationalversammlung, die Vereinbarung der Verfassung mit der Krone, fast in Vergessenheit geraten. Endlich aber hatte die unter Waldecks Vorsitz tagende Verfassungskommission doch einen Entwurf zustande gebracht, und am 12. Oktober begannen die Beratungen der Nationalversammlung darüber. Aber schon bei den Einleitungsworten der Verkündigungsformel „Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König" erhob sich eine Debatte. Die Linke verlangte, die Charte Louis Philipps nachäffend, daß die Worte „von Gottes Gnaden" gestrichen würden. Der Abgeordnete Schulze-Delitzsch hatte sogar unter dem beifälligen Gelächter der Linken die Frechheit, die Worte „für die Firma eines bankrotten Handlungshauses" zu erklären, und die Versammlung nahm mit 217 gegen 134 Stimmen den Antrag auf Streichung der Worte an. Das war ein Faustschlag gegen die Ansichten des Königs, der seiner Verstimmung darüber in empfindlichen Vorwürfen gegen den Ministerpräsidenten Luft machte. Das Volk vor dem Schauspielhause aber jubelte und bedrohte diejenigen Abgeordneten, die gegen den Antrag gestimmt hatten, mit Mißhandlungen. Das Gleiche wiederholte sich am folgenden Tage, als die Nationalversammlung mit 200 gegen 153 Stimmen die Abschaffung des Adels, der Titel und Orden beschloß.

Rede des Königs an seinem Geburtstage.

Der Bogen war zu scharf gespannt: er mußte brechen. Zur Feier seines Geburtstages am 15. Oktober kam der König von Potsdam nach Schloß Bellevue bei Berlin herüber, um die Glückwünsche seiner Hauptstadt entgegenzunehmen. Seine Antworten ließen keinen Zweifel über seine Gesinnung.

Grabow, der Oberbürgermeister von Prenzlau, Mildes Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl der Nationalversammlung, sprach im Namen der Volksvertretung. Der König erwiderte auf die Ansprache: „Was Sie mir sagen, trägt allerdings den Schein der Ergebenheit und des Gehorsams; aber es ist eben nur dessen Schein. Die Verhandlungen in der Nationalversammlung, die ich voll Vertrauen auf die loyalen Gesinnungen meiner Unterthanen zusammenberufen, geben mir den Beweis, von welchen Ansichten und Grundsätzen sie ausgeht. Sie lassen kein Recht unangetastet; das Heiligste selbst ist vor Ihren Angriffen nicht sicher. Sie haben mein

mir von Gott verliehenes Recht auf die Krone angetastet; Sie wollen mir das „Von Gottes Gnaden" nehmen! Aber hierzu wird keine Macht der Erde stark genug sein: ich werde es treu bewahren, wie ich es von meinen Ahnen überkommen. Sagen Sie dies den Herren, die Sie gesandt. Sagen Sie ihnen, daß ich Ruhe und Ordnung im Lande herstellen werde, daß mir hierzu die Mittel vollauf zu Gebote stehen; sagen Sie ihnen, daß ich den Aufruhr und die Aufrührer, wo ich sie finde, bekämpfen und zerschmettern werde und daß ich mich hierzu durch Gottes Gnade stark genug fühle!"

Wie ein Blitzstrahl schlugen die Worte des Königs ein: alle standen lautlos und betroffen da, während der König fortfuhr bei den übrigen Gruppen in gewohnter gütiger Weise die Runde zu machen. So gelangte er in den zweiten Saal. Hier stand der Stab der Bürgergarde. Rimpler trat vor. „Majestät", redete er den König an, „es ist das erste Mal, daß sich die Bürgerwehr Euer Majestät glückwünschend naht. Sie schätzt sich glücklich, Euer Majestät ihre Glückwünsche durch ihre Vertreter darbringen zu können." Der Redner stockte; er hatte den Faden verloren; etwas betreten nahm er das Manuskript seiner Ansprache aus dem Hute und las sie dem Könige vor. „Vergessen Sie nie", erwiderte der König auf die wohlgesetzten Worte, „daß ich die Bürgerwehr ins Leben gerufen, daß ich sie bewaffnet, und daß es in meinen Kräften steht, meine Schöpfung auch wieder in ihr Nichts zurückzuversetzen. Sie haben nur meine Befehle zu erfüllen, und diese werden nur darauf hinauslaufen, das Beste meiner Unterthanen zu begründen, überall Ruhe und Ordnung zu erhalten und den treuen Bürger gegen Anarchie und Übergriffe von Rebellen zu schützen. Hierzu allein habe ich Ihnen die Waffen gegeben, und diese werde ich Ihnen hierzu allein noch ferner belassen. Dessen wollen Sie stets eingedenk sein und dies der Bürgerwehr Berlins gebührend einschärfen." Damit drehte er dem vor Bestürzung völlig Sprachlosen den Rücken.

„Ich begreife den König nicht", sagte der Ministerpräsident, als er das Schloß verließ, „das wird, das kann keine guten Früchte tragen." Er hatte die Empfindung, daß die Zeit schlaffer Nachgiebigkeit, wie er sie geübt, vorüber war. Bei vielen Bürgern Berlins aber wirkten die Worte des Königs wie eine Entbannungsformel: sie illuminierten ihre Fenster und trieben das unruhige Straßengesindel, das sie ihnen einzuwerfen drohte, mit Prügeln kurzer Hand von dannen, der Pöbeltyrannei längst schon von Herzen müde.

Straßenkampf am 16. Oktober.

Indes am folgenden Tage, dem 16. Oktober, kam es zu einem ernstlichen Zusammenstoß. Die Kanalarbeiter auf dem Köpenicker Felde, längst erbittert über die Versuche des Ministers Bonin, Ordnung unter sie zu bringen, zerstörten eine Maschine, von der sie Schmälerung ihres Verdienstes besorgten. Die gegen den Unfug einschreitende Bürgerwehr empfingen sie mit Schimpfworten und Steinwürfen, so daß diese Feuer gab und einige Arbeiter tötete, dann aber sich zurückzog. Mit wütendem Geschrei gingen jetzt die Arbeiter zum Angriffe über, welcher auf beiden Seiten eine Anzahl Tote und Verwundete ergab. Die Bürgerwehr räumte vor den verfolgenden Arbeitern das Feld. In der Roßstraße wurde eine Barrikade errichtet: der Straßenkampf schien unvermeidlich. Einige Abgeordnete der Linken, wie Waldeck und Berends, bemühten sich, die Aufgeregten zu beschwichtigen. Berends hielt von der Barrikade herab eine Rede an die Arbeiter, in welcher er eine Spaltung zwischen Bürgern und Arbeitern ein Wüten im eignen Fleische der Demokratie und eine Schwächung des Heeres der Revolution dem gemeinsamen Feinde gegenüber nannte; und der Bürgerwehrmajor Thiele ließ den Arbeitern sagen, daß sie von seinem Bataillon nichts zu besorgen hätten. Anderseits waren die Häupter der Radikalen, Edgar Bauer, Freund, Straßmann u. a., welche in dem Bierlokale von Schulz am Spittelmarkte Kriegsrat hielten, der Meinung, daß der drohende Kampf ihrer Sache nützen würde. Sie sandten daher an die Arbeiter die Aufforderung, den Kampf nicht einzustellen, setzten die demokratischen Sektionen in Bewegung und schickten Boten in die verschiedenen Stadtquartiere, um eine Bewegung hervorzurufen. Das entfachte den Kampf von neuem, Waffenläden wurden geplündert und die ganze Stadt bis spät abends in Aufregung gehalten. Erst der Aufmarsch sämtlicher 23 Bataillone der Bürgerwehr machte dem Aufruhr ein Ende. Aber niemand hinderte die Arbeiter, als sie unter Fackelbeleuchtung ihre Toten, eine rote Fahne voran, in pomphaftem Aufzuge durch die Straßen trugen und sie endlich in den Gewölben des Schlosses niederlegten.

Begräbnis der gefallenen Arbeiter.

Am folgenden Tage forderten die Arbeiter durch eine Sturmpetition von der Nationalversammlung, daß die am 16. aus ihrer Mitte Gefallenen auf Staatskosten beerdigt und ihnen selbst der durch den Kampf herbeigeführte Verlust an Arbeits-

lohn ersetzt würde. Zwar lehnte die Versammlung beides ab, aber ein großer Teil der Linken unter Waldecks Führung schloß sich dem Leichenzuge am 20. an. Man hatte den Eindruck, daß sie nur darum am 16. von der Fortsetzung des Kampfes abgesehen hätten, weil noch nicht alles zu einer allgemeinen Erhebung genügend vorbereitet gewesen wäre. In der Bürgerwehr aber wurde der Überdruß an einem Waffendienste laut, der über Paraden und Wachestehen hinaus sie sogar mit Wunden und Tod bedrohte. So kühlte sich der Eifer.

Der demokratische Kongreß.

Schon im August waren Abgesandte des Zentralausschusses der demokratischen Vereine Deutschlands, unter ihnen Fröbel, in Berlin versammelt gewesen, um eine Vereinigung aller zu Wege zu bringen. Die Berufung eines Kongresses war damals in Aussicht genommen. Am 26. Oktober trat dieser allgemeine demokratische Kongreß in Berlin zusammen, gebildet durch Abgesandte zahlreicher demokratischer Vereine und durch Mitglieder der äußersten Linken fast aller deutschen Nationalversammlungen. Im ganzen waren es gegen 300 Personen, die sich nach einer Versammlung bei Waßmann in der Leipziger Straße im Englischen Hause als „demokratischer Kongreß" konstituierten. Auch von den Mitgliedern der preußischen Nationalversammlung nahm eine Anzahl, wie der Schlesier Graf Reichenbach und d'Ester, an dem Kongresse teil; dagegen wurde dem Abgeordneten von Kirchmann die Teilnahme versagt: er erschien nicht demokratisch genug. Das Ziel, das dem Kongresse vorschwebte, war die Errichtung der deutschen Republik. Allein schon in der ersten Sitzung kam es zu unheilbarer Spaltung. Die gemäßigteren Anhänger der Republik wollten sich auf friedliche Propaganda beschränken und wenigstens vorläufig noch nicht zu Gewaltmaßregeln greifen, zumal nicht mehr als vier Thaler in der Vereinskasse waren. An ihrer Spitze standen Bamberger aus Mainz und Hexamer aus Berlin. Ihnen traten schroff die Fanatiker entgegen, die je eher je lieber losbrechen und den ersten Krawall zur Proklamierung der roten Republik benutzen wollten. Häupter dieser Partei waren Kriege, der Vorsitzende des Bürgerwehrvereins, der Abgeordnete für Striegau Schramm, Erbe aus Altenburg und ein kommunistischer Schneidergeselle Namens Weitling. Infolge dieser Uneinigkeit löste sich der Kongreß alsbald wieder auf. Seine revolutionslustige Linke bildete jedoch aus ihrer Mitte eine permanente Kommission, um die Lage der Dinge in Berlin zu benutzen, so gut es möglich wäre.

Präsidentenwechsel.

Die bedrängte Lage der Radikalen in Wien hatte dem Kongresse Sorge gemacht. Waldeck gab sich dazu her, in der Nationalversammlung den Antrag zu stellen, ihnen Hilfe zu senden. Die Lage schien günstig. Am 21. Oktober hatte der Abgeordnete von Meusebach beantragt, „Maßregeln zu ergreifen, um die Mitglieder der Nationalversammlung gegen die Insulten eines frechen Pöbels zu schützen." Aber mit Gelächter hatte die Linke den Antrag zurückgewiesen; denn gerade in diesem Pöbel sah sie ihren, wie sie meinte, stets willigen Profoß. Wenige Tage danach, am 26. Oktober, hatte der Präsident Grabow, dem eine Majorität von wenigen Stimmen die Berechtigung zu einem Ordnungsruf gegen den Abgeordneten Kaplan von Berg bestritten hatte, sein Amt niedergelegt: zu seinem Nachfolger war der frühere Regierungsbaurat von Unruh, bisher erster Vizepräsident der Versammlung, gewählt worden, der zwar der linken Seite des Hauses angehörte, aber doch unter seinen Fraktionsgenossen die größte Besonnenheit zeigte. Ungern hatte er die Wahl des Hauses angenommen, voll der später geäußerten Überzeugung, daß Grabow absichtlich und zur rechten Zeit sich gedrückt hätte.

Antrag Waldecks.

Am 31. Oktober stand die Verhandlung über den Antrag Waldecks, „das Staatsministerium aufzufordern, zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel schleunigst aufzubieten", auf der Tagesordnung. Welche Summe von Macht mußte er in die Hände der Linken legen, wenn er angenommen wurde! Rodbertus trat ihm entgegen; im Ministerium Auerswald-Hansemann Kultusminister hatte er schon im Juli sein Portefeuille niedergelegt und dadurch seine Geltung in der Nationalversammläng behauptet. Sein Antrag ging dahin: „Se. Majestät Regierung aufzufordern, bei der Zentralgewalt schleunige und energische

Schritte zu thun, damit die in den deutschen Ländern Österreichs gefährdete Volksfreiheit und die bedrohte Existenz des Reichstags in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergestellt werde."

Die Sitzung begann um $5^1/_2$ Uhr abends. Die Linke bot alles auf, um den Waldeckschen Antrag durchzubringen; selbst an Drohungen gegen die Minister fehlte es in ihren Reden nicht, von denen Graf Dönhoff diplomatisch-kühl, Bonin mit allem Nachdruck gegen den Antrag sprachen.

Unterdessen umwogte eine dichtgescharte Volksmenge das Schauspielhaus. Man sah eine Menge bewaffneter Leute, die nicht zur Bürgerwehr gehörten: finstere Gestalten ergingen sich in Schmähreden gegen die Minister und die Abgeordneten; fliegende Buchhändler boten demokratische Flugblätter aus; dazwischen tauchten Kerle auf, die kleine hölzerne Guillotinen zeigten und den Umstehenden den Gebrauch erklärten, während andere Bahren herbeitrugen, wie man sie für den Transport Verwundeter oder Toter braucht. Es war das Heer der Revolution, das die Radikalen aufgeboten hatten. Im Café de Bavière in der Jägerstraße tagte die permanente demokratische Kommission, darunter Erbe und Weitling; bei Waßmann waren die Führer verschiedener radikaler Vereine versammelt, im Bierlokol von Walther in der Leipziger Straße Nr. 48, dem sogenannten Klubhause, der demokratische Klub, gegen 2000 Köpfe stark. Hierher brachte aus dem Café de Bavière der Postsekretär Heine die Aufforderung, loszubrechen. Die 22 demokratischen Sektionen unter dem Oberbefehle Schramms waren mobil gemacht. Man beschloß, das Schauspielhaus zu besetzen und die Mitglieder der Rechten aufzuhängen. Alles zog nach dem Gendarmenmarkt, viele mit Fackeln in den Händen, andre mit Stricken. Schwarzrotgoldene Fahnen erschienen, neben ihnen rote. Eine Abteilung Bürgerwehr stand auf dem Platze. Die heranziehenden Rotten verhöhnten sie auf jede Weise: Steine und brennende Schwärmer wurden in ihre Reihen geworfen, die Fackeln gegen sie geschwungen, so daß die sprühenden Funken die Kleider ansengten: aber nichts konnte sie bewegen, gegen die Menge von ihren Waffen Gebrauch zu machen. An mehreren Stellen erhob sich der Ruf: „Es lebe die Republik!"

Die Rotten drangen in das Schauspielhaus ein. Wiederholt ließen sie einzelne Abgeordnete, wie Waldeck, Elsner, Berends, zu sich aus der Sitzung herausrufen, um sich mit ihnen zu besprechen, während drinnen die Debatte weiterging und die Abstimmung über die Anträge von Waldeck und Robbertus erfolgte; ersterer wurde mit 230 gegen 113 abgelehnt, letzterer mit 251 gegen 52 Stimmen angenommen. Endlich drang sogar ein Haufe in den Sitzungssaal, drohend die Stricke erhebend. Nur mit Mühe konnte er wieder hinausgedrängt werden. Man sah dabei Rimpler ruhig mit seinem Stabe auf der Tribüne des Saales sitzen, um das Ergebnis der Abstimmung abzuwarten. Da geschah das Unwürdigste: die Pöbelrotten vernagelten die Thüren des Sitzungssaales und nahmen die gesamte Nationalversammlung damit gefangen. Verschiedene Abgeordnete stiegen auf Stühle, um aus den hohen Fenstern die Verhandlungen mit den Belagerern fortzusetzen; andre zogen sich in die Keller des Hauses zurück; die meisten jedoch blieben auf ihren Plätzen sitzen. Der Präsident schloß die Sitzung.

Endlich gegen 11 Uhr nachts gelang es der Bürgerwehr, die Hinterthür des Schauspielhauses zu besetzen und eine schmale Gasse nach der Charlottenstraße zu bilden, durch welche die Abgeordneten das belagerte Haus verließen. Aber die hinter der Bürgerwehr stehenden Tumultuanten stießen nach mehreren Abgeordneten mit Stöcken oder schlugen mit Knütteln und gedrehten Stricken über die Schultern der Bürgerwehr hinweg nach ihnen. Gegen Mitternacht verliefen sich die Haufen; der stärker werdende Regen that das Meiste dazu. Im Café de Bavière aber und in der Leipziger Straße schimpften die enttäuschten Rädelsführer, daß es wieder einmal nichts gewesen, und verbreiteten die Meinung, die verunglückte Revolte sei eine nichtswürdige Anstiftung der „Reaktion" gewesen; und es gab Thoren genug, die es glaubten.

Unruhen in den Provinzen. Organisation des Widerstandes in Berlin.

Um die gleiche Zeit, zum Teil an demselben Tage, brachen auch in mehreren Städten der Provinzen Unruhen aus. Denn auch in den Provinzen waren die Radikalen nicht müßig gewesen; so hatten sie die Provinz Schlesien mit einem Netz von mehr als 60 demokratischen Vereinen überzogen. Aber alle diese Revolten wurden durch das Militär leicht unterdrückt. Auch in Berlin konnte jeden Tag das Militär einrücken; Wrangel hatte sein Hauptquartier in Charlottenburg. Dem zu begegnen wurde daher von den Radikalen die Bildung eines Freikorps beschlossen — im Klubhause war das Werbebüreau — und in allen demokratischen Vereinen wurden Sammlungen zur Ausrüstung dieses Freikorps veranstaltet. Aber die Ereignisse gingen rascher als die Werbungen.

Pfuel entlassen.

Den Ministerpräsidenten Pfuel hatte in der revolutionären Regennacht der Abgeordnete Jung von der Linken unter seinen Schutz genommen. „Ich habe bei Frau Jung Thee getrunken", erzählte der alte General ganz gelassen. „Ich habe da die ganze Geschichte aus dem Fenster angesehen. Es war ein infamer Skandal. Ich bin denn doch der Meinung, daß man der Sache entschieden ein Ende macht." Freilich

hatte er seine Entlassung schon in der Tasche. Der König hatte auf die Nachricht, wie rasch Windischgrätz das aufständische Wien unterworfen habe, sich entschlossen, ebenfalls rücksichtslos mit der Revolution zu brechen, und dem General Wrangel den Befehl gegeben, den Belagerungszustand über Berlin zu verhängen. Da dieser antwortete, energische Maßregeln seien unmöglich, solange Pfuel Minister sei, so entließ der König diesen und das ganze Ministerium. Schon am 2. November ging der Nationalversammlung ein Schreiben des kommandierenden Generals von Schlesien zu, des Grafen Brandenburg, worin er ihr anzeigte, daß er am 1. November von dem Könige mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden sei.

Die Versammlung geriet darüber in die größte Aufregung. Durch seinen Erlaß hatte Graf Brandenburg sich als einen Mann von streng konservativer Gesinnung bekannt, von seiner mutvollen Entschlossenheit schon als junger Offizier in den Befreiungskriegen die deutlichsten Beweise gegeben. Es war demnach klar, daß der König es nicht mehr auf Vermittelung und Ausgleichung, sondern auf eine entschiedene Vertretung der Rechte der Krone abgesehen habe. Zornsprühende Reden wurden in der Versammlung gegen die Ernennung eines solchen Ministerpräsidenten gehalten: der katholische Priester von Berg wollte den Brief Brandenburgs einfach an die Petitionskommission verweisen; Jacoby, der vielgenannte jüdische Arzt aus Königsberg (S. 485), verlangte eine zweite Resolution. Nur ein schlichter Handwerksmann, der Fleischer Pieper aus Pillau, hatte den Mut, dagegen aufzutreten. „Was fehlt uns?“ fragte er. „Was wollen wir? Wir wollen ein konstitutionelles Königtum und wir sind auf dem Wege dazu; aber wir wollen keine Republik!“ Natürlich wurde er mit Entrüstung von der Tribüne heruntergezerrt. Es wurde der Beschluß gefaßt, eine Adresse an den König zu richten, um ihn zur Änderung seines Beschlusses zu bestimmen.

Die Adreßdeputation in Potsdam.

Der König Friedrich Wilhelm empfing die Deputation, welche zur Überreichung dieser Adresse nach Potsdam gesandt war, am 2. November in Sanssouci. Präsident von Unruh las die Adresse vor, welche die drohenden Worte enthielt: „Eine Regierung unter den Auspizien des Grafen Brandenburg, welche wiederum ohne Aussicht ist, eine Majorität in der Versammlung und Vertrauen im Lande zu gewinnen, würde die Aufregung ohne Zweifel zum Ausbruch steigern und unendlich traurige an das Geschick eines Nachbarstaates erinnernde Folgen für Ew. Majestät Hauptstadt und Land nach sich ziehen!“ Der König hörte die Vorlesung schweigend an; dann wandte er sich, um in sein Arbeitskabinett zurückzukehren. Da trat Jacoby vor: „Wir sind nicht bloß hierher gesandt, um Eurer Majestät eine Adresse zu überreichen, sondern auch um Ihnen über die wahre Lage des Landes Auskunft zu geben.“ Der König achtete jedoch nicht auf die Worte. „Gestatten Euer Majestät uns Gehör?“ fragte der Abgeordnete. „Nein!“ erwiderte der König kurz. Da rief Jacoby, in keiner Weise zu sprechen beauftragt, das königliche Hausrecht frech verletzend, dem Abgehenden nach: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“ Eine Beleidigung des Monarchen, die in der Nationalversammlung unverhohlene Mißbilligung fand, bei seinen Glaubensgenossen Freund, Straßmann, Benary, Cohnfeld u. a. jedoch ihm Beifall und von den sonstigen Gesinnungsgenossen einen solennen Fackelzug eintrug.

Das Ministerium Brandenburg.

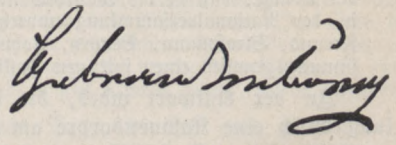
In der Antwort indes, die der König auf die Adresse der Nationalversammlung durch eine Kabinettsordre am 3. November gab, lehnte er jede Änderung seiner „wohlerwogenen Entschließung“ ab. Am 9. November erschien das neu ernannte Ministerium Brandenburg in der Nationalversammlung. Hintereinander in einer Reihe schritten sie zu ihren Sitzen am Ministertische. Voran Graf Brandenburg, der Sohn Friedrich Wilhelms II. aus dessen morganatischer Ehe mit der Gräfin Dönhoff: eine stattliche Erscheinung, marmorbleich im Gesicht, nicht ohne einen leise verlegenen Zug über die für den tapferen Offizier ungewohnte Situation. Ihm folgte der Kultusminister von Ladenberg, mit vollkommener Ruhe, ja mit einer gewissen Zuversicht die Versammlung musternd. Hinter ihm schritt der Minister des Innern Freiherr von Manteuffel, klein von Person, von unsicherer Haltung, das Auge niederschlagend; fahle Blässe bedeckte sein geistreiches Gesicht. Der letzte war der General von Strotha; er machte wohl einen männlichen und entschiedenen, aber keineswegs einen bedeutenden Eindruck. Nichts deutete auf die Kühnheit hin, von der bald die Thaten dieses Ministeriums zeugen sollten. Die übrigen Portefeuilles waren noch unbesetzt.

Vertagung der Nationalversammlung.

Das Haus erhob sich, um eine königliche Botschaft entgegenzunehmen. Der Schriftführer verlas sie. Unter Hinweis auf die Unruhen am 31. Oktober schloß sie mit den Worten: „Wir finden uns daher bewogen, den Sitz der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen Versammlung von Berlin nach Brandenburg zu verlegen, und haben Unser Staatsministerium beauftragt, die dazu nötigen Vorkehrungen so schleunig zu treffen, daß die Sitzungen vom 27. November ab in Brandenburg gehalten werden können. Bis dahin wird die zur Vereinbarung der Verfassung berufene Versammlung hierdurch vertagt. Wir fordern daher die Versammlung auf, ihre Beratungen nach geschehener Vorlesung Unserer gegenwärtigen Botschaft sofort abzubrechen und zur Fortsetzung derselben am 27. November in Brandenburg zusammenzutreten."



278. Friedrich Wilhelm, Graf von Brandenburg.
Nach der Lithographie von Schwabe.



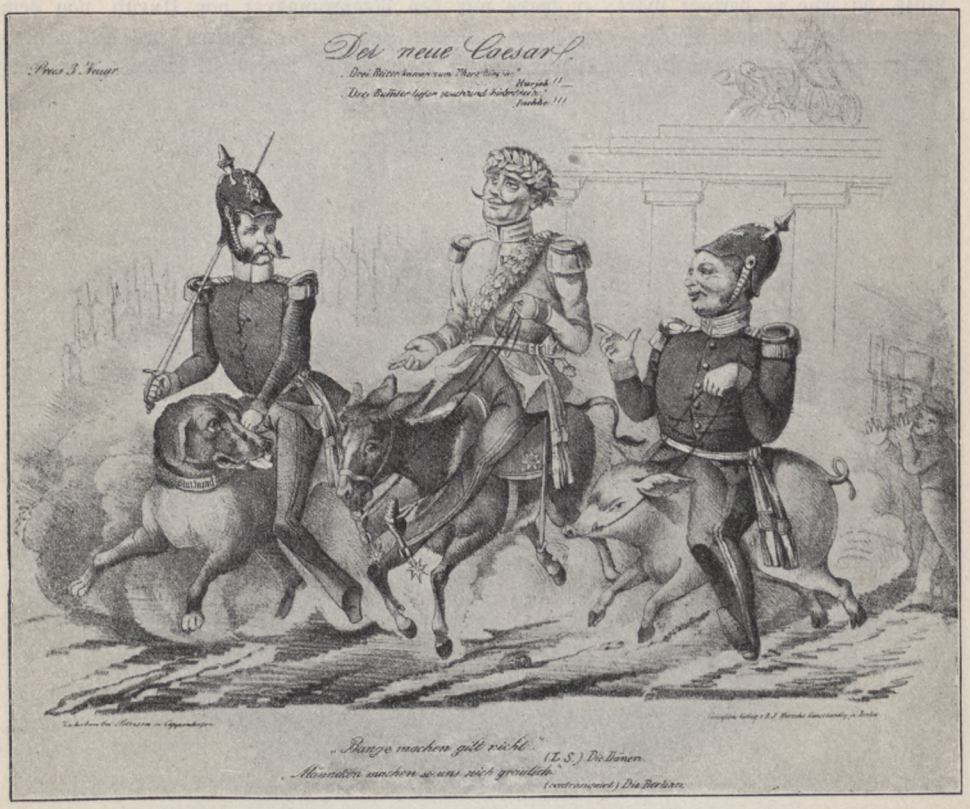
Opposition der Versammlung.

Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß die Krone das Recht besaß, den Versammlungsort der Nationalversammlung zu bestimmen. Aber würde sich die Linke ohne Widerstand von ihrer Revolutionsarmee, die ihr die Herrschaft im Hause gab, trennen lassen? Ein gewaltiger Lärm erhob sich über den Befehl des Königs. Graf Brandenburg nahm das Wort; aber der Präsident von Unruh unterbrach ihn mit der heftigen Aufforderung, nicht eher das Wort zu ergreifen, als bis es ihm erteilt sei. Brüllend rief die Versammlung: „Bravo!" Und die Verhandlung wurde darüber eröffnet, ob die Sitzung zu schließen sei oder nicht. Sofort erbat sich der Ministerpräsident das Wort und erhielt es, um jede Fortsetzung der Verhandlungen „als eine ungesetzliche zu bezeichnen und namens der Krone feierlich dagegen zu protestieren." Damit erhoben sich die Minister und schritten aus dem Saale; 78 Abgeordnete von der Rechten folgten ihnen, obgleich von allen Seiten „hier bleiben!" ihnen zugerufen wurde.

Haltung der Provinz.

Dahin hatten es die steten Übergriffe der Nationalversammlung, ihre maßlosen Angriffe auf das Königtum, das künstliche Aufpuffen der Mittelmäßigkeiten zu parla-

mentarischen Größen, das Kokettieren mit den radikalen Elementen gebracht, daß zwar nicht in Berlin, aber in den Provinzen schon längst die öffentliche Meinung eine Verlegung der Versammlung von Berlin hinweg gefordert hatte. Mit bitteren Worten hielten die Provinzialblätter der Nationalversammlung den Mangel an patriotischem Ernste vor, daß sie in mehr als 90 Sitzungen nicht fähig gewesen war, von der Verfassung, zu deren Vereinbarung sie doch allein gewählt war, mehr als drei Paragraphen zustande zu bringen. Und wer konnte die Gerechtigkeit dieses Vorwurfs bestreiten? Das waren die Folgen davon, daß die Liberalen sich hatten von den Radikalen beiseite schieben oder mit fortreißen lassen.



279. „Männeken machen se uns nich graulich."
Berliner Karikatur von 1848.
Die drei Reiter sind Wrangel, Graf Brandenburg und der aus England zurückgekehrte Prinz Wilhelm.

Einrücken der Truppen.

Von der Nationalversammlung waren 282 Mitglieder im Sitzungssaale zurückgeblieben. Sie faßten den Beschluß, daß die Nationalversammlung ihre Sitzungen in Berlin fortsetzen werde, daß die Krone kein Recht habe, die Versammlung gegen ihren Willen zu verlegen, zu vertagen oder aufzulösen, und daß die Minister sich schwerer Pflichtverletzung gegen das Land und die Versammlung schuldig gemacht hätten. Ja eine Anklage gegen die Minister wurde bei dem Oberstaatsanwalt Sethe eingereicht, von diesem aber zurückgewiesen. Sie rechneten bei diesen Beschlüssen auf die bereite Zustimmung der Bevölkerung Berlins; indes die Erwartung täuschte sich. Wrangel ließ ankündigen, daß er am 10. November in die Hauptstadt einrücken würde. Eine dichte Volksmenge durchwogte die Straßen, auch die Bürgerwehr war angetreten; im Schauspielhause hielten die zurückgebliebenen Mitglieder der Nationalversammlung schon sei dem frühen Morgen Sitzung; auf dem Gendarmenmarkte stand zu ihrem Schutze eine Abteilung Bürgerwehr unter Rimplers Befehl. Erst am Spätnachmittage rückten die

Truppen von verschiedenen Seiten her mit klingendem Spiele in die Stadt ein, die aufmarschierte Bürgerwehr begrüßend. Nirgends erhob sich eine Hand gegen sie; schweigend sah die Volksmenge dem Schauspiele zu. Es war entschieden das Verdienst von Unruhs, daß man von dem anfangs beabsichtigten Widerstande bei der völligen Unzulänglichkeit der Bürgerbewaffnung abzusehen und auf sogenannten „passiven Widerstand“ sich zu beschränken schlüssig wurde. Auf dem Gendarmenmarkt wurde Wrangel der Befehl „des Präsidenten der Nationalversammlung“ überbracht, den Schutz der Versammlung ausschließlich der Bürgerwehr zu überlassen. Indes der alte General erklärte barsch, daß er von keiner Nationalversammlung und von keinem Präsidenten wisse, da jene ja vertagt wäre; er kenne nur den Regierungsrat von Unruh, von dem aber werde er keine Befehle annehmen. Damit ließ er die Thüren des Schauspielhauses besetzen mit dem Befehle, jeden hinaus, aber keinen hinein zu lassen. Die Ver-



280. Otto von Manteuffel.
Nach dem Kupferstiche von Aug. Hüßener.

sammlung sah darin einen Akt offener Gewalt, und mit der Erklärung, der Gewalt zu weichen, verließ sie das Haus. Die ruhige Haltung der den Platz erfüllenden Menschenmenge machte jede andre Art von Widerstand aussichtslos.

Auflösung der Bürgerwehr.

Viel tiefer als durch die „Sprengung der Nationalversammlung“ wurde Berlin am folgenden Tage durch den Befehl Wrangels erregt, daß die Bürgerwehr ihre Waffen zurückzugeben habe. Wer konnte bestreiten, daß die Bürgerwehr ihre Verdienste um die Aufrechterhaltung der Ruhe in der Hauptstadt hatte? Aber hatte nicht ihre Energie seit dem Sommer in auffälliger Weise nachgelassen? Gab es nicht Anzeichen, daß sie es lieber mit den aufgehetzten Arbeitermassen halten wollte, als gegen sie einschreiten? Sie hatte es nicht verhindert, daß dem Bäckermeister Schulz, der seiner Bürgerwehrabteilung am 16. Oktober zuerst den Befehl zum Feuern gegeben haben sollte, von den Arbeitern Hab und Gut zertrümmert und die Dienstboten schmählich gemißhandelt waren. Und als der König trotz allem ihr Verhalten am 16. Oktober durch eine besondere Kabinettsordre lobend anerkannte, hatte eine ganze Zahl von

Bataillonen die Verlesung dieser königlichen Ordre sich verbeten, um es nicht mit den Arbeitern zu verderben. Sie hatte nichts gethan, um dem greulichen Unfuge am Abend des 31. Oktober ernstlich zu wehren. Jetzt geriet sie über den Befehl Wrangels in die äußerste Entrüstung; die Listen der Bürgerwehrmänner wurden verbrannt, um der Regierung ein Nachforschen nach den Waffen unmöglich zu machen, und der Beschluß gefaßt, die Waffen zurückzuhalten, bis sie gewaltsam genommen würden. Viele Bürgerwehrmänner indes zogen es vor, ihre Waffen Arbeitern zu geben, damit diese sie nunmehr gegen die Regierung führen sollten, ohne jedoch mehr damit zu erreichen, als daß sie den Arbeitern Haussuchungen dadurch zuzogen.



281. Spottbild auf die Berliner Bürgerwehr von 1848.

Die „Fraktion Unruh".

Auch die „Fraktion Unruh", wie man die zurückgebliebenen Mitglieder der Nationalversammlung nannte, blieb nicht ruhig. Sie sammelte sich am Vormittage in dem Hotel Mylius und zog von hier nach dem Schauspielhause. Natürlich war dessen Thür verschlossen und wurde auch trotz der Verhandlungen, die der Präsident Unruh mit dem die Wache im Hause kommandierenden Offizier durch das Schlüsselloch pflog, nicht geöffnet. Der Zug der Abgeordneten setzte sich daher wieder in Bewegung und ging, von dem Gejohle der lärmenden Volksmenge und fliegenden Buchhändlerjungen geleitet, durch die Jägerstraße nach dem Hotel de Russie. Am Nachmittage indes fand die Fraktion Unterkunft im Schützenhause, vor dem sich zum Schutze Haufen unbewaffneter Bürgerwehrmänner aufstellten. Eine unheimliche Schwüle lag über der Stadt; ängstliche Gemüter erwarteten den sofortigen Ausbruch einer allgemeinen Empörung. Dazu kam noch, daß gerade jetzt der furchtsame Rimpler das Kommando über die Bürgerwehr niederlegte und die ihm anvertrauten Scharen ihrer Aufregung und allen Einflüsterungen führerlos überließ.

Plan einer Empörung.

Es waren die Führer der Radikalen, denen die Gelegenheit günstig schien, aus der allgemeinen Aufregung Vorteil für ihre revolutionären Pläne zu ziehen. War der Tag doch überdies ein Sonnabend, also zur Aufbietung der Arbeiter so gelegen wie möglich. Im Café de Bavière fand eine Versammlung statt, an der auch Waldeck teilnahm. Es wurde beschlossen, daß diejenigen Bürgerwehrmänner, die es nicht wagen wollten, ihre Gewehre in offenem Widerstande zu behalten, sie an zuverlässige, d. h. radikale Bürgerwehroffiziere abgeben sollten. Der Mittelpunkt der Bewegung aber wurde die Versammlung im Bürgerwehrkommando, an der außer einer Anzahl von Bürgerwehroffizieren viele Abgeordnete der Linken, die Sektionshäupter der demokratischen Klubs und die hervorragendsten Führer der Radikalen sich beteiligten. Jeder wollte die andern überbieten. Eine allgemeine bewaffnete Empörung wurde ins Auge gefaßt; es wurde vorgeschlagen, die bei den Bürgern einquartierten Soldaten zu überfallen, zu ermorden oder wenigstens unschädlich zu machen. Doch ließ man den scheußlichen Gedanken, da er auf vielfachen Widerspruch stieß, fallen. Dagegen wurden Boten ausgesandt, um Bürger und Arbeiter zu alarmieren. Geheime Schildwachen wurden ausgestellt, um das Militär zu beobachten; in bestimmten Wirtshäusern sammelten sich bewaffnete Banden. Aber die Mehrzahl der Boten kehrte mit der Meldung zurück, daß sie lauen oder gar unwilligen Empfang gefunden hätten.

Unterdessen tagte im Hotel von Mylius eine Kommission, um die Einzelheiten des Kampfplanes festzustellen. Beschlossen war, die Friedrichsstadt, deren gerade Straßen und große Plätze schlecht zu verteidigen waren, an zahlreichen Stellen gleichzeitig in Brand zu stecken, die enggebaute Königsstadt dagegen durch Barrikaden solange zu behaupten, bis aus Schlesien und Polen der erwartete Entsatz herankäme. Die Nationalversammlung aber sollte im Königsstädtischen Theater ihren Sitz nehmen und von dort aus die Regierung führen.

Wrangels Maßregeln.

Unter unheimlicher Regsamkeit verging die Nacht. Wrangel war aber doch nicht ohne Kenntnis dessen, was geplant wurde, geblieben. Schon in der Frühe des Sonntagsmorgens zog er die in Bürgerhäusern einquartierten Soldaten aus ihren Quartieren und gab seinen Truppen, zu schwach, die ganze Stadt zu halten, eine solche Aufstellung, daß er ohne Zersplitterung der Kräfte die Mitte der Stadt deckte und nach allen Seiten hin die nötige Kraft entwickeln konnte.

Belagerungszustand.

Währenddessen hatten sich die Maschinenbauer im Bierhause von Wiedeck versammelt und rüsteten sich für den Kampf des Nachmittags, durch die Reden verschiedener Abgeordneter angefeuert. Am Nachmittage trat die Nationalversammlung im Schützenhause zusammen; zu ihrem Schutze sammelte sich hier die Revolutionsarmee, Freischärler aus dem angeworbenen Freikorps, Arbeiter und zahlreiche Bürgerwehrmänner, im ganzen gegen 3000 Mann. Hierher, glaubte man, würde Wrangel seinen Angriff richten. Man wollte das Militär in die engen Straßen einrücken lassen und dann aus den Fenstern der Häuser den Kampf aufnehmen. Aber die Truppen erschienen nicht; schon hieß es frohlockend: „Wrangel hat Furcht!“ Da rückte um 6 Uhr abends eine Kompanie Soldaten aus dem Schlosse; dreimal wirbelten die Trommeln und der kommandierende Offizier verlas mit lauter Stimme: „Die in hiesiger Stadt eingetretenen Ereignisse haben die ordentlichen Zivilbehörden außer Stand gesetzt, dem Gesetze die gebührende Geltung zu verschaffen. Das unterzeichnete Staatsministerium darf daher nicht Anstand nehmen, zu außerordentlichen Maßregeln zu schreiten, und erklärt hiermit die Stadt Berlin und deren zweimeiligen Umkreis in Belagerungszustand.“ Die gleiche Bekanntmachung wurde vor den Staatsgebäuden und auf den Hauptplätzen wiederholt und zugleich als Plakat allenthalben angeheftet. Das Waffentragen und alle Volksansammlungen wurden damit verboten und die Presse unter Aufsicht gestellt.

Entwaffnung der Bürgerschaft.

Die Wirkung war außerordentlich. Auf der Stelle verlief sich der Aufruhr. In den nächsten Tagen zogen Militärabteilungen, einen Tambour an der Spitze, von einem Wagen gefolgt, durch die Straßen. Aus allen Häusern eilten jetzt die Bürgerwehrmänner herbei und lieferten ihre Waffen auf den Wagen ab; nicht selten schien es mit einem Gefühle von Erleichterung zu geschehen. Rasch gewann Berlin ein friedliches

Ansehen. Die Straßen erfüllte der rege Verkehr des Tages. Weder durchzogen militärische Patrouillen die Stadt, noch sah man biwakierende Soldaten auf den freien Plätzen. Die Läden waren geöffnet; nur die öffentlichen Gebäude waren von Truppen besetzt, doch standen tagsüber selbst vor ihnen keine Schildwachen. Nichts als die Plakate an den Ecken erinnerte an die Herrschaft des Militärs. Unbefangen ritt General Wrangel durch die dichtesten Volkshaufen, stets heiterer Miene, bald im Berliner Dialekt Frauen scherzhaft anredend, bald die Soldaten zur Höflichkeit ermahnend. Sichtlich kehrte das Vertrauen zurück: mit der Revolution war es in Berlin vorbei; wer grollte, mochte seine Hoffnung anderswohin tragen.

Der Steuerverweigerungsbeschluß.

Auch die unstete „Fraktion Unruh" mußte dem Belagerungszustande weichen, schon deswegen, weil der Belagerungszustand Versammlungen von mehr als 20 Personen verbot. Am 15. November hatte sie sich in dem Saale von Mielentz versammelt und beriet darüber, die Fortbezahlung der Steuern an den Staat zu verweigern. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß ein solcher Beschluß jedenfalls ungesetzlich war. Denn noch hatte Preußen keine Verfassung; demnach besaß auch die Volksvertretung noch kein konstitutionelles Budgetrecht: also war und blieb die Regierung noch berechtigt, auf eigne Hand Steuern zu erheben und zu verwenden. Von Unruh wollte durch namentliche Abstimmung den Antrag, dessen Thorheit er wohl einsah, zu Falle bringen. Noch schwankte die Entscheidung hierüber, als ein Kommando Soldaten in den Saal trat, um die Versammlung als ungesetzlich aufzulösen. Der kommandierende Offizier suchte von Unruh zu bewegen, die Versammlung zu schließen. Da dieser es ablehnte, so verließ der Offizier — es war der Major Herwarth von Bittenfeld, jedoch nicht der später berühmt gewordene General des Krieges von 1866 — den Saal, um Verstärkung von den auf der Straße stehenden Truppen zu holen. Diese Pause wurde benutzt, um durch Akklamation den Beschluß zu fassen, daß das Ministerium nicht berechtigt sei, über die Staatsgelder zu verfügen und die Steuern zu erheben, solange die Nationalversammlung nicht ungestört in Berlin ihre Beratungen fortzusetzen vermöge. Das war das Ende — ein klatschender Schlag ins Wasser.

Einmischung der Frankfurter Versammlung.

Die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt erklärte alsbald diesen Steuerverweigerungsbeschluß für ungesetzlich. Sie hatte im Sinne, eine Aussöhnung zwischen der preußischen Krone und Volksvertretung herbeizuführen. Darum wurde auf ihren Antrag der in Berlin gerade weilende Unterstaatssekretär Bassermann von seiten des Reichsministeriums beauftragt, bei dem Könige Friedrich Wilhelm dahin zu wirken, daß die Krone die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg zurücknehme und sich mit einem Ministerium umgebe, „welches das Vertrauen des Landes besitze und die Besorgnisse vor reaktionären Bestrebungen und Beeinträchtigung der Volksfreiheit zu beseitigen geeignet sei". Zu gleichem Zwecke sandte die Zentralgewalt die Abgeordneten Simson und Hergenhahn als Reichskommissarien nach Berlin, und selbst Heinrich von Gagern erschien dort, um eine Einwirkung auf den König zu versuchen. Allein die Vermittler fanden geringes Entgegenkommen. Die Mitglieder des Zentrums und vollends der Linken bestanden auf der Verhaftung der Minister und des Generals Wrangel, ja sie verlangten als Grundlage der Versöhnung eine Erklärung des Königs, daß er sich im voraus allen Beschlüssen der Nationalversammlung unterwerfen wolle, während doch der König entschlossen war, nachdem es soweit gekommen, „den Kampf zu Ende zu führen, und wenn er fallen sollte".

Brandenburger Versammlung.

So blieb denn kaum noch für die Hoffnung auf die Wiedereröffnung der Versammlung in Brandenburg Raum. Auf den 27. November war die Wiederaufnahme der Sitzungen angesetzt. Es fand sich indes nur eine beschlußunfähige Minorität von etwa 150 Mitgliedern dort ein, meist von der Rechten. Nach einigen Tagen kamen jedoch noch gegen 100 Mitglieder vom Zentrum und auch von der Linken dazu. Damit wäre die Versammlung jetzt beschlußfähig gewesen. Als indessen das Verlangen, mit der Wahl des Präsidiums bis zum 4. Dezember zu warten, bis das frühere würde eingetroffen sein, abgelehnt wurde, entfernte sich der letzte Zuzug wieder. Man schlug nunmehr vor, die Stellvertreter der Nichterschienenen einzuberufen: indes auch dies stieß auf vielfachen Widerspruch. Da machte allen unfruchtbaren Verhandlungen am 5. Dezember eine königliche Botschaft eine Ende, welche die Versammlung auflöste und eine Verfassung oktroyierte.

Die oktroyierte Verfassung.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Schritt der Krone bedeutende Erregung im ganzen Lande hervorrief. Als man indessen inne ward, daß die oktroyierte Verfassung viel liberaler war, als man geglaubt hatte nach dem Siege der Regierung erwarten zu dürfen — im wesentlichen der von der Verfassungskommission der Nationalversammlung unter Waldecks Vorsitz aufgestellte Entwurf, nur daß für die Wiederherstellung der königlichen Autorität ein angemessener Raum war — da erfolgte ein rascher und starker Umschlag der öffentlichen Meinung. Man erkannte in der Maßregel des Königs einen Akt politischer Notwendigkeit und erwartete mit Vertrauen die weitere Entwickelung der Dinge in Preußen. Die bedeutsamste Abweichung von dem Entwurfe war der § 105, der dem König das Recht gab, in Abwesenheit der Kammern für dringende Fälle Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen, allerdings unter Verantwortlichkeit des Ministeriums und mit Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung durch die Kammern.

Verfassungsberatung, Kaiserwahl und Ende der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt.

Sinkendes Ansehen der Frankfurter Versammlung.

In Frankfurt tagte unterdessen die deutsche Nationalversammlung mit dem Anspruche, eine souveräne Versammlung zu sein, stellte die Grundrechte des deutschen Volkes fest und beriet die Verfassung des künftigen deutschen Reiches: aber die Ereignisse des Herbstes hatten sie zu einer bloßen Verfassungskommission herabgedrückt, über deren Beschlüsse andre die Entscheidung hatten. In den beiden größten deutschen Staaten hatte die Krone die revolutionären Erhebungen der Radikalen aus eigner Kraft niederkämpfen müssen; in Wien wie in Berlin herrschte Belagerungszustand, dort wie hier waren die Vermittelungsversuche der deutschen Nationalversammlung erfolglos geblieben: der Rückschlag auf die Geltung der Versammlung in der Paulskirche konnte nicht ausbleiben. Dazu kam, daß nicht nur Struve in Baden im September einen neuen Aufstandsversuch wagte, sondern daß auch in andern Städten planlose Erhebungen der Radikalen zu gunsten der deutschen Republik unternommen wurden, deren rasche Niederwerfung — Struve erlag schon nach 3 Tagen, am 24. September, bei Staufen dem badischen General Hofmann — den Fürsten das geschwundene Selbstgefühl zurückgab und sie um so weniger willig machte, die Einbuße an Souveränitätsrechten, welche die deutsche Reichsverfassung ihnen in Aussicht stellte, auf sich zu nehmen. So kamen denn der Aufforderung, die „Grundrechte" in ihren Landen zu verkündigen und einzuführen, nur die kleineren Fürsten nach. Die Königreiche, das einzige Württemberg ausgenommen, lehnten die Aufforderung ab; und die Nationalversammlung besaß keinerlei Mittel, ihrem Verlangen Geltung zu verschaffen.

Stellung der Versammlung zu Österreich.

Am mißlichsten indes gestaltete sich die Stellung der deutschen Nationalversammlung zu Österreich. Das Ministerium Schwarzenberg hatte dem in Kremsier wiedereröffneten österreichischen Reichstage so recht im Gegensatze zu dem Beschlusse des Frankfurter Parlaments vom 27. Oktober, daß nur deutsche Länder zum Reiche gehören dürften, ein Programm vorgelegt, worin „Österreichs Fortbestand in staatlicher Einheit" als „ein deutsches wie europäisches Bedürfnis" bezeichnet war. Wolle also Österreich als Gesamtstaat dem neu zu schaffenden deutschen Reiche sich einfügen, oder ging sein Verlangen dahin, ganz aus Deutschland auszuscheiden? Jenes machte von selbst eine festere Gestaltung des deutschen Reiches unmöglich und führte notgedrungen zu dem alten deutschen Bunde zurück, dieses mußte das von der Rivalität Österreichs befreite Preußen an die Spitze des deutschen Reiches erheben: beides vielen gleich unerwünscht. Es erschien also als eine Frage von höchster Wichtigkeit, durch Verhandlungen mit Österreich einen Mittelweg zu finden.

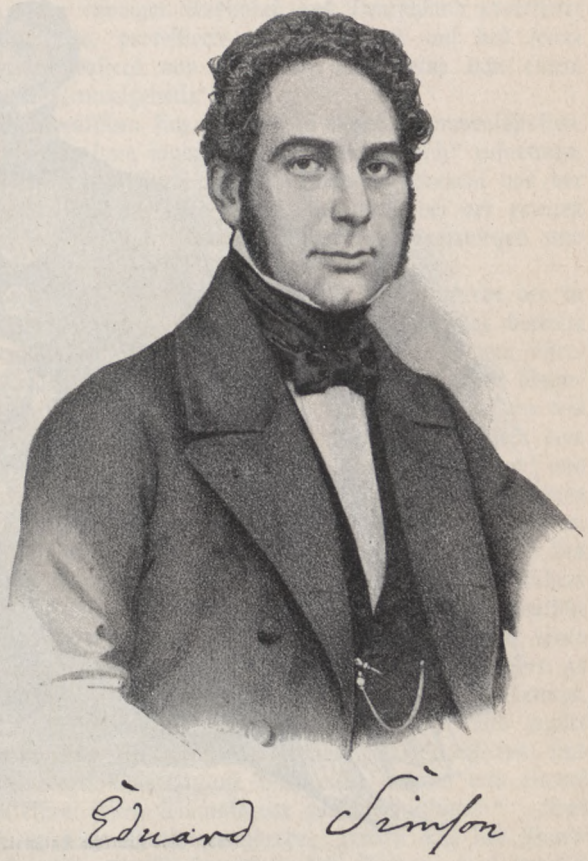
Gagern Präsident des Reichsministeriums.

Es war in den verschiedenen Fraktionen, in welche die Nationalversammlung sich teilte, allgemeine Ansicht, daß dazu der Präsident des Reichsministeriums Schmerling als Österreicher ungeeignet sei; man wünschte die Verhandlungen durch Gagern, den Präsidenten der Nationalversammlung, geführt zu sehen. So trat denn Schmerling zurück, und der Reichsverweser Johann ernannte Gagern am 16. Dezember 1848 zum Ministerpräsidenten, während das Präsidium der Nationalversammlung der bisherige erste Vizepräsident Eduard Simson aus Königsberg übernahm. Gagerns Meinung

aber war, das deutsche Reich ohne Österreich zu bilden, mit diesem aber ein loseres Bundesverhältnis, eine „Union" zu vereinbaren.

Groß- und Kleindeutsche.

So tief traf diese österreichische Frage die Nationalversammlung, daß sie die alten Parteiverhältnisse in ihr völlig über den Haufen warf. Die österreichischen Abgeordneten thaten sich zu einer besonderen Fraktion im „Hotel Schröder" zusammen. Ihnen schlossen sich die Ultramontanen an, die das Übergewicht des Protestantismus durch Preußens Emporkommen fürchteten, und die Partikularisten, die überhaupt ein loseres Bundesverhältnis zu gunsten der kleinen Vaterländer wünschten. Ihr Versammlungsort war der „Pariser Hof". Sie nannten sich alle zusammen die „Großdeutschen", weil der Eintritt Gesamtösterreichs in das deutsche Reich ein allerdings sehr großes Deutschland ergeben haben würde. Ihnen neigten sich die demokratischen Mitglieder der Linken zu, die überhaupt keinen fest gefügten deutschen Staat wollten. „Kleindeutsche" hießen sie alle spottend ihre Gegner, deren Hoffnung ein stark gezimmertes deutsches Reich unter Preußens Führung mit Ausschluß Österreichs war, und machten ihnen daraus einen Vorwurf, daß sie Österreich aus Deutschland hinausdrängen wollten.



282. Eduard Simson.
Nach Biows Lichtbild lithographiert von Schertle (1848).

Gagerns Verhandlungen mit Österreich.

Eine heftige, dreitägige Debatte, vom 11.—13. Januar 1849, knüpfte sich an Gagerns Verlangen, zu „gesandtschaftlichen Verhandlungen mit Österreich ermächtigt zu werden". Gegenüber den bald ein österreichisches Kaisertum, bald die deutsche Republik anpreisenden Reden der Gegner hatten die Kleindeutschen einen harten Stand: sie protestierten mit Entschiedenheit gegen die Zurückführung des trostlosen Bundestages, wie gegen die Zumutung, mit dem Abschlusse der deutschen Verfassung zu warten, bis Österreich seiner inneren Wirren ledig sein würde. „Das Warten auf Österreich ist das Sterben der deutschen Einheit", sagte Beckerath. Endlich siegte, wenn auch nur mit der geringen Majorität von 261 gegen 224 Stimmen, die Ansicht Gagerns. Indes Schwarzenberg würdigte das Schreiben des Reichs-Ministerpräsidenten, durch das dieser nunmehr die Verhandlungen über die künftige Stellung Deutschlands und Österreichs zu einander einzuleiten suchte, keiner Antwort. Erst die weitere Entwickelung der Dinge brach sein Stillschweigen.

Fertigstellung der Verfassung.

Unter Simsons fester und geschickter Leitung war die Beratung und Verfassung des deutschen Reiches ihrem Ende nahe gebracht. Nur die Entscheidung betreffs des künftigen Oberhauptes stand aus. Dahlmann, der frühere Vorsitzende der Siebzehnerkommission, beantragte mit einer Anzahl Gleichgesinnter, die Obergewalt einem „erblichen Kaiser" zu übertragen. Dagegen erhob sich viel Widerspruch. Der Verfassungsausschuß

von 30 Mitgliedern stellte den Gegenantrag, die Würde des Reichsoberhauptes einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen, womit doch nur der König von Preußen gemeint sein konnte. Dieser Gegenantrag wurde — am 19. Januar 1849 — mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen; auch der Antrag, daß das Reichsoberhaupt den Titel Kaiser führen sollte, fand Zustimmung, wenn auch nur mit einer Mehrheit von 9 Stimmen. Dagegen wurde der Antrag, daß die Würde erblich sein sollte, mit einer Majorität von 52 Stimmen abgelehnt, so daß sich ein lautes Triumphgeschrei auf den Bänken der Linken und den radikal gesinnten Galerien erhob.



283. Das deutsche Kaiserei.

Spottbild aus der „Leipziger Illustrierten Zeitung" 1848.

Präsident Simson fungiert als Bruthenne. Ganz Europa sieht dem Wunder zu, von den verschiedensten Gefühlen bewegt, links u. a. der Papst, Kaiser Nikolaus, Königin Isabella, rechts der Sultan, der Prinz-Präsident Napoleon, Königin Victoria von England, Kaiser Franz Joseph.

Verfassung den Regierungen vorgelegt.

Nachdem damit in den Grundzügen die Verfassung fertiggestellt war, richtete die provisorische Zentralgewalt am 28. Januar an sämtliche Regierungen die Einladung, zur Berücksichtigung für die zweite Lesung der Verfassung Bemerkungen, Ausstellungen oder Gegenvorschläge zu der Verfassung dem Reichsministerium mitzuteilen. Dann wurde am 3. Februar die erste Lesung abgeschlossen.

Preußens Stellungnahme.

Schon einige Tage zuvor, am 23. Januar — hatte die preußische Regierung eine Aufforderung ähnlichen Sinnes an sämtliche deutsche Staaten gerichtet mit dem Ausdrucke des Vertrauens, daß die Nationalversammlung auf die ihr rechtzeitig zugehenden Bedenken die gebührende Rücksicht nehmen werde. Denn notwendig sei „die Befriedigung des gerechtfertigten Verlangens des deutschen Volkes nach einer wahrhaften Einigung und kräftigen Machtentwickelung". Betreffs Österreichs sprach Preußen seine Meinung dahin

aus, daß bei der Umwandlung in einen Einheitsstaat Österreich nur durch einen weiteren Bund mit Deutschland vereinigt sein könne. Man konnte hieraus ersehen, daß der König nicht unbeeinflußt von Gagerns persönlichen Vorstellungen geblieben war. Selbstverständlich war man in Österreich sehr entrüstet über dieses Aufgeben der bisherigen Richtung.

Einspruch der vier Königreiche und Österreichs.

Infolge dieser doppelten Aufforderung beeilten sich die kleineren deutschen Fürsten, unter Mitteilung ihrer allerdings sehr zahlreichen Verbesserungsvorschläge die Reichsverfassung am 24. Februar anzuerkennen; aber die vier Königreiche Hannover, Bayern, Sachsen und Württemberg legten grundsätzliche Verwahrung gegen die Errichtung eines deutschen Bundesstaates ein, an dem Österreich nicht teilnehme. Dieses aber, nachdem es am 28. Dezember 1848 gegen einen etwaigen Ausschluß aus Deutschland protestiert und dann sich in Schweigen gehüllt hatte, protestierte am 4. Februar auf das feierlichste „gegen eine Unterordnung des Kaisers von Österreich unter eine von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Zentralgewalt".

Der „Weidenbusch".

Die Wirkung war, daß die Kleindeutschen sich jetzt um so enger zusammenschlossen. Über 200 Mitglieder der Nationalversammlung fanden sich im „Weidenbusch" zusammen, aller sonstigen Parteistellungen so völlig vergessend, daß der Weidenbuschverein von der äußersten Rechten bis hart an die Linke heranreichte. Ihr Ziel war, bei der zweiten und letzten Lesung der Verfassung das erbliche deutsche Kaisertum durchzusetzen und es dem preußischen Könige zu übertragen.

Österreichs Forderungen.

Österreich selbst schien ihnen zu Hilfe zu kommen. Am 7. März wurde der in Kremsier tagende österreichische Reichstag aufgelöst und eine vom 4. März datierte Verfassung oktroyiert, deren Grundgedanke die straffste Zentralisation aller zur österreichischen Monarchie gehörenden Länder war. Zugleich sandte die österreichische Regierung eine Note nach Frankfurt, worin sie den Eintritt von Gesamtösterreich in das deutsche Reich verlangte, an dessen Spitze ein Direktorium von Fürsten unter dem Vorsitze Österreichs stehen sollte, während überdies in dem von Regierungen und Ständen zu beschickenden Ständehause Österreich seiner Größe entsprechend von 70 Stimmen 38 führen wollte. Auf je eine Million Einwohner war ein Abgeordneter gerechnet.

Der Welckersche Antrag.

Entrüstung darüber ergriff die Nationalversammlung weit über die Kreise des Weidenbusches hinaus. Der badische Abgeordnete Karl Welcker, ein Hauptwortführer der Großdeutschen, reichte am 12. März den dringenden Antrag ein, die deutsche Reichsverfassung, wie sie für die zweite Lesung zusammengestellt war, durch einen Gesamtbeschluß anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem Könige von Preußen zu übertragen. „Ich habe verhindern wollen", so sprach er sichtlich von Schmerz bewegt, „daß Österreich von der deutschen Staatsgemeinschaft ausgeschlossen werde, und wollte alle Mittel erschöpfen, um Deutschlands Integrität zu retten. Diese Mittel sind erschöpft; es ist daher an der Zeit, mit Verzicht auf Österreich, welches nun einmal nicht zu halten ist, Deutschland zu einem festen Staatskörper zusammenzufügen." „Das Vaterland ist in Gefahr", schloß er seine Motivierungsrede, „retten Sie das Vaterland!" Mit stürmischem Beifall begrüßte die Versammlung den Antrag; man verglich ihn mit dem „kühnen Griff", den Gagern am 24. Juni des vergangenen Jahres gethan hatte. Erregte Debatten folgten. Wie ein Mann trat der ganze Weidenbuschverein für den Antrag ein; als es aber am 21. März zur Abstimmung kam, erhielt er nur 252 Stimmen; 283 fielen gegen ihn. Den Ausschlag gab das linke Zentrum; es hatte sich erboten, für den Antrag zu stimmen, wenn die Weidenbuschpartei verspreche, die Verfassung auch dem Könige von Preußen gegenüber festzuhalten. Da dies abgeschlagen wurde, stimmten die beiden Simon und ihre Freunde gegen den Antrag und brachten ihn so zu Fall. Mit düsterem Schweigen nahmen die dichtgedrängten Massen auf den Zuhörertribünen das Ergebnis auf; selbst die Sieger wagten kaum einen Beifallsruf. Es war unverkennbar, daß eine gewisse Erbitterung gegen die österreichische, Anerkennung für die preußische Partei über die Kreise der Versammlung hinaus Platz griff.

Erblichkeit der Kaiserkrone.

Diese Wandlung der Stimmung mußte der zweiten Lesung der Verfassung zu gute kommen. Sie begann am 23. März, Artikel für Artikel. Am 27. schon war sie vollendet. Um das linke Zentrum zu gewinnen, hatte der Weidenbusch seine

Forderung eines absoluten Veto für das Reichsoberhaupt und allgemeiner Wahlen mit öffentlicher Abstimmung aufgegeben; nun brachte er, wenn auch nur mit 267 gegen 263 Stimmen, die Erblichkeit des deutschen Kaisertums durch.

Die Sitzung war zu Ende; 7 Uhr abends vorüber. Es galt, die Tagesordnung für die nächste zu bestimmen. Ein Mitglied des Weidenbusches erhob sich und forderte lakonisch: „Wahl des Kaisers". Sofort trat die Linke entgegen und verlangte „unverzügliche Publikation der Verfassung". Aber der Weidenbusch siegte: eine gehobene Zuversicht bemächtigte sich aller seiner Mitglieder.

Die Kaiserwahl.

Die Sitzung des 28. März 1849 begann. Besondere Anträge lagen nicht vor. „Möge der Genius Deutschlands über dieser Stunde walten!" leitete Präsident Simson die Abstimmung der Kaiserwahl ein. 248 Abgeordnete enthielten sich der Abstimmung, die übrigen 290 gaben ihre Stimmen für König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ab. Mit bewegter Stimme, bei feierlicher Stille des ganzen Hauses, verkündigte der Präsident das Ergebnis. „Möge der deutsche Fürst", sagte er, „der wiederholt und öffentlich in unvergeßlichen Worten den warmen Herzschlag für die deutsche Sache sein kostbarstes mütterliches Erbe genannt hat, sich nun als Schutz und Schirm der Einheit, der Freiheit, der Größe unsers Vaterlandes bewähren! Gott sei mit Deutschland und seinem neuerwählten Kaiser!" schloß er und brachte ein dreifaches Hoch auf den Erwählten aus. Mit lautem Jubel fiel die große Mehrheit auf den Bänken wie auf den Galerien der Paulskirche in das Hoch ein; der Ruf pflanzte sich zu der dicht gedrängt vor der Kirche harrenden Menge fort, die ihn laut durch alle Straßen der alten Krönungsstadt trug. Die Glocken auf den Kirchen schlugen an, und dumpf donnerten die Kanonen ihren Gruß dazu. Galt doch das große Werk der Erneuerung des deutschen Reiches jetzt als vollendet. Ein Zug lauterer Begeisterung erhob die Massen.

Die Kaiserdeputation.

Eine Deputation von 33 Mitgliedern, allen Landschaften des deutschen Reiches entstammend, die Präsidenten der Nationalversammlung, Simson an der Spitze, wurde gewählt, um dem preußischen Könige die erbliche deutsche Kaiserwürde zu überbringen. Langsam, zunächst den Rhein hinab, ging die Reise nach Berlin. Indes Köln, wo der König noch im vergangenen Jahre das 600jährige Dombaufest feierlich begangen hatte, wollte nichts von einem deutschen Kaiser wissen. Pöbelhaufen, zugleich von Radikalen und Ultramontanen aufgehetzt, brachten der Kaiserdeputation eine Katzenmusik. Freundlicher war der Empfang in Hannover, wenn auch der alte König ob des Geschehenen grollte, herzlich zustimmend in Braunschweig; und in Potsdam empfing die Deputierten die Kunde, daß soeben in Berlin das Ministerium in der Kammer eine Erklärung abgegeben habe, die an der Zustimmung des Königs zu Wahl und Verfassung kaum noch einen Zweifel ließe. Am Abend des 2. April langte die Kaiserdeputation in Berlin an; auf den nächsten Mittag schon wurde die Audienz zu ihrem Empfange bei dem Könige anberaumt.

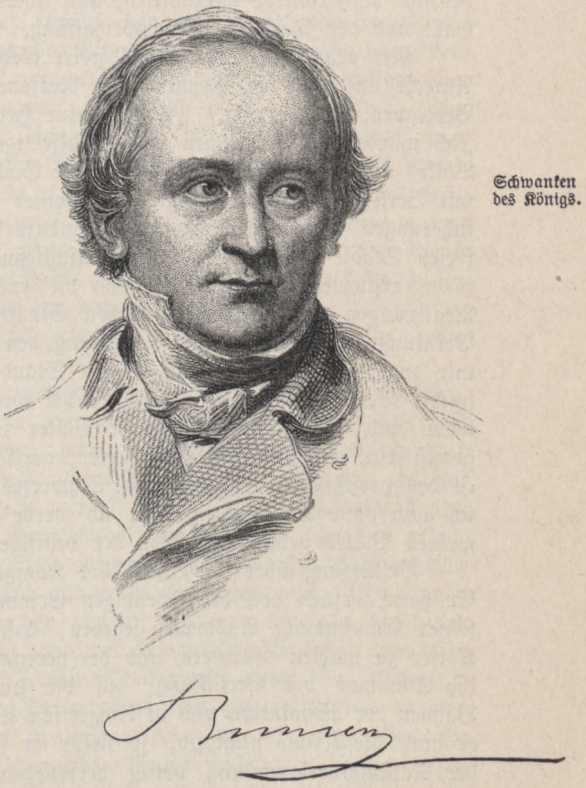
Stimmung des Königs.

Auf das reizbare, phantasievolle Gemüt des Königs hatte das zuchtlose Gebaren der Radikalen und die Mattherzigkeit der Liberalen ihnen gegenüber den tiefsten Eindruck gemacht. Gleichwohl hatte er bis in den Herbst hinein auszugleichen und zu vermitteln gesucht. War denn die Gesetzgebung der Stein und Hardenberg wirklich so grundschlecht, daß die Radikalen das Recht hatten, alles in Preußen neuzugestalten? Daß sie das Heer anzutasten wagten, gab für den König den Ausschlag. Das Ungeschick und die Unthätigkeit des Ministeriums Pfuel beschleunigte die Entwickelung: mit Nachdruck wurde die Ordnung wiederhergestellt. Nicht daß der König seine Zugeständnisse zurücknehmen wollte: das bewies die oktroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848, die nichts weniger als reaktionär war; das bewies auch der Eintritt zweier gemäßigt liberaler Männer in das Ministerium Brandenburg, von der Heydts für Handel und Gewerbe, Rintelens für die Justiz. Aber ein tiefer Widerwille gegen alles, was ihn an die Revolution erinnerte, bemächtigte sich des Königs; die späteren Stimmführer der äußersten Rechten in den auf Grund von Neuwahlen am 26. Februar 1849 zu eröffnenden Kammern, Gerichtspräsident von Gerlach und Professor Stahl, welche die theokratischen und feudalistischen Ideen Joseph de Maistres mit einem Zusatz lutherischer Orthodoxie ihm nahebrachten, gewannen Einfluß auf seine Anschauung der Dinge. Rückhaltslos sprach Friedrich Wilhelm die Wandlung seiner Gedanken in Briefen an seinen vertrauten Freund Bunsen, den preußischen Gesandten in London, aus. So schrieb er am 13. Dezember 1848 an Bunsen:

„Ich will weder der Fürsten Zustimmung zu der Wahl, noch die Krone..... Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen. Die aber, die Sie meinen, verunehrt überschwenglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch gottlob nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif aus Dreck und Letten gebacken soll ein legitimer König von Preußen sich gefallen lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die niemand gestohlen worden ist, zu tragen? Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt.“ Bunsen ward nicht müde, in Briefen und Denkschriften entgegen zu wirken, um den König bei seiner bisherigen deutschnationalen Politik festzuhalten, so daß ihn Friedrich Wilhelm endlich um die Jahreswende nach Berlin berief, das mündlich mit ihm zu besprechen, was schriftlich noch nicht zur Verständigung geführt war. Aber auch das Ministerium Brandenburg war von der Notwendigkeit durchdrungen, mit den Kleindeutschen in Frankfurt in freundlichen Beziehungen zu bleiben, und hatte eine Note entworfen, die bestimmt war, die Politik Gagerns bei den deutschen Regierungen zu unterstützen. Indes der König versagte der Note seine Unterschrift.

Schwanken des Königs.

Bunsen ließ nicht nach mit dringenden Vorstellungen. Er konnte für sich anführen, daß der Prinz-Gemahl Albert und das Kabinett zu St. James den Gedanken billigten, mit Ausschluß Österreichs, Deutschland unter Preußens Führung neu zu konstituieren. War doch auch der Prinz von Preußen seit seiner Rückkehr aus England „entschieden und fest“ für eine deutschnationale Politik Preußens. Es war am 20. Januar, wo Bunsen wieder gegen den König mit hinreißender Wärme seine Ansicht verfocht. „Was also verlangen Sie?“ unterbrach ihn der König. „Daß die Note abgehe“, erwiderte Bunsen. „Nun, so soll sie abgehen!“ gab der König nach. Und am 23. Januar ging den deutschen Höfen die preußische Note zu, an der Gagerns Note vom 28. Januar ihre feste Stütze fand.



284. Christian Karl Josias, Freiherr von Bunsen.
Nach einer Photographie gestochen von Weger.

Bunsen begab sich nun nach Frankfurt, um sich mit dem Reichsministerium über die weitere Behandlung der deutschen Angelegenheiten zu verständigen. Aber als er von dort zurückkehrte, war der König wieder andern Sinnes geworden. Von Schmerz bewältigt, schweigend, schweren Herzens schied Bunsen von ihm. Mit dem österreichischen Hofe in Olmütz war in der Zwischenzeit ein geheimer Briefwechsel geführt worden: der König sah in der Weiterverfolgung einer nationalen Politik ein Unrecht gegen Österreich, wenn er auch dessen Vorschlag, Deutschland einfach zwischen Österreich, Preußen und die vier deutschen Königreiche durch Mediatisierung aller übrigen Fürsten zu verteilen und die Nationalversammlung in Frankfurt zu sprengen, durchaus verwarf. Dazu kam die immer mehr sich enthüllende Verstimmung Rußlands. Sein Schwager in Berlin, äußerte sich Kaiser Nikolaus, habe viel dazu gethan, den in Deutschland allgemein verbreiteten Geist der Unzufriedenheit zu erhalten: er sei „ein Phantast, mit dem er keine Geduld habe“. So ging denn eine zweite preußische Note nach Frankfurt, worin der König erklärte, daß er den Gedanken einer Konstituierung Deutschlands ohne Österreich aufgebe.

Nun trat aber die Erwählung zum deutschen Kaiser König Friedrich Wilhelm vor Augen. Darin lag für ihn eine große Versuchung; denn auf Macht in Deutschland war sein natürlicher Ehrgeiz gerichtet. Er neigte sich wieder mehr einer Auffassung der deutschen Angelegenheiten vom nationalen Standpunkte aus zu, so daß das Ministerium in der preußischen Kammer die Erklärung abgeben konnte, die Regierung werde alles aufbieten, damit das von der deutschen Nationalversammlung angestrebte, jetzt durch die Verkündigung der Reichsverfassung und die Wahl des Kaisers nahe gerückte Ziel bald ganz erreicht werde. Aber war in der Paulskirche auch nur ein Versuch zur Verständigung mit Preußen gemacht, durch die Gestaltung der Reichs-

verfassung die Bedenken des Königs zu beseitigen, seine Zustimmung zu Verfassung und Wahl, so weit es möglich war, von vornherein sich zu sichern?

Am Vormittage des 3. April versammelte König Friedrich Wilhelm den Ministerrat um sich. Noch einmal faßte er alle Erwägungen zusammen: er billigte die Anrede, die Präsident Simson an ihn halten sollte; aber fest und klar war sein Entschluß gefaßt. Die Minister drangen in ihn, ihnen zuzustimmen. „Gehen Sie zu dem Prinzen von Preußen", antwortete er ihnen: lieber wollte er abdanken, als von seiner Entschließung abgehen.

Empfang der Kaiserdeputation.

Am 3. April mittags um 12 Uhr empfing der König die Kaiserdeputation im Rittersaale des Berliner Schlosses. In Uniform, den Helm im Arm, stand er unter dem Thronhimmel, umgeben von den Prinzen, Ministern und Hofstaaten. Der Präsident Simson trat vor, um im Auftrage der deutschen Nationalversammlung dem Könige die deutsche Kaiserwürde darzubieten, und überreichte das Protokoll der geschehenen Kaiserwahl und den Text der Reichsverfassung.

Mit erhobener Stimme in freier Rede antwortete der König. Er erkannte das Anrecht an, das der Beschluß der Nationalversammlung ihm gebe; er dankte für das Vertrauen, das er ehre. „Aber, meine Herren", fuhr er fort, den Blick emporrichtend, „ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Vertrauen des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde die Einheit Deutschlands nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter der Fürsten und der freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben muß. An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung den einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die mir zugedachten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen. Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das: „Meine Herren, verkündigen Sie in allen deutschen Gauen, bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere und innere Feinde, so werde ich auch ohne Ruf nicht fehlen; ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue."

Bestürzung über die Worte des Königs malte sich in den Mienen der Deputierten. Er hatte, erfüllt von der lebendigen Erinnerung an die Formen des alten Kaisertums, seiner Empfindung Ausdruck gegeben, daß die Nationalversammlung das Recht den Kaiser zu wählen usurpiere, und der gerechtfertigten Besorgnis zugleich, er könnte durch die Annahme der Verfassung, auf die hin er gewählt war, unwiderstehlich in die Bahnen der Revolution und in kriegerische Verwickelungen hineingerissen werden. Lehnte er auch die Krone nicht ab, so stellte er sich doch auf einen Boden, welcher von dem der Nationalversammlung völlig verschieden war. Wurde nicht, wenn sie der Entscheidung der Fürsten unterworfen werden sollte, die Verfassung überhaupt in Frage gestellt, und die Nationalversammlung, die sich immer noch als souverän ansah, zu einer bloßen Verfassungskommission herabgedrückt, die sie ja auch durch den Gang der Verhältnisse in Wahrheit geworden war? Zudem sollte die Durchführung der Verfassung nur auf die Länder der zustimmenden Fürsten beschränkt werden. War da noch eine Verständigung möglich? In großer Bewegung, manche ihrer Thränen nicht mächtig, verließen die Deputierten das Schloß. Sie fühlten, daß der Bruch mit Preußen ihr ganzes Werk vernichte.

Die Deputation beim Prinzen Wilhelm.

Auf den Abend war die Deputation zu dem Prinzen von Preußen eingeladen. Wieder und wieder kam die fürstliche Wirtin, die Prinzessin Augusta, im Gespräche mit ihren Gästen darauf zurück, daß die Sache der Deputation unmöglich zu Ende sein könne, da es sich um so Großes, so Notwendiges handle. Aber der Prinz betonte mit der soldatischen Offenheit, die ihm stets eigen war, um die Antwort seines Bruders zurecht fertigen, daß man es Preußen nicht zumuten könne, mit 80 000 Mann in Bayern einzurücken, um die Zustimmung des Königs zu Wahl und Verfassung zu erzwingen.

An demselben Tage aber noch ging eine preußische Note an sämtliche deutsche Regierungen mit der Aufforderung ab, Bevollmächtigte nach Frankfurt zu senden, um sich untereinander und mit Preußen wegen einer gemeinsamen Vereinbarung mit der Nationalversammlung zu verständigen. Denn manche Artikel der Verfassung erregten durch ihren demokratischen Inhalt die größten Bedenken in Berlin, so z. B. daß dem Kaiser nur ein suspensives Veto gewährt war, und daß das Wahlrecht nicht nur ohne jede Beschränkung, sondern auch mit geheimer Abstimmung geübt werden sollte. Gutachten über die Reichsverfassung.

In Frankfurt indessen sah man in der preußischen Note kein Entgegenkommen; mit 267 gegen 159 Stimmen faßte die Nationalversammlung am 11. April den Beschluß, „an der in zweiter Lesung beschlossenen und verkündeten Reichsverfassung samt Wahlgesetz unwandelbar festhalten zu wollen." Durch diese Erklärung der Nationalversammlung, eine Modifikation beanstandeter Artikel der Verfassung von vornherein abzulehnen, war die preußische Regierung vor die Alternative des bloßen Ja oder Nein gestellt. Dazu kam, daß bis zum 14. April achtundzwanzig deutsche Regierungen ihre Zustimmung zu der Reichsverfassung aussprachen, Österreich aber am 5. April gegen jede Unterordnung seiner Gesetzgebung unter eine fremde, seines Kaisers unter einen andern Fürsten nachdrücklich protestierte und die österreichischen Abgeordneten aus Frankfurt abrief, während die deutschen Königreiche auf die preußische Note gar keine Antwort gaben. Trotz der Abberufung der Abgeordneten ließ Fürst Schwarzenberg widersinnigerweise den Reichsverweser in seinem Amte: er brauchte ihn, um das Frankfurter Werk vollends zu zerstören. Preußen stand ganz isoliert. Nochmals nahm sich der König Bedenkzeit: am 17. April erklärte er, daß er der mangelnden Zustimmung der größeren deutschen Staaten gegenüber „noch eine kurze Zeit abwarten wolle, bevor er anderweite Entschließungen fasse". Stellungnahme der Einzelstaaten.

Ein neues Moment ward in Bewegung gesetzt, ihn zur Entscheidung fortzureißen. In Verbindung mit den „Märzvereinen", die seit dem Ende des Jahres 1848 eine Organisation der demokratischen Elemente durch ganz Deutschland darstellten, beschloß die Linke der Nationalversammlung, daß in allen deutschen Kammern Anträge auf Anerkennung der deutschen Reichsverfassung gestellt werden sollten. Eine allgemeine Volksbewegung sollte zur Entscheidung drängen. Der König von Hannover kam dem zuvor, indem er vorher am 26. April die hannöverische Kammer auflöste. In Württemberg indes gab der alte König am 24. April nach längerem Sträuben nach. In Berlin brachte der frühere Minister Rodbertus in der zweiten Kammer am 21. April den Antrag auf Anerkennung der Reichsverfassung ein: mit ansehnlicher Mehrheit wurde er angenommen. Aber der König beharrte auf seinem Standpunkte, daß ohne Änderung der Verfassung eine gedeihliche Führung der Kaiserwürde ihm unmöglich sei; in eine unhaltbare Stellung sich locken oder drängen zu lassen, dazu war er zu gewissenhaft: er löste die preußische Kammer, die überdies den über Berlin verhängten Belagerungszustand für ungesetzlich erklärte, am 27. April auf und gab am 28. April seine endgültige Antwort dahin, daß er Krone und Verfassung des Deutschen Reiches ablehne. Nicht eine Gefährdung, sondern „eine Förderung einer wirklichen und umfassenden deutschen Einheit" sah er in der Ablehnung.

Dem Abgeordneten Beckerath, der um diese Zeit nach Berlin kam, um den König nochmals zur Annahme der Krone zu bewegen, antwortete dieser recht bezeichnend: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, das wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent." Am 26. April stellte Waldeck den Antrag, den Belagerungszustand über Berlin aufzuheben. Als Manteuffel mit Zuhilfenahme von allerlei Verdächtigungen gegen Waldeck die Unentbehrlichkeit des Belagerungszustandes zu erweisen bemüht war, antwortete man ihm, daß zwar für dieses Ministerium der Belagerungszustand unentbehrlich sein möge, aber dieses Ministerium selbst sei sehr wohl zu entbehren.

Zugleich mit der Absage an die Nationalversammlung hatte der König eine Zirkularnote erlassen, worin er diejenigen deutschen Regierungen, „welche zu weiteren Beratungen mit Preußen über den nun einzuhaltenden Gang und die fernere Entwickelung des Verfassungswerkes geneigt seien", zu Konferenzen nach Berlin einlud. Damit betrat er den Weg zur Bildung eines Sonderbundes innerhalb der deutschen Staaten. Plan eines Sonderbundes.

Die Wege Preußens trennten sich durchaus von denen der Nationalversammlung. Diese hatte am 26. April beschlossen, die provisorische Zentralgewalt aufzufordern, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln für die Durchführung der Verfassung mitzuwirken. Jetzt nahm sie am 4. Mai den Antrag von Wydenbrugks an, die Mahnung an die Regierungen, die gesetzgebenden Körperschaften und die Gemeinden der Einzelstaaten, an das gesamte deutsche Volk zu richten, „die Reichsverfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen." Zugleich wurden die Wahlen für den ersten deutschen Reichstag auf den 15. Juli ausgeschrieben und dessen Zusammentritt auf den 22. August festgesetzt. Endlich wurde bestimmt, bei fortdauerndem Widerstreben Preußens den mächtigsten der der Verfassung zustimmenden Fürsten zum Reichsstatthalter zu ernennen.

Zunehmen des Radikalismus.

Nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen — 190 gegen 188 — wurde dieser Antrag angenommen. Denn der Linken, zumal dem Donnersberge, war dieser Gang viel zu langsam; sie meinte, man müsse das Eisen schmieden, dieweil es heiß sei; man müsse die Bewegung im Volke fördern, damit sie nicht wieder einschlafe. Sie verlangte daher unverzügliche Vereidigung des Militärs auf die Reichsverfassung und Aufstellung einer bewaffneten Macht zum Schutze der Nationalversammlung gegen etwaige Gewaltstreiche von seiten Österreichs oder Preußens. Ja, mehrere ihrer Redner verlangten offen, „zur Revolution zu greifen" und die Leiter der Reichsverfassung „hinaufzuklimmen bis zur republikanischen Spitze". So wurde der Kampf für die Reichsverfassung den Radikalen ein bequemer Deckmantel, ihre eignen Umsturzpläne darunter zu bergen.

Aufruhr in Dresden.

Im sächsischen Landtage hatten eben noch die Radikalen unter der Führung Tzschirners gegen die Reichsverfassung gestimmt; jetzt wurde angeblich für die Reichsverfassung eine allgemeine Bewegung im Lande angeregt. Brennpunkte waren die radikalen „Vaterlandsvereine", in denen alle gemäßigt Liberalen als reaktionär verschrieen wurden. Die Auflösung der Kammern, der Rücktritt mehrerer Minister steigerte die Aufregung. Ein Aufruf erging in das Land: „Eilt schleunigst mit Waffen und Munition herbei: es gilt!" Auf den 3. Mai war eine Parade der Bürgerwehr in Dresden zu Ehren der Reichsverfassung angesetzt. Sie wurde von der Regierung verboten. Sofort erhob sich der bewaffnete Aufruhr. Ein Haufe stürmte gegen das Zeughaus, ein andrer gegen das Schloß; in den Straßen erhoben sich alsbald aus bereit gehaltenem Material Barrikaden. Der König flüchtete sich am nächsten Morgen erschreckt mit den Ministern von Beust und Rabenhorst auf den Königstein. Eine „provisorische Regierung" wurde eingesetzt, bestehend aus Tzschirner und den freilich viel gemäßigteren Heubner und Todt. Ein russischer Abenteurer, der Leutnant Bakunin, übernahm die militärische Führung. Reichlicher Zuzug strömte vom Lande herbei. In dieser Not wandte sich der König an Preußen um Hilfe. Einige preußische Bataillone unter Graf Waldersee genügten, um im Verein mit den wenig zahlreichen sächsischen Truppen den Aufstand niederzuwerfen. Zwar wehrten sich die Insurgenten hartnäckig, aber so sehr war ihnen die militärische Taktik überlegen, daß von ihnen 178 Mann in dem Straßenkampfe blieben, während der Verlust der Truppen nur 31 Mann betrug.

Die Dresdener Vorgänge in der Nationalversammlung.

In der Paulskirche rief die Nachricht von diesen Vorgängen Szenen von unbeschreiblicher Leidenschaftlichkeit hervor. Die Linke verlangte heftig Schutz für die Dresdener Aufrührer. Der Abgeordnete von Reden stellte den Antrag, die Zentralgewalt aufzufordern, dem „unbefugten Einschreiten Preußens in Sachsen als einem schweren Friedensbruch" mit allen Mitteln entgegenzutreten. Und die Nationalversammlung nahm den Antrag mit 188 gegen 147 Stimmen an!

Gagerns Entlassung. Abberufung der preußischen Abgeordneten.

Noch einen letzten Versuch machte Gagern, um die Reichsverfassung zur Durchführung zu bringen. Die Zentralgewalt selbst sollte dieselbe in die Hand nehmen, indem sie anarchische Bewegungen energisch ersticke, aber auch Übergriffe der Regierungen zur Unterdrückung des Volkswillens mit Entschiedenheit verhindere. Indes der Reichsverweser Johann war nicht für diesen Gedanken. So erbat denn Gagern mit dem Reichsministerium seine Entlassung und erhielt sie anstandslos. Preußen aber, durch die Annahme des Redenschen Antrages auf das tiefste verletzt, berief am 14. Mai die

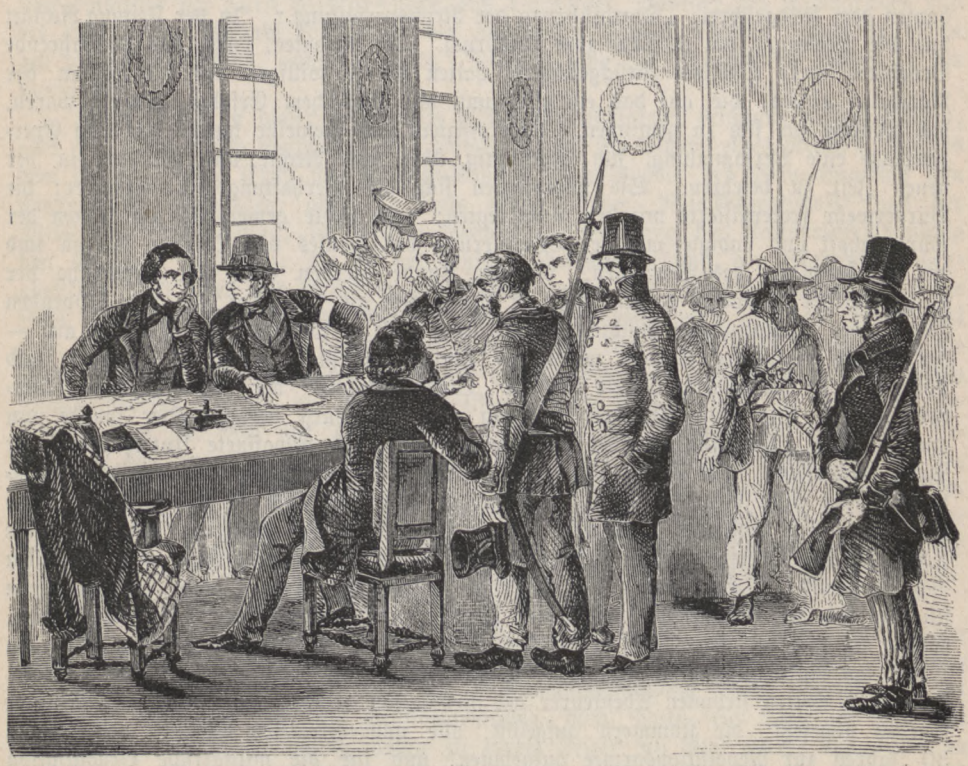
preußischen Abgeordneten aus der Paulskirche ab. Die meisten Mitglieder der Rechten und der Zentren folgten ihnen in den nächsten Tagen, die Linke des Hauses erhielt dadurch das Übergewicht.

Unruhen in der Rheinprovinz.

In denselben Tagen wie in Dresden kam es auch in andern Orten „für die Reichsverfassung" zu Volkserhebungen. In Elberfeld, Krefeld, Neuß, Hagen, Düsseldorf, Iserlohn und Köln brachen Unruhen aus, die sich hier und da, wie in Iserlohn zu Straßenkämpfen steigerten. Aber in kürzester Frist hatten die preußischen Truppen unter General Hanneken allenthalben die Ruhe wiederhergestellt.

Aufstand in der Pfalz.

Nicht so gelang dies den Bayern in der Pfalz, deren frohsinnige, leicht bewegliche Bewohner von je her die bayrische Herrschaft mit innerem Widerstreben ertrugen, zu-



285. Die provisorische Regierung im Rathaus zu Dresden.
Nach einem Zeitbilde in der „Illustrierten Zeitung"

mal jetzt wo aus der Nachbarrepublik Frankreich aufregende Ideen ungehemmt in das Land einströmten. Am 1. Mai fand in Kaiserslautern eine Volksversammlung statt, welche zum Zwecke der „Durchführung der Reichsverfassung" allgemeine Volksbewaffnung, Steuerverweigerung und Beschlagnahme der öffentlichen Gelder beschloß. Am folgenden Tage wurde dann eine „provisorische Regierung" eingesetzt, der die Beamten wie das Militär sich willig unterwarfen. Das Reichsministerium sandte jetzt den zweiten Vizepräsidenten der Nationalversammlung Eisenstuck nach der Pfalz, um die Ordnung dort wiederherzustellen. Allein dieser, selbst radikaler Gesinnung, bestätigte die von der Insurrektion gefaßten Beschlüsse und wies die gegen die Pfalz anrückenden Reichstruppen zurück. Zwar wurde er infolgedessen sofort von der Zentralgewalt zurückgerufen; aber das Land blieb im Besitze der Insurrektion, die an die Spitze ihrer militärischen Kräfte zuerst den Waffengefährten Messenhausers, den früheren österreichischen Leutnant Fenner von Fennenberg, dann, als dessen Unfähigkeit allzu deutlich zu Tage trat, den

Weinreisenden Blenker stellte, der sich durch einen verwegenen Handstreich der Stadt Ludwigshafen bemächtigt hatte. Endlich ward die Organisation der Revolutionsarmee dem polnischen Insurgentenführer „General" Sznayda, übertragen, der durch die Polonisierung seines harmlosen Namens Schneider sich zu einem Polen und Helden emporgeschwungen hatte. Nur in den Festungen Landau und Germersheim vermochte Bayern sich zu behaupten.

Aufstand in Baden.

Die Erfolge der Pfalz wirkten sofort auf Baden hinüber. Hier in dem Nachbarlande der französischen wie der schweizerischen Republik war die Erregung, welche die Heckersche wie die Struvesche Insurrektion hervorgerufen hatte, noch nicht verklungen; kein Land war wie Baden von den Radikalen durchwühlt. Zwar hatte der freisinnige Großherzog Leopold die Reichsverfassung nicht nur anerkannt, sondern sie auch als Gesetz in seinem Lande eingeführt; dennoch folgten auch hier die urteilslosen Volkshaufen dem Feldgeschrei: „Durchführung der Reichsverfassung." In der Festung Rastatt kam die Bewegung am 9. Mai zum Ausbruch. Die Soldaten, durch das hochfahrende Benehmen ihrer Offiziere zurückgestoßen, hatten um so williger auf die Lehren der Radikalen gehört, die auf das eifrigste, und mit sichtlichem Erfolge, bemüht waren, das Militär für sich zu gewinnen. Unteroffiziere und Gemeine hielten auf dem Exerzierplatze eine Versammlung, sich gegenseitig über ihre Rechte und Pflichten in der neuen Zeit zu belehren. Sie widersetzten sich der Verhaftung der Sprecher; die Bürgerwehr fraternisierte mit den Aufgeregten; man zechte gemeinsam auf Kosten der Bürgerschaft und endigte mit der Demolierung des Hauses des Obersten Pieron und der Mißhandlung des Verhaßten. Auf die Kunde hiervon eilte von Karlsruhe der Kriegsminister Hofmann herbei: aber er mußte sich am 11. Mai vor den drohenden Haufen der Tumultuanten flüchten. Nun brach auch in Bruchsal die Meuterei aus — der früher verhaftete Struve wurde in Freiheit gesetzt — dann in Freiburg und Lörrach. In Mannheim bildete sich ein „Landesausschuß" der demokratischen Volksvereine, der eine große Volksversammlung nach Offenburg berief. Hier wurde nun am 13. Mai „Durchführung der Reichsverfassung" und bewaffnete Unterstützung der Pfalz beschlossen. Das Wort „Republik" wurde noch vermieden; aber von dem Großherzoge war nicht mehr die Rede. Am selben Tage fiel auch in Karlsruhe die Entscheidung. Die Soldaten zerstörten in der Hauptstadt eine Kaserne, plünderten die Wohnung des Obersten Holz, ermordeten den Rittmeister von Laroche und versuchten das Zeughaus zu erstürmen. Der Aufruhr ergriff das ganze Land; auf Umwegen flüchtete sich der Großherzog mit seiner Familie und die Minister über die Grenze. Schon am nächsten Tage hielt der Advokat Brentano, ein Abgeordneter der äußersten Linken der Nationalversammlung, mit dem Landesausschuß seinen Einzug in die Residenz. Von allen Seiten strömten Abenteurer der Revolution herbei. Die bisherigen Minister wurden abgesetzt, die Kammern aufgelöst, alle unverheirateten Männer von 18 bis 30 Jahren zur Revolutionsarmee aufgeboten, und für die militärische Organisation Kriegskommissarien, für die Polizei und Verwaltung Zivilkommissarien ernannt. Aber schon nannte Struve Brentano, der noch eine gewisse Ordnung erhalten wollte, einen Verräter: Brentano konnte sich nur dadurch halten, daß er die Einsetzung einer provisorischen Regierung mit diktatorischen Befugnissen bewirkte, an deren Spitze er selber mit zwei ausgeprägten Revolutionsmännern, Görgg und Werner, trat. Zur Führung der badischen Revolutionsarmee wurde Mieroslawski berufen, der noch nicht hinlängliche Proben seiner strategischen Unfähigkeit gegeben zu haben schien. Zugleich wurden Emissäre ausgesandt, das Revolutionsfeuer auch in den Nachbarländern zu entfachen, zumal in Württemberg ging die Bewegung schon in hohen Wogen. Indes die württembergische Regierung ließ Heckers Freund Fickler, welcher mit reichlichen Geldmitteln unter den Soldaten zu wühlen suchte, am 3. Juni kurzweg verhaften und schickte ihn auf den Hohenasperg.

Austritt der Gemäßigten aus der Nationalversammlung.

Der vertriebene Großherzog wandte sich nach Frankfurt um Hilfe. Allein hier fehlte es ebensosehr an Macht, ihm beizustehen, wie an Neigung dazu. Nachdem am 21. Mai 65 Mitglieder, darunter Dahlmann, Arndt, Droysen, aus der Nationalversammlung ausgetreten waren, am 23. Mai weitere 40, am 26. Mai Welcker mit seinen

Freunden, bestand die Versammlung nur noch aus ihrer bisherigen Linken und äußersten Linken. Bisher überwiegend liberal, war sie jetzt radikal. Es ist daher begreiflich, mit welchem Hohn sie das Ministerium aufnahm, durch welches nach der Entlassung des Ministeriums Gagern der Reichsverweser einen schwachen Versuch machte, ein Gegengewicht gegen die radikalen Tendenzen der Nationalversammlung zu schaffen. Es waren gemäßigte oder konservative Männer, aus denen das neue Reichskabinett gebildet war, aber keiner von solcher Entschlossenheit, um einen Kampf mit der Nationalversammlung thatsächlich aufzunehmen. An der Spitze stand als Präsident und Minister des Innern Grävell, ein pensionierter preußischer Justizbeamter, der wiederholt durch die Langatmigkeit seiner Reden die Versammlung ermüdet hatte. Justizminister war der hannöversche Advokat Detmold, Finanzminister der Hamburger Senator Merck, Kriegsminister der Fürst Wittgenstein aus Darmstadt, Minister des Auswärtigen und der Marine der General Jochmus, der in mancher Herren Dienste, zuletzt in denen des türkischen Sultans, gestanden hatte. Nirgend fand das Ministerium Boden in der Versammlung.

Verlegung nach Stuttgart.

Zwar waren in dieser noch einige Männer gemäßigterer Richtung zurückgeblieben; aber sie waren völlig machtlos. Sie dachten daran, die Würde eines Reichsstatthalters dem jungen Herzog Ernst von Sachsen-Koburg, dem Bruder des Prinz-Gemahls von England zu übertragen: aber die Linke erstrebte eine „Reichsregentschaft" aus der Mitte der Versammlung; sie wollten durch eine Vertagung der Nationalversammlung den Gefahren begegnen, die in der jetzigen Zusammensetzung der Mehrheit lagen: aber die Linke wies mit Gelächter den Antrag zurück und beschloß vielmehr, daß die Zahl für Beschlußfähigkeit der Versammlung, welche erst jüngst auf 150 herabgesetzt war, noch weiter, auf 100 herabgesetzt würde. Und damit noch nicht genug, faßte die Nationalversammlung, um aller Einsprache der Zentralgewalt ledig zu werden und einen unmittelbareren Einfluß auf die Insurrektionsgebiete Badens und der Pfalz zu gewinnen, am 30. Mai mit 71 gegen 64 Stimmen den Beschluß, den Ort ihrer Beratungen von Frankfurt fort zu verlegen. Sie wählte Stuttgart dafür, weil sie der Hoffnung war, das schon sehr unruhige Württemberg zur Erhebung fortzureißen. Fehlte es doch nicht an Adressen aus Stuttgart und der Umgegend, die der Nationalversammlung Schutz und Beistand gegen die württembergische Regierung zusagten. So verließen denn am 30. Mai auch die letzten Abgeordneten die Plätze: die Paulskirche, ein Jahr lang der lebendige Mittelpunkt Deutschlands, stand leer.

Rumpfparlament.

Am 6. Juni begannen die Beratungen in Stuttgart. 105 Abgeordnete zogen durch das Spalier der Stuttgarter Bürgerwehr in den Sitzungssaal der württembergischen Volkskammer, den diese der Nationalversammlung willig überlassen hatte. Simsons Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle, Reh, hatte sein Amt am 30. Mai niedergelegt: die Versammlung wählte zu ihrem Leiter den Arzt Löwe aus Kalbe an der Saale. Ihr erster Beschluß war die Einsetzung einer „Reichsregentschaft" aus ihrer Mitte, bestehend aus den Abgeordneten Raveaux aus Köln, Vogt aus Gießen, Schüler aus Zweibrücken, Heinrich Simon aus Breslau und Becher aus Stuttgart. Sofort nahm die Reichsregentschaft klare Stellung zur Revolution. Sie befahl den Generalen von Peucker und von Miller, welche die Reichstruppen gegen die Insurrektionsgebiete kommandierten, unverzüglich alle Feindseligkeiten gegen die Pfalz und Baden einzustellen, und erklärte den General Miller auf dessen Weigerung, ihr zu gehorchen, für abgesetzt; sie sandte Reichskommissare an die provisorischen Regierungen in Kaiserslautern und Karlsruhe; sie forderte von den deutschen Regierungen die Stellung von Kontingenten zum Reichsheere; sie verlangte einen Kredit von 5 Millionen Thalern und erließ einen Aufruf an das deutsche Volk zum „Kampfe gegen den Absolutismus."

Der Erfolg war, daß die württembergische Volkskammer ihren Sitzungssaal zurücknahm, indem sie sich zugleich die Prüfung aller Maßregeln der Reichsregentschaft ausdrücklich vorbehielt, und daß der württembergische Ministerpräsident Römer, obgleich selbst Mitglied der Nationalversammlung, am 13. Juni die Reichsregentschaft aufforderte, ihren Sitz außerhalb Württembergs zu verlegen, und daß er, als diese Auf-

forderung nichts fruchtete, am 17. Juni der Nationalversammlung erklärte, die Versammlung könne nicht länger in Württemberg geduldet werden. Ja am 18. Juni entschied sich die Volkskammer dahin, daß „in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung" die Nationalversammlung nicht zu Recht bestehend sei.

Ende des Rumpfparlaments.

Unbekümmert hierum gedachte die Nationalversammlung ihre Sitzung im Fritzscheschen Reithause, wo sie in den letzten Tagen getagt hatte, abzuhalten. Sie zog am Nachmittage des 18. Juni in geordneten Reihen dorthin, voran der Präsident Löwe, ihm zur Seite der greise Schott, Römers Schwiegervater, und Deutschlands gefeiertster Dichter Ludwig Uhland. Allein der Zugang zu dem Reithause war von Soldaten besetzt, welche, die Säbel über den Köpfen der Abgeordneten schwingend, den Zug zurückdrängten und auseinandersprengten. Im Hotel Marquardt fanden sich die Versprengten wieder zusammen und unterschrieben eine Erklärung, daß sie nur der Gewalt wichen. Der Antrag wurde gestellt, die Sitzungen nunmehr nach Baden zu verlegen: allein die Versammlung war nicht beschlußfähig. So blieb denn nur, was Römer kategorisch verlangte, sofortige Abreise. Nun berief der Präsident Löwe die Zersprengten zu einer Sitzung auf den 25. Juni nach Karlsruhe; aber gerade an diesem Tage rückten die preußischen Truppen nach Niederwerfung des badischen Aufstandes in die Hauptstadt ein.

Das war der Ausgang der deutschen Nationalversammlung. Mit wie großen Hoffnungen war sie 13 Monate zuvor begrüßt worden, und wie wenig hatte sie diesen entsprochen! Berufen, um durch eine freie und würdige Gestaltung der deutschen Verhältnisse die Revolution zu bannen, hatte sie den Radikalen Zeit gelassen, Kraft und Anhang zu sammeln, bis sie die Nationalversammlung diskreditieren und endlich selbst meistern konnten. Das war die schwerste Niederlage, welche der Liberalismus erleiden konnte: sie kostete ihm das politische Gewicht, das der Anfang des Sturmjahres 1848 ihm gegeben. Nicht den liberalen, sondern erst den reaktionären Elementen gelang es, die Gefahr zu bewältigen, mit welcher der Radikalismus ganz Deutschland bedrohte: so ist es begreiflich, daß die Reaktion die Früchte des allein erfochtenen Sieges auch auf lange hinaus für sich in Anspruch nahm.

Die Niederwerfung Ungarns.

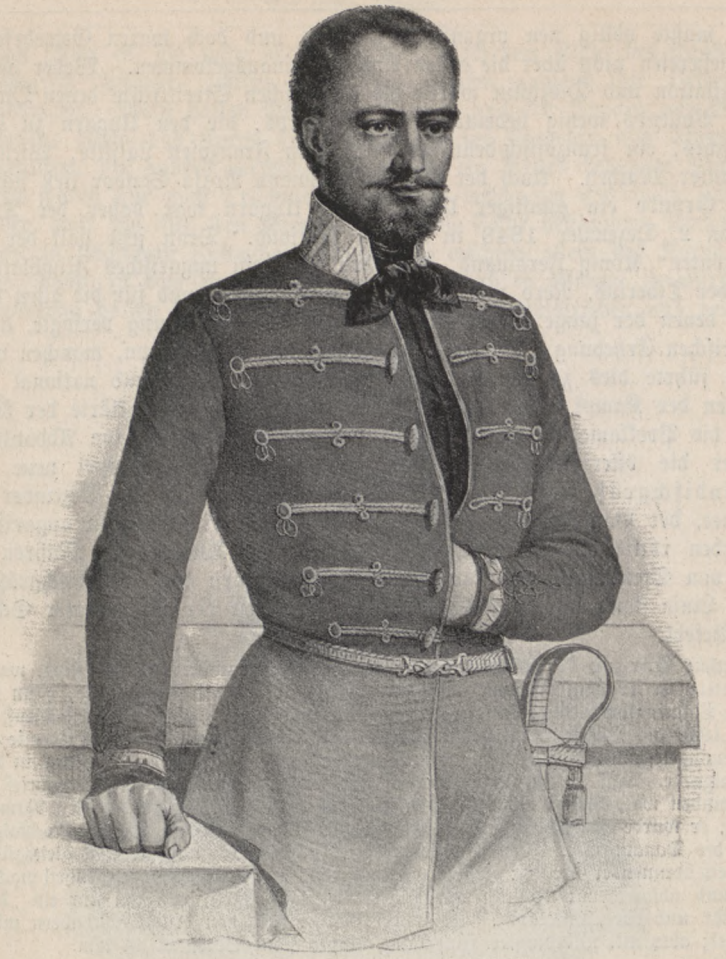
Noch in letzter Stunde hatten die Ungarn dem empörten Wien Hilfe bringen wollen: aber sie waren geschlagen, und Wien war gefallen. Sie blieben über die Absichten des Siegers nicht lange im Unklaren: schon am 7. November 1848 erließ Kaiser Ferdinand ein Manifest, welches die „frechen Umtriebe Ludwigs Kossuths und seiner Genossen" verdammte.

Hilfsgesuche an das Ausland.

Der „Landesverteidigungs-Ausschuß", an dessen Spitze Kossuth stand, bildete die eigentliche Regierung. Seit Monaten war er bemüht gewesen, das Ausland für die Sache Ungarns zu gewinnen. Graf Teleki wirkte als ungarischer Gesandter in Paris, Baron Splenyi in dem mit Österreich kämpfenden Italien; Wimmer war in Berlin, Szalai in Frankfurt für Ungarn thätig. Aber ein Erfolg wollte nirgends zu Tage treten.

Versuche eines Ausgleichs mit den Slawen.

Näher lag es noch für die ungarische Regierung, die nicht magyarischen Nationalitäten innerhalb Ungarns für sich zu gewinnen. Allein die Slowaken blieben trotz aller volltönenden Proklamationen, die an sie gerichtet wurden, ruhig; ja die Freischar, die sich um die Prediger Stur und Hurban sammelte, trat auf die Seite Österreichs über. Noch weniger wollten die Serben ihren alten Gegensatz aufgeben. Kossuths Versuch, im November mit ihnen einen Ausgleich zu finden, scheiterte völlig. Wohl waren sie unter sich uneins; aber der Patriarch Rajachich, der Führer der „Altserben", einverstanden mit dem neu gewählten Woiwoden Suplicac, entfernte das Haupt seiner Gegner, Stratimirovich, durch eine Sendung an das Olmützer Hoflager und wies die Annäherung Kossuths mit Entschiedenheit zurück. Das Aufgebot der serbischen Grenzer verwandelte sich in ein österreichisch-serbisches Armeekorps; der Krieg an der ungarischen Südgrenze wurde mit Erbitterung weiter geführt. In den Festungen Peterwardein und Essek behaupteten sich die Ungarn; aber die Serben wehrten jede Unterdrückung



286. Arthur Görgei.
Nach der Lithographie von A. Collette.

von sich ab und hielten eine ganze ungarische Armee in Atem, deren Lage um so bedrohter war, als in ihrem Rücken die Festungen Arad und Temesvar sich noch in den Händen der Österreicher befanden.

Siebenbürgen.

Gefahrdrohender war noch die Lage in Siebenbürgen. Hier hielten es wohl die magyarischen Szekler mit Ungarn, aber die große Mehrheit der Bewohner, die Rumänen und Sachsen, wollten nichts von der Union Siebenbürgens mit Ungarn wissen, welche der Kaiser den Ungarn zugestanden hatte, und verlangten durchaus die Aufrechterhaltung der alten Zustände. Ein greuelvoller Bürgerkrieg zerfleischte das unglückliche Land; brennend und mordend schwärmten die Szeklerhusaren einher, und von Rachedurst erfüllt erhob sich dagegen der Landsturm der Bauern, schlug nieder, was Waffen trug, und steckte die magyarischen Dörfer in Brand. Nur in dem fernen Haromszeg im östlichen Winkel des Landes vermochten die Ungarn sich zu behaupten.

Militärische Lage Ungarns.

So war Ungarn durchaus auf seine eignen Hilfsmittel angewiesen; aber es vermochte nicht viel mehr als die Trümmer einer alten und wenig diszipliniertes Rohmaterial einer neuen Armee ins Feld zu stellen. Den Kern der ungarischen Armee bildeten 21 Infanteriebataillone, die zu Ungarn übergetreten waren; dazu kamen 35 Bataillone Landwehr (Honved), welche anfangs aus Freiwilligen gebildet, später durch regelmäßige Aushebung ergänzt waren, endlich 16 Husarenregimenter. Die

Artillerie mußte völlig neu organisiert werden, und doch waren Gewehrfabriken und Kanonengießereien nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen. Weder an Zahl noch an Organisation und Disziplin waren die ungarischen Streitkräfte denen Österreichs gewachsen. Vollends wenig bedeuteten die Freikorps, die den Ungarn zu Hilfe zogen, ein polnisches, ein französisch-deutsches unter dem Franzosen Lassitte, Wiener Oktoberkämpfer unter Mathey. Auch der Räuberhauptmann Rozsa Sandor ließ sich anwerben.

Wirkung des Thronwechsels.

Im Grunde ein günstiger Umstand für Ungarn war daher der Thronwechsel, welcher am 2. Dezember 1848 in Olmütz stattfand. Denn jetzt galt der Kampf für den „gekrönten" König Ferdinand, den eben noch ein ungarisches Flugblatt an Grausamkeit über Tiberius, Nero und Caracalla gestellt hatte, und für die alten Gerechtsame Ungarns, denen der junge Kaiser Franz Joseph die Bestätigung versagte, als das Ziel der ungarischen Erhebung. Und manchen erfahrenen Kriegsmann, manchen vielgeltenden Edelmann führte dies zu den Fahnen Kossuths: als gerecht und national zugleich erschien ihnen der Kampf. Für eine Erfindung der Kamarilla erklärte der Reichstag in Budapest die Proklamation Kaiser Ferdinands, für ungesetzlich seine Abdankung.

Einmarsch der Österreicher.

Unter die österreichischen Truppen brachte der Thronwechsel neue Bewegung. Fürst Windischgrätz setzte sich von Wien in Marsch; am 15. Dezember überschritt seine Armee, der Ban Jallachich voran, bei Bruck an der Leitha die ungarische Grenze. Vom Norden rückte aus Galizien Graf Schlick, von Westen aus Mähren Graf Simunich, von Steiermark aus Graf Nugent in Ungarn ein. Windischgrätz gegenüber in langer Linie stand die ungarische Donauarmee, seit der Schwechater Schlacht unter Görgeis Befehl.

Görgei.

Arthur Görgei, der Abkömmling einer alten Adelsfamilie aus der Zips, war am 5. Februar 1818 in Toppery geboren. Er hatte in der ungarischen Nobelgarde, dann bei den böhmischen Palatinalhusaren gedient; aber das „Gamaschentum" hatte ihm den Dienst verleidet, so daß er 1846 als Oberleutnant den Abschied nahm, um in Prag mit Eifer Chemie zu studieren. Familienangelegenheiten beriefen ihn im Sommer 1848 in die Heimat; er trat in die ungarische Nationalgarde. Daß er den jungen Grafen Eugen Zichy, bei dem ein Geleitsbrief des Kroatenban gefunden war, kurzerhand als Spion aufhängen ließ, machte bald seinen Namen allgemein bekannt; er wurde Honvedmajor und schon wenige Monate danach Mogas Nachfolger im Kommando der Donauarmee. Den fein gebildeten, für Schmerz und Mühsal gleichgültigen Mann erfüllte ein brennender Ehrgeiz: die Überzeugung von seiner geistigen Überlegenheit machte ihn eigenwillig und absprechend; Kossuth mit seiner Vielgeschäftigkeit war ihm nur ein „demokratischer Wortheld" und ein „Dilettant". So wurde Görgei bald von den Machthabern mit Mißtrauen betrachtet; aber mit unbedingter Hingebung hingen seine Soldaten an ihm.

Anfängliche Rückdrängung der Ungarn.

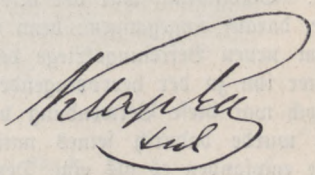
Görgei selbst, ohne Begeisterung für die Sache, der er diente, glaubte nicht an die Wehrfähigkeit seiner Truppen. Der erste Zusammenstoß mit dem Feinde gab ihm recht. Vor den anrückenden Österreichern stoben seine Bataillone auseinander. Preßburg wurde ohne Schwertstreich aufgegeben, und Görgei führte, nach einigen unerheblichen Scharmützeln, unbekümmert um Kossuths Gegenbefehle, seine Armee gegen Budapest zurück. General Perczel, von der steirisch-kroatischen Grenze schleunig herbeigerufen und von Kossuth angewiesen, mit Görgei zusammen zu operieren, wagte den Österreichern stand zu halten; allein er wurde bei Moor am 31. Dezember aufs Haupt geschlagen, so daß er erst hinter der Donau die Reste seines zersprengten Korps wieder zu sammeln vermochte. Da verlor denn auch Kossuth das Vertrauen zu dem eisernen Würfelspiel einer Feldschlacht: er schlug am 31. Dezember dem Reichstage vor, seine Sitzungen von Budapest in eine andre gesicherte Stadt zu verlegen und zugleich eine Deputation an den Feldmarschall Windischgrätz zu senden, um endlich zu erfahren, was er eigentlich wolle. „Denn wir wissen nicht", erläuterte er, „warum wir angegriffen werden." Indessen der Fürst Windischgrätz hatte für die Deputation, welche aus hochangesehenen Mitgliedern des Reichstages bestand, Graf Batthyani, Deak u. a., nur die Antwort, daß er mit Rebellen nicht unterhandle. Nur als Privatpersonen wolle er sie annehmen. Am 5. Januar rückte er in Ofen und von da über die neue Kettenbrücke in Pest ein und ließ auf dem Rathausturme die schwarzgelbe Fahne wieder aufziehen. Mit Befriedigung gab er sich der Meinung hin, mit der Einnahme der Hauptstadt die Rebellion des Landes niedergeworfen zu haben.

Und fast schien es, als sollte er recht haben. Nach dem Plane des Grafen Latour, den Windischgrätz festhielt, sollten von allen Seiten zugleich die Österreicher in Ungarn eindringen. Wohl hatten ihnen dem Namen nach die Ungarn acht Armeekorps entgegenzustellen: allein das Korps Haddiks stand bei Szegedin und Theresiopel den Serben gegenüber, ein andres verteidigte Komorn, ein drittes belagerte Arad, und in Siebenbürgen waren nur noch Trümmer vorhanden, welche am Csicsapasse sich festgesetzt hatten. Aber auch die für den Kampf im offenen Felde bestimmten Korps befanden sich zum Teil in kläglichem Zustande. Kampffähig erschien allein das Korps Görgeis; Görgei aber stand zu dem Landesverteidigungsausschuß in offenem Zerwürfnis. Auf seine Aufforderung hatten seine Offiziere ein Manifest unterschrieben und veröffentlicht, Zustand der ungarischen Truppen.



287. General Georg Klapka.

Nach der Lithographie von B. Zoellner.



worin sie erklärten, daß sie nur für die von König Ferdinand bestätigte Verfassung kämpften und keinem andern, als dem vom König ernannten Kriegsminister Meßaros gehorchen würden. Kossuth und der Landesverteidigungsausschuß waren indessen klug genug, die Sache zu ignorieren: denn Görgei war unentbehrlich. Aber vergessen wurde ihm das Manifest doch nicht.

Gleichzeitig mit Windischgrätz war ein österreichisches Korps unter dem Grafen Schlick, einem schneidigen Reitergeneral, von Galizien gegen das nördliche Ungarn vorgedrungen. Rasch überstieg er die Karpathen und vertrieb durch einige Kanonenschüsse die Honveds, welche hinter hastig aufgeworfenen Verschanzungen seinen Marsch aufhalten wollten. In Kaschau nahm er am 11. Dezember Hauptquartier und rüstete durch ausgedehnte Requisitionen seine Truppen für den Winterfeldzug aus. Der Landesverteidigungsausschuß schickte den Kriegsminister Meßaros ihm entgegen, der mit Sieg Schlicks bei Kaschau.

billigem Witze prahlte, er wolle „Schlick verschlucken“. Wirklich ließ ihm Schlick Zeit, seine Armee besser zu organisieren und Verstärkungen heranzuziehen. Als dann aber Meßaros versuchte, mit überlegener Truppenzahl Schlick aus Kaschau hinauszuwerfen, erlitt er am 4. Januar 1849 eine so völlige Niederlage, daß die mühsam neugeordnete Armee in völliger Auflösung von dannen floh, während der Verlust der Österreicher im ganzen nur 3 Tote und 13 Verwundete betrug. Allein mit diesem glänzenden Erfolge begnügte sich Schlick; er blieb ruhig in Kaschau stehen; auch ihm schien, da inzwischen Windischgrätz in Budapest eingezogen war, der Krieg beendigt zu sein.

Schlicks Niederlage vor Tokai.

Diese Unthätigkeit wurde den Österreichern verhängnisvoll. Den Oberbefehl über die Trümmer von Meßaros' Heere erhielt der General Klapka. Georg Klapka, geboren am 7. April 1820, war der Sohn des Bürgermeisters von Temesvar; ein talentvoller und fleißiger Zögling der Wiener Militärakademie, hatte er seine militärische Ausbildung in der trefflichen österreichischen Artillerie empfangen und war dann durch die strenge Schule Görgeis gegangen. Schnell brachte er jetzt seine Armee wieder auf 10 000 Mann und wußte sie von neuem mit Kampfeslust und Siegeshoffnungen zu erfüllen. Mit Erstaunen vernahm Schlick, daß sich die Ungarn bei Tokai wieder sammelten. Sofort zog er gegen sie und versuchte die Höhen ihres Lagers zu erstürmen: aber er wurde mit Verlust zurückgewiesen, und auch ein zweiter Sturm hatte nicht besseren Erfolg. Da nahte Görgei, um die Österreicher im Rücken zu fassen. Mit Hast wichen sie jetzt zurück, voll Sorge, zwischen zwei Feuer genommen zu werden.

Görgei war vor Windischgrätz nordwärts gegen Waitzen zu ausgewichen, hatte dann das unwirtliche, waldbedeckte Gebirge an der oberen Gran überschritten und rückte nun in der Zips vor. Und der geschickt entworfene, beharrlich durchgeführte Plan gelang: die Korps von Görgei und Klapka reichten sich die Hand. Schlicks Lage wurde dadurch auf das äußerste gefährdet. In nächtlicher Stille ohne Trommelschlag verließ er Kaschau, versenkte seine Vorräte in den Hernathfluß und versuchte auf ungebahnten Wegen, den Unbilden des Februarwetters trotzend, in Gewaltmärschen den Anschluß an die Hauptarmee des Fürsten Windischgrätz zu gewinnen. Er war verloren, wenn er energisch verfolgt wurde. In diesem Augenblicke der Entscheidung übertrug der Landesverteidigungsausschuß den Oberbefehl über die Korps von Klapka, Perczel und dem aus Süden heranrückenden Damjanich dem General Dembinski.

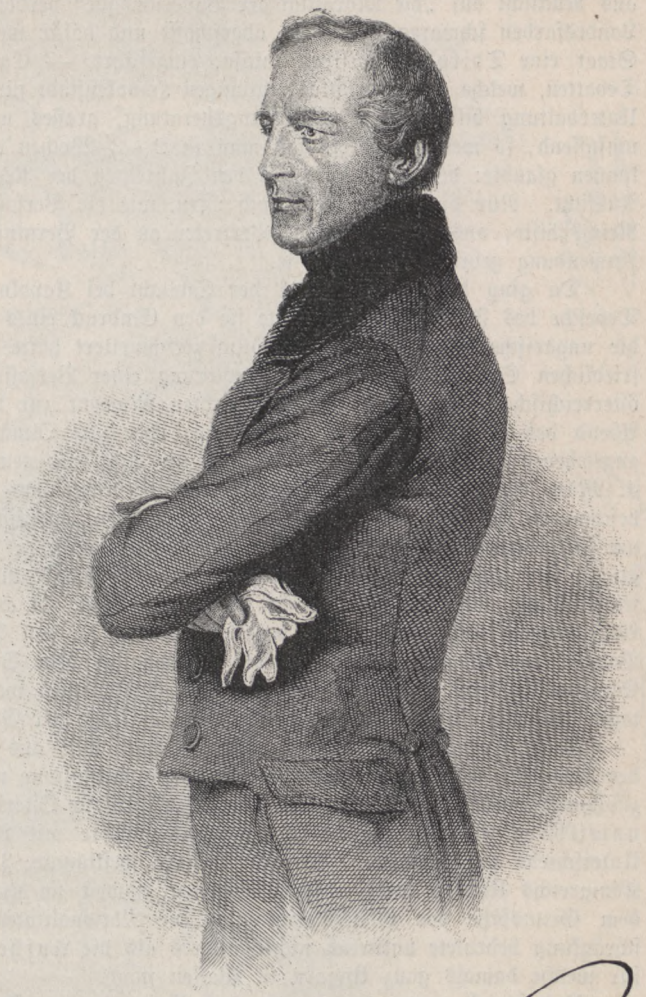
Bem und Dembinski mit Oberbefehlen betraut.

Nach dem Falle Wiens hatte der polnische General Bem Ungarn seine Dienste angeboten. Kossuth nahm sie an und schickte Bem auf den verlorenen Posten am Csicsapasse, indem er ihm den Oberbefehl in Siebenbürgen übertrug. Graf Telcki in Paris hatte unterdessen auch den polnischen General Dembinski für die Sache Ungarns gewonnen. Bereitwillig war der alte General, der noch aus der napoleonischen Schule stammte, darauf eingegangen: denn ihm galt der Kampf der Ungarn als die Einleitung zu einem neuen Befreiungskriege der Polen. Wohl schien seine Kriegserfahrung und sein Alter ihn zu der hervorragenden Stelle zu befähigen, mit der Kossuth ihn betraute. Aber doch war diese Verwendung von Ausländern ein großer Fehler: der Kampf der Ungarn wurde dadurch seines nationalen Charakters entkleidet, und die ungarischen Offiziere empfanden es als eine Demütigung, unter einen Fremden gestellt zu werden. Und Dembinskis Unkenntnis von Land und Leuten, sein schroffes Wesen und seine Selbstüberschätzung waren dazu angethan, die Folgen noch schneller zu zeitigen.

Sieg der Österreicher bei Kapolna. Dembinski abgesetzt.

Zuerst überwarf sich der neue Oberfeldherr mit Perczel. Dieser, freilich ein ungebildeter Poltron, der jeden Befehl mit einem Fluche zu begleiten pflegte, legte sein Kommando nieder. Dembinski entwarf einen kunstvollen Plan, um Schlick zu fangen: aber in dessen Ausführung wurde leider Klapkas Korps durch andauernde Hin- und Hermärsche ermüdet und die eben geknüpfte Verbindung mit Görgei zerrissen. Dembinski selbst traf am 26. Februar auf die Armee Windischgrätzs, der sich von Budapest auf Andringen Schlicks, dem es gelungen war, sich mit ihm zu vereinigen, und der darauf brannte, die erlittenen Nachteile wieder gut zu machen, in Marsch gesetzt hatte. Bei Kapolna kam es am 27. Februar zum Kampfe. Die Ungarn wurden auf das östliche Ufer der Torna zurückgedrängt. Am folgenden Tage erstürmte Windischgrätz

das Dorf Kapolna und nötigte die Ungarn, gegen die Theiß hin zurückzuweichen. Nochmals ordnete Dembinski seine Scharen. Dringend baten ihn Klapka und der ungeduldig herbeigeeilte Görgei, einen allgemeinen Angriff auf die Österreicher zu unternehmen; indes Dembinski ließ seine Armee ruhig den Tag über in Schlachtordnung stehen — auch Windischgrätz griff nicht an — und zog sich dann über die Theiß zurück. Voller Entrüstung erklärten die Generale Klapka, Aulich, Kmety und Pöltenberg, von Dembinski fortan keine Befehle mehr annehmen zu wollen. Ein Regierungskommissar erschien bei der Armee und konnte nicht umhin, Dembinski, der sich als unfähig erwiesen hatte, abzusetzen und das Oberkommando Görgei als dem nächstälteſten General zu übertragen. Indessen Kossuth, von Furcht und Mißtrauen gegen Görgei erfüllt, ernannte zu Dembinskis Nachfolger im Oberbefehle den General Vetter.

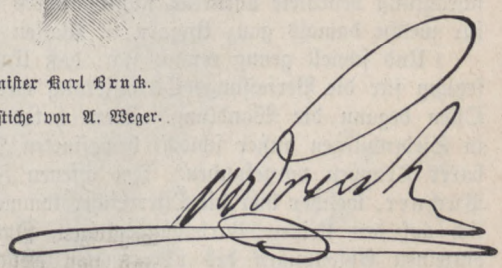


Schwarzenberg und das Novemberministerium.

Entscheidend war der Sieg der Österreicher bei Kapolna keineswegs; aber doch sollte er, da Österreich seine Tragweite weit überschätzte, zu einem Wendepunkte werden.

Fürst Felix Schwarzenberg hatte das Novemberministerium keineswegs aus Anhängern der blinden Reaktion zusammengesetzt. Ein Neubau Österreichs erschien unbedingt notwendig. Als Träger der Reformideen waren daher in das Ministerium Graf Franz Stadion für die inneren Angelegenheiten und der geniale Schöpfer des Triester Lloyd, Karl Bruck, vordem Buchhändler in Bonn, als Handelsminister berufen. Auch Krauß und Bach, die aus dem alten in das neue Ministerium herübertraten, waren Männer konstitutioneller Richtung gewesen. Hatte doch überdies das Ministerium in seinem Antrittsprogramm sich „ohne Rückhalt" für eine konstitutionelle Monarchie ausgesprochen und erklärt, daß es sich „an die Spitze der Bewegung" stellen wolle. Als sein oberstes Ziel betrachtete es die Erfüllung der Aufgabe, „alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen".

288. Handelsminister Karl Bruck.
Nach dem Kupferstiche von A. Weger.



Der Reichstag von Kremsier.

Der Reichstag in Kremsier nahm seine Verhandlungen da wieder auf, wo die Vorgänge in Wien sie unterbrochen hatten: er fuhr fort in der Beratung der „Grundrechte" des österreichischen Volkes, welche nicht geringer bemessen werden sollten, als die in Frankfurt für die Deutschen festgesetzten. Der Adel wurde abgeschafft, die Fideikommisse aufgehoben, selbst die Einquartierung von Soldaten in Privathäusern verfassungsmäßig aus Rücksicht auf „die Moralität der Bauernmägde" verboten. Auch die altehrwürdigen Landesfarben schwarzgelb wurden abgeschafft und dafür weißrotgold, da doch ein freier Staat eine Trikolore besitzen müsse, eingeführt. — Endlich war nach monatelangen Debatten, welche in der trostlos eintönigen Hanakenstadt für die Abgeordneten die einzige Unterhaltung bildeten, die Verfassungsberatung, großes und kleines mit gleicher Liebe umfassend, so weit gefördert, daß man in 2—3 Wochen an die erste Lesung gehen zu können glaubte: den 15. März als den Jahrestag der Revolution nahm man dafür in Aussicht. Nur die Frage blieb noch offen, wie die Verfassung auch auf die ungarische Reichshälfte, aus der doch keine Vertreter an der Beratung teilgenommen hatten, zur Anwendung gebracht werden solle.

Oktroyierung einer Verfassung.

Da ging die Nachricht von der Schlacht bei Kapolna in Olmütz ein. Nach der Depesche des Feldmarschalls machte sie den Eindruck eines großartigen Sieges, welcher die ungarische Revolutionsarmee völlig zerschmettert hätte. Seit lange schon zu einem friedlichen Staatsstreiche durch Oktroyierung einer Verfassung entschlossen, glaubte das österreichische Ministerium jetzt den rechten Moment zur Ausführung gekommen. Am Abend des 6. März ließ Graf Stadion, eben von Olmütz zurückgekehrt, eine Anzahl angesehener Mitglieder des Reichstages zu sich entbieten und legte ihnen den vom 4. März datierten Verfassungsentwurf des Ministeriums vor. Fast alle Anwesenden beschworen ihn, von dem Staatsstreiche abzustehen: er reiste sofort nach Olmütz zurück, um Schwarzenberg von dem allgemeinen Widerstreben zu unterrichten. Aber die Mitglieder der äußersten Linken mißtrauten seinem Einflusse und flüchteten sich noch in derselben Nacht ins Ausland. Nicht zu früh. Denn als am Morgen des 7. März die Abgeordneten sich zur Sitzung begaben, fanden sie den Schloßhof des erzbischöflichen Palastes mit Wachen besetzt und die Zugänge zu dem Sitzungssaale gesperrt; an den Straßenecken war ein kaiserliches Manifest angeschlagen, welches den Schluß des Reichstages und die Oktroyierung einer Verfassung für Gesamtösterreich ankündigte.

Charakter der Verfassung vom 4. März.

Diese Verfassung vom 4. März 1849 war aus den zahmsten Bestimmungen der belgischen und der oktroyierten preußischen Verfassung und der deutschen Grundrechte zusammengestellt. Die Hauptsache aber war, daß sie Österreich als eine selbständige, unteilbare und unauflösliche Erbmonarchie mit Aufhebung aller provinziellen Unterschiede proklamierte. Betreffs Ungarn bestimmte § 71: „Die Verfassung des Königreichs Ungarn wird aufrecht erhalten, soweit sie nicht der Reichsverfassung und dem Grundsatze der Gleichberechtigung der Nationalitäten widerspricht." Diese Beschränkung bedeutete natürlich nichts andres als die Aufhebung derjenigen Verfaffung, für welche damals ganz Ungarn in Waffen stand.

Bems glückliche Kriegführung in Siebenbürgen.

Und schnell genug erwies sich, daß Ungarn noch unbesiegt war, daß die Voraussetzung für die Verfassungs-Oktroyierung mit nichten zutraf. Am Csicsapasse im fernen Osten begann die Wandlung. Bem hatte als Trümmer des ungarischen Armeekorps in Siebenbürgen außer schlecht bewaffneten Honveds nur wenige tausend Mann brauchbarer Truppen vorgefunden. Im offenen Felde durfte er nicht wagen, dem General Puchner, welcher hier die Österreicher kommandierte, entgegenzutreten. Aber er verstand sich auf den kleinen Parteigängerkrieg. Immer mit Übermacht warf er sich auf die einzelnen Abteilungen des überraschten Feindes, schlug sie zurück und nötigte sie, im Zurückweichen sich immer weiter voneinander zu trennen: so rasch waren seine Bewegungen, so kühn und heftig seine Angriffe. Bei Hermannstadt aufs Haupt geschlagen und von allen Seiten eingeschlossen, schlug er sich westwärts nach Szaszvaros durch, täuschte die Österreicher durch einen verwegenen Flankenmarsch und setzte sich in dem reichen Mediasch fest. Urban zog aus der Bukowina gegen ihn heran; aber blitzschnell warf er ihn zurück und war, kaum aufgebrochen, wieder in Mediasch zurück. Am



289. Die Führer des ungarischen Aufstandes 1848/49.
Nach der Zeichnung von Kurowski, lithographiert von W. Lerch.

Einmarsch und Zurückweisung der Russen.

Weihnachtstage 1848 zog er in Klausenburg als Sieger ein. Ein Gefühl ängstigender Unsicherheit bemächtigte sich derer, die zu Österreich hielten. Die Bürger von Kronstadt und Hermannstadt, Puchner ganz mißtrauend, sandten eine Deputation an die in der Walachei stehenden Russen und baten um die Besetzung ihrer Städte durch russische Truppen. Allein General Lüders, damit beschäftigt, in Gemeinschaft mit den Türken die Ruhe in der rebellisch erregten Walachei wiederherzustellen, schlug das Gesuch kurzweg ab. Als aber Puchner selbst, um seine eignen Truppen ungeschmälert gegen Bem verwenden zu können, die gleiche Bitte wiederholte, rückten am 2. Februar 1849 3000 Russen unter Engelhardt in Kronstadt, 2000 unter Skariatin in Hermannstadt ein. Jetzt warf sich Puchner mit ganzer Macht auf Bem, schlug ihn am 3. März und nötigte ihn nach Schäßburg zu flüchten. Zwei Tage später folgte er ihm dahin, allein Bem war verschwunden; er hatte sich gegen Hermannstadt gewandt, vertrieb am 11. März die Russen aus der Stadt und jagte sie durch den Rotenturmpaß über die Grenze. Das raubte dem alten Puchner alle Überlegung; er gab das Kommando ab und flüchtete sich mit seinem Stabe vor dem Allgegenwärtigen selbst nach der Walachei. Da gaben die Russen auch Kronstadt auf und kehrten, die österreichischen Truppen nach sich ziehend, in die Walachei zurück. Siebenbürgen war, mit Ausnahme der kleinen Festung Karlsburg, in der Hand der Ungarn.

Zurückdrängung der Serben.

Das hob die Siegeszuversicht der erregbaren Magyaren gewaltig. Überdies hatten sie endlich auch über die Serben bedeutende Erfolge errungen. Perczel, Mitte März auf den serbischen Kriegsschauplatz geschickt, hatte Peterwardein entsetzt, das feste Szent Tomasch mit dem Bajonette erstürmt, die Serben aus den viel umstrittenen Römerschanzen vertrieben und durch seinen Sieg bei Melencze gezwungen, sich mit fluchtartiger Eile über die Donau zurückzuziehen: während Bem einen neuen Versuch der Österreicher, aus der Walachei in Siebenbürgen einzudringen, erfolgreich zurückschlug.

Die Schlacht auf dem Rakosfelde.

Da fiel auch bei der Hauptarmee die Entscheidung. General Vetter, Dembinskis Nachfolger, hatte die Aufgabe übernommen, das Mißgeschick von Kapolna wieder gut zu machen; er beschloß die Theiß bei Szolnok wieder zu überschreiten und Windischgrätz anzugreifen. Willig bot Görgei die Hand; er ging bei Tokai über die Theiß und rückte auf der Gyöngyöser Straße vorwärts. Auf Anraten Klapkas und Damjanichs indes änderte Vetter seinen Plan: er überschritt weiter nordwärts bei Tissafüred die Theiß und brachte dadurch seine Armee in enge Verbindung mit derjenigen Görgeis. Dann aber überließ er, Krankheit, wie es schien, vorschützend, Görgei als dem rangältesten Generale den Oberbefehl und damit die Ausführung des Schlachtplanes. In einem großen Bogen ließ Görgei die vier Armeekorps, welche jetzt unter seinem Befehle standen, Klapka, Aulich, Damjanich und sein eignes, jetzt von Gaspar geführt, zusammen etwa 50 000 Mann mit 182 Geschützen, vorrücken. Durch kleinere Gefechte drängte er Anfang April die Österreicher immer enger zusammen: sie wichen zurück bis Gödöllö und Isaszeg. Hier auf dem weiten Rakosfelde, östlich von Pest, wo vordem die Ungarn ihre Könige gewählt hatten, nahmen sie die Schlacht an. Gaspar begann am 6. April auf Gödöllö, wo Schlick den linken Flügel der Österreicher kommandierte, den Angriff, nicht um ihn zu schlagen, sondern nur um ihn festzuhalten; allein Schlick ließ sich nicht halten. Den rechten Flügel führte der Ban Jellachich bei Isaszeg. Ihn versuchte Klapka im Verein mit Damjanich zu umklammern; indes mit größter Tapferkeit hielten die Österreicher stand, und als vollends ein Teil des Schlickschen Korps Damjanich in die rechte Flanke fiel, geriet die Schlacht bedenklich ins Schwanken. Da ließ Görgei die Reserven unter Aulich in den Kampf eingreifen: das gab die Entscheidung. Der Ban überließ das brennende Isaszeg Klapka und zog sich nordwärts nach Gödöllö zurück.

Siegreiches Gefecht von Waitzen.

Bis unter die Mauern von Pest führte Fürst Windischgrätz seine geschlagene Armee zurück, „um sich“, wie er sich in seinem Schlachtberichte ausdrückte, „seinen Reserven zu nähern, welcher Bewegung der Feind mit großer Eile folgte“. Görgei hielt am Tage nach der Schlacht Kriegsrat mit seinen Generalen — auch Kossuth war zugegen — es wurde beschlossen, vor allem das schwer bedrohte Komorn zu entsetzen. Infolgedessen rückte nur Aulich gegen Pest vor, Damjanich und Klapka aber wandten

sich nordwärts, schlugen am 10. April die Österreicher unter General Götz bei Waitzen und bahnten sich dann am 19. April durch den Sieg bei Nagy Sarlo den Weg nach Komorn.

Räumung Ungarns.

Unterdes aber hatte die Nachricht von der Niederlage von Isaszeg in Olmütz den Kriegsrat und Ministerrat versammelt; das Ergebnis desselben war, daß der Feldmarschall Windischgrätz in schonendster Form des Oberkommandos enthoben wurde. Sein Nachfolger in Ungarn wurde der Gouverneur von Wien, Feldmarschall-Leutnant von Welden. Dieser entschloß sich Pest aufzugeben: nur in Ofen ließ er eine starke Besatzung unter dem General Hentzi, einem in Ungarn geborenen Schweizer, zurück. Auch die Belagerung von Komorn, da das linke Donauufer sich schon in den Händen der Ungarn befand, hob er auf. Die Österreicher verließen Ungarn, ihre politischen Gefangenen mit sich nehmend: am 21. April standen sie an der Grenze. Wie in Betäubung vernahm man allerorten in Österreich die Kunde; denn ganz unglaublich schien Befürchtung für die einen, Hoffnung für die andern sich zu erfüllen.

Vollends welche Wirkung ließ sich in Ungarn erwarten! Vor dem Anmarsche der Österreicher hatte sich der Landesverteidigungsausschuß mit dem Reichstage in den ersten Tagen des Jahres 1849 nach Debreczin geflüchtet. Hinter die Theiß waren die Reichskleinodien, die Banknotenpresse, die Landeskassen, die Vorräte der Gewehrfabrik in Sicherheit gebracht worden. Für einige Monate wurde Debreczin der Mittelpunkt der ungarischen Erhebung. —

Debreczin.

Die Stadt, eine Unmasse niedriger Holzhäuser, lag weitläufig inmitten der Pußten Ungarns. Meilenweit schon erblickte man in den unabsehbaren Steppen die Kirchtürme. Die breite Hauptstraße bildet zugleich den Markt. Vor den Häusern sitzen in langen Reihen die Hökerinnen in großen schwarzen Hauben, Lebensmittel aller Art feilbietend. Alle sind sehr eingenommen für die Freiheit Ungarns, die ein ungeahntes Leben in die stille Landstadt gebracht hat. Honveds, in alle Farben gekleidet, stehen umher, meist junge Burschen, bestaubt und sonnenverbrannt, und kaufen ein, was sie lockt, und verzehren mit lauter Befriedigung, was sie gekauft haben. Auf den breiten hölzernen Bürgersteigen längs der Häuser wimmelt es von Staatsbeamten und Abgeordneten, mit langen Straußen- oder Kranichfedern auf den niedrigen, breitkrämpigen Hüten. Von fast allen Häusern weht die rotweißgrüne Trikolore Ungarns. Ein Mann in einem braunen Honveddolman mit roten Schnüren, bleichen Antlitzes, tritt aus dem Thor des Stadthauses, ehrerbietig teilt sich vor ihm die Menge und begrüßt ihn mit schallendem „Eljen Kossuth!“

Aber so groß auch Kossuths Geltung bei der großen Menge des Volkes war, die auf seine bald hochfliegenden, bald schmeichlerischen Worte mit voller Hingebung horchte, so schwankend war sein Ansehen bei dem Reichstage. Nicht über 30 Abgeordnete konnte er zu seinen unbedingten Anhängern rechnen. Die große Mehrheit der Versammlung, deren Organ das „Abendblatt“ war, stimmte mit Kossuths radikalen und republikanischen Ansichten nicht überein: sie erstrebte einen friedlichen Ausgleich mit Österreich; sie wollte die Dinge nicht auf das Äußerste treiben, um dem Wiener Hofe nicht die Möglichkeit zu gewähren, auf das Recht des Eroberers gestützt, alle Verbindlichkeiten gegen das Land und Volk Ungarns zu verleugnen; nicht gegen den König, sondern gegen die Kamarilla wollte sie kämpfen. Sie wartete nur auf die Gelegenheit, den Druck, unter welchen Kossuths große Popularität sie beugte, abzuwerfen. Sicher wäre ihr Einfluß größer gewesen, wenn nicht 155 Abgeordnete, meist der gemäßigten Richtung angehörend, es überhaupt abgelehnt hätten, Kossuth nach Debreczin zu folgen, und wenn nicht die Magnatentafel, obgleich die Zahl für ihre Beschlußfähigkeit auf 20 herabgesetzt war, in Debreczin überhaupt erst im März beschlußfähig geworden wäre.

Diese innere Haltlosigkeit seiner Stellung machte die nervöse Vielgeschäftigkeit begreiflich, welche Kossuth entwickelte; bald war er in Debreczin, bald im Feldlager, sorgfältig bestrebt, die Fäden der Leitung in seiner Hand zu behalten. Nicht bloß überwachen wollte er seine politischen Gegner, sondern, wenn es nicht möglich war sie zu besiegen, sie jedenfalls überflügeln. Unter diesen war aber, seit Szechenyi wahnsinnig und Batthyani gefangen war, keiner bedeutender als Görgei, der sich nicht scheute, in wegwerfender Weise über die „Schwätzer von Debreczin“, über die „Maulhelden“ sich auszusprechen. Aber Görgei stand so fest bei seinen Soldaten, daß Kossuth sogar die Ausbildung eines „Prätorianertums“ bei der Armee besorgte. Gewiß nahm die persönliche Erscheinung des Generals nicht für ihn ein. Groß und schlank von Gestalt, zeigte er doch in den unregelmäßigen Gesichtszügen einen Ausdruck von Härte und Strenge. Sein Äußeres war vernachlässigt: er trug hohe Fischerstiefeln, in denen die grauen Reithosen steckten; die Goldborten an seinem braunen Honvedsdolman waren bescheuert und verblichen. Aber er war mit der Armee verwachsen, vollends seit dem glänzenden Siege auf dem Rakosfelde, der ihn auf den Gipfel des Ruhmes erhob. Mit hoher Achtung nannten selbst die Feinde seinen Namen. Den Ideen Kossuths war er mit Entschiedenheit abhold.

Innere Folgen des Sieges über die Österreicher.

Jetzt war der äußere Feind besiegt; es konnte nicht ausbleiben, daß nunmehr der lange verhaltene innere Gegensatz zu Tage trat. Noch hatte der Staatsstreich Schwarzenbergs vom 4. März in Ungarn keine Antwort gefunden. Der Sieg auf dem Rakosfelde ließ sie jetzt angezeigt erscheinen.

Bei dem Übergange der Armee über die Theiß war Kossuth zugegen gewesen, während im Reichstage sich die Majorität zu heftigem Angriffe gegen die Radikalen erhob. Sofort eilte Kossuth herbei, die Seinen zu schützen, den Frieden wiederherzustellen. Dann kehrte er wieder zur Armee zurück, gerade rechtzeitig, um an den Aprilsiegen Görgeis teilzunehmen: jetzt galt ihm die Zeit gekommen, die lange erstrebte Republik zu proklamieren. Allein im Kriegsrate zu Gödöllö am 7. April fand sein Plan, das Haus Habsburg-Lothringen für abgesetzt zu erklären, geringen Anklang. Doch ließen sich endlich Klapka und Damjanich zur Zustimmung bewegen; Görgei dagegen mahnte beharrlich von einem Schritte ab, der für den inneren Frieden Ungarns wie für sein Verhältnis zu Österreich von den verhängnisvollsten Folgen sein mußte. Auch Gaspar war dagegen.

Unabhängigkeitserklärung der „Republik Ungarn".

Indes Kossuth ließ sich nicht warnen: er wollte ja gerade die Brücken abbrechen; dann war die radikale Partei die einzige, die eine Zukunft hatte. Auf den 14. April war eine feierliche Sitzung des Reichstages, der Magnatentafel wie der Deputiertenkammer, in der reformierten Kirche von Debreczin angesetzt. Kossuth bestieg die Kanzel. „Ich bitte um Ruhe", begann er, „denn die Kirche ist groß und ich bin krank: meine Brust schmerzt mich." Er wolle nicht, fuhr er fort, die Leidenschaften heraufbeschwören, er wolle nicht zu sanguinischen Hoffnungen verlocken, er empfehle dem Parlamente Mäßigung: aber er wählte die schärfsten Ausdrücke, malte in den grellsten Farben, um den Haß gegen das Haus Österreich zu entflammen. Und die Stimme erhebend, schloß er mit dem Antrage, daß „Ungarn samt allen dazu gehörigen Teilen und Provinzen in seine unentfremdbaren Naturrechte wieder eingesetzt, der Reihe der selbstständigen Staaten Europas wieder angeschlossen, und das meineidige habsburg-lothringische Haus vor Gott und der Welt des Thrones verlustig erklärt und für ewige Zeiten aus Ungarn verbannt werde. So soll es sein! Amen!" Und „Amen!" hallte die ganze Kirche nach. Mit lautem Jubel, hingerissen von Kossuths flammender Beredsamkeit, nahm der Reichstag den Antrag an. Ein Manifest machte Europa den neuen Staat kund: aber niemand wollte ihn anerkennen, als die nicht viel ältere Republik Venedig.

Geteilte Auffassung der Erklärung im Lande.

Ein prunkendes Bravourstück war die Unabhängigkeitserklärung, ein schimmernder Triumph der republikanisch-radikalen Partei, welche die unsichere Masse der Gemäßigten im Reichstage mit sich fortgerissen hatte. Aber im Volke und in der Armee wirkte die Erklärung verwirrend und entmutigend; bisher hatte das Gefühl, Österreich gegenüber im zweifellosen Rechte zu sein, der Erhebung Ungarns ihre beste Kraft gegeben und ihr in Hütten und Palästen überzeugungssichere Anhänger geworben: dies Gefühl, die Freudigkeit einer Verteidigung des Rechtes war jetzt dahin; alle konservativen Elemente des Volkes wurden lau und begannen sich zurückzuziehen. Bisher war der Kampf national gewesen; aber die Republik, welcher der neu geschaffene Staat offenkundig zustrebte, war ein politisches, kein nationales Ziel. Und war denn überhaupt eine Versammlung, in welcher fast die Hälfte der Mitglieder fehlte, befugt zu einem Beschlusse im Namen des Volkes? Gaspar legte sein Kommando nieder: aber Görgei, sich an die Macht anklammernd, behielt es.

Kossuth Gubernator.

Kossuth wurde als „Gubernator" zum Haupte des neuen Staates ernannt. Aus seinen Anhängern bildete er das Ministerium: Szemere für das Innere, Graf Kasimir Batthyani für das Äußere, Duschek für die Finanzen, Horvath für den Kultus, Vukovich für die Justiz, Csanyi für die öffentlichen Arbeiten. Für den Krieg berief er Klapka; aber die öffentliche Meinung verlangte so gebieterisch Görgei, daß Kossuth nachgab. Und der Oberbefehlshaber übernahm das Portefeuille, obgleich der Präsident Szemere am 3. Mai zu dem Reichstage die Stellung des neuen Kabinetts dahin erklärt hatte, daß „es sich auf revolutionären Boden stelle, zu republikanisch-demokratischen

Grundsätzen bekenne und unbedingt der Volkssouveränität huldige". Das hieß aber eine Kriegserklärung nicht bloß gegen Österreich, sondern gegen alle Monarchen Europas erlassen.

Görgei erobert Ofen.

Inzwischen ging indes Görgei daran, das zu vollenden, was er mit so glänzendem Erfolge begonnen hatte. Den Wünschen der Regierung entsprechend, zog er gegen Ofen, das noch in der Hand der Österreicher war. Durch einen raschen Handstreich hoffte er es zu erobern. Allein der tapfere Kommandant von Ofen, der General Hentzi, war zur hartnäckigsten Gegenwehr entschlossen. Görgei mußte schweres Geschütz von Komorn kommen lassen: ein fürchterliches Bombardement wurde gegen die Feste eröffnet, durch unterirdische Minen die Verteidigungsanstalten vernichtet. Hentzi seinerseits schoß ganze Quartiere des offenen und wehrlosen Pest in Trümmer. Görgei ließ glühende Kugeln nach Ofen hineinwerfen so lange, bis die lodernden Flammen emporschlugen: dann rückte er zum Sturm vor. Trotz der herrschenden Verwirrung zeigten sich die Verteidiger nicht weniger tapfer als die Angreifer; Schritt für Schritt mußte die Stadt erobert werden, bis in die Häuser und Höfe hinein setzte sich der erbitterte Kampf fort. Hentzi fiel; der Rest der Besatzung geriet in Kriegsgefangenschaft.

Abkommen Österreichs mit Rußland.

Mit allem Pompe kehrte nunmehr am 6. Juni Kossuth mit der Regierung in die Landeshauptstadt zurück. Aber doch waren durch die Belagerung (vom 2.—21. Mai) kostbare Wochen verloren gegangen, welche die Österreicher nicht nur trefflich zur Reorganisation und Verstärkung ihrer geschlagenen Korps, sondern auch zum Abschlusse der Verhandlungen mit Rußland benutzt hatten. Schon im März hatte die österreichische Regierung von dem Kaiser Nikolaus I. die Aufstellung russischer Truppen an den Grenzen Ungarns, bald danach aber den Einmarsch eines russischen Korps von 30 000 Mann zur Behauptung Siebenbürgens erbeten; jetzt bat sie um den beschleunigten Einmarsch des Hilfskorps. Der junge Kaiser Franz Joseph führte persönlich in Warschau am 21. Mai das Abkommen zum Abschlusse. Der Zar sagte die Hilfe zu, behielt sich aber die Bestimmung der Stärke des Hilfskorps, das ungeteilt, stets selbständig operieren müsse, allein vor und wollte nicht mehr als eine geringe Abteilung zur unmittelbaren Unterstützung der österreichischen Operationen hergeben. Schon unter dem 11. Mai hatte Zar Nikolaus der Welt bekannt gemacht, daß er zum Kreuzzuge aufbrechen werde, um auf Einladung des Kaisers von Österreich in Ungarn den gemeinsamen Feind aller Kronen und aller Throne zu bekämpfen.

Stimmung in Ungarn.

In Ungarn verbreitete die Nachricht von dem Warschauer Abkommen den größten Schrecken. Doch hoffte man mit Bestimmtheit auf Hilfe vom Auslande. Aber weder der Präsident der französischen Republik, noch Lord Palmerston in London, noch der türkische Sultan wollten trotz aller wohlwollenden Versicherungen sich zur Hilfssendung von Soldaten verstehen. Da entwarf der Ministerpräsident Szemere einen phantastischen Kreuzzugsplan. In allen Kirchen sollte zweimal wöchentlich der Kreuzzug gegen die Russen gepredigt, alle Brücken zerstört, alle Pässe verrammelt, alle Brunnen verschüttet, aller Proviant beiseite geschafft und ein allgemeiner Bußtag angeordnet werden. Allein die Kirchen blieben leer, die Stimmung lau; spärlich sammelte sich der Landsturm. Ein Gefühl der Entmutigung breitete sich über das Land aus: man sah, die Radikalen hatten nicht die Führung des Volkes. Der Gedanke tauchte auf, durch einen Staatsstreich Kossuth zu entfernen.

Gegensatz zwischen Görgei und Kossuth.

Zumal war Görgei thätig, in der Presse Stimmen zu gewinnen und im Reichstag aus den Männern der gemäßigten Richtung eine antikossuthische Partei zu gründen, um die Aufhebung des Beschlusses vom 14. April zu bewirken. Allein Kossuth kam ihm zuvor: der Reichstag wurde vom 31. Mai bis zum 2. Juli vertagt und Maßregeln vorbereitet, um Görgei aus seiner Stellung als Oberfeldherr und Kriegsminister zu beseitigen. Durch alles dies wurde die Leitung der ungarischen Angelegenheiten immer schwankender, der Zeitverlust vergrößerte sich und der Beginn der Operationen gegen den Feind verzögerte sich so lange, bis auch die Österreicher wie die Russen völlig kampffertig und marschbereit dastanden.

Siegeszuversicht der Österreicher.

Die glückliche Wendung, die der Feldzug der Österreicher in Italien unter Radetzky genommen, erfüllte von vornherein mit Vertrauen zu den Führern, die unter dem greisen Feldmarschall zu siegen gelernt hatten. Es gab daher den öster-

reichischen Soldaten eine gewisse Siegeszuversicht, daß für den neuen Feldzug gegen Ungarn nicht nur mehrere Generale, sondern auch der Oberfeldherr aus der Armee Radetzkys entnommen wurden.

Haynau.

Der Feldzeugmeister Julius von Haynau, am 14. Oktober 1786 zu Kassel geboren, war ein natürlicher Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen. Mit 15 Jahren in die österreichische Armee gestellt, außerhalb jeglichen Familienlebens aufgewachsen, machte er bald durch seinen Trotz ebenso sehr wie durch seine Verwegenheit von sich zu reden. Im steten Konflikt mit seinen Vorgesetzten erreichte er noch die höheren Grade, bis er sich sechzigjährig, mit aller Welt zerfallen, nach Graz in das Privatleben zurückzog. Allein der alte Radetzky kannte die Fähigkeit des Unverträglichen; er berief ihn nach Italien, wo Haynau sich ebenso entschlossen wie rücksichtslos streng den rebellierenden Städten Brescia und Bergamo gegenüber zeigte. „Er ist", meinte Radetzky, „wie ein Rasiermesser; hat man es gebraucht, muß man es sofort in das Futteral legen." Der verzweifelten Lage der Dinge in Ungarn gegenüber schien Haynau trotz seines Eigensinnes und seiner brutalen Wildheit der rechte Mann zu sein, Welden zu ersetzen. Mit weitgehendsten Vollmachten wurde ihm daher der Oberbefehl gegen Ungarn übertragen.



290. Feldzeugmeister Julius von Haynau.

Nach der Lithographie von C. C. A. Last.

Stärke des österreichischen und russischen Heeres.

Um die Mitte des Juni hatte Haynau 60 000 Mann zum Vormarsche in Ungarn bereit; ihnen reichten 12 000 unter Nugent und 25 000 unter Jellachich die Hand. Von Krakau her nahte zugleich das russische Heer unter dem greisen Feldmarschall Paskiewitsch, in vier Kolonnen unter Rüdiger, Grabbe, Büsching und Bielogujew marschierend; in Siebenbürgen rückte Lüders ein und mit Haynau vereinigte sich die russische Division Panjutine: es waren gegen 150 000 Mann, welche der Zar gegen Ungarn aufbot, denn er wollte die Entscheidung geben.

Verbot des ungarischen Papiergeldes

Haynau eröffnete den Krieg damit, daß er das ungarische Papiergeld verbot. Der große Bankier hatte stets die Kossuthnoten mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, aber der kleine Mann hatte sie sorglos angenommen, daß im April noch der österreichische Gulden auf 89, der ungarische auf 87 stand. Das Verbot traf daher fast nur die niederen Stände, alle Waren stiegen plötzlich zu unerschwinglichen Preisen, und ingrimmige Erbitterung gegen Österreich erfaßte die große Menge des Volkes; aber zugleich wurden mit einem Schlage der ungarischen Regierung die völlig unentbehrlichen

Geldmittel entzogen. Um so mehr beruhte jetzt alle Widerstandsfähigkeit auf dem guten Willen der Generale und Soldaten.

Erste Erfolge der Russen.

Den Russen ward das Korps Wisockis entgegengestellt. Aber der General erwies sich der Aufgabe so wenig gewachsen, daß Paskiewitsch ohne erheblichen Widerstand die Karpathen überstieg, während Wisocki auf Budapest zurückwich. Stetig rückten jetzt die Russen vor; ein fliegendes Korps überschritt die Theiß und besetzte das völlig überraschte Debreczin; mit der Hauptmasse seiner Truppen aber wandte sich Paskiewitsch der Donau zu, um der ungarischen Hauptarmee in den Rücken zu kommen.

Görgei als Kriegsminister abgesetzt.

Görgei hatte für seine Operationen das linke Donauufer ausersehen, um die Österreicher und Russen auseinander zu halten; aber es gelang ihm nicht, die Waaglinie zu behaupten: er ging in das feste Lager von Komorn zurück. Da griff Kossuth in die Kriegführung ein; er setzte am 1. Juli Görgei ab und ernannte Meszaros zum Oberfeldherrn und Kriegsminister. Indessen die Offiziere, erbittert über die Intrige, kündigten den Dienst auf. Daher wurde ein vorläufiger Ausgleich getroffen: Görgei blieb Oberfeldherr, gab aber das Kriegsportefeuille an Meszaros ab.

Rückzug Görgeis auf Vilagos.

Unterdessen aber war, da auch Raab gefallen, Haynau am 3. Juli zum Sturm auf das feste Lager Görgeis vorgerückt. Lange schwankte der Kampf; Görgei selbst erhielt im Handgemenge einen Säbelhieb in den Kopf. Endlich kehrten beide Gegner in ihre Stellungen wieder zurück. Schon jetzt gab die Regierung Budapest verloren; der eben wieder zusammengetretene Reichstag flüchtete sich mit Kossuth aus der Hauptstadt nach Szegedin an der unteren Theiß. Görgei aber versuchte am 11. Juli noch einen Ausfall aus dem verschanzten Lager; als er sich jedoch am Abend wieder hinter seine Verschanzungen zurückgedrängt sah, war er außer stande, Haynau länger aufzuhalten. Er gab die feste Stellung bei Komorn auf und marschierte mit den drei Korps der Generale Nagy Sandor, Leiningen und Pöltenberg ostwärts, um die Theiß zu erreichen und Verbindung mit den übrigen Korps der Ungarn zu gewinnen. Bei Waitzen stieß er auf die Avantgarde der Russen und warf sie zurück; dann gewann er in nördlichem Bogen durch einen meisterhaften Marsch die obere Theiß, überschritt sie und zog auf dem linken Ufer südwärts nach Arad zu, wo er, seine Armee auf dem nahen Felde von Vilagos zurücklassend, am 9. August eintraf. Dorthin hatte sich auch, nachdem die Festung nach mehrmonatiger Belagerung am 1. Juli in die Hände der Ungarn gefallen war, der ungarische Reichstag aus dem allzu bedrohten Szegedin am 28. Juli zurückgezogen. Allein bevor hier noch die Sitzungen wieder eröffnet werden konnten, war das Unvermeidliche geschehen.

Niederlagen der anderen ungarischen Anführer.

Niederlage um Niederlage brach die Kraft der ungarischen Verteidigung. Seitdem die Russen den Rotenturmpaß erstürmt hatten und in Siebenbürgen eingedrungen waren, vermochte sich Bem nicht mehr zu halten. Lüders schlug ihn am 31. Juli bei Schäßburg und zersprengte einige Tage danach, am 5. August, bei Groß-Scheuern die ungarische Armee völlig. Flüchtig begab sich Bem nach dem Banate, wo man ihn sehnsüchtig, freilich nicht als Flüchtling, erwartete. Hier hatte der Ban Jellachich den Versuch gemacht, die ungarische Südarmee unter Vetter und Guyon zu überfallen; aber so nachdrücklich waren von ihnen bei Hegyes am 14. Juli seine Angriffe zurückgewiesen worden, daß er sich bis auf das Titeler Plateau zurückziehen mußte. Indes als Guyon hier den Angriff zu erneuern wagte, wiesen ihn die tapferen Serben unter Knichanin am 23. Juli bei Massorin mit großem Verluste zurück, so daß die ganze ungarische Südarmee, völlig entmutigt, sich auf Szegedin zurückzog. Die ungarische Reservearmee, welche unter Perczel an der mittleren Theiß stand, hatte unterdessen versucht, den Anmarsch der Russen aufzuhalten; allein bei Tura am 20. Juli entscheidend besiegt, hatte sie sich auch nach Szegedin zurückziehen müssen.

Hierher richtete nun Haynau seinen Marsch. Er ließ 28 000 Mann mit 114 Geschützen vor Komorn, zu dessen Verteidigung Klapka mit 18 000 Mann zurückgeblieben war, zurück, verweilte nur wenige Tage in Budapest und rückte dann in drei Kolonnen, unbekümmert um die Russen, auf Szegedin los, um den Feldzug zur Entscheidung zu bringen.

Sieg Haynaus bei Temesvar.

Das Kommando über die in den Szegediner Schanzen aufgestellten Truppenmassen übergab Kossuth Dembinski, so daß der beleidigte Perczel mit drohenden Worten seinen Abschied nahm. Indes Dembinski wartete den Angriff Haynaus nicht ab, sondern zog sich auf das linke Theißufer nach Szöreg zurück. Hier aber ereilten ihn die Österreicher und trieben ihn nach kurzem Kampfe am Nachmittage des 5. August wieder zurück. Allen Mahnungen und Weisungen zum Trotz nahm aber Dembinski nicht auf Arad, wo Görgei ihm hätte die Hand reichen können, sondern auf Temesvar seinen Rückzug, das noch, von dem alten General Rukawina mit unerschütterlicher Bravour verteidigt, in den Händen der Österreicher war. Kossuth konnte nun doch nicht umhin, seinen alten polnischen Schützling sofort des Kommandos zu entheben. Durch Eilboten wurde Bem zum Ersatze herbeigerufen und traf auch rechtzeitig vor Temesvar am 9. August noch ein — um die Schlacht zu verlieren. Denn Haynau, den Fehler des Gegners erkennend, hatte durch Schlick die Verbindung mit Arad unterbrochen, und dann die Ungarn gleichzeitig in beide Flanken fassend, schlug er sie so entscheidend, daß die Soldaten sich in wilder Auflösung in die Wälder flüchteten. Die meisten Honveds warfen ihre Waffen weg und suchten auf heimlichen Nebenwegen ihre Heimat zu erreichen, nur einen geringen Teil seiner Truppen gelang es Bem nach Lugos zurückzuführen.

Kossuths Abdankung.

In Arad verbreitete die Nachricht von der Vernichtung des Heeres tödliche Bestürzung; denn auch um den noch unbesiegten Görgei war der Kreis geschlossen: am 11. August stieß sein Vortrab auf die Reiter Schlicks. Der Minister- und Kriegsrat unter Kossuths Vorsitze trat zusammen; heftig gerieten die alten Widersacher aneinander: Kossuth leitete alles Unheil aus Görgeis stets bewiesenem Ungehorsam ab, Görgei beschwerte sich über die Hinterhaltigkeit, mit der Kossuth, ohne auch nur einen Minister zu fragen, Bem zum Kommando berufen. Das Ende war, daß jetzt, wo alles verloren war, Görgei den Oberbefehl über alle ungarischen Truppen mit der Vollmacht Frieden zu schließen angeboten wurde. Er lehnte ihn ab. Da drängten die Minister Kossuth als einzige Möglichkeit einer Rettung, seiner Gubernatorwürde zu entsagen. Er that es; aber im geheimen mahnte er seine Freunde, gegen die Abdankung, als eine erzwungene, zu protestieren, und unterließ, Görgei die Reichskleinodien auszuliefern. Unter dem Vorgeben einer Inspektionsreise flüchtete er sich ohne Abschied heimlich von dannen; er konnte den Mut nicht finden, die letzte schwere Stunde noch bei den Seinen auszuharren: jetzt nur noch ein Mann des Mitleids, dessen Unglück es gewesen, daß er sich, den geschickten Agitator, für einen Staatsmann gehalten.

Kapitulation von Vilagos.

In der Absicht, dem völlig aussichtslosen Kampfe durch Unterhandlungen ein Ziel zu setzen, hatte Görgei die Diktatur übernommen. Schon hatten die Russen verschiedentlich gesucht, mit ihm Verhandlungen anzuknüpfen. Am 20. Juli lud ihn der Oberst Chrulow zur Kapitulation ein: er wies es zurück; am 24. Juli wiederholte General Rüdiger die Aufforderung: wiederum lehnte Görgei sie ab, erbot sich jedoch, da die Pacifikation auf ganz Ungarn ausgedehnt werden müsse, zwischen Paskiewitsch und der ungarischen Regierung den Vermittler zu machen. Die ungarische Regierung ging auf die Verhandlungen ein. Jetzt nun, am Abend des 11. August, berief Görgei den Kriegsrat, und dieser entschied sich für die sofortige unbedingte Unterwerfung unter die Russen. Daraufhin rückte Görgei mit seiner Armee den Russen entgegen — zahlreiche Mitglieder des Reichstages und der Regierung schlossen sich an — und bot Paskiewitsch die bedingungslose Unterwerfung an, in übel verstandener Vornehmheit alles der Großmut des Siegers anheimstellend. So geschah denn das Traurige: 23 000 Ungarn streckten am Morgen des 13. August auf dem Felde von Vilagos vor den Russen die Waffen. Triumphierend berichtete der greise Paskiewitsch an den Zaren: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer kaiserlichen Majestät.“ — Es war ein verhängnisvoller Fehler, daß Görgei den Russen und nicht den ebenso nahen Österreichern sich ergab: Haynau, auf das äußerste gereizt, daß ihm der Triumph entzogen war, kannte jetzt erst recht nicht Rücksicht und Schonung; der russische Schutz aber wurde doch nicht gewonnen, denn die Russen lieferten sofort die Gefangenen an Haynau zur Bestrafung aus.

Kapitulation der Festungen.

Nun hörte auch der letzte Widerstand auf. Bem verließ flüchtig seine geringe Truppenschar, worauf diese am 17. August die Waffen streckte. Heroischer übergab Damjanich die Festung Arad gegen freien Abzug seiner Truppen und lieferte sich dann selber an Haynau aus. Am 26. August kapitulierte Munkacz, am 7. September Peterwardein. Nur Klapka in Komorn hielt sich noch bis zum 27. September, wo auch er gegen ehrenvolle Bedingungen kapitulierte.

Strenge der österreichischen Kriegsgerichte.

Das Getöse der Schlachten war vorüber: die unheimliche Arbeit der Kriegsgerichte begann. Ein finsterer Geist der Rache diktierte die Urteile. Alle Führer der Erhebung wurden zum Tode verurteilt; am Jahrestage der Ermordung des Grafen Latour ließ Haynau sie in Arad zum Tode führen. Neun, darunter Aulich, Gaspar, Nagy Sandor, Graf Leiningen, Damjanich, traten mit dem Rufe: „Eljen a haza!“ (Hoch das Vaterland!) unter den Galgen; vier, zu Pulver und Blei begnadigt, wurden erschossen. Batthyani wurde in Ofen erschossen, der Minister Csanyi endete durch den Strang. 25 Todesurteile waren bis zum 28. Oktober vollstreckt: nun erst hörten die Massenhinrichtungen auf. Zahlreiche Offiziere wurden als Gemeine oder als Fuhrleute in österreichische Regimenter gesteckt oder in die Ferne gesandt. Nur durch die nachdrückliche Fürsprache des Großfürsten Konstantin und des Kaisers Nikolaus entging Görgei dem sicher ihm drohenden Tode; und es fehlte nicht an Patrioten in Ungarn, die in urteilslosem Schmerze über das Unglück des Vaterlandes ihm das als „Verrat“ auslegen wollten.

Die Flüchtlinge.

Kossuth, Bem, Wisocki, Perczel, im ganzen 491, waren in die Türkei entronnen. Österreich und Rußland verlangten die Auslieferung; aber der preußische Gesandte Graf Pourtalès drang in Gemeinschaft mit dem englischen Lord Stratford mit Erfolg darauf, daß die Türkei den Flüchtlingen die Gastfreundschaft bewahre. Bem trat zum Islam über, Kossuth widmete sich später in England ganz der radikalen Propaganda. Auf dem unglücklichen Ungarn aber lastete schwer die Hand des Siegers, der lange Jahre nicht an Versöhnung dachte. Wohl war durch die Niederwerfung der Magyaren der österreichische Einheitsstaat gewahrt: aber welche Verpflichtungen hatte dafür Österreich gegen Rußland übernommen!

Die nationale Erhebung Italiens.

Erbitterung der Italiener gegen Österreich.

Lange schon, bevor die europäische Bewegung des Jahres 1848 zum allgemeinen Ausbruche kam, war die Erregung der Gemüter in Italien dem Siedepunkte nahe. In die Lebehochs auf Papst Pius IX., an den sich die nationalen Hoffnungen der Italiener knüpften (S. 558 f.), mischten sich die Drohrufe: „Tod den Deutschen!“ Denn mit unverhaltenem Ingrimm ertrugen die reiche Lombardei und Venedig die Herrschaft Österreichs, die nicht weniger drückend wie aussaugend geworden war: brachte doch die einzige Lombardei den sechsten Teil der Gesamteinkünfte des österreichischen Staates auf. Die Möglichkeit einer Verschmelzung mit dem vielsprachigen Kaiserstaate erschien allen national gesinnten Italienern als eine „große Lüge“.

Beginn der Bewegung.

Da stellte am 13. Dezember 1847 der Advokat Nazzari aus Bergamo in dem Zentralausschusse der lombardischen Provinzen den Antrag, eine Kommission zu wählen, um die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit zu ergründen. Wie ein Luftzug fiel er in die glimmende Glut. Laute Forderungen wurden allerorten hörbar; es kam fast täglich zu blutigen Zusammenstößen der Volksmenge mit den österreichischen Soldaten, die sich dreist als „deutsche Kartoffeln“ und als „deutsche Kujone“ verhöhnt sahen, mit Spottreden und andern Belästigungen verfolgten die Patrioten, die sich das Wort gegeben hatten, dem Lottospiele und dem Tabakrauchen zu entsagen und dadurch den Staat in seinen wichtigsten Einnahmequellen zu schädigen, jeden der sich mit einer Zigarre im Munde sehen ließ, so daß der Kommandant der Lombardei, der 82jährige Feldmarschall Radetzky, die Verstärkung der in Italien stehenden Regimenter durch die Grenzbataillone für angemessen hielt. Zahlreiche Verhaftungen fanden statt; die Universität Pavia wurde geschlossen: erfolglos. Denn zugleich wurde gemeldet, daß König Ferdinand von Neapel infolge der auf Sizilien ausgebrochenen Revolution die Ver-

leihung einer freisinnigen Verfassung versprochen habe (am 29. Januar 1848), daß der Papst, den Volkswünschen nachgebend, am 10. Februar sich für die Berufung von Laien in das Ministerium entschieden habe, daß am 8. Februar in dem Königreich Sardinien in dem veröffentlichten „Statut" die Grundlage einer Verfassung gegeben sei, daß am 17. Februar der Großherzog Leopold von Toscana seinem Lande eine liberale Konstitution verliehen habe. Infolgedessen nahm die erbitterte Bevölkerung eine so drohende Haltung an, daß am 23. Februar 1848 der Belagerungszustand über die Lombardei verhängt wurde.

Österreich der Feind aller Einheitsbestrebungen.

Wohl war der Druck stark, welchen die österreichische Herrschaft auf das lombardo-venezianische Königreich ausübte, indem jede Art von Selbstverwaltung verpönt war, die öffentliche Meinung mißachtet wurde, polizeiliche und militärische Maßregeln die Bevölkerung belästigten, ein strenges Steuer- und Zollsystem mit Oktroi und Accise sie drückte: aber drückender als alles das war überhaupt die politische Stellung Österreichs in Italien. Denn auf ihr beruhte die staatliche Zerrissenheit der Halbinsel; auf sie stützte sich die entwürdigende Willkürherrschaft in den Kleinstaaten. Sie wurde daher als ein nationales Unglück von den Italienern empfunden: die Vertreibung der Österreicher galt als die notwendige Voraussetzung sowohl für die Einheit als für die Freiheit Italiens, als die Gewähr einer schöneren nationalen Zukunft. Soweit waren alle national gesinnten Italiener einig; aber über die Gestaltung dieser Zukunft gingen sie weit auseinander: die Liberalen dachten sich das Italien der Zukunft als einen Staatenbund, stark genug, der Fremden sich zu erwehren, nur die Kühnsten als einen Einheitsstaat, die Radikalen dagegen als eine demokratische Republik. Ihre Pflanzschule war das „junge Italien", ihr Führer Mazzini (S. 402); sie waren naturgemäß da am zahlreichsten, wo der politische Druck am stärksten lastete, in dem österreichischen und in dem päpstlichen Italien, während in Sardinien und Toscana die Liberalen das Übergewicht besaßen. Vertrauensvoll zählten die Liberalen auf die thatkraftige Mitwirkung der Radikalen zur Befreiung Italiens aus der Herrschaft der Fremden, aber die Radikalen wünschten im Grunde ihres Herzens mit nichten den Sieg der Liberalen, der die Durchführung ihrer eignen Ziele bis in eine ferne Zukunft vertagen mußte. So hielten sie sich gewissermaßen einen Schritt hinter den Liberalen, anscheinend zustimmend, aber stets bereit, Erfolg wie Mißerfolg für sich selbst auszubeuten.

Sardinien. Der Papst.

An zwei Namen knüpften sich damals vor allem die Hoffnungen Italiens, an den des Königs von Sardinien und an den des Papstes. Es war altüberlieferte Politik des savoyischen Königshauses, das sich in 400 Jahren vom deutschen Reichsgrafen bis zur sardinischen Königskrone emporgearbeitet hatte, sich stets, seit Österreich seinen Fuß nach Italien gesetzt hatte, in allen Verwickelungen auf die Seite der Gegner Österreichs zu stellen. Allein war Sardinien freilich zu schwach, um es mit Österreich aufzunehmen, aber bei seinem wohlgerüsteten Heere konnte es wohl den soliden Kern einer nationalen Erhebung abgeben. Der König Karl Albert hatte den freisinnigen und nationalen Schriftstellern nicht nur in seinem Lande eine Zufluchtsstätte eröffnet, sondern auch am 11. Oktober 1847 ein liberales Ministerium unter dem Grafen Cesare Balbo berufen. Zu weiteren Schritten zwang ihn die öffentliche Meinung. Den Grafen Camillo Cavour an der Spitze erbaten die Vertreter der Presse vom Könige am 8. Februar eine Verfassung, die städtischen Behörden von Turin schlossen sich an, aus dem ganzen Lande ertönte dasselbe Verlangen, und so entschloß sich am 8. Februar Karl Albert zur Veröffentlichung eines Grundgesetzes, auf dem die bis zum 5. März fertiggestellte Verfassung beruhte.

Pius IX.

Aber das Signal des nationalen Aufschwunges war doch durch den neuen Papst gegeben. Am 16. Juni 1846 hatte der am 13. Mai 1792 geborene Kardinal Johannes Maria Mastai-Ferretti, Bischof von Imola, als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Die Mastai-Ferretti hatten immer für eine liberal gesinnte Familie gegolten; einer der Brüder des neuen Papstes hatte sich bei der Revolution 1831 stark kompromittiert. Jeden Donnerstag erteilte Pius öffentliche Audienz, aus der alle, von seiner Liebenswürdigkeit entzückt, heimkehrten. Er schränkte den päpstlichen Haushalt

ein, um die Grenzen seiner Wohlthätigkeit weiter zu ziehen. Die politischen Prozesse wurden niedergeschlagen, die Verurteilten durch eine große am 16. Juli erlassene Amnestie begnadigt. Eine humane, ja großmütige Gesinnung sprach aus allen Maßregeln des neuen Papstes. Eine Begeisterung erhob sich für ihn, wie sie in Rom noch nicht dagewesen war. Bei einer großen Volksovation vor dem quirinalischen Palaste umflatterte den Papst, wie er dankend und Segen spendend auf den Balkon hinaustrat, eine Taube: sie galt der begeisterten Menge als die Erscheinung des heiligen Geistes.

Die Popularität des neuen Papstes.

Die rauschenden Huldigungen waren dem Papste eine Freude; er wurde nicht müde, sie entgegenzunehmen; und sie lockten ihn immer weiter auf der Bahn, die er eingeschlagen hatte. Er verlieh Rom am 20. Oktober 1847 eine liberale Stadtverfassung, er betrieb persönlich den Plan eines italienischen Zollvereins, dem wirklich Sardinien und Toscana beitraten; er erbat sich von Karl Albert Offiziere zur besseren Organisierung der päpstlichen Armee. Die Begeisterung für ihn übersprang bald die Grenzen des Kirchenstaates; sie erfaßte ganz Italien und erhob Pius zu einem Nationalhelden. Man dachte ihn sich als den Befreier Italiens, man erhob ihn in Gedanken zu dem Haupte des Staatenbundes, den künftig Italien darstellen sollte. Der Ruf: Eviva Pio Nono wurde das Losungsgeschrei der Patrioten. Aber das war eine Rolle, welche die allgemeinen Wünsche ihm zudachten, ohne die geringste Gewähr, ob er Willen und Kraft habe, sie zu übernehmen.

Eigentliche Gesinnung des Papstes. Verfassung.

Als Mensch freilich war Pius die Güte und Herablassung selber; aber als Papst war er, von unbeugsamem priesterlichen Stolze erfüllt, umsichtiger Erwägung nicht zugänglich. In den Augenblicken der Entscheidung suchte er nach göttlicher Erleuchtung, und wenn er diese gefunden zu haben glaubte, so widerstand er allen Bitten und Gründen und handelte, menschliche Klugheit verschmähend, nach dem Ratschlusse, von dessen himmlischem Ursprunge er überzeugt war. Seine erste Encyklika vom 8. November 1846, die sich offen gegen allen weltlichen Fortschritt aussprach, seine Allokution vom 14. Dezember 1847, in der er mit Entrüstung sich gegen die Führerschaft der nationalen Bewegung aussprach, bewiesen seine eigentliche Gesinnung aufs deutlichste. Dazu kam noch eine Schwierigkeit besonderer Art. Gegen die geistlichen Beamten des Kirchenstaates hegte die Bevölkerung ein nur allzu begründetes Mißtrauen: sie verlangte vor allem Laien als Minister. Am 8. Februar 1848 ertönte vor dem Quirinal aus der dichtversammelten Volksmenge der Ruf: „Keine geistlichen Minister mehr! Rechtschaffene Laien!“ Pius verschloß sich dieser Forderung, die auch er für zeitgemäß hielt, keineswegs; schon zwei Tage danach berief er drei Laien ins Ministerium, und am 10. März übertrug er gar von den neun Ministerportefeuilles sechs an Laien: aber wie ließ sich daneben die geistliche Autorität in einem Staate, wie nun einmal der Kirchenstaat seiner Natur nach war, angemessen wahren? Es wurde durch die Verfassung versucht. Am 14. März wurde sie veröffentlicht: sie setzte zwei Kammern als Vertretung des Volkes fest, aber sie behielt daneben das Kardinalskollegium mit der Befugnis bei, alle Kammerbeschlüsse kassieren zu dürfen. Mit lauter Freude nahm das Volk die Proklamierung der Verfassung auf: und doch schloß diese noch einen nicht zu lösenden Konflikt in sich, eine drohende Gefahr für die Zukunft.

Venetien in Aufruhr.

Die Nachricht von dem Gelingen der Wiener Revolution wirkte mit explosiver Gewalt in den beiden Mittelpunkten des österreichischen Italien. In Venedig kam es am 17. März zu einem Zusammenstoße zwischen dem Regimente Kinsky und der Bürgerschaft; die Truppen wurden zurückgedrängt und der Wortführer der Nationalen, der Advokat Daniel Manin, der im Januar verhaftet worden war, aus dem Gefängnisse befreit. Sofort ergriff der volksbeliebte Mann zusammen mit seinem Freunde, dem Bürgermeister Correr, die Zügel der Bewegung; eine Bürgerwehr wurde gebildet, die wichtigsten Punkte der Stadt, die Magazine und das Arsenal wurden besetzt und die italienischen Truppen gewonnen. Der Statthalter Venetiens, Graf Palffy sowohl, wie der Kommandant, Graf Zichy, wurden so vollständig von dem Ausbruche der Erhebung überrascht, daß sie auf Widerstand verzichteten und am 22. März eine Kapitulation unterzeichneten, worin sie gegen freies Geleit aus der

Stadt die Errichtung der Bürgerwehr guthießen, das Regiment Kinsky entfernten und der provisorischen Regierung, die unter dem Vorsitze Manins sich gebildet hatte, die Kassen und alles Kriegsmaterial übergaben. Das war ein glückverheißender Anfang der Erhebung: höchst bedeutende Mittel kamen in den Besitz der provisorischen Regierung, und die festländischen Städte Venetiens säumten nicht, nach dem Beispiele der Lagunenstadt auch ihre österreichischen Besatzungen zu vertreiben.

Mailand. Nicht weniger aber wie in Venedig hatte die Wiener Post in Mailand gezündet. Am 18. März erhob sich die Stadt gegen die aus Deutschen und Kroaten bestehende Besatzung. Heldenmütig schlug sich die Barabba auf den Barrikaden, von Priestern angefeuert und angeführt; Greise wie Knaben ergriffen die Waffen; selbst Frauen nahmen an dem Kampfe teil. Die Erbitterung war grenzenlos. Radetzky mußte am 20. März die Stadt räumen. Vor der Stadt sammelte er seine Scharen und versuchte sie durch Sturm wiederzuerobern: aber auch dies mißlang; es blieb ihm nichts übrig, als nach viertägigem Kampfe am 22. März sich zurückzuziehen. „Ein furchtbarer Entschluß", sagte er, „aber er mußte gefaßt werden." Sofort zog er aus den lombardischen Städten die Besatzungen an sich, jedoch nur die nichtitalienischen Regimenter folgten seinem Befehle. Nicht mehr als 16000 Mann mit 54 Geschützen vermochte er in der festen Stellung zusammenzubringen, die er zwischen den Festungen Verona, Mantua, Peschiera und Legnano bezog.

Teilnahme Italiens am lombardischen Aufstande. Das am 8. März durch Cesare Balbo gebildete Ministerium zu Turin hatte sich noch eben den flüchtigen Lombarden gegenüber vorsichtig gezeigt und ihre Hilferufe abgelehnt, noch am 20. März hatte der lombardische Graf Arese die piemontesische Hauptstadt ohne Hoffnung verlassen müssen. Am 23. März aber beschloß das Ministerium den Einmarsch in die Lombardei. Sofort überschritt Karl Albert die Grenze, ohne Kriegserklärung, durch eine Proklamation an seine Truppen als der Befreier Italiens sich ankündigend. In der Nacht des 26. März schon rückte sein Vortrab in Mailand ein. Hilfskorps und Freischaren, die sich „Kreuzfahrer" nannten, zogen aus ganz Italien ihm zu: Ferdinand von Neapel schickte 13000 Mann unter dem ehrwürdigen General Wilhelm Pepe, dem Helden der Revolution von 1820, der aus 27jährigem Exile heimkehrte, aus dem Kirchenstaate kamen unter General Durando 10000 Mann Bürgerwehr und Freiwillige, denen Papst Pius selbst seinen Segen zur Kreuzfahrt gespendet hatte allerdings mit der Mahnung, nur die Grenzen des Kirchenstaates zu verteidigen; denn als Haupt der Kirche sei er in Frieden mit aller Welt. Aus Toscana langten unter General Laugier 5000 Mann an, aus den Herzogtümern Parma und Modena, die soeben ihre Herzöge verjagt hatten, 3000 Freischärler; indes aus der volkreichen Lombardei griffen nicht mehr als 8000 Freiwillige zu den Waffen.

Waren auch diese Hilfskorps nicht gleich alle zur Stelle, so hatten doch auch so schon die Sardinier von Anfang an das Übergewicht der Zahl, aber nicht dasjenige der Kriegstüchtigkeit und der Führung. Denn den trefflich geschulten und gut bewaffneten österreichischen Regimentern gegenüber fielen die zwar begeisterungsvollen, aber wenig botmäßigen und mangelhaft ausgerüsteten Freischaren nur leicht in die Wage. Und König Karl Albert, der persönlich den Oberbefehl führte, war wohl ein Mann von unzweifelhaftem Mute und rücksichtsloser persönlicher Tapferkeit, aber zum Feldherrn fehlte ihm kühne Entschlossenheit, weiter Blick; er verstand nicht, rechten Zusammenhang in die Bewegungen der einzelnen Truppenkorps zu bringen oder einen Erfolg auszunutzen: niemals erschien er daher verlegener, als wenn er gesiegt hatte.

Radetzky. Dem Unerfahrenen stand der erfahrenste aller österreichischen Generale gegenüber. Graf Joseph Wenzel von Radetzky, am 2. November 1766 in dem böhmischen Schlosse Trzebnitz geboren, hatte alle Kriege Österreichs von dem türkischen Feldzuge Kaiser Josephs an mitgemacht, bei Hohenlinden an der Spitze seines Kürassierregiments, bei Wagram als General sich ausgezeichnet. Feldmarschall seit 1836, erweckte er jetzt Bewunderung, ein Greis von schier unverwüstlicher Kraft, wie durch die Kühnheit seiner Entwürfe, so durch die Sicherheit der Ausführung derselben.

Anfängliches Vordringen der Sardinier. Der Anfang des Feldzuges gestaltete sich für die Sardinier durchaus günstig. Durch das siegreiche Gefecht bei Goïto erkämpften sie am 8. April den Übergang über den Mincio; auch bei Monzambano, bei Villafranca und bei Pastrengo am 30. April in dem hügeligen, baumreichen Thale der Etsch blieben sie im Vorteil. Sie schickten sich nunmehr zu Angriffen auf die Festungen Peschiera und Mantua an. Allein



291. Szene aus den Straßenkämpfen in Mailand im März 1848.
Nach dem Leben gezeichnet und lithographiert von den Brüdern Adam in München.

Radetzky erhielt auf seine dringenden unablässigen Vorstellungen Hilfstruppen zugesandt: auf 70000 Mann verstärkt war er den Gegnern gewachsen.

Santa Lucia. Bei Santa Lucia südwestlich von Verona schlug er am 6. Mai Karl Albert. Dieser hatte den Angriff unternommen, um den Bewohnern von Verona die Erhebung gegen die Österreicher zu ermöglichen. Allein die Insurrektion wurde nicht gewagt; Radetzky konnte seine ganze Kraft jetzt gegen die Sardinier konzentrieren und errang, auch seine letzten Reserven noch in den Kampf werfend, über den an Zahl überlegenen Feind einen entscheidenden Sieg.

Unschlüssige Stimmung Karl Alberts. Indes so hart war doch der Sieg die Österreicher angekommen, daß Radetzky es nicht unternehmen wollte, bevor er neue Verstärkungen erhalten, wieder zum Angriffe überzugehen. Aber auch Karl Albert war bedenklich: so standen sich nunmehr drei Wochen lang die Gegner gewissermaßen Gewehr bei Fuß gegenüber. Und doch war die politische Lage für Karl Albert infolge der anfänglich errungenen Vorteile nicht ungünstig: die Wiener, dann nach Innsbruck übergesiedelte Regierung hatte den Kopf völlig verloren, sie war zu allen möglichen Zugeständnissen bereit und wurde in dieser Stimmung von Palmerston bestärkt, der eine Fortdauer der österreichischen Herrschaft in Italien für unmöglich ansah.

Umtriebe Mazzinis. Was aber den König hemmte, waren die Enttäuschungen, die ihm in der Nähe bereitet wurden. Er hatte erwartet, daß, sobald er nur das Schwert zöge, eine Volkserhebung durch ganz Italien erfolgen würde. Statt dessen bildeten die Radikalen in Mailand auf Betreiben des fanatischen Mazzini eine provisorische Regierung, deren Maßregeln dahin gingen, den Sieg der Sardinier zu verhindern. Denn eine Stärkung des Königreichs Sardinien erschien ihnen als eine Gefahr für die Durchführung der geträumten Republik. Nur der Republik wollte überdies Frankreich sich günstig zeigen, so hatte in einer letzten Unterredung mit Mazzini zu dessen hoher Befriedigung der französische Minister Bastide erklärt. Die Mazzinisten hemmten also den Zuzug von Freiwilligen nach Möglichkeit, erfüllten die Bevölkerung mit Mißtrauen gegen die „Piemontesen", namentlich aber gegen den König, den sie schon jetzt, unter Hinweis auf seine allerdings recht zweifelhafte Vergangenheit, als einen Verräter an der nationalen Sache bezeichneten, und erschwerten die Beschaffung der Requisitionen für das kämpfende Heer. Die Venezianer ferner ließen sich erst nach dem Falle Vicenzas (10. Juni) zur Unterordnung ihrer souveränen Republik, zu einer „Fusion", wie sie es nannten, bereit finden.

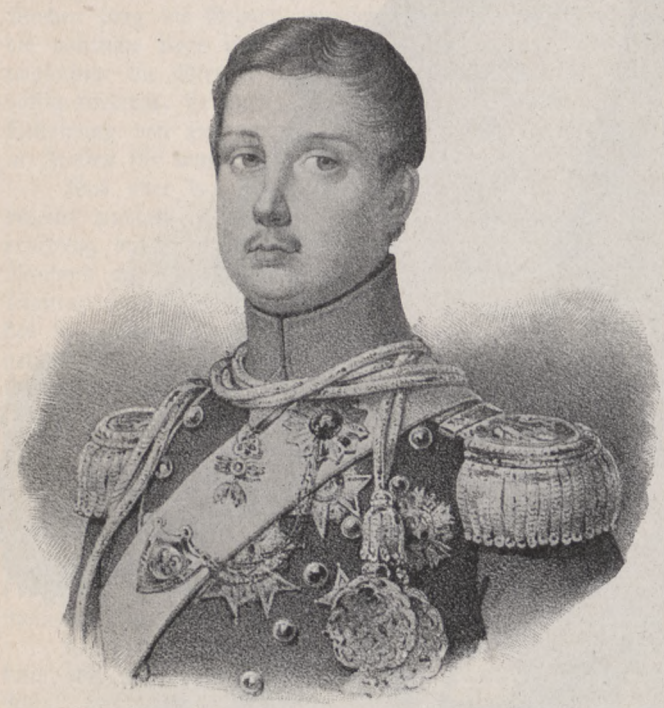
Schwankende Haltung des Papstes. Auf der andern Seite aber machte den König nicht minder bedenklich die Wandlung, die in der Politik des Papstes eingetreten war: ein Umschwung, welcher den Abfall des Kirchenstaats von der Sache der Befreiung Italiens drohte, denjenigen Neapels aber schon thatsächlich machte. Nur als ein Verteidigungskorps hatte Pius die Kreuzfahrer sich gedacht, die er Ende März an den Po, den Grenzfluß zwischen dem Kirchenstaate und dem österreichischen Italien, entsendet hatte. Als aber der Minister Pasolini zu entschiedenerem Handeln drängte, meinte er naiv genug: man könne die Truppen auch über den Po rücken lassen; wenn er sich dann nicht zum Kriege entschlösse, bliebe immer noch Zeit, wieder den Rückmarsch anzutreten. Infolgedessen überschritt Durando am 21. April mit seinem auf 15000 Mann angewachsenen Korps den Po und nahm Aufstellung oberhalb Treviso an der Piave. Dennoch konnte sich Pius nicht entschließen, den Krieg an Österreich zu erklären. Denn einmal war er gegen Karl Albert, welcher, anstatt auf den Plan eines in Rom abzuhaltenden Kongresses der italienischen Staaten einzugehen, die Absendung von Militärbevollmächtigten in sein Hauptquartier verlangte, in gereizter Stimmung, zum andern wurde die reformfeindliche Partei in Rom sowie die Gesandten Rußlands und Österreichs nicht müde, vom Kriege abzumahnen und den Papst an seine Stellung als Friedensfürst zu erinnern.

Die Allokution des Papstes. Pius glaubte dem gegenüber sich und der Welt es schuldig zu sein, über seine Stellung zu der nationalen Sache mit voller Klarheit sich auszusprechen. Am 29. April erschien eine Allokution in lateinischer Sprache, worin Pius erklärte, daß er dem Wunsche derer, die ihn zum Kriege mit Österreich trieben, nicht entsprechen könne, daß



292. Feldmarschall Josef Wenzel, Graf von Radetzky.
Nach der Lithographie von Kriehuber.

solches vielmehr ganz und gar nicht in seinem Willen liege, weil er kraft seines Amtes des obersten Apostolates alle Völker mit gleicher Liebe umfange. Die Wirkung der Allokution war niederschmetternd; mit einem Schlage vernichtete sie die ganze Popularität des Papstes. Als Verrat legte man es ihm aus, daß er den Hoffnungen, die man grundlos genug auf ihn hatte setzen wollen, nicht entsprochen habe. Statt die eigne haltlose Leichtgläubigkeit anzuklagen, suchte man in dem Papste die Schuld. Noch an demselben Abend erbat das Ministerium mit alleiniger Ausnahme des Staatssekretärs, des Kardinals Antonelli, seine Entlassung mit Hinweis auf die unwillige Aufregung, welche die Allokution in Rom hervorgerufen habe. Nicht ohne Verwunderung hierüber erklärte Pius seinen Ministern, die Römer verständen kein Lateinisch; er wolle in italienischer Sprache eine Erläuterung der Allokution geben, mit welcher die Minister zufrieden sein sollten. Der Hausprälat Pentini machte den Entwurf einer solchen: als Papst könne zwar Pius gegen eine katholische Nation niemals in den Krieg treten, aber als italienischer Fürst werde er sich der Pflicht, seine Unterthanen zu beschützen, sie in ihren Bestrebungen zu unterstützen, nicht entziehen. Der Papst hieß den Entwurf gut und sandte ihn in die Druckerei des Staatssekretariats. Aber in den Probeabzügen nahm Antonelli so erhebliche Änderungen vor, daß nicht eine Abschwächung, sondern eine Bekräftigung der Allokution daraus wurde. Man klebte diese Erläuterung an die Straßenecken: unter Verwünschungen gegen den Papst zerriß das Volk die Plakate in Stücke. Stimmen erhoben sich, welche die Absetzung des Papstes und die Bildung einer provisorischen Regierung in Rom verlangten, während zugleich der Unwille sich rasch über den ganzen Kirchenstaat ausbreitete.



293. Ferdinand II., König beider Sizilien.
Nach der Lithographie von A. Maurin.

Zwiespältige Politik des Papstes.

Die aufgeregte Volksmenge verlangte, daß mit der Neubildung des Kabinetts niemand anders als der sehr liberale Graf Terenzio Mamiani beauftragt werde. Pius in gedrückter Stimmung willigte ein und hieß es auch gut, daß das neue Ministerium nicht nur die nationale Politik des abgetretenen fortsetze, sondern auch die Führung der auswärtigen Angelegenheiten, soweit sie nicht kirchlicher Natur wären, dem Staatssekretär Antonelli abnehme. Aber doch fragte er zugleich bei König Ferdinand an, ob er, wenn aus Rom flüchtig, auf ein Asyl im Neapolitanischen rechnen könne. Denn die Ahnung überkam ihn, daß der Friede mit Österreich ihm Krieg mit seinen eignen Unterthanen bringen würde.

Aufstand auf Sizilien.

Zunächst nach Neapel schlug die Woge, welche die päpstliche Allokution erregte hinüber. König Ferdinand II. hatte Stück für Stück die Insel Sizilien ihrer alten Sonderrechte entkleidet und sie zu einer bloßen Provinz von Neapel gemacht. Am

12. Januar 1848 war die Erbitterung darüber in offene Empörung ausgebrochen: Palermo wurde von der Citadelle aus bombardiert, aber, durch Zuzug vom Lande unterstützt, zwang es die Besatzung der Stadt, sich einzuschiffen und sich nach Neapel zurückzuziehen. Die noch in der Citadelle zurückgebliebenen Truppen, die trotz alledem den Kampf fortsetzten, erhielten dann durch die Vermittelung der Engländer ebenfalls, am 4. Februar 1848, freien Abzug. Infolge dieses Gelingens der sizilianischen Insurrektion brach auch in Neapel der Aufstand aus, der den König nötigte, dem Lande eine liberale Verfassung zu verleihen und ein freisinniges Ministerium zu berufen (am 10. Februar). Sizilien indes lehnte diese Verfassung ab: es verlangte in Erinnerung an seine alte Selbständigkeit eine eigne Volksvertretung, eigne Armee und eigne Finanzverwaltung; nur durch Personalunion wollte es mit Neapel verbunden bleiben. Allein König Ferdinand verweigerte seine Zustimmung. Infolgedessen traten die sizilianischen Kammern zusammen, wählten eine provisorische Regierung, deren Haupt der sehr angesehene Ruggiero Settimo war, und erklärten am 13. April das Haus Bourbon für immer des sizilianischen Thrones entsetzt, um nach Vollendung der Verfassung einen italienischen Fürsten auf den erledigten Thron zu berufen.

Ferdinands Staatsstreich.

Ferdinand mußte alles geschehen lassen. Denn sein liberales Ministerium, dem allgemeinen Verlangen nachgebend, hatte ihn genötigt, an Österreich den Krieg zu erklären und den besten Teil seiner Armee unter Pepe nach Norditalien zu senden. Er erspähte aber die Gelegenheit, unbekümmert darum, daß er am 24. Februar die Verfassung Neapels beschworen hatte, in Neapel die Dinge in den früheren Stand zu versetzen, um dann gegen Sizilien einschreiten zu können. Die Fortschritte Karl Alberts und dessen schon erwähnte Weigerung, an einem allgemeinen italienischen Kongreß in Rom teilzunehmen, hatten ihn gegen dessen Zukunftspläne ebenso wie den Papst sehr mißtrauisch gemacht. Die Wandlung in der politischen Stellung des Papstes gab ihm den Mut, an einen Staatsstreich zu denken; und als gleich danach die Kunde von dem Siege der Österreicher bei Santa Lucia kam, zögerte er nicht mit der Ausführung.

Greuel in Neapel.

Auf den 15. Mai war der Zusammentritt der Kammern festgesetzt. Der König beschloß, sie vor der Eröffnung der Sitzungen „wegen Anmaßung ungesetzlicher Befugnisse und Machtüberschreitung“ aufzulösen. Das Gerücht hiervon erregte begreiflicherweise große Unruhe unter der Bürgerschaft, welche die mazzinistischen Radikalen zu einer Schilderhebung gegen das Königtum zu benutzen überein kamen. Wie es scheint, waren Sendlinge der Jesuiten und der Reaktionäre geschäftig, die Insurrektion zu schüren. In der Toledostraße wurden Barrikaden errichtet; aber schon vom frühen Morgen donnerten von der Citadelle die Kanonen herab in die Hauptstraße, welche die Stadt ihrer ganzen Breite nach durchschneidet. Man bemerkte, daß die Bomben vorzüglich in die Paläste liberaler Aristokraten einschlugen: bald war der Palast Gravina in Brand geschossen. Dann rückte die Garde und die Schweizer an: in einer Stunde waren sämtliche Barrikaden erstürmt. Plündernd und mordend drangen die Truppen in die Häuser ein. Zahlreiche Lazzaroni hatten bei dem Barrikadenbau mitgeholfen; jetzt schlugen sie sich auf die Seite des Stärkeren und nahmen an der Plünderung teil. Die Schrecken zu mehren, ließ der König die Gefängnisse öffnen, damit die Verbrecher sich auf die Bürgerschaft stürzten. Leben und Besitz der Liberalen war vogelfrei. In der Nacht leuchteten die in Brand geschossenen Paläste zu den Greueln der zuchtlosen Banden. Wer konnte, entrann auf die französischen Kriegsschiffe, die in der Bai vor Anker lagen. Endlich schritt der französische Admiral Bodin ein: er verlangte, daß den Schreckensszenen ein Ende gemacht werde, und unterstützte seine Forderung durch eine drohende Bewegung der Flotte gegen die Stadt. Da ließ denn der König dem greulichen Unwesen, das er selbst entfesselt hatte, endlich Einhalt thun.

Die Nationalgarde wurde nun entwaffnet, die Kammern aufgelöst, die Minister verhaftet und nach einem summarischen Verfahren teils auf die Galeeren, teils in den Kerker geschickt. „Das ist die Art, über die Revolution Herr zu werden“, rühmte sich schamlos der meineidige Wüterich. Das neue Ministerium Carriati-Bozzelli trug zwar noch liberale Grundsätze zur Schau, aber es war partikularistisch gesinnt und

berief die nach dem Norden gesandten Hilfstruppen zurück. Sizilien aber wählte Karl Alberts zweiten Sohn, den Herzog von Genua, zu seinem Könige, der indes Bedenken trug bei der Veränderung der Verhältnisse die dargebotene Krone anzunehmen.

Fortschritte Radetzkys.

Denn auf dem lombardischen Kriegsschauplatz war Sardinien gegen Radetzky immer mehr in Nachteil geraten. Pepe zwar war dem Rückzugsbefehle nicht gefolgt; aber doch nur ein Zehntel der neapolitanischen Armee harrte bei ihrem Führer aus und zog mit ihm nach Venedig, die übrigen neun Zehntel schickten sich an, nach Neapel zurückzukehren. Als Ersatz dafür konnte es kaum gelten, daß damals bei Karl Albert eine Schar Freischärler aus Südamerika eintraf, deren Führer Garibaldi war.

Garibaldi.

Joseph Garibaldi war in Nizza am 4. Juli 1807 geboren und zum Seemann erzogen; er hatte sich, 1834 in den verunglückten Zug Mazzinis nach Savoyen verwickelt, nach Südamerika flüchten müssen und dort in den Kriegszügen der Republiken Rio Grande do Sul und Uruguay mehrfach hervorgethan. So hatte er den Parteigängerkrieg gelernt. Jetzt auf den Ruf seiner Freunde mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen zurückgekehrt, organisierte er ein Freikorps und warf sich in die Alpen, um im Rücken die österreichische Armee nicht zu bedrohen — denn dazu war seine Schar viel zu unbedeutend — aber doch zu belästigen und nach Möglichkeit zu hemmen. Tapfer, wenn auch ohne hervorragende strategische Begabung führte er doch manchen kleinen Handstreich mit Erfolg aus, und was wichtiger war, er stellte, obgleich Mazziniſt von Gesinnung, die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft über die Durchführung der republikanischen Ideen.

Vermehrung der österreichischen Armee.

Unterdessen aber hatten sich Radetzkys Wünsche in ausgiebiger Weise erfüllt. An Stelle Zoninis war Graf Latour Kriegsminister geworden, der, durchdrungen von der Überzeugung, daß die Geltung des Kaiserstaates auf der Behauptung seiner Stellung in Italien beruhe, Radetzky im Mai nicht nur ein ganzes Armeekorps von 19000 Mann zu Hilfe sandte, sondern unablässig auf die Verstärkung der italienischen Armee Österreichs sann. Dadurch begann das frühere Mißverhältnis der Zahl zwischen den Armeen Karl Alberts und Radetzkys mehr und mehr sich auszugleichen.

Wechselndes Kriegsglück.

Es war daher Radetzky, welcher der seit der Schlacht von Santa Lucia bestehenden Kriegspause ein Ende machte, zumal er von der Schwenkung in Rom und Neapel wohl unterrichtet war. Am 27. Mai brach er von Verona auf und griff am 29. die Verschanzungen am Curtatone an, um Peschiera zu entsetzen. Die Neapolitaner, im Begriff nach Hause zurückzukehren, leisteten gar keinen Widerstand, sondern ergaben sich ohne weiteres den Österreichern. Die toscanische Division unter Laugier dagegen setzte sich mannhaft zur Wehr: sie wurde fast ganz aufgerieben oder zersprengt; das Freikorps der Studenten von Pisa fand hier in ruhmvollem Kampfe seinen Untergang. Indes am folgenden Tage stellte Karl Albert das Kriegsglück wieder her. Seine Piemontesen, stets tapfer und zuverlässig, schlugen das österreichische Korps des Generals d'Aspre bei Goïto so entscheidend, daß Peschiera schon am 31. Mai kapitulieren mußte. Freilich ging am 10. Juni dafür Vicenza verloren. Die Stadt war rings befestigt, die Straßen sogar durch Barrikaden gesichert. Durando mit den Päpstlichen hatte sie besetzt. Sobald aber die Österreicher heranrückten, ergab er sich, durch den Wechsel der päpstlichen Politik längst in eine unhaltbare Stellung gebracht, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben, mit seinem ganzen Korps: ihm wurde freier Abzug bewilligt gegen das Gelöbnis, drei Monate nicht gegen Österreich kämpfen zu wollen. Ebenso kapitulierte, ohne einen Schuß zu thun, der Rest der Päpstlichen gleich darauf in Treviso. Es war eine Komödie, um mit gutem Scheine die päpstlichen Truppen und Freischaren aus den Reihen der Gegner Österreichs zu entfernen.

Der König von Ober-Italien.

Es hatte sich damit nur vollzogen, was längst vorausgesehen war. Um so nachdrücklicher suchte dafür Karl Albert das nördliche Italien festzuhalten: er ließ sich am 14. Juni zum Könige von Oberitalien proklamieren. Trotz heftigen Widerstrebens der Mazziniſten hatte die Lombardei durch Abstimmung schon am 29. Mai mit 560000 gegen kaum 700 Stimmen ihre Vereinigung mit Sardinien beschlossen; die Radikalen in Venedig unter Manins Führung jedoch verweigerten die Zustimmung; allein am 4. Juli nötigte ein Volksauflauf auch die provisorische Regierung in Venedig, den Anschluß Venetiens an das neue oberitalienische Königreich auszusprechen.



294. Auszug nach der Kapitulation von Vicenza am 11. Juni 1848.
Nach dem Leben gezeichnet und lithographiert von den Brüdern Adam in München.

Vergebliche Versöhnungsversuche Österreichs.

Da sich der Krieg um die Ufer des Mincio unter wechselnden Erfolgen zusammenzog und man in Innsbruck am Hoflager des Kaisers dem Ausgange ernstlich zu mißtrauen begann, so wandte sich der Kaiserhof an England mit der Bitte, den Frieden zu vermitteln. Die Folge war, daß auf Lord Palmerstons Vorschlag Österreich sich zum Verzichte auf die Lombardei bereit erklärte. Die den Lombarden schon vorher durch den Grafen Hartig überbrachten Zugeständnisse und Verheißungen hatte die provisorische Regierung in Mailand abgelehnt. Auf Grund der durch den Baron Hummelhauer mit Palmerston am 3. Juni vereinbarten Bedingungen sandte am 13. Juni der neue Minister des Äußern, Baron Wessenberg den Herrn von Schnitzer nach Mailand und bot Waffenstillstand sowie völlige Unabhängigkeit der Lombardei, falls diese einen Teil der Staatsschuld übernehmen wollte. Die Anschlußerklärung der Lombardei an Piemont vom 29. Mai, die dann am 27. Juni von der Turiner Volksvertretung angenommen wurde, machte auch diese Sendung zu nichte. Ganz im Gegensatz zu der Mutlosigkeit der Regierung sandte Radetzky, des endlichen Sieges gewiß, den Fürsten Felix Schwarzenberg nach Innsbruck, um gegen den Waffenstillstandsgedanken zu protestieren: und da die Lombarden die Bedingungen des Kaisers ablehnten und die Verhandlungen abbrachen, so drang jener leicht im Rate des Kaisers durch. Der Krieg nahm seinen Fortgang.

Schlacht von Custozza und ihre Folgen.

Und wirklich sollte Radetzky seine mutige Erwartung nicht täuschen. Nachdem Karl Albert am 12. Juli unter Zurücklassung der Hälfte seines Heeres unter Sonnaz bei Peschiera sich mit der andern Hälfte gegen Mantua gewandt hatte, um dies zu belagern, verbanden nur geringe Truppenteile die beiden Heereshälften. Diese Schwäche im Zentrum der feindlichen Aufstellung machte sich Radetzky zu nutze. Er rückte vom Gegner unbemerkt unter dem Schutze eines furchtbaren Unwetters von Verona in der Nacht zum 23. Juli bis Sommacampagna vor und warf die dort aufgestellten Truppen auf Peschiera zurück. Dann drang er bis zum Mincio vor und schlug darüber bei Salienza, 6 km südlich von Peschiera Brücken, zugleich sich in Besitz der zwischen Mincio und Etsch liegenden beherrschenden Höhen von Custozza bringend. Sofort erschien Karl Albert, um den Gegner aus der vorteilhaften Stellung wieder zu vertreiben. Er war jedoch von vornherein im Nachteil, weil er die Verbindung mit Sonnaz nicht herzustellen vermochte. 40 000 Sardinier rückten am 25. Juli zum Sturm gegen die an Zahl wie durch ihre Stellung überlegenen Österreicher vor. Dazu eine Hitze von 28° R., so fürchterlich, daß nicht wenige, vom Sonnenstich getroffen, tot zu Boden fielen oder wahnsinnig wurden. Dennoch versuchten sie neun Stunden lang den Sturm, stets zurückgeschlagen, stets von neuem zum Angriffe sich wieder ordnend. Erst um 7 Uhr abends gab sich Karl Albert besiegt und trat den Rückzug über Villafranca auf Goïto an. Radetzky folgte ihm nach. Um diesem, der bei Valeggio den Mincio überschritten hatte, den Weg zu verlegen, sollte Sonnaz das nördlich von Goïto gelegene Volta nehmen. Mit der größten Tapferkeit gingen die Sardinier an diese Aufgabe. Selbst die Nacht unterbrach den erbitterten Kampf nicht, der die Straßen des Städtchens durchtobte. Erst als die Sardinier sich umgangen sahen, zogen sie in guter Ordnung sich zurück, ohne von Radetzky verfolgt zu werden. Allein das Landvolk, durch die Requisitionen der Sardinier erbittert, erwies sich ihnen sehr feindlich und unterstützte die Österreicher auf jede Weise. Die Heeresordnung lockerte sich; bei Cremona hatte Karl Albert nur noch zwei Brigaden bei sich. Unfähig zu widerstehen, wich er vor Radetzky, der nun die Verfolgung wieder aufgenommen hatte, immer weiter zurück: am 4. August war er mit dem Rest seines Heeres bis unter die Mauern von Mailand gedrängt.

Karl Albert schließt Frieden.

Der Kriegsrat des Königs gab alles verloren und beschloß, durch ein Abkommen mit Radetzky den freien Abmarsch zur sardinischen Grenze um den Preis der Aufgabe der Lombardei und Venetiens sich zu sichern. Die Nachricht davon erregte in Mailand, wo die Radikalen die Gewalt an sich gerissen hatten und Mazzini den Diktator spielte, die größte Bewegung. Der König, welcher sich in die Stadt begeben hatte, wurde in dem Palast Grepi von einem wütenden Volkshaufen belagert. „Nieder mit

dem Verräter, der uns verkauft hat", brüllte die Menge und schoß, als er am Fenster sich zeigte, Gewehre auf ihn ab. Endlich brach sich ein entschlossener Offizier mit 27 Schützen Bahn zu ihm und führte den Bedrohten glücklich aus der Stadt in das Lager der Truppen zurück. Mehr als 30000 Personen, der größte Teil des mailändischen Adels, aber auch die Wortführer der Radikalen mit Mazzini, schlossen sich dem Rückzuge der „Nationalarmee" über die sardinische Grenze an. Still und verödet erschien die Stadt, als Radetzkys Heer, grüne Zweige an den Tschakos, am 6. August in Mailand seinen Einzug hielt. Karl Albert aber schloß am 9. August in Vigevano einen Waffenstillstand auf 45 Tage mit dem General Heß, dem Generalstabschef Radetzkys, und verpflichtete sich, die Lombardei, Parma, Modena und Venedig zu räumen. Der von Garibaldi geleitete Volkskrieg fristete sich noch eine Zeitlang zwischen dem Langen und dem Comer See, bis ein unglückliches Treffen bei Murazzone am 26. August Garibaldi zur Flucht nach dem Tessin nötigte.

Roms Rüstungen.

Die Nachricht von den Julisiegen Radetzkys, welche die Macht Karl Alberts zu Boden warfen, versetzte die Bevölkerung von Rom in die größte Aufregung: die öffentliche Meinung verlangte energische Maßregeln. Indes Papst Pius verhielt sich ablehnend, so daß das Ministerium Mamiani am 1. August seine Entlassung erbat und erhielt. Dessenungeachtet beschloß die Deputiertenkammer die Mobilmachung der Bürgerwehren, die Anwerbung von fremden Soldtruppen und die schleunige Beschaffung der nötigen Geldmittel. Und wirklich gelang es dem Grafen Fabbri, dem neuen Ministerpräsidenten, zu diesen behufs Verteidigung des Staates gefaßten Kammerbeschlüssen die Zustimmung des Papstes zu erlangen; zugleich aber wurden die Kammern bis zum 15. November vertagt.

Ermordung des Ministers Grafen Rossi.

Alsbald aber zeigte sich, daß Fabbri den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen war. Der Papst berief an seine Stelle als Minister des Innern und der Finanzen den Grafen Pellegrino Rossi. Dieser in Carrara am 13. Juli 1787 geboren, war in Genf Professor der Rechte gewesen, hatte dann unter Guizot einflußreiche Stellungen in Paris bekleidet und war endlich, von Louis Philipp zum Grafen erhoben, französischer Gesandter beim päpstlichen Stuhle bis zur Februarrevolution gewesen. Als Finanzminister wußte er wirksam der Verschleuderung von Staatsgut zu steuern und auch sonst manche Verbesserung durchzuführen, die altgewohnte Interessen verletzte. War er dadurch namentlich den Klerikalen verhaßt geworden, so wurde er es durch seine strenge Innehaltung der Ordnung noch vielmehr bei den Radikalen, deren Führer Karl Lucian Bonaparte, Fürst von Canino, ein Neffe des Imperators, und Sterbini, der Herausgeber einer viel gelesenen Zeitung, waren. Für die Errichtung des von ihnen geplanten radikalen Parteiregiments stand ihnen Rossi im Wege. Er mußte beseitigt werden und sei es durch den Dolch des Meuchelmörders. Am 15. November wollte Rossi die wieder zusammentretende Kammer in Person eröffnen. Mehrfache Warnungen gingen ihm zu: er verschmähte sie und begab sich in die Cancellaria, wo die Sitzungen stattfanden. In dem Augenblicke aber, wo er die Treppe hinaufstieg, traf ihn ein Dolchstich in den Hals: die Pulsadern waren durchschnitten; sterbend stürzte er zu Boden.

Pöbelunruhen. Flucht des Papstes.

Ein Pöbelhaufen zog am Abend im Korso vor das Haus des Ermordeten, wo die Familie Rossis wohnte, und sang, roh sie verhöhnend, das Miserere. Am nächsten Morgen sammelte sich die Menge vor dem Quirinal und verlangte unter Toben und Schreien von dem Papste die Einsetzung eines demokratischen Ministeriums. Als ihr aber die Antwort wurde, der heilige Vater lehne es ab, der Gewalt nachzugeben, stürzte sie, nach Waffen rufend, von dannen. Am Abend begannen die Zusammenrottungen vor dem Quirinal von neuem; immer höher steigerte sich die Erbitterung der Harrenden; man schoß gegen die Fenster; der Hausprälat Monsignore Palma wurde getötet. Da erst willigte in der Nacht Pius in die Forderung und berief Mamiani und andre Liberale zu Ministern, nicht jedoch ohne vorher den fremden Gesandten versichert zu haben, daß er alle ihm abgedrungenen Schritte schon im voraus für nichtig erkläre Die erlebten Schreckensszenen brachten in Pius IX. den Entschluß zur Reife, Rom zu ver-

lassen. Am Abend des 24. November begab er sich in Begleitung des bayrischen Gesandten Grafen Spaur, als dessen Hausgeistlicher verkleidet, nach Albano, wo die Gräfin mit einem Wagen wartete, der den Flüchtigen bald über die neapolitanische Grenze brachte. In das feste Gaeta nahm er seine Zuflucht.

Rom Republik.

In Rom führten die neu ernannten Minister die Regierung. Allein schon am 27. November erklärte Pius von Gaeta aus sie für abgesetzt und ernannte eine andre Regierungskommission. Indes die Kammern beschlossen am 11. Dezember die Einsetzung einer „provisorischen obersten Regierungsjunta" von drei Mitgliedern. Pius protestierte gegen diese Junta: die Antwort war, daß die Wahl einer konstituierenden Nationalversammlung beschlossen wurde. Pius belegte jeden, der sich an den Wahlen zu dieser Konstituante beteiligen würde, mit dem größeren Kirchenbann. Gleichwohl fanden diese unter starker Beteiligung des Volkes und in größter Ordnung statt. Die



295. Angriff auf den Quirinal in Rom (16. November 1848).
Nach einem Zeitbilde.

Konstituante trat zusammen: am 9. Februar 1849 beschloß sie trotz der energischen Einsprache Mamianis die Aufhebung der weltlichen Papstgewalt und erklärte Rom mit dem Kirchenstaate zu einer Republik. Ein provisorisches Exekutivkomitee wurde ernannt, das sofort Rüstungen gegen Österreich anordnete. Am 29. März indessen wurde an seiner Stelle, um die Aktionskraft besser zu konzentrieren, ein Triumvirat gewählt. Mazzini war die Seele desselben: Rom war ganz und gar den Radikalen anheim gefallen.

Toscana.

Auch in Toscana zeigte es sich, wie wenig die Radikalen an andres als an ihr Parteiprogramm dachten; die Einigung Italiens war für sie Nebensache. Schon im Anfange des Jahres 1848 war es zu unruhigen Bewegungen gekommen, in denen sich der Advokat Franz Guerrazzi und der Pater Gavazzi aus Livorno als Vorkämpfer der radikalen Richtung hervorthaten. Gegen die Regierung wurde ein Aufruf veröffentlicht; Guerazzi galt als dessen Verfasser und wurde daher am 10. Januar verhaftet. Indessen das Anwachsen der Volkserregung bestimmte den Großherzog Leopold, dem seine wohlthätigen und freisinnigen Reformen längst schon die Zuneigung seines Landes

gewonnen hatten, den ausschreitenden Wünschen des Volkes nachzugeben. An Stelle des gemäßigten Ministeriums, das der alternde, halb blinde Gino Capponi leitete, ernannte er ein Ministerium, an dessen Spitze aus dem Gefängnisse Guerazzi am 26. Januar berufen wurde, und verlieh seinem Lande am 17. Februar eine nach englischem Muster gestaltete freisinnige Verfassung. Dadurch wurde jedoch dem Großherzogtum der innere Frieden mit nichten gewahrt. Denn die radikale Propaganda rastete nicht, sich des Landes zu bemächtigen. In Livorno hatte sie ihr Hauptquartier. Hierher kam wiederholt Mazzini selbst, um das revolutionäre Feuer zu schüren. Gleichermaßen waren in der Hauptstadt die Radikalen thätig, da ja Guerrazzi und sein Gesinnungsgenosse Montanelli, der „Christ war, weil Christus der Vater der Demokratie", ihnen in jeder Weise behilflich waren. Dem Großherzog wurde infolgedessen seine Lage Ende Januar 1849 so unerträglich, daß er nach Siena entwich, wohin er seine Familie schon vorausgeschickt hatte. Hierher eilte ihm Montanelli nach, um ihm seine Unterschrift zur Berufung einer mittelitalienischen Konstituante abzuzwingen. Der Großherzog, nicht gewillt, diese Unterschrift zu geben, floh nach der Hafenstadt San Stefano am 7. Februar, und als ein Hilfegesuch an den sardinischen Ministerpräsidenten Gioberti sich vergeblich erwies, indem die aufgebotenen Truppen auseinander liefen, Österreich aber und der Papst drohend die Zurücknahme des Hilfegesuchs verlangten, so verließ Leopold am 21. Februar 1849 ebenfalls heimlich das Land und begab sich auch nach Gaeta. Dadurch geriet alles in die äußerste Verwirrung. Eine provisorische Regierung bildete sich, deren Leiter der ehrgeizige Guerazzi und der schwärmerische Professor Montanelli waren. Die Radikalen strebten danach, in Florenz die Republik auszurufen, wie es in Rom geschehen war, aber die Liberalen bildeten in Toscana eine starke Partei und verhinderten es; sie erstrebten vielmehr den Anschluß des Landes an Sardinien; indessen dem setzten sich wieder die Mazzinisten mit aller Kraft entgegen. Die beiden Parteien hielten sich mit Erfolg die Wage: es kam darauf an, welcher von beiden günstig die äußeren Verhältnisse sich wenden würden.



296. Franz Guerrazzi.
Nach einem Lichtbilde.

Karl Albert erneuert den Krieg.

Den König Karl Albert hatte der Mißerfolg des Sommerfeldzuges auf das tiefste niedergebeugt. Nicht bloß die Lombardei war wieder österreichisch geworden, sondern auch die vertriebenen Herzöge von Parma und Modena waren noch im August des Jahres 1848 unter dem Schutze der österreichischen Waffen in ihre Länder zurückgekehrt. Nicht minder bedenklich erschien, daß auch Venedig ebenfalls im August sich von dem Königreich Oberitalien losgesagt und auf Betreiben der Radikalen zur Republik erklärt hatte. Auch in Rom hatten die Radikalen obgesiegt; in Florenz konnten sie es jeden Tag. Die Drohung schien demnach nicht ganz grundlos, daß, wenn er den Dingen ihren Lauf ließe, auch sein Königreich zur Republik werden würde. Es kam dazu, daß die Vermittelungsversuche, die er teils selbst machte, teils durch England vorschlagen ließ, von Österreich nicht ohne Geschick aufschiebend behandelt wurden, so daß dieses allgemach wieder zu Kräften kam und sich schließlich unter Schwarzenbergs Leitung in der Lage sah, anfang Februar 1849 den Grafen Colloreda nach London

zu schicken und sich unzweideutig jede weitere Einmischung zu verbitten; auf der andern Seite drückte die Aufrechterhaltung der Rüstung stark genug auf Piemont, um nicht einen kraftvollen Entschluß notwendig erscheinen zu lassen. Karl Albert entließ also das konservative Ministerium, das bei Abschluß des Waffenstillstandes von Vigevano an Stelle des Ministeriums Casati getreten war, und beauftragte am 16. Dezember 1848 Gioberti wieder mit der Führung der sardinischen Politik. Sofort sammelten sich die Patrioten und liberalen Elemente wieder um Karl Albert und drangen auf Wiederaufnahme des Kampfes. Aber auch die adligen Flüchtlinge aus der Lombardei, die in Sardinien Zuflucht gesucht hatten und nur von einem Siege der piemontesischen Waffen ihre Wiederherstellung erwarten durften, traten eifrigst dafür ein. Die Stimmung in der Lombardei selbst war auch günstig; denn das Kriegsgesetz bedrohte in der schonungslosen Durchführung der Österreicher schließlich jede hervorragendere Persönlichkeit, und die Kontributionen Radetzkys erpreßten dem Lande bis zum Januar 1849 über 30 Millionen Mark. Die Stimmung freilich in Sardinien war nicht allgemein für den Krieg; nur der radikaler gesinnte Teil der Bevölkerung und die aus ihm hervorgegangene Kammermajorität hieß die kriegerischen Pläne des Königs gut; auch fehlte es nicht an Abmahnungen seitens Frankreichs und Englands. Aber Karl Albert hielt, übrigens nicht ganz mit Unrecht, die bisher befolgte Politik des Zauderns für verlorene Liebesmüh, that daher in einer „Ansprache an die Völker Europas" seine Entschließung kund und kündigte am 12. März 1849 den Waffenstillstand vom 9. August 1848 für den 20. März mittags 12 Uhr. Das Ministerium Gioberti, dem des Königs Vorgehen verfrüht erschien, hatte schon am 21. Februar seine Entlassung erhalten.

Unzulängliche Kriegsbereitschaft des Königs.

Verbündete für den neu anhebenden Kampf hatte Sardinien nicht. Rom zwar und Toscana versprachen Hilfskorps zu senden; aber sie hielten ihre Zusage nicht. Nur Frankreich stellte in den Alpen ein Beobachtungskorps für alle Fälle auf. An Truppen verfügte Karl Albert nominell über 120 000 Mann, aber nur 85 000 waren für den Krieg im Felde tauglich. Völlig fehlte es an einem tüchtigen Oberbefehlshaber, da Bara den Ränken einiger hochadligen Offiziere hatte weichen müssen. Selbst den Oberbefehl zu übernehmen fühlte sich der König nach den vorjährigen Erfahrungen nicht befugt. Auf des alten französischen Marschalls Bugeaud Rat verschrieb man den in Frankreich aufhältlichen polnischen Revolutionsgeneral Chrzanowski und neben diesem den General Ramorino, den natürlichen Sohn des Marschalls Lannes, jenen zweideutigen Abenteurer, welcher, wie Chrzanowski, an den Kämpfen der polnischen Revolution und dann an dem verrückten Mazzinisteneinfall in Piemont teil genommen hatte.

Der Feldzug von 1849.

Die lombardischen Flüchtlinge hatten dem König versichert, daß bei seinem Einrücken sofort ein Aufstand der Lombarden gegen die österreichische Herrschaft ausbrechen würde. Chrzanowski war also der Meinung, daß Radetzky, um diesen Aufstand zu dämpfen, seine Kräfte würde verteilen müssen, und rückte daher in langgezogener Linie vor, so daß die Flügel vom Langensee bis nach Parma reichten. Allein Radetzky hatte seine Armee — 70 000 Mann mit 120 Geschützen — keineswegs zersplittert; vielmehr rückte er mit seiner gesamten Macht den Sardiniern entgegen, ihnen mit aller Vorsicht die Richtung seines Vorstoßes verhüllend. Am 20. März mit dem Glockenschlage 12, der den Ablauf des Waffenstillstandes verkündete, ging er bei Pavia über den Tessin, während sein Gegner weiter nordwärts bei Magenta den Fluß überschritt. Es wäre Radetzky nicht geglückt, so glatt bei Pavia den Tessin zu überschreiten, wenn General Ramorino, der am rechten Poufer marschiert war, den ihm schon am 18. März zugegangenen Befehl befolgt hätte, nämlich den Po oberhalb der Tessinmündung zu überschreiten und Pavia zu beobachten. Nun kam er zu spät nach Cava, um wenigstens den Übergang über den Gravellone zu decken, wurde dann nördlich davon bei Gambolo geschlagen und dadurch mit seinem Korps über den Po gedrängt und so für diesen Feldzug außer Thätigkeit gesetzt. Daß man ihn dann vor ein Kriegsgericht stellte, verurteilte und im April 1849 erschießen ließ, nachdem er zu Arona am Langensee ergriffen worden war, änderte an der unglücklichen Sachlage nichts.



297. Zusammenkunft König Victor Emannels mit dem Feldmarschall Grafen Radetzky in Vignale am 24. März 1849.
Nach dem Leben gezeichnet und lithographiert von den Brüdern A d a m in München.

Schlacht von Novara. Karl Alberts Abdankung.

Als man in des Königs Lager von dieser ganz unerwarteten Strategik Radetzkys noch am selben 20. März Kunde erhalten hatte, wußte man zunächst gar nicht, was man anfangen sollte. Jedenfalls kehrte man nun über den Tessin zurück und nahm bei Trecate Stellung. Chrzanowskis Feldherrnblick fand es nun angezeigt, das feindliche Heer in drei Treffen anzugreifen: der Sohn Karl Alberts, der Herzog von Genua, sollte die Feinde bei Mortara festhalten, bis der Oberfeldherr selbst zu ihrer Vernichtung nahte; General Bés sollte mit dem zweiten Haufen gegen das östlicher am Tessin liegende Vigevano rücken und den Feind von da nach dem Süden zu in den Po drängen. An beiden Orten erlitten die Sardinier trotz wackersten Widerstandes Niederlagen, die eigentlich schon den Feldzug entschieden. Denn sowohl war ihnen die nächste Rückzugslinie nach Alessandria verlegt, als auch die weitere über Vercelli nach Turin schwer bedroht. Letztere ihnen völlig abzuschneiden, ließ Radetzky die Divisionen Thurn und Wratislaw auf Vercelli marschieren, erhielt aber von seinem schon bei Mortara siegreichen Untergeneral d'Aspre die Nachricht, daß er bei Olegno nahe Novara auf den in günstiger Stellung befindlichen Feind gestoßen sei, der offenbar an Rückzug noch nicht denke. Sofort sandte Radetzky seine Truppen zurück; sie kamen zur rechten Zeit, um dem schwer bedrängten d'Aspre Luft zu schaffen und den Sieg von Novara, am 23. März 1849, für Österreich zu gewinnen. Der Krieg war zu Ende. In der Nacht versammelte der König, der offenbar in der Schlacht den Tod gesucht, dann vergeblich vom General Heß einen Waffenstillstand erbeten hatte, seine Söhne und Generale um sich. „Einen günstigeren Frieden als mir werden die Österreicher dir gewähren", sagte er zu seinem ältesten Sohne Victor Emanuel und legte zu dessen gunsten die Krone nieder. Noch in derselben Nacht verließ er, nur von zwei Dienern begleitet, das Feldlager, um sich nach Portugal zu begeben. Dort ist er in Oporto schon nach wenigen Monaten am 26. Juli 1849 gestorben; ein Mann, dessen letzte Bemühungen um Italiens Einheit und dessen Ausgang die Fehler früherer Jahre für Italien wohl vergessen machen durften.

Victor Emanuel schließt Frieden.

Der neue König Victor Emanuel hatte schon am Morgen des 24. März in einem Bauernhause bei Novara mit Radetzky eine Zusammenkunft. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, dem am 6. August der Abschluß des Friedens folgte. Frankreich und England vermittelten ihn und duldeten nicht, daß Sardinien eine andre Bedingung als die Zahlung der Kriegskosten (75 Millionen Frank) auferlegt würde. Es wurde damit die Auseinandersetzung zwischen Österreich und Sardinien, d. h. Italien, nur für eine spätere Zeit vertagt. Victor Emanuel wußte die Zwischenzeit wohl zu nützen.

Haynau in Brescia.

Im Rücken des österreichischen Heeres in Brescia hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Nachricht von Radetzkys raschem Siege erlogen wäre. Die Folge war, daß sich die Einwohner am 22. März auf die Besatzung in ihrer Stadt warfen und sie in die Citadelle zurücktrieben. Sofort eilte der Feldmarschallleutnant Haynau aus dem Venezianischen herbei. Er hatte am Tage von Custozza das Korps des Herzogs von Genua bei Sommacampagna geschlagen, am 10. August 1848 die Festung Peschiera durch Vertrag gewonnen und war dann bei Beginn des Frühjahrsfeldzugs von Radetzky als Reserve im Venezianischen bei Verona zurückgelassen worden: durch die strenge Bestrafung der Rebellen wollte er jetzt seinen Ruhm mehren. Von außen und von der Citadelle her wurde Brescia bombardiert: mit verzweifelter Tapferkeit verteidigten sich die Bürger zwei Tage lang; selbst Frauen führten die Waffen; jede Barrikade, jedes Haus fast mußte einzeln erstürmt werden, ehe die Gegenwehr aufhörte. Am 31. März war Brescia wieder österreichisch. So schonungslos war die Bestrafung der unglücklichen Stadt, daß Haynau den Namen „die Hyäne von Brescia" davontrug, und nach Jahren noch, als Haynau die Porterbrauerei von Perkins in London besuchte, die Brauerknechte sich für berufen hielten, zur Revanche für Brescia den Grausamen nachdrücklich durchzuprügeln. Auch Bergamo mußte seinen übereilten Erhebungsversuch empfindlich büßen.

Umgekehrt dagegen trieb die Verkündigung der Wahrheit die Radikalen in Genua an, die Republik am 2. April auszurufen. Allein wenn auch besiegt, war doch die Macht Sardiniens nicht vernichtet. Am dritten Tage schon erschien der General

Oberst Kielmannsegge.

Major Diller. FML. Heß. Radetzky.

GM. Hlawaty. FML. Schönhals. Oberst Schlitter. F. W. Hackländer
Oberst Wratislaw GM. Stevertnick. GM. E. H. Leopold.

Die Schlacht bei Novara am 24. März 1849.

Nach dem Leben gezeichnet und lithographiert von den Brüdern Adam in München

Lamarmora in der aufgeregten Stadt und machte kurzerhand dem republikanischen Unfug ein Ende.

Niederwerfung des Aufstandes in Toscana.

Auch für Toscana war im Grunde bei Novara die Entscheidung gefallen. An eine Einverleibung des Großherzogtums in Sardinien war jetzt nicht mehr zu denken. Die Liberalen vereinigten sich daher mit den Konservativen, welche jetzt im Vertrauen auf Österreich hervorzutreten wagten. Durch die Bürgerwehr wurden die Freischärler von Livorno, die Hauptstütze der Radikalen in Florenz, aus der Stadt vertrieben, die Freiheitsbäume umgehauen, Guerazzi verhaftet und die provisorische Regierung gesprengt, Eine gemäßigt liberale Regierungskommission unter Gino Capponi und den Brüdern Ricasoli nahm die Leitung des Senats in die Hand und lud den in Gaeta weilenden Großherzog zur Rückkehr in sein Land ein, während ein österreichisches Korps unter d'Aspre Livorno besetzte und die Herrschaft der Mazzinisten in dieser Hauptburg des Radikalismus brach. Leopold folgte dem Rufe: am 27. Juli 1849 zog er wieder in seine Hauptstadt ein und stellte die alte Ordnung wieder her. Guerazzi wurde, nachdem er einige Jahre in Haft gehalten war, des Landes verwiesen.

Der Kampf auf Sizilien.

Unterdes hatte sich auch das Schicksal Siziliens erfüllt. Die glänzenden Erfolge, die Radetzky im Sommer 1848 über die „Nationalarmee" errang, hatten in Ferdinand von Neapel den Entschluß zur Reife gebracht, die Insel Sizilien, von der nichts mehr als die Citadelle von Messina in seiner Hand geblieben war, seiner Herrschaft von neuem zu unterwerfen. Er sandte daher am 4. September 1848 20 000 Mann unter General Filangieri, einem Soldaten aus König Joachim Murats Schule, auf der Flotte hinüber nach Messina. Am 6. und 7. September 1848 wurde ein fürchterliches Bombardement zugleich von der Citadelle und der Flotte aus gegen die Stadt eröffnet. Bald lag ein großer Teil der Häuser in Trümmern; die Einwohner räumten mit ihrer beweglichen Habe die Stadt und flüchteten sich vor dem General des „Bombenkönigs" (Rè Bomba), ein Spitzname, der dem König blieb, teils in das Innere der Insel, teils auf die französischen und englischen Kriegsschiffe, die vor Messina vor Anker lagen. Obgleich jeder Widerstand aufgehört hatte, fuhr Filangieri mit der Beschießung fort. Die Gesandten der Westmächte schritten ein, der Verwüstung Einhalt zu thun: ein Waffenstillstand wurde geschlossen, um durch Verhandlungen zu einem Ausgleich zu gelangen.

Wohl erwies sich Ferdinand sehr entgegenkommend in weitgehenden Versprechungen, aber die provisorische Regierung, durch den Staatsstreich in Neapel mit Recht mißtrauisch gemacht, beharrte ohne Wanken auf den alten Forderungen Siziliens, zumal auch auf derjenigen eines eignen Heeres. Dem Könige aber erschien gerade diese, welche die Gewähr der Widerstandsfähigkeit der Insel für die Zukunft in sich schloß, völlig unannehmbar. So verging der Winter ohne Ergebnis. Da brach Sardinien zum zweitenmal gegen Österreich los: im Vertrauen darauf kündigte auch Sizilien Ende März 1849 rasch entschlossen den Waffenstillstand, und der Kampf begann von neuem.

Unterwerfung der Insel.

Freischärler waren in Menge der um ihre Unabhängigkeit streitenden Insel zu Hilfe gezogen; sie wurden zu einer Fremdenlegion vereinigt, über welche auf Empfehlung der Radikalen in Paris Mieroslawski den Oberbefehl erhielt. Am Ätna lagerten die Heere einander gegenüber, nachdem mit Hilfe der Flotte den Neapolitanern die Landung bei Taormina und die Erstürmung dieser Stadt gelungen war. Filangieri führte am 6. April 1849 die Neapolitaner zum Sturm auf die Verschanzungen der Sizilianer bei Catania vor. Dieser Angriff, den wiederum die Flotte unterstützte — die Sizilianer geboten über keine — fand zwar einen überaus mutigen Widerstand unter Mieroslawskis Führung, der dabei schwer verwundet wurde. Aber schließlich siegte doch die Übermacht und bessere Führung. Bis in die Nacht hinein dauerte der Verzweiflungskampf in den Straßen der Stadt; die Schweizersöldner des Königs nahmen die letzten Barrikaden; dann erfolgte eine schonungslose Plünderung der Stadt. Damit war der Widerstand der Insel gebrochen: über Syrakus rückte Filangieri vor Palermo, seinen Weg durch rauchende Dörfer und Niedermetzelung der Bewohner bezeichnend. Die Bürgerschaft der Hauptstadt, am Erfolge einer Gegenwehr

verzweifelnd, war bereit zu kapitulieren; nur die unteren Volksklassen waren kriegerisch gesinnt: es bedurfte indes nur weniger Kanonenschüsse, um die Stadt am 11. Mai zur Ergebung zu bringen. Damit war die Insel unter den harten Militärdespotismus des bourbonischen Regiments zurückgebracht, und Filangieri, zum Statthalter ernannt, war nicht der Mann, durch rücksichtsvolle Milde die Gemüter mit der Wendung der Dinge auszusöhnen. Trotz des am 22. Mai gegebenen Versprechens, daß der König den teuersten Edelstein seiner Krone, seinen Erstgeborenen, einen Engel an Verdienst und Tugend als seinen Stellvertreter auf die Insel senden werde, blieb Filangieri bis 1855 in seiner Stellung. Mühsam verhehlten fortan die Sizilianer den Bourbonenhaß, den ihre Brust erfüllte.

Die römische Frage.



298. Französische Linieninfanterie zu Civitavecchia im April 1849.
Nach der Lithographie von Raffet.

König Ferdinand aber ergriff mit Befriedigung die Gelegenheit, auch über die Grenzen seines Staates hinaus seine Kräfte in den Dienst der Reaktion zu stellen. Wiederholt waren Versuche gemacht worden, von Sardinien wie von den Liberalen Roms, dem Papste durch Verhandlungen den Rückweg nach Rom zu bahnen. Aber Pius wies jede Verständigung zurück: nur auf gewaltsame Intervention, zumal seit in Rom die Republik proklamiert war, setzte er seine Hoffnung. Auf seinen Anruf traten die Vertreter der katholischen Mächte Österreich, Frankreich, Spanien und Neapel in Gaeta am 30. März 1849 zu einer Konferenz zusammen, um über die Art und Weise einer solchen Intervention sich im voraus zu verständigen. Infolgedessen besetzte Österreich Bologna und Ancona, ein spanisches Korps von 5000 Mann landete in Terracina, und 16000 Neapolitaner unter General Winspeare setzten sich in Marsch auf Rom.

Diesen Maßregeln der katholischen Mächte glaubte der Präsident der französischen Republik, Prinz Louis Bonaparte, sich weder anschließen, noch von ihnen ausschließen zu dürfen. Denn zur Befestigung seiner Stellung bedurfte er der Unterstützung der klerikalen Partei, die er durch kein Mittel sicherer meinte gewinnen zu können, als wenn er den Papst nach Rom zurückführte und ihm den Kirchenstaat zurückgab, und damit ihr den größten Dienst leistete, der ihr erwiesen werden konnte. Indes wenn er dies im Verein mit jenen nicht bloß katholischen, sondern auch reaktionären Mächten that, mußte er mit Recht besorgen, die heftigste Gegnerschaft aller Liberalen

in Frankreich gegen sich aufzurufen. Es blieb demnach nur ein Weg: den übrigen Mächten durch die Besetzung Roms zuvorzukommen.

Oudinots Angriff auf Rom.

Die römischen Radikalen sahen das Gewitter wohl, das sich über ihrem Haupte zusammenzog. Die Rüstungen, die für den nationalen Kampf begonnen waren, wurden mit Eifer für die Behauptung der Republik fortgesetzt. Auch Garibaldi, der nach den Siegen Radetzkys in der Schweiz Zuflucht gefunden hatte, wurde herbeigerufen. Da landeten auch schon am 24. April die Franzosen, 15 000 Mann stark, unter General Oudinot, dem Sohne des napoleonischen Marschalls, in Civitavecchia. Rom protestierte gegen dies Einschreiten und verschloß ihm die Thore. Er versuchte den Eintritt zu erzwingen: an der Porta San Pancrazio kam es am 30. zum Kampfe, der damit endigte, daß die Franzosen vor den Freischaren des Triumvirats sich zurückziehen mußten. Oudinot freilich hatte die Hälfte seines Korps zu dem Handstreiche für ausreichend gehalten; jetzt beschloß er doch vor allem weitere Verstärkungen aus Frankreich abzuwarten.

Eroberung Roms.

Der Empfang der französischen Truppen an der Porta Pancrazio gab dem Präsidenten Napoleon Bonaparte eine willkommene Gelegenheit, das empfindliche Nationalgefühl seiner Landsleute für sich einzunehmen, indem er einen offenen Brief an Oudinot schrieb, daß er fernere Beleidigungen der militärischen Ehre Frankreichs nicht dulden und daß er Verstärkungen nachsenden werde. Diese Kriegserklärung an die römische Republik entfesselte zwar einen Sturm der Entrüstung bei der Linken der Nationalversammlung, gewann dem neuen Präsidenten aber die Zustimmung aller national gesinnten Franzosen und vor allem der Armee. Da die Wahlen vor der Thür standen, so machte der Präsident der Linken nur das eine Zugeständnis, daß er den republikanisch gesinnten Ferdinand Lesseps, den späteren Erbauer des Suezkanals, nach Rom zu Verhandlungen schickte. Dieser schloß zunächst mit den Triumvirn eine Waffenruhe ab, die den Römern Zeit verschaffte, sich gegen ihre anderen Angreifer zu wenden. Zwar die Spanier suchten dem Kampfe auszuweichen; aber der neapolitanische General Lanza ging zum Kampfe über. Unter Garibaldis Führung, der in seinem roten Hemde und seiner offenbaren Kugelfestigkeit den Leuten wie der leibhaftige Satan vorkam, siegten die Römer über die Neapolitaner am 9. Mai bei Palestrina und am 19. bei Valletri und trieben sie über die Grenze zurück. Dieser Siegesstimmung gegenüber hatte Lesseps schweren Stand; doch brachte er am 31. März einen Vertrag mit den Triumvirn zustande, wonach die Franzosen zwar die Umgebung Roms, aber nicht die Stadt selber besetzt halten sollten. Oudinot jedoch erklärte diesen Vertrag mit der durch den Mißerfolg an der Porta San Pancrazio geschädigten französischen Waffenehre für unverträglich und nahm sofort die kriegerischen Operationen wieder auf. In der Nacht vom 2. zum 3. Juni überfiel er die Villen Pamfili und Corsini, die ihm vortreffliche Stützpunkte zum Vorgehen gegen den Esquilin boten. Gleichwohl verteidigten sich die Römer mit größter Standhaftigkeit noch wochenlang gegen die Übermacht der Franzosen. Erst als die Villa des Kardinals Crissaldi, Vascello, in Trümmer geschossen und Garibaldi aus der Ruine vertrieben worden war, und dann auch die Bastei San Pancrazio am 29. Juni gefallen war, sank den Römern der Mut. Mazzini und seine Anhänger flüchteten sich aus der Stadt, in die am Abend des 3. Juli die Franzosen siegreich eindrangen. Garibaldi sammelte die letzten der Verteidiger um sich; mit 3000 Mann zog er in guter Ordnung von dannen. Durch die Österreicher sich einen Weg bahnend, erreichte er das Gebiet der kleinen Republik San Marino; hier löste er das Korps auf und schiffte sich in Genua ein, um nach Amerika zurückzukehren.

Unpolitische Haltung des Papstes.

Oudinot sandte durch den Oberst Niel die Schlüssel Roms nach Gaeta an den Papst. Pius erteilte ihm dafür seinen apostolischen Segen. Das war aber auch alles, wozu sich der Papst bereit fand. Ohne Oudinot von seinen ferneren Schritten zu verständigen, schickte er, ohne vorerst selbst zu kommen, drei Kardinäle nach Rom, die eine Art Inquisitionsgericht etablierten. Das konnte sich der französische Präsident nicht bieten lassen. Der allzu entgegenkommende Oudinot ward durch Rostolan ersetzt, und Louis Napoleon schrieb an den Oberstleutnant Ney nach Rom einen sehr deutlichen

Brief, worin er es beklagte, daß von offenbar wider ihre Instruktion handelnden Kardinälen die Freiheit bringenden französischen Fahnen beschimpft wurden. Daraufhin lenkte der Papst erschrocken ein; aber erst am 12. April 1850 hielt Pius seinen Einzug in die ewige Stadt. Rom hatten ihm die Franzosen, die Mark Ancona und die Legationen die Österreicher wiedergewonnen; auf die gebrechliche Basis der Fremdherrschaft war damit die weltliche Macht des Papsttums gestellt: sie war demnach dem Untergange verfallen, sobald Italien zu nationaler Gestaltung gelangte!

Wiedereroberung von Venedig.

Freilich schien dies Ziel aller nationalen Wünsche damals noch in weiteste Ferne gerückt. Denn allenthalben waren die alten Zustände wiederhergestellt: nur die alte Lagunenstadt Venedig behauptete noch mit Erfolg die jüngst gewonnene Freiheit. Denn wenn auch ein ansehnliches österreichisches Korps unter Haynaus Befehle sich vor die Stadt gelegt, so hatte Venedig doch einen starken Bundesgenossen. Vier Wochen lang regnete es mit Macht: das Wasser in den Kanälen der Stadt staute sich auf und verwandelte den aufgeschwemmten Boden und die Lagunen in einen großen Morast; Sumpffieber verheerten das österreichische Lager. Eine Einschließung der Stadt war nicht möglich, da es Haynau an Schiffen fehlte; er mußte sich daher zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Laufgräben wurden eröffnet, Belagerungsgeschütz herbeigeschafft. Das Fort Malghera, der Brückenkopf Venedigs, wurde in Trümmer geschossen, so daß die Verteidiger es am 27. Mai 1849 räumen mußten. Nun rückten die Belagerer näher heran; ihre Bomben fielen in die Stadt. Mehr und mehr neigte sich das Übergewicht auf die Seite der Angreifenden. Die Verteidiger litten an Lebensmitteln Not; die Cholera brach aus. Dennoch dachten sie nicht an Ergebung; auf Zuzug aus Ungarn stand ihre Hoffnung. Erst auf die Nachricht von Vilagos sank ihnen der Mut. Parteiungen zerrissen die Bürgerschaft. Manin gab dem allgemeinen Drängen nach und schloß am 24. August eine Übereinkunft mit Radetzky (Haynau war als Oberfeldherr gegen Ungarn abgerufen worden), wonach die vierzig hervorragendsten Führer der Erhebung in die Verbannung gingen, sonst aber Straflosigkeit zugesichert wurde. Am 30. August hielt der Feldmarschall seinen Einzug in die für Österreich wiedergewonnene Stadt des heiligen Markus.

Der italienische Nationalverein.

Das war das Ende der nationalen Erhebung Italiens: sie war völlig mißglückt. Aber die Italiener hatten den Beweis geliefert, daß sie mit Mut und Standhaftigkeit die Waffen zu führen verstanden: waren sie erlegen, so war es geschehen durch das militärische Übergewicht der Fremden, aber kaum weniger auch durch den eignen Mangel an Einigkeit. Daran knüpfte sich ihre Hoffnung für die Zukunft. Es ist das patriotische Verdienst Daniel Manins, der nach dem Falle seiner Heimatsstadt als Sprachlehrer in Paris lebte, darauf immer wieder hingewiesen und durch die Stiftung des italienischen Nationalvereins eine Aussöhnung zwischen den Liberalen und den Radikalen angebahnt zu haben. Es war ein unschätzbarer Gewinn für die Sache Italiens, daß bei der großen Mehrheit des Volkes nach und nach die Überzeugung durchdrang einmal von der Unfruchtbarkeit der revolutionär-republikanischen Agitationen Mazzinis, zum andern von der Notwendigkeit eines engen Anschlusses an die patriotische Politik Sardiniens und seines Königshauses. Der Erfolg sollte nicht ausbleiben. War doch überdies auch Frankreich durch seine Besetzung Roms in unmittelbare Beziehung zu dem, was Italien bewegte, gebracht.

Der Staatsstreich und das zweite Kaiserreich in Frankreich.

Antirepublikanische Stimmung.

„Für wen sollen wir stimmen?" fragte am Vorabend der Präsidentenwahl Herr von Saint-Brieuc den Marschall Bugeaud. „Für den General Cavaignac oder für den Prinzen Louis?" „Der General Cavaignac", antwortete Bugeaud, „das heißt die Republik; Louis Bonaparte, das heißt das Unbekannte: ich stimme für das Unbekannte!" Und wie Bugeaud dachten Unzählige in Frankreich; schon im Dezember 1848 hatte die Republik bei der großen Mehrheit der Franzosen das Vertrauen verloren. Das Unbekannte? Es mochte sein, was es wollte; jedenfalls war es etwas Antirepublikanisches.

Die „napoleonische Idee".

Aber es war ein Bonaparte, an den sich diese Erwartung des „Unbekannten" knüpfte. Dadurch mußte sie einen im allgemeinen bestimmten Inhalt bekommen. Frank-

reich wollte die Verwirklichung der „napoleonischen Idee“: darum gab es dem persönlich fast ganz unbekannten Prinzen Louis am 1. Dezember 1848 seine Stimme.

Die napoleonische Idee, kann man sagen, setzte sich aus zwei Elementen zusammen: dem Bonapartismus und dem Imperialismus. Jener bedeutete die zu gunsten des Volkes ausgeübte Diktatur; dieser die Gesamtheit der durch den Kaiser Napoleon gegründeten bürgerlichen und politischen Institutionen. Der Bonapartismus hatte nirgend anders existiert, als in der Einbildung Unwissender. Napoleon hatte nichts für das Volk gethan. Alle Industriegesetze des Kaiserreichs kamen dem Arbeitgeber, nicht dem Arbeiter zu gute; war die Revolution gegen einen verderbten Adel, gegen eine intolerante Geistlichkeit, gegen die Zensur, gegen Frondienst, Unwissenheit und Elend gerichtet gewesen, so führte Napoleon alle diese Übel zurück. Das Volk glaubte, daß er die Einrichtungen der alten Zeit vernichtet habe, während er nur die Namen geändert hatte. Von der Revolution wußte das Volk mit Genauigkeit nichts, als was es in der Schule und im Feldlager, dieser eigentlichen Schule des Kaiserreichs, davon lernte: so kam es dazu, in Napoleon den Erlöser Frankreichs und des Volkes zu sehen. — Der Imperialismus war in den höheren Schichten des Bürgertums nie völlig erloschen. Die reicheren Klassen warfen im allgemeinen der kaiserlichen Regierung nichts vor als ihre langen Kriege; für sie bot diese Regierung eine Garantie für den ungestörten Besitz der nationalen Güter. Selbst bei der großen Masse des Volkes erwachte mit der Zeit die Popularität des Kaisers wieder: man machte einen Akt des Patriotismus daraus, seinen Ruhm und sein Genie zu preisen. Aus Ruhmsucht erweckte die liberale Presse der Restauration und die demokratische der Juliregierung die Idee des Imperialismus; aus Haß gegen die Republik wollten die verschiedenen Parteien ihn wieder einsetzen. So schlossen sowohl die Legitimisten wie die Orleanisten der napoleonischen Idee sich an, wenn sie auch in ihr nur ein Mittel zur Erreichung ihrer Sonderzwecke sehen wollten.

Dies alles, indem so ziemlich ein jeder der napoleonischen Idee neben ihrem allgemeinen noch nach seinen besonderen Wünschen einen besondern Inhalt gab, führte zu der ungeheuren Stimmenmehrheit, die am 10. Dezember 1848 den Prinzen Louis Bonaparte auf den Präsidentensitz der französischen Republik erhob.

Die Familie Bonaparte.

Es kam ihm dabei, so auffällig es auch klingen mag, sehr wesentlich zu statten, daß kaum jemand ihn kannte, oder von der Familie Bonaparte genaueres wußte: denn um so freier konnte ein jeder sich von ihm versprechen, was er wünschte.

Ein Menschenalter erst war seit dem Sturze des Kaisers vergangen; aber die Zeit hatte hingereicht, um seine zahlreiche Familie aus der öffentlichen Aufmerksamkeit völlig verschwinden zu lassen. Des Kaisers Mutter, Madame Lätitia, hatte in Rom in der Gesellschaft ihres Bruders, des Kardinals Fesch, ihren Lebensabend verbracht. Kaum jemand bekam die kleine magere Dame mit den schwarzen feurigen Augen, die sich in ein schwarzes Wollenkleid mit einem Turban nach der Mode des Kaiserreichs zu kleiden pflegte, zu sehen: so zurückgezogen lebte sie. Ihre Wohnung verließ sie nie anders als in einem geschlossenen Wagen. Die großen Ersparnisse, die sie als „Madame Mère“ gemacht hatte, sollten ihren Kindern sehr zu statten kommen. Ihr ältester Sohn Joseph, früher König von Spanien, lebte als Graf von Survilliers, sein Landgut bebauend, in Amerika. Lucian wohnte in Tusculum in der Nähe von Rom, mit Ausgrabungen und archäologischen Studien beschäftigt, bis er durch falsche Spekulationen so ziemlich sein ganzes Vermögen verlor. Ludwig, der frühere König von Holland, hatte sich nach Florenz zurückgezogen, wo er, allen Verkehr meidend, seine Zeit den schönen Wissenschaften und der Poesie widmete. Hieronymus endlich, der frühere König von Westfalen, lebte zuerst auf Schloß Göppingen, das ihm sein Schwiegervater, der König von Württemberg, zur Verfügung gestellt hatte, dann in Rom; im Dezember 1847 erhielt er von Louis Philipp die Erlaubnis, drei Monate des Jahres in Frankreich zu wohnen. Von den Schwestern des Kaisers lebte Karoline, Gräfin von Lipona, Joachim Murats Witwe, in Italien; 1838 hielt sie sich auch eine Zeitlang in Paris auf. Elisa, Gräfin von Campignano, die frühere Fürstin Bacciochi, hatte sich ganz in einen kleinen Kreis gelehrter Männer in Italien zurückgezogen. Pauline, die Fürstin Borghese, hatte sich mit ihrem Gemahl soweit wieder ausgesöhnt, daß sie einen Flügel des Palastes Borghese in Rom bewohnte, während der Fürst den andern innehatte.

Alle diese Geschwister des Kaisers waren im Jahre 1848 tot, mit alleiniger Ausnahme von Hieronymus. Ihr ganzes Verhalten hatte gezeigt, daß sie an eine Wiederherstellung des bonapartischen Thrones nicht im geringsten glaubten. Nur daß Hieronymus mitunter, wohl mehr als Wunsch, denn als Hoffnung es aussprach, nicht im Exil zu sterben.

Inzwischen aber war die jüngere Generation herangewachsen: hatte nun nicht unter dieser die napoleonische Idee einen Träger? Eugen Beauharnais hatte allen napoleonischen Hoffnungen offenkundig entsagt, indem er den Titel eines Prinzen von Leuchtenberg annahm. Die Söhne Lucians, die Prinzen von Canino, hatten indirekt die gleiche Erklärung abgegeben, indem sie sich als Römer naturalisieren ließen. Die beiden Söhne von Hieronymus dienten als Offiziere in der württembergischen Armee, ohne durch irgend etwas sich bemerklich zu machen. Endlich Karolinens Sohn Lucian Murat, mit einer Amerikanerin Miß Fraser verheiratet, lebte nach dem Verluste seines Vermögens in Amerika von dem Ertrage einer Schule für junge Mädchen, die seine Frau hielt. So war auch unter diesen Epigonen der Bonapartes keiner, der irgendwie den Anspruch erhob, Prätendent des napoleonischen Thrones sein zu wollen.

Hortense Beauharnais.

Eine Frau vielmehr war es, die in der zahlreichen bonapartischen Familie allein dem Kultus der napoleonischen Idee sich weihte. Hortense Beauharnais hatte im Jahre 1814 mit der Restauration sich ausgesöhnt und war dafür von Ludwig XVIII. mit dem Herzogtum St. Leu bei Paris ausgestattet worden. Nach den hundert Tagen indessen, in denen sie mit Entschiedenheit auf die Seite Napoleons getreten war, war sie aus Frankreich verwiesen worden. Ihre Ehe mit Ludwig Bonaparte, für beide Teile gleich unerquicklich, hatte sich längst in Wahrheit gelöst. Die schöne und warmherzige Frau nahm ihren Aufenthalt in dem Schlosse Arenenberg am Bodensee, später gewöhnlich in Rom. Aber wo die lebhafte, von romantischen Ideen erfüllte Frau auch weilte, stets sammelte sich ein Kreis geistig angeregter Männer um sie, von ihrer Anmut gefesselt, die ihr glückliches Erbteil von ihrer Mutter Josephine her war. Ihr Salon war der wahre Mittelpunkt des Bonapartismus; hier suchte sie ihre Gäste mit der unerschütterlichen Überzeugung von der Zukunft der napoleonischen Idee, die sie selbst beseelte, zu erfüllen. Sie glaubte gleich ihrer Mutter an Prophezeiungen, an den Einfluß der Gestirne; sie ließ sich ihr Horoskop stellen und von den alten Weibern des Dorfes die Karte legen: eine große Zukunft ward ihren Söhnen in Aussicht gestellt.

Louis Napoleons Jugendjahre.

Von ihren Söhnen war der älteste, der Großherzog von Berg, als Kind gestorben. Der zweite, Napoleon Louis, erlag während der italienischen Insurrektion einer Brustfellentzündung. Der jüngste war der Prinz Karl Louis Napoleon. Geboren 1808 am 20. April, hatte er mehr als seine Brüder den unmittelbaren Einfluß der Mutter erfahren. Denn bei ihm fielen jene Jugendjahre, in denen die geistige Eigenart sich auszubilden beginnt, in die Zeit der Verbannung. Mit tiefster Neigung gab er sich daher der Mutter hin. Sie senkte in die zarte Knabenseele ihre Ideen, ihre Hoffnungen. Mit unwandelbarer Sicherheit glaubte Prinz Louis sich von dem Schicksal für den Thron seines Oheims bestimmt; mehr als einmal meinte der Knabe aus der Tiefe des Waldes bei Arenenberg Stimmen zu vernehmen, die ihm zuriefen: „Du wirst herrschen!“ Einige Jahre besuchte Prinz Louis das Gymnasium zu Augsburg, wo das Studium der alten Klassiker und gymnastische Übungen die Grundlage seiner Erziehung bildeten. Später trat er als Freiwilliger in die Artillerieschule von Thun im Kanton Bern und nahm an den alljährlichen Manövern der Artillerie und des Ingenieurkorps, die im Lager bei Thun gehalten wurden, mit Eifer teil, bis er allmählich zum Artilleriehauptmann des Regiments Bern aufstieg. Unterbrochen wurden diese militärischen Beschäftigungen durch die Beteiligung an der italienischen Insurrektion, aus der die Mutter ihn nur mit Mühe nach Frankreich rettete (S. 396 f.).

Persönlichkeit des Prinzen.

Der Wuchs des Prinzen Louis war nur mittel; der nach seiner Flucht aus Ham erlassene Steckbrief gibt 166 cm an; der Oberkörper war plump von breiten Schultern, krummem Rücken und ruhte auf kurzen Beinen. Zwischen den Schultern saß ein kleiner Kopf mit einem aschfahlen, schon zur Zeit, da er als Prätendent auftrat, stark verlebten Gesicht; die Augen waren grau, eigentümlich verschleiert und leblos, nur ab und zu mit raschem Aufblitzen verratend, daß ihr Besitzer nicht der Idiot war, zu dem ihn anfangs viele machen wollten. Unter der großen, aber nicht napoleonischen Nase, entwickelte sich ein mächtiger Schnurrbart, den der Steckbrief noch blond nennt, während er ihn sich später dunkel färbte und in zwei mächtige spitze Enden ausdrehte. So wenig Ähnlichkeit mit dem Onkel vermochte man in dem Neffen zu entdecken, daß die Meinung, er sei in Wahrheit kein Bonaparte, nicht der Sohn Ludwigs, sondern einem Verhältnis seiner Mutter Hortense mit dem holländischen Admiral Verhuel entsprossen, viel Glauben fand. Aber von dieser Mutter besaß er jene Zauberkraft, welche die Menschen, mit denen er in Berührung kam, unwiderstehlich anzog und seinen Ansichten fügsam machte. Schweigsamen, wie es schien, träumerischen Wesens, lebte er in einer Welt eigner Ideen, aber er verstand es, die ganze Kraft seines Urteils und seines Willens auf ein Ziel, das er sich gesetzt hatte, zu konzentrieren und, die Hindernisse lieber umgehend als übersteigend, auch einen weitaussehenden Plan mit Erfolg durchzuführen. Personen und Zustände beurteilte er, soweit er selbst beobachten konnte, mit großer Schärfe; wo er Mißgriffe machte, war er durch unzuverlässige Berichte andrer irre geleitet: zwar kein Genie, aber jedenfalls ein ungewöhnlicher Mann. Auf Frankreich war sein ganzes Absehen gerichtet, dieses Ziel zu erreichen war er dann in der Wahl seiner Mittel nie wählerisch, wennschon er im gegebenen Falle das menschlichere dem unmenschlichen vorzog.

Die „Politischen Träumereien“.

Im Mai 1832 veröffentlichte Prinz Louis seine „Politischen Träumereien“, gewissermaßen ein Programm seiner Lebenshoffnungen; es kommt darauf hinaus, daß für Frankreich die Erneuerung des Kaiserthrones und die Wiederherstellung der Kaisergarde notwendig sei. Das lenkte die Aufmerksamkeit bonapartistisch gesinnter Kreise um so mehr auf ihn, als durch den gleich

Eigenhändiger Brief des Prinzen Louis Napoleon Bonaparte

aus seinem Gefängnis in Ham.

Vom 14. Oktober 1841.

Übersetzung.

Festung Ham, 14. Okt. 1841.

Mein Herr,

Ich war sehr gerührt von dem Briefe, den Sie mir im Namen mehrerer Personen der arbeitenden Klasse geschrieben haben, und bin glücklich bei dem Gedanken, daß einige meiner Mitbürger dem Patriotismus meiner Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein Beweis der Teilnahme von Leuten aus dem Volke ist mir hundertmal kostbarer als die offiziellen Schmeicheleien, mit welchen die Stützen jeder Regierung die Mächtigen überhäufen. Ich werde mich immer bemühen, solches Lob zu verdienen, und im Interesse dieser immensen Majorität des Volkes zu arbeiten, welches heute weder politische Rechte noch einen gesicherten Wohlstand hat, obgleich es die anerkannte Quelle aller Rechte und aller Reichtümer ist.

Gefährte der unglücklichen Sergeanten von La Rochelle, müssen Sie leicht verstehen, welches meine Meinungen und meine Gefühle sind, da Sie für die gleiche Sache gelitten haben wie ich. Ich bitte Sie daher, bei denen, welche den Brief unterschrieben haben, der Dolmetsch meiner Gefühle der Dankbarkeit zu sein — und empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner Hochachtung und Sympathie.

Napoleon Louis B.

An Herrn Castille.

Fort de Ham le 14 Octobre 1841

Monsieur

J'ai été bien touché de la lettre que vous m'avez adressée au nom de plusieurs personnes de la classe ouvrière et je suis heureux de penser que quelques uns de mes concitoyens rendent justice au patriotisme de mes intentions. Un témoignage de sympathie de la part d'hommes du peuple me semble cent fois plus précieux que ces flatteuses offres elles quon prodiguait aux puissants de la fortune de tous les régimes; aussi m'efforcerai je toujours de mériter les éloges et de travailler dans les intérêts de cette immense majorité du peuple français qui n'a aujourd'hui ni droits politiques ni bien être et qui cependant est la source reconnue de tous les droits

Eigenhändiger Brief des Prinzen Louis Napoleon Bonaparte
vom 14. Oktober 1841.

et de toutes les richesses.

Compagnon des malheureux sergents
de la Rochelle vous devez facilement
comprendre quelles sont mes opinions et
quels sont mes sentimens puisque
vous avez souffert pour la même
cause que moi aussi est-ce
avec plaisir que je vous prie
d'être, auprès des signataires de la
lettre que vous m'avez adressée,
l'interprète de mes sentimens de
reconnaissance, et de recevoir l'assurance de mon estime et de
mes sympathies.

Napoléon Louis B

A Monsieur Castille.

danach erfolgenden Tod des Herzogs von Reichstadt, Napoleons Sohnes, Prinz Louis die nächste Anwartschaft auf die Erbschaft seines Oheims gewonnen zu haben schien. So sah auch Metternich die Sache an, als er am 21. Juni 1832 wenige Wochen vor dem Ableben des Herzogs von Reichstadt seinen Gesandten in Paris anwies, den König Louis Philipp auf den voraussetzlichen Nachfolger des Herzogs aufmerksam zu machen; ohne Zweifel werde sich der junge Prinz Napoleon als Nachfolger in der Vertretung des Bonapartismus betrachten und betrachtet werden.

Fialin-Persigny.

In Paris lebte ein Steuerbeamter, Namens Fialin. Früher Quartiermeister in der Armee, hatte er bemerkt, daß in den Kasernen und Wirtshäusern kein Bild häufiger anzutreffen war, als das des Kaisers, während bei der Menge des Volkes das Königtum der Bourbons als das Reich der Priester und Junker, das Julikönigtum als die Herrschaft der Bankiers, Journalisten und Advokaten gleich unbeliebt waren. Er gründete darauf eine bonapartistische Zeitschrift, „der französische Occident", deren Ankündigung mit den Worten schloß: „Die Zeit ist gekommen, die alte Fahne des Kaiserreichs zu entfalten: der Kaiser, der Kaiser über alles!" Freilich erlebte der französische Occident nur eine einzige Nummer; aber Fialin ließ sich in Arenenberg vorstellen und wurde dort von der Herzogin mit Auszeichnung empfangen. Bald war er die rechte Hand des Prinzen Louis. Der Prinz hatte damals eben sein „Handbuch der Artillerie" vollendet. Fialin übernahm es, verschiedenen einflußreichen Persönlichkeiten der Armee und der Presse es im Namen des Prinzen zu überreichen und dabei sich über die politischen Ansichten und Wünsche der Empfänger zu unterrichten. Die napoleonische Idee hatte einen thätigen Agenten gewonnen, der sich jetzt nach einer früheren Besitzung der Familie seiner Mutter den Namen Vicomte von Persigny beilegte.

Straßburger Putsch.

Es galt zunächst, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den kaiserlichen Prätendenten zu lenken. Es geschah dies durch den abenteuerlichen Erhebungsversuch von Straßburg am 30. Oktober 1836, der schon früher erzählt wurde. Die Herzogin Hortense eilte sofort nach Paris, um bei Louis Philipp um Gnade für den „Leichtsinn" ihres Sohnes zu flehen. Der König, in dem Bestreben, den Bonapartismus dadurch zu zerstören, daß er ihn absorbierte, war zur Verzeihung bereit. Der Prinz wurde nach Lorient auf die Fregatte „Andromeda" gebracht und auf dieser, nachdem ihn der König mit 16000 Frank Reisegeld hatte versehen lassen, am 21. November 1836 nach Amerika geschickt. Durch einen Brief dankte der Prinz dem Könige für die bewiesene Großmut um so aufrichtiger, als seine Freilassung an durchaus keine Bedingung geknüpft war.

Tod der Mutter.

Am 3. April 1837 kam Louis Bonaparte in New York an. Er fand dort einen Brief seiner Mutter vor, die ihm mitteilte, daß sie sich einer schweren Operation unterwerfen müsse. Sofort schiffte er sich wieder ein und gelangte rechtzeitig nach Europa zurück, um seine Mutter noch am Leben zu finden. Aber die Operation war mißlungen: wenige Tage darauf starb sie, am 5. Oktober 1837, ohne von ihren Hoffnungen zu lassen.

Louis Napoleon verläßt die Schweiz

Indes die französische Regierung fühlte sich durch die Anwesenheit des Prätendenten in der Schweiz beunruhigt. Unterstützt von Österreich und Preußen, verlangte sie daher von der Schweiz, obgleich Louis Bonaparte das Schweizer Bürgerrecht besaß, dessen Ausweisung. Die Schweiz weigerte sich, dem Verlangen Louis Philipps nachzukommen: ein französisches Armeekorps marschierte gegen die Grenze; auch die Schweiz machte mobil. Da beugte Louis Bonaparte allen Zerwürfnissen vor, indem er die Schweiz freiwillig verließ.

Jean Mocquard.

Am 14. Oktober 1838 betrat er den Boden Englands. In seiner Begleitung befand sich Jean Mocquard. Unter Ludwig XVIII. war Mocquard, ein ausgezeichneter Advokat, unter den Elegants der Pariser Boulevards in eleganten Stulpenstiefeln und modisch-grellen Pantalons eine viel bemerkte Erscheinung gewesen. Allein durch falsche Spekulationen zu Grunde gerichtet, hatte er sich nach der Schweiz zurückgezogen, wo er Sekretär der Herzogin von St. Leu und bald ihr Vertrauter wurde. Jetzt betrachtete er es als seine Aufgabe, über die Interessen ihres Sohnes mit Umsicht zu wachen. Er suchte die Presse für ihn zu gewinnen, womöglich ein eignes Journal zur Vertretung seiner Ansprüche zu kaufen.

Beginn der Propaganda.

Überhaupt kam jetzt ein bemerkenswertes Leben unter die Bonapartisten. In Paris bildete sich, zumeist aus alten Offizieren des Kaiserreichs, der „Klub der Lederhosen", der eine sehr thätige Propaganda für den Bonapartismus betrieb. Neben ihm suchte der „Klub der Cotillons", zu dem nur Damen gehörten, für die Wiederherstellung des Kaiserreichs zu wirken. Wie eine Unterstützung dieser Bestrebungen mußte es daher fast erscheinen, daß Louis Philipp seinen Sohn absandte, um die Reste Napoleons von St. Helena nach Paris zu holen.

Die „Idées Napoléoniennes".

Unterdessen schien Louis Bonaparte in England ganz in den Beschäftigungen eleganten Sports aufzugehen; aber in Wahrheit war er rastlos bemüht, sich immer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen und nach allen Seiten Verbindungen anzuknüpfen. Dem ersten Zwecke dienten seine 1839 veröffentlichten „Idées Napoléoniennes", die den bisherigen Regierungen seit 1815 den Vorwurf machten, das Frankreich der Vergangenheit nicht in das der Gegenwart hinübergeführt zu haben. Sie konnten es nicht, weil ihnen die Prinzipien des großen Napoleon, sein Genie fehlten. Der vermochte Ordnung und Freiheit, das Staatsprinzip mit den Volksrechten zu verbinden. Selbst seine Kriege waren segensreich. Sie glichen den Überflutungen des Nils, die anfangs verheerend erscheinen und dann allenthalben Fruchtbarkeit hinterlassen. Eine richtige Verwaltung muß wie die des großen Napoleon, Gleichheit, Achtung vor dem Gesetz und strenge Rechtlichkeit zu Charakterzeichen haben; sie muß den allgemeinen Wohlstand fördern, die National-

ehre wahren. Alles das kann nur das Kaiserreich. Zur Errichtung eines solchen wurde mit einer großen Zahl hervorragender Militärs ein geheimes Einverständnis angebahnt, dessen Ziel der Sturz des Julikönigtums war. Namentlich war der Kommandant von Lille, General Magnan, unter den Zustimmenden. Denn der Plan des Prätendenten war, an der Nordküste Frankreichs zu landen, im raschen Zuge sich nach Lille zu begeben und, auf diese starke Festung gestützt, den Kampf um die Krone gegen Louis Philipp zu beginnen. Die kriegerische Erregung, die Frankreich im Sommer 1840 erfüllte, erschien dem Wagnisse günstig; denn die Erinnerungen an den Kaiser waren wach wie nie zuvor. So landete denn Louis Bonaparte, den Hut Napoleons auf dem Haupte, mit dem Degen, den der Kaiser bei Austerlitz getragen, umgürtet, am 4. August 1840 bei Vimeux unweit Boulogne. Über den lächerlichen Ausgang dieses Abenteuers ist ebenfalls schon früher berichtet worden.

Der Gefangene von Ham.

Der Pairshof hatte über den Gefangenen das Urteil zu fällen. Er erfand für den Prinzen eine Strafe, die im Strafgesetzbuch gar nicht existierte: er verurteilte ihn zu lebenslänglicher Haft. Am 6. Oktober 1840 wurde er nach der Festung Ham gebracht. Die Zelle, die früher Fürst Polignac inne gehabt, wurde ihm zugewiesen, die Haft aber mit der größten Milde gehandhabt. Der Prinz erhielt eine eigne Reitbahn innerhalb der Festung bewilligt; er durfte Besuche empfangen, ja sein Leibarzt Conneau und der General Montholon, der schon Napoleon nach St. Helena begleitet hatte, erhielten die Erlaubnis, die Haft des Prinzen zu teilen. Körperliche Übungen wechselten mit geistigen Arbeiten. Mit fast allen Berühmtheiten Frankreichs, mit Thiers, Chateaubriand, Béranger u. a. führte er eine lebhafte Korrespondenz; für verschiedene Lokalblätter lieferte er Artikel; er schrieb eine Broschüre über „Die Ausrottung der Armut“ voll sozialistischer Ideen, sehr geeignet, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den „Gefangenen von Ham“ zu richten; es ist sehr bezeichnend, daß er ein Exemplar dieser Schrift „An Louis Blanc, als Andenken der Hochachtung und Freundschaft“ sandte; dieser hatte ihn auf eine dringliche Einladung hin in Ham besucht und sich, wenn auch nicht in seinen politischen, so doch in seinen sozialen Ansichten völlig mit dem Prätendenten in Übereinstimmung gefunden. Außerdem trug sich der Gefangene mit dem Plane zu einem großen Werke über das Leben Karls des Großen.



299. Le candidat pour rire.

„Ein kleines Kaiserreich gefällig?“

Spottbild auf Louis Napoleon von Bertall im „Journal pour rire“ (November 1848).

Flucht Napoleons.

Im Jahre 1846 erkrankte der Vater des Prinzen in Florenz und wandte sich an Louis Philipp, um die Freilassung seines Sohnes zu erlangen. Es war erfolglos. Auch das Gesuch Louis Bonapartes, ihn mit Rücksicht auf „das hohe Alter und die Kränklichkeit seines Vaters“ der Haft zu entlassen, ward abschläglich beschieden. Da beschloß er zu fliehen. Maurer hatten in dem Schlosse von Ham verschiedene Ausbesserungen vorzunehmen. Der Prinz schneidet seinen Schnurrbart ab — es war am Morgen des 25. Mai — zieht die Bluse und die grobe Hose des Maurers Badinguet über seine Kleider, setzt eine langhaarige schwarze Perücke auf, darüber eine Arbeitermütze; er zieht Holzschuhe an die Füße, steckt eine Thonpfeife in den Mund und nimmt ein Brett auf die Schulter. Ruhig lassen ihn alle Schildwachen passieren. Auf der Landstraße erwartet ihn sein Kammerdiener mit einem Kabriolett, das ihn auf den Bahnhof von Valenciennes bringt. Zwei Tage später war er in England. Die Reise nach Florenz wurde aufgegeben: einsam starb dort sein Vater am 27. Juli 1846.

Rückkehr Napoleons nach Frankreich.

Der Ausbruch der Februarrevolution erlaubte Louis Bonaparte nach Frankreich zurückzukehren: am 25. Februar traf er in Paris ein. Aber die provisorische Regierung, die sich gebildet hatte, ersuchte ihn, sofort nach England zurückzukehren. Schon in der folgenden Nacht fuhr er mit einem Extrazuge nach Boulogne zurück. Die provisorische Regierung hatte damit

sehr gegen ihren Willen das sicherste Mittel ergriffen, dem Prätendenten Wichtigkeit zu verleihen: sie hinderte ihn, zu einer Zeit, wo noch nichts das Wiedererwachen des Bonapartismus ankündigte, Fehler zu begehen. Aber die Propaganda war äußerst thätig; auch der Klub der Cotillons verdoppelte seine Anstrengungen; die Polizeiberichte jener Tage sind voll übereinstimmender Mitteilungen über das Anwachsen der Bonapartischen Bewegung namentlich in Arbeiterkreisen. Schon nach wenigen Monaten zeigte sich der Erfolg bei den Wahlen zur Nationalversammlung: die Arbeiter befestigten, während sie sich zu den Wahllokalen begaben, die Wahlzettel mit dem Namen Louis Bonapartes an ihren Mützen, in St. Denis trug die Menge den Mann, der die Bonapartischen Wahlzettel verteilte, auf ihren Schultern in das Abstimmungslokal und nötigte unter dem Rufe: „Es lebe Napoleon!“ die Wahlkommission die schon begonnene Wahl noch einmal von vorn zu beginnen. Der Prätendent wurde in Paris und in den Departements der Yonne, der unteren Charente und in Corsica zum Abgeordneten gewählt. Gegenüber Girardins Antrag, den Prinzen auf Grund des Ausweisungsgesetzes vom Jahre 1832 zu verhaften, einem Antrag, der auch angenommen wurde, brachte am nächsten Tage, dem 13. Juni 1848, Jules Favre den trefflich motivierten Antrag ein, die Versammlung wolle die Wahl des Prinzen wenigstens in der unteren Charente anerkennen; er wurde, obgleich er den des gestrigen Tages aufhob, mit großer Mehrheit angenommen, namentlich durch die Fürsprache von Louis Blanc. Aber der Prinz lehnte die Wahl ab. „Die beleidigenden Verdächtigungen“, schrieb er, „die meine Wahl hervorgerufen, die Unruhen, denen sie zum Vorwande gedient hat, die Feindseligkeit der ausübenden Gewalt legen mir die Pflicht auf, eine Ehre zurückzuweisen, von der man glaubt, daß sie durch Intrigen erlangt worden sei.“ Das war ebenso ehrenwert wie vorsichtig. Der Prinz blieb dem Parteigetriebe völlig fern, und der Bonapartismus, moralisch gekräftigt, ließ bei den Nachwahlen am 17. September 1848 den Prinzen als den Erwählten von fünf Departements mit etwa 300000 Stimmen hervorgehen. In einem Briefe vom 14. Juni 1848, der am Tage vor dem erwähnten Ablehnungsbriefe geschrieben war, hatte der Prinz die vielsagende Wendung gebraucht: „Wenn das Volk mir Pflichten auferlegt, werde ich sie zu erfüllen wissen.“ Er sah jetzt seine Zeit gekommen. Am 26. September 1848 erschien er in der Nationalversammlung, ohne besonderen Eindruck zu machen; er ließ dem ersten Mal nur wenige andre folgen. Nicht hier sah er das Feld seiner Thätigkeit: am 10. Dezember 1848 war Prinz Louis Napoleon Präsident der einen und unteilbaren französischen Republik (s. S. 627).



300. Abschied von Achilles-Thiers.

„Prinz, verbergen Sie sich, wenn Sie können, unter den Schatten Ihres Onkels; ich ziehe mich in mein Zelt zurück.“

Spottbild von Bertall im „Journal pour rire“ (1849).

Zunehmende Popularität des neuen Präsidenten.

Nach der Verfassung lief die Wahlperiode des Präsidenten am 3. Mai 1852 ab und eine Wiederwahl war nicht zulässig: wer aber den Präsidenten Louis Bonaparte kannte, wußte ganz genau, daß er niemals geneigt sein würde, die Gewalt, die das französische Volk ihm übertragen hatte, gutwillig wieder aus den Händen zu geben. So zirkulierten schon seit dem Dezember 1848 Gerüchte von einem geplanten Staatsstreich in Paris. Am Morgen des 29. Januar 1849 wurde Generalmarsch geschlagen; in den elysäischen Feldern, auf der Place de la Concorde und um das Gebäude der Nationalversammlung sammelten sich bedeutende Truppenmassen: die Nationalversammlung

erwartete einen Gewaltstreich. Indes der Lärm war blind: Odilon Barrot, der Ministerpräsident, erklärte, daß die Maßregeln getroffen seien, um einer Verschwörung der Mobilgarde zu begegnen. Aber die Bevölkerung blieb ganz ruhig zu der offenbaren Bedrohung der Nationalversammlung; denn diese, in ihrer Mehrheit republikanisch gesinnt, hatte nicht mehr die öffentliche Meinung hinter sich. Die Minister, die der Präsident aus der Rechten der Nationalversammlung ernannt hatte, Odilon Barrot, Leon de Malleville, Falloux u. a. ließen es sich angelegen sein, Ruhe und Sicherheit in die öffentlichen Verhältnisse zu bringen. Mit sichtlichem Erfolge: der Verkehr belebte sich wieder, die Fabriken nahmen ihre Arbeit auf, die Rente stieg bedeutend, viele reiche Familien kehrten nach Paris zurück, der ganze gesellschaftliche Zustand nahm eine regelmäßigere Gestalt an. Das war es, was Paris, der Revolution herzlich überdrüssig, gewollt, von dem Präsidenten erwartet hatte. Zusehends befestigte sich seine Stellung. Dazu kam, daß am 2. April 1849 der hohe Gerichtshof in Bourges das Urteil über die Anstifter der Revolte vom 15. Mai 1848 sprach: Blanqui, Albert, Barbès, Raspail wurden zur Deportation verurteilt; Caussidière und Louis Blanc hatten sich vorher nach England geflüchtet. Eine Reihe der unruhigsten Köpfe war damit unschädlich gemacht.

Der Verein der „Rue de Poitiers".

Am 26. Mai 1849 löste sich die konstituierende Nationalversammlung auf. Schon im März hatte sich der Verein der „Rue de Poitiers" gebildet, um auf die Wahlen der neu zu berufenden „legislativen Versammlung" Einfluß zu gewinnen. Er umfaßte die Freunde der Ordnung; Legitimisten saßen darin neben Orleanisten; auch die Bonapartisten hatten nicht gesäumt, sich darin geltend zu machen: neben Thiers, dem Herzog von Broglie und Duvergier de Hauranne gehörten zu den bedeutendsten Mitgliedern die Bonapartisten Persigny, Lucian Murat, der aus Amerika herbeigekommen war, und der Bankier Achilles Fould. Am 28. Mai trat die Legislative zusammen; nicht zum wenigsten den Bemühungen der Rue de Poitiers war es zu verdanken, daß sie sehr zahlreiche Royalisten in sich schloß und in ihrer Majorität antirepublikanisch war. Für Louis Bonaparte war sie indessen keineswegs: sie sah in dem Präsidenten einen Beamten des Staats, welcher der Autorität der Volksvertretung durchaus untergeben wäre. Aber war er nicht ebenso gut wie die Kammer aus der Wahl des ganzen Volkes hervorgegangen?

Die Sozialdemokraten in der Legislative.

Die Heftigkeit des Wahlkampfes hatte bewirkt, daß die extremen Parteien besonders stark in der Legislative vertreten waren: die Linke bestand überwiegend aus Sozialdemokraten. Diese Anhänger der „roten Republik" nannten sich in Erinnerung an den Konvent den „Berg". Zwar waren sie nur die Minderheit in der Versammlung, aber doch eine so starke, daß es des festen Zusammenhaltens aller übrigen Parteischattierungen bedurfte, um die Majorität zu behaupten. Dem Präsidenten begegnete der Berg womöglich mit noch ausgeprägterem Mißtrauen als die Rechte. Nur das eine kam ihm zu statten, daß ein tiefer Spalt die Rechte in der Kammer von der Linken trennte. Schon am zweiten Sitzungstage trat die Unversöhnlichkeit der Parteien zu Tage. Ledru-Rollin, der Führer des Berges, bestieg die Tribüne und gab der Besorgnis Ausdruck, die Truppen, die zum Schutze der Versammlung zusammengezogen waren, möchten sich drohend gegen sie wenden. Zornig schlug ihm der Alterspräsident von Kératry mit der Faust auf die Schulter und schrie ihm zu: „Ihre Agenten sind es, welche die Versammlungen überschwemmen, ja, ja, Ihre Agenten!"

Die klerikale Partei.

Wo konnte Louis Bonaparte eine Stütze der Kammer gegenüber finden? Im Jahre 1848 hatte sich die klerikale Partei in Frankreich gebildet. Sie bestand aus zwei Kategorien von Anhängern: den Gläubigen und den kirchlichen Politikern; jene waren der Kirche ergeben, weil sie eben die Kirche ist, und folgten ihr blindlings; diese hatten sich mit der Kirche verbündet, weil sie in ihr eine große Macht erkannten, mit der man gehen müsse; sie vereinigten ihre Interessen mit denen der Kirche, ohne doch ihre Überzeugungen ihr zu opfern. Führer der Klerikalen in der Kammer war Karl Graf von Montalembert. Sein bartloses Gesicht, sein langes, glattgescheiteltes Haar gaben ihm das Ansehen eines Würdenträgers der Kirche, der zur größeren Bequemlichkeit weltliches Kostüm angelegt hat.



301. Prinz Louis Napoleon Bonaparte, Präsident der französischen Republik.

Nach der Lithographie von H. Jannin.

Nicht durch ihren Führer wollte Louis Bonaparte die Klerikalen der Kammer für sich gewinnen, sondern die ganze Partei im Lande mitsamt den Führern durch eine That, deren Verdienstlichkeit in den Augen der Klerikalen unwiderleglich wäre: er wollte dem Papste die verlorene weltliche Herrschaft zurückgeben und erhalten. Dadurch machte er die Klerikalen nicht nur sich willfährig, sondern auch von sich abhängig. Denn sie mußten fürchten, daß der Präsident, sobald sie nicht zu ihm hielten, die französischen Truppen aus Rom abriefe und den Kirchenstaat wieder den Gegnern des Papstes als Beute überließe. Es ist daher begreiflich, daß die Absendung Oudinots gegen die römische Republik alle Gegner des Präsidenten mit der heftigsten Entrüstung erfüllen mußte. Die Meldung von dem Mißerfolge Oudinots an der Porta San Pancrazio brachte sie zum Ausbruche. Auch von andern Seiten her langten Nachrichten an, sehr

Die republikanische Opposition.

geeignet, die Republikaner aufzuregen: Rußland stand bereit, in Galizien einzumarschieren; Preußen rückte gegen den Aufstand in Baden ins Feld. Das waren Dinge, die schon die auseinandergehende Nationalversammlung beschäftigt hatten und nun auch der neuzusammengetretenen Legislative Stoff zu reichlichen Reden gaben.

Ledru-Rollins Angriff auf die Regierung.

Ledru-Rollin besteigt die Tribüne; langsam und gemessen erhebt er seine Stimme; er weist darauf hin, daß durch die römische Expedition Artikel 5 der französischen Verfassung „die französische Republik wird niemals die Nationalität irgend eines Volkes angreifen" verletzt sei, und schließt mit der Erklärung, daß er eine Anklageschrift gegen den Präsidenten der Republik und seine Minister vorlegen werde. Ihm antwortet Odilon Barrot mit verwickelten Auseinandersetzungen über den Ursprung der Expedition und sucht die Versammlung durch die Versicherung zu beruhigen, daß, wenn der Präsident jetzt den Papst wieder einsetze, er damit keineswegs auch die Mißbräuche des Papsttums wieder einsetzen wolle. Unter scheinbarer Ruhe kaum die Erregung, die ihn erfüllt, meisternd, steigt Ledru-Rollin von den erhöhten Sitzen des Berges herab, um dem Minister zu antworten. Mit jedem Satze aber, den er spricht, bricht seine innere Bewegung mehr durch; das Haupt erhebend, schleudert er den Ministern die Drohung zu: „Ihr habt gegen eure Pflicht gefehlt. Die Verfassung ist verletzt worden; wir werden sie mit allen Mitteln, selbst mit den Waffen, verteidigen!" Zornig springt die Rechte auf und schreit dem Redner: „Zur Ordnung!" zu. Aber seine Stimme übertönt allen Lärm: „Ich habe es gesagt und ich wiederhole es: die verletzte Verfassung wird von uns selbst mit den Waffen in der Hand verteidigt werden." Unter Tumult schließt diese Sitzung des 11. Juni.

Der sozialistische Aufstand.

Indes der Berg bleibt nicht bei der bloßen Drohung stehen. Ledru-Rollin, Felix Pyat und Victor Considerant sammeln aus verschiedenen Legionen einige hundert Nationalgardisten um sich. Es ist das erste Mal, daß sich Ledru-Rollin bei solcher Gelegenheit persönlich der Gefahr aussetzt. Verstärkt durch einen Haufen Arbeiter ziehen diese am 13. Juni um 11 Uhr unter dem Rufe: „Es lebe die Verfassung! Es lebe die Republik! Es lebe Italien!" vom Chateau d'Eau nach der Madeleinekirche. Allein General Changarnier, Oberbefehlshaber zugleich der ersten Militärdivision des Seinedepartements und der Nationalgarde von Paris, hatte seine Dispositionen getroffen. Bei der Rue de la Paix sehen sich die Aufständischen plötzlich drei Kavallerieregimentern und zwei Gendarmeriebataillonen gegenüber. Im Galopp brechen die Reiter vom Vendomeplatze hervor und bringen die Menge in Verwirrung. Die Truppen machen die Boulevards entlang einen Bajonettangriff auf das Volk. Widerstand wird ihnen nicht entgegengesetzt. Die aufrührerischen Haufen zerstreuen sich, einige geraten unter die Füße der Pferde, andre, allzu säumig, werden von den Bajonetten verletzt. Bei der Rue Laffitte fallen einige Schüsse; indes ein ernstes Handgemenge entsteht nirgends. Auch im Quartier St. Martin wird einigen Versuchen, Barrikaden zu errichten, schnell ein Ende gemacht. Um 3 Uhr nachmittags ist allenthalben die Ordnung wiederhergestellt. Ledru-Rollin und einige gesinnungstüchtige Genossen hatten sich unterdessen im Konservatorium der Künste und Gewerbe etabliert und eine neue Auflage des Konvents oder Sicherheitsausschusses oder dergleichen versucht. Als aber die Truppen anrückten, sprangen sie durchs Fenster, hinter sich die Lächerlichkeit des ganzen Unternehmens lassend. — Die Anstifter der Revolte entrannen nach England; ihre Helfer wurden gefangen gesetzt und später deportiert. Die Macht des Berges war damit vernichtet. Die sieben gelesensten der radikalen Zeitungen, darunter die „Reforme", wurden kurzerhand unterdrückt.

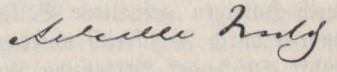
Die Botschaft des Präsidenten und das neue Ministerium.

Präsident und Kammermajorität waren von dem gemeinsamen Gegner befreit. Um so mehr drängte jetzt ihr unter der Oberfläche glimmender Gegensatz zum Austrage. Es war Louis Bonaparte, der offen genug die Fehde eröffnete. Vom 13. August bis zum 30. September war die Legislative vertagt gewesen; ohne Störung waren die ersten Wochen der Session vergangen. Da richtete der Präsident am 31. Oktober 1849 eine Botschaft an die Kammer, in der er es mit bündigen Worten aussprach, wie er seine Stellung auffasse. „Durch meine Wahl ist der Triumph eines ganzen Systems bekundet, denn der Name Napoleon ist schon an und für sich ein Programm; er bedeutet nach innen: Ordnung, Autorität, Religion, Wohlfahrt des Volkes, nach außen: Würde der Nation. Dieser Politik will ich den Sieg verschaffen." Zu dem Zwecke verlangt er, daß „die Nationalversammlung selbst sich dem nationalen Gedanken

anschließt, der durch die Wahl der exekutiven Gewalt ausgedrückt ist." Was hieß das anders, als die Legislative solle dem Präsidenten sich unterordnen? Zugleich ernannte Louis Bonaparte, da dem alten Kabinett, wie er in derselben Botschaft sagte, Einheitlichkeit und Entschlossenheit gemangelt habe, ein neues Kabinett, welches zwar auch aus der Kammermajorität genommen war, ihm aber persönlich näher stand als das Ministerium Barrot. Justizminister darin wurde Eugen Rouher, Gerichtsadvokat von Riom. Es war ein Mann von 35 Jahren, von stattlichem Äußeren, ehrgeizig, fleißig, der in jeder Sitzung von deren Anfange an im schwarzen Frack und weißer Kravatte auf seiner Bank saß und geläufig sprach, wenn auch ohne besondere geistige Gewandtheit und tiefere Bildung. Neben ihm am Ministertische saß der



302. Achilles Fould.
Nach einer Photographie gestochen von Weger.



Bankier Achilles Fould. An der Börse in London zirkulierten noch Wechsel mit der Unterschrift Louis Bonapartes in großer Zahl, die immer die Gefahr der Schuldhaft über dem Haupte des Prätendenten drohend erhalten hatten. Fould reiste nach London, kaufte sie auf und überreichte das Paket dem Präsidenten mit den Worten: „Von jetzt an haben Sie nur noch einen Gläubiger." Das Portefeuille des Finanzministers war sein Lohn.

Das Schulgesetz von 1850.

Jenem stillschweigenden Bündnis des neuen Präsidenten mit den Klerikalen verdankte das Unterrichtsgesetz vom 27. März 1850 seine Entstehung, das nominell die Freiheit des Unterrichts herstellte, thatsächlich diesen völlig der Kirche auslieferte. Die ganze Rechte war natürlich für ein Gesetz, das der anwachsenden Sozialdemokratie die Wurzeln abhauen sollte, ohne daß sie die Gefahr für den Bildungszustand richtig zu schätzen gewußt hätten. Allen Leuten, die wollten, ward das Recht der Schulgründung zugesprochen; selbstverständlich machten allein die geistlichen Orden mit Hilfe ihres Vermögens den entsprechenden Gebrauch von diesem Zugeständnis. Merkwürdiger-

weise trat selbst Thiers als Anwalt des Gesetzes auf: „Sozialismus oder Katechismus“, sagte er ganz bezeichnend für die Auffassung der Rechten, „es gibt kein Mittelding!“ Der Feldzug der Reaktion begann.

Das Wahlgesetz.

Noch mehr Verstimmung indes erweckte das Wahlgesetz vom 31. Mai 1850. Die neue französische Verfassung hatte das allgemeine Stimmrecht eingeführt und von einem sechsmonatigen Aufenthalt am selben Platze abhängig gemacht. Dies neue Gesetz aber machte das Wahlrecht abhängig von dem Nachweise des Wohnsitzes; und dieser Nachweis mußte wiederum dadurch geführt werden, daß der Wähler in die Listen der direkten Steuern oder der Naturalleistungen eingetragen war; außerdem verlangte das Gesetz drei Jahre Aufenthalt an demselben Orte. Drei Millionen Wähler verloren dadurch mit einem Schlage ihr Wahlrecht und wurden aus den Wählerlisten gestrichen, nicht bloß unstäte Arbeiter, sondern auch sehr viele ehrenhafte, wenn auch wenig begüterte Leute, die in den großen Städten, wo das Oktroi die direkten Steuern vertrat, weder in den Listen der direkten Steuern noch der Naturalleistungen standen. Die Legislative nannte dies Wahlgesetz eine Versittlichung des Stimmrechts. Sie fügte die Versittlichung der Presse hinzu. Auf den Antrag des Abgeordneten Tinguy wurde das

Preßgesetz.

neue Preßgesetz erlassen, das den Journalisten die Verpflichtung auferlegte, ihre Artikel mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Zugleich wurden durch dasselbe die Kautionen, die Stempelsätze und die Geldstrafen für Preßvergehen erhöht. Endlich bestimmte zum erstenmal ein Gesetz eine Deportationskolonie, die Marquesasinseln waren dazu ausersehen.

Legitimistische und orleanistische Umtriebe.

Trugen diese Beschränkungen der Volksrechte schon sehr viel dazu bei, das allgemeine Vertrauen zu der Legislative zu erschüttern, so brachten vollends die dynastischen Intrigen sie um die Achtung der Nation. Am 11. August 1850 trat die Vertagung der Versammlung auf drei Monate ein. Viele Abgeordnete legitimistischer Gesinnung benutzten die Ferien, um nach Wiesbaden zu reisen, wo sich der Graf Chambord, erfüllt von neuen Hoffnungen für die bourbonische Thronfolge, damals aufhielt. Freilich wies dieser mit der ganzen Entrüstung eines Bourbonen, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, den Vorschlag seines getreuen Larochejaquelin, an das allgemeine Stimmrecht zu appellieren, als eine Beschimpfung des Legitimitätsprinzips weit von sich zurück. Andre wieder, orleanistischen Sinnes, begaben sich nach England, sei es um der Königin Amalie — Louis Philipp war in Claremont am 26. August gestorben — ihr Beileid zu bezeigen, sei es, um eine Aussöhnung der Orleans mit Chambord zu betreiben. Sie alle hatten kein Hehl, daß ihnen die Republik und die bonapartistische Präsidentschaft nur als ein Übergang galt.

Heerschau zu Satory.

Was die Legislative an Kredit einbüßte, kam Louis Bonaparte zu gute. Die große Mehrheit des französischen Volkes wünschte eine feste, dauerhafte Ordnung, für die der Präsident viel zuverlässigere Garantien zu geben schien, als die reaktionäre, durch Intrigen gespaltene Volksvertretung. Eine Rundreise, die er im Sommer des Jahres durch Frankreich unternahm, gab ihm mehrfach Gelegenheit, seinen Wunsch, im Jahre 1852 der Verfassung zum Trotz wiedergewählt zu werden, zum Ausdruck zu bringen; am deutlichsten geschah das wohl zu Lyon, wo er sich ganz dem Volkswillen zu fügen versprach, sei es daß dieser Entsagung oder Beharrlichkeit von ihm verlangen sollte. Auf jene Wallfahrten nach Wiesbaden und Claremont antwortete er sehr verständlich durch eine große Revue, die er am 10. Oktober in der Ebene von Satory über die Armee abhielt. Dabei defilierte zwar die Infanterie unter Changarnier in vorschriftsmäßigem Schweigen, die Kavallerie dagegen begrüßte den Präsidenten mit lautem Zuruf.

Politik des Präsidenten gegenüber der Legislative.

Zurückgekehrt richtete er am 12. November 1850 wiederum eine Botschaft an die Legislative, in der er in biedermännischem Tone versicherte: was die Revision der Verfassung anlange, so werde er seinem Eide treu bleiben, und er sähe die als große Übelthäter an, die die Verfassung zu untergraben wünschten. Ebensowenig, wie jemand diese Versicherungen ernst nahm, stimmte das Verhalten des Prinzen und der Ton der ihm näher stehenden Blätter damit überein. Als General Changarnier, der

sich durch keinerlei Anerbietungen hatte gewinnen lassen, durch die letzteren gereizt, der Nationalversammlung deren verfassungsmäßiges Recht auf die Requirierung von Truppen in öffentlicher Bekanntmachnng ins Gedächtnis rief, verlangte er die Enthebung des Generals von seinem Posten. Die Majorität der Minister verweigerte sie ihm und erhielt infolgedessen vom Präsidenten am 8. Januar 1851 ihre Entlassung, während die Anhänger des Prinzen, Baroche, Fould, Rouher, Parieu, in ihren Ämtern verblieben. Das am 10. Januar zusammengetretene Kabinett enthob Changarnier seines Postens und gab den Befehl über die Pariser Truppen dem General Baraguay d'Hilliers, den über die Nationalgarde dem General Parrot; beides waren Anhänger des Prinzen. Damit war der Nationalversammlung der Fehdehandschuh zugeworfen; sie nahm ihn auf und erteilte schon am 18. Januar dem neuen Ministerium mit 417 gegen 278 Stimmen ein Mißtrauensvotum. Der Präsident bildete ein neues durchaus farbloses Ministerium, wußte aber alsbald der Versammlung einen Stein in den Weg zu werfen, indem er einen Antrag auf Erhöhung seines Gehaltes um 1 800 000 Frank einbringen ließ; natürlich lehnte ihn die Versammlung am 10. Februar 1851 mit großer Mehrheit ab. Nichts konnte dem Präsidenten erwünschter sein. Er verkaufte seine Equipage und befleißigte sich einer löblichen, wennschon etwas demonstrativen Einfachheit der Lebensweise. Übrigens war zwei Monate später der spanische Gesandte Narvaez so freundlich, ihm mit 500 000 Frank auf 5 Jahre unter die Arme zu greifen.

Der Antrag auf Verfassungsänderung.

Mit Sicherheit rechnete der Präsident darauf, daß die schöne Einhelligkeit, die am 18. Januar Legitimisten, Orleanisten und Republikaner gezeigt hatten, nicht lange vorhalten würde. Als Probe darauf präsentierte er nach Verabschiedung des neutralen Ministeriums vom 24. Januar am 10. April der Versammlung ein neues, in dem wieder Baroche, Rouher, Fould u. a., fast lauter Anhänger seiner Pläne, Platz gefunden hatten. Die Versammlung, wieder in Parteien zerklüftet, nahm das neue Ministerium ruhig hin. Ja sie mußte, ohne viel andres thun zu können, als ihre Entrüstung an den Tag zu legen, eine zu Dijon bei Eröffnung einer Eisenbahn vom Präsidenten gehaltene Rede einstecken, in der er offen erklärte, nur die Legislative habe ihn an der Durchführung so vieler zum Wohle des Vaterlandes gefaßten Pläne gehindert. Diese Rede fiel mitten hinein in die Debatten über einen am 23. Mai von 233 Deputierten eingebrachten Antrag auf eine Revision der Verfassung. So hoch war doch schon der Druck der öffentlichen Meinung gediehen, die die Versammlung mit Adressen überhäufte, daß man sich wohl oder übel zur Nachgiebigkeit bereit finden mußte. Allein zur Änderung des vor allem in Betracht kommenden Artikels 45 der Verfassung bedurfte es einer Dreiviertelmehrheit. Nach fünftägiger Debatte erklärten sich 446 Mitglieder für die Revision, 278 dagegen; die Mehrheit war imponierend, aber sie war nicht die verfassungsmäßige Dreiviertelmehrheit, der Antrag war also gefallen, Louis Napoleon war auf den Weg des Staatsstreichs verwiesen. Zunächst verschob sich jedoch die Krisis mit der Vertagung der Legislative bis zum 4. November.

Anwachsen der monarchischen Stimmung.

Allein in den Provinzen ruhte währenddessen die Angelegenheit keineswegs. Die Generalräte von nicht weniger als 80 Departements sprachen sich für die Notwendigkeit einer Revision der Verfassung aus, und zwar die bei weitem meisten aus dem Grunde, weil die Erhaltung der inneren Ruhe von der Verlängerung der Gewalt Louis Bonapartes — oder, wie man jetzt gewöhnlich sagte — Louis Napoleons abhinge. In der Presse wurden daneben Stimmen laut, welche für die Präsidentschaft der Republik den Grafen Chambord oder den Prinzen von Joinville oder den General Changarnier vorschlugen. Gerüchte von Komplotten, geheimen Verbindungen, Emeuten gingen um und setzten die Mittelklassen in Schrecken, in denen mit jedem Tage der Wunsch lebhafter wurde, einer Situation, die sie zu Grunde zu richten drohte, mit Gewalt ein Ende gemacht zu sehen. Kaufleute und Industrielle fragten sich mit Angst, ob Frankreich denn zu einem Zustande nie endender Gärung verurteilt sein solle. Wie von einem Alp befreit, atmeten sie daher auf, als bei der Grundsteinlegung der Zentralhallen in Paris der Präsident die Hoffnung aussprach, „ein soziales Gebäude zu be-

gründen, dauerhaft genug, um gegen die Gewalt und Beweglichkeit der menschlichen Leidenschaften als Schutzwehr zu dienen."

Napoleon und die Armee.

Man sah, Louis Napoleon war entschlossen, die Gewalt, die er in Händen hatte, sich nicht nehmen zu lassen. Eine Stütze gegen die Volksvertreter gegen die Legislative war ihm seit der römischen Expedition die Geistlichkeit; seine zweite sollte die Armee sein. Die Verfassung gab dem Präsidenten den Oberbefehl über die gesamte bewaffnete Macht. Seit langem schon benutzte er ihn, um Offiziere, die für ihn waren, zu befördern, abgeneigte dagegen allmählich aus der Armee zu entfernen. Natürlich ließ er sich durch den Tadel, den die Legislative über diese Handhabung des Oberkommandos, ihre Befugnis überschreitend, aussprach, nicht im geringsten irre machen.

Agent des Prinzen bei diesen Anwerbungen höhererer Offiziere für das bonapartische Banner war sein Adjutant Fleury. Sohn eines Pariser Kaufmanns, war Emil Fleury, ein junger Mann von angenehmen Umgangsformen und gründlich unterrichtet in Litteratur wie in Politik, von dem Herzoge von Orléans in Afrika sehr protegiert worden. Als Rittmeister war er von dort zurückgekehrt, aber zugleich infolge seiner Leichtlebigkeit finanziell völlig ruiniert. Mit richtigem Instinkte setzte er seine Hoffnungen auf die Bonapartes, machte im Hotel-du-Rhin am Vendômeplatze, wo Louis Bonaparte im September 1848 kurze Zeit weilte, seine Aufwartung, wurde von diesem zu seinem Adjutanten ernannt und nicht lange danach nach Afrika auf Anwerbung in den von früher her ihm bekannten militärischen Kreisen geschickt. Der Erfolg war bedeutend genug. Eine ganze Reihe von Stabsoffizieren, wie St. Arnaud, Rochefort, Espinasse, Ferry, Canrobert, wurde durch ihn gewonnen; aber es fehlte darunter an Männern hervorragender Stellung und kriegerischen Ruhmes. Aber Louis Napoleon wußte zu helfen. „Wenn wir Generale machten?" fragte er Persigny. Eine Expedition gegen Kabylien wurde unternommen, deren Zweck und Erfolg kein andrer war, als einen schicklichen Vorwand zu bieten, die bonapartistischen Offiziere zu befördern, zu dekorieren und durch dreiste Reklame ihnen Ruhm zu verschaffen. Die afrikanische Armee wurde das Prätorianerkorps des Prätendenten.

Die zahlreichen Revuen, welche Louis Bonaparte über die Truppen bald hier bald dort hielt, boten Gelegenheit, die Soldaten mehr und mehr für ihn einzunehmen. Auf der Revue von Satory begrüßte ihn die Kavallerie schon mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" Einer nach dem andern wurden die Generale, die ihm abgeneigt blieben, außer Dienst gestellt; an die Stelle Changarniers trat, wie schon erzählt wurde, Baraguay d'Hilliers als Kommandeur der Pariser Militärdivision, und als dieser wegen des Staatsstreiches Bedenken trug, General Magnan, schon von Boulogne her mit dem Präsidenten im Einverständnis, im übrigen, wie die meisten aus der Umgebung des Prinzen, überschuldet, eine catilinarische Existenz. Die Garnison von Paris wurde so stark vermehrt, daß die Kasernen nicht ausreichten und die Soldaten in die Kasematten der Paris umgebenden Forts einquartiert wurden. Täglich waren sie hier bis Mittag konsigniert, um sofort für außerordentliche Fälle verwendbar zu sein. Zugleich wurden sie hier auf Straßenkrieg und Erstürmung von Häusern und Kellern eingeübt.

Im Monat Oktober pflegten gewöhnlich die Garnisonwechsel stattzufinden. Im Oktober 1851 wurden diejenigen vier Infanterie- und zwei Kavallerieregimenter, welche am längsten in Paris und somit die meisten Beziehungen zur Bürgerschaft gewonnen hatten, aus Paris verlegt und durch vier unlängst aus Afrika zurückgekehrte Infanterie- und zwei Lancierregimenter, deren Obersten Rochefort und Feray waren, ersetzt. Am 21. November versammelte General Magnan alle Stabsoffiziere der Pariser Garnison bei sich; er erinnerte sie daran, daß es ihre Soldatenpflicht sei, seinen als des Höchstkommandierenden Befehlen, welcher Art sie auch seien, ohne Widerrede zu gehorchen: seine Verantwortlichkeit werde sie alle decken. „Ich, meine Herren", schloß er, „bin der allein Verantwortliche, der, wenn es sein muß, seinen Kopf auf den Block legt oder seine Brust den Kugeln darbietet." General Reybel trat vor: „Niemand hat mich beauftragt zu sprechen, General", sagte er, „dennoch thue ich es für uns alle. Sie können darauf zählen, daß wir Ihnen folgen und daß wir unsre Verantwortlichkeit mit der Ihrigen verbinden." Laute Zustimmung folgte diesen Worten; alle reichten sich die Hände: sie wußten wohl, worum es sich handelte. Eidlich verpflichteten sie sich zur Wahrung des Geheimnisses, und sie haben ihren Eid unverbrüchlich gehalten.

Fühlung mit dem Auslande.

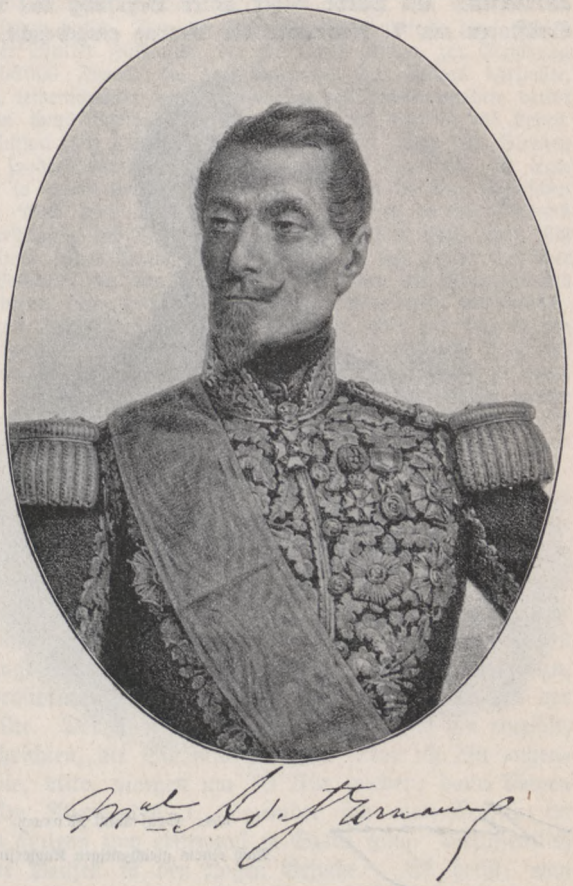
Rückhaltloser noch sprach sich der Präsident selber aus. Am 9. November ließ er sich die nach Paris versetzten Offiziere vorstellen. „Wenn der Ernst der Lage", sagte er zu ihnen, „mich zwingen sollte, an Ihre Ergebenheit zu appellieren, so halte ich mich versichert, daß mir dieselbe nicht fehlen wird, da Sie wissen, daß ich nichts von Ihnen fordern würde, was nicht im Einklang stünde mit meinem Rechte, mit der militärischen Ehre, mit den Interessen des Vaterlandes, und daß ich zu Ihnen nicht sagen würde: Gehen Sie voran, ich folge Ihnen; sondern: Ich gehe voran, folgen Sie mir!" Auch mit dem Auslande setzte sich Louis Napoleon in Verbindung. Herr von Persigny ging mit dem Angebot einer Allianz gegen Österreich und dem Versprechen, der nationalen Einigung Deutschlands nicht entgegen sein zu wollen, zugleich mit der Versicherung, daß das zweite Kaiserreich es auf keinerlei Gebietsvergrößerungen abgesehen habe, nach Berlin, um freilich sich da abgewiesen zu sehen. Er soll dann mit gleichem Erfolge den umgekehrten Antrag bei dem damaligen österreichischen Gesandten, dem Herrn von Prokesch, gestellt haben.

Änderung des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1850.

Der Präsident hatte unterdessen den Feldzug gegen die Kammer eröffnet. Um einen neuen Keil in die Nationalversammlung zu treiben, hatte sich der Präsident während der Kammervertagung entschlossen, das Wahlgesetz vom 31. Mai 1850 (S. 765 f.) aufzuheben. Nahm man seinen Vorschlag an, so hatte er drei Millionen Stimmen mehr für die zukünftige Präsidentenwahl, lehnte die Versammlung ab, so fiel auf sie das ganze Odium, einer volkstümlichen Maßregel widerstrebt zu haben. Die augenblicklich im Amte befindlichen Minister waren fast dieselben, die seiner Zeit für das strengere Wahlgesetz eingetreten waren. Bei der Eröffnung des Präsidenten über seine Absichten waren sie oder schienen wenigstens arg betroffen und reichten ihre Entlassung ein. Am 26. Oktober war das neue Ministerium gebildet, wesentlich Strohmänner, wie das zweite Januar-Ministerium. Nur der Kriegsminister, St. Arnaud, durfte mit Recht Anspruch auf eingehende Beachtung verdienen.

Leroy-St. Arnaud.

Jacques Leroy, geboren am 20. August 1796, war 1816 als Unterleutnant in die Garde eingetreten; bald jedoch wurde er wegen seiner Führung „ohne Gehalt reformiert", d. h. verabschiedet, und führte nun ein höchst abenteuerliches Leben. Er war Handlungsreisender, dann Schauspieler in Paris und London, danach Philhellene, dann Schiffsprofoß in Brighton und Koupletdichter. Im Jahre 1827 gelang es seiner Familie, ihm eine Anstellung bei der Linie zu verschaffen. Er blieb aber aus, als sein Regiment nach Guadeloupe, der 1816 von den Franzosen wieder besetzten Kleinen-Antillen-Insel geschickt wurde, und wurde als Deserteur verfolgt. Nun kam er erst nach der Julirevolution zum Vorschein und wußte sich als ein Opfer seiner liberalen Gesinnungen darzustellen. Er trat nunmehr als Herr von St. Arnaud als Offizier in das 64. Regiment ein und wurde dem General Bugeaud zugeteilt, der die Herzogin von Berry in dem Schlosse von Blaye zu bewachen hatte. Indes nach kurzer Zeit kehrte er wieder zu seinem unstäten Leben zurück. Im Jahre 1836 wurde er zum drittenmal Soldat, Leutnant in der Fremdenlegion in Algier. Unter Bugeauds Protektion stieg er hier allmählich zum Obersten auf, ein tapferer Soldat, gegen die Feinde ohne Erbarmen: in der Höhle von Schellas erstickte er, dem Beispiele Pelissiers nachahmend, 500 Araber durch Rauch. Die Anträge Fleurys nahm er mit bereitem Entgegenkommen auf und erhielt den Oberbefehl über die Expedition gegen Kabylien, um den Ruhm der älteren algierischen Generale, eines Lamoricière, eines Changarnier, zu verdunkeln.



303. Jacques Leroy de Saint Arnaud, Marschall von Frankreich. Nach der Lithographie von Lévetlé.

Sein bleiches, mageres Gesicht, das halb erloschene Auge machten einen verlebten Eindruck; aber in seiner Haltung lag etwas Herausforderndes, fast Drohendes, als er jetzt von der militärischen auf die politische Bühne trat. Er begann damit, daß er einen Armeebefehl erließ, in dem er in fast höhnischem Tone gegen den Verfassungsparagraphen sich verwahrte, daß die Kammer die militärischen Streitkräfte requirieren dürfe.

Das Wahlgesetz und die Kammer.

Am Tage des Wiederbeginnes der Sitzungen richtete der Präsident eine Botschaft an die Versammlung, worin er die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechtes forderte. Zugleich verlangte der Minister des Innern die schleunige Beratung des Antrages. Die öffentliche Meinung, die längst das reaktionäre Gesetz vom 31. Mai 1850 verurteilt hatte, stand mit lauter Zustimmung auf der Seite Louis Napoleons. Was sollte die Kammer thun? In ihrer gekennzeichneten Zwangslage suchte sie zunächst auf einem Seitenwege zu entschlüpfen und gönnte sich den billigen Triumph, mit großer Majorität den Antrag auf Dringlichkeit abzulehnen. So war wenigstens Zeit gewonnen.

Die Sitzung vom 17 November 1851.

Auf die Herausforderung St. Arnauds aber galt es, so bald wie möglich zu antworten. Es wurde daher unter Berufung auf Artikel 32 der Verfassung von den Quästoren am 7. November der Antrag eingebracht, daß der Präsident der Legislative verpflichtet sein solle, über die Sicherheit der Versammlung nach innen und nach außen zu wachen, und zu dem Zwecke das Recht erhalte, die bewaffnete Macht zu requirieren. Auf den 17. November war die Verhandlung dieses Antrages angesetzt. Schon vor Beginn der Sitzung war der Kriegsminister im Saale anwesend. Aber lachend und lebhaft gestikulierend unterhielt er sich mit einem der Abgeordneten, als sei er seines Sieges im voraus gewiß. Die Sitzung begann. Auf der Galerie bemerkte man den General von Magnan und den Polizeipräfekten von Paris, von Maupas. Die Erregung der Versammlung war unverkennbar. Der Oberst Charras protestierte dagegen, daß die Regierung ein verfassungsmäßiges Recht der Versammlung „frech ableugne". Aber der Abgeordnete Michel von Bourges von der Bergpartei sah die größte Gefahr darin, wenn die Verfügung über die Militärmacht der Majorität der Legislative zustehen sollte. Er nahm den Standpunkt ein, daß die Mehrheit der Versammlung möglicherweise für das verhaßte Gesetz vom 31. Mai 1850 sein könnte, und wollte ihr nicht neue Waffen dafür liefern. „Wir haben", schloß er, „eine unsichtbare Schildwache, die uns beschützt; diese Schildwache ist das Volk." Lauter Beifall, zumal von der Linken, lohnte diese Worte. Man erkannte, daß der Gesetzesantrag abgelehnt werden würde. Die ganze Linke war dagegen, und auch auf der Rechten fürchtete sich mancher, durch dies Gesetz dem Präsidenten offen Feindschaft anzusagen. Es war aber namentlich St. Arnauds schneidige Rede, die teils die Ungesetzlichkeit, teils und vor allem die Unzweckmäßigkeit der Maßregel darzuthun verstand und die Versammlung, wenn nicht überzeugte, so doch einschüchterte. St. Arnaud blickte nach der Galerie hinauf: die drei Vertrauten des Präsidenten verließen den Saal. Wirklich erlangte das Gesetz nicht die Mehrheit der Stimmen, mit 408 gegen 300 Stimmen fiel der Antrag der Quästoren: die Legislative



304. Graf Karl Morny.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

blieb wehrlos dem Präsidenten der Republik gegenübergestellt. Wäre der Antrag durchgegangen, so hätte Frankreich schon am nächsten Tage den Staatsstreich gehabt.

Graf Morny.

Der Abgeordnete, mit dem der Kriegsminister sich so geräuschvoll am 17. November unterhalten hatte, war Graf Karl Morny. Es lag ein kluger Ausdruck in dem blassen Gesichte, unterstützt durch eine hohe, kahle Stirn. Er erschien selten in der Kammer, aber doch war er ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit; denn jeder glaubte von ihm, daß er von dem, was die nächste Zeit bringen würde, mehr wisse, als er sich den Anschein geben wollte.

Morny führte in seinem Wappen eine Hortensie, von einem Querbalken durchteilt. Denn er war ein Kind der Liebe, das die Königin Hortense ihrem Günstling, dem General von Flahault, am 23. Oktober 1811 geboren hatte. Der alte Graf Morny adoptierte ihn. Einen Tag nach seiner Geburt wurde er der Mutter Flahaults, der Frau von Souza, zur Erziehung zugleich mit einer Summe von 200000 Frank, die das Vermögen des Kindes darstellte, übergeben. Allein Frau von Souza, leidenschaftlich den Aufregungen des Spiels ergeben, verlor in den Karten das ganze Vermögen ihres Schützlings. So trat Morny arm in das Leben. Seine Beteiligung an der Julirevolution trug ihm ein Offizierspatent ein; allein sein Streben ging nicht auf militärischen Ruhm, sondern darauf, sich ein Vermögen zu erwerben. Er legte eine Rübenzuckerfabrik an, die ihm so guten Ertrag abwarf, daß er sich in den elysäischen Feldern ein Palais bauen konnte. Auch nach der Februarrevolution blieb er den Orléans ergeben und erlangte durch die Unterstützung des Vereins der Rue de Poitiers 1849 einen Sitz in der Legislative. Erst als der Stern seines Bruders Louis Bonaparte sich immer deutlicher erhob, ließ er durch Herrn von Walewski sich ihm vorstellen. Der Plan des Staatsstreichs fand an ihm einen wesentlichen Förderer. Sein Halbbruder, das erkannte er wohl, war unübertrefflich in der weiten und vorsichtigen Anlegung seiner Unternehmungen, aber zur Ausführung fehlte ihm bei seinem grüblerischen, ängstlich abwägenden Wesen schließlich die schnelle Kraft zur That. Morny, auch sonst als Spieler von Profession gewohnt, alles auf eine Karte zu setzen, ergänzte ihn nach dieser Seite hin. „Je le ferai empereur malgré lui“, sagte er. Doch machte er vorsichtigerweise sein Haus, seine Gemälde und Wertsachen zu Gelde, um für den Fall des Mißlingens vor ihrer Konfiskation gesichert zu sein, bevor er mit der Energie, die ihm eigen war, einer der thätigsten Ratgeber und Organisatoren des geplanten Staatsstreichs wurde.

Der Vorabend des Staatsstreichs

Man wußte das und erwartete die Ausführung mit jedem Tage, die meisten nicht ohne Beklemmung, alle mit Spannung. Man ahnte, daß am Tage von Austerlitz, am 2. Dezember, sich wohl etwas Entscheidendes begeben möchte. Aber noch am 1. Dezember bemerkte man nichts Außergewöhnliches, namentlich nicht im Wesen des Präsidenten. An diesem Tage empfing er eine wesentlich aus Legitimisten bestehende Abordnung der Nationalversammlung. Sie trug ihm nochmalige Einbringung der Verfassungsrevision an, stimmte im erneuten Ablehnungsfalle der gewaltsamen Auflösung im voraus zu, versprach ihm Wiederwahl zum Präsidenten — falls er sein Zukunftskabinett aus der Mitte der Legitimisten nehmen wollte. Der Prinz antwortete ihnen: „Ich bin entzückt, meine Herren, über die guten Nachrichten, die Sie mir bringen. Aber ich bin augenblicklich sehr beschäftigt; kommen Sie, bitte, morgen um 10 Uhr wieder, dann können wir weiter darüber sprechen.“ Am Abend des 1. Dezember sah man Morny im Opernhause, wo die „Rosenfee“ von Halevy zum erstenmal in Szene ging. Geflissentlich machte er hier und da während der Pausen in den Logen Besuche. „Es heißt, man stehe im Begriffe, die Kammer auszufegen“, sagte Frau von Liadières, eine gute Orléanistin, zu ihm, als er in ihre Loge trat. „Auf welche Seite werden Sie sich stellen?“ . „Wo gefegt wird, gnädige Frau“, erwiderte Morny, „stelle ich mich immer auf die Seite, wo der Stiel des Besens ist.“

Um dieselbe Stunde fand im Palais des Elysée, der Amtswohnung des Präsidenten, eine große Soiree statt, an der alle Spitzen der Nationalversammlung, von Kunst und Wissenschaft teilnahmen. Man lauschte Félicien Davids Oratorium „Die Wüste“. Da weder Morny, noch Persigny, noch Fleury anwesend waren, so schöpfte man daraus eine gewisse Beruhigung. Louis Napoleon sah bleich und abgespannt aus: man glaubte ihn nicht ganz wohl, doch war ihm keinerlei Unruhe anzumerken. Es ging ziemlich langweilig her, so daß die Gäste sich schon früher als gewöhnlich verabschiedeten.

Die letzte Beratung.

Der letzte Wagen war abgefahren, 11 Uhr vorüber. Im Arbeitskabinett des Präsidenten saßen zusammen Mocquard, St. Arnaud, der Polizeipräfekt Maupas und der Oberstleutnant von Beville, Adjutant des Prinzen, um zum letztenmal noch über

den Staatsstreich sich zu besprechen, dessen Ausführung für dieselbe Nacht in Aussicht genommen. Bald kam auch Persigny dazu und Morny, der in der Oper selbst Komödie gespielt hatte. Die Führer des Komplottes waren zusammen, nur zwei fehlten: Fleury, der es übernommen hatte, die Truppen zu überwachen, welche die Nationaldruckerei besetzen sollten, und Magnan, der darum gebeten hatte, die Stunde der Ausführung erst in dem Augenblicke zu erfahren, wo er den Befehl zum Handeln erhalten würde. Der Präsident Louis Napoleon trat ein. „Niemand ahnt etwas", sagte er und nahm aus dem geheimen Fache seines Schreibtisches ein versiegeltes Packet, das mit dem Worte „Rubicon" bezeichnet war. Mocquard hatte alle auf den Staatsstreich bezüglichen Papiere hineingethan. Der Präsident öffnet es und überreicht Morny ein Dekret: es ist seine Ernennung zum Minister des Innern. Beville empfängt die Dekrete und Proklamationen, die am nächsten Morgen veröffentlicht werden sollen, und daher sofort gedruckt werden müssen. Die Verschworenen trennen sich: nur der Präsident und Mocquard bleiben zurück, noch lange im Gespräch im Zimmer auf- und abgehend.

Druck der Proklamation.

Beville begibt sich nach der Nationaldruckerei; er findet auf dem Hofe derselben schon eine Kompanie Gendarmen vor, auch der Direktor der Druckerei, Saint-Georges, ist anwesend, und die Setzer sind unter dem Vorgeben einer sehr eiligen Arbeit zu 11 Uhr abends an ihre Setzkästen bestellt. Allein in erwachendem Mißtrauen weigern sie sich zu setzen. Nachdem indes an die Thüren und Fenster und außerdem zur Seite jeden Setzers Soldaten mit scharf geladenen Gewehren postiert sind, geben sie ihren Widerstand auf und setzen die schmalen Streifen, in die alle Papiere zerschnitten sind, um den Setzern den Sinn zu verbergen. Endlich um halb 4 Uhr nachts sind alle Dokumente gedruckt: Beville liest die Proklamationen den Soldaten vor, die sie mit einem Sturm des Jubels und Beifalls aufnehmen, dann bringt er die noch nassen Exemplare nach der Polizeipräfektur und übergibt sie dem Präfekten Maupas zur Veröffentlichung.

Die Verhaftungen.

In sämtlichen Polizeibüreaus hatten die Stadtsergeanten, deren Dienst um 11 Uhr nachts begann, den Befehl erhalten, die Ankunft eines Polizeikommissarius abzuwarten; auf der Präfektur waren außerdem 800 Sergeanten versammelt unter dem Vorwande, daß gefährliche Flüchtlinge aus London erwartet würden. Nach der Ankunft Bevilles läßt der Präfekt Maupas vierzig Polizeikommissarien, deren Ergebenheit er vertraut, aus ihren Wohnungen zu sich bescheiden; er versieht jeden einzelnen in seinem Kabinett mit den genauesten Anweisungen zur Verhaftung der ihm bezeichneten Persönlichkeit: alle übernehmem mit Eifer, entschlossen, um jeden Preis ihre Pflicht zu thun, den Auftrag, umgeben sich teils auf der Präfektur, teils auf den Polizeibüreaus mit der nötigen Zahl von Stadtsergeanten und machen sich an die Ausführung des ihnen gewordenen Befehls. Ein ganzer Konvoi von Wagen stand auf der Präfektur zu ihrer Verfügung bereit.

Unterdessen übersendet Oberst Vieyra, der Chef des Generalstabes, an sämtliche Obersten den Befehl, unter keinem Vorwande ohne den ausdrücklichen Befehl des kommandierenden Generals Generalmarsch schlagen zu lassen, und läßt selbst in den Depots, soweit er kann, an den Trommeln die Felle zerschneiden. Er hatte an der Soiree teilgenommen, und da hatte ihm der Präsident die Worte zugeraunt: „Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß man morgen keinen Generalmarsch schlägt und die Nationalgarde nicht zu sehen bekommt."

Mit möglichst wenig Geräusch begeben sich die Kommissarien mit ihren Leuten in die Wohnungen derjenigen Kammermitglieder, die wegen „Teilnahme an einem Komplott gegen die Sicherheit des Staates" verhaftet werden sollen. Patrouillen durchziehen die Straßen, auf das erste Signal zur Unterstützung der Kommissarien bereit.

In der Rue Helder wohnte General Cavaignac; kurz nach 6 Uhr tritt der Kommissar Colin bei ihm ein; ohne Widerstand läßt der General sich zu dem Wagen führen, der ihn nach dem Gefängnis von Mazas bringt. —

Besonderes Gewicht wurde auf die Verhaftung des Generals Changarnier gelegt, der in der Rue St. Honoré wohnte. Es waren daher dem Kommissar Lerat nicht bloß sehr zahlreiche Stadtsergeanten, sondern auch 45 berittene Munizipalgardisten beigegeben. Über eine

Hintertreppe dringen die Polizeiagenten in die Wohnung Changarniers: in seinem Schlafzimmer tritt ihnen der General mit einer Pistole in der Hand entgegen: aber Lerat stürzt sich auf ihn und macht jeden Widerstand nutzlos. —

General Lamoricière, der in der Rue Las Casas wohnte, läßt sich ruhig zu dem Wagen führen, der ihn nach Mazas bringen soll. Als er jedoch im Wagen sitzt, steckt er den Kopf aus dem Fenster und ruft den Patriotismus der Soldaten für sich an; erst durch die Drohung, ihm einen Knebel anzulegen, bringt der Kommissar Blanchet ihn zur Ruhe. —

In der Rue de l'Université wohnte der Vizepräsident der Legislative, General Bedeau. Er lag noch zu Bette, als der Kommissar Hubault der Jüngere in sein Zimmer eindringt; er steht auf und kleidet sich langsam an, weigert sich nun aber, mit dem Rücken sich gegen den Kamin stemmend, dem Kommissar zu folgen. Indes Hubault faßt ihn am Kragen, die begleitenden Sergeanten an den Armen und Beinen: so tragen sie den General die Treppe hinunter und setzen ihn in den Wagen. „Verrat! Zu den Waffen!" schreit der Gefangene, aber, umgeben von einer großen Schar berittener Polizeisergeanten, jagt der Wagen im Galopp nach Mazas von dannen.

Auch Thiers, der an dem Platze St. Georges wohnte, lag noch zu Bett. Der Kommissar Hubault der Ältere schlägt die Damastgardinen zurück: Thiers erwacht, schiebt die weiße baumwollene Schlafmütze zurück, liest den Haftbefehl und versucht dem Kommissar die Ungesetzlichkeit der Maßregeln klar zu machen. Als aber alle Argumente keinen Eindruck machen, kleidet er sich an und steigt ruhig in den auf der Straße seiner wartenden Wagen. —

Kammer geschlossen.

Auch die Verhaftung der übrigen Abgeordneten, der Häupter der Rechten wie der Linken, vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Zugleich wurde das Palais Bourbon, in dem die Sitzungen der Kammer stattfanden, von dem 42. Regiment unter dem Obersten Espinasse besetzt. Dabei indessen war eine Thür übersehen worden, die zu der Wohnung des Präsidenten der Legislative Dupin führte. Etwa 40 Abgeordnete gelangten durch diese in den Sitzungssaal und holten Dupin herbei, um die Sitzung zu eröffnen. Da drangen auch schon Gendarmen mit gefällten Bajonetten in den Saal und vertrieben die Abgeordneten wieder, die unter den Rufen: „Es lebe die Republik! Es lebe die Konstitution!" den Saal verließen.

Aufstellung Magnans.

Inzwischen hatte auch General Magnan die Truppen ausrücken lassen: mit 30000 Mann Infanterie und Kavallerie hatte er den Quai d'Orsay, den Tuilerien-garten, die Place de la Concorde, die elysäischen Felder und das Palais des Elysée besetzt, bereit, jeden Widerstand niederzuschlagen. Schon bald nach 6 Uhr konnte der Polizeipräfekt an den Präsidenten telegraphieren: „Wir siegen auf der ganzen Linie."

Die Proklamation.

Ein feiner, kalter Regen rieselte am Dienstag Morgen, den 2. Dezember 1851, vom Himmel. Trotzdem sammelten sich bald die Pariser haufenweis um die Proklamationen, die an allen Straßenecken angeschlagen waren. Der Präsident zeigte dem französischen Volke an, daß er die legislative Versammlung aufgelöst und unter Beseitigung des Gesetzes vom 31. Mai das allgemeine Stimmrecht wiederhergestellt habe, daß das französische Volk in der Zeit vom 14. zum 21. Dezember zu seinen Wahlversammlungen zusammentreten solle, daß für den Umkreis der ersten Militär-division der Belagerungszustand herrsche, daß endlich der Staatsrat ebenfalls aufgelöst sei. Es schloß sich eine Ansprache an das französische Volk an, in der der aufgelösten Legislative vorgeworfen wurde, sie habe statt Gesetze für das allgemeine Wohl zu machen, die Waffen für einen Bürgerkrieg geschmiedet. Er fordere das Volk auf, zwischen ihr und ihm zu richten. Zugleich unterbreitete er der Abstimmung der Franzosen die folgenden Grundzüge einer Verfassung: es wird ein verantwortliches Oberhaupt auf zehn Jahre erwählt; die Minister hängen von der vollziehenden Gewalt allein ab; es wird ein Staatsrat aus den hervorragendsten Männern gebildet, der die Gesetzesvorlagen vorbereitet; es wird ein gesetzgebender Körper durch allgemeine Abstimmungen, nicht jedoch durch Listenskrutinium, gewählt, welcher die Gesetze berät und beschließt; es wird eine zweite, aus allen Berühmtheiten des Landes zusammengesetzte Versammlung (der spätere Senat) als die das Gleichgewicht erhaltende Macht gebildet, die das Wächteramt über die Grundgesetze und die Freiheiten des Volkes verwaltet. Erhalte diese der Konsularverfassung vom 13. Dezember 1799 nachgebildete Verfassung nicht die Majorität der Stimmen, so erklärte der Präsident, werde er der Nation das von ihr empfangene Mandat zurückgeben. Eine andre Proklamation wurde

den Soldaten vorgelesen, worin der Präsident die Legislative anklagte, seine Rechte angetastet zu haben, und erklärte, daß er auf die Truppen rechne, um die bedrohte Volkssouveränität wiederherzustellen. Die Soldaten beantworteten sie mit lauter Zustimmung; aber auch die an das Volk gerichtete erregte nirgends etwa Unwillen, vielmehr nahmen zumal die Arbeiter die Nachricht von der Auflösung der sehr unbeliebten Volksvertretung mit Genugthuung auf. Hinzugefügt war den Proklamationen ein Dekret des Präsidenten, welches auf den 14. Dezember die Volksabstimmung festsetzte über die Frage: „Will das französische Volk die Aufrechthaltung der Autorität Louis Napoleon Bonapartes, und verleiht es ihm die Macht, welche notwendig ist, um eine Verfassung auf den in seiner Proklamation vom 2. Dezember vorgeschlagenen Grundlagen zu errichten?“

Protest der Abgeordneten.

Die Abgeordneten versuchten dagegen einen unfruchtbaren Protest. Ihrer 218 versammelten sich um Mittag in dem großen Saale der Mairie des 10. Arrondissements in der Rue Grenelle-Saint-Germain und faßten, gestützt auf Artikel 68 der Verfassung, auf den Antrag Berryers den einstimmigen Beschluß, „daß Louis Napoleon Bonaparte seines Amtes als Präsident der Republik entsetzt sei, und daß die vollziehende Gewalt von Rechts wegen in die Hände der Nationalversammlung übergehe.“ Zugleich ernannten sie den General Oudinot zum Kommandanten aller Truppen in Paris; dem General Lauriston übertrugen sie den Oberbefehl über die Nationalgarden. Da aber traten auch schon zwei Polizeikommissarien, denen Truppen, Jäger von Vincennes, folgten, in den Saal, um die Versammlung aufzulösen. Der Vorsitzende derselben, Benoist d'Azy, läßt ihnen den Artikel 68 der Verfassung, der jede Maßregel, durch die der Präsident der Republik die Nationalversammlung auflöst, vertagt oder an der Ausübung ihres Mandats hindert, für Hochverrat erklärt, sowie das eben beschlossene Absetzungsdekret vorlesen. Eine lebhafte Bewegung geht durch den Saal. Der Kommissar Marlet schreit dazwischen: „Recht oder Unrecht, wir fordern Sie auf, auseinander zu gehen.“ Und der ihn begleitende Offizier erklärt, daß er von General Magnan Ordre habe, alle Abgeordneten, die der Aufforderung, auseinander zu gehen, nicht Gehorsam leisten, zu verhaften. „Alle nach Mazas!“ antwortet man ihm von allen Seiten. „Wir weichen nur der Übermacht! Wenden Sie Gewalt an!“ rufen andre Stimmen dazwischen. Zwischen zwei Reihen Soldaten unter Anführung des Generals Forey setzt sich der lange Zug der Abgeordneten in Marsch; zwanzig schließen sich noch unterwegs freiwillig ihnen an: sie werden alle in die Kaserne am Pont Royal gebracht.

Der Hohe Gerichtshof.

Der Protest war ein Schlag ins Wasser. Wie aber, wenn er durch die Entscheidung des Hohen Gerichtshofes legalisiert wurde? Artikel 91 der Verfassung bestimmte, daß in jenem Falle des Hochverrats, den Artikel 68 bezeichnete, der Hohe Gerichtshof, die oberste Rechtsinstanz der Republik, sich unverzüglich zu versammeln habe. Er trat daher um Mittag unter dem Vorsitze seines Präsidenten Ardouin zusammen, fünf Richter und fünf Hilfsrichter. Sollte er sein Votum, die rechtlich unzweifelhafte Verurteilung des Staatsstreiches, in die Bewegung hineinwerfen? Indes seine Beisitzer waren, wenn auch nicht als Richter, so doch als Bürger der Meinung, daß der Präsident der Republik dadurch, daß er allen Eventualitäten einer neuen Präsidentenwahl zuvorkam, Frankreich und die Gesellschaft gerettet habe: sie empfanden also keine Neigung, das Gelingen durch ihren Einspruch ihm zu erschweren. Was sollten sie thun? Sie hofften, daß das Militär ihre Sitzung aufheben würde. Allein nicht das geringste geschah gegen sie: die Komplottierenden hatten den Hohen Gerichtshof bei ihren Maßregeln vergessen! So mußte er denn wenigstens den Schein sich geben, als ob er seines Amtes walte: er beschäftigte sich mit der Feststellung der Thatsache, wählte einen Generalprokurator, um die Anklage gegen Louis Napoleon zu erheben, und behielt sich vor, den Anzuklagenden am nächsten Tage vorzuladen. Diese Beschlüsse wurden gedruckt und veröffentlicht. Jetzt war der Hohe Gerichtshof nicht mehr zu vergessen. Als er daher am 3. Dezember seine Sitzung wieder aufnimmt und der Prokurator sich erhebt, um die inzwischen verfaßte Anklageschrift vorzulesen,

wird ein Polizeikommissar gemeldet. Der Gerichtshof beschließt, ihn anzuhören. „Herr Präsident und meine Herren vom Hohen Gerichtshof", sagt der Kommissar sehr respektvoll, „ich habe den Auftrag, Sie zu bitten, auseinander zu gehen." Mit erhabener Ruhe antwortet Ardouin: „Der Gerichtshof ist entschlossen, sein Mandat zu erfüllen, und wird nicht freiwillig auseinander gehen, sondern nur der Gewalt weichen." Ein Pikett Soldaten marschiert in den Saal. Der Präsident Ardouin erhebt sich, gebietet durch eine Handbewegung den Soldaten stille zu stehen und verläßt mit Würde, gefolgt von seinen Kollegen, den Sitzungssaal. Der Hohe Gerichtshof betrachtet sich als gesprengt, die Nationalversammlung ist es: der Widerstand gegen den Staatsstreich kann sich auf niemand mehr stützen.

Gleichgültigkeit der gebildeten Klassen.

Gegen Mittag des 2. Dezember hielt es Louis Napoleon für angemessen, sich dem Volke zu zeigen. Zur Rechten seinen Oheim Hieronymus Bonaparte, den er zum Marschall von Frankreich ernannt hatte, zur Linken den spanischen Gesandten, General Narvaez, begleitet von einer glänzenden Suite, ritt er über die Place de la Concorde durch die Rue de Rivoli nach den Tuilerien. Indes die Haltung des Volkes war ziemlich gleichgültig. Nirgends eine Spur von Widerstand und Unordnung. Die Theater, die Läden, die Cafés waren wie alle Tage geöffnet und zahlreich besucht. Gerade das war es aber, was Louis Napoleon mit Besorgnis erfüllte, daß keiner der bedeutenderen Leute sich für ihn erklärte, daß man den Staatsstreich mit einer Gleichgültigkeit aufnahm, als ob er jeden Augenblick wieder rückgängig gemacht werden könnte. Stundenlang soll er nach seiner sehr bald erfolgten Rückkehr in den Palast das Gesicht in die Hände gedrückt voller Zweifel dagesessen haben, ob er mit den fragwürdigen Genossen der Gegenwart auch die Zukunft werde beherrschen können. Um wenigstens den Schein zu wahren, als ob auch angesehene Männer auf seiner Seite seien, wurde die Liste der sogenannten „Konsultativen Kommission" veröffentlicht, die dem Präsidenten beratend zur Seite stehen sollte; sie enthielt ganz angesehene Namen, nur daß viele ihrer Träger sofort dagegen protestierten. Freilich wurden ihre Proteste nirgends zur Veröffentlichung zugelassen.

Beginnender Widerstand.

Seit Mittag hatten die Abgeordneten der republikanischen Linken geheime Zusammenkünfte gehalten, um einen bewaffneten Widerstand gegen den Staatsstreich zu organisieren. Victor Hugo, Michel, Eugen Sue, Jules Favre u. a. veröffentlichten einen Aufruf, in dem sie Louis Napoleon der Verräterei bezichtigten. Michel versuchte auf dem Boulevard du Temple durch eine Rede das Volk aufzureizen. Komitees bildeten sich, um den Widerstand hervorzurufen und zu leiten: eins derselben proklamierte sich sogar als provisorische Regierung.

Aufruhrversuche am 3. Dezember.

Auch der Mittwoch, der 3. Dezember, war ein kalter, regnerischer Tag. Der Entschluß zur Erhebung war gefaßt; aber die Arbeiter wollten sich nicht in Bewegung bringen lassen. Ein Trupp von 50 oder 60 Menschen, an dessen Spitze mehrere Abgeordnete marschierten, durchzog mit dem Rufe: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!" die Straßen. Einige Wagen wurden umgestürzt und daraus die erste Barrikade an der Rue Cotte gebaut; einige Wachtlokale geplündert, um Waffen zu bekommen. Ruhig sahen die Arbeiter dem Tumult zu. Der Abgeordnete Baudin reichte einem derselben ein Gewehr; aber der Blusenmann antwortete ihm trocken: „Wir werden uns hüten, uns totschießen zu lassen, damit Ihr Eure 25 Frank Diäten behaltet!" Truppen rückten gegen die Barrikade vor; einer der Verteidiger derselben gab Feuer und ein Soldat sinkt tödlich getroffen zu Boden. Die Kolonne antwortet mit einer vollen Salve: von drei Kugeln durch den Kopf getroffen bricht Baudin tot zusammen. Zu einem wirklichen Kampfe kam es nirgends. Wohl wogten auf den Boulevards große Menschenmassen, aus deren Mitte Rufe ertönten, wie „Nieder mit Soulouque!" oder „Hoch die Verfassung!" Aber von der Kirche St. Madeleine bis zum Bastilleplatz ritt das erste Lancierregiment unter Rochefforts Kommando in Abteilungen auf und ab, und Polizeisergeanten mit den Degen in der Faust trieben alle Zusammenrottungen leicht auseinander und zerstörten die Barrikaden, mit deren Bau hier und dort begonnen war. Man konnte wohl erkennen, daß die Bürgerschaft ebenso gut wie die Arbeiter den

Staatsstreich billigten: diese faßten ihn als einen der Bourgeoisie versetzten Schlag, jene glaubte dadurch gegen alle Ausschreitungen der Volksherrschaft gesichert zu sein; die einen fanden ihren Haß befriedigt, die andern ihre Furcht gehoben.

Barrikadenkämpfe des 4. Dezember.

So verging denn auch der Vormittag des 4. Dezember ohne jede Störung. Magnan hielt die Truppen zwischen dem Elysée und den Tuilerien konzentriert, um sie in Masse aufbieten zu können, wenn es not thäte. Und es that not. Zwar war es jenen kampflustigen Gegnern des Staatsstreichs nicht gelungen, mehr als etwa 1000 Mann um sich zu sammeln; aber sie hatten die Nacht benutzt, um den Faubourg St. Martin und das Stadtviertel zwischen der Rue du Temple und der Rue Montmartre, ein Gedränge geschwärzter, von Arbeitern bewohnter Häuser, durchschnitten von engen, krummen Gassen und feuchten Gängen, mit Barrikaden zu bedecken. Erst um 1 Uhr hörte man Trommelwirbel. Von dem Boulevard de la Madeleine rückte die Division Carrelet, bestehend aus 3 Infanteriebrigaden, 2 Lancierregimentern und 15 Kanonen an; 2 Brigaden besetzten außerdem die Ausgänge der Straßen du Temple, Saint-Martin und Saint-Denis; eine sechste rückte von der Barrière du Trône auf die Vorstadt St. Antoine los, und General Renault besetzte mit seiner Division das Luxembourg, das Odeon, das Pantheon und die umgebenden Straßen. An die 30000 Mann waren gegen den Aufstand aufgeboten. Tausende von Neugierigen bedeckten die Trottoirs. Durch Ansprengen der Reiter, durch Kolbenstöße der Infanterie wurden die Straßen leer gemacht. Dann donnerten die Kanonen, krachten die Gewehrsalven gegen den meist unsichtbaren Feind. Der Kampf war kurz; wer auf den Barrikaden ergriffen wurde, ward ohne weiteres füsiliert, aber auch zahlreiche Unbeteiligte fanden ihren Tod. Auf bloßen Verdacht hin schossen die Soldaten gegen die Fenster, drangen in die Häuser ein und verübten zügellose Schandthaten an Wehrlosen. Nach der Versicherung Graniers de Cassagnac in seinen „Erinnerungen", der sich für die Richtigkeit der Ziffern verbürgt, soll das Militär am 4. Dezember 24 Tote und 184 Verwundete gehabt haben, während es auf seiten des Volks 175 Tote und 115 Verwundete gegeben habe. Den Truppen aber wurde diese „Kampagne von Paris" als ein Feldzug angerechnet.

Unruhen in der Provinz.

Auch an manchen Orten in der Provinz wurde der Staatsstreich Vorwand zu republikanischen Schilderhebungen: fast allenthalben war es die sozialistische Propaganda, die sie hervorrief. Rasch wurden sie unterdrückt; über 32 Departements wurde wie über Paris der Belagerungszustand verhängt und durch massenhafte Verhaftungen, von denen in Paris 26000 Personen, in dem übrigen Frankreich fast noch dreimal so viel betroffen wurden, die öffentliche Ruhe wiederhergestellt.

Das Plebiszit.

Es war, als hätte das französische Volk in der Strenge und dem Umfange der Repressionsmaßregeln den Beweis für die Größe der Gefahr gesehen, aus der es Louis Napoleon errettet haben wollte. Denn bei der Abstimmung über die zehnjährige Präsidentschaft des Prinzen und über die neue Verfassung stimmten 7439216 dafür und nur 649737 dagegen; über die letzteren schwanken die Angaben, jedoch nicht erheblich, insofern als sie teils auf wenig über 640000, teils auf nahe an 650000 angegeben werden. Baroche, der Vorsitzende der konsultativen Kommission, der mit der Feststellung des Ergebnisses beauftragt worden war, teilte es mit volltönenden Worten dem Präsidenten mit: „Nehmen Sie Besitz, mein Prinz", begann er, „von der Macht, die Ihnen in so glorreicher Weise übertragen ist, bedienen Sie sich derselben, um durch weise Institutionen die Grundlagen zu entwickeln, die das Volk selbst durch sein Votum geheiligt hat." Und der Erzbischof von Paris fügte hinzu: „Wir werden Gott inbrünstig bitten, er wolle der hohen Aufgabe, die Ihnen zum Glück und Frieden des Landes, zur Eintracht und zum Heile aller Bürger anvertraut ist, seinen reichsten Segen schenken!"

Die Monarchie war da. Am 1. Januar 1852 wurde in der Kirche Notre Dame ein Tedeum gesungen und im Kirchengebet für Louis Napoleon Fürbitte gethan. Der Prinzpräsident — so nannte man ihn nunmehr — verlegte seine Residenz aus dem Elysée in die Tuilerien und ließ auf den französischen Fahnen den gallischen Hahn durch den Adler, das Symbol des napoleonischen Kriegsruhms, ersetzen.

Freilassung der Verhafteten.

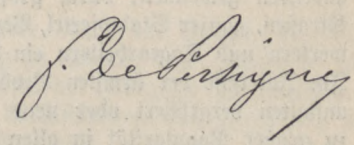
Jetzt wurden die Thüren der Gefängnisse und Kasematten geöffnet: die Verhafteten erhielten ihre Freiheit zurück. Von den früheren Volksvertretern wurden indes 66, darunter Victor Hugo, Raspail und Charras, für immer vom französischen Boden verwiesen, und 16, darunter Thiers, Emil von Girardin und die Generale Changarnier, Lamoricière und Bedeau, für die nächste Zeit aus Frankreich verbannt. Cavaignac dagegen erhielt die Erlaubnis, ohne weiteres nach Paris zurückzukehren, während das namenlose Volk der Aufgehetzten, das den Widerstand gegen den Staatsstreich hatte zur That werden lassen, zu vielen Hunderten nach Cayenne deportiert wurde.

Die neue Verfassung.

Am 14. Januar 1852 wurde die Verfassung veröffentlicht. Eine verbesserte Nachbildung der Konsularverfassung legte sie alle Gewalt in die Hände des Präsidenten: er führt den Oberbefehl über die Land- und Seemacht; er schließt Friedens- und Handelsverträge; er hat allein die Initiative der Gesetzgebung; er sanktioniert die Gesetze; in seinem Namen werden die Gesetze erlassen, wird Recht gesprochen; er allein hat das Recht der Begnadigung; ihm leisten die Beamten den Eid. Und gegen diese ungeheure Macht, die diejenige des ersten Konsuls noch weit übertrifft, gibt es kein andres Gegengewicht als den Artikel 5: „Der Präsident der Republik ist dem französischen Volke verantwortlich.“ Aber wo war eine Instanz, ihn anzuklagen oder zu verurteilen?



305. Jean Gilbert Victor Fialin, Herzog von Persigny.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.



Dekrete gegen die Orléans.

Dennoch konnte Louis Napoleon der Besorgnis vor Umtrieben der Orleanisten sich nicht entschlagen. Er erließ am 22. Januar ein Dekret, das bestimmte, daß die Mitglieder der Familie Orléans keinerlei bewegliches oder unbewegliches Eigentum in Frankreich besitzen könnten, und daß sie daher alle ihnen innerhalb der Republik gehörenden Besitzungen binnen Jahresfrist zu verkaufen hätten. Soweit diese Güter aber von Louis Philipp bei seiner Thronbesteigung wider das Herkommen nicht dem Fiskus überwiesen, sondern den Kindern abgetreten worden waren, sollten sie ohne Entschädigung als Krongut eingezogen werden. Diese Bestimmungen erregten vielfache Opposition, da ihre Gesetzlichkeit mehr als zweifelhaft war. Morny, seiner vielfachen früheren Verbindungen mit der Familie der Orléans eingedenk, legte das Ministerium des Innern nieder, das nunmehr in die Hände Persignys überging. Auch Fould und Rouher traten aus dem Kabinett, und St. Arnaud ließ sich nur durch die dringenden Bitten des Prinz-Präsidenten zum Ausharren bewegen.

Der Prinzpräsident in der Übergangszeit.

Die Stellung des Präsidenten in dieser Übergangszeit war die eines Diktators. Er benutzte sie, um seine Macht noch weiter auszubauen. Der Nationalgarde wurde das Recht genommen, ihre Offiziere selbst zu wählen; die Unabsetzbarkeit der Universitätsprofessoren wurde aufgehoben, die Presse in strenge Aufsicht genommen und die Be-

fugnisse der Präfekten vermehrt. Das Preßgesetz vom 17. Februar 1852 bestimmte, daß keine Zeitung oder Zeitschrift politischen oder wirtschaftlichen Inhalts ohne obrigkeitliche Erlaubnis erscheinen dürfe. Für alle Zeitungsunternehmungen war eine Bürgschaftssumme von 25 - 50000 Frank zu hinterlegen, abgesehen von der Stempelgebühr für die einzelne Nummer. Jede Veröffentlichung der amtlichen Sitzungsberichte des gesetzgebenden Körpers war mit Geldstrafen von 1000—5000 Frank belegt, aber ebenso Berichte über die Sitzungen des Senates, des Staatsrates und in bedingter Weise sogar über Gerichtsverhandlungen, insofern als dem Gerichtshof jederzeit das Recht zustand, die Veröffentlichung seiner Entscheidungen zu inhibieren. — Zugleich aber wurde zur Gewinnung der wirtschaftlich maßgebenden Elemente der Credit mobilier und der Credit foncier, d. h. Kreditbanken für beweglichen und unbeweglichen Besitz, gegründet. Die Gründung aber einer Bodenkredit- und einer allgemeinen Kreditbank war eine durchaus treffliche Maßregel zur Flüssigmachung und Unterbringung stagnierender Kapitalien, solange natürlich beider Verwaltung in reinen Händen blieb. Erst mit dem Zusammentritt des gesetzgebenden Körpers am 29. März 1852 trat die neue Verfassung in Kraft, endete die Diktatur: die Bahn zum Kaiserthrone war nach allen Richtungen geebnet.

Vorbereitung des Kaisertums.

Jeden Tag konnte sich jetzt Louis Napoleon zum Kaiser proklamieren und damit das Ziel, das er seinem Leben gesetzt glaubte, vollenden: er würde nirgends erheblichen Widerstand gefunden haben. Frankreich war müde. Aber der Staatsstreich, der ihn zur Macht erhoben, schloß Gewaltthat und Eidbruch in sich: um so weniger durfte er wie ein Usurpator die Krone erraffen; Dauerhaftigkeit konnte sein Thron nur gewinnen, wenn er ihn auf die Überzeugung des Volkes gründete.

Der beiden einflußreichsten Stände war er zweifellos sicher. Dennoch fuhr er fort, um die Sympathien der Geistlichkeit durch Verschärfung der Sonntagsfeiergesetze, durch die Zurückgabe des Pantheon an die Kirche, durch die stetige Hervorhebung der Bedeutung der Kirche und ihrer Diener zu werben. Das Militär hing mit Hingebung an ihm; durch Auszeichnungen und Gratifikationen waren die Offiziere ihm gewonnen, für die Soldaten waren Ehrenmedaillen mit 100 Frank Jahresrente gestiftet und freigebig verteilt; vortrefflich wußte er in seinen Ansprachen den Ton zu treffen, der die Herzen der Soldaten zu stürmischem Beifall hinriß. Auf das bereitwilligste würden sie ihn, wenn er es gewollt, nach Prätorianersitte zum Kaiser ausgerufen haben.

Aber er wollte das nicht: durch das Volk wollte er Kaiser werden. Eine Reihe höchst wohlthätiger Maßregeln wurde getroffen, um dem Volke im voraus zu zeigen, was es von einer Regierung, wie die seinige, für die Zukunft zu erwarten hätte. Durch Anlegung von Eisenbahnen, Gründung von Kreditvereinen wurden die Wohlhabenden gewonnen, durch große Bauten, zumal in Paris durch die Anlegung neuer Straßen, ganzer Stadtviertel, Verbindung des Louvre mit den Tuilerien wurde den Handwerkern und Tagearbeitern ein Verdienst gewährt, wie sie ihn nie zuvor gehabt hatten. Im Interesse der ärmsten Bevölkerungsklassen wurden die bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten vergrößert oder neue gegründet, so daß seine Regierung in wenig Monaten zu großer Popularität in allen Kreisen des Volkes gelangte.

Rundreise des Prinzpräsidenten.

Er fügte noch die persönlichen Berührungen hinzu. Am 14. September unternahm er eine ausgedehnte Rundreise durch die Provinzen. Von weither kamen die Gemeinden herbeigeströmt, um ihn zu sehen; ganze Dorfschaften lagerten sich die Nacht hindurch im Freien, um den Moment der Vorüberfahrt des Präsidenten nicht zu verpassen. Durch ein drolliges Mißverständnis wurde er vielfach mit Vive Napoléon III. begrüßt, indem die Maires die ihnen von den Präfekten zugegangene Instruktion, die Leute zu dem Rufe Vive Napoléon!!! zu animieren, verlesen hatten. Und was der Prinz auf die Begrüßungen antwortete, war sehr geeignet, seine Popularität noch zu erhöhen. Nicht Ruhm, sondern Frieden verlangte Frankreich von ihm, die tiefen Wunden der letzten unruhigen Jahre zu heilen: er versprach ihn in allen Tonarten in Lyon, in Saint Etienne; in Avignon den 500 zu seinem Empfange versammelten Geistlichen, in Marseille dem Handelsstande. Selbst der sehr legitimistisch gesinnte Süden und Westen begrüßte den Prinzen mit lauter Zustimmung, die seiner Person kaum weniger, als der Idee der Wiederherstellung des Kaiserreichs galt. Es waren denkwürdige Worte, die Louis Napoleon in Bordeaux sprach, das Wort seines Oheims, daß das Konsulat den Frieden bedeute, variierend. „Frankreich", sagte er bei einem Bankett dort, „scheint zum Kaisertume zurückkehren zu wollen. Das Kaisertum, meinen manche, ist der Krieg. Nein, meine Herren,

es ist der Friede!" Unter dieser Voraussetzung, daß das Kaisertum gesicherte, friedliche Verhältnisse bringe, erwartete Frankreich, kann man sagen, mit einer gewissen Ungeduld dessen Wiederherstellung.

Am 16. Oktober kehrte der Prinz-Präsident nach Paris zurück. Die Stadt war mit Fahnen, Festons, Triumphbogen glänzend geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut, Teppiche aus den Fenstern gehängt. Viele Tausende aus der Umgegend, zumal viel Landleute, waren zusammengeströmt, um mit den Parisern zugleich den Heimkehrenden zu begrüßen. Auf dem Bahnhofe warteten Senat und gesetzgebender Körper, die Geistlichkeit aller Konfessionen und die Mitglieder der großen Körperschaften vom Institut von Frankreich bis herab zu den Notaren und Börsenmaklern. Der Zug von Orléans fuhr ein: Kanonendonner, Glockengeläute, Militärmusik begrüßten den Prinzen, als er aus dem Wagen stieg. Aus den Reihen des Senats und des gesetzgebenden Körpers tönte der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" ihm entgegen.

Der Prinz stieg zu Pferde. Triumphbogen bedeckten fast die Boulevards. Bei dem ersten, am Jardin des Plantes, begrüßte ihn der Seinepräfekt Berger, ein alter Februarkämpfer: „Geben Sie den Wünschen des ganzen Volkes nach, Monseigneur. Nur als Kaiser können Sie die herrlichen Verheißungen des erhabenen Programms erfüllen, das Sie in Bordeaux dem aufmerksam lauschenden Europa enthüllt haben." In dem Augenblicke stieg in Gestalt eines Adlers, der, die Flügel ausgebreitet, in seinen Fängen eine Kaiserkrone hielt, ein Luftballon empor. Die Boulevards entlang bildeten teils Truppen, teils Arbeiterkorporationen Spalier. Drei Stunden dauerte der Zug: erst um drei Uhr langte er bei der Madeleinekirche an, wo die Priester im reichsten Ornate, umgeben von Chorknaben, die Weihrauchfässer schwangen, den Prinzen begrüßten. Auf der Place de la Concorde stand inmitten eines Waldes bewimpelter Masten der letzte Triumphbogen; er trug die Inschrift: „Napoleon III., der Retter der modernen Zivilisation." Der Prinz lenkte nach den Tuilerien um: eine Deputation junger Mädchen begrüßte ihn; es war die letzte; im Namen der „Damen der Halle" bat sie ihn um die Wiederherstellung des Kaiserreichs.

Natürlich war am Abend ganz Paris illuminiert, Läden, Buden, Magazine; die Theaterfassaden mit Transparenten bedeckt, die Fenster mit venezianischen Laternen erleuchtet. Kaum einer hatte die Bedeutung des Tages in treffender Kürze besser bezeichnet, als ein kleiner Friseur in der Rue Montmartre: „Ave Caesar!" hatte er auf das Transparent in seinem Ladenfenster geschrieben. Denn durch all die prunkenden offiziellen Veranstaltungen hindurch klang der Grundton, daß, unbekümmert um Parteigetriebe, in seiner großen Mehrheit das französische Volk aufrichtigen Herzens die Wiederherstellung des Kaisertums willkommen hieß.

Ergebnis des Plebiszits.

Das Ergebnis konnte demnach auch nicht zweifelhaft sein, als dem französischen Volke die Frage zur Entscheidung vorgelegt wurde: „Will das französische Volk die Wiederherstellung der kaiserlichen Würde in der Person Louis Napoleon Bonapartes mit Erblichkeit in seiner direkten legitimen oder adoptierten Deszendenz und gibt es ihm das Recht, die Thronfolge in der Familie Bonaparte zu ordnen?" Die Majorität war sicher dafür vorhanden; alle Präfekten und Maires aber strengten sich an, sie so groß als möglich herzustellen; so erreichten sie zwar eine Stimmenzahl, die der Einstimmigkeit einigermaßen nahe kam, beeinträchtigten aber in bedenklicher Weise die moralische Wirkung der Volksentscheidung. 7824189 Stimmen lauteten auf ja, nur 253145 auf nein.

Das Senatskonsult vom 7. November.

Schon vierzehn Tage zuvor, am 7. November, hatte der Senat, da nur ihm und dem Volke das Recht zustand, die Verfassung zu ändern, das „Konsult" gefaßt, durch das er Louis Napoleon zum erblichen Kaiser der Franzosen zu ernennen vorschlug; jetzt wählte er eine Kommission, um die Modifikationen der Verfassung vorzubereiten, die durch das Plebiszit vom 21. November notwendig wurden. Am 1. Dezember erstattete Troplong, der Vorsitzende dieser Kommission, Bericht: mit allen gegen die eine Stimme des Senators Vieillard habe die Versammlung die Vorschläge angenommen, die das Kaiserreich wiederherstellten und Louis Napoleon Bonaparte unter dem Namen Napoleon III., da ja Napoleons I. Sohn, wenn auch thatsächlich nicht zum Throne gelangt, so doch verfassungsmäßig als Kaiser Napoleon II. proklamiert worden sei, zum erblichen Kaiser der Franzosen ernannten und die Thronfolge für die Zukunft regelten.

Vieillard.

Vieillard war der Lehrer von Louis Napoleons in Italien 1831 verstorbenem Bruder. Offenbar gelüstete es ihn, sich durch seine verneinende Abstimmung einen besonderen Nimbus zu geben. Louis Napoleon war klug genug, das zu ignorieren, indem er ihm am 9. November folgendes Billet zukommen ließ: „Mein lieber Herr Vieillard! Wie können Sie glauben, daß Ihr Votum irgendwie der alten Freundschaft, die ich für Sie hege, schaden könnte. Frühstücken Sie am Donnerstage um 11 Uhr wie gewöhnlich bei mir; der neue Titel, den ich vom Volke empfangen werde, soll ebensowenig unsre Gewohnheiten, wie meine Gefühle für Sie verändern; davon seien Sie überzeugt. Ihr Freund Louis Napoleon."

Die Volksvertretung in St. Cloud.

Noch an demselben Abend um 8 Uhr fuhren der Senat und der gesetzgebende Körper in 200 Kutschen, von berittenen Fackelträgern umgeben, nach dem Schlosse von St. Cloud hinaus. In der Apollogalerie war ein Thron errichtet; rechts von demselben stellte sich der Senat auf, gegenüber der gesetzgebende Körper. Auch der Staatsrat fand sich ein. Um 9 Uhr trat der Prinzpräsident in der Uniform eines Divisionsgenerals ein, begleitet von den Verwandten seines Hauses und den Ministern. Unter den Hochrufen der Versammlung stieg er die Stufen zum Throne empor. Der Präsident des gesetzgebenden Körpers Billault trat vor und übergab ihm den soeben von dem Senate gefaßten Beschluß, indem er darauf hinwies, daß durch diesen die französische Nation „mit stolzer Liebe die aus ihrem Schoße hervorgegangene Dynastie der Bonapartes wieder aufrichte." Im Namen des Senats fügte Mesnard hinzu, daß Frankreich durch diese Wiederherstellung der kaiserlichen Würde, „indem es die Gegenwart an die Vergangenheit knüpfe, seine Hoffnungen mit seinen Erinnerungen verbände." Darauf antwortete der Kaiser, an den in demselben Saale vor 48 Jahren vollzogenen ähnlichen Akt erinnernd: „Was heute mein Herz am tiefsten bewegt, ist der Gedanke, daß der Geist des Kaisers, meines Oheims, mit mir ist, daß sein Gedanke mich leitet, sein Schatten mich beschützt." Und er schloß mit den Worten: „Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß mein beständiges Streben dahin gerichtet sein wird, mit Ihnen vereint an der Größe und der Wohlfahrt Frankreichs zu arbeiten." „Es lebe der Kaiser", antwortete in vielstimmigem Rufe die Versammlung, während Napoleon III., vom Throne herabsteigend, mit seinem Gefolge den Saal wieder verließ.

Proklamation des Kaiserreichs.

Am nächsten Morgen, am 2. Dezember 1852, begab sich der Kaiser nach Paris; ihm zur Rechten ritt Persigny, zur Linken der soeben zum Marschall ernannte St. Arnaud; ein glänzendes Gefolge schloß sich an. Der Zug ging durch das Boulogner Gehölz die Allee von Neuilly entlang; Nationalgarden auf der einen, Linientruppen auf der andern Seite bildeten Spalier. Am Ende der Allee, bei dem Triumphbogen nahm der Kaiser die Begrüßung der Behörden entgegen, dann ritt er die elysäischen Felder hinunter, hielt Revue über die Truppen auf dem Vendômeplatz und wandte sich den Tuilerien zu. Auf den Balkonen des Schlosses erwarteten ihn die Prinzen und Prinzessinnen des neuen Kaiserhauses. In dem Augenblicke, wo der Kaiser die Tuilerien betritt, erdröhnt ein Kanonenschuß, und auf der Zinne entfaltet sich die Kaiserstandarte. In dem großen Saale des Schlosses empfängt den Kaiser eine glänzende Versammlung; in dem Gewühle der goldgestickten Uniformen bemerkt man einen weißen wallenden Burnus: auch Abd el Kader, unlängst der Freiheit zurückgegeben, hat sich zur Begrüßung eingefunden. Der Kaiser tritt hinaus auf einen Balkon, den eine Draperie von rotem Samt überdacht, und zeigt sich den Tausenden, welche den Platz vor dem Schlosse erfüllen; der Marschall St. Arnaud verliest das Plebiszit: die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern, die Soldaten präsentieren das Gewehr; das Kaiserreich ist verkündigt.

Hofämter. Haltung der Mächte.

Durch glänzend dotierte Hofämter belohnte der Kaiser seine Getreuen: St. Arnaud wurde Oberhofmeister des Palastes, Magnan Oberjägermeister, Fleury, erster Stallmeister, Beville Palastpräfekt. Ein Bankett von 60 Gedecken vereinte die kaiserliche Familie mit den Männern, durch deren Hilfe sich Louis Napoleon auf den Kaiserthron erhoben: eine Gesellschaft, wie die Königin Victoria sagte, „von Parvenüs und Abenteurern". Wohl beeilten sich die Mächte — die letzten waren Rußland, Österreich und Preußen — das neue Kaisertum anzuerkennen, denn sie sahen darin die endgültige Überwindung der Revolution; aber eine mißtrauische Reserve bewahrten sie doch: wer konnte ermessen, was es für die Zukunft noch alles in seinem Schoße barg?

Die Reaktion in Deutschland.

Österreichs Stellung zur deutschen Einheitsfrage.

Die Siege Radetzkys, die Italiens Erhebung brachen, haben auch die Hoffnungen Deutschlands zertrümmert. Denn sie gaben Österreich nicht nur die Kraft, im eignen Hause sich wieder zum Herrn zu machen, sondern sie gaben ihm auch die Zuversicht, Deutschland wieder unter seine Obmacht zu beugen. Seit dem Frühjahr 1849 ging demnach das Bestreben Österreichs dahin, die Dinge in Deutschland auf den alten

Eigenhändiges Schreiben
des Prinzen von Preußen an den Freiherrn A. von Stillfried in Berlin.

Transskription:

Berlin den 26. May 1849.

Ihr Schreiben vom 16. d. M. ist mir richtig zugegangen und erkenne ich aus demselben Ihre Anhänglichkeit an den König und sein Haus. Wenn Sie sagen, daß die deutsche Einheits Idée auch in Pommern Anklang findet, und man die Annahme der deutschen Verfassung wünsche, wie sie aus zweiter Lesung hervorgegangen ist, so bin ich von dem Wunsche jener Einheit ebenso durchdrungen, wie irgend Jemand. Aber gerade darum bin ich ganz entschieden gegen die Annahme jener Verfassung, und kann nur die Weisheit des Königs loben, daß Er sie so wie sie ist, nicht annahm. Ich ersuche Sie die Personen welches Ranges und Standes sie sein mögen, die sich für Annahme der Verfassung aussprechen, zu fragen, ob sie dieselbe § für § gelesen haben, und wenn dies geschehen, ob sie die § genau geprüft haben, und sich davon überzeugt halten, daß die Stellung, die man dem sogenannten Kaiser gegeben hat, eine solche ist, die Macht und Kraft verleihet, um dem gesammt Deutschland zum Heile zu gereichen? Eine solche Prüfung wird ergeben, daß alle Macht dem Parlamente gegeben ist, und das Oberhaupt nur zum Schein bestehet, dessen man sich bei Gelegenheit entledigen kann, um zur Republik zu gelangen. Die Republikaner wissen sehr wohl, daß Preußen aus diesen Gründen die Krone ablehnte; daher haben sie schon jetzt die Maske abgeworfen, und suchen sofort auf dem Wege der Empörung gleich zu erreichen, was ihnen sonst noch Jahrelang, Anstrengung gekostet hätte, sie aber sicherer zum Ziele führte, wenn sie ein Schattenbild von Kaiser geschaffen hätten.

Dies kann nicht der Gang sein, den die treuen Pommern gehen wollen, und es kommt nur darauf an, ihnen dies Alles klar zu machen, statt nachzusprechen, was die Wühler erzählen. In wenig Tagen wird der König sprechen, und die, welche hören, sehen und verstehen wollen, werden Ihn preisen für den Gang den Er gehet.

Die niederliegenden materiellen Interessen werden aufblühen, wenn Ordnung und Gesetz hergestellt ist; das Ministerium was Vertrauen und nicht Mistrauen verdient, arbeitet unabläßig an den Vorlagen dazu. Daher nur Muth gefaßt zum König und Preußens Geschik wird sich erfüllen, d. h. es muß an die Spitze Deutschlands kommen, aber auf eine Art die Dauer und Heil verspricht, und Beides erreicht man nur durch Kraft und Conséquenz; und indem man die Rechte Anderer berücksichtigt und schont, erhält man sich sein eigenes Recht.

Ihr

Prinz von Preußen.

Eigenhändiges Schreiben des Prinzen von Preußen
an den Freiherrn R. von Stillfried in Berlin
vom 26. Mai 1849.

Stand zurückzuführen, die Kläglichkeit des Deutschen Bundes, auf der Österreichs Übergewicht beruhte, ungemindert wiederherzustellen. Ein Hindernis für die Durchführung solches Planes war ihm nur Preußen und dessen durch die Bewegungen des letzten Jahres erheblich veränderte Stellung in Deutschland. Es war klar, daß von der Gestaltung des Verhältnisses der beiden deutschen Großmächte zu einander die Weiterentwickelung der deutschen Angelegenheiten abhängen mußte. Denn Preußen betrieb im Gegensatze zu Österreich die Neubildung Deutschlands; aber das Spiel war von vornherein verloren, denn es wollte die Einheit Deutschlands erreichen und doch mit Österreich nicht brechen.

Die dargebotene deutsche Kaiserkrone hatte König Friedrich Wilhelm IV. abgelehnt, aber er hatte dabei die Zusage gegeben, das Werk der Einigung Deutschlands seinerseits in die Hand nehmen zu wollen, und demzufolge diejenigen Regierungen, welche die Reichsverfassung nicht angenommen, zu Unterhandlungen nach Berlin eingeladen.

Die Sendung des Generals Cantz nach Wien.

Bayern, Sachsen und Hannover entsprachen der Aufforderung zu gemeinsamen Konferenzen über die Bildung eines deutschen Bundesstaates, dem der Name „Deutsches Reich" vorbehalten war. So wenig diese Staaten sonst Neigung hatten, sich Preußen unterzuordnen, so trieb sie doch die Furcht vor der Revolution dazu, sich vor der Hand wenigstens den Unionsbestrebungen des mächtigeren Staates anzuschließen. Die Grundlage dafür sah Preußen aber in einer vorhergehenden Verständigung mit Österreich und sandte daher den General von Canitz nach Wien. Viel Sympathie konnte der Gesandte seinem Auftrage nicht entgegenbringen. In dem ersten Artikel, „die deutsche Union ist ein unlöslicher völkerrechtlicher Bund und besteht aus a) der österreichischen Monarchie, b) dem deutschen Bundesstaat" sprach sich zunächst die großdeutsche Gesinnung des Königs aus, der die Thatsache gänzlich ignorierte, daß Österreich durch seine Verfassung vom 4. März sich schon vollkommen selbst aus Deutschland ausgeschieden hatte. Was aber Canitz vor allem Sorge machen mußte, das war Artikel 5: „Das Unionsgebiet ist dem Auslande gegenüber insofern ein gemeinsames, daß jeder Angriff auf dasselbe, von welcher Seite er komme, und welchen Teil der Grenzen er bedrohe, stets mit gemeinschaftlichen Kräften zurückgewiesen wird." Die ganze Tragweite dieses Artikels ward Canitz klar, als er bei Oderberg an die Grenze Österreichs kam und auf die russischen Truppen stieß, die Österreich zu Hilfe marschierten. Die gleiche Rolle schob für alle Zukunft Artikel 5 Preußen zu, und zwar bedingungslos. Artikel 14 ferner bestimmte ein von Preußen und Österreich zu gleichen Teilen zu besetzendes Direktorium von vier Mitgliedern unter dem Vorsitze Österreichs; der Sitz mußte natürlich, den „teutschen" Intentionen des Königs entsprechend, zu Regensburg sein, wo der alte Reichstag von 1663—1803 hingesiecht hatte. Zum Glück erkannte Schwarzenberg in seinem selbsteingenommenen Hochmute nicht, daß mit diesem Vertrage Preußen in Deutschland aufgegangen sein würde, und lehnte am 16. Mai 1849 ab.

Das „Dreikönigsbündnis".

Die Ablehnung Österreichs schloß in sich seine Mißbilligung des kleineren Bundes, den Preußen unter eigner Führung zustandebringen wollte. Man mußte diesen Gedanken also entweder fahren lassen, da Österreich doch offenbar nicht zu gewinnen war, oder ihn mit aller Energie, auch unter Österreichs Widerspruch durchführen. Von Radowitz, damals Minister des Äußern, meinte ganz im Sinne seines Königs einen dritten Weg gefunden zu haben, nämlich den des freiwilligen Anschlusses der Einzelstaaten an Preußen. Da aber 28 Regierungen erklärten, sie könnten, so sehr viel Glück sie den Bestrebungen Preußens wünschten, sich nicht beteiligen, weil sie die Reichsverfassung schon anerkannt hätten, so kam es am 17. Mai zu Verhandlungen nur mit Bayern, Hannover und Sachsen; sie wurden in Berlin unter dem Vorsitze des Ministers von Radowitz geführt. An der ersten Sitzung nahm merkwürdigerweise noch der österreichische Gesandte von Prokesch-Osten teil, aber nur um die Erklärung abzugeben, daß er an der weiteren Teilnahme an den Beratungen bis zum Eingange näherer Instruktionen aus Wien behindert sei. Natürlich wurde er nicht wieder sichtbar. Da Bayern allerhand Verwahrungen hatte wegen der Oberhauptsfrage, die dann wieder von den beiden andern Staaten zu allerlei Einwendungen benutzt wurden, so war das am 26. Mai 1849 erzielte Ergebnis der Verhandlungen dürftig genug. Es war das

am 28. Mai unterzeichnete sogenannte „Dreikönigsbündnis", oder wie es offiziell hieß ein sogenannter Verwaltungsrat, nur zwischen Preußen, Hannover und Sachsen geschlossen, und zwar zunächst nur auf ein Jahr „zur Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit der Glieder dieses Bündnisses." Die vorläufige Oberleitung dieses Bundes wurde Preußen übertragen und gleichzeitig die Einberufung eines Reichstages zur Vereinbarung einer Reichsverfassung mit den Regierungen verheißen. Auch wurde schon am 11. Juni der Entwurf dieser Reichsverfassung veröffentlicht, der sich im wesentlichen an die Frankfurter Reichsverfassung anschloß.

Auflösung des Dreikönigsbündnisses.

Nur mit unverhohlenem Widerstreben hatten Sachsen und Hannover die preußische Leitung des Bundes sich gefallen lassen. Ohne Scham erklärte der hannöversche Minister Bennigsen dem englischen Gesandten, man sei auf die Verhandlungen nur eingegangen in der bestimmten Voraussetzung, daß doch nichts daraus werden würde und um beim Volke eine gute Meinung von dem nationalen Wollen zu erregen; eine ganz entsprechende Versicherung erhielt der englische Geschäftsträger in Dresden von Herrn von Beust. Bayern aber, nach langen Verhandlungen zu einer bestimmten Erklärung gedrängt, antwortete durch den Mund von der Pfordtens, der seit dem Frühjahre Bayerns auswärtiger Minister war, am 8. September im Vertrauen auf Österreich mit der Ablehnung der preußischen Vorschläge: wolle Österreich dagegen Verhandlungen über die künftige Gestaltung Deutschlands eröffnen, so werde Bayern „mit Vergnügen bereit sein" daran teilzunehmen. Damit aber war Sachsen und Hannover ein willkommener Grund gegeben, die am 28. Mai eingegangenen Beziehungen wieder zu lösen.

Feldzug Preußens in der Pfalz.

Freilich daß Preußen ihm seine rebellische pfälzische Provinz wieder unterwarf, ließ Bayern sich gern, wenn auch ohne Dank, gefallen. Ja es bat ausdrücklich ebenso wie Baden darum. Unverzüglich war Preußen dazu bereit, wie gegen die Aufständischen in Baden, so auch gegen die in der Pfalz Hilfe zu bringen. Denn die Republiken, die sich hier wie dort gebildet hatten, waren zugleich eine Gefährdung der westlichen Reichsgrenze. Zwar war Frankreich auf das Bündnis, das die provisorischen Regierungen der Pfalz und Badens ihm antrugen, nicht eingegangen; dafür aber bestand ein Einverständnis zwischen ihnen und der radikal-republikanischen Partei in Frankreich, die die römische Expedition zum Anlaß der Erhebung am 13. Juni 1849 benutzte (S. 764f.). Im höchsten Maße waren überdies die Bundesfestungen Landau und Rastatt durch die Insurrektion unmittelbar bedroht.

Auf drei Straßen drangen am 13. Juni die Preußen unter General von Hirschfeld zwischen Kreuznach und Saarbrücken in die Pfalz ein. Ein zweites preußisches Korps unter General von der Gröben war der hauptsächlich aus Hessen und Mecklenburgern bestehenden Reichsarmee, die der Reichsverweser unter dem früheren Reichskriegsminister von Peucker ebenfalls gegen die Insurrektion nunmehr zu entsenden sich entschlossen hatte, beigegeben. Den Oberbefehl über die sämtlichen preußischen Truppen aber führte der Prinz von Preußen. In Frankfurt entwarf er in Gemeinschaft mit Peucker und Gröben den Plan des Feldzuges. Danach sollte die Reichsarmee zunächst die Badener beschäftigen, dann aber bei Durlach sie im Rücken fassen, während der Prinz mit dem Hirschfeldschen Korps den Frontangriff übernähme.

Von den Feldherren der verbündeten Republiken Pfalz und Baden hatte der polnische Stratege Sznayda (alias Schneider) 12000 Mann unter sich, Mieroslawski, kaum von seiner auf Sizilien erhaltenen Wunde genesen (S. 741), gegen 20000 Mann, wozu noch die Volkswehren und die Freikorps, die Schweizer Legion, die polnische Legion, etwa 10000 Mann zählend, hinzukamen. So waren sie den Angreifern an Zahl wohl überlegen, standen aber an Disziplin und taktischem Geschick ihnen weit nach. Sznayda mit seinen Pfälzern ließ sich auf gar keinen Widerstand ein, sondern überschritt, immer weiter vor den Preußen zurückweichend bei Knielingen den Rhein. Die Festungen Landau und Germersheim wurden von den Preußen entsetzt. Jetzt erst erschien auch ein bayrisches Korps unter dem Fürsten Thurn und Taxis in der Pfalz und besetzte, hinter den Preußen herziehend, ebendieselben Orte.

Der badische Feldzug.

Nun drangen die Preußen in Baden ein; zugleich waren die Reichstruppen durch den Odenwald gegangen und hatten den oberen Neckar überschritten, während Gröben sich bis Weinheim vorgeschoben hatte. Noch rechtzeitig erkannte Mieroslawski die Gefahr, von drei Seiten eingeschlossen zu werden, und rettete sich mit seiner durch Desertionen und Zuchtlosigkeit rasch abnehmenden Armee auf der Eisenbahn nach Langenbrücken. Von hier aus warf er sich am 21. Juni bei Waghäusel auf die Vorhut Hirschfelds und drängte sie bis gegen Philippsburg zurück. Hier aber zogen die Preußen einige Verstärkungen an sich, nahmen sofort den Kampf wieder auf, trieben den an Zahl überlegenen Feind rasch zurück und schlugen ihn so entscheidend,

daß in Unordnung und Hast ein Teil der Insurgentenarmee sich nach Wiesloch flüchtete, der andre nach Heidelberg. In höchster Bestürzung räumten die Aufständischen jetzt Karlsruhe, in das am 25. Juni die Preußen einzogen.

Der Aufstand war jetzt auf den Süden Badens beschränkt. Allein die langsame Verfolgung hatte es Mieroslawski ermöglicht, die Trümmer seines geschlagenen Heeres wieder zu sammeln. Hinter der Murg, auf Rastatt sich stützend, versuchte er dem Vordringen der Sieger noch einmal Widerstand entgegenzusetzen; bei Dos, da wo die Murg in die Ebene tritt, wehrten sich die Badener, meist Soldaten der früheren badischen Armee, am 29. und 30. Juni mit viel Ausdauer; indes die Übermacht überwältigte sie. Da flüchtete sich denn alles über die nahe Schweizergrenze. Mieroslawski, mißmutig und verzagt, legte den Oberbefehl nieder und kehrte nach Frankreich zurück. Bis nach Konstanz schoben sich die Preußen vor. Österreich sah den Erfolg Preußens nur mit schelen Augen an und schickte sich an, ebenfalls ein Korps in den badischen Seekreis einrücken zu lassen. Allein der Prinz von Preußen protestierte mit solchem Nachdruck dagegen, daß es Österreich doch vorzog, die Dinge nicht bis zum äußersten zu treiben. Auch die Schweiz entschloß sich auf die Reklamation des Prinzen die Pferde und Kanonen, überhaupt alles badische Staatseigentum, das die Insurgenten mit sich genommen hatten, wieder zurückzugeben.

Rastatt.

Mit höchster Unbesonnenheit waren bei der allgemeinen Flucht mehr als 5000 Mann in der Festung Rastatt zurückgeblieben. Wollten sie durch todesmutigen Heroismus, wie Klapka in Komorn, einen ehrenvollen Abzug sich erzwingen? Oder wollten sie unter den Trümmern der Festung sich begraben? Sie machten, durch die kläglichen Intrigen der Anführer unter sich uneins, nachdem die Preußen die Belagerung begonnen hatten, ein paar Ausfälle mit solcher Mattherzigkeit, daß der Gesamtverlust der Belagerer während der ganzen Belagerung an Toten nur 10 Mann betrug, und ergaben sich dann am 22. Juli auf Gnade und Ungnade.

Bestrafung der Rebellen.

So war denn in vier Wochen der ganze Feldzug beendigt. So wenig Widerstandskraft hatten die Insurgenten bewiesen, daß der Gesamtverlust der Sieger während des ganzen Feldzugs nur 150 Mann betrug. Gleichwohl wurde die Erhebung mit größter Strenge bestraft. Zwar die Anstifter hatten sich meist beizeiten in Sicherheit gebracht; aber von den Hauptführern wurde eine Anzahl standrechtlich erschossen, darunter Robert Blums Freund und Parteigenosse Trützschler; andre wurden zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt. Unter diesen letzteren war auch der Dichter Gottfried Kinkel, dem es indes gelang, mit Hilfe seiner Gattin und namentlich des energischen und umsichtigen Studenten Karl Schurz aus dem Gefängnisse in Spandau nach Mecklenburg, und später nach England zu entkommen. Am 18. August kehrte der Großherzog Leopold an der Seite des Prinzen von Preußen in seine Hauptstadt zurück. Damit war denn nun in Deutschland die Ruhe allenthalben wiederhergestellt.

Verfassungsänderung in Preußen. Prozeß Waldeck.

So energisch Preußen der nationalen Revolution im eignen Lande und in Süddeutschland entgegengetreten war, so konnten doch nur noch auf diesen Staat die national Gesinnten ihre Hoffnungen setzen. Durch die rasche und entschiedene Bewältigung der radikalen Insurrektion im südwestlichen Deutschland war die Achtung vor Preußen gewachsen, die innere Gestaltung der preußischen Verhältnisse erhöhte das Vertrauen der Besonnenen. Zwar hatte der König am 27. April 1849 die Kammern aufgelöst, aber sofort auf Grund eines andern Wahlgesetzes eine neue Volksvertretung wählen lassen, welche der Regierung weder eine leidenschaftliche noch eine prinzipielle Opposition entgegensetzte, so daß die Vereinbarung der preußischen Verfassung jetzt in angemessener Weise vorwärtsschritt und der ernste Entschluß auf beiden Seiten unverkennbar war, Preußen in die Reihe der konstitutionellen Staaten dauernd einzuführen. Freilich hatte dies neue preußische Wahlgesetz vom 30. Mai nicht bloß bei den Demokraten starke Bedenken erregt. Nach diesem Wahlgesetze sollten künftig die Wahlmänner nach dem Betrage ihrer Steuern in drei Klassen zerfallen; die geringe Anzahl von Höchstbesteuerten, die das erste Drittel der Abgaben aufbrachten, sollten dasselbe Stimmrecht haben, wie der breite Mittelstand, der das zweite Drittel steuerte, und wie die Masse der Unvermögenden, die das letzte Drittel zahlten; überdies wurde die geheime Abstimmung aufgehoben und dadurch natürlich der Wahlbeeinflussung jeder Vorschub geleistet. Die demokratische Partei beschloß deshalb auf einer Versammlung zu Köthen am 11. Juni thörichterweise, sich der Teilnahme an den Wahlen überhaupt zu enthalten, wodurch das von ihnen gefürchtete Wahlergebnis erst recht eintrat, indem an 200 Beamte in der neuen Kammer saßen. Außer diesem Wahlgesetze erregte böses Aufsehen

auch die Verhaftung und Prozessierung des bekannten liberalen Führers Waldeck, um so mehr, als sich herausstellte, daß die am 18. Mai geschehene Verhaftung durch Briefe, die die Polizei selbst gefälscht hatte, erfolgt war; und doch erst am 3. Dezember 1849 wurde der Mann freigesprochen.

Die von den Königreichen vereinbarte Reichsverfassung.

Jenes Wahlgesetz nun war auch in den von Preußen, Sachsen und Hannover vereinbarten Reichsverfassungsentwurf aufgenommen; auch sonst zeigte dieser, namentlich in den Grundrechten, manche Abschwächung im Vergleiche mit der Frankfurter Verfassung. Aber doch sicherte er nicht nur eine kräftige Zentralgewalt, sondern er gewährte auch eine Summe von Freiheiten, wie sie vor 1848 die Liberalen niemals erhofft hatten. Es waren daher vornehmlich die Mitglieder des früheren Frankfurter Weidenbuschvereines, die trotz mancher Bedenken im einzelnen es als ihre Aufgabe erkannten, die nationalen Bestrebungen Preußens zu unterstützen; denn scheiterten diese, was blieb dann andres zu erwarten, als die Rückkehr zu dem alten Bundestage! Auf die Einladung von Gagerns, Dahlmanns, Mathys u. a. versammelten sich demnach am

Die Gothaner.

26. Juni 1849 147 frühere Weidenbuschmänner in Gotha zu gemeinsamer Besprechung. Keine der früheren gemäßigten Parteien, Augsburger Hof, Kasino, Westendhall, Württemberger Hof, Café Milani, war unvertreten. Drei Tage lang dauerten die Debatten dieses „Nachparlaments". Das Ergebnis war, daß 130 in dem Beschlusse sich vereinigten, die Regierungen zum Anschlusse an den Verfassungsentwurf des Dreikönigsbundes, jeden einzelnen Deutschen zur Förderung des großen Werkes aufzufordern. Die schleunigste Berufung eines Reichstages schien notwendig, um den Bestrebungen des durch Rußlands Hilfe erstarkenden Österreich zuvorzukommen.

Die demokratische Presse freilich überschüttete die Erklärung der „Gothaner" mit giftigem Hohne; im deutschen Volke aber schlug die Überzeugung Wurzel, daß in dem preußischen Projekte die letzte Möglichkeit einer Rettung der deutschen Einheit läge. Der Druck der öffentlichen Meinung auf die Regierungen war unwiderstehlich. Mit Ausnahme Bayerns, Württembergs, Luxemburgs und der Duodezländchen Liechtenstein und Hessen-Homburg traten noch im Laufe des Sommers sämtliche deutsche Staaten dem Dreikönigsbündnisse bei, freilich ohne eine Ahnung davon, daß dieses Dreikönigsbündnis eitel Schein und Trug war. Aber seit dem Erfolge von Vilagos war Österreich noch viel weniger als vorher gesonnen, seinen Einspruch gegen die deutsche „Union" aufzugeben. Nachdem auch Venedig und Komorn gefallen waren, wurden die Gesinnungen zur That.

Schleswig-Holstein.

Wer sich nicht durch die oder jene mehr von der Parteistellung abhängige Beurteilung des preußischen Wahlgesetzes in seiner Meinung über Preußen bestimmen ließ, mußte jedenfalls an Preußens oder seines Königs nationalem Wollen zweifelhaft werden durch die Entwickelung der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit.

Eckernförde.

Da der Waffenstillstand von Malmö (S. 654) zu keinem Frieden führte, so hatte ihn Dänemark gekündigt; es vertraute dabei nicht nur auf seine Überlegenheit zur See, sondern vor allem auf die Hilfsbereitschaft Englands und Rußlands. Allein sofort sollte es sehr empfindlich getroffen werden. In der Bucht von Eckernförde wurde am 5. April 1849 das dänische Linienschiff Christian VIII. von einer schleswig-holsteinischen Strandbatterie von 10 Geschützen, unter dem Befehle des Hauptmanns Jungmann, die gegen Mittag Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha durch vier weitere Kanonen verstärkte, mit glühenden Kugeln in Brand geschossen, so daß es, nachdem der größte Teil seiner Mannschaft gerettet war, in die Luft flog; die Fregatte „Gefion" aber wurde durch die Zertrümmerung ihres Steuerruders zur Ergebung gezwungen und bildete dann nach ihrer Wiederherstellung einen Bestandteil der jungen deutschen Flotte. Beide Schiffe hatten, abgesehen von einigen kleineren sie unterstützenden Schiffen, 140 Kanonen gehabt und doch vor den paar Batterien die Segel streichen müssen.

Düppel. Kolding. Gudsö. Fridericia.

Gleichzeitig rückten die deutschen Bundestruppen unter der Führung des preußischen Generals von Prittwitz vor und erstürmten am 13. April 1849 die Düppeler Schanzen, wobei der sächsische Prinz Albert, der heutige König von Sachsen, in ruhmreicher Weise seine Feuertaufe erhielt. Die tapferen schleswig-holsteinischen Truppen aber unter dem Oberbefehle des preußischen Generals von Bonin schlugen die dreifach überlegenen

Dänen am 20. und 24. April bei Kolding, und ein drittes Mal am 7. Mai bei Gudsö und schickten sich nunmehr an, die jütische Festung Fridericia zu belagern, was freilich in Ermangelung einer Flotte, weil Fridericia an der See lag, ein etwas gewagtes Unternehmen war. Unterdessen aber waren in Berlin drohende Noten von Rußland und England eingelaufen, die gegen eine Besetzung Jütlands entschiedene Verwahrung einlegten. Deswegen waren auch die preußischen Truppen nicht in Jütland eingerückt. Die Anmaßung Englands zeigte sich u. a. darin, daß, als drei deutsche Kriegsdampfer bei der Verfolgung dänischer Kreuzer Helgoland zu nahe kamen, der Gouverneur Feuer auf sie geben ließ, und daß Palmerston in Bremen anfragte, was das für Schiffe „unter unbekannter Flagge" gewesen seien. Mit Mühe nur konnte es daher die von der deutschen Zentralgewalt eingesetzte Statthalterschaft, bestehend aus dem Advokaten Beseler und dem Grafen Reventlow-Preetz, erreichen, daß Prittwitz wenigstens mit den Bundestruppen in Jütland einrückte. Da er aber Befehl hatte, sich den Dänen gegenüber unthätig zu verhalten, anderseits die Schleswig-Holsteiner, obwohl von Prittwitz gewarnt, nicht die bei ihrer exponierten Stellung nötigen Vorsichtsmaßregeln einhielten, so setzte der dänische General Rye mit einem Teile seines Heeres nach Fünen über und kam von dort aus dem bedrängten Fridericia zu Hilfe. In der Nacht vom 5. zum 6. Juli machte er einen Angriff auf die weit verzettelten Stellungen der Schleswig-Holsteiner und trieb die mannhaft Widerstehenden durch seine Übermacht schließlich mit großen Verlusten zurück. Die Verantwortung für diesen beklagenswerten Ausgang schob man in Deutschland allgemein Preußen zu, das auf der einen Seite durch ausdrückliche Erklärung in Frankfurt die Führung sowohl des Krieges als der nötigen Unterhandlungen in die Hand genommen hatte, um das Schwankende des bisherigen Zustandes zu beseitigen, und nun selbst eine so schwankende Politik aufzuweisen hatte.

Waffenstillstand.

Um das Unglück voll zu machen, kam die Nachricht, daß Preußen mit Dänemark am 10. Juli 1849 in Berlin einen Waffenstillstand geschlossen habe. Infolgedessen zogen die deutschen Bundestruppen ab: Preußen besetzte das südliche, Dänemark das nördliche Schleswig. Das ganze aber sollte unter der kommissarischen Verwaltung eines Preußen, eines Dänen und eines — Engländers stehen: Holstein und Lauenburg blieben Glieder des Deutschen Bundes, aber — unter dem Könige von Dänemark! Bonin und die andern preußischen Offiziere traten aus der schleswig-holsteinischen Armee.

Verkehrte Anschauungsweise Friedrich Wilhelms IV.

Die seinen wirklichen Machtverhältnissen keineswegs entsprechende Nachgiebigkeit Preußens in der Schleswig-Holsteinischen Sache erklärt sich zum Teil aus der für ihn so überaus bezeichnenden Anschauung Friedrich Wilhelms IV., daß eigentlich auch diese Bewegung nichts sei als eine nichtsnutzige, von Liberalen und Demokraten angestiftete revolutionäre Zettelung. In ähnlich launenhafter Schrulle blieb er trotz der fühlbarsten Backenstreiche, die ihm die österreichische Politik schon gegeben hatte, immer noch bei seiner kindlichen Verehrung des Erzhauses, ohne das ihm ein zukünftiges Deutschland undenkbar erschien. Darum ward ihm im Grunde genommen Radowitz mit seinen Unionsbestrebungen recht wenig sympathisch, darum fand der König nichts Beleidigendes in der konsequenten Ablehnung aller Unionsbestrebungen durch Österreich, darum bewunderte er es als charaktervoll, wenn der eigens zum passiven Widerstande in Frankfurt bleibende Reichsverweser die Niederlegung seiner Stellung noch am 24. Mai 1849 verweigerte, darum hatte die „Kreuzzeitung" ganz sein Herz gewonnen, als sie predigte, daß Preußen in Sack und Asche zu trauern habe wegen seiner sündhaften deutschen Gelüste. Als er nun gar am 7. September in Teplitz mit dem jungen Kaiser von Österreich zusammengetroffen war und am nächsten Tage am sächsischen Hofe zu Pillnitz die junge Freundschaft mit neuem Enthusiasmus hatte erblühen lassen, da verstand er kaum noch, wie er sich je in einem andern Lager hatte wohlfühlen können. So ließ sich denn Friedrich Wilhelm IV. gern zu dem sogenannten „Interim" bereit finden, vom 30. September 1849, durch das, ohne der preußischen Unionsbestrebungen mit einer Silbe zu gedenken, eine aus zwei österreichischen und zwei preußischen Mitgliedern bestehende „Bundeszentralkommission" bis zum 1. Mai 1850 eingesetzt wurde. Auch hierbei gab es noch allerlei strittige Punkte, so daß erst am 20. Dezember die schöne neue Behörde

in Kraft trat. Österreichischerseits waren es von Kübeck und General von Schönhals, preußischerseits von Radowitz, an dessen Stelle dann von Peucker trat, und Präsident Böttticher. In ihre Hände konnte nun der Reichsverweser sein Amt niederlegen. Ein bedeutender Schritt zur Rückkehr zum alten Bundestag war gethan.

Das Vierkönigsbündnis.

Alsbald zeigten auch Hannover und Sachsen ihre wahre Gesinnung, indem sie, als Preußen die Einberufung des in den Abmachungen vom 26. Mai vorgesehenen Reichstags im Verwaltungsrate anmeldete, sofort Einspruch erhoben (20. Oktober), da etwas derartiges ohne vorausgegangene Verständigung mit Österreich nicht zu unternehmen sei und den Grundlagen des Bündnisses vom 26. Mai widerspreche. Als trotzdem die preußische Regierung auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharrte, protestierte auch Schwarzenberg in einer drohenden Note vom 28. November 1849 gegen die Einberufung des Unionsparlamentes, da der Deutsche Bund und die Bundesverfassung noch zu Recht bestehe. Truppenbewegungen in Böhmen begleiteten die Worte des Kanzlers. Friedrich Wilhelm aber, empört über die Treulosigkeit und Doppelzüngigkeit der beiden Königreiche, verlangte durch seine Regierung am 18. Februar 1850 eine Anleihe von 18 Millionen Thalern von den Kammern, damit „man gewaffnet stehe wider die Feinde der Ordnung". Sofort wurde die Anleihe genehmigt; man glaubte nun endlich auf eine energische und konsequente Politik des Königs hoffen zu dürfen.

Als nun der Verwaltungsrat den 20. März als den Termin für den Zusammentritt des Reichstags in Erfurt feststellte, sagten sich Hannover und Sachsen endgültig von dem Bündnisse des 26/28. Mai los, so daß nur noch die deutschen Mittelstaaten bei Preußen verblieben. Sachsen aber trat am 27. Februar 1850 mit Bayern und Württemberg zu einem Bündnis zusammen, das sich in der Hoffnung auf den Beitritt Hannovers das Vierkönigsbündnis nannte. Die württembergische Thronrede vom 15. März, allen Partikularisten wie aus dem Herzen geschrieben, sprach mit unverkennbarem Seitenhieb auf Preußen von der Parteisucht und dem Ehrgeize, deren Spielball zu sein Deutschland seit den Märzereignissen nicht aufgehört habe, und verwarf den deutschen Einheitsstaat als ein Traumbild und zwar als das gefährlichste von allen. Natürlich berief Preußen seinen Gesandten ab. Ein kleiner Trost aus Süddeutschland in dieser Zeit der Enttäuschungen war es, daß am 7. Dezember 1849 die beiden Fürsten von Hohenzollern zu gunsten des Königs von Preußen ihre Würde niederlegten.

Das Unionsparlament zu Erfurt.

Am 20. März 1850 trat das „Unionsparlament" in Erfurt zusammen. Weder Sachsen noch Hannover waren darin vertreten, wie natürlich auch nicht die süddeutschen Königreiche. Aus Preußen bestand daher die große Mehrzahl der Mitglieder des Volkshauses und fast die Hälfte der ersten Kammer des Staatenhauses. Nach ihren Zusammenkunftslokalen nannten sich wie in Frankfurt die Parteien des Volkshauses. Die zahlreichste war die „Bahnhofspartei"; sie umfaßte eine große Zahl früherer Weidenbuschmänner: Gagern, Graf Schwerin, Vincke, Beckerath, Simson, Beseler, Mathy, Bassermann. Alles, was mit Ernst für die Union war, hatte auf dieser Seite des Hauses seinen Platz gewählt; nicht wenige davon hatten in der Paulskirche auf der Rechten gesessen, durchaus konservative oder nur gemäßigt liberale Leute. Die Rechte dagegen, der „Schlehdorn", war der Union teils ganz und gar entgegen, teils verlangte sie wenigstens für die Verfassung derselben eine reaktionär abgeschwächte Gestalt. Die einen nämlich befürchteten eine nachteilige Beeinflussung Preußens durch die Kleinstaaten der Union, und nicht mit Unrecht fürchteten sie, daß Preußen zu viel der eignen Selbstständigkeit an das Ziel der Einigung setze, wie es auch schon der Abgeordnete von Bismarck früher im preußischen Landtage erklärt hatte; die andern hielten es für notwendig, eine genaue Übereinstimmung zwischen der Unions- und der preußischen Verfassung herzustellen. Denn inzwischen war das preußische Verfassungswerk zu Ende geführt worden; am 6. Februar 1850 hatte König Friedrich Wilhelm die vereinbarte preußische Verfassung feierlich beschworen. Allein das preußische Staatsgrundgesetz beruhte trotz mancher Abschwächungen durchaus auf freisinnigen Grundlagen, so daß es schien, als wolle die Rechte in Erfurt vielmehr die Unionsverfassung benutzen, um in die preußische nachträgliche Beschränkungen hineinzubringen, als umgekehrt.

Unerwartetes Abschwenken Preußens.

Am 26. März legte der General von Radowitz dem Parlamente in glänzender Rede die deutsche Politik Preußens dar; war er es doch, der sie am eifrigsten betrieb. Preußen habe Österreich nicht durch drängende Forderungen den Kampf um sein staatliches Dasein erschweren, nicht die Hilfsbedürftigkeit der deutschen Regierungen zur Erpressung von Zugeständnissen benutzen wollen: daher sein Zögern. Der Einheitsgedanke, einmal geweckt, könne wohl zeitweilig wieder einschlummern, aber er werde immer wieder, und immer neu gestärkt erwachen. Die nationale Bewegung laufe in einer geschlossenen Kurve; sie könne scheinbar rückläufig sein, werde sich aber immer wieder aus der Sonnenferne zur Sonnennähe hinlenken. Um so mehr aber hatte die Linke recht, wenn sie jetzt zum schleunigsten Abschlusse drängte, und daher den dem Parlamente vorgelegten Verfassungsentwurf in Bausch und Bogen anzunehmen beschloß. Sie hatte die Majorität; ein größeres Entgegenkommen war nicht möglich; sie wollte ohne jede Änderung annehmen, was die Regierungen anboten. Auch einige Änderungen, welche die Regierungen in der „Additionalakte" zusammengestellt hatten, war sie bereit ohne weiteres anzunehmen. Da geschah das Unerwartete. Die beiden preußischen Kommissarien, Radowitz und Carlowitz, erklärten, die preußische Regierung weise die einfache Annahme zurück und verlange eine vorherige Revision des Verfassungsentwurfes. Denn sowohl Anpassung an die preußische Verfassung als auch Rücksichtnahme auf die vier Königreiche und Österreich sei notwendig. Daß gerade Radowitz die von ihm doch selbst empfohlene rasche Annahme widerriet, war ein deutliches Zeichen der am Berliner Hofe wieder eingetretenen Schwenkung nach der österreichischen Seite. Trotz der großen Mäßigung der Erfurter Linken, die sowieso in Frankfurt größerenteils der Rechten und dem Zentrum angehört hatte, wollte der König von den Revolutionären nichts mehr wissen. Immerhin kam das Parlament den geäußerten Wünschen entgegen und es wurden die entsprechenden Veränderungen vorgenommen, und die Unionsverfassung gelangte in wenigen Wochen zu einem befriedigenden Abschluß: nur der Zustimmung der verbündeten Regierungen zu diesen Änderungen bedurfte es noch. Ob diese und wann sie erfolgen würde — wer wußte es? Sehr hoffnungsfroh war jedenfalls die Stimmung nicht, in der am 29. April das Parlament auseinanderging.



306. Joseph von Radowitz.
Nach dem Leben gezeichnet und lithographiert von Paul Bürde.

Schwarzenbergs Umtriebe gegen die Union.

Unterdessen war aber Schwarzenberg nicht müßig gewesen, aus der Union einen Stein nach dem andern auszubrechen. Er versuchte den aufrichtig national gesinnten Großherzog Leopold von Baden zur Thronentsagung zu drängen, er bestärkte die mecklenburgische Ritterschaft, die durch die neue Zeit in ihren Feudalrechten sich beschränkt sah, in ihrer Opposition gegen den trefflichen Schweriner Großherzog Friedrich Franz II., so daß sie gegen die von jenem eingeführte Verfassung Einspruch erhob in einem Proteste, dem sich seltsamerweise auch der König von Preußen in seiner Eigenschaft als nächster Agnat anschloß; er bot seine Unterstützung denjenigen Fürsten,

welche die Befriedigung der nationalen Wünsche als eine Beeinträchtigung ihrer Hoheitsrechte empfanden. Und sehr bereitwillig gingen der Großherzog von Strelitz und der Kurfürst von Hessen-Kassel darauf ein. Letzterer hatte schon am 23. Februar das preußisch und liberal gesinnte Ministerium Eberhard verabschiedet und an seine Stelle den sehr übel beleumundeten Hassenpflug, mit Haynau, einem Bruder des Ungarnbesiegers, und Baumbach als Genossen gesetzt. Dies neue Ministerium erlangte dann am 13. April die Vertagung des Erfurter Unionsparlamentes und Anknüpfung von Verhandlungen mit dem sogenannten Vierkönigsbündnisse.

Hinarbeiten Österreichs auf den Bundestag.

Schritt für Schritt ging Österreich auf der einmal begonnenen Bahn vorwärts. Mit dem 1. Mai 1850 lief nach dem Vertrage vom 30. September 1849 die Thätigkeit der „Bundeszentralkommission" ab. Am 26. April 1850, drei Tage bevor das Erfurter Parlament geschlossen wurde, lud es die deutschen Regierungen auf den 10. Mai zu einer außerordentlichen Plenarversammlung des Deutschen Bundes nach Frankfurt am Main ein, sowohl um einen Ersatz für die Bundeszentralkommission zu schaffen, als auch um eine „Revision der Bundesverfassung" zu beraten. Als selbstverständlich nahm es dabei sein früheres Recht des Vorsitzes in Anspruch. Mehrere Regierungen folgten der Einladung. Preußens Antwort war, daß es auf Anregung des nationalgesinnten Herzogs Ernst von Koburg schon auf den 8. Mai die noch zu der Union gehörenden Fürsten mit ihren Ministern zu einem Kongresse nach Berlin berief.

Fürstenkongreß in Berlin. Erneuerung des Bundestags.

In der Rede, mit welcher der König den Fürstenkongreß in Berlin eröffnete, betonte er das entschiedene Festhalten Preußens an der Union und schloß mit der Aufforderung, nunmehr die Union definitiv zu begründen. Bis zum 15. Mai dauerten die Verhandlungen: allein weder fanden die Änderungen des Erfurter Parlaments allseitige Zustimmung, noch lag die definitive Begründung der Union in der Absicht der anwesenden Fürsten. „Unterzeichnen Ew. Liebden!" sagte der greise Großherzog von Oldenburg zu dem trotz seiner Stellungnahme am 13. April in Berlin erschienenen Kurfürsten von Hessen, dem Zögernden auf die Achsel klopfend, „Sie möchten sonst künftig einmal noch ganz anderes unterzeichnen müssen." Über ein neues Provisorium kam die Union nicht hinaus. Obwohl einstimmig in der Nichtanerkennung der in Frankfurt zusammengetretenen Versammlung als Plenum des Bundestags, stellte sie ihren Teilnehmern doch deren Beschickung frei! Ganz anderen Fortgang dagegen hatten die Konferenzen in Frankfurt. Zwar am 10. Mai waren nur erst die Vertreter der vier deutschen Königreiche, Luxemburgs und Hessen-Homburgs anwesend gewesen: bald aber stellten sich auch Kurhessen, Strelitz, Lippe-Schaumburg und Hessen-Darmstadt, unbekümmert um ihre Zugehörigkeit zur Union, in Frankfurt ein. Vergebens protestierte Preußen gegen diesen Versuch, den 1848 gesetzmäßig aufgelösten Bundestag wiederherzustellen. Österreich ließ sich nicht beirren; waren auch von den zum engeren Rate notwendigen 17 Stimmen nur 11 vertreten: es proklamierte am 2. September 1850 den alten Bundestag als wieder zu Recht bestehend. Und am 11. Oktober hielt der Kaiser Franz Joseph mit den beiden süddeutschen Königen in Bregenz eine persönliche Zusammenkunft, um wenn nötig mit vereinten Kräften die Union zu sprengen und ganz Deutschland wieder unter die reaktionäre Leitung Österreichs zurückzubringen. Österreich war entschlossen, zum Schwerte zu greifen: war es auch Preußen?

Ein Zusammenstoß konnte, wie die Dinge lagen, nicht lange ausbleiben. Mit siegessicherer Dreistigkeit erhob sich im Vertrauen auf Österreich allerorten die Reaktion.

Reaktionsbestrebungen Österreichs.

Das Bestreben Österreichs, sobald es sich stark genug fühlte, an die Wiedergewinnung Deutschlands zu denken, ging naturgemäß dahin, in den deutschen Staaten die liberalen Ministerien zu beseitigen und reaktionär gesinnte an deren Stelle zu bringen; denn diese, ohne inneren Halt im Lande, mußten, nur um sich behaupten zu können, unwandelbar fest zu Österreich stehen. Entgegen kam ihm dabei das Verlangen absolutistisch gesinnter Fürsten, von den Beschränkungen ihrer Gewalt, die sie in der Zeit der Unruhen sich hatten auferlegen müssen, jetzt bei veränderten Zeitläuften wieder ledig zu werden. Die Lage in Hessen-Kassel, wo sich binnen kurzem das Ministerium Hassenpflug unmöglich gemacht hatte, gab Österreich eine hochwillkommene Gelegenheit,

die Autorität des von ihm berufenen Frankfurter Bundestags zur Anwendung und Anerkennung zu bringen und damit den letzten Hebel an den Umsturz des Unionswerkes zu legen.

Verfassungskonflikt in Hessen.

Hassenpflug, den Radowitz einen „Abenteurer" nannte, war schon 1832—37 kurhessischer Minister gewesen, hatte sich dann mehrere Jahre in verschiedenen Kleinstaaten herumgetrieben, bis er 1841 zum Präsidenten des Oberlandesgerichts in Greifswald ernannt worden war. Einer Anklage wegen Unterschlagung von Geldern entzog ihn hier seine Berufung nach Kassel. Da die Ständeversammlung, die den neuen Minister sofort mit einem Mißtrauensvotum begrüßte, sich weigerte, Geld zur Deckung eines erdichteten Defizits zu bewilligen, so vertagte Hassenpflug sie am 15. März, und als sie nach ihrem Wiederzusammentritt ebenso abstimmte, löste er sie am 13. Juni auf; auch die nächste Versammlung, aus neuen Wahlen mit derselben Zusammensetzung entstanden, lehnte es ab, Steuern ohne vorherige Regelung des Budgets zu bewilligen: sie wurde ebenfalls am 2. September aufgelöst, und Hassenpflug übernahm jetzt selbst das Finanzministerium. Als er nun die Forterhebung aller direkten und indirekten Abgaben nach dem Finanzgesetz von 1849 am 4. September verfügte, erklärten die Verwaltungsbehörden wie sämtliche Obergerichte des Landes diese Verfügung für verfassungswidrig, so daß keine Steuern erhoben und selbst die Stempelabgaben nur notiert wurden. Hassenpflug antwortete damit, daß er am 7. September den Belagerungszustand über das ganze Land verhängte. Indes die Behörden erkannten den Kriegszustand nicht als zu Recht bestehend an. Da entfloh Hassenpflug mit dem Kurfürsten in der Nacht zum 13. September heimlich aus Kassel nach Wilhelmsbad bei Hanau, und beide wandten sich hilfesuchend an den soeben wiederhergestellten Bundestag. Ohne weiteres entschied dieser am 21. September, daß der Kurfürst alle Mittel anzuwenden habe, „um die ernstlich bedrohte landesherrliche Autorität im Kurfürstentume sicher zu stellen", und daß die Steuerverweigerung ein genügender Grund sei, um gemäß den Bundestagsbeschlüssen von 1832 dagegen einzuschreiten. Gegen diesen Beschluß legte namens der Union Preußen Verwahrung ein, denn nach den Statuten der Union, zu der ja Kurhessen gehörte, fiel der kurhessische Konflikt unter die Kompetenz des Bundesschiedsgerichtes der Union. Zugleich aber nahmen 241 kurhessische Offiziere, um ihren auf die Verfassung geleisteten Eid nicht zu verletzen, ihren Abschied, darunter 4 Generale und 7 Obersten. Hassenpflug mußte erkennen, daß es unmöglich war, den geplanten Staatsstreich mit inneren Gewaltmitteln durchzusetzen.

Die süddeutschen Königreiche.

Es war unmöglich, daß Preußen, ohne die Union und sich selbst aufzugeben, ein direktes Einschreiten des von ihm nicht anerkannten Bundestages im Unionsgebiet dulden konnte. Die vorerwähnte Zusammenkunft der beiden süddeutschen Könige mit dem neuen österreichischen Kaiser am 11. Oktober mußte den nächstliegenden Ausbruch einen Konfliktes voraussetzen lassen; bei der Tafel brachte der König von Württemberg einen Trinkspruch auf die österreichische Armee aus mit der Versicherung, daß er dem Rufe des Kaisers folgen werde, wohin es auch sei. Leicht wurde Österreich mit den süddeutschen Königreichen dahin einig, dem Einspruche Preußens mit 200 000 Mann zu begegnen. Außerdem ließ Schwarzenberg an der preußischen Grenze in Böhmen und Mähren mehrere Armeekorps sich sammeln; Radetzky wurde zum Oberfeldherrn ernannt: der Bezwinger Italiens sollte auch der Bezwinger Deutschlands werden. Kurhessen spielte nun die ihm zugedachte Rolle in dieser Tragikomödie mit Erfolg zu Ende. Am 15. Oktober rief Hassenpflug das direkte Einschreiten des „Bundestages" gegen Kurhessen an: zehn Tage später beschloß dieser die „Bundesexekution gegen Kurhessen", und am 1. November überschritt unter dem Kommando des Fürsten Thurn und Taxis, den der österreichische Graf Rechberg als Zivilkommissar begleitete, ein österreichisch-bayrisches Truppenkorps die kurhessische Grenze.

Die Warschauer Konferenzen.

Kaiser Nikolaus von Rußland, stolz darauf, daß er dem Gange der Revolution durch Europa an den Grenzen seines Reiches Halt geboten, war im Sommer in Berlin gewesen, um den nationalen Bestrebungen seines „phantastischen" Schwagers, in denen er etwas Revolutionäres witterte, ein Ende zu machen. Seine Vorstellungen waren nicht ohne Eindruck gewesen. Jetzt, wo der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich

in die Krisis getreten war, weilte er in Warschau und lud dorthin die beiden Gegner, um ihren Streit auszugleichen. Von Bregenz eilte am 25. Oktober der junge Kaiser, von Schwarzenberg begleitet und seit der Niederwerfung Ungarns dem Zaren ganz ergeben, in Person herbei, von Preußen waren schon am 17. Oktober Graf Brandenburg und des Königs Bruder, Prinz Karl, angekommen. Graf Brandenburg brachte sehr versöhnliche Vorschläge mit, die später Gegenstand freier Konferenzen der deutschen Staaten bilden sollten. Zwar verlangte Preußen in bezug auf den Bundesvorsitz gleiches Recht mit Österreich, ebenso eine gemeinschaftliche Ausübung der Bundesgewalt, es suchte den Einzelstaaten das Recht zum Abschluß einer engeren Union zu wahren, sofern diese nicht mit den Bundeseinrichtungen im Widerspruch stünden, aber es erkannte doch den alten Bund an, wenn es zugab, daß ein Bundesrat von 17 Stimmen, wie



307. Der deutsche Michel in der Reitschule.

Spottbild in den „Leuchtkugeln", II. Band, S. 96 (1849).

„Ah, meine Herren Kavaliere, wie geht's, ist der Michel noch immer unruhig — keiner von Ihnen herabgefallen?" — „„Nun, es macht sich: der Michel ist wieder der alte gute Kerl, er sieht es selbst ein, daß wir nur vereint stark sind."" — „Sehr erfreut, meine Liebden! — Sollte er jedoch wieder in den Zügel beißen, ich diene, wo ich kann, mit Vergnügen!"

bei der alten Bundesversammlung gebildet werden sollte, daß eine Volksvertretung bei dieser Versammlung nicht statt hätte und vor allen Dingen, daß Österreich in diesen neuen Bund mit allen seinen Ländern eintreten solle. Darüber unterhielt man sich in den zwischen Brandenburg und Schwarzenberg vom 26. bis 28. Oktober gehaltenen Konferenzen, ohne daß Brandenburg etwas anderes erreicht hätte, als die Anerkennung der Österreich so überaus günstigen Artikel und Ablehnung jener andern, die doch der Lage der Sache nach Preußen nur einige Scheinrechte gönnte bei der Übergewalt des auch durch die größeren Staaten Deutschlands unterstützten Österreich. Offenbar trieb Österreich, dem seit Bregenz der Mut überaus gewachsen war, zum Kriege. Da war es für Brandenburg wenigstens ein Trost, daß Kaiser Nikolaus ihm die Versicherung gab, bei einem Angriff auf Preußen werde Österreich Rußland zum Gegner haben. Sonst trat der Zar durchaus auf die Seite Österreichs und ließ seine üble Laune über das Nichterscheinen des Schwagers an dem Grafen Brandenburg aus, dessen echt preußisch gesinntes Herz so wie so durch den Gang der Ereignisse tief verwundet war.

Der kehrte am 31. Oktober nach Berlin zurück, riet in den Ministerkonferenzen vom 1. und 2. November, deren zweiter der König selbst beiwohnte und dabei mit Entschiedenheit für die Mobilmachung eintrat, dringend zu einer versöhnlichen Politik, die auch von der Majorität angenommen wurde. Als er Depeschen in diesem Sinne am 3. November nach Wien abgesandt hatte, überwältigte ihn das Übermaß der Bitternisse, die er erlebt hatte; ein gastrisches Fieber ergriff ihn, dem er am 6. November erlag; in seinen letzten Phantasien rief er nach seinem Helm und Schwert, jammernd: „Es ist zu spät, sie sind schon in Breslau, o mein schönes Armeekorps!“ Tod Brandenburgs.

Gerade aber am 2. November war, als Antwort auf den am vorhergehenden Tage erfolgten Einmarsch der Exekutionstruppen, General von der Gröben in Fulda eingerückt, während General von Treßen Kassel besetzte. Die Entscheidung des Ministerrats vom 2. November aber veranlaßte einen Befehl an den General von der Gröben, Feindseligkeiten durchaus zu vermeiden, und wenn möglich bis zur definitiven Ordnung der Verhältnisse eine Demarkationslinie mit den Exekutionstruppen zu vereinbaren. Dieselbe Entscheidung veranlaßte auch Radowitz, seine Entlassung zu nehmen: seit dem 27. September Minister des Äußern hatte er auf den kriegerischen Austrag der deutschen Frage hingearbeitet. Entlassung von Radowitz.

Thränenden Auges entließ der König am folgenden Tage Radowitz, den langjährigen Vertrauten seiner hochfliegenden Ideen, seines Amtes: Manteuffel erhielt das Portefeuille des Auswärtigen, um die beschlossene Aussöhnung mit Österreich durchzuführen. Aber Schwarzenberg wollte keine Versöhnung, er wollte eine Demütigung. Seine Ansicht hat er um jene Zeit in dem vielberufenen Worte ausgesprochen: „Il faut avilir la Prusse et après démolir.“ (Man muß Preußen erst erniedrigen und dann vernichten.) Das Verlangen Preußens nach Einstellung der Rüstungen Österreichs und Gewährung freier Konferenzen beantwortete er durch weiteres Vorrücken des Fürsten Thurn und Taxis in Kurhessen. Da drang denn doch der Prinz von Preußen mit seiner Forderung der Mobilmachung der preußischen Armee durch. Am 6. November, demselben Tage, an dem Graf Brandenburg starb, wurde dieser männliche Entschluß gefaßt, der in allen preußischen Landen den freudigsten Widerhall fand. Aber am nämlichen Abend eilte Manteuffel zu dem österreichischen Gesandten von Prokesch-Osten, um ihm zu versichern, daß das alles blinder Lärm sei und daß Preußen sich des Bundestags, d. h. Österreichs Entscheidungen weder in Kurhessen noch in Holstein widersetzen werde. Manteuffel Minister.

Am 8. November war Thurn und Taxis bei Bronzell auf den Nachtrab Gröbens gestoßen: einige Schüsse wurden gewechselt; der Schimmel eines preußischen Trompeters fiel. Allein Gröben ging der Befehl zu, sich auf die Besetzung der preußischen Etappenstraßen durch Hessen zu beschränken: er mußte das Gefecht abbrechen und sich vor den Bayern und Österreichern zurückziehen. Bronzell.

Die Forderungen des Wiener Kabinetts an Preußen waren: Auflösung der Union, Anerkennung des Bundestages, Räumung Kurhessens. Die erste Forderung nahm Manteuffel ohne weiteres an; auf seine Anweisung hatte Herr von Bülow dem Fürstenkollegium der Union am 15. November zu eröffnen, daß Preußen auf Österreichs Verlangen die Union als „vollständig aufgehoben“ betrachte. Doch fügte er hinzu, was unter den Verhältnissen wie Hohn klang, der König wünsche trotzdem mit seinen Verbündeten in Union zu bleiben und hoffe gegebenen Falls auf ihre Unterstützung, sowohl mit den Waffen, wie in den Verhandlungen über die Neugestaltung des Bundes. Die Proteste mehrerer Unionsfürsten waren natürlich erfolglos. Mit Befriedigung sah Schwarzenberg, wie viel sich Preußen bieten lasse. Er verlangte nunmehr, daß Preußen „binnen 24 Stunden“ Kurhessen räume. Selbst Manteuffel erkannte jetzt, daß man in Wien unter Aussöhnung nur die unbedingte Unterwerfung Preußens verstehe. Er bat daher am 26. November Schwarzenberg telegraphisch um eine persönliche Unterredung in Oderberg, Brünn oder Olmütz. Dem Widerspruche des Prinzen von Preußen begegnete er mit der Erklärung, er wolle nur Zeit zur Vollendung der preußischen Rüstungen gewinnen. So reiste er am 27. November ab, ohne überhaupt Fürst Zusammenkunft in Olmütz.

Schwarzenbergs Antwort abzuwarten. Er traf mit dem Fürsten, der in Begleitung des russischen Gesandten war, am 28. November in Olmütz zusammen.

Manteuffel in Olmütz.

Das Ministerium in Berlin, voller Mißtrauen gegen die würdelose Nachgiebigkeit Manteuffels, hatte ihm die sehr bestimmte Instruktion mitgegeben, zu verlangen: freie Konferenzen an einem neutralen Ort, Suspendierung der Thätigkeit des Bundestages während derselben, gemeinsame Besetzung Kurhessens durch Preußen und Österreich, Regelung der schleswig-holsteinischen Frage auf den freien Konferenzen. Allein Manteuffel, voll Eifers den stolzen und anmaßlichen Fürsten für sich einzunehmen, scheute sich nicht, seine Instruktionen auf das gröbste zu verletzen: bedingungslos gestand er am 29. November alles zu, was Schwarzenberg forderte, nämlich Regelung der kurhessischen und holsteinischen Angelegenheit durch die gemeinsame Entscheidung der deutschen Regierungen, Aufgabe jeden Widerstandes in Hessen gegen die Bundesexekution, Aufforderung an die holsteinische Statthalterschaft, alle Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen unter gleichzeitiger Androhung gemeinschaftlicher Exekution; als einziges Zugeständnis dafür erhielt er die Bewilligung von Konferenzen zwecks einer Revision der alten Bundesverfassung. Als diese am 23. Dezember in Dresden eröffnet wurden, und zwar, wie Schwarzenberg protokollarisch feststellen ließ, lediglich durch ihn, den Bevollmächtigten Österreichs, war er bereit, in die dauernde Unterordnung Preußens unter Österreich zu willigen, so daß es fast noch wie ein Gewinn für Preußen erscheinen konnte, daß die Konferenzen, dank des Einspruchs der kleinen Fürsten, mit der unveränderten Wiederherstellung der alten Bundesverfassung schlossen.

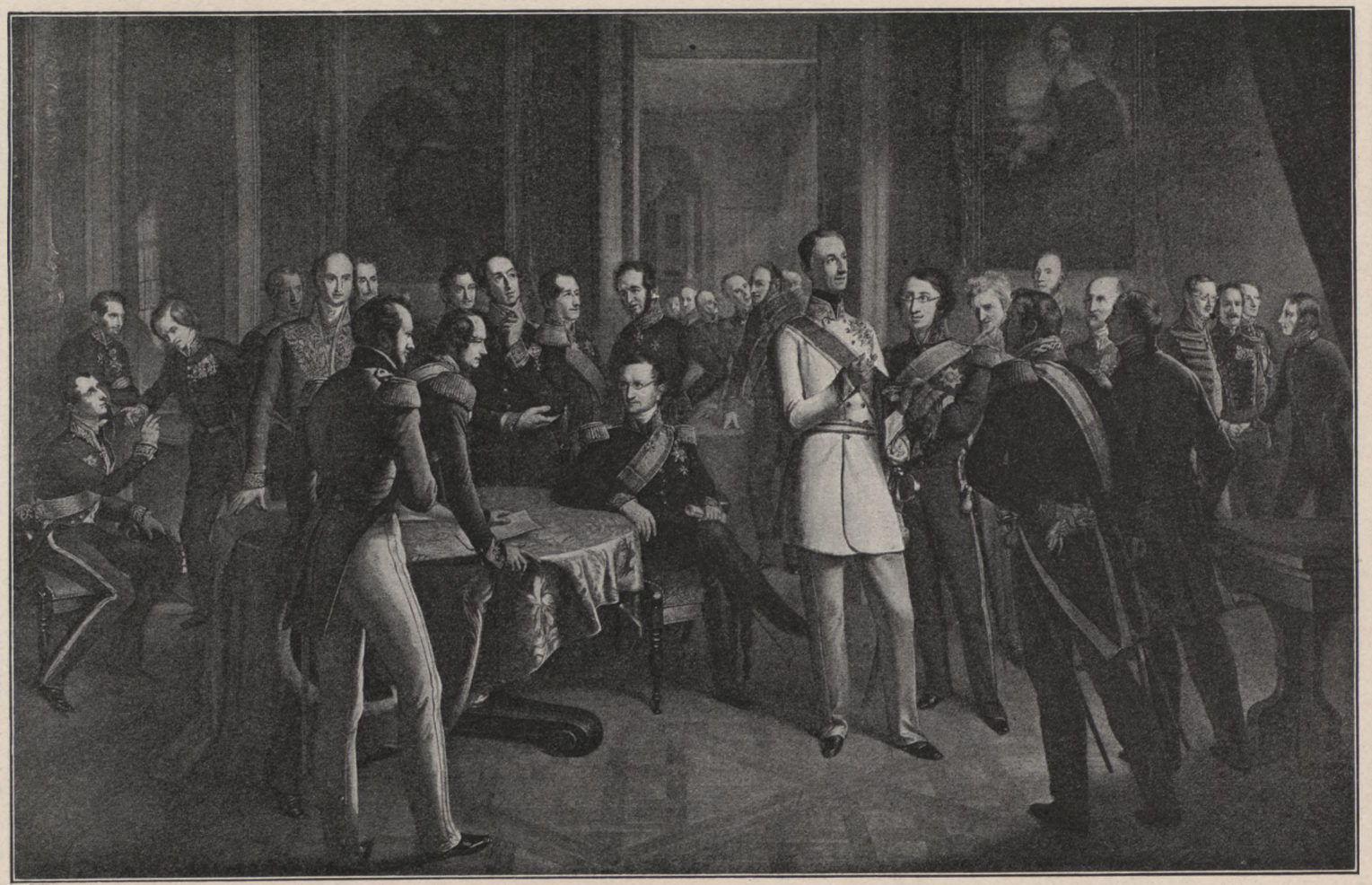
Österreich triumphierte auf der ganzen Linie: es hatte Preußens nationale Bestrebungen nicht bloß vernichtet, es hatte Preußen nicht bloß gedemütigt, sondern mit beleidigendem Hochmut ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt. „Wir haben mobil gemacht", sagte Graf Pourtalès, „um in Gala geohrfeigt zu werden." Desto heißer entzündete sich im Herzen des preußischen Volkes das Verlangen nach Abrechnung mit Österreich: um den Prinzen von Preußen, der so mannhaft gegen die Erniedrigung angekämpft, sammelte sich die Hoffnung auf Wiederherstellung der Ehre des Vaterlandes.

Der nationale Krieg in Holstein.

Wie Österreich über Preußen in der deutschen und hessischen Frage gesiegt hatte, so auch in der holsteinischen. Der am 10. Juli 1849 in Berlin abgeschlossene Waffenstillstand war am 2. Juli 1850 in einen Frieden übergegangen, durch den sich Preußen gänzlich vom Kampfe zurückzog. Gleichwohl hatten die Herzogtümer, nun nur auf sich selbst gestellt, nicht verzagt, sondern entschlossen den Kampf aufgenommen. Am 14. Juli rückte ihre Armee unter General von Willisen, der aus preußischen Diensten geschieden und an Bonins Stelle getreten war, und unter dem Bayer von der Tann als dessen Generalstabschef wieder in Schleswig ein und konzentrierte sich zwischen Flensburg und Schleswig. Hier griffen unweit Idstedt am 24. Juli die Dänen sie an. Wacker schlugen die Schleswig-Holsteiner den Angriff zurück; aber am nächsten Tage erneuerte sich die Schlacht; Verwirrung infolge ungeschickter Führung riß in den Reihen der Schleswig-Holsteiner ein, und Willisen, obgleich an mehreren Punkten im Vorteil, gab um Mittag die Schlacht verloren und zog sich nach Rendsburg zurück. Ein Vorstoß, den er am 12. September auf die Dänen unternahm, hatte ebenfalls keinen Erfolg: die Schleswig-Holsteiner wurden bei Missunde geschlagen und nach Rendsburg zurückgedrängt. Ebenso mißlang ihnen am 4. Oktober die Erstürmung von Friedrichstadt. Ihre Kraft reichte nicht aus, um Schleswig wiederzugewinnen.

Unterwerfung der Schleswig-Holsteiner.

Dennoch wiesen die Schleswig-Holsteiner den Befehl des wiederhergestellten Bundestages vom 25. Oktober, die Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen, mit Entschiedenheit zurück, beriefen vielmehr an Stelle des wenig fähigen Willisen den tapferen General von der Horst zum Anführer ihrer streitbaren Armee. Da machte Olmütz ihrem Widerstande ein Ende. Im Verein mit Preußen sandte Österreich ein Exekutionskorps unter Legeditsch, der auf einem preußischen Brückentrain bei Artlenburg über die Elbe ging, gegen Schleswig-Holstein und wiederholte am 6. Januar 1851 unter Androhung der Bundesexekution den Befehl des Bundestages. Nach langer Beratung beschloß die schleswig-holsteinische Landesversammlung mit 47 gegen 28 Stimmen sich dem Zwange



308. Erste Zusammenkunft der Mitglieder der Dresdener Konferenz im Brühlschen Palais am 23. Dezember 1850.
Nach dem Leben gemalt von Karl Christian Vogel von Vogelstein, lithographiert von Louis Zöllner.

zu fügen, und Graf Reventlow zeigte, während Beseler sein Amt als Statthalter niederlegte, am 11. Januar den Kommissarien Österreichs und Preußens die Unterwerfung Schleswig-Holsteins unter das Gebot des Bundes an. Die Armee wurde aufgelöst, die Landesversammlung aufgehoben, alles Kriegsmaterial, auch die neugeschaffene Kanonenbootflotte, den Dänen ausgeliefert. Dafür wurde versprochen, „der Bund werde die Rechte des Herzogtums Holstein und das altherkömmlich berechtigte Verhältnis zwischen Holstein und Schleswig auf Grundlage des Zustandes, wie er vor dem Kriege gewesen, wahren." Allein dies Versprechen wurde nicht gehalten; der Deutsche Bund ließ es ruhig geschehen, daß Dänemark jede Verbindung Schleswigs mit Holstein beseitigte, an die Eider eine Zollgrenze legte und einen dreisten Vertilgungskampf gegen deutsches Wesen und deutsche Sprache in dem nördlichen Schleswig begann. Dazu kam, daß die Großmächte durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 den Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg von der Thronfolge ausschlossen und sie der jüngeren Glücksburger Linie zusprachen. Auch Bunsen, der sich früher gegen ähnliche Ansinnung mit der ganzen Lebhaftigkeit eines enthusiastischen Gemütes gewehrt hatte, unterzeichnete im Namen seines Königs, obwohl dieser seiner Zeit für das Recht des Augustenburgers sein Wort eingesetzt hatte. So wurde deutsches Land gewissenlos den Fremden überantwortet: ein Verlust für Deutschland zugleich und eine Unehre, namentlich aber für Preußen.

Es war System in der reaktionären Politik Österreichs. Den Erfolg sicherte ihm nicht bloß sein dreistes Vorgehen, sondern auch die allgemeine Ermattung, die nach den gewaltigen Bewegungen als natürlicher Rückschlag sich geltend machte. Überdies stellte es in Kurhessen allen Widerstandslustigen ein warnendes Exempel vor Augen.

Reaktion in Hessen.

Manteuffel that sich groß damit, daß er in Olmütz von Schwarzenberg erlangt hatte, daß ein preußisches Bataillon in Kassel stehen bleiben und ein preußischer Kommissar an der „Pacifikation" Kurhessens teilnehmen dürfe. Allein es schien nur bewilligt zu sein, damit Preußen als mitschuldig in der öffentlichen Meinung vollends diskrediert würde: zu sagen hatte der preußische Kommissar nicht das Geringste. Rechberg, der österreichische Kommissar, besorgte, nachdem die Österreicher und Bayern das Land besetzt hatten, mit Hassenpflug allein die Unterdrückung der „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln", wie Manteuffel höhnend den standhaften Widerstand der Hessen gegen die gewaltthätige Ungesetzlichkeit nannte. Die mißliebigen Beamten wurden abgesetzt oder zum Rücktritte durch allerhand Schikane gezwungen; Zeitungen wurden unterdrückt, Lesekabinette geschlossen; die Widerstrebenden mit „Bequartierungen" von 20—25 Mann auf eine Haushaltung bestraft („Strafbayern" nannte der Volkswitz diese Erneuerung der Dragonaden) oder durch die jetzt rücksichtslos schaltenden Kriegsgerichte zu Gefängnis oder Geldstrafen verurteilt. Durch den Stillstand aller Geschäfte und die erdrückenden Einquartierungen entstand bald ein allgemeiner Notstand; ganze Dörfer wurden von ihren Bewohnern verlassen und in den Nachbarländern Geldsammlungen für Hessen veranstaltet. Die Verfassung wurde suspendiert, bald aber ganz aufgehoben.

Aufhebung der Verfassung in Österreich.

Österreich selbst war diesen Weg vorangegangen. Die oktroyierte Verfassung vom 4. März 1849 war niemals ins Leben getreten; der Reichstag war und blieb aufgelöst; am 31. Dezember 1851 wurde auch diese nur auf dem Papiere bestehende Verfassung in aller Form aufgehoben. Der Justizminister Alexander Bach, den die Revolution emporgehoben, dann aber ganz in das Fahrwasser der Reaktion geworfen hatte, richtete, seit dem 28. Juli 1849 Minister des Innern, eine straffe büreaukratische Verwaltung ein, den Gedanken der österreichischen Gesamtmonarchie mit voller Schärfe durchführend. Nicht bloß Ungarn und Italien wurden nach der Unterwerfung streng absolutistisch regiert, sondern jede freiere geistige Regung straff unterbunden, soweit der Adler Österreichs die Schatten seiner Schwingen warf. Es machte keinen Unterschied, daß Fürst Schwarzenberg am 4. April 1852 starb: sein Nachfolger Graf Buol-Schauenstein, wenn auch in der Form milder, war nicht weniger entschieden reaktionär gesinnt.

Dresdener Konferenzen. Wiederzusammentritt des Bundestages.

Schon im Herbste 1851 war von Wien aus die Aufforderung an Preußen ergangen, die Verfassung aufzuheben und zu absolutem Regimente zurückzukehren. Allein König Friedrich Wilhelm wies eine Verletzung des Eides, den er am 6. Februar 1850

geschworen hatte, nicht ohne Einfluß seines Bruders mit Unwillen zurück. Ganz so wie Schwarzenberg es meinte und in seinen selbstgefälligen Berichten über die Olmützer Abmachungen und ihre Vorgeschichte den gleichen Glauben bei den auswärtigen Höfen zu erwecken suchte, war Preußen doch nicht gedemütigt, das erwies sich auf den oben erwähnten Dresdener Konferenzen, die den von Preußen in Olmütz gewünschten freien Konferenzen entsprechen sollten und am 23. Dezember 1850 eröffnet worden waren. Österreich konnte trotz seines Drängens den auch von Preußen nun wieder unterstützten Eintritt seiner gesamten Staaten nicht durchsetzen; es erlangte nur, daß ihm in geheimem Vertrage von Preußen der Besitzstand seiner Staaten auf drei Jahre garantiert wurde. Dann erklärte Preußen, daß es die Beschickung der Frankfurter Bundesversammlung für das geeignetste Mittel, alle Schwierigkeiten zu lösen, erachte, worauf sich die Dresdener Konferenzen auflösten. Der Bundestag aber trat nun schon seit Anfang Mai allmählich wieder zusammen. Am 14. Mai erschien mit dem interimistischen Vertreter Preußens, dem Herrn von Rochow, der eigentlich Gesandter in Petersburg war, Herr Otto von Bismarck, der im August jenes Nachfolger am Bunde wurde. Wer hätte damals geahnt, daß damit das tief gedemütigte Preußen und mit ihm Deutschland seinen Rächer, seinen Wiederaufrichter gefunden hatte?

Die reaktionär-feudale Partei.

Die reaktionär-feudale Partei in Preußen aber, die infolge der allgemeinen Zeitströmung, doch auch durch die stille Förderung des Ministeriums Manteuffel das Übergewicht in den preußischen Kammern hatte, ging daran, auf verfassungsmäßigem Wege das konstitutionelle System in das altständische zurückzubilden. In vielen Punkten gelang es; Manteuffel setzte sogar die Wiederherstellung der alten Provinzial- und Kreisstände durch. Aber selbst unter den Konservativen bildete sich gegen diese feudalabsolutistischen Bestrebungen, deren beredter Verfechter in der Kammer Stahl war, in der „altpreußischen" Partei (Graf Pourtalès, von Bethmann-Hollweg, Graf Usedom u. a.) eine bedeutende Opposition, deren Ziel es war, das Königtum in Preußen nicht auf die Interessen einer feudalen Minderheit, sondern auf das allgemeine Volkstum und den altpreußischen Geist zeitgemäßen Fortschrittes zu gründen. Und neben ihr stritten, oft als Verbündete, die Liberalen, deren schlagfertige Führer Simson und Georg von Vincke waren.

Reaktion das Ziel des Bundestags.

Das Werkzeug in der Hand Österreichs, die Reaktion in Deutschland zu betreiben, war der wiederhergestellte Bundestag. Er hob nicht nur am 23. August 1851 die „deutschen Grundrechte" (S. 665) auf, sondern er verpflichtete die Regierungen auch, falls die seit 1848 ins Leben getretenen staatlichen Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen mit den Grundgesetzen des Bundes nicht in Einklang ständen, „diese notwendige Übereinstimmung herzustellen"; ja er setzte sogar zur Überwachung aller dahin bezüglichen Schritte der Einzelregierungen einen besonderen Ausschuß ein, den das Volk treffend den „Reaktionsausschuß" nannte. Daß Presse und Vereinswesen unter besondere Aufsicht genommen wurde, war selbstverständlich.

Reaktion in den Einzelstaaten.

Infolgedessen wurde auf Antrag der hannöverischen Ritterschaft die Verfassung in Hannover aufgehoben und dafür 1855 eine andre oktroyiert, welche, feudal-reaktionären Charakters, den Prinzipien des Bundes entsprach. Das Gleiche geschah auf Grund der Entscheidung des Schiedsgerichts von Freienwalde trotz des langen Widerstrebens des wohlgesinnten Schweriner Großherzogs in Mecklenburg: er wurde angewiesen „wieder einen Landtag nach dem Erbvergleich von 1755 auszuschreiben". In Nassau und Altenburg wurden die Wahlgesetze aus dem Jahre 1848 aufgehoben, auch in Hamburg, Bremen und Frankfurt reaktionäre Verfassungsänderungen vorgenommen. In Württemberg wurde ohne weiteres die alte Verfassung von 1819 wieder in Kraft gesetzt; in Hessen-Darmstadt die 1848 aufgehobene erste Kammer wiederhergestellt und ein neues Wahlgesetz oktroyiert. Ohne Gewaltthätigkeit, in verfassungsmäßigem Wege suchte man mit den Forderungen des Bundestagesin Weimar, Koburg, Meiningen, Oldenburg, Braunschweig und Bayern sich abzufinden. Noch schonender verfuhr Baden. Sachsen dagegen war der einzige deutsche Staat, der schon vor der Erneuerung des Bundestages durch den von dem Minister von Beust am 3. Juni 1850 in Szene gesetzten Staatsstreich die vormärzliche Ständeverfassung wiederherstellte.

Der politischen gesellte sich die kirchliche Reaktion. Gesinnungslosigkeit und Heuchelei wucherten empor; nichtswürdige Spürerei vergiftete das Volksleben. Tiefe Verstimmung und Entmutigung bemächtigte sich der Besten des Volkes. Mit Zustimmung begrüßten die reaktionären Regierungen die Wiederherstellung des Kaisertums in Frankreich, während im Osten Rußland in ungeschwächter Kraft als Beschützer aller reaktionären Bestrebungen dastand: und zwischen beide war Deutschland in der alten Zerrissenheit und Ohnmacht gestellt. Denn das war das traurigste Ergebnis der Reaktion, daß die nationalen Wünsche und Bestrebungen auf ein einiges Deutschland vollständig zertrümmert wurden.

Wachsen der politischen Erkenntnis.

Aber doch war die Zeit sehr verschieden von den traurigen Jahrzehnten der Heiligen Allianz. Nicht nur daß doch der Reaktion zum Trotz manche wertvolle Errungenschaft gerettet wurde: auch den Lehren, welche die Sturmjahre gegeben, öffnete sich mehr und mehr das allgemeine Verständnis. Man begann aus den gemachten Erfahrungen die Haltlosigkeit und Gemeingefährlichkeit der republikanisch-radikalen Bestrebungen zu begreifen; die Liberalen kamen bei aufrichtiger Prüfung zu der Erkenntnis, daß ihre Politik zum Teil falsch gewesen und dadurch dazu beigetragen habe, der Reaktion den Sieg zu ermöglichen; von den Reaktionären sonderten sich nach und nach die Konservativen als die Vertreter einer organischen Staatsentwickelung; und über alles, man erkannte mit handgreiflicher Klarheit, wo die Gegner der Einigung Deutschlands zu suchen seien: daß Österreich, durch sein eigenstes Interesse auf die Beherrschung Deutschlands angewiesen, niemals der nationalen Einigung des deutschen Volkes zustimmen würde, daß ein einiges Deutschland nur mit Ausschluß Österreichs möglich sei. Welche Förderung war diese Erkenntnis! Mit welcher, man könnte sagen elementaren Macht wirkte sie auf Preußens Vertreter am Bundestag, auf Otto von Bismarck, als er sich ihr nach seinen in Frankfurt gemachten Erfahrungen erschließen mußte!

Grundlagen zu Preußens Neugestaltung.

Noch lag Preußen tief gedemütigt am Boden. Aber es hatte doch trotz Österreich, wenn auch mit gar manchen Beschränkungen, seine Verfassung behauptet; und als konstitutioneller Staat blieb es den Sympathien der Nationalen immer näher gerückt. Es hatte das Bündnis, welches ihm durch Persigny Napoleon (S. 769) gegen eine Berichtigung der Rheingrenze gegen Österreich anbot, abgewiesen und damit gezeigt, wie heilig ihm jeder Fußbreit deutschen Bodens sei. Es hatte, und das war doch das Wichtigste von allem, die merkantile Einheit Deutschlands, welche es im Zollverein hergestellt, behauptet. Denn als Österreich, um den am 1. Januar 1854 ablaufenden Zollvereinsvertrag zu sprengen, die deutschen Staaten zum Abschlusse einer Zolleinigung mit Österreich einlud und wirklich Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und Kurhessen durch das Versprechen einer Garantie ihrer bisherigen Zolleinnahmen — was, wenn es aufrichtig gemeint war, Österreich ein jährliches Opfer von 20 Millionen Gulden (40 Millionen Mark) auferlegt haben würde — zu geheimen Besprechungen verlockte, durchkreuzte Preußen nicht nur erfolgreich diese Machinationen, sondern bewirkte auch den Beitritt des Hannover, Oldenburg und Lippe-Schaumburg umfassenden „Steuervereins“ (S. 456) zu dem deutschen Zollvereine, der dadurch auf 35 Millionen Deutsche ausgedehnt wurde.

Aber freilich, durfte man erwarten, daß König Friedrich Wilhelm gegen Österreich und vollends gegen Rußland zu einer nationalen Politik zurückkehren würde? Der Prinz von Preußen aber, der mit Mannhaftigkeit der Unterwerfung unter Österreich widerstrebt hatte, weilte als Statthalter der Rheinlande jetzt fern in Koblenz.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Ende des neunten Bandes.

Biblioteka Główna UMK
300047604174

Biblioteka Główna UMK
300047604174